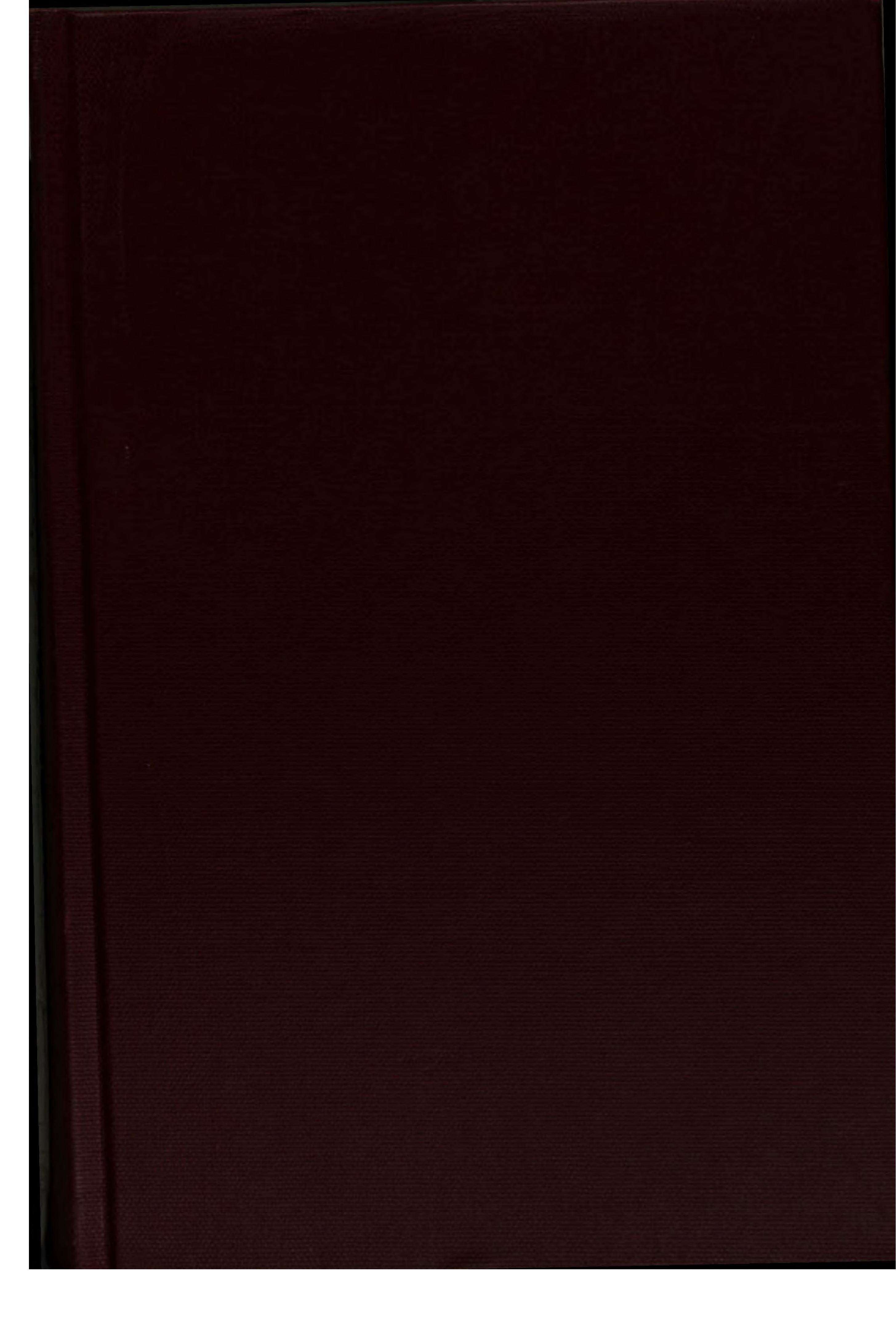
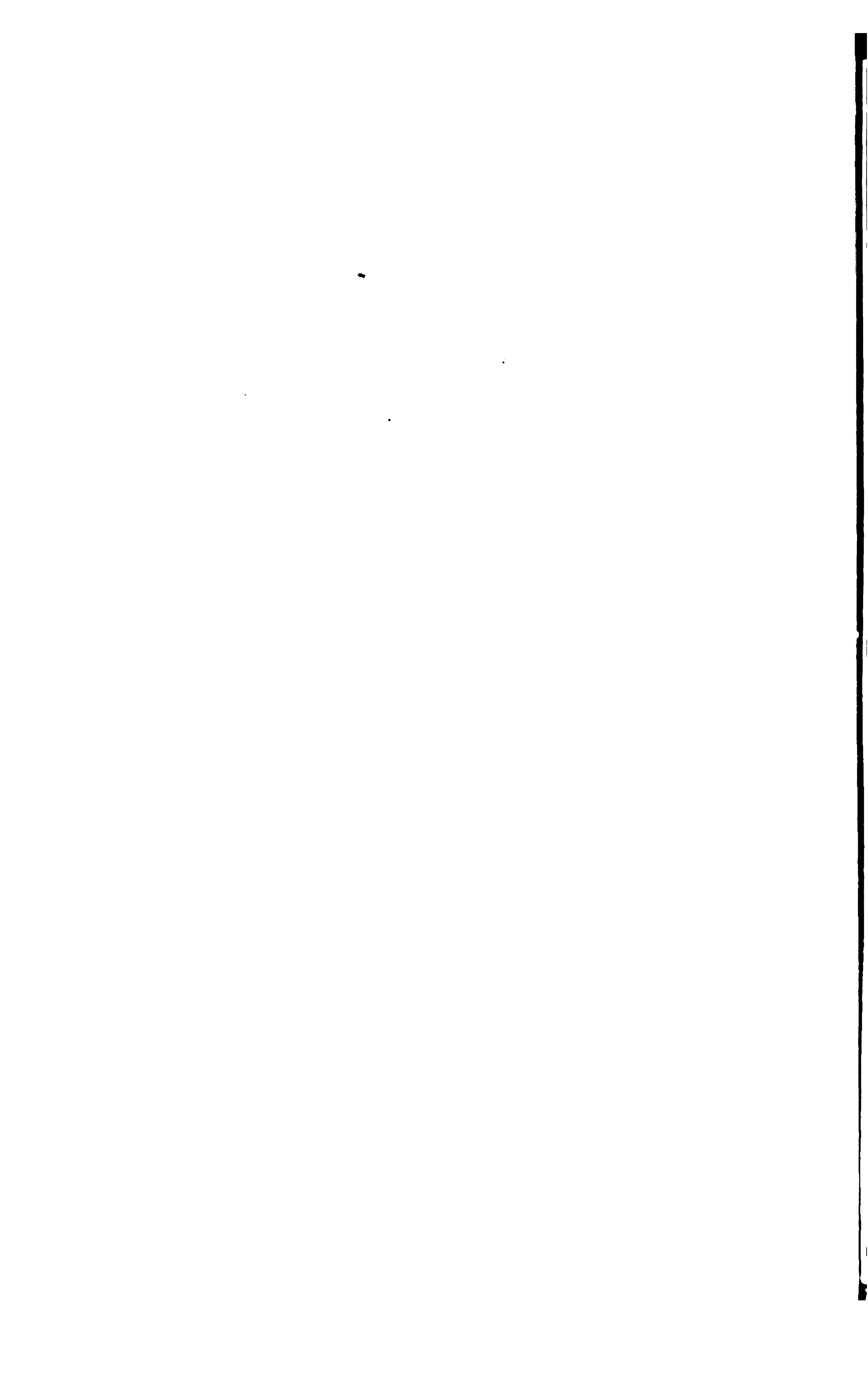






37. Jahrg. / März 1923 / 7. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Märzheft zum Preise von 1800 Mark.

Auslandspreis für Holland 1 1/4 Gulden, für Italien 10 Lire, für die Schweiz 2 1/2 Franken, für die Skandinavischen Länder 2 1/2 Kronen. Nach dem übrigen Ausland zu entsprechenden Auslandspreisen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Märzheftes:

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Geschäftliches:



Schleppfischer. Gemälde von Friedrich Skell
(Aus der Ausstellung in Brakls Kunsthaus, München)


Velhagen & Klasings Monatshefte
37. Jahrg. / März 1923 / 7. Heft

Das Wunderbare

Roman von Jakob Schaffner

(Schluß)

Ich weiß nicht, wann das war, daß ich mitten in meinen Delirien Hilde mit ihrer Mutter eintreten fühlte, und einen Moment, so ist es mir, glaubte ich sie sogar zu sehen, doch ohne das Gesicht verwirklichen zu können. Gleich ging es atemlos weiter mit mir. Halbe Ewigkeiten stürzten über mich her. Durch Unendlichkeiten jagte mich im Sturm das Fieber. Gluten und unsagbare Öden, blühende Wildnisse des Nichts, leere Gärten des Lebens, von wesenlosen Dämonen bevölkert anstatt von Bäumen und Büschen, Geschrei, von niemand ausgestoßen, fürchterliches Schweigen unfaßbarer Vorgänge von weltumstürzender Bedeutung —: alles jagte, hetzte, schreckte, drohte an mir vorbei, durch mich hindurch, und dazwischen taumelte ich selber als ein einsamer Funke im Raumlosen, aufflackernd, halb verlöschend, wesenlos, niemand, ein verlassenes Etwas, ein abgetriebenes, suchendes, verlorenes Lichtchen.

Dann sah ich Frau von Oppen an meinem Bett sitzen. Hilde stand düster grübelnd daneben. Wie in einer andern Welt ging meine Mutter fern vorbei. „Wo hast du denn eigentlich deine Ringe?" fragte Frau von Oppen halblaut. „Hat jemand den Saturn schon ohne Ring gesehen? Und von dem Reck kannst du unten bleiben. Der Riesensprung steht dir doch nicht zu." Doch diese letzten Sätze sagte eigentlich schon wieder ein anderer, der irgendwo zwischen den Sternen hineilte.

„Ach, laß schon die Ringe," hörte ich Hildes Stimme. „Jetzt ist es wohl Zeit, sich mit Ringen zu behängen. An dem Hang blühen die Veilchen. Da ist er als Kind aufgewachsen. Wenn er nur eine Feile hätte, dann würde er schon herauskommen." Während sie diese Sätze sprach, verwandelte sie sich in eine Person, die ich in meiner frühesten Kindheit gekannt und bei der ich mich manchmal geborgen gefühlt hatte, aber ich kam nicht darauf, wer sie sei.

Indessen antwortete Frau von Oppen wieder. Ihre Worte verwandelten sich sofort in kleine Männer mit roten Bärten, die verdrießlich aber rasch und geschickt eine Treppe in die Höhe sprangen; der Goldarbeiter, bei dem wir unsre Ringe kauften, hatte einen solchen roten Bart gehabt. „Wieso soll ich das lassen?" hörte ich sie sich wundern. „Es ist nachgerade schwer mit dir auszukommen, mein Kind. Du beeinflußt wohl den Gang der Krankheit sehr, indem du mit nackten Fingern dastehst? Ein Eigensinn ist das, sonst nichts. Meinetwegen auch ein Zweigensinn. Aber wenn man Feigen von den Bäumen pflückt, dann kann man sagen, daß die Höhe da ist. Das Tiefste ergründet doch keiner." Diese Worte waren gefolgt von einer großen, pompösen Richtigkeit, über die ich mich etwas erstaunte, denn wie kam die Frau zu solchen Erkenntnissen?

„Du wirst dich daran gewöhnen müssen," bemerkte Hilde oder ihr Fieberbild in bedrücktem Ton. — „Gehorsam ist des Christen Schmuck," fügte sie noch etwas spöttisch hinzu. „Hat vielleicht Christus Schmuck getragen? Verzehre du deinen in Gesundheit, und überlaß mich meinen beiden."

Die Trauer des Unsinns, die nun durch den

ganzen Weltraum hallte, machte mich seufzen. Das Herz wurde mir so furchtbar schwer. Ich wollte sprechen und konnte nicht; nur ein wortloses Lallen brachte ich hervor. Sofort wurden die Stimmen um mich leiser. „Es ist nichts; er phantasiert nur," flüsterte Frau von Oppen. „Du weißt doch, daß die Ärzte das neue Fieber als ein gutes Zeichen betrachten. Und um der Katze den Schwanz abzuhauen: heute abend erscheinst du mit avec bei der Tafel. Das Leben verlangt sein Recht, und Recht muß Recht bleiben."

Ich bemühte mich aus allen Kräften, meine Glieder aus der quälenden und tückisch berechneten Verstrickung zu lösen, die sie gefesselt hielt, aber ich vermochte keinen Finger zu rühren. Mit unaussprechlicher Sehnsucht verlangte mich danach, Hildes Stimme wieder zu hören, die ich seit einer Ewigkeit vermißte. ‚Unmöglich kann Frau von Oppen sich so geäußert haben bei ihrem Embonpoint!' ging es mir dabei durch den Kopf. Endlich sprach auch Hilde wieder, aber nun befremdete mich die große Ferne ihrer Stimme; durch weite kosmische Abgründe mußte sie im Sturm davongeweht worden sein.

„Damit du mich endlich in Ruhe läßt, will ich dir nur sagen, daß ich blank bin," erklang ihre Erklärung mit einem sonderbaren Unmut durch diese sausende Leere, die ja hier immer herrschte. „Vor einigen Nächten ist irgendwo eingebrochen worden. Mehrere Sternbilder gingen dabei in die Brüche. Die kannst du wieder machen lassen, wenn du Lust hast. Wenn ein Mensch mit einem Revolver in ein Fenster steigt, so bleibst du ziemlich kahl zurück. Das wäre eigentlich zu erwarten gewesen!"

Mehr hörte ich nicht mehr. Eine schreckliche Erregung packte mich. Der Boden unter mir stürzte ein. Die Wände wankten und lösten sich in Wolken auf, in denen es blitzte und donnerte. Und mit vernichtender Schnelligkeit begann ich abwärts zu sausen. Schreiend fuhr ich auf, sah auf einen blitzhellen Moment Frau von Oppen ruhig, mit einem erstaunten Blick neben mir sitzen, während Hilde, die dabei stand, rasch herzutrat und die Hände nach mir ausstreckte, wohl um mich in den Kissen festzuhalten. Eine davon ergriff ich leidenschaftlich. Sekundenlang starrte ich ihr verwirrt und wortlos ins Gesicht, das deutlich und ungemein beziehungsvoll wie eine Vision über mir schwebte. Aber vergeblich besann ich mich, worauf es sich bezog, und mit einem leisen, schmerzlichen Stöhnen ließ ich mich zurücksinken. Im nächsten Moment raste der atemlose Fiebergalopp weiter mit mir.

Das Gespräch zwischen Frau von Oppen und Hilde träumte ich immer wieder in stets neuen Ausladungen, Abänderungen und sinnvollen Sinnlosigkeiten, bis das Fieber sank. Denn ich war jung und stark und überstand auch den Rückschlag. Der Herzkollaps trat nicht ein, vor allem deshalb, weil ich ihn nicht wollte, weil ich mit meinen Fragen noch nicht fertig war. Nach zwei Tagen und Nächten voll wilder Delirien tauchte ich am siebenten Morgen wieder ins Bewußtsein auf — unendlich müde, schwach wie eine Wöchnerin, dankbar für die neugeschenkte Hoffnung — und nach wie vor voll ungelöster Spannungen. Diesmal erlaubte man mir nicht, zu sprechen, und ich machte auch keinen Versuch dazu. Ich fühlte, daß ich jetzt Zeit haben würde.

⁂

Hilde sah jetzt wieder frischer und spannkräftiger aus. In dem Grad, in dem sich ihr innerer Schreckzustand milderte, wurde sie noch herzlicher, wärmer und freier. Ja, ein neues Licht, wie aus Schmerzen geboren, schien in ihren Augen aufzugehen, und ihr Lächeln enthielt jetzt einen Zug, den überall bloß ein erschauernder Einblick ins menschliche Herz — und meist ins eigene verleiht. Als meine Genesung erst sicher stand, machte sie vollends den Eindruck eines Menschen, der überwunden hat, der mit neuem Vertrauen und frischem Wagemut zu seinem Ich in die Zukunft blickt. Auch ich selber getraute mich, zögernd, aber von ihr unwiderstehlich angelockt, einem neugeschenkten Glücksgefühl Raum zu geben.

Schöne Tage kamen nun für mich. Unsre Liebe trat in ein neues Stadium, von dem ich nichts sagen kann, als daß es mich mit einem großen Reichtum von täglich zunehmender Schönheit, von Reiz, Güte, Frauenhochsinn, Geist, verhaltener Leidenschaft und scheuer, stolzer Innerlichkeit beschenkte.

„Jetzt habe ich doch die Wahrheit!" sagte ich überzeugt. „Wahrheit ist nämlich alles, was man jenseits des Todes noch vorfindet, und was der Ewigkeit Stich hält. Ich bin durch den Tod hindurchgegangen und finde dich wieder."

„Ja, du mit deiner Wahrheit!" spottete sie etwas zu ernst. „Du wirst noch einmal ein wirkliches Unglück damit anrichten. Einstweilen hast du im Fieber ihretwegen die Nachttischlampe heruntergeschlagen. — Ich glaube, wir müssen uns wirklich an bescheidenere Gedankengänge gewöhnen," setzte sie mit einem scheuen Lächeln noch hinzu. „Wenigstens bis wir wieder ganz und sicher gesund sind. — Dann können wir über diese

Wahrheit einmal im vollen Ernst uns auseinandersetzen."

Aber neben uns breitete sich eine trauernde Stille aus, die am Ende selbst unser eifrig blühendes Glück beunruhigte. Meine Mutter freute sich aufrichtig mit uns, doch immer mehr als eine Vereinsamte, dem Glück der andern Ferngerückte. Sie wurde blasser und schmaler. Ihr Blick bekam ein sehnsüchtiges und hungerndes Licht. Ihre Augenbrauen spannten sich höher, und eine gewisse Unstetheit nahm Besitz von ihr. Es schien nicht, daß sie ein Lebenszeichen von Holsten bekommen hätte. Holsten konnte sich ja nicht mehr an sie wenden; er mußte nach dem Vorgefallenen für sie tot sein. Dazwischen dachte ich dann doch wieder, ob nicht die beiden irgendeine letzte, wenn auch weinende und blutende Hoffnung verbinde, aber die gleichmäßige Zunahme ihrer Vereinsamung, sowie die Pläne, die sie für ihre Zukunft entwarf, brachten mich immer mehr davon ab; es waren die Pläne einer Verlassenen, die mit ihrem Leben abgeschlossen hat.

Alle bemühten wir uns, so zart und kräftig als möglich an dieser unserer gemeinsamen Wunde vorbeizuleben, ja, wie Simson aus dem Skelett des toten Löwen Honig gewann, so beschenkte uns der nachgebliebene Schmerz jener Ereignisse erstmalig mit einer wirklichen, tieferen Einmütigkeit. Hilde fing an, für meine Mutter kleine Aufmerksamkeiten zu erfinden. Sie brachte Blumen und Konfekt, war darauf bedacht, sie auszuzeichnen, und manchmal schien es, als ob sie den Plan verfolgte, soweit ihr das möglich wäre, in Holstens verlassene Stelle bei ihr einzutreten. In der gleichen Zeit begann meine Mutter erst überhaupt langsam zu begreifen, was eigentlich geschehen war, und was sie verloren hatte.

Es war ein gedämpfter Frühlingstag. Leichte, dünne Wolkenstreifen bedeckten wie silberne Schleier den Himmel. Eine große Liebenswürdigkeit beherrschte das Licht, und über dem See und den nahen Bergen lag viel Anmut; die Fernen zeigten sich nicht. Ich durfte zum erstenmal auf eine Stunde das Bett verlassen. Meine Schulter war bandagiert, und die Wunde wurde künstlich am Heilen verhindert, da sie noch eiterte, auch hatte ich noch die Rekonstruktion des Schlüsselbeins durchzumachen, aber immerhin: ich bekam wieder Boden unter die Füße. Vom Ankleiden war noch lange keine Rede. Man legte mir meinen Kimono um die Schultern, und mit der Unterstützung meiner Mutter — die Schwester ging sehr wachend nebenher — konnte ich zum Sessel am Fenster schleichen. Der Gang enttäuschte mich etwas; ich hatte mich doch wesentlich stärker geglaubt, und schwermütig blickte ich auf das Grünen und Blühen der Natur hinaus.

Da ging die Tür, und mit einem wunderbaren Rosenstrauß trat Hilde ins Zimmer. Ich begrüßte sie unwillkürlich mit einem Freudenruf und streckte ihr sehnsüchtig die freie Hand entgegen. Sie sah aus wie das Leben selber, und mit ihrer schlanken, kühnen Schönheit bewillkommte ich sie als Gewähr dafür, daß ich auch das da draußen alles wieder besitzen werde. Auch ihr leuchteten die Augen, während sie, rascher als sonst, auf mich zukam und meine Hand ergriff.

„Nun seht diesen Windhund!" rief sie lachend aus. „Da hat doch wenig gefehlt, und ich könnte ihm mit meinen Blumen auf den San Salvatore nachrennen." Wir hatten ihr die bereits tags zuvor gemachte Ankündigung des Arztes geheimgehalten, um sie mit der Ausführung zu überraschen.

Ich zog, ohne ihr zu antworten, leise an ihrer Hand. Flüchtig errötend beugte sie sich über mich, und seit jenem unvergeßlichen Nachmittag im Kurpark berührten sich unsere Lippen wieder zum erstenmal. Ich war durstig und ließ nicht gleich los. Nach einem leichten Kampf, der in Lachen ausartete, befreite sie sich und richtete sich auf, um auch meine Mutter zu begrüßen. Zu unserer Bestürzung sahen wir sie abgewandt auf dem Diwan sitzen, wo sie lautlos und verzweifelt vor sich hinweinte.

Wir waren beide sehr betreten. Selbst Hilde stand auf einen Moment ratlos und wandte fragend die Blicke von der Schluchzenden auf mich.

„Aber Mutterchen!" sagte ich endlich in möglichst bestimmtem Ton, weil der in solchen Fällen immer noch am meisten Eindruck auf sie machte: „Also Mutterchen, darf jetzt noch jemand weinen, wo alles sich wieder wenden muß? Es ist keiner gestorben, und das ist schon eine ganze Menge. — Komm, setz' dich zu uns. Wir bilden jetzt resolut ein neues Dreigestirn am Himmel. — Sonst muß ich nämlich zu dir kommen."

Sie regte sich noch nicht, und ich machte schon Anstalten, aufzustehen. Da sah ich, daß sich Hilde mit den Rosen in der Hand auf sie zu bewegte. Ohne Umstände ließ sie sich bei ihr nieder. Und während sie mit einem Arm ihre schmalen, zuckenden Schultern umfing, mahnte sie ernsthaft: „Mutter Tribius, Klaus hat recht. Erstens verdirbt das Weinen den Teint. Und zweitens habe ich in meinem kurzen Leben bereits gemerkt, daß es nie viel nützt. — Die Rosen habe

ich nämlich für Sie gebracht, da mir scheint, daß Sie viel Verehrung verdienen. Ihr Schlingel von Sohn, der mit Pistolen um sich schießt, verdient höchstens geliebt zu werden. — Kommen Sie nur, er soll Ihnen wieder einmal die Hand küssen. Es ist wohl lange nicht mehr geschehen."

Mit zartem Zwang drückte sie ihr die Rosen in die Hände, die sie plötzlich mit allen bebenden Fingern umfing, um das tränennasse Gesicht darein zu verbergen. Ich wunderte mich darüber, wieviel junge Leidenschaft auch diese vergrämte Bewegung ausdrückte.

„Es ist schon gut," flüsterte sie um Fassung kämpfend. „Man — hat ein bißchen zuviel durchgemacht — mit dem dort!" Und dann ausbrechend: „Ach Gott, Hilde, du bist auch der Meinung, daß er es nicht hätte tun sollen? Aber wir wollen es ihm vergeben." — Die Tränen stürzten ihr noch einmal in Bächen über das Gesicht, doch nun lächelte sie schon. „Ich habe jetzt zwei Kinder. Und es muß sich auch wirklich alles wieder wenden, wie Klaus sagt, der Naseweis." — „Uhland," warf ich ein. „Ich geb' ihm auch den Naseweis gern weiter." — „Ach, was für prächtige Rosen!" rief sie dann mit nachtrauernder Freude. „Wir sagen uns von heute an du, Hilde."

Hilde faßte statt der Antwort eine ihrer Hände und küßte sie. Dann führte sie sie mir zu, und ich küßte die andere. So wurden wir eine Familie.

„Dein Sohn hat eine besondere Vorliebe für das Dreigestirn," neckte Hilde darauf bedenklich. „Wenn das bloß keine schlechte Vorbedeutung ist."

„Ja, aufpassen mußt du ihm schon," erwiderte die Mutter mit einem zärtlichen Blick. „Sonst fährt er dir bei lebendigem Leib in den Himmel."

„Ist das nicht ein bißchen mühsam mit der Aufpasserei?"

„Ich habe gefunden, daß sich schließlich alles mit ihm lohnt," war die sehr ernste Antwort.

„Mein Mutterchen neigt nämlich zu Glaubensbekenntnissen," scherzte ich noch. „Das hab' ich von ihr."

„Du, sieh du dich vor," warnte sie sich ereifernd. „Dir wird dein Unglauben auch noch vergehen, wenn du erst einmal Vater bist."

„Was wir zunächst darauf ankommen lassen," lenkte Hilde schnell ab. „Vor allem," sagte sie dann mit einer stillen Heiterkeit, die meiner Mutter wieder die Tränen in die Augen trieb: „Vor allem muß dieser fatale Mensch hier mir hoch und heilig versprechen, daß er mich künftig meine Händel allein ausfechten läßt. Ich werde ja nicht immer so krakehlsüchtig sein." Sie errötete ein bißchen und wurde jetzt ernst. „Und daß er sich nie wieder zur Zielscheibe für anderer Leute Schießkunst macht, sonst kann man keine Sekunde mehr fröhlich leben. Er soll so sein, wie er ist, nicht wie andere sind. Darum habe ich mich ja in ihn vergudt. — Was hätten wir denn tun sollen, wenn du gefallen wärst?" fragte sie mich mit einem Nachblitzen der ausgestandenen Furcht in den Augen. „Wir hätten wohl in großer Selbstverständlichkeit verzweifeln können, ja?"

Sie lachte zwar wieder, aber durch ihr Lachen flackerte ein Zorn, und eine verhaltene Erregung zitterte auf seinem Grund. Meine Mutter sah sie zuerst sehr groß an, dann fiel sie ihr plötzlich an die Brust, um sie leidenschaftlich zu umarmen und zu küssen. Darauf brach sie noch einmal in Tränen aus. Hilde war wieder von packender, eindrucksvoller Schönheit. Sie erregte mir damit Empfindungen und Vorstellungen, die über das leibliche Wohlgefallen weit hinausgriffen ins allgemeine Gebiet der Menschlichkeit hinein, wo die großen Erfüllungen unserer Wünsche liegen — jene Erfüllungen, die nicht in festen Daten bestehen, sondern im Sein und Wesen und in den zuletzt doch unaussprechlichen Geheimnissen.

⁂ ⁂ ⁂

Am Nachmittag dieses Tages bekam ich einen Brief, der wie ein Schuß in unsern Frieden fiel, da er Holstens Handschrift aufwies. Meine Mutter hatte ihn mir gereicht, ohne meinem Blick zu begegnen, und sich still auf ihren Platz beim Fenster gesetzt, wo sie mit aufgestütztem Ellbogen, die Wange auf der Hand, unbeweglich auf die Bäume oder nach den Bergen hinaussah. Langsam öffnete ich und begann zu lesen.

„Mein lieber Tribius! Wir haben uns zwar geschossen, aber Du bist es, der gefordert hat, also brauche ich mich zu nichts verpflichtet zu fühlen, zumal ich schließlich die Führung der sehr törichten Angelegenheit, mein guter Junge, selber übernommen habe, um wenigstens zu einem Schluß zu kommen, sonst knallten wir wohl heute noch. Außerdem kann man durch eine Pistolenkugel weder Fragen lösen, noch Freundschaften kaputt schießen. Dahinter bist Du vielleicht auch schon gekommen. Ich könnte anstatt Freundschaft auch Liebe sagen. Denn daß ich Dich liebe, daraus habe ich doch wohl kein Geheimnis gemacht. Diese Liebe ist aber der Schlüssel alles Verhängnisses, das Pulver, das die Kugeln am Ende fliegen

machte, die wahre Hypnose, aus der die Zwangshandlungen hervorgingen. Mache Dir selber Deinen Psalm darauf. Verstehe bloß richtig, daß ich Dir im wahren Sinn des Wortes verfallen bin, und Du weißt alles.

„Diesen Brief wirst Du mir nie beantworten; ich weiß es zum voraus. Um so freier kann ich sprechen. Ich bin ein Nihilist, Klaus. Habe auch daraus kein Geheimnis gemacht. Ich sehe bloß nackte Kausalität, ein paar psychische Belange, an die sich unsere Zufälle aufreihen, meinetwegen pathologische, aber keine moralischen, und an den übersinnlichen Schwindel glaube ich nicht. Mein Kind, hol' euch der Teufel! Bei euch weht solch eine transzendentale Luft, so eine überirdische Atmosphäre, hochsittliche Windhose — Ach, Quatsch, in Dir ist das alles. Du bist ein geistiger Stromtrichter, der alles in sich hineinschraubt, was ihm nahe kommt. Und Du ahnst es natürlich nicht. Hast noch Jahre zu laufen, bis Du Dich selber einholst, Prophetenschüler, unfertiger Evangelist, Embryo eines Gottessohnes. Was soll' ich viel erzählen. Entweder der Feuerlärm ging bei euch durch alle Korridore und einige anliegenden Straßen, und dann weißt Du über meine Unternehmungen zwischen Zwei und Vier in der Nacht Bescheid. Oder es ist alles still geblieben, und dann weißt Du erst recht Bescheid, wenn Du diesen Brief weiter liest. Bist Du aber fürs Augenzudrücken, dann höre hier auf und wirf den Wisch ins Feuer.

„Ich bekam noch einen Brandbrief von meiner armen, kleinen Sana. Der Gerichtsvollzieher war in der Wohnung gewesen. Na, also! Wenn ich nicht sofort Geld schickte, so ging sie mit den Kindern ins Wasser oder nahm Gas. So kam eigentlich die wirksame Demaskierung meiner bescheidenen Person durch das energische Fräulein von Oppen gerade rechtzeitig. Sei scharfäugig und fest, mein lieber Junge, es kommen jetzt Fußeisen und ‚Wahrheiten'. Ich nehme an, daß Du mit Deiner Wiederherstellung genug Fortschritte gemacht hast, um das Folgende ohne Schaden zu erfahren. Kind, ich bin zwischen zwei und vier Uhr in der Nacht vor dem Duell über die Veranda bei der Freiin von Oppen mit dem kühlen, stolzen Blick eingedrungen — mit Blendlaterne und Revolver, versteht sich. Was wollte ich eigentlich? Rache nehmen? Übermut bestrafen? Bei Gott, ich wußte es noch nicht klar, als ich schon mitten im Zimmer stand und sie aus dem Schlaf auffuhr. Es hätte mich gleich viel gekostet, ihr im Namen meines Freundes Klaus Tribius eine Kugel ins hocharistokratische Hirn zu jagen, oder sie an mich zu reißen und mit ihr das Weite zu suchen — ein Weg, auf welchem ich meine Zwecke ebenfalls erreicht hätte. Mein oberster Zweck war und ist nämlich Deine Freiheit, mein Bruder, nicht irgend jemandes Vermögensstücke.

„Ich bitte Dich sehr ernsthaft, halte mich nicht für wahnsinnig. Ich habe noch nie so klar gedacht. Sonst antworte mir: warum bin ich bis auf diesen Tag noch nicht verfolgt? Vielleicht scheint Dir bei näherem Nachdenken diese Frage sogar wichtig genug, um sie auch an besagte junge Dame zu stellen. Du hast Dich schon zu unsern Lebzeiten in dorten darüber aufgehalten, daß ich so wenig nett zu ihr war. Das Feuer ist niemals nett zum Wasser, weil das Feuer vom Wasser alles zu fürchten und nichts zu hoffen hat. Sela. Eine Stille von dem annähernden Zeitraum einer wohlgelungenen Enthauptung breitete sich zwischen uns aus. Sie starrte mich an — na, ‚großäugig' und ‚bleich' ist wenig gesagt, schreiben wir mal: zwischen äußerstem Hochmut und echt weiblicher Wehrlosigkeit. Einer der höhern Anblicke ist sie schon, das muß wahr sein. Geschmack hast Du bewiesen. Es gehört ein starker Grundsatz dazu, mit dem Spickaal in der Faust bei der Rolle zu bleiben, wenn sie da im Bett sitzt in einem Wasserfall von weißen Spitzen, mit bloßer Schulter — und was für einer Schulter! — weiten, erwartungsvollen Augen — und die Stille der Nacht ringsherum. Schließlich befällt mich ein solches Gefühl öder Übelkeit und gähnenden Lebensüberdrusses, daß ich nur etwas sagen muß, um über diese Minute wegzukommen. ‚Mein Fräulein,' bringe ich zu Tage oder vielmehr zur Nacht, und speie mir selber ins Gesicht: ‚Mein Fräulein, ich will nichts von Ihnen als Ihren werten Schmuck und Ihr bescheidenes Bargeld, da Sie sich doch einmal die Mühe machten, meinen wahren Charakter zu enthüllen. Sie werden sich nicht mit Flausen aufhalten; das Ding da ist scharf geladen. Ich habe Weib und Kinder zu erhalten, die ohne mich verderben. Ich hoffe, daß Ihre Kenntnis meiner Person nun keiner Erweiterung mehr bedarf.' Sah mich verdammt verständnisvoll an, als ich geschlossen hatte. War ja auch deutlich genug gewesen. Als sie vollends im ganzen Umfang begriff, daß ich wirklich sonst nichts von ihr wollte, wurde sie förmlich. Sehr kühl und sehr kurz und sehr von oben herab wiesen mir gnädiges Fräulein die betreffenden Geräte der Eitelkeit nach, die Ringe, die Spangen, das Dir wohlbekannte Perlenhalsband. Den Braut-

ring allein verweigerte sie standhaft, und als ich ein wenig mit dem Revolver drohte, wurde sie verachtungsvoll. ‚Wird Ihnen schon von selber abfallen, schöne Undine,‘ sagte ich schließlich lachend, um nicht eine peinliche Situation in dem guten Einvernehmen aufkommen zu lassen. ‚Mein gnädigstes Fräulein,‘ bemerkte ich noch, ‚Sie sehen, daß ich kein Versteckspiel treibe mit Ofenschwärze im Gesicht und so weiter. Die Masken zwischen uns sind ohnehin gefallen. Sie können mich also beliebig denunzieren. Nur das will ich Ihnen zu bedenken geben: ins Zuchthaus geht ein Holsten nicht. Im Untersuchungsgefängnis hänge ich mich auf. Ich erwarte Ihre werten Entschlüsse mit Interesse. Meine Adresse für die nächste Zeit ist Frankfurt am Main, Eschersheimer Landstraße 36; um Ihnen die Mühe des Gedächtnisses zu ersparen, lege ich lieber meine Karte bei Ihnen ab. — So, nun bitte ich noch um Entschuldigung für die Störung zu ungewohnter Zeit; eine andere steht mir leider nicht zur Verfügung, da ich morgen mit dem Frühzug abreisen will und bis dahin noch viel vorhabe. Ich empfehle mich Ihnen.‘

„Tribius, so ist es zugegangen. Ich habe nichts hinzugesetzt und nichts weggelassen, auch keine Geschmacklosigkeit. Vergleiche damit, was Du weißt. Und die interessante Tatsache, daß ich, wie schon bemerkt, noch auf ganz freiem Fuß gehe. Sei ein Denker, Tribius. Nach Deiner Meinung ist ja das Denken der Quell alles Guten. Ich meinerseits werde mir diese unterhaltende Tätigkeit immer mehr abgewöhnen, um nicht vorzeitig ins Narrenhaus zu kommen. Ach, Kind, ich hätte noch viel zu sagen, und möchte es auch, aber das Herz muß schweigen. Die Christen sagen: ‚Die Erde ist ein Jammertal.‘ Aber die Christen haben nur die halbe Wahrheit. Vergiß nicht ganz Deinen Erich Holsten.“

Als ich gelesen hatte, lag ich eine ganze Weile still und regungslos da, umsonst bemüht, zu begreifen und mir ein innerliches Bild zu machen. Ich verstand nichts. Vielleicht war ich auch noch viel zu schwach, um die richtigen Schlußfolgerungen rasch und großzügig zu machen. Statt dessen gingen mir zwei, drei zackige Blitze schnell hintereinander vor den Augen herunter. Einen Moment befiel mich ein Gefühl, als ob ich ersticken sollte, und mit einem leisen Schrei fuhr ich auf. Eben sah ich noch meine Mutter sich hastig nach mir umdrehen, da wurde es mir schwarz vor den Augen; nun war der Herzkollaps doch da.

Ich will nicht weiter von mir reden. Tagelang schwebte ich wieder in Lebensgefahr, und machte dieselben Todesnöte bei klaren Sinnen durch, mit denen ich mich schon im Delirium geschlagen hatte. Wieder sah ich eilig und lautlos diese geisterhaften Eisschollen über mich weggleiten, nur diesmal ohne Fieber, in flatternden Schwächen und leise frierend. Die strengsten Verhaltungsmaßregeln waren befohlen. Im Zimmer mußte absolute Stille herrschen. Ich durfte nicht reden, und wäre es möglich gewesen, so hätte man mir auch das Denken verboten. Das Fenster war verdunkelt, und alles ging auf den Fußspitzen, obwohl mich dieser ganze Aufwand erst recht zum Kranken machte und mich im Grunde verdroß als eine von mir nicht gebilligte Wichtigtuerei.

Indessen lag ich, dachte, beobachtete und suchte Verbindungen zu schlagen. Am unmittelbarsten beunruhigte mich jetzt meine Mutter. Ich fand sie übernächtig, gespannt und ruhelos. In ihrem Blick hielt sich unbeweglich eine stumme Seelennot auf. Entschlüsse gefährlicher Art kämpften darin. Auf ihrer Tiefe glühte Angst. Dies alles hatte nichts mit meinem Zustand zu tun. Ich erholte mich zwar langsam, aber stetig; an meinem Wiederaufkommen bestand trotz allem kein Zweifel. Nein, sie hatte wie ihre Urmutter Eva von der Frucht gegessen. Sie hatte Holstens Brief gelesen, den sie seither bitter schweigend unter eigenem Verschluß hielt. Aber nicht bloß sich selbst bekriegten ihre heimlich aufgebrachten und verfolgten Blicke. Sie rangen auch mit Hilde, ja, sie lagen in einem stummen, erbitterten Kampf mit ihren Blicken, die entweder schonend auswichen oder mit aufmerksamer Herzlichkeit standhielten, ohne sich auf Gefechte einzulassen. Dann wieder überfiel sie das große Mädchen mit Ausbrüchen der Liebe und einer durch geheime Schmerzen gesteigerten Leidenschaft, die Hilde mit manchmal bedrängter, doch immer festbleibender Güte über sich ergehen ließ oder mit einer halb scheuen und mitfühlenden Liebkosung erwiderte.

Aber auch Hilde war wieder ernster geworden. Wenn sie nicht wie die Mutter an aufreibenden, einander widerstrebenden Spannungen litt, so stand sie dafür unter einer bestimmten Erwartung, die ihr Verhalten diktierte, und die sie wieder etwas kühler machte, als sie die letzte Zeit her gewesen war. Ihre Gedanken lagen sichtlich wieder tiefer, und manchmal sah sie versunken und abwesend aus. Ich wurde endlich schlüssig, mit meiner Mutter, als dem Mittelpunkt dieser Unruhe, eine Unterredung herbeizu-

führen. Am ersten Nachmittag, an dem ich wieder aufstehn durfte, griff ich die Angelegenheit sorgfältig, aber entschlossen da auf, wo sie vor einer Woche mit mir liegen geblieben war.

„Mutter, wo hast du den Brief hingetan?“ fragte ich ruhig, als ich gut eingepackt von neuem meinen Platz am Fenster eingenommen hatte. „Ich muß ihn noch einmal lesen, da ich bloß das Gröbste davon begriffen habe. Mir war ja vorher schon nicht wohl.“

„Es ist dir jetzt auch nicht wohl,“ erwiderte sie rasch und unruhig. „Laß das jetzt, wo es ist. Du sollst dich nicht aufregen.“

„Ich rege mich mehr auf, wenn du mir den Brief vorenthalten willst,“ beharrte ich. „An die Sache selber habe ich mich inzwischen gewöhnen können; die Zeit war lang genug. Ich muß unbedingt auch lesen, was *zwischen* den Zeilen steht. — Gib mir den Brief.“

„Er steht nichts zwischen den Zeilen,“ sagte sie mit roten Flecken auf den Wangen. „Holsten teilt dir mit, daß er der Einbrecher war, und stellt dir die Frage, warum Hilde ihn nicht denunziert. Dasselbe frage ich mich.“

„Hast du das auch Hilde gefragt?“ forschte ich.

„Ich habe das auch Hilde gefragt. Ich werde das jedermann fragen, bis ich Antwort habe.“

„Hilde hat dir nicht geantwortet?“

„Sie sagt, sie hat diesen Erklärungen nichts hinzuzufügen.“

„Hast du — ihr dann eine Erklärung gemacht?“

Sie streifte mich mit einem brennenden Blick.

„Ich habe ihr erklärt, daß entweder *sie* Erich Holsten anzeigen wird, oder daß ich es tun werde. Das ist ein öffentlicher Skandal. Alle Welt spricht darüber. Und ich bin deine Mutter, die Mutter ihres Bräutigams.“

„Wieso ist daraus ein öffentlicher Skandal entstanden?“ wunderte ich mich. „Hat er noch an andere geschrieben?“

„Ich hatte die Pflicht, als Hilde mich abwies, mich an ihre Mutter zu wenden,“ sagte sie kampfbereit.

Ich ließ mich davon nicht abschrecken.

„Das hättest du nicht tun sollen, Mutter,“ bemerkte ich. „Damit hast du dich ins Unrecht gesetzt. Die Sache hätte zwischen uns bleiben müssen. Du hast ja Hilde die Freiheit genommen.“

„Ich bin das wohl nicht, die ihr die Freiheit genommen hat.“

„Es wird sich ja herausstellen, ob sie überhaupt unfrei ist,“ erwog ich unter arbeitenden Vorstellungen. „Einstweilen ist der Brief an *mich* adressiert; vergiß das nicht. Ich habe dabei nicht die Absicht, ihn vor dir beiseite zu bringen. Du kannst ihn jederzeit in meiner offenen Schublade finden, wenn du darauf zurückgreifen willst. Holsten hat ihn zweifellos geschrieben, um seinen Inhalt für einen gewissen Kreis bekannt zu machen. Mit irgendwelcher Künstlichkeit kommen wir um die Angelegenheit ohnehin nicht herum. Wir sind alle auf die Wahrheit angewiesen.“

Diese ernsten Worte machten soviel Eindruck auf sie, daß sie den Brief herausgab. Sie hatte ihn in ihrer Handtasche mit sich herumgetragen.

„Wenn du die Sache so betrachtest —!“ meinte sie gramvoll und heimlich gereizt. „Aber ich verstehe nichts von dir. Du bist doch der Bräutigam —!“

Ich faßte sie am Handgelenk.

„Es muß sich alles in *Freiheit* finden, Mutter!“ mahnte ich. „Es ist hier niemand, der einen Zwang ertragen würde.“

„Bloß ich soll gezwungen werden!“

„Mutter,“ bat ich, „hab' Vertrauen zu allen, auch zu dir!“

„Wirst du sie zur Rede stellen?“ fragte sie. „Daß die Leute das viele Geld und den Adel haben, ist noch kein Grund für uns, bei ihnen Abfälle zu essen.“

Ich fühlte, wie ich blaß wurde.

„Gewiß nicht,“ gab ich zu. „Tribius ist Adel genug. Davon ist keine Rede. Aber es ist auch keine Rede vom Abfall essen. Du sprichst jetzt nicht nur in meiner Sache.“

„So, in wessen Sache spreche ich sonst noch?“

„Ich bin dein Sohn, Mutter. Du kannst mir glauben, daß ich mehr sehe und mitfühle, als bloß mich angeht.“

Dazu sagte sie nichts. Sie biß sich auf die Lippe, und mit gequält zuckenden Mundmuskeln setzte sie sich abseits auf einen Stuhl. Ich las den ungeheuerlichen Brief noch einmal. Wieder stieg es mir heiß vom Herzen herauf. Ein Schleier zog mir über die Augen. Aber ich überwand den Reiz und begann von neuem zu denken. Mir fiel diesmal auf, daß kein Wort von meiner Mutter darin stand. Für das andere boten sich dieselben oberflächlichen Erklärungen an, die sich nach meinem Wiederauftauchen aus dem ersten Anfall schon eingestellt hatten und die ich ablehnte. Es handelte sich auch nicht darum, zu erklären, sondern weiter zu leben. Holstens Brief hatte den Abgrund zwischen uns offen aufgerissen; der mußte

nun endgültig geschlossen werden, und das konnte nur in vollem Vertrauen geschehen. Übrigens fand ich ihn nicht in dem Verhältnis zwischen Holsten, Hilde und mir, sondern zwischen den ersten beiden und meiner Mutter. Dort klaffte die Lebensgefahr für uns alle, die tödliche Bedrohung meines Glückes, und dort stiegen diese giftigen Dämpfe auf, von denen das Herz meiner Mutter krank und Hildes Geist trübe geworden war.

„Mutter, was wirst du tun, wenn ich diesen Brief verbrenne?“ fragte ich sie endlich.

Sie regte sich kaum.

„Ich denke, es soll hier niemand Zwang angetan werden?“ meinte sie tonlos.

„Das ist auch noch meine Meinung. Ich möchte nur gern verhindern, daß du unsern Konflikt noch irgendwo hinträgst, wo er nicht gelöst werden kann.“

„Meinetwegen kannst du den Brief verbrennen. Du wirst im Ernstfall doch nicht ableugnen, was darin stand.“

„Im Ernstfall? Du denkst hier noch an einen andern Ernstfall, als den, der bereits vorliegt — ?“

„Es liegt an euch, das abzuwenden,“ erklärte sie starr und leidend. „Verlange von Hilde, daß sie den Einbruch anzeigt. Du hast das nächste Recht dazu.“

„Dies traurige Recht hat niemand, als sie. Wenn sie es nicht ausüben will, so ist das ihre Sache. Sie hat uns genug von ihrem Wesen sehen lassen, um unter allen Umständen den Anspruch an unser uneingeschränktes Vertrauen zu haben.“

„Ich habe dir noch nicht soviel von meinem Wesen gezeigt, daß du mir auch uneingeschränkt vertrauen kannst.“

„Mutter, wir reden aber von der Berechtigung, in dieser Sache einzugreifen, und die hast du nun einmal nicht.“

Sie sah mich einen Moment groß an, aber dann erinnerte sie sich wohl daran, daß ich nicht alles wissen konnte, was zwischen ihr und Holsten vorgefallen war, und versank wieder in ihre vorige trübe Starre.

„Du bist immer noch zu jung, um in diesem Ton mit mir zu reden,“ bemerkte sie wieder halb abwesend. „Es geht hier nicht um gelehrte Dinge, es geht ums Leben. Viel Zeit kann ich euch nicht mehr lassen, wenn nicht sonst etwas mit mir geschehen soll.“

⁂ ⁂ ⁂

Hilde kam. Sie brachte Blumen und Konfekt mit und übrigens den denkenden Blick, den sie in der letzten Zeit unter aller Lebendigkeit und gelegentlichen Laune hatte. Mich begrüßte sie mit einem Kuß, meiner Mutter gab sie die Hand. „Mutter, du solltest aber bei dem herrlichen Wetter auf ein Stündchen ausgehen,“ sagte sie freundlich zu ihr. „Du wirst mir zu blaß in der Zimmerluft.“ Sie legte den Hut ab. „Und das Gehen in Sonne und Wind bringt auf andere Gedanken,“ sagte sie noch lächelnd. „Man kann gar nicht genug gegen eine Krankenstube unternehmen.“

Wunderbar tröstlich schien mir diese Freiheit, mit welcher sie sich zwischen all den Drohungen, Schrecknissen und unausgesprochenen Geheimnissen bewegte. „Nein, nein,“ sagte ich mir tief überzeugt, „sie hat bei sich Klarheit geschaffen, und wir können nichts anderes zu unserm Heil tun, als ihr darin zu folgen. Wenn jeder seine Fragen selber löste, so blieben bald keine mehr übrig.“

Aber von all dem fühlte meine Mutter nichts.

„Ich habe wohl die richtigen Gedanken,“ bemerkte sie bedrückt und still. Mit seltsam ziellosen Bewegungen erhob sie sich. „Du aber sollst uns nicht so verwöhnen,“ sagte sie tadelnd, wenn auch nicht unfreundlich. „Jetzt hast du schon wieder Konfekt gebracht. Wo soll ich schließlich mit all dem hin? Und in Blumen wird er bald ertrinken.“

„Laß mir doch meine Freude!“ lachte Hilde. „Wenn Klaus erst ein paar Tage weiter ist, wird er mit deinen süßen Vorräten schon aufräumen, wie ich ihn kenne. Und der Flieder zum Beispiel gehört gar nicht hierher; der soll auf deinem Zimmer stehen. Aber was für einen Platz nimmt er weg. Also rede einmal zuerst mit Frau Professor Tribius.“

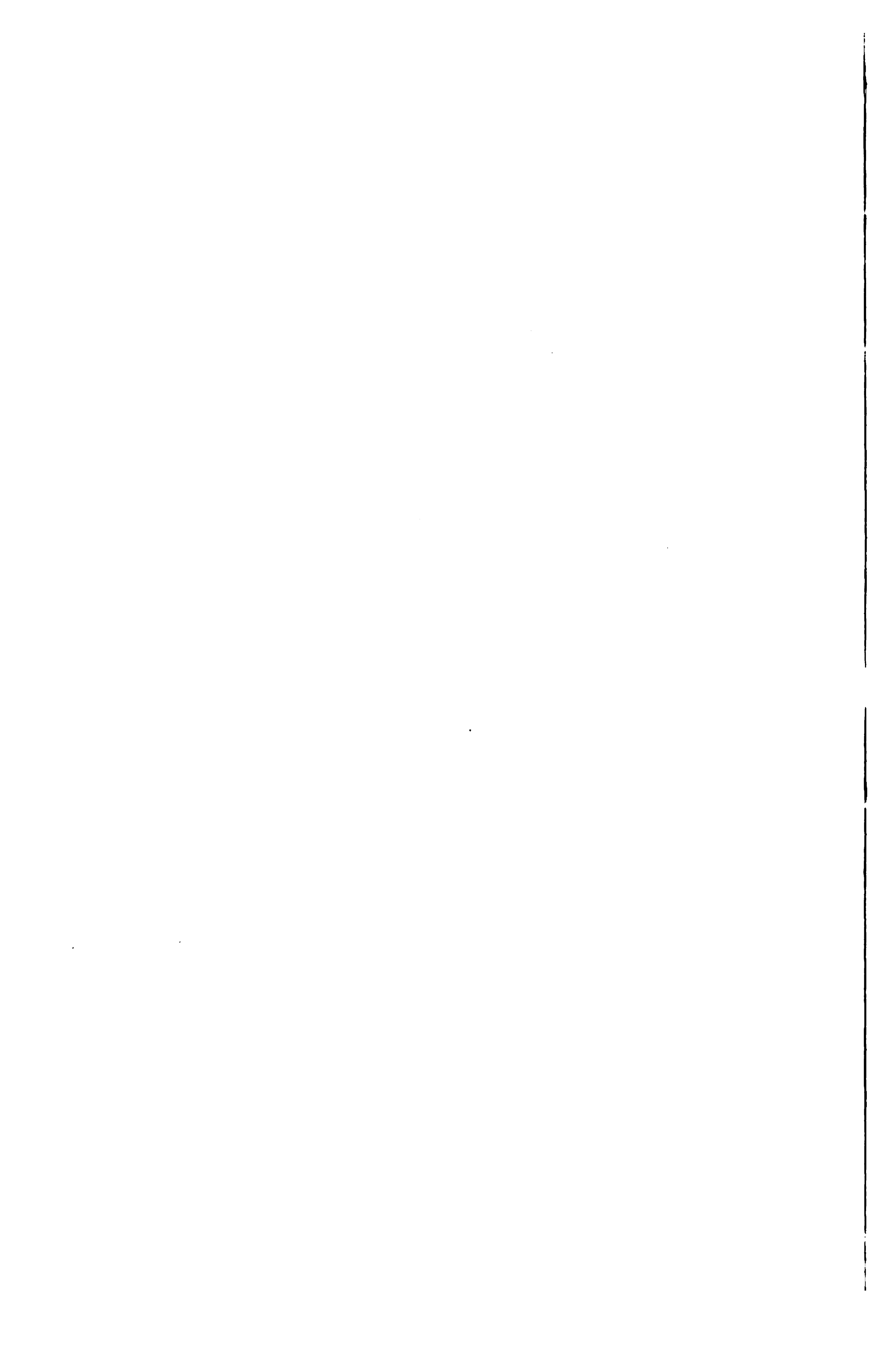
Plötzlich hörte ich, daß auf dem Grund der zur Schau getragenen Sicherheit bei Hilde eine leise bekümmernde Scheu lag, womit sie das Bild dieser Frau fast ehrfürchtig umgab, indessen sie in schonendem Zartgefühl für uns Zeit zu gewinnen trachtete. Meine Mutter stand vor dem Spiegel und setzte sich den Hut auf. Auch sie mußte den Unterton wahrgenommen haben. Über ihr verhärmtes Gesicht glitt ein blasses Lächeln, aber nur auf zwei, drei Sekunden, dann nahm das düstere Grübeln wieder Besitz davon.

„Es ist mit dieser Frau jetzt nicht gut zu sprechen,“ scherzte sie schmerzlich. Der Hut saß. „Den Flieder will ich mitnehmen,“ bemerkte sie noch wie verloren. Sie hob die Blumen aus der Vase. „Man zieht sich ja nicht gern üble Nachreden zu. In einer Stunde oder so bin ich wieder da.“

Sie strich mir über das Haar, küßte Hilde, die sich unerwartet über ihre Hand beugte,



Bildnis. Gemälde von Prof. Harold Bengen



auf die Stirn, und ging. Hinter ihr schlug die Stille zusammen. —

„Ich habe dich lange keine Patience legen sehen," sagte ich etwas später zu Hilde.

„Patience haben wir nicht wenig mit dir gehabt. Aber wir können eine legen. Wo hast du die Karten?"

Ich wies sie ihr. Sie mischte. Ich hob dreimal ab. Dann begann sie auszulegen.

„Die Durchlaucht ist heute auch abgereist," erzählte sie. „Sie läßt dich noch einmal herzlich grüßen, und du sollst zur Erholung auf ihr Schloß am Chiemsee kommen."

Sie hatte mir mehrmals Blumen geschickt, das letztemal mit dem Bescheid: jetzt werde es ihr aber bald langweilig werden; wann man mich denn wieder zu sehen bekomme?

„Sie ist die entzückendste alte Frau, die ich kenne," sagte ich. „Aber ich werde mich wo anders erholen."

„Nun, und wo?"

„In Italien mit dir."

„Beschlossene Sache?"

„Beschlossene Sache! — Über den siebenundzwanzigsten sind wir ja nun hinaus. Aber was fragt die Liebe nach dem Datum. — Wirst du deiner Mutter nun sagen, daß ich in acht Tagen Hochzeit machen will?"

„Ich habe es ihr schon gesagt. Es geht mir wie der Durchlaucht: die Sache wird mir langweilig. Jetzt oder nie. — Der Tag steht nicht fest, aber ich sagte, sie sollten sich bereithalten."

„Müssen da eigentlich immer fremde Leute dabei sein?" fragte ich plötzlich. „Die Papiere sind in Ordnung. Wir gehen einfach an einem der nächsten Vormittage aufs Standesamt, und schreiben dann aus Italien, daß wir uns empfehlen."

„Und deine Mutter?"

„Das ist richtig: meine Mutter. Nun, wir schicken sie zur Fürstin. Das wäre sogar eine ausgezeichnete Sache. Nirgends wäre sie besser aufgehoben. Wir sind ihr ja jetzt die denkbar schlechteste Gesellschaft, Hilde. Alles, was wahr ist."

„Du scheinst dir ja etwas darauf zugute zu tun. Aber meinst du, daß sie gehen wird?"

„Die Fürstin muß sie einladen."

„Und denkst du, daß ich eine solche Hochzeit mitmache?"

„Ich habe das beste Zutrauen zu dir."

„Ich werde es mir noch überlegen. — Ich würde eigentlich," bemerkte sie in sehr aufrichtigem Ton, „mehr Bedenken wegen deiner Mutter haben, als wegen meiner Eltern. Aber gegenwärtig grollt sie mir, weil ich Holsten nicht denunzieren will. Ich sagte ihr, ich würde es tun, wenn du es fordertest. Aber dich will sie hier ausgeschaltet wissen. Ich stellte ihr vor: ‚Überlege dir, mit welchen Gefühlen du an mich denken wirst, wenn ich diesen Mann ins Zuchthaus gebracht habe!' Es gibt jetzt kaum einen Weg zu ihr. Ich werde gleich heute noch an Durchlaucht schreiben!"

„Tu das, Hilde. Du kannst dort die Herzzehn auf die Neun legen. So machst du's bei mir. Immer überraschst du mich mit einem größern Wert. Zeitlebens habe ich das Ungewöhnliche gesucht; ich will es dir jetzt gestehen. Und in dir habe ich's gefunden. Du wirst mich sehr glücklich machen."

Sie ließ die Karten sinken und stützte die Stirn auf die Hand.

„Deine Mutter ist davon nicht mehr so fest überzeugt," zweifelte sie. „Und manchmal werde ich selber unsicher. — Man müßte zuverlässiger und dann noch großherziger sein. Immer fürchte ich, daß du Dinge in mir siehst, die nicht da sind. — Deine Mutter beunruhigt mich sehr, Klaus. Sie ist streng und unbestechlich."

„Außer durch Dogmen," erinnerte ich. „Denke auch daran, daß sie jetzt die schwerste Zeit ihres Lebens durchmacht. Aber es wird vorbeigehen, und dann wird sie dankbar sein, daß wir stärker waren als sie."

„Hoffen wir es," sagte Hilde. „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben." Sie nahm das Spiel wieder auf. „Die Karten wenigstens liegen nicht schlecht."

Sie lagen sogar auffallend günstig. Hilde legte nach ihrer Gewohnheit zweimal die sogenannte Zehn, und dann „zur Probe" noch einen Zopf. Alles ging auf. Lachend packten wir zusammen und verbrachten dann noch eine heitere, selbstvergessene Stunde, wenn auch unter Wolken und unter ernster Vorzeichnung. Selbst als meine Mutter zurückkam, dauerte diese leicht und herzlich geführte Stimmung noch an, und sie erlosch erst allmählich, als Hilde wieder in ihr Hotel gegangen war, um den Brief an die Durchlaucht zu schreiben. Erst mußte ja meine Mutter untergebracht sein, bevor wir uns zu irgendeinem weitern Schritt entschließen konnten.

Nachdem Hilde gegangen war, saß die Mutter zuerst eine Weile stumm nach ihrer Gewohnheit am Fenster. Darauf stand sie auf und begann unruhig und planlos im Zimmer umherzugehen, rückte hier eine Vase, glättete dort eine Decke, um dann plötzlich stehen zu bleiben, das Gesicht mir halb zugewandt.

„Und wie steht ihr jetzt miteinander?" fragte sie. „Was habt ihr beschlossen? Ein-

mal muß die Sache nun doch zum Ende kommen —!"

Die Sonne fiel ins Zimmer herein. Ihre schmale Gestalt schwebte und schwelte dunkel in den Abendfeuerbränden. Sie sah wieder ergreifend liebenswert und unglücklich aus, aber ich hielt es für richtig, sie falsch zu verstehen.

„Das sagte auch Hilde," teilte ich mit. „In acht Tagen oder so wollen wir in aller Stille heiraten. — Mache dich beizeiten auf einen Staatsstreich gefaßt," mahnte ich noch lächelnd.

Sie überflog mich mit einem beunruhigten und erschreckten Blick und war dann still. Stumm und zusehends wieder mit sich selbst zerfallen nahm sie ihren Platz am Fenster ein und starrte in unbeweglichem, hartem Gram hinaus, ohne etwas zu sehen. Ich merkte, daß ich einen Fehlgriff getan hatte, und beeilte mich, auf ihre Frage zu antworten.

„Mutter, Hilde hat mir gesagt, was ihr miteinander gesprochen habt."

Sie wartete, ohne sich zu regen, auf weitere Mitteilungen.

„Nun, und?" fragte sie dann fast teilnahmlos.

„Du hast mir verschwiegen, daß sie sich bereit erklärte, Holsten anzuzeigen, wenn ich es verlangte."

„Gut, damit versteckt sie sich hinter dich," versetzte sie kurz und in abweisendem Ton. „Und du bist natürlich dagegen, daß da reine Verhältnisse geschaffen werden. — Warum, das weiß Gott!" seufzte sie noch.

„Ich weiß es selber, Mutter; wir brauchen die hohe Instanz gar nicht zu bemühen. Man liefert keinen Freund dem Elend aus."

„Aber ihre Gründe? Weißt du die auch?"

„Nicht exakt. — Ich weiß ja nicht einmal, warum du ihn unbedingt unglücklich machen willst."

„Ich habe dir schon gesagt, daß du nicht so zu deiner Mutter reden kannst," tadelte sie streng, um ihre wankende Festigkeit zu verbergen.

„Das bringt uns ebenfalls nicht weiter, du hast gesagt, daß du jetzt zwei Kinder hättest. Nach meiner Meinung dürfen Kinder das Vertrauen ihrer Mutter beanspruchen, solange sie es sich nicht nachweislich verscherzt haben."

Sie schwieg eine Weile wie überwunden.

„Ihr habt es darauf abgestellt, mich zugrunde zu richten," klagte sie dann. „Gewiß, ich kann es soweit treiben, bis ich wahnsinnig werde. Und dann tue ich im Wahnsinn, was das Sittengebot von mir bei klarem Verstand fordert. — Nein, nein, ich komme nicht darüber hinweg. Es wird dir nicht gelingen, mein Gewissen einzuschläfern. Das ist ungeheuerlich und stellt alles in Frage, Zusammenleben, Moral, Religion, Treu und Glauben. Es ist ein Vergehen. Daß du das nur nicht einsiehst. Du sprichst von Vertrauen zu dem zweiten Kind. An Durchstechereien hat mich das erste nicht gewöhnt, Klaus, und ich bin auch zu alt geworden, um mich jetzt noch zu gewöhnen. Stimme sie um; bei mir hast du keine Aussichten! Ihr habt Gott als Feind; dagegen kann ich nichts tun!"

Ich kämpfte noch gegen sie und rang mit ihr wie mit meinem schwarzen Engel im Namen der Menschlichkeit, die ich bei ihr zur Geltung zu bringen suchte gegen diese „Gebote" ihres Gottes. Was waren das denn für Sittengesetze, die sich kraß und rücksichtslos gegen das Zarteste und Feinste richteten, was die Seele enthält, gegen ihren eigentlichen Lebensstoff, aus dem die edelsten Empfindungen und Gedanken stammen. Aber es war alles vergebens. Je mehr ich sprach, desto schmerzlicher verbitterte sie sich wieder. Sie wurde hart und abweisend — jeder Zoll eine Lutheranerin. Worte voll von loderndem Pathos fielen, wie ich sie lange nicht mehr von ihr gehört hatte, und zugleich erfüllt von einem ganz kalten, verstandesmäßigen Fanatismus, der sich selber zerfleischte, und unter dessen Krallenhieben das Herz Ströme von lebenswarmem Blut verlor. Es war ein Glück, daß die Schwester endlich erschien und dem bittern, hoffnungsarmen Disput ein Ende machte. Sie verließ mich verstört und halb zerrüttet. Ich hatte wieder Herzanfechtungen und geriet noch einmal unter das Treiben der Eisschollen. Nach Mitternacht ließ das zwar nach, aber bis zum Morgen lag ich vollkommen überwach, und als die Schwester erschien, hatte ich noch nicht eine Stunde geschlafen. Mein Zustand alarmierte wieder die ganze Abteilung. Der Arzt kam und wurde diesmal ungnädig. Vom Aufstehen war heute keine Rede, und ich hatte auch keine Lust dazu. Nach der Morgentoilette blieb ich erschöpft liegen. Das Zimmer wurde dunkel gemacht.

Ich schlief noch einmal bis zur Ankunft Hildes. Zuerst dachte ich, es wäre meine Mutter, da sie sonst immer zuerst dagewesen war. Ich fragte nach ihr; niemand hatte sie gesehen. Infolge davon begann ich mich wieder zu beunruhigen, aber Hilde versprach, bei mir zu bleiben, was sie dann auch tat. Sie war bedenklich; ich hörte es an ihrem Verstummen. Es lag irgend etwas in der Luft.

„Nun bringe dich nicht wieder auf, Klaus," sprach sie mir zu. „Sie wird schon kommen. Vielleicht hat sie eine Besorgung gemacht, die sie länger aufhält, als sie dachte." Darauf legte sich ein allgemeines angefochtenes Schweigen auf uns, von wenigen gelegentlichen Worten unterbrochen. Meine Angst nahm immer zu, aber ich bekämpfte sie; mochte geschehen sein, was wollte, so konnte ich es vom Bett aus jedenfalls nicht ändern.

Gegen Mittag trat Frau von Oppen mit großem Aufwand bei mir ein. Sie machte jedes Lokal, in dem sie erschien, sozusagen zur Arena, in der sie ihre Gefühle entfaltete. „Aber diese arme Frau," rief sie gleich aus, „ist das nicht schrecklich? Ein solches Unglück zu haben! Ich bin bei ihr gesessen bis jetzt. Zum Glück ist es nicht so schlimm, wie es zuerst schien." Und so weiter. Es war ganz umsonst, daß Hilde sie abzudämpfen versuchte. Sie merkte nichts und ruhte erst, als ich unter den Keulenschlägen ihres Mitgefühls beinahe erlegen war. Der Arzt wurde wieder gerufen. Er kam und fand einen Puls von 160 Schlägen, fuhr die Frauen an und gab Beruhigungsmittel, und nur auf mein bestimmtes Verlangen durfte Hilde bleiben. „Nun ist's aber genug, hören Sie!" bemerkte er sehr ernst. „Wenn Sie noch ein Weilchen so fortwirtschaften, dann sind Sie fertig. Das lassen Sie sich gesagt sein. — Fräulein von Oppen, ich mache Sie heute für ihn verantwortlich." Hilde sagte nichts. Die Schrecken waren jetzt vollzählig; es stand keiner mehr aus.

Meine Mutter war heute, im Begriff, von einem Besuch beim Staatsanwalt auf die Straße herauszutreten, ausgeglitten, oder sie hatte einen Ohnmachtsanfall bekommen: jedenfalls war sie in bewußtlosem Zustand und mit einer blutenden Kopfwunde erst bei einem Arzt und dann im Hotel eingeliefert worden. Später hörte man dann noch mehr. Schon beim Frühstück war sie aufgefallen durch eine an ihr ganz ungewohnte fahrige Verfassung, durch falsche Antworten, durch gedankenabwesendes Vorsichhinstarren und durch ein merkwürdig verfallenes Aussehen, das als geradezu mitleiderregend bezeichnet wurde. Aber niemand trieb sein Mitgefühl so weit, sich ihrer tatkräftig anzunehmen. Hilde ging sie diesen Morgen sorgfältig und mit der zähen Umsicht, die sie bei solchen Fällen entfaltete, aus dem Weg. Ein Zimmernachbar wollte sie bis gegen Morgen klagen und weinen, vielleicht sogar beten gehört haben. Nach einer Nacht, in der ihre weißen und ihre schwarzen Engel wild um sie gerungen hatten, und in welcher auch ihr letzter Dämon auf dem Plan erschienen war, um die Entscheidung herbeizuführen, war sie erschüttert und innerlich gebrochen zur Staatsanwaltschaft gegangen, um „ihrem Gewissen Genüge zu tun".

Aber vor dem Staatsanwalt hatte nicht eine entzündete Glaubensfanatikerin gesessen, sondern — ein Weib, das um sein Erlebnis kämpfte. Das ist meine feste Überzeugung.

⌘ ⌘ ⌘

Von dem Tag, an dem meine Mutter den Gang zum Staatsanwalt getan hatte, begann Hilde sich von uns zu lösen. Jetzt hatte auch sie einen Blick in den Abgrund getan, und war betreten, befremdet zurückgewichen. Abgesehen von ihrer innern Stellung zu Holsten, über die wir nie gesprochen haben, und ihren Empfindungen bei der Nachricht von seiner Denunziation erschrack sie über den Geist, aus dem all' diese Dinge kamen — und durch den ja auch ich mein Dasein hatte. Es war ihrem klaren, kühnen und vernünftigen Wesen unmöglich, zu verstehen. Ich sah, wie sie immer wieder fragend und mit einem grübelnden Zug meine Mutter betrachtete, oder wie sie mühevoll vor sich hinsehend, über ihre Worte nachdachte, und sie zu begreifen suchte. Aus meiner Mutter sprach, seitdem sie wieder aus dem Bett war, ein gesteigerter Hang zu großen Worten. Sie verbarg sich darin vor den dunklen Dämonen der Angst, der Reue, der Verzweiflung — was weiß ich? —, die sie jetzt umschwebten. Bibelverse, Aussprüche Luthers, gewagte und schmerzhafte Beispiele — alles mußte helfen, sie über diese furchtbaren Tage hinwegzubringen, in denen vielleicht die große Enttäuschung ihres Lebens an ihr fraß, während sie — vor ihren Selbstvorwürfen her — im Geist von einem Weltraum in den andern flüchtete, ohne sich irgendwo bergen zu können. Diesem ganzen wortlosen und doch so wortereichen Kampf sah Hilde schweigend und manchmal verwundert und unter zunehmender ernster Trauer zu. Niemals kam das zur Sprache, woran wir alle unausgesetzt dachten. Es hing bloß drohend und dörrend über uns, wie ein Augusttag über der Sahara, strich fiebernd und ermattend wie Scirocco durch unsre Seelen, welkte uns die Herzen, trübte uns die Augen. Hilde hörte nicht auf, meiner Mutter Aufmerksamkeiten zu erweisen, und jedesmal war es, als müßte diese sich beherrschen, um nicht aus ihrer einsamen Qual aufzuschreien. Manchmal überflog eine matte Röte ihr vergrämtes Gesicht. In den Abgründen ihrer Augen blitzte es auf, flackerte wetterleuchtend vorbei, und wurde wieder dunkel. Zwischen uns war nicht weniger Zärtlichkeit, als früher, eher mehr, aber sie

blutete aus vielen Wunden. Die Verehrung war krank. Die Liebe lag auf den Knien mit dem Schwert im Herzen. Gespräche kamen zwischen uns auf und verstummten wie verstecktes Weinen. Und Schweigsamkeiten umwitterten uns wie Sterbestunden, in denen das Liebste in den letzten Zügen liegt.

Eines Tages lag die Nachricht vor, daß Holsten tatsächlich verhaftet und in Untersuchung gesetzt war. Meine Mutter legte sie stumm und blaß mit zusammengepreßten Lippen und weggewandtem Blick vor mich und nahm ihren Zufluchtsplatz am Fenster ein, wo sie wieder bewegungslos saß und in die Weite starrte. Ich ließ das Blatt, nachdem ich darein Einblick genommen hatte, auf dem Tisch liegen. Als Hilde kam, tat sie nur einen streifenden Blick darüber, ohne es zu berühren und ohne mehr davon zu lesen, als man im Bruchteil einer Sekunde wahrnehmen kann. Sie nahm schweigend entfernt von uns beiden in der Zimmertiefe Platz, und zwischen jedem von uns lag ein Engel mit gebrochenen Flügeln, lag ein Weltuntergang, ein verkohltes Stück Leben, das nie wieder aufblühen konnte. Dann begann Hilde davon zu sprechen, daß unsre gemeinsame Zeit nun wohl bald zu Ende sein werde. Ihre Eltern erwögen wieder Reisepläne. Verwandte in England hätten eingeladen.

„Länger als vier Wochen," sagte sie mit trübem Lächeln, „halten wir's ohnehin nie am gleichen Ort aus. Wir sind die reinen Wanderratten geworden, und ich kriege es mit der Angst, wenn ich bloß an Seßhaftigkeit denke. Die Welt ist groß, und das Leben ist kurz. — Ich glaube, die Menschen lebten besser, wenn sie sich nicht so sehr an einen Fleck und an eine Idee hingen," setzte sie noch in begütigendem Ton hinzu.

Einen Augenblick war es still nach diesen Worten. Ich begriff, daß sie das Ergebnis schwerer, einsamer Kämpfe und für diesmal eine Abschiedsrede waren, und meine Mutter fühlte es auch. Unsre Verlobung spielte keine Rolle in ihren nächsten Zukunftsplänen, noch weniger unser künftiger Hausstand. Meine Mutter war die erste, die ein Wort fand.

„Jeder lebt, wie er muß," sagte sie bedrückt. Plötzlich machte sie vor Schreck einen Ausfall gegen Hilde. „Aber ohne die Leute, die am Fleck und an der Idee hängen," erklärte sie erregt und feindlich, „würden die andern das Nomadisieren nicht so genußreich finden. Die einen geben sich die Mühe, aus der Welt einen sinnvollen und geordneten Garten zu machen, und die andern lustwandeln darin."

„So ist es," bestätigte Hilde still den Angriff. „Und es ist besser, daß die Leute, die kein Geschick und keinen Beruf zum Bauen haben, auch die Hände davon lassen."

„Es ist jetzt Mode geworden, sich mit ein paar klugen Redensarten die Sache leicht zu machen," spottete meine Mutter, während wieder die roten Flecke auf ihren Wangen erschienen. Den ‚Beruf' hat jeder. Es handelt sich bloß darum, ob man sich seiner Verantwortung entzieht oder nicht. — Bequemlichkeit und Genußsucht treten jetzt immer mehr an die Stelle der Pflicht."

Ich beeilte mich, diese verletzenden Worte zu mildern, während mir selber die Welt dunkler wurde und das erste Frösteln wie vor einem Herbstabend mich überkam.

„Der latente Widerstand hat also noch einmal gesiegt?" sagte ich zu Hilde. Und als sie, unfähig zu jeder Art von Heuchelei oder auch nur Beschönigung, schwieg, scherzte ich: „Während der Held seine Wunden heilt, wachsen ihm neue Feinde. — Gut," entschloß ich mich, einen andern Ton anschlagend, „schicken wir uns in die Wechselfälle des Lebens und werden erst wieder gesund." Noch einen Moment betrachtete ich sie mit forschenden Blicken, und die Spottlust verging mir vollends. Das Herz zuckte mir zwar vor Enttäuschung, aber ich sah ja, daß sie selber gegenwärtig nicht von Übermut geplagt war. „Wer weiß, wozu es schließlich gut ist," erwog ich. „Sieh mal, Mutter," wandte ich mich dann an diese, „ich befinde mich doch genau genommen noch in einem recht wenig hochzeitlichen Zustand. Wenn Hildes Eltern meinen, ich solle mich zuerst einmal gründlich erholen, so haben sie unstreitig recht. Auch meine Kollegien sind schrecklich in Unordnung gekommen; das muß notwendig vorher geordnet werden, bevor man etwas Neues anfängt. Und hundert andere Dinge gibt es da zu bedenken und vorzubereiten. Diese Wochen hier haben ja alles aus dem Konzept gebracht."

„Das war auch gestern aus dem Konzept," beharrte sie hartnäckig. „Und gestern sprach man anders."

„Wer weiß, ob du als Hildes Mutter nicht genau so sprächst, wie Frau von Oppen. Wir hatten überhaupt eine heimliche Trauung mit exemplarischer Auskneifung erwogen. Sage dir selber, ob das sehr nach deinem Geschmack gewesen wäre. Mütter lieben doch eine schöne, ordnungsmäßige Hochzeit, besonders die Tochtermütter."

„Jede Trauung wäre nach meinem Geschmack."

Wir ließen dies traurige Gespräch fallen. Statt dessen wandte ich mich den nächsten Plänen der Familie von Oppen zu. Über

vier oder sechs Wochen reichten sie allerdings nicht hinaus, und aus allem entnahm ich bloß die Anschauung, daß die Dinge sich dort in einer Krise befanden. Ich verließ auch dies Thema.

„Wenn du nach Paris kommst," sagte ich statt dessen nun in möglichst neutralem Ton, so nimm ja Gelegenheit, eine Vorlesung von Henry Bergson zu hören. Schreibe mir dann, was du für einen Eindruck von ihm hast. Ich halte ihn für einen unaufrichtigen Geist und einen Schönredner, einen philosophischen Pfau, und dazu noch vor dem Spiegel der Öffentlichkeit. Schreibe mir, wie er sich frisiert, wie er spricht und sich bewegt. Das wird aufschlußreich sein."

Wir sprachen nun weiter über Henry Bergson, dann über das geistige Paris der Gegenwart, und für diesmal war der Brand verhütet. Meine Mutter saß unruhig glosend und glimmend dabei und wartete hartnäckig auf ihre nächste Gelegenheit. Schon das folgende Beisammensein brachte wieder solch ein still erbittertes Gespräch voll unterirdischer Angriffe und halboffener Beschuldigungen von seiten meiner Mutter und achtungsvoll duldender Abwehr bei Hilde. Bald züngelte die Flamme aus einem Schweigen, aus einem Blick, bald schlug sie steil lodernd aus einem Zufallswort und setzte alles in einen dunkeln, drohenden Glanz. Meine Mutter war jetzt in Bewegung wie ein Unheil. Von ihrer Angst getrieben, von hundert Sorgen gleichzeitig geschreckt, hatte sie keine Ruhe mehr vor sich selbst. Ihr Gewissen zerfiel und wandelte sich in Argwohn, und ihre Seele wurde zu einer einzigen unabsehbaren Unglückserwartung, die sie doch zuletzt wieder mit ihren leidvollen Ausblicken auf sich selber beziehen mußte als auf die Mutter alles Verhängnisses. Auch mich begann sie anzufechten. Sie gab mir zu verstehen, daß sie mich nicht begriff mit meiner Geduld, meinem Vertrauen und meinem Nachgeben. Mein Vater wäre da anders dazwischengefahren. Ich sollte als Mann auftreten, den General stellen, die Erfüllung des Abkommens verlangen, und was für ein Anfang würde das werden, wenn alles auf Launen und Halbheiten aufgebaut würde! Sie erging sich in — nach meiner Auffassung – ehrenrührigen Andeutungen und beleidigenden Zweifeln und trieb es auch zwischen uns zu zähen und bittern Zusammenstößen. Wenn etwas noch helfen konnte — darauf kam sie immer wieder zurück — so war es mein energisches Eingreifen. Aber ich glaubte, helfen könne da nur das Vertrauen, die Freiheit und die richtige Erkenntnis unsrer selbst.

„Ich habe die Fragen nicht durch die Pistolenkugel gelöst," sagte ich einmal, „und ich würde sie auch nicht durch das Pochen auf meine Anrechte, selbst nicht durch einen Liebessturm lösen, dem sie erliegen würde. Jedes Verhältnis hat seine eigene strenge Sachlichkeit, die sich nie ungestraft mißachten läßt."

Ob sie mich auf den Knien bat — ohne sich darüber klar zu sein, um was —, mich mit heißen Worten beschwor und mit kalten schlug: ich blieb diesmal fest; zu nah standen mir noch die warnenden Beispiele von gewaltsamem Handeln und ihre unglücklichen Ausgänge vor den Augen. Vielleicht lag noch Hoffnung in der Zeit. „Oder könntest du dich entschließen," fragte ich sie, „zuzugeben, daß du an Holsten unrecht gehandelt hast? Möglicherweise wirst du ihn aber seinem Schicksal überlassen, und dich mit Hilde aussöhnen, um die Familie zu retten. Ein solcher Ausgang wäre wenigstens als Politik verständlich." Sie rang ratlos in stummer Verzweiflung die Hände. Das alles konnte sie nicht, und sonst gab es keinen Menschenwitz, der jetzt mit einem Wort wieder gutmachen konnte, was durch Handlungen bestimmt war.

Ich war jetzt soweit wieder hergestellt, daß ich mich den ganzen Tag außerhalb des Bettes aufhalten durfte. Die Schulter mit dem silbernen Verbindungsstück des Schlüsselbeins heilte langsam zu und war auch schon wieder ein bißchen beweglich geworden, wenn auch nicht ohne Schmerzen. In einer schlechten Verfassung befanden sich noch das Herz und die Nerven, und zunächst hatte ich wenig Aussichten, darin eine wesentliche Besserung zu erzielen, wie hier die Dinge einmal lagen. Ich schlief schlecht, lag abends lange grübelnd, in die Zukunft ratend wach, und morgens weckte mich der Gedanke an Hilde in aller Frühe. Nachts, wenn die Dinge im Schweigen des Unbedingten nebeneinander ruhten, war es mir, als gleite Hilde schon auf einem fernen Schiff weit jenseits von uns vorüber und sei im Begriff, für immer in den Nebeln des Horizontes zu verschwinden. Aber morgens, wenn die Truggebilde der „Wirklichkeit" sich wieder aus den holdseligen Lügen des Lichtes hervorzuspinnen begannen, konnte meine Seele nicht daran glauben, und war alles neue Erwartung, Zuversicht und Phantasiegeschäftigkeit. Das mit vollem Recht. Mein Standpunkt, es handle sich bloß um einen Aufschub, nicht um eine Aufhebung, war ja auch der einzig denkbare. Und was etwa sonst? Zudem blieb er unwidersprochen, noch mehr, alle handelten ganz selbstverständlich danach,

ohne sich darüber ausdrücklich verabredet zu haben. Hildes immer gleichbleibende Offenheit, ihr umsichtiges Zartgefühl und ihr Tatsachensinn erschienen noch einmal im besten Licht. Eine neue dringende Einladung der Fürstin nicht an die Mutter allein, sondern ausdrücklich auch an mich ging bestimmt auf sie zurück, und ich betrachtete sie geradezu als eine weitere Sicherheit. Mit einer dankbaren Stimmung inmitten meiner wiederkehrenden Kräfte wandte ich mich erneut dem Leben zu. Aber meine Mutter gloste düster weiter.

Ich hatte die Klinik verlassen und noch einmal das Hotel bezogen. Hildes Eltern begrüßten mich als den „wiedererstandenen Phönix“ mit etwas zu viel Geräusch und ein wenig fahrig. Sie erklärten sich dieses Ortes müde — beinahe lauter neue Gesichter waren jetzt um sie, die sie nichts angingen —, der Verhältnisse müde, des Wartens müde und sehnten sich nach neuen Anregungen. Ihre Gedanken waren schon weit voraus, und verwundert fragte ich mich: ‚Bist du der Schwiegersohn dieser Leute, oder bist du es nicht?‘ Der General plauderte von der Bretagne, Frau von Oppen schwärmte von der Insel Wight und den eleganten jungen englischen Gentlemen, und streckenweise zänkelten sie sich ein bißchen, da er von Wight und den Engländern nichts wissen wollte, und sie nichts von der Bretagne und den Franzosen, „diesen Republikanern“. Bloß dem Umstand, daß sie sich noch nicht hatten einigen können, verdankte ich es, daß alle noch da waren, wenn auch in sehr ernüchterter Abbruchstimmung. Nun, ich hatte mich ohne ihr Zutun verlobt, ich würde auch ohne ihre Bemühungen Hochzeit mit ihrer Tochter halten, wenn die Zeit dafür reif war.

Seitdem wir wieder im Hotel beisammen wohnten, war Hilde noch ernster geworden. Manchmal strich sogar der Atem einer gewissen Fremdheit zwischen uns hin — freundlich, beinahe herzlich, wie Herbstlicht voll gütiger Reife und Schonung — aber eben doch entfernend. Diese Fremdheit kam nicht aus uns; sie wehte von außen in unsere Liebe herein. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so ist es mir, als hörte ich es in den Lüften seufzen, als verdunkelten geheime Tränenschauer das Sonnenlicht, als stiegen überall vor unsern Füßen unerwartet Nebel auf, oder raschelte dürres Laub, wo Blumen blühen sollten. Als ich noch ein kleiner Junge war, zeigte mir mein Vater eine Höhle, aus welcher die Wolken und der Wind kommen sollten. Drinnen war es kalt und feucht, und mir machte alles einen großen Eindruck. Eine solche Höhle war jetzt meine Mutter für uns. Ständig wehte eine still schreckende Kühle von ihr her. Wo sie saß, verbreitete sich Einsamkeit, um nicht zu sagen: Gemiedenheit um sie. Sie war den Generalsleuten irgendwie unheimlich geworden. Selbst wenn sie sich um sie zu bemühen schienen, so konnten sie nicht verbergen, daß sie ihren Schritt im Herzen mißbilligten, und daß sie, so wenig sie an Gefühlstiefe und Natur litten, doch nie darüber hinwegkommen würden. Sie hatte ihre Kreise gestört, ein Mädchen aus der hohen Gesellschaft kompromittiert, einen Aristokraten ins Gefängnis gebracht, einen Skandal heraufbeschworen —: und das, was sie noch am wenigsten gutheißen wollten, war der dunkle Dämonismus, in dem sie dies alles tat, die störende Überflüssigkeit ihrer Handlung, denn nach ihrer Meinung hatte ich mich mit Holsten vollkommen hinreichend auseinandergesetzt. Sie waren sehr höflich und konziliant, aber unerbittlich in diesem Punkt. Hilde tat für meine arme Mutter, was sie tun konnte, ohne das schmerzende Mißverhältnis noch mehr zu betonen, zog sie mit kaum merklichen Mitteln immer wieder heran, wachte unauffällig über sie und setzte mit sorgfältiger Auswahl ihre Aufmerksamkeiten fort. Trotzdem wurde auch zwischen den Frauen die Kluft von Tag zu Tag breiter und tiefer; kein noch so echtes Mitgefühl von Hildes Seite, und nicht die leidvollste Liebe bei der Mutter vermochte sie mehr zu überbrücken. Immer klarer wurde es mir: Wir waren alle krank und bluteten aus mehreren Wunden gleichzeitig, und allmählich begann ich den Tag herbeizusehnen, an dem die Familie Oppen abreisen sollte. Mehrmals hatte ich meiner Mutter vorgeschlagen, daß wir kurz entschlossen unserseits die Zelte abbrechen wollten, um nach der Anweisung des Arztes noch einige Wochen im Gebirge zu verbringen, aber sie war nicht dazu zu bewegen. Es wäre aus vielen Gründen das beste gewesen.

Es war ein windstiller Tag mit bedecktem Himmel, als Hilde und ich gegen Abend noch einen kleinen Gang über einen Weg auf halber Höhe des Berges unternahmen. Unter uns schimmerten matt die Dächer der Stadt. Wie Blei lag der See da. Die Alpen standen hinter einem Schleier. Irgendwo übte eine Militärkapelle. Am Fuß des Berges lärmte gedämpft ein Dorf von Karussellen und Schießbuden. Der Wald war inzwischen dicht und schwer geworden von Laub und Dunkelheit. Wegen der Schwüle blieben die meisten Leute drunten, badeten oder saßen auf den Kurpromenaden

herum. Wir fanden hier droben außer uns keinen Menschen. Nur Amseln sangen leise im Gebüsch. Ab und zu zwitscherte ein Fink.

Längere Zeit waren wir schweigend so nebeneinander hergegangen. Früher hatten wir immer viel Worte gehabt, und immer war etwas zum Lachen vorgefallen. Jetzt umgaben uns desto mehr Gedanken, und ein milder, aufmerksamer Ernst begleitete uns, wo wir gingen und standen. Endlich nahm Hilde das Wort.

„Meine Eltern," sagte sie mit einem anfänglichen leichten Zögern, „sind, wie es scheint, jetzt plötzlich einig geworden. Man geht weder nach der Bretagne noch nach der Insel Wight. Es wird eine Spitzbergenfahrt unternommen; das ist etwas Neues. Man hat heute telegraphisch Plätze auf einem Schiff bestellt. — Unsere Zeit — geht also zu Ende, Klaus —!"

Eine kleine Stille trat nach diesen Worten wieder ein. Aber endlich mußte das Wort doch gesprochen werden, und ich entschloß mich jetzt.

„Und was wird aus uns, Hilde?" fragte ich möglichst ruhig, obwohl mir das Herz zu klopfen begann. „Deine Eltern sind ja schließlich nicht der Mittelpunkt unseres Interesses. — Ich muß irgendwie über meine nächste Zukunft disponieren."

Sie war stehen geblieben und begann, wie damals, mit ihrer Schirmspitze zwischen den Steinen zu stochern.

„Klaus," sagte sie bekümmert aber entschieden: „Klaus, wir — müssen uns trennen!" Sie hob die Augen von der Erde und wandte sie sehr ernst auf mich. „Wir müssen uns trennen," wiederholte sie in einem Ton, der deutlich ihre Widerstandslosigkeit vor diesem Gedanken mitteilte. Ich blieb stumm. „Ich habe es hundertmal durchgedacht," fuhr sie von Trauer beschwert fort. „Ich kann nicht erklären, warum es sein muß. Ich weiß bloß, daß es keinen anderen Weg gibt. — Klaus, mein lieber Junge, wenn du irgend etwas weißt, so sag' du es mir!"

Sie sah mir offen und wie überfallen in die Augen. Ich hatte sie noch nie so ratlos gesehen. Jetzt brach plötzlich alles ans Licht hervor, was sie die ganze Zeit schweigend mit sich herumgewälzt hatte, und auf einen Moment sah ich zum Greifen deutlich — Holsten neben ihr stehen. Ich war von ihren einfachen Worten bis auf den Grund erschüttert, aber ich nahm mich zusammen.

„Standhalten, Hilde!" sagte ich. „Das Vertrauen zu den anderen und zum eigenen Ich nicht verlieren. — Ich gebe den Glauben nicht auf, daß sich in der gehörigen Freiheit alles noch zum Guten wenden muß!"

Sie schüttelte trübe den Kopf.

„Es gibt keine Freiheit, Klaus," sagte sie voll gütigen Grams. „Ich jedenfalls kann keine entdecken. — Ich bin am Ende meiner Fassungskraft. Nimm es mir nicht übel, mein Kamerad, aber ich kann auf die Dauer nicht unter solchen Spannungen leben. Ich werde müde und verliere den Glauben an mich, finde mich kalt und eigensüchtig und leide an meiner Häßlichkeit."

„Dann hast du noch nicht zu Ende gedacht, kennte ich dich nicht so genau, so würde ich sagen: ‚Du übertreibst in absichtsvoller Weise!' Wenn du den Mut verlierst, Hilde, wer soll dann glücklich werden durch sich?"

„Siehst du, das ist's. Ihr habt alle immer viel zu viel von mir gehalten. Das hat mich bedrückt und mich vor mir selbst unfrei gemacht. Es hat mir eine Verantwortung auferlegt, der ich nicht gewachsen war, und die ich auch nicht länger tragen will. — Du sprichst von Freiheit. Wenn es für mich eine Freiheit gibt, so ist es unter Menschen, die mich als ihresgleichen betrachten, und nichts an mir bewundern, als mein Haar und meinen flinken Mund. Das bedrückt nicht. Dabei kommt man weiter."

„Ich verstehe, daß du daran hast leiden können," gab ich zu. „Aber die Liebe und das Zusammenleben hätten das richtige Verhältnis schon hergestellt. — Liebst du mich denn auch nicht mehr?"

Sie besann sich.

„Das alles läßt sich nicht mit Worten fassen — für mich nicht. Es ist da und schreckt!" grübelte sie. „Ich werde abgetrieben. Ich kann mich nicht halten. — Und dich auch nicht, lieber Mann. Irgend etwas hat sich zwischen uns gedrängt, das würde mich selbst in deinen Armen kalt und unglücklich machen."

Sie schwieg wie in sich horchend. Wieder Holsten! Mir war, als hielte mir einer die Kehle zu. Ich stand auf einen Moment da ohne Atem und ohne Herzschlag und horchte in ungeheurer Spannung nur ihren weiteren Worten entgegen. Sie betrachtete mich mit herzlichem, aber schwermutbeladenem Ausdruck, wie ich ihn von ihr nie erwartet haben würde. „Ich hoffte, mit dir sehr glücklich zu werden," gestand sie. „Verschiedenheiten schlug ich nicht so hoch an. Du warst mir sehr viel — mehr, als mir ein Mensch bisher war, Vater und Mutter eingeschlossen — mehr als ich es jemals für möglich gehalten hätte. Aber es ist vorbei, mein Freund, und wir dürfen nicht als Gespenster unserer selbst herumlaufen."

„Das — ist also — der Abschied —?" brachte ich hervor. „Seltsam — ich habe es

kommen sehen — und doch nicht daran geglaubt —!" Verwirrt, wie vom Blitz getroffen, und jetzt noch ungläubig sah ich sie an. „Es — ist doch schön, daß du noch wenigstens ‚Freund' und ‚lieber Kamerad' zu mir sagst. — Du weißt, daß ich niemals aufhören werde, dich zu lieben?" fragte ich, während ich ihre schöne, begehrenswerte Erscheinung mit einem Blick umfaßte, mit einer Unendlichkeit, einer Ewigkeit von Blick, in dem alles, was ich sah, noch einmal neu wurde, zum Wunder, zu einem hoheitsvollen Unüberbietbaren aufblühte, von meinem Schmerz umstrahlt, von gläubigem Kummer glorifiziert, von einem drohenden Dunkel hintergründet: Hilde von Oppen. Ich glaube nicht, daß ich im geringsten pathetisch war, dafür erlebte ich das alles zu sehr als mein eigenes Geheimnis und schien es mir zu einfach und zu überzeugend.

Ihre Augenlider weiteten sich auf einen Moment fürchtend. Darauf sah sie wie auf der Flucht an den Büschen entlang.

„Wir — wollen es kurz machen, Klaus," bat sie leise bestürzt. Mit einem sehr ernsten Lächeln fuhr sie fort: „Du könntest mich überrumpeln, und ich glaube, ich würde mich nicht einmal sehr zur Wehr setzen. Aber sage selber, lieber Mann, was damit aus der Welt geschafft wäre. — Ach, Klaus, meine nächsten Monate werden schal schmecken. Mir graut vor allem, was zunächst kommen soll, und ich wünschte, es brauchte nicht so zu sein."

Mutlos grübelnd verstummte sie. Ich ließ kein Auge von ihr. Sollte es nicht doch möglich sein, durch ein klares Wort oder eine mutige Tat sie von diesem dunklen Geist — Holsten, immer Holsten! — ein für allemal zu befreien? Und lag dies nicht einzig bei mir?

„Vielleicht wäre es doch besser, wenn ich dich — überrumpelte," erwog ich leise. „Was wir nicht anerkennen, das ist nicht über uns. Wir müssen nur wollen, so sind wir für uns — die ersten Menschen, Hilde —!"

„Nicht solche Worte!" sagte sie kopfschüttelnd. Sie sah jetzt verdüstert, hilfslos, angestrengt aus. „Das Überuns macht sich geltend, ohne daß wir es anerkennen. Ich kann nicht so denken, Klaus. Du vergißt immer, daß ich kein freier Mensch bin." Plötzlich nahm sie, mit Tränen der Leidenschaft in den Augen, meinen Kopf zwischen ihre Hände. „Noch einen Kuß und dann ade!" Mit geheimer Heftigkeit neigte sie sich über mich und küßte mich auf den Mund. Ich war so bestürzt und überrascht, daß alles schon zu Ende war, ehe ich zur Besinnung kam. „Vielleicht, daß wir uns doch wieder begegnen," sagte sie blaß vor Leidenschaft, aber schon wieder lächelnd und im Besitz der Herrschaft über sich. „Wenn nicht — so vergiß mich nicht ganz." Wie mit sich selbst kämpfend und mit einem letzten Zaudern gab sie mich los. Mir war noch, als träumte ich das alles. „Und jetzt gehst du hier den Weg weiter. Ich steige die Treppen hinunter. Um Sechs habe ich Rendezvous mit meinen Eltern im Kurpavillon. Gegen Mitternacht fahren wir nach Hamburg. — Leb wohl. Sei nicht zu traurig. Und alles Gute! Grüße deine Mutter; sie soll nicht zu schlecht von mir denken. Reist ebenfalls gleich ab, hörst du! Schon morgen, ja? Und bleib nicht über die Abendkühle draußen. Gott mit dir."

Sie riß sich los und stieg schnell die erste Treppe hinunter, die hier zu den Wasserfällen und dann weiter auf die Straße hinabführte, drehte sich um und winkte Abschied, winkte, daß ich weiter gehen sollte, riß sich wieder los und winkte auf dem zweiten Absatz noch lebhafter, inniger, und drunten bei den beiden jungen Pappeln stand sie lange und fand nicht weiter. Erst, als ich Miene machte, ebenfalls hinabzusteigen, wandte sie sich erschreckt um und entschwand hinter den Büschen in der Wegbiegung.

※ ※ ※

Wohl schärfer vorausblickend, als ich, war meine Mutter auf diesen Ausgang gefaßt gewesen. Sie hatte ihn kommen sehen mit heißem Gram und mit hilfloser Angst, und je stiller sie mich werden sah, desto aufgebrachter haderte sie im geheimen mit Gott, dessen Moralgebote sie zu erfüllen glaubte, und der ihr trotzdem nichts ersparen und nichts schenken wollte. Ich sah, wie sie sich selbst annagte und ihre eigene unbarmherzige Feindin wurde, ohne daß ich ihr helfen konnte. Jeden Versuch dazu lehnte sie mit beißendem Sarkasmus ab, dessen Ziel immer wieder sie selber war. Dann führte sie verzweifelnd hochtönende Reden in ihrer hallenden Einsamkeit, klammerte sich pathetisch an die christlichen Heilslehren, und wenn die erwartete Beruhigung und Segnung immer wieder ausblieb, sank sie stumm zitternd und bangend in sich selbst zurück. So bedeutete es eine Erlösung, als endlich die Entscheidung gefallen war, wenn auch gegen uns. Die Familie Oppen erschien den Abend nicht mehr bei Tisch. Ich ließ Hilde einen Strauß Vergißmeinnicht auf ihr Zimmer schicken. Als meine Mutter vom Essen kam, fand sie auf dem ihren drei wunderbare weiße Rosen mit einem kurzen Abschiedsgruß Hildes. Sie brauchte den ganzen Abend, um zu begreifen. Dann verstummte sie kalt erschreckt. Tagelang ging sie umher, ohne ein Wort



Das Feuerschiff. Gemälde von Karl Böhme

zu sprechen, aß nicht, trank nicht, sah und hörte nichts, äußerlich eine wandelnde Marionette, innerlich eine verkohlende Fackel, krampfhaft nur bestrebt, sich aufrecht zu halten — ein Bild des Jammers. Endlich ging sie ohne irgendeine Aussprache dazu über, weiter zu leben — was sie jetzt so leben nannte.

Aber sie kam nun nicht mehr unter dem Schwert weg, unter das sie sich selber begeben hatte. Nachdem dieser Schlag gefallen war, fing sie wortlos, mit glimmender Furcht in den Augenwinkeln, auf den zweiten zu warten an. Holsten saß ja im Gefängnis, und die Dämonen, die dort seine Person bewachten, hielten wenigstens auch ihre Hände gefesselt. Schon am Tag nach der Abreise der Familie Oppen erreichte uns eine Vorladung der Staatsanwaltschaft zur Vernehmung. Wir konnten also noch nicht reisen. Der Termin war kurz angesetzt, aber ein paar Tage hielt er uns doch hin. Es waren keine guten Tage. Meine Mutter saß herum wie von innerlichen Schmerzen gequält, die sie nicht zugeben wollte. Sie sprach viel und ruhelos über alles mögliche, nur nicht über Holsten. Als wir endlich den Weg antraten, hielt sie uns durch mehrere grundsätzliche Unterhaltungen mit dem Portier und dann mit irgendeiner fremden Frau, die sie gar nicht kannte, auf, als ob sie immer noch einmal Zeit gewinnen wollte. Vor dem Gebäude blieb sie stehen und zeigte auf die steinerne Stufe. „Hier bin ich gestürzt," bemerkte sie mit zuckenden Lippen.

Die Aussage machte sie peinlich genau, streng, kein Wort zu viel, keins zu wenig. Das war eine Sache, die sie für sich selbst beanspruchte; wenn sie ihn ruinierte und sich damit, was ging es andere an? Als ich das gesehen und gehört hatte, zog ich mich daraus zurück und verweigerte in meiner Person als intimer Freund des Angeklagten die Zeugenschaft. Sie streifte mich mit einem jähen Blick und sah dann mit zusammengepreßten Lippen blaß und müde vor sich hin. Die Treppen hinunter mußte ich sie stützen. Sie wehrte zuerst mit einer scheuen Bewegung ab, ließ es dann aber geschehen, und gab es auch zu, daß ich vor dem Portal einen Vetturino herbeirief. Ehe wir nach Hause zurückkehrten, machten wir eine Rundfahrt durch die Anlagen und den Kurpark. Sie lehnte in der Ecke des Polsters wie eine von schwerer Krankheit Befallene oder noch einmal knapp dem Tod Entronnene.

Die nächsten Tage sah sie wieder unsäglich elend aus, und zeigte unausgesetzt jenen verfolgten, in die Ferne horchenden, halb ausgelöschten Ausdruck, den ich an ihr am meisten fürchtete. Die Vernehmung war bloß ein Wetterleuchten gewesen; sie lauerte mit stillstehendem Herzen auf das Gewitter und den vernichtenden Blitz. Meine Mahnungen, jetzt zu packen und zu reisen, hörte sie nicht. Es war ihr unmöglich, sich von dem Platz zu entfernen. Hier, wo sie stand und ging, wo sie glücklich gewesen war und alles: Glück, Liebe, Jugend eingebüßt hatte, hier wollte sie das Verhängnis erwarten. Aber während sie auf diesen Wegen, in dieser Luft weiter verdarb und verfiel, verlor auch ich die kaum wieder gewonnene Kraft und Lebensfrische. Hundertmal jeden Tag sah ich eine Bewegung, eine Feder, einen Blick, die mich an Hilde erinnerten, glaubte ich ihre Stimme zu hören, roch ich ihr Parfüm, und jedesmal tat mein Herz einen Ruck, und ging ich nach Hause wie neu vergiftet, um einen Schein süchtiger, mit einem neuen Schwarm abgeschiedener Geister im Blut. Ich hätte manchmal jeden Pflasterstein küssen mögen, über den ihr Fuß geschritten war, das Geländer der Treppe, das ihre Hand so oft berührt hatte, und eine ständige, zehrende Qual war mir der Anblick der Person, die jetzt ihr Zimmer bewohnte. An Holsten dachte ich vorbei.

Aber auch der Tag unserer Erlösung erschien endlich. Etwa eine Woche nach der Vernehmung überbrachte die Post zwei Sachen, einen Brief Holstens an mich und ein amtliches Schreiben an meine Mutter. Ich will zuerst den Brief mitteilen.

„Mein lieber Tribius, Du hast mir meinen ersten Brief nicht beantwortet, und was solltest Du mir auch darauf schreiben! Entweder die Geschichte ist bei Euch in die Luft geflogen, und dann siehst Du noch — noch! — keinen Grund, zu danken. Oder Ihr habt Euch, was allerdings nicht ins Bild paßt, vertragen wie die Kesselflicker, und dann wirst du vollends nicht mit hohen Gefühlen an mich denken. Na, die Zeit der hohen Gefühle wird auch für mich einstweilen vorbei sein. Du weißt wohl, daß ich im Gefängnis sitze.

„Mein Kind, Du hast das bessere Teil erwählt. Oder vielmehr, es hat Dich erwählt. Bist ein Objekt der Gnade und weißt es nicht. Ich bin ein Ziel der nicht genug zu beachtenden göttlichen Ungnade und pfeife drauf. Pah, laß mich auch hier ehrlich sein: ich pfeife gar nicht drauf, aber ich kann's nicht ändern. Junge, mein besseres Teil mußte ich im Stich lassen, und seither ist es dunkel um mich. Die Sache wird mir das Genick brechen, denn dergleichen geht unsereinem ans Leben.

„Aber inzwischen muß es draußen jemand

geben, der außer mir und — ihr noch Bescheid weiß. Du wirst Dich nicht in der Person irren; ich bin unfähig, diesen heiligen Namen niederzuschreiben. Wundere Dich nicht lange über einen solchen Ausdruck; es gibt Lebenslagen, in denen einem auch die schönste Schnoddrigkeit verleidet. Klaus, ich war ein maßlos glücklicher Mensch, als ich den Namen nennen durfte. Herrgott, noch einmal im Leben, bevor man zur Hölle fährt! Ihr wenigstens den Fuß küssen! Vorbei! Verspielt! Und warum? My dear boy, das hat mit ihrem Singen die Leidenschaft getan. Die heidnische Leidenschaft, so wir gottlose Menschen unterliegen, wie der Pastor ganz richtig sagt, und weiß nicht, warum. Liebes Kind, deutsch heraus gesagt, ehe es mir das Herz bricht: das Verhältnis ist soweit gegangen, wie es zwischen Mann und Weib gehen kann. Sie hätte damals nicht den Gedanken fassen sollen, sich von mir zu trennen. Das war mehr, als wir ertragen konnten.

„Heulend schreibe ich diese Zeilen. Kannst Du Dir den Holsten heulend vorstellen? Ich bin in sie hineingestürzt wie in einen Vulkan. Geheimnis des Unerforschten. Mann, auch dies: noch heute weiß ich nicht, ob ich nicht Dich in ihr liebte, denn in ihr war der einzige ungebundene Sauerstoff Tribius zu beziehen, der nicht als Rost an irgendeinem schönen Eisen klebte, sondern frei im Raum schwebte. Genug, ich liebte mit unaufhaltsamer Raserei, selber über mich entsetzt, selber über mich unbegreiflich beglückt — denn so etwas war mir noch nicht widerfahren, und das Weib ist mir bis dahin doch keineswegs fremd geblieben. Hier war etwas Neues, Ungeahntes, Überraschendes. Sie war sechzehn Jahre und achtundzwanzig und vierzig. Und mit vierzig war sie ein Mirakel! Ein Blütenmeer! Ein Südseesturm! Mensch, ich war verzaubert wie der Knabe im Wald und bin es noch. Sollte ich an ihr Dinge gesehen und erlebt haben, die nicht vorhanden sind, ich, der Erzrealist, der mit allen Wassern gewaschene Skeptiker? Schwerlich! Ich werde noch verrückt werden. Aber Du, Kind, bist jung und schön und kannst weiter denken, wenn für mich plötzlich eines Tages das Denken vorbei sein wird. Bewache sie! Ich habe noch in meinen alten Tagen ihretwegen beten gelernt. Klaus, sei ein Mann von Welt dies eine Mal! Ach, wärst Du doch lieber Mediziner als Theologe und Philosoph! Gynäkologe muß der Mann sein, der mit den Frauen leben will. Mir ist nicht wohl, Kind! Ich wollte, wir zwei wanderten noch philosophierend über die dummen Berge dort und nichts wäre anders geworden. Meine Lunge ist schlecht im Stand; Spitzenkatarrh. Die Freiheit fehlt mir. Ich habe Herzklopfen, Platzangst, möchte an den Wänden hoch und muß mich beherrschen, und alles wird nun da draußen weiter gehen ohne mich! Zum Wahnsinnigwerden! Werde nicht mehr viele Tage zulegen auf dieser schönen Welt. Paß auf Deine Mutter auf, Klaus Tribius! Noch aus dem Grab werde ich Dir's zuschreien! Leb' wohl. Gott mit Dir. Erich Holsten."

Als ich diesen Brief mehrfach gelesen hatte und endlich aufsah, saß da meine Mutter mit Hut und Handschuhen auf der Sofalehne — wir hatten eben ausgehen wollen —, bleich wie ein Wachsbild, das amtliche Schriftstück in der halb ausgereckten Hand, geduldig wie seit Ewigkeiten darauf wartend, daß ich es ihr abnahm und ihr dafür den Brief zu lesen gab, den sie mit der gleichen stummen Unwiderstehlichkeit forderte. Bestürzt zauderte ich einen Moment, aber dann sah sie mich an mit der züngelnden und knisternden Brandstätte im Blick, die ihr die Lektüre ihrer Post darin hinterlassen hatte, und ergriffen von der vernichtenden Selbstverständlichkeit dieses Augenblicks gab ich den Brief her. Sofort begann sie, mit der Gier des Verhungernden und Untergehenden, zu lesen. Sie ihrerseits hatte ein Schreiben vom Untersuchungsrichter und einen Abschiedszettel von Holsten erhalten.

„Liebste, einzige Frau, die ich für einen Engel unter Larven und Bestien gehalten habe — und noch halte! — darauf war ich nicht gefaßt, daß mir der Todesstreich von Deiner Hand käme. Ich verdiene nichts anderes, war längst eine angefaulte Frucht und zum Fallen reif. Aber diesen Zusammenhang begreife ich nicht — werde ihn nie begreifen in Ewigkeit. Amen. Werde Dich auch nie anders sehen, als den Engel, der mir einmalig in allen sechsunddreißig Jahren durchs Leben ging. Das Wunder sieht man bloß einmal. Aber um mich nicht länger mit den Widersprüchen eines unsinnigen Daseins abquälen zu müssen, sage ich Valet. Leb' wohl. Ich habe Dich Klaus anvertraut. Er weiß alles; es mußte sein. Wir können nichts ändern. Gott tröste Dich, süße Frau, Born unausdenkbarer Seligkeiten, einsam schimmerndes Denkmal meiner einen wahrhaften Liebe. Ich lege Dir meinen Kopf zu Füßen. Dein Erich."

Die Nachricht des Untersuchungsrichters besagte, daß sich Holsten nach der ersten Vernehmung in seiner Zelle erhängt hatte.

Meine Mutter las auch seinen Brief an mich — las noch einmal die erste Seite — blickte in die dritte — und brach nicht zu-

sammen. Mit dem zweiten Streich des Schicksals im schmalen Genick erhob sie sich und trat starr, wenn auch mit zitternden Knien und blutend, in das geistige Gefängnis zurück, das sie sich selber gebaut hatte. Stumm, sozusagen im Vorbeigehen, reichte sie mir das Blatt wieder zu, streifte mich noch mit einem halb abwesenden Blick voll gottferner Qual, einem Blick, aus dem ihre Seele bereits mit gebrochenen Augen starrte, und dann war sie durch viele Tage hindurch wieder wie nicht bei Sinnen. Aber sie war sehr wohl bei Sinnen. Jeden, der sie ansprach, sah sie ruhig und aufmerksam an und gab ihm eine vollkommen richtige, durchdachte Antwort. Den Briefträger, den Kellner, den Portier — alle fertigte sie in der gewohnten, genauen Weise ab. Aber darüber hinaus blieb sie stumm, war sie nicht vorhanden, oder wie eine Tote, die noch weiter unter den Lebenden herumgeht. Ich gestehe es: manchmal wurde sie mir unheimlich, und im Grund erwartete ich den ersten Ausbruch des Irrsinns bei ihr. Aber sie war eine Protestantin, und eine der zähesten, steilsten, die je gelebt haben. Eigensinnig, mit furchtbarer Gewissenhaftigkeit dauerte sie ihre Erkrankung in selbstgewählter Einsamkeit aus, und nachdem sie abermals eine Anzahl wichtiger Herzfasern eingebüßt hatte, trat sie mit einer neuen Ruine in der Seele wieder in den Gang des Alltags ein.

Ich will auch hier nicht von mir sprechen. Schwere Zeiten machte ich durch; noch schwerere standen mir bevor. Auf einen Augenblick glaubte ich Hilde zu verstehen: sie hatte sich rechtzeitig aus unserm sinkenden Schiff gerettet. Aber auch diese „Klarheit" entschwand mir bald wieder. Ganz andere Gesichtspunkte eröffneten sich. Wenn Hilde zum Beispiel bewogen worden wäre, Holstens Brief zu „desavouieren", zu widerrufen — was wäre dann geworden? Er hätte es wahrscheinlich angenommen. Warum konnte meine Mutter nicht dies Mittel bei ihrer Schwiegertochter anwenden? Und warum hatte es Hilde nicht von sich aus angeboten? Ich muß hier sagen, was ich denke. Vielleicht ist es kleinlich und falsch; vielleicht ist es auch gar nicht kleinlich und trifft das Richtige. Hilde tat den Vorschlag nicht, weil das Angebot meine Mutter gedemütigt, und weil seine Ausführung Holsten erniedrigt hätte — sicher in ihren Augen, und das war für sie ausschlaggebend. Und meiner Mutter blieb der Weg verschlossen — unter Schauern kindlicher Ehrfurcht denke ich den Gedanken immer wieder — weil es ihr unmöglich war, Holsten von einer andern Frau, von Hilde, zum Geschenk zu nehmen, um nachher mit einer dritten — mit Sanna — seine Reste zu teilen. Ich glaube, das sind menschlich und mit den Augen der Frau gesehen hohe und unerbittliche Standpunkte, die keiner Dividierung mehr zugänglich sind.

Aber Hilde· liebte sie ihn heimlich? Gott weiß es.

Von Holsten verstand ich seinen selbstgewählten Tod. Ich fand ihn zwar übereilt, und wenn ich an Sanna und seine Kinder dachte, so stand ich vor einem Schreck, der mir diesmal wieder das Herz zittern machte. ‚Ist der Mann', fragte ich mich, ‚wirklich von der Art, in einem solchen Fall rücksichtslos die Wertloserklärung auszusprechen und ins Dunkel zu springen?' Gewiß, auch für ihn gab es keine Möglichkeit, etwa Hildes Gnade nachzusuchen oder gar die meiner Mutter. Aber wäre es nicht ein Triumph über Tod und Teufel gewesen, das Zuchthaus auszudauern, und sich dann männlich und mit dem höchsten Trotz geladen gegen das Schicksal mit Weib und Kind zu verbünden? Allerdings: dazu hätte er nicht Holsten sein dürfen, der Mann der hohnvollen Ungeduld, der Nihilist, der Abenteurer und Widerspruch.

Ich muß hier noch eine Parallele ziehen, bevor ich zum Schluß komme. Ich hatte auf dem Gang zum Duell unrecht, zu glauben, daß wir dasselbe gesagt hätten, daß wir Genossen der gleichen Denkungsart wären. Das waren wir nur, solange und insofern ich meine Lebensfrage mit der Kugel zu lösen gedachte, und da befand ich mich unter einem fremden Einfluß. Mir ist es auferlegt, meinem Dualismus standzuhalten, um durch ihn vielleicht doch noch einmal zur Freiheit zu kommen. Ich habe gegenüber dem Leben keine andere Waffe, als das Denken. Insofern bin ich ein Mensch der neuen Epoche, als ich waffenlos und ohne jede räuberische Absicht dem Leben gegenüberstehe. Ich habe nichts und werde nie etwas haben, was ich mir nicht erarbeite, oder was mir nicht durch ein Wunder geschenkt wird. (Aber das Wunder ist unmöglich!) Meine Glücklosigkeit liegt wohl in meiner fehlerhaften Denkweise begründet; sie ist kein Kennzeichen der neuen Gesinnungsart von heute. Holsten war ein Mensch der vorhergegangenen Epoche, die ihre Fragen noch mit der ererbten Neigung zur Gewalttätigkeit „lösen" wollte. Er war weniger ein Militarist des Nihilismus, als das, was er sich selber nannte: ein Hochstapler. Er war kein wärmendes Feuer — wäre ich eines — sondern eine fressende Flamme, die Stichflamme des Einbrechers.

Er war der verwegenste Geist, der treueste, täuschungsloseste und unglücklichste Mann, den ich kennen lernte. Friede seinen Resten!

Wir waren jetzt wieder allein, meine Mutter und ich. Eines Tages entdeckte sie zu ihrer Bestürzung, daß mein Gesundheitszustand sich nicht bloß nicht gebessert hatte, sondern daß ich seit dem Austritt aus der Klinik stark zurückgekommen war. Ich litt an ständigen zusammenziehenden, verkrümmenden Schmerzen in der Schulter, war appetitlos, schlaflos, matt und von beunruhigender Magerkeit. Sobald sie das erkannt hatte, machte sie sich ausgehefertig, reichte mir meinen Hut und Stock und ging mit mir zum Arzt. Der empfing mich mit einem verwunderten Blick, untersuchte mich und sah noch einmal meine Akten nach. „Ja, mein Herr, was tun Sie denn noch in diesem gottverfluchten Nest?" achselzuckte er darauf. „Sie wissen ja, daß Sie in die Berge gehen sollen. Wenn Sie nicht tun, was ich Ihnen sage, können Ihnen auch noch zehn Konsultationen nicht helfen." Damit hatte er allerdings vollkommen recht. Noch am gleichen Tag begann meine Mutter zu packen. Am nächsten Abend fuhren wir nach dem Berner Oberland ab.

Manches gestaltete sich in der nächsten Zeit nun freundlicher. Die neue Umgebung, die großartige Landschaft, die kräftige, ozonreiche Luft, das freie, königliche Licht, dazu das wohlige Gefühl, alles dahinten gelassen zu haben, was durch tägliches Sehen und Hören quälte — alles zusammen brachte uns eine Reihe gütiger, vom zarten Schein der Herzlichkeit durchleuchtete Tage. Ich fing an, mich zu erholen. Selbst die beinahe unnatürliche Blässe meiner Mutter begann sich etwas mit neuem Blutschimmer zu beleben, und die noch manchmal wie gehetzt aufzuckende Finsternis in der Tiefe ihres Blickes wich langsam, aber stetig hinter eine mattgoldene Durchleuchtung des Vordergrundes. Wir lebten jetzt von unserm Vermögen, aber das focht sie nicht weiter an. Im Gegenteil, es war neuerlich eine Neigung in ihr, in den Tag hineinzuleben, es darauf ankommen zu lassen, und plötzlich äußerte sie den Wunsch, noch etwas von Italien kennen zu lernen, da man doch einmal in der Nähe sei. Zum erstenmal hier oben sah ich sie wieder aufmerksamer an. Sie wich meinem Blick aus. Ich dachte weiter. Die an ihr ungewohnten Reizungen für ausgefallene Genüsse, entlegene Speisen, für scharfe Liköre, die neuen, fliegenden Neigungen zu kleinem Getier und zu Kindern, die plötzlichen Angst- und Abwehrzustände gegen alles, was wirklich gefährlich werden konnte, wie Kühe auf der Weide, oder gegen solche Kreaturen, an die sich der Aberglaube des Volkes gehängt hat, wie Eidechsen, Molche, Fledermäuse — dies alles hatte ich zum Teil als Nachwirkung der nervenzerrüttenden Erlebnisse, und zum Teil als beginnende Genesung, als Rekonvaleszenten-Innigkeit betrachtet. Von jetzt an faßte ich den Zustand anders auf. Eine kaum zu bändigende Aufregung, eine ungeheure Spannung bemächtigte sich meiner. Aufrichtung, neues Sein, Gnade nach den Wettern, das Lebenswunder nach den Untergängen — nicht in den Büchern, denen ich mich bereits wieder sehnsüchtig suchend ergeben hatte, sollte ich das alles finden, nicht in den Worten längst verwehter Geister, nicht in den Lebensberichten fern vorübergegangener seltener Menschen, sondern hier an der Quelle meines eigenen Daseins. Mein erster Gedanke war: „Das ist die Rettung!" Gottes eigene Hand sah ich in dem hold erschütternden Faktum. Von diesem Tag an blickte auch ich nicht rechts oder links. Mochte unser Vermögen daraufgehen! Mochte sie wie eine Raupe, die den Gottesfalter zur Metamorphose bringen soll, alles um sich und mich kahl fressen! Was lag daran! Wenn sie jetzt nur still blieb! Wenn sie nur nicht wieder sich selbst anfiel und bekämpfte!

Mit Hilde hatte ich die Verbindung verloren. Ich besaß keine Adresse von ihr, sie keine von mir. Eine große Stille herrschte in der Welt über sie, in die ich mich langsam mit vielen Schmerzen und in zäh erkämpfter Entsagung hineinzuleben hatte. Von Woche zu Woche ging mir ihre Weisheit größer vor dem geistigen Blick auf. Mein Herz weinte, aber es verehrte und liebte weiter, und hat bis auf diesen Tag noch nicht aufgehört. Aber das Leben verlangte sein Recht, und der Geist wollte wieder sich selber. So fing ich an, aus den Trümmern meines Glückes und den Resten meiner Hoffnungen etwas wie ein System des Trostes aufzubauen, eine Zuflucht vor der Verzweiflung, eine Methode, das Unglück für neue Taten und Entfaltungen fruchtbar zu machen. Ich sah ja auch hier in dieser klassischen Landschaft genug Häuser und Kirchen, sogar Festungsmauern, die aus den Überbleibseln zerstörter Tempel und Götterstatuen aufgerichtet waren. Diese Gebilde spielten in meinen Gedanken eine große Rolle. Ich dachte nicht, daß bloß der ein Recht hat, zu den Menschen zu sprechen, und Aussicht, von ihnen gehört zu werden, ihnen wirklich zu nützen, der aus dem Vollen und in reiner, ungebrochener Kraft spricht, in gottbeglückter Ganzheit, in heiterem, un-

besiegtem Ernst. Von alldem befand ich mich nicht gerade im Gegenteil, aber doch auch nicht in der unmittelbaren Überzeugung. Mich hatte ein etwas unsteter Zwischenzustand ergriffen. Einesteils zog ich nun als eine Art von Entschädigung alle Segel des Wissens auf, und stellte das Steuer entschlossen nach der Professur ein. Anderseits wartete ich heimlich auf die unvermutete Rückkehr der entschwundenen Lebensgüter, an deren endgültigen Verlust ich noch nicht aufrichtig glaubte. Unbestimmte Vorstellungen von der „gotthaft großherzigen Weite des Abendhimmels" und „der überwältigenden Höhe und Freiheit der Sternennächte" erfüllten mich. Das Dasein erkannte ich auch jetzt an als ein Unglück, als Leid, als Erbsünde, als Schmerz. Aber es war dazu da, um uns zu läutern, uns zur Selbstlosigkeit zu führen, im Leiden unsre und die Erlösung des Gottes in uns anzustreben, und im Hintergrund geisterte bereits das Nirvana. Hinter den Katastrophen, hinter den Blitzschlägen, hinter sengenden, ausglühenden, das Ich vernichtenden Schmerzen glaubte ich nun imstande zu sein, diesen Weg einzuschlagen und zurückzulegen. Ergriffen und immerhin trauervoll gesteigert, beinahe weihevoll ging ich an die Arbeit. In Florenz entwarf ich die ganze Exposition, die in streng denkerischer Richtung über Schopenhauers zynischen Pessimismus wie über Nietzsches krampfhaften Optimismus hinausführen sollte. In entsagungsvoll begeisterten römischen Nächten — meine Mutter trieb jetzt eine mystische Sucht, ein wunderbarer Hunger immer weiter nach Süden —, Nächten voll schweigender Größe und voll losgebundenem Gegenwartsleben schrieb ich die ersten Kapitel. Als schließlich in Rom die Hitze zu groß wurde, verlangte sie in die Albanerberge, von denen sie gelesen hatte. Wir siedelten in die Berge um, und ich schrieb weiter. Außer meinem wachsenden Werk sah und hörte ich wenig mehr.

Aber in einer dunkeln Nacht weckten mich ganz unerklärliche Töne, die aus der Stube meiner Mutter herkamen. Ich horchte auf. Jetzt war es still. Aber dann setzte es wieder ein: ein Röcheln, oder ein Schluchzen, oder auch ein Stöhnen — nein, alles zusammen —! Ich sprang aus dem Bett, machte Licht, ging an die Tür und klopfte: „Mutter!" Es wurde wieder still, aber eine Antwort bekam ich nicht. Ich klopfte wiederholt; nichts regte sich mehr. Da öffnete ich und trat ein.

Ein furchtbares Bild empfing mich. Ich fand meine Mutter im wild verwühlten Bett, die Hände in die Decke verkrampft, den Kopf qualvoll über den Rand der Matratze überhängend, das Gesicht grau, die Augen verdreht und glasig, kalten Schweiß auf dem Gesicht: „Gift!" dachte ich augenblicklich. Im nächsten Moment waren die Hausleute alarmiert. ‚Wärst du doch lieber Mediziner, anstatt Theologe und Philosoph!', diese Worte Holstens fuhren mir durch den Kopf. Es dauerte einen Martertod, bis der Arzt erschien. Sie wand sich jetzt vor mir und den zusammengelaufenen Hausleuten in Krämpfen, stöhnte, röchelte, schrie, so daß die guten Leute eines nach dem andern auf die Knie fielen und zu beten begannen. Ich hatte ihr etwas Seifenwasser, dann Öl eingegeben, um sie zum Erbrechen zu bringen, und es endlich ratlos gelassen. Wenn sie keine Anfälle hatte, lag sie da, den halbgebrochenen, verzweiflungsvollen Blick unwandelbar auf mich gerichtet. Sprechen konnte sie nicht; es drang nichts aus ihrer Kehle, als von Zeit zu Zeit ein heiseres, halb tierisches Geschrei.

Endlich kam der Arzt. Das Fläschchen, worin das Gift gewesen war, hatten wir inzwischen aufgefunden. Er roch, zuckte die Schultern, wollte es aber noch mit einem Gegenmittel versuchen. Erst reizte er sie zum Übergeben. Sie brach hart und qualvoll; ihr Organismus war nicht darauf eingerichtet, etwas herzugeben, was er einmal besaß, und wenn es Gift war. Dem Mageninhalt folgte ein Bluterguß. „Ausgezeichnet!" bemerkte der Arzt wie anerkennend. „Jetzt geben wir kein Gegengift, sondern ein Abführmittel!"

Gott allein weiß, ob er sie mit dieser Kur gerettet oder für den Rest ihres Lebens elend gemacht hat! Jedenfalls überstand sie die Nacht und auch den nächsten Tag. Und im Laufe einer Woche — was ich für ganz menschenunmöglich gehalten hatte! — erholte sie sich soweit, daß sie wieder aufstehen konnte. „Sie brauchen jetzt keine Angst mehr zu haben," sagte der Doktor launig: „Diese Dame ist von Selbstmordgelüsten geheilt!" Ich hatte aber Angst, und wurde sie nicht mehr los.

Mit meiner Arbeitsfreude war es vorbei. Was war es, was ich den Menschen sagen wollte? Etwa daß die fromme Offenheit einer zu Gott gerichteten Seele in edler Freiwilligkeit alle Leiden und Untergänge widerstandslos übersteht und so besiegt? Das glaubte ich erlebt zu haben. Wie stand es nun damit? Nichts als Wortgeklingel schien mir, was ich geschrieben hatte. Ein Blick auf das zerstörte Angesicht meiner Mutter nahm mir den eiteln Mut zu jedem „Bekenntnis" und zu jedem Erlöserehrgeiz. Was

hieß das schon: „Fromme Offenheit!“ Wenn nun die Seele nicht offen und „fromm“ war — schon diese fade Allerweltsfrömmigkeit! —, so hatte ich sie mit meinem Rezept glücklich vom ewigen Heil ausgeschlossen! Meine Mutter konnte nach meinen eigenen Angaben nicht zum innern Glück gelangen, nicht zur Gnade, niemals zur Erlösung! Wie oft hatte ich ihr eingebildet und schwatzhaft meine Entdeckung vorgetragen! Und was mußte sie dabei empfunden haben! Dann das „zu Gott gerichtet“! War nicht jede Seele zu Gott gerichtet, ob sie wollte oder nicht? Gott war doch nicht, oder er war universal! Also ein öder Gemeinplatz mitten im hochtragenden Kredo! Schließlich die „edle Freiwilligkeit“ und der „widerstandlose Sieg über das Leiden“! Wenn selbst die ganze Entwicklung um Holsten, Hilde, mich und meine Mutter nach einer strengen Gesetzmäßigkeit abgelaufen war — wie konnte aber ich lebendige Seele eine wahre Liebe und diese „edle Widerstandlosigkeit“ gegenüber ihren Leiden und Untergängen zusammenbringen? „Intellektuelle Lüge! Literarische Flunkerei! Die alte religiöse Schiebung!“ So rief ich mir zu. „Immer noch nicht genug gelitten und erfahren!“ Nackte Verzweiflung und das böse Gewissen dazu sahen mich aus den müden, todessüchtigen Augen meiner Mutter an. Wenn ich es nicht schon gewußt hätte, so hätte ich's vom Arzt erfahren, daß sie guter Hoffnung war — wie man das in normalen, erlaubten Umständen liebevoll oder auch gedankenlos nennt. Nun, es kam nicht wenig neues Leiden. Welche Erwartungen hatte ich auf ihren mütterlichen Zustand gesetzt. Brachte er uns jetzt nicht die Hölle, so doch sicher ein Vorstadium. Stets zitterte ich vor einem zweiten Versuch. Ich bewachte sie auf Schritt und Tritt, flehte sie abends auf den Knien an, in der Nacht nichts gegen sich zu unternehmen, kämpfte heiß und bitter um ihr Versprechen, und rang ihr von Tag zu Tag das bißchen Fortexistenz ab, das sie noch führte. Zur halb zerstörten Seele war nun noch ein halb zerstörter Leib gekommen. Der Hunger in die Ferne, die Freude am Fremden war vorbei; sie verlangte nach Hause. Wir reisten, und kamen daheim an wie die Schiffbrüchigen.

Was soll ich noch viel sagen? Nach aufreibenden, schweigsamen, jammervollen Monaten voll trüben Dahintreibens, finstern Brütens, gelegentlicher gefährlicher Aufflackerungen und folgender langdauernder Apathien gab sie mit ihrer letzten Kraft einem Knäblein das Leben und starb dann unter einem kraftlosen unaufhörlichen Weinen ungetröstet in Verzweiflung.

Das Kind habe ich nur am Tag der Geburt gesehen. Ich gab es zu sichern Leuten in Pflege und konnte mich bis heute — es muß nun sechs Jahre zählen — nicht entschließen, es wiederzusehen. Ich lebe wie andere Menschen, lehre wie andere Professoren, ein bißchen leidenschaftlicher, vielleicht auch wirklich erfahrungsreicher, habe als „revolutionärer Geist“ einen ziemlichen Zulauf, aber ein Gespenst doziert, und ein gewisser Ruhm, der mir folgt, ist nichts, als ein Schemen mehr auf der Welt. Ich habe noch keinem Menschen geholfen, obwohl es sich manche einbilden, und welche es mir sogar geschrieben haben. Es ist unmöglich. Wenn sie wüßten, was Leiden und Verzweiflung ist, und was Hilfe und Gnade ist, so würden sie mir vor die Füße spucken. Aber ich weiß es selber nicht.

Hilde hat nach drei Jahren einen Diplomaten geheiratet, der in jungen Jahren schon eine Gesandtschaft in Südamerika bekam. Trotz der raschen Karriere muß er wesentlich älter sein als sie, und ich weiß nicht, wie groß das Glück ist, das sie dort gefunden hat. Aber ich habe nach wie vor das dringende Bedürfnis, sie vom Leben beschenkt und erhoben zu wissen, denn durch sie hänge ich noch an einem Faden mit dem Werden und der verlorenen Gnade, mit den wunderbaren Möglichkeiten im Dasein zusammen. Sie ist mein Ehrgeiz, meine Leidenschaft, mein letzter indirekter Beweis von der theoretischen Existenz des Stoffes, den man Glück nennt. Sie ist die Gegend meiner Seele, wo ich noch nicht erstarrt und dogmatisiert, wo ich dem Altern und dem Zerfall nicht ausgesetzt bin. Sonst ist der Geist meiner Mutter mit seiner auflehnenden Seite in mir mächtig. Ich stehe in der vordersten Reihe der streitbaren fortschrittlichen Philosophen, der pessimistischen Idealisten, die das Übel der Welt angreifen, wo sie es treffen. Ich fange sogar an, Mode zu werden wie Henry Bergson, den ich deshalb so verachtete, und bin noch viel schaler, als er, weil ich bei allem Kampf nicht einmal ein Ziel, einen letzten höchsten Zweck unsrer Anstrengungen anzugeben weiß. Schwimmen, um nicht zu ertrinken, das ist alles, was ich sagen kann. Kein ehrlicher Geist sieht so billige Erfolge zu seinen Lebzeiten ohne ernste Unruhe. Ich bin noch nicht vierzig Jahre und fühle mich als angehender Greis. Insofern — war meine Mutter mein gerades Gegenteil. Friede und Ehre ihrer Asche.

Ich muß noch mitteilen, daß Hilde sich der drei Kinder Holstens angenommen hat. Gleich nach ihrer Zurückkunft von jener Nordlandreise suchte sie Sanna auf und

unterrichtete sich darüber, was zu tun sei. Die Kinder brachte sie in einer Stiftung für aristokratische Waisen und für Kinder verarmter Adelszweige unter, wo sie eine ausgezeichnete Pflege und Erziehung genießen. Die Unkostenüberschüsse, die nicht durch die Stiftung selber gedeckt werden, leistet sie aus ihrer Tasche. Sanna, die Holsten aus dem Kontor an sich gerissen, aber nicht geheiratet hatte, und die neben den kaufmännischen Fertigkeiten Französisch und Englisch sprach, verschaffte sie eine Stelle bei der deutschen Botschaft in Washington, wo sie einen tüchtigen jungen Amerikaner kennen lernte, der sie heiratete und, wie man mir sagt, keinen Grund findet, um es zu bereuen. Sie erprobt sich dort zum zweitenmal in der Treue, aber mit einem größern Ergebnis an Glückhaftigkeit.

⌘ ⌘ ⌘

Zwei Jahre später!

Es ist wieder alles anders. Mein Bruder ist bei mir. Gott und Mensch, Gebot und Sehnsucht haben sich in mir die Hand gereicht. Ich will kurz sagen, wie ich dazu kam, und dann diese inhaltschweren Akten schließen.

Bald nachdem ich diese Niederschrift bis zu ihrem düstern Schluß vollendet hatte, erreichte mich die Nachricht, daß mein Bruder, das Kind meiner Mutter und Erich Holstens, schwer erkrankt sei, und gleich darauf kam ein Telegramm, wenn ich ihn noch sehen wolle, müsse ich sofort reisen. Ich nannte das: schwere Pflicht! und machte mich auf den Weg, von Geistern und Schattenbildern der Vergangenheit eng umschwebt, mit erstorbenem Herzen und überwachem Geist. Wenig regte sich mehr in mir. Selbst der schärfste Schmerz stumpft sich schließlich ab. Die Sehnsucht ruht nicht, aber sie gräbt sich ein geordnetes Strombett. Nur in ganz stillen, tiefen, welteinsamen Nächten streifte mich mit scheuem Flügel das Gefühl, daß ich noch nicht zu Ende sei, daß noch etwas auf mich warte. Mein Bruder war in einem modernen Landerziehungsheim gut versorgt; damit glaubte ich meiner Pflicht zu genügen. Daß in seiner Gestalt neben der Pflicht auch ein Glück für mich leben könnte: das dachte ich nie.

Nun, die Krise war glücklich überstanden, als ich ankam. Da ich doch einmal die Reise unternommen hatte, entschloß ich mich, das Kind zu sehen. Ich kann heute noch nicht ohne Bewegung niederschreiben, was ich damals fand. Da lag in einem weißen Bettchen eine schmale, feine Gestalt, blaß und schwach von der überstandenen Krise, mit guten, klaren Zügen, der leichtgebogenen Nase meiner Mutter — unsrer Mutter! — einem Mund voll zarter Energie — Holstens Mund, bevor er bitter geworden war! und einem stillen, klugen, dunkel-sinnlichen Blick, in dem bereits fragend ein Fünkchen Einsamkeit schwebte. Man hatte ihm gesagt, daß sein Bruder kommen werde. Den faßte er für diesmal in ein großes Augenblicksbild zusammen, schloß dann die Augen müde und schlief ein. Aber noch mehr war an ihm, das auch schlafend seine schöne Wirklichkeit behielt: etwas Grades, Mutiges, nicht zu Unterdrückendes, das mich an — Hilde erinnerte. Ach, lag hier nicht ein holdes Symbol des Menschlichen überhaupt, ein freundlich-ernstes Wahrzeichen unserer tiefsten und geheimnisreichsten Beziehungen? Denn daß Holsten im Grund — Hilde geliebt hat, lasse ich mir nicht ausreden! Er „haßte" sie, weil er nicht mehr die Kraft in sich fühlte, sich zu ihrem Standort aufzuschwingen; um sich von dem Idealbild nicht das Urteil sprechen zu lassen — entweihte er es und behielt die Vorhand. Und Hilde —? lange stand ich denkend und im Geist überschauend. Schließlich vergaß ich aber die Psychologie, und sah den Knaben herzbewegt als ihn selber, als dies kühnliche, fromme Fleisch und Blut, das in die Welt gekommen war, als ein Stück wachsendes und in sich ruhendes Vertrauen auf die Güte des Daseins, ein Hauch Liebe, nach Gegenliebe hungrig, ein Funken Geist und Gescheitheit, der Führung bedürftig. Herz und Kopf voll Erlebnis, ging ich heute zur Ruhe. Geister, die mich herbegleitet hatten, wurden deutlicher, begannen zu weben, zu sprechen. Bilder füllten sich mit Farbe und Gläubigkeit. „Gott" gewann neue Gestalt. Und ich selber — wer war ich? Im Traum überfiel mich ein erlösendes und beglücktes Weinen, dessen befreiende Gewalt ich noch nach dem Erwachen in mir fühlte, und das mich durch den ganzen nächsten Tag begleitete.

Wir konnten nun schon ein bißchen miteinander sprechen. Aus Worten und Blicken, aus Lächeln und Schweigen begann sich ein stiller Zauber zuerst noch tastend und schwebend, bald aber mutiger und offener um uns zu spinnen. Ich blieb auch am dritten Tag; da hatte sich bereits eine freudige Herzinnigkeit zwischen uns gebildet, und am vierten waren wir ein erklärtes Liebespaar. Ich sagte lächelnd zum Direktor der Anstalt: „So, Herr Doktor, durch diese Krankheit haben Sie den Jungen in jedem Fall verloren. Ich aber habe einen Bruder und Sohn gewonnen." Er sah mich durch seine klugen Brillengläser bedächtig an. „Mir scheint, Sie hätten auch sonst noch einiges

gewonnen," meinte er in seiner überlegten aber ehrlich warmen Art. „Ich beglückwünsche Sie." Wir reichten uns die Hände. Weitere Worte waren nicht nötig.

Zunächst reiste ich noch einmal allein nach Hause, aber als ein tief veränderter, ja, ganz neuer Mann. Dort traf ich die nötigen Vorbereitungen, und als Herbert noch vier Wochen Schwarzwaldluft geatmet hatte — ich atmete sie mit ihm, und noch viel anderes Ozon dazu — führte ich ihn wie eine Braut in aller Form heim.

Die Schatten und Finsternisse sind aus meinem Haus verschwunden: es gibt darin keinen Winkel mehr, der nicht hell wäre. Sehe ich Herbert draußen beim Spiel, oder drin bei seiner Arbeit, sitze ich mit ihm zu Tisch, bringe ich ihn zu Bett und plaudere noch mit ihm .— immer wieder überfällt mich neu das Gefühl: du hast Gnade gefunden! Dir ist das Unerhörte erschienen. Die obere Welt und die untere, Gott und die Endlichkeit, das Sollen und das Sehnen, Pflicht und Trieb — sie alle sind dir eins geworden. Und eben dies ist das Wunderbare. Es ist das einzige wirklich Wunderbare, das uns hienieden erscheinen kann.

Dies ist jetzt meine Predigt an die Menschen in großer Bescheidenheit. Ich kann mich nicht überheben. Ich bin überfallen worden. Aber ich weiß, daß jeder überfallen werden kann. Der Überfall des wirklichen Glückes lauert auf jeden, der die Waffen nicht streckt. Für jeden ist seine Gestalt anders. Nicht erst nach unserm Tod können wir den Himmel erleben und Gott sehen. Im Gegenteil, dann ist es zu spät. **Hier** müssen wir die Vereinigung mit dem Unaussprechlichen vollziehen. Wandre im Finstern, suche in der Kälte, laß keine Tat ungetan: eines Tages wirst du unbedingt „Gott sehen!" Nicht im Jahr 1 ist dir das Heil geboren. Hier, jetzt, morgen, übermorgen wird es dir begegnen, oder nie. Nicht in abstrakten Begriffen vereint sich die obere Welt mit dir, sondern in konkreten Fällen des Lebens, in einem Kind, in einer Frau, in einem Werk. Forsche, streife, belebe alles mit deinem denkenden Blick. Und verzeih mir, daß ich dir predige, denn dies alles fühlst du tiefer, lebendiger, origineller, als ich es dir klarmachen könnte, mein Bruder, meine ewige Braut, Sohn meiner Mutter, Inkarnation des Wunderbaren!

Aus einem kommenden Buch. Von Walter v. Molo

Weiß liegt das Land, der Menschen Atmen raucht
Und Wärme kämpft aus Holz und lang versunknen Pflanzen
Im Flockenfall des eisigen Wirbeltanzen.

Es hockt der Mensch beschneit, betrübt, vergnügt im weißen Land,
Er weiß, daß Schnee und Eis nicht länger dauern,
Als er sich schützen kann durch Wärmemauern.

Doch einmal wird der Frost, der in den Dunstkreis unsrer Erde fällt,
Hat sie veratmet, hart und kalt uns lauernd in die Weiße knechten,
Es unterliegen alle Erden in dem Kältefechten.

Seid warm und sicher, drum, weil ihr das Ende wißt,
Bedenkt es stets, daß unser Herz, in Frost und wärmstem Sonnenschein,
Daß immer es, schon jetzt in Pein, in kältestarren Panzern schlägt, allein.

Die Schönheiten-Galerie im Schlosse Wilhelmsthal

Von Willy Norbert

Mit drei Zeichnungen von Franz Christophe und zehn Aufnahmen von Franz Hanfstaengl, München, nach den Joh. Heinrich Tischbeinschen Gemälden in Schloß Wilhelmsthal

Landgraf Friedrichs von Hessen tiefe Verehrung zum „beau sexe" schuf die „Schönheiten-Galerie" im Schlößchen Wilhelmsthal bei Cassel. Den besten Saal seiner reizenden Sommerresidenz wählte der Fürst für seine „Galerie des Beautés" aus. Und als gründlicher Kenner weiblicher Reize fühlte der Landgraf sich auch berufen, selbst bestimmen zu können, welche Frau so schön war, daß ihr Konterfei in die Galerie aufgenommen werden durfte — eine Ehrung, zu der manche liebenswürdige Zeitgenossin des Landgrafen sich wohl berufen fühlte, zu der jedoch der gestrenge Schönheitsrichter sie zu ihrem tiefen Schmerze nicht auserwählen konnte, so gefällig und galant er auch zu den verschämten Bewerberinnen zu sein liebte. Infolge dieser gestrengen Jury und des durch eifriges Studium erworbenen sicheren Geschmacks des landgräflichen Frauenkenners genoß die eigenartige Galerie in jener schönheitstollen Zeit einen gar gewaltigen Ruf, und mancher Fürst, Künstler oder „Fremder von Distinction" scheute auch nicht den größten Umweg, die Sammlung des Landgrafen zu besichtigen. Und stand er dann in jenem lichten, wassergrünen Saale, mit Kennermiene all die graziösen Frauenkörper, die gepuderten Köpfchen, die zierlichen Hände auf den Bildern prüfend, gestand er wohl gern dem lächelnden Schloßherrn, daß seine Auswahl und sein guter Geschmack ganz fürtrefflich gewesen. Und wenn dieser Punkt, nämlich die Schönheit der Modelle, keinerlei Kritik mehr erforderte, und eingehend alle intimen Details der Bildnisse genugsam erörtert und bewundert waren, dann ging man wohl an die Darstellung selbst, an die kunstvolle Arbeit Meister Tischbeins, des fürstlichen Hofmalers. Sollte jedoch irgendeine Geschmacksverschiedenheit über die Schönheit dieses oder jenes Porträts sich vorher ergeben haben — hier, in der Beurteilung der Malkunst Johann Heinrichs, gab es wohl niemals zwei Meinungen, denn alle diese Bilder mußten auch dem strengsten Kritiker als vollendete Porträts erscheinen,



Prinzessin Amalia Maria, Tochter des Landgrafen Wilhelm VIII. als Braut des Markgrafen Carl Albrecht von Brandenburg-Schwedt

Christophe



Frau Rätin Bode, geb. Giffot

denen es weder an Sicherheit und Schwung in der Linie noch an Harmonie in der Koloristik fehlte. Was sie aber weit über das Niveau der damaligen Porträtkunst — und besonders der deutschen — stellte, war die ihnen eigene Natürlichkeit und Ungezwungenheit in der Erscheinung der Dargestellten, ein Moment, das fast allen höfischen Bildnissen jener Zeit absolut fehlte. Meister Tischbeins Werke ragen schon deshalb allein aus dem Meer jener faden und entlebendigten Porträts des 18. Jahrhunderts heraus. Was ihnen vollends ihren hohen künstlerischen Wert verleiht, ist ihre für jene Zeit verblüffend warme und lebhafte Beweglichkeit des Modells, die sie trotz der steifen Formen und Grenzen, die dem Hofmaler gezogen waren, behielten, ja die von ihr bezwungen, überwunden wurden. Tischbein löste alle Starrheit, er wandelte sie in Freiheit; seine Bildnisse zeigen so nicht allein den Meister, sondern auch den Psychologen. Er malte nicht nur die Erscheinung dieser oder jener „Princesse de sang“ oder „Demoiselle de la cour“, er erzählte auch etwas von ihrem Wesen, ihrem Charakter. Aber um diese tiefere Meinung von seinen Werken zu erhalten, bedarf es einer gewissen Voraussetzung, ohne die eine solche Erkenntnis nicht gut möglich ist: man vergesse bei der Be-



Fräulein von Bardeleben (?)

trachtung seiner Porträts weder seine Zeit noch die kleinen Eitelkeiten seiner — in diesem Falle, nämlich dem der „Beautés" — gewiß besonders diffizilen Modelle. Jene wünschte als kokette Schäferin verewigt zu werden, diese als flotte Dudelsackpfeiferin, eine dritte mochte ihr kleines Scheusal von Schoßhündchen durchaus nicht missen auf dem Bilde, kurz, alle kamen sie dem geplagten Meister mit irgendwelchen persönlichen Wünschen, die der Künstler nicht gut ablehnen durfte. Gewiß hat er wohl noch genug gestrichen und abgehandelt von jenen kleinen und großen Schwächen der Schönen, und was dann noch verblieben, darüber setzte er sich genial hinweg, das überwand er spielend vermöge seiner Großzügigkeit. Was trotzdem verblieben und heute, nach anderthalb Jahrhunderten, vielleicht zu steif, zu absichtlich, zu gebunden uns Kindern einer erheblich andern Zeit erscheinen mag, das ist bei der Beurteilung dieser Porträtkunst von vornherein als reine Zeiterscheinung, als Modenfrage von einst, abzuziehen. Und das ist die Voraussetzung, die erforderlich ist zur Beurteilung der hohen Bildnismeisterschaft Johann Heinrich Tischbeins. Erst unter ihr wird es uns möglich, einen reinen Genuß zu empfinden bei dem Studium dieser Galerie liebreizender Frauen, die in jenem verlassenen Saal des Rokokoschlößchens ein unvergängliches Dasein

fristen, die mit Blick und Bewegung noch heute zu locken und zu versprechen scheinen wie damals in den heiteren Jahren ihrer blühenden Jugend. Es ist ein seltsames Erlebnis, das den empfindsamen Beschauer heute anfällt, wenn er sich in all diese beredten Augenpaare der jungen Frauen vertieft, wenn er das lebensfrische Satin ihrer Körperhaut schaut, wenn er die schlanken, beweglichen Hände sieht, die ihm eine Rose entgegenhalten. Ja, ein eigenes Erlebnis: denn urplötzlich versinkt die ganze Altertümlichkeit ringsum im Saale; durch die kalte Museumspracht weht es unvermittelt wie der warme Atem des Lebens. Aus den goldenen Schnörkelrahmen leuchtet es auf. Vom dunklen Hintergrunde hebt sich, wie von innerem Licht durchstrahlt, Gestalt auf Gestalt. Seidene Röcke rauschen, Rosenblätter fallen herab, die Deckel kleiner Tabatièren klappen, leises, verhaltenes Lachen ertönt. Jener warme Atem des Lebens, der durch den Saal weht, läßt Bänder und Locken flattern, bauscht duftige Spitzen und Volants. Aus irgendeiner Ecke klingen zarte Töne wie die einer Schalmei. Fünfzehn,



Fräulein von Wachenhausen



Prinzessin Auguste von Sachsen-Gotha, Gemahlin des 1751 verstorbenen Prinzen von Wales

zwanzig Augenpaare — blaue und braune, brennend-zärtliche und kühl-spöttische — eröffnen ein schnelles Kreuzfeuer, und dreißig bis vierzig überschlanke, nervös-bewegliche, spielerisch gespreizte Frauenhände heben und senken sich, locken, winken, drohen. Ist es der Geist des alten Lustschlößchens, der sich einen Spaß erlaubt? Spielt die Phantasie einen lustigen Streich? — Keines von beiden! Es ist die Kunst in ihrer geheimnisvollen, übersinnlichen Kraft, die jenes Gefühl zauberhaft weckt; es ist die geniale Kunst eines Meisters Tischbein, die gleichklingende Seelen mitschwingen, mitträumen, miterleben macht, wie die lebendigen Töne eines Figaro, eines Don Juan die Sinne entbinden können von Erdenschwere und emporheben in eine vollendetere Welt, deren Dasein sie uns voll Glück ahnen lassen ...

Im Bann solchen Erlebnisses ersteht für Augenblicke die Zeit, da jene Frauen rings an den Wänden, jene holden Menschenblüten, gelebt und geliebt. Von den wenigsten weiß die Historie zu berichten. Wie gerieten sie in diese seltsame und seltene Galerie? Alte Folianten, Hofkalender, Briefe und Akten schweigen sich gründlich über diesen — heiklen Punkt aus. Aber ein Blick in das Gesicht, ein Blick in die Seele des eigenartigen Sammlers, der hier schöne Frauen zu einer Kollektion vereint wie andere prächtige Schmetterlinge oder seltene Waffen, läßt doch ein wenig vermuten, daß die Zugehörigkeit zu dem Schönheitskabinett, der Eingang zu ihm, nicht immer nur äußere Eignung voraussetzte. Landgraf Friedrichs Genießerantlitz, die Anekdoten seines von Prunkliebe, heroischem Tatendrang, Sinnenlust, Flucht in die Frömmigkeit bunt bewegten inneren Daseins läßt ahnen, daß manche dieser roten Lippen an den seinen gehangen, daß manche dieser schimmernden Perlen und Diamanten als Zeichen landgräflicher Huld einst um diese schlanken Nacken und Arme gelegt wurden. Denn Friedrich war durchaus nicht freigebig aus Freude am Schenken, sondern er gab nur dort gern, wo er seinen Durst nach Schönheit und Genuß stillen konnte, hier aber belohnte er wahrhaft fürstlich. Und so erklären sich nicht nur die Juwelen auf manchem dieser Bilder Tischbeins, sondern auch diese selbst, ermöglichte doch der Landgraf dem Maler ein Schaffen, wie nur je ein Fürst es einem Künstler getan. Existenzsorgen kannte Johann Heinrich (der Sohn eines kleinen Klosterbäckers) nicht mehr, seitdem Friedrich sein Können ebenso anerkannt wie sein Vater, der Gründer des Schlößchens, der dem jungen Tischbein einst das Studium in Italien und Frankreich möglich gemacht. Die pekuniäre Sorglosigkeit, in der Tischbein lebte, wurde ihm gottlob nicht verhängnisvoll, wie es sonst oft bei Künstlern der Fall zu sein pflegt. Im Gegenteil setzte ihn die Gunst seines fürstlichen Mäzens erst in den Stand, seine ganze künstlerische Kraft zur Auswirkung zu bringen. Gleich



Gräfin Marie Sophie Wilhelmine von Solms-Laubach, Gemahlin des Herzogs Christian von Württemberg-Oels

Antoine Pesne unter dem Großen Friedrich, gleich Wagner unter dem Bayernkönig, wußte hier der Sänger mit dem Könige zu gehen, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen.

Und dazu bedurfte es eines wirklichen Charakters! Denn im Banne, unter dem Einfluß eines Mannes wie Friedrichs II. von Hessen zu stehen, und trotzdem weder seelisch noch künstlerisch zu verflachen — dazu bedurfte es wirklich einer sehr festen, sehr kritisch veranlagten Persönlichkeit. Der Landgraf war ja ein Mensch, von dem ein tiefer, suggestiver Einfluß ausging auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, aber dieser Einfluß war auch derart, daß er den also Betroffenen nicht immer zu guten und großen Taten und Gedanken bewog. Die Moral des Landgrafen hatte einen doppelten Boden: unter dem offiziellen verbarg sich der geheime, niemandem offenbarte, vor dessen abgründiger Tiefe den Fürsten es selbst schaudern mußte, und vor dem er flüchtete in die Arme der katholischen Kirche — er, der Sohn aus altprotestantischem Hause! Es trifft durchaus nicht zu, diese „Flucht" in den Schoß der Kirche aus des Landgrafen Vorliebe zu allem Pomp und Dekor, aller Mystik der katholischen Kirche zu erklären, sondern aus seinem Drang, der Seelennot, der Gewissensbisse seines schwachen Herzens ledig zu werden, was ihm allein durch häufige Beichte zu möglich erschien. So mutig er sich auf den Schlachtfeldern des Großen Friedrich bewiesen — der ihn ob seiner soldatischen Tugend zum General und Vizegouverneur von Magdeburg ernannte — im Grunde entbehrte er der Festigkeit, die er in der Religion zu finden hoffte. Daß gerade der Katholizismus seiner leidenschaftlichen und schönheitsdurstigen Natur am meisten lag, mag ihm wohl den schweren Entschluß, der ihn von seinem Va-



Frau von Buttlar, spätere Frau von Eppe

ter völlig trennte, erleichtert haben. — Aus dieser eigenartigen seelischen Veranlagung des Landgrafen ergibt sich auch folgerichtig die Art der Taten seines Lebens, als Fürst und Herrscher wie als Mensch und Mann. Neben den schöpferischen und männlichen Werken stehen hier hart die, deren Beweggrund in den dunkeln Tiefen jenes doppelten Moralbodens lag. Am geringsten spricht hier noch seine schrankenlose Genußsucht mit, am meisten aber seine unbedenkliche Herzenskälte, deren schlimmste — den Hessen unvergeßliche! — Taten der Verkauf seiner Landeskinder war, die er acht Jahre lang in englischem Solde auf den Schlachtfeldern Nordamerikas bluten ließ, um von dem so erworbenen Lohn ein Dasein zu führen, das ihm seine Revenuen nicht gestatten wollten. Nicht zu leugnen sind seine erfolgreichen Taten, das durch den Krieg arg geschädigte Hessenland zu heben. So schwankt Friedrichs Bild in der Geschichte. Viel von dem, was er geschaffen, überlebte ihn nicht lange, und die Erinnerung des hessischen Volkes an ihn wäre längst schon ausgelöscht, wäre nicht jene so wenig landes-



Prinzessin Auguste Elisabeth Marie, Tochter des Herzogs Carl Alexander von Württemberg, Gemahlin des Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis

väterliche Tat gewesen, die ihm im Herzen der Hessen ein unvergängliches — allerdings nicht ehrenvolles — Denkmal gesetzt...

Solcher Art war der geistige Schöpfer der Schönheiten-Galerie von Wilhelmsthal. Sie war sein Lieblingskabinett, so oft und so lange er seinen pompösen Hof von Cassel in das Sommerschloß verlegte. Hier in Wilhelmsthal herrschte die strengste französische Etikette, die genau nach Versailles kopiert war. Hier erklangen nur französische Laute, alle deutsche Kunst, mit Ausnahme der Tischbeins, alle deutsche Literatur war verpönt bis zur Verachtung, wenn auch zu jener Zeit schon ihre ersten Meisterwerke erschienen waren. Da die damalige Mode die „Beschäftigung“ mit der Philosophie erheischte, beschäftigte Friedrich sich in seinen reichlichen Mußestunden sehr eingehend mit den Werken und Ideen der französischen Enzyklopädisten und Philosophen, und es ist bezeichnend für den Zwiespalt in der Seele dieses devoten, ja bigotten Fürsten, wenn er Voltaire brieflich seine tiefste Verehrung und Bewunderung aussprach, ihn, zwar vergeblich, einlud und seine Theaterstücke spielen ließ. War es Eitelkeit, war es Ringen nach Klarheit, Wahrheit, dieses

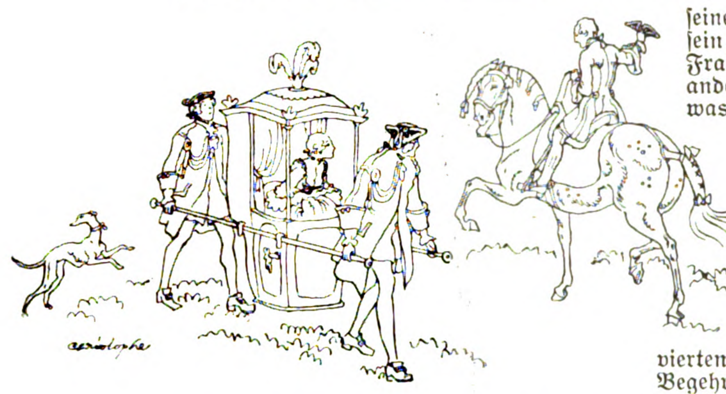


Therese Sophie, Gemahlin des Grafen Franz Joseph Sparr zu Burgstall, geb. Gräfin Stadion

Doppelspiel einer allzubeweglichen, allzubewegten Seele?

In einer solchen Natur mußte die Frau, die Liebe zu ihr, eine bedeutende Rolle spielen. Das Schicksal hatte ihm zur Gefährtin eine der besten Frauen gegeben, Marie von England. Aber diese reine, gütige Frau konnte ihm nie das sein oder werden, was er im Weibe suchte: eine Genossin seiner in dunklen Tiefen irrenden, nach immer neuen Reizen schweifenden Phantasie. So fehlt auch Maries Bildnis in jener Schönheiten-Galerie, wo doch manches Porträt aus höflicher Galanterie und höfischer Rücksicht allein Aufnahme gefunden, wie etwa die Porträts seiner Schwester oder der Prinzessin von Sachsen-Gotha. Was Friedrich in der angetrauten Frau vergebens gesucht, mag er in anderen Frauen gefunden haben, Frauen seines stark galanten Hofes, denen es nach der Auffassung ihrer Zeit eine Ehre gewesen, den Liebesworten ihres vielgeliebten und magnifiken Souveräns zu lauschen, der auch in seinen zahlreichen „amourettes sans amour“ getreu seinem erhabenen Versailler Vorbild nacheiferte, wie ja so viele kleine Fürsten seiner Zeit.

Und so ist es für den Psychologen nicht ohne Reiz, die Reihen jener Frauenantlitze zu durchforschen, die von den seidenen Wänden des Saales herabschauen, um jene zu erkennen, die einst einen jener so zahlreichen und nur so kurzen Favoritinnenträume hier zwischen den dunklen Taxuswänden von Wilhelmsthal geträumt, für kurze Tage oder bestens Wochen, sich Herrinnen dünkend eines



seine „Galerie des Beautés“ geschritten sein, von Bild zu Bild, von Frau zu Frau, bei dieser das findend, was der andern gefehlt, bei jener vergeblich suchend, was diese im Übermaß besessen. Ein „Immer-Suchender“, ein „Nie-Findender“, trug er hier zusammen in einem Raum, einem Rahmen, was einzeln unvollkommen, in seiner Summe vollendet erschien. Ein anderer Schöpfer der Venus, des Idealweibes, der von jener die Brust, von dieser die Hände, von einer andern das Lächeln, von der vierten die Güte, von der fünften das Begehren, von der sechsten die Keuschheit entlehnt und alles vereint zum erträumten, vollkommenen Weibe! Und dies mag der „Schönheiten-Galerie“ tiefster Sinn sein, ihr Schöpfungsgedanke, ihre Vollendung zu einem Ganzen. So ist die Tat eines fanatischen Idealisten, der in der vergänglichsten aller Erscheinungen dieser sichtbaren Welt, der kurzen, menschlichen Blütezeit, unbewußt den geheimen Sinn des Unvergänglichen gesucht ...

immer verliebten Herzens, das recht eigentlich die Liebe nie gekannt. Aber die Auswahl wird schwer, denn nichts in all den jungen Frauengesichtern verrät den bitteren Nachgeschmack, die Enttäuschung, das Herzeleid, ohne das ein Erwachen aus solch kurzem Traum wohl selten gewesen. Sie alle, mit wenigen Ausnahmen, wurden aber wohl auch einst gemalt, als die landgräfliche Huld sich eben erst ihnen zugewandt. Zu bezweifeln ist nur, ob jene so wenig dauerhafte Huld die Sitzungen bei Meister Tischbein stets überlebt hat.

Und doch wäre es vorschnell, wegen dieser Veranlagung Friedrich als einen Libertin zu bezeichnen, als welchen viele ihn hinzustellen liebten. Seine ganze problematische Natur läßt solchen raschen Schluß kaum zu. Vielmehr mag sich die Unstetheit seiner Herzensgefühle dadurch erklären lassen, daß er auch hier, in dem Sich-Suchen und -Finden von Mensch und Mensch, von Mann und Weib, das suchte, was er vergeblich auch auf anderen, nicht weniger verschlungenen Pfaden im weiten Lande seiner Seele zu finden trachtete. Vielleicht suchte er **die** Frau — die auch Marie ihm nicht hatte sein können —, vielleicht ersehnte er ein gleichzeitig geistiges **und** körperliches Ideal, wie es diese unvollkommene Erde nie hervorzubringen vermag, vielleicht — und dies ist bei jener sehnsüchtigen und passionierten Seele wohl am wahrscheinlichsten — fand er im Sehnen und Suchen allein die einzige Befriedigung. Es gibt solche Naturen, die von einer verständnislosen Umwelt zu Unrecht verurteilt werden. Wie oft mag Friedrich einsam durch

Friedrich II. von Hessen starb ein Jahr vor dem Tode jenes anderen Friedrich II., mit



Prinzessin Wilhelmine von Hessen, Tochter des Prinzen Maximilian, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen gen. „Diva“ oder „la déesse“



Fräulein Düffe

dem er außer Namen und Zahl nichts gemeinsam gehabt, es sei denn, daß jener große Friedrich wie er in einem der „Lust" erbauten Schlößchen zu philosophieren liebte über die Vergänglichkeit alles Irdischen, daß der Schloßherr von Sanssouci wie der von Wilhelmsthal den Herrn Voltaire verehrte und ihm dies in zierlichen Versen kundgetan hat. Damit ist aber auch alles erschöpft, was die beiden Fürsten, der kleine und der große Friedrich, Gemeinsames hatten. Vielleicht ließe hier sich noch anführen, daß der Preußenkönig wie der hessische Landgraf das Bild ihrer Favoritin von ihrem Hofmaler malen ließen und in ihrem Lustschlosse aufhängten. In Sanssouci ist es die Barberina, in Wilhelmsthal — — eine ganze Galerie schöner Frauen. Die Nachwelt hat hier wie dort pietätvoll die Bildnisse bewahrt vor dem Vergehen, das auch ihnen drohte wie allem Menschenwerk. Die Werke Tischbeins sind voll Frische und Kraft der Farben. Und wieder war es ein Friedrich, der für verständige Restaurierung sorgte: Kaiser Friedrich III., dem ein allzufrüher Tod den Lieblingswunsch versagte, Wilhelmsthal als Som-



Frau von Ditfurth, geb. von Bischofshausen

merresidenz zu bewohnen. — Aller Zeiten Gewalten hat die „Galerie des Beautés" standgehalten bis auf unsere Tage. Selbst Jérôme, der „König Lustik" von Westfalen, der auf Wilhelmsthal residiert und manchen Raum seines alten Rokokos beraubt und ihn umgewandelt hatte nach dem Geschmack und der Mode des Kaiserreichs — hier in der Galerie der Schönheiten hat er nichts verändert, nichts berührt. Hier zeigte sich das Verständnis einer verwandten Seele. Der Saal blieb wie Du Ry ihn erbaut, wie Nahl seine köstlichen Boiserien einst geschnitzt hatte.

Nur die Neuzeit schien Wilhelmsthal gefahrvoll werden zu wollen. Aber zu rechter Zeit siegte doch die Erkenntnis von dem wertvollen Kulturschatz, den dieses reinste aller deutschen Rokokoschlößchen bedeutet, und in dem der Saal der Schönheiten-Galerie das ist, was am lebendigsten den Geist eines Zeitalters ausdrückt, das trotz seiner Stürme und Nöte nie das goldene Lachen verlernte, das groß und gewaltsam gewesen und doch voller Heiterkeit und Anmut des Herzens — eine Lebenskunst, die seitdem der Menschheit verloren gegangen zu sein scheint . . .

Intermezzo auf dem Ozean

Von Friedrich Otto

Einmal in meinem Leben bin ich zur See gefahren. Vor dem Krieg. Dann nie wieder. Doch man höre.

Ich wohnte in einer Berliner Pension in der Potsdamer Straße, saß an dem einzigen Fenster meines Zimmers und starrte in den dunkelgelbgrauen Himmel hinauf. Es war nur ein kleiner Ausschnitt, der zwischen den Höfen und Hinterhäusern zu sehen war, ein Trapezoid, ein schiefer Drachen, der sich nicht von der Stelle rührte. Es sei denn, eines dieser verdammten Häuser stürzte ein. Ich war mißmutig, da ich seit vier Monaten nach einer Bibliothekarstelle suchte, die ich nirgends fand. Ich hatte Schulden bei meiner Pensionsinhaberin und war so arm, daß ich weder Tee noch Zigaretten besaß, um über diesen trüben Novembertag hinwegzukommen. Vorgestern war Buß- und Bettag gewesen, übermorgen würde Totensonntag sein. Es wurde finsterer und ich stieß einen Seufzer aus. Meine Lage drückte mich um so schwerer nieder, als ich das Leben sehr schätzte. Ich hatte es immer nur sehr mäßig genossen, war nie krank gewesen, neigte trotzdem zu einer leichten Melancholie und fürchtete mich sehr vor dem Tod. Nichts erschien mir furchtbarer als die Unabwendbarkeit des Schicksals, seine Unumkehrbarkeit, und wenn mich Gedanken dieser Art überkamen, konnte ich geradezu in Krämpfe verfallen. Eine solche düstere Stimmung bemächtigte sich jetzt meiner. All meine Bemühungen um eine Anstellung umsonst! Jeder Versuch ein Fehlschlag, und die Zahl der Bekannten, die ich empfangen oder die ich besuchen konnte, verringerte sich zusehends. Ich hatte oft nicht einmal das Fahrgeld, um zu ihnen zu gelangen. Hier und da war es mir gelungen, Kleinigkeiten zu verkaufen, und meine einzige Uhr, ein Erbstück aus Gold, ruhte in dem Tresor eines Pfandleihers in der Lützowstraße.

Ich hörte Glocken einer Kirche läuten und wartete, bis das an meinen Schmerzen zerrende Geräusch vorüber war. Dann legte ich mich in einen Liegestuhl aus Segeltuch. Licht wagte ich mit Rücksicht auf meine Schulden bei der Pensionsdame noch nicht anzuzünden, obwohl es so dunkel war, daß ich kaum noch die größten Gegenstände in meinem Zimmer unterschied. Ich war halb eingeschlafen, als es an der Tür klopfte. Gleich darauf trat einer meiner Bekannten ein, ein Herr Liebmann, der eine gut bezahlte Stellung an einer Berliner Großbank innehatte. „Das Murmeltier in seinem Winterschlaf," sagte er, schaltete selbst das Licht ein und entschuldigte sich, daß er sich so lange Zeit nicht um mich bekümmert habe. Ich erklärte das für selbstverständlich, wogegen er sich sehr heftig verwahrte. Er bot mir sofort Geld an, was mir ebenso peinlich wie angenehm war. „Genügen Ihnen fünfzig, hundert ... hundertfünfzig Mark? Viel mehr habe ich kaum bei mir!" Ich begnügte mich mit hundert Mark und wollte sofort nach meiner Wirtin klingeln, um ihr fünfzig Mark zu geben und um Tee zu bitten. Herr Liebmann hielt mich zurück und meinte: „Rauchen Sie erst eine Zigarette, ehe Sie sich auf die Abzahlung Ihrer Schulden stürzen. Außerdem habe ich Ihnen etwas zu sagen, was für Sie sehr wichtig sein könnte." Er kramte in seiner Brieftasche und zog einen schmalen Zettel hervor, eine Annonce, wie ich sofort erkannte. Ich lächelte und sagte: „Lassen Sie nur, mit Meldungen auf Inserate habe ich kein Glück. Alle Posten sind so überlaufen." — „Lesen Sie!" antwortete Herr Liebmann und reichte mir den Zeitungsausschnitt. Ich las: „Lehrer der deutschen Sprache für einen elfjährigen Knaben gesucht. Meldungen Equitable Gebäude, Friedrichstraße 59—60. American Association of Commerce and Trade." Herr Liebmann mußte wohl meine Augen unter den Gläsern meiner Brille genau verfolgt haben, denn kaum hatte ich das letzte Wort der Annonce gelesen, so bemerkte er auch schon: „Sie werden einen gut bezahlten Posten bekommen, denn es handelt sich um eine ganz außerordentliche Aufgabe, die etwa zwei Jahre beanspruchen und Ihnen Gelegenheit geben wird, die ganze Welt zu sehen und besonders alle Meere und Hafenstädte kennen zu lernen. Einen Moment bitte!" Er zündete sich eine Zigarette an und fuhr fort: „Die Annonce kommt überhaupt nicht mehr in Betracht für Sie, da sie durch die Ereignisse schon überholt ist, die aus einem Mittagessen bestehen, das ich mit Mister Thorpe im Esplanade-Hotel hatte. Sie kennen Herrn Thorpe? Nicht? Ich glaube ihn gelegentlich erwähnt zu haben. Er gehört zu meinen Bekannten aus meiner Neuyorker Zeit und ist der persönliche Sekretär des Herrn Wörlitzer! Nun sind Sie wohl

im Bilde?" — „Allerdings," sagte ich, „es handelt sich wohl um seinen einzigen Sohn?" — „Richtig! Sie kommen auf die Luxusdampfjacht ‚Liberty' und werden eine unvergeßliche Zeit verleben. Ich habe Herrn Thorpe, der sich zur Auswahl eines deutschen Lehrers extra nach Deutschland begeben hat, Sie vorgeschlagen, und er ist im Prinzip einverstanden, Sie zu engagieren. Er erwartet Sie morgen um 12 Uhr zum Frühstück im Esplanade-Hotel, um Sie persönlich kennen zu lernen, und wenn Sie einen günstigen Eindruck auf ihn machen, so sind Sie für zwei Jahre glänzend versorgt, vielleicht sogar für immer. Sehen Sie, so sorgt man für seine Freunde. Und nun muß ich fort!" Ich bedankte mich natürlich sehr herzlich für seine Empfehlungen bei Herrn Thorpe und kam erst, als Herr Liebmann gegangen war, zum Bewußtsein, welche Tragweite das Engagement für mich haben könnte. Zwei Jahre Lehrer eines Knaben, der einst eine halbe Dollarmilliarde erben und Herrscher eines der mächtigsten Zeitungskonzerne werden würde. Das konnte allerdings entscheidend in mein Leben eingreifen. Die bevorstehende Wendung in meinem Dasein fing an, mich beinahe zu beunruhigen. Was würde Herr Thorpe zu meinem nicht gerade günstigen Äußern sagen, meiner großen Kurzsichtigkeit, meinem Mangel an Weltgewandtheit, meiner zurzeit beängstigend ärmlichen Kleidung? Ich überlegte mir lange, ob ich mir für die hundert Mark einen neuen fertigen Anzug kaufen sollte, verzichtete jedoch auf dieses Risiko mit Rücksicht auf die Tatsache, daß ich Herrn Thorpe wahrscheinlich sehr mißfallen würde.

Nach einer unruhigen Nacht, einem Chaos von Träumen, erwachte ich, bürstete meinen besten Anzug so lange, bis ich fürchtete, die letzten Fasern heruntergekratzt zu haben, und begab mich in den Tiergarten, wo ich fast zwei Stunden spazieren ging, um einen klaren Kopf und ein möglichst frisches Aussehen für meine Unterredung mit Herrn Wörlitzers Privatsekretär zu haben. Ich fühlte mich befangen, denn wie sollte ich einem so allmächtigen Manne wie Herrn Thorpe gegenüber irgend etwas von dem zur Geltung zu bringen, was ich selbst von mir hielt? Meine wissenschaftlichen Werke? Er würde sie mit einer Handbewegung wie Staub wegwischen.

Ich betrat das Hotel in der sicheren Erwartung, es würde alles schief gehen, und daher in dem festen Entschluß, so gleichgültig wie möglich zu verhandeln. Sollte der Herr Thorpe wenigstens Achtung vor mir haben!

Da war er schon selbst. Er saß am Kamin, in dem elektrische Widerstände glühten, die wie brennende Kohlen angeordnet waren. Herr Thorpe blätterte in einer Mappe. Sein glattes Gesicht leuchtete rosenrot und seine Mienen strahlten ein Energiequantum aus, daß ich mich nun völlig verloren gab. Dieser Amerikaner, der einem Wesen von einem anderen glücklicheren Stern glich, sah kurz auf, als ich von den Blicken zweier Hoteljungen mehr beobachtet als geführt in das Foyer trat, und sprang sofort von seinem Platz, schüttelte mir mit tödlicher Gewißheit, daß ich der erwartete Mann sei, die Hand, wobei er mich gleichzeitig in einen Klubsessel niederzwang, ohne daß ich in der Lage war, Widerstand zu leisten. Mein Wille war wie weggeweht, und widerstandslos nahm ich seine Mitteilungen entgegen. Engagement auf zwei Jahre, Gehalt und Spesen nach einer Skala, die Herr Liebmann bereits für mich aufgestellt hatte. Ich erschrak über die Summen und wäre mit der Hälfte zufrieden gewesen. Während des Frühstücks begann Herr Thorpe schon mit den ersten Informationen. Absolute Verschwiegenheit über alles, was an Bord der „Liberty" vor sich ginge. Er, Herr Thorpe, müsse sich auf mich absolut stützen können, selbst ein geringes, unbewußtes, harmloses Versehen an Bord könne mich sofort die Stellung kosten. Herr Thorpe seinerseits würde stets für meine Interessen eintreten, denn er besitze Herrn Wörlitzers volles Vertrauen. Im übrigen lebe Herr Wörlitzer ausschließlich auf seiner Jacht, woraus sich natürlich allerlei Unbequemlichkeiten für alle an Bord ergäben. Der Sekretär lächelte, als freue er sich über einen Scherz, den er soeben gemacht habe und den keiner außer ihm verstünde.

„Es ist eine große Sache für Sie. Ihr Engagement geht jetzt bereits schon kabeltelegraphisch nach den Azoren, wo die ‚Liberty' zurzeit liegt. Herr Wörlitzer erfährt in diesem Augenblick vielleicht schon Ihren Namen und sagt zu seinem Sohn: ‚Junge, dein deutscher Lehrer ist bestellt, er heißt Hans Abel, ist Dr. phil. und eigentlich Bibliothekar.' Unser Herr und Meister beschäftigt sich ungemein eindringlich mit jedem, den er an Bord hat. Sie werden das später selbst erfahren. In allen Geldangelegenheiten wenden Sie sich bitte zunächst an Herrn Liebmann, der Sie mir empfohlen hat. Übrigens habe ich heute früh über Sie sieben weitere Auskünfte erhalten. Nähere Weisungen werden Sie telegraphisch erhalten, voraussichtlich wird der Antritt Ihrer Stellung im Hafen von Lissabon vor sich gehen. Leben Sie wohl, wir sehen uns

wahrscheinlich erst auf der ‚Liberty‘ wieder.“

Es vergingen zwei Wochen ohne Nachricht von Herrn Thorpe, was mir ganz angenehm war, da ich mich mittlerweile vollkommen für meine zweijährige Abwesenheit ausrüsten konnte. Ich hatte mich dem Äußern nach völlig verwandelt, denn ein wahrer Goldregen war über mich niedergegangen. Herr Liebmann selbst hatte meine Neueinkleidung und alles, was zu meiner Equipierung gehörte, überwacht. Ich glich einem eleganten Globetrotter, der ich doch wirklich nicht war oder gar werden wollte. Einmal fragte ich meinen Berater: „Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Wörlitzer, der doch über Verbindungen und Beziehungen verfügt, von denen ich mir gar keine Vorstellung machen kann, auf so sonderbaren Umwegen an einen ihm völlig Fremden gelangt? Mir erscheint das Engagement märchenhaft!“ Herr Liebmann zuckte mit den Schultern. „Fragen Sie gelegentlich an Bord Herrn Thorpe danach, falls Sie die Ursachen nicht etwa von selbst entdecken, wenn Sie erst auf der ‚Liberty‘ sind. Am besten werden Sie fahren, wenn Sie sich um nichts kümmern. Gehen Sie vollkommen gleichgültig an Ihre Arbeit, sprechen Sie mit dem jungen Wörlitzer deutsch, unterhalten Sie ihn über Literatur, Politik, Wirtschaft und sonstige Angelegenheiten Deutschlands, und im übrigen sei Ihnen die ‚Liberty‘ Hekuba. Mag Sie das Leben an Bord noch so sehr interessieren, kümmern Sie sich um nichts! Ich hoffe, ich werde in Ihnen den richtigen Mann empfohlen haben. Wenn Sie die Sache hinter sich haben, können Sie alles von mir erfahren, was Sie noch nicht wissen sollten!“

Endlich kam das Telegramm, das mich nach Lissabon beorderte. Tag und Stunde war genau festgesetzt. Ich traf meine letzten Vorbereitungen und verabschiedete mich ganz besonders bei Herrn Liebmann, der freilich wie immer sehr beschäftigt war. Sein menschenfreundliches Gesicht wurde ernster denn je, als er mir zum Abschied sagte: „Na, also, leben Sie wohl, Herr Doktor. Sie werden bestimmt der Aufgabe gewachsen sein, um so mehr, je weniger ich Ihnen vorher sage. Gehen Sie durch die Sache wie ein Schlafwandler. Fassen Sie es als einen bunten Traum auf, der sich auf einem dunklen Hintergrunde abspielt. Und vergessen Sie mich nicht. Auf Wiedersehen!“

Mir ist die Bedeutung dieser kurzen Abschiedsworte erst später aufgegangen. Schlafwandeln? Ein bunter Traum auf einem dunklen Hintergrunde? Was sollte ich mir darunter vorstellen. Redensarten. Nichts. Irgend etwas mußte der Mensch doch beim Abschiede sagen. Immerhin, der Ernst in den Augen meines Freundes blieb in mir noch hängen, als ich schon längst nicht mehr an die seltsamen Worte dachte.

Ich stürzte mit dem Luxuszug wie aus einer nebeligen, kalten Höhe herab in einen feuchtwarmen Vorfrühling. Das war wirklich schon wie der Anfang eines bunten Traumes, der um so herrlicher wurde, als mich im London-Hotel zu Lissabon die Benachrichtigung traf, drei Wochen hierzubleiben und eine weitere Order abzuwarten. Es war ein Telegramm des Herrn Thorpe, das kein überflüssiges Wort enthielt. Eine wundervolle Zeit begann für mich. Sorgenlos unter einem sich von Tag zu Tag mehr aufheiternden Himmel, eine kalte, graue Welt hinter mir, eine neue, sonnige Welt vor mir. Ich besah mir Kirchen und Museen und schwamm in der Menge auf den Straßen hin und her. Ich machte Ausflüge, jedoch immer nur für einen Tag, um jederzeit zur Verfügung stehen zu können. Ich ging oft nach dem Hafen und erfreute mich an dem köstlichen Anblick der Schiffe. Daß ich ein besonderer Freund des Seefahrens gewesen wäre, könnte ich nicht gerade von mir sagen. Ich fand es am schönsten auf dem Lande, noch dazu in dieser heiteren Stadt, deren billige Weine mir so gut schmeckten, daß sie mich beinahe lasterhaft machten. Ich war auch kleinen Liebesabenteuern nicht abgeneigt, jedoch meinem Charakter gemäß dabei so vorsichtig, daß sie stets ein freundliches Ende nahmen. Einmal, im Hotel, wurde ich von einem Amerikaner begrüßt, oder besser einfach angesprochen. Er wußte meinen Namen und schien auch oberflächlich über die Ursachen meines Lissaboner Aufenthalts orientiert zu sein. Wir tranken miteinander in der Bar, wozu ich ihn eingeladen hatte, und er freute sich mit mir, als ich ihm schilderte, wie ich meine Tage zubrächte. Ich hätte noch nie so schöne Tage gehabt. Er empfahl mir, den Vertreter des Wörlitzerkonzerns für Portugal in Lissabon aufzusuchen, und gab mir dessen Adresse. Ich sagte ziemlich obenhin zu, vergaß aber völlig, diesen Besuch zu machen. Allerdings kam sehr bald eine entscheidende Tatsache dazwischen. Herr Thorpe erschien unvermutet in meinem Hotelzimmer und holte mich sofort zur Einschiffung auf die Jacht Wörlitzers ab. Die „Liberty“ läge draußen vor der Reede. Wir würden in einem Hafenboot hinausfahren, es schaukele zwar ein bißchen, aber der Weg bis zur Dampfjacht sei nicht weit. Sie kehre übrigens sofort nach den Azoren zurück, da sie ausschließlich meinetwegen nach Lissabon gekommen sei. Zwei

Leute von der Jacht sorgten für meine Koffer; meine Hotelrechnung schien ein guter Geist erledigt zu haben; denn sie wurde in keiner Weise erwähnt, ich kam nicht einmal dazu, Trinkgelder zu geben oder von meinem Zimmermädchen Abschied zu nehmen, die sich meiner in vorbildlicher Weise angenommen hatte. Nur über ihre geschminkten Lippen hatten wir uns niemals recht einigen können.

„Sie waren mit Herrn Leo Money zusammen?“ fragte mich Herr Thorpe, als wir im Motorboot saßen und die Küste Portugals hinter uns zusammensank.

„Leider nicht. Ich hatte einem mir unbekannt gebliebenen Herrn zugesagt, den Lissaboner Vertreter des Wörlitzerkonzerns gelegentlich aufzusuchen, habe es aber völlig vergessen.“

„Dann ist es gut so,“ antwortete Herr Thorpe. Ich machte ein erstauntes Gesicht, und er fuhr fort: „Ihr Unbekannter und Herr Leo Money sind ein und dieselbe Person; wir hatten ihn gebeten, sich ein wenig um Sie zu bekümmern, und er hat die Sache wohl nicht mit der nötigen Sorgfalt erledigt.“ — „Er war jedenfalls sehr nett zu mir, ein reizender Plauderer!“ Der Sekretär schüttelte sich; der Wind war stärker, auch wohl kühler geworden. „Sie kommen aus wärmeren Zonen, und es friert Sie,“ meinte ich, „wollen Sie meine Wolldecke?“ Ich hatte mir in Berlin mehrere weiche schottische Wolltücher gekauft.

„Sie sind ein bemerkenswert harmloser Mensch,“ sagte Herr Thorpe ruhig, „und ich bitte Sie jetzt, einige Aufklärungen entgegenzunehmen, die ich an Land nicht machen konnte. Es liegt in unser beider Interesse, daß ich Sie soweit aufkläre, wie ich es für nötig erachte. Herr Liebmann hat mir bereits gekabelt, daß Sie sich gewundert haben, wie wir gerade auf Sie verfallen sind. Ich kann Ihre Verwunderung durchaus begreifen und bin gern bereit, Ihnen die nötige Aufklärung zu geben. Herr Wörlitzer ist blind und von einem maßlosen Mißtrauen. Sie begreifen, daß er als einer der mächtigsten Männer Amerikas, das er durch seine Presse beherrscht, auch einer der gehaßtesten ist, und das ist Gift für einen Mann wie ihn. Er hat nur einen Fleck, auf dem er vor Spionen, Verfolgern, Bittstellern, Neugierigen und Beeinflussern allerart sicher ist, das ist seine ‚Liberty‘. Sie ist seine ‚Freiheit‘, mit der er sich jederzeit jeder irdischen Oberhoheit fast völlig entziehen kann. Niemand weiß, wo sein Schiff jeweilig ist, niemand hat dort Zutritt ohne seinen Wunsch und meine Wahl; Sie können sich daher lebhaft vorstellen, daß sowohl Herr Wörlitzer wie ich bei der Auswahl eines neuen Mannes für die ‚Liberty‘ nur auf eins achten mußten: Einen harmlosen Menschen zu finden, der ganz bestimmt nichts mit jener Welt zu tun hat, in der Herr Wörlitzer kämpft und leidet. Am allerwenigsten kommen für einen Posten, wie Sie ihn haben, Leute aus seinen eigenen Kreisen in Betracht. Denn wer garantiert uns, daß ein solcher Mensch nicht später unter seine Gegner geht oder schon vorher mit ihnen in Verbindung steht oder gar schon heimlich ganz zu ihnen gehört? Das ist das ganze Geheimnis Ihrer Sendung. Wir wissen, daß Sie auch nicht die geringste Beziehung haben weder zu unseren Leuten noch zu den feindlichen. Sie haben nicht einmal, was Sie uns von neuem empfohlen hat, Herrn Leo Money besucht, der uns auch die harmlose Art gekabelt hat, in der Sie Ihre Lissaboner Tage verlebt haben. Und auf diesen Herrn können wir uns verlassen. Wenn Sie wünschen, gebe ich Ihnen ein Verzeichnis der Herren und — Damen, mit denen Sie in Lissabon verkehrt haben.“ Herr Thorpe lachte und klopfte mir auf die Schulter. „So, nun wissen Sie, welchen ganz besondern Wert wir auf einen Herrn wie Sie zu legen haben. Wir schenken Ihnen ein hohes Vertrauen, erwidern Sie es! Und noch eins. Glauben Sie nicht, daß an Bord der ‚Liberty‘ irgend etwas geschieht, was auch nur im geringsten von Bedeutung für die Welt wäre. Doch ein Feind Wörlitzers könnte ihm aus allem einen Strick drehen. Sie finden nichts weiter als einen gealterten, unglücklichen Mann, der seine Herrschaft nicht aufgeben und keine Zuschauer haben will, die den Amerikanern von ihm berichten. Wörlitzer ist ein Feind des Präsidenten Roosevelt. Beide stehen sich sehr schlecht und in den amerikanischen Wahlkämpfen geht es, wie Sie wissen, heiß her. Da kommt es nicht darauf an, einem lebendigen Menschen das Fleisch aus dem Leibe zu reißen. Es ist eine Dampfkesselatmosphäre. Gepriesen sei jeder, der nichts mit ihr zu tun hat. Für Sie kommt das alles nicht in Betracht. Sie stehen außerhalb dieses Treibens. Sie nehmen eine hohe Ausnahmestellung an Bord ein, unterstehen nur Herrn Wörlitzer selbst und mir, jedoch nur soweit ich Ihnen seine Anweisungen zu übermitteln habe. Bleiben Sie, der Sie sind, oder zu sein scheinen, und Sie werden stets in mir einen Freund und Berater haben. In zwei Jahren sind Sie wieder frei, und damit haben dann auch Ihre Beziehungen zu uns völlig aufgehört, denn Herr Wörlitzer legt ebenso großen Wert darauf, daß Sie ihn später wieder so

gut vergessen, wie Sie ihn vorher vermutlich nicht gekannt haben. Eine wichtige Bedingung noch! Sie dürfen sich an Bord keinerlei Notizen machen, also auch kein Tagebuch führen und bei Lebzeiten des Herrn Wörlitzer auch nie etwas über ihn veröffentlichen. Im übrigen, nicht wahr, es gibt nichts Außergewöhnliches an Bord der ‚Liberty', als die Sorge des Herrn Wörlitzer um seine Sicherheit und Ruhe."

„Die gönne ich ihm von ganzem Herzen," antwortete ich, „meine Stellung genügt mir vollkommen und Ehrgeiz ist mir eine bisher unbekannte Eigenschaft bei mir! Ich fürchte nur, daß ich Herrn Wörlitzer eher zu melancholisch bin!"

Der Sekretär lachte und sagte: „Sie werden ihn nur bei den Mahlzeiten sehen. Außerdem habe ich durch unsere Redakteure in Europa ein Buch voll neuer Witze zusammenstellen lassen, meist gekabelt; Herr Wörlitzer liebt Witze über alles und zahlt für jeden, über den er lacht, einen Dollar. Leider müssen wir die meisten seinem Sohn abtreten, der sehr dollarhungrig ist. Sie bekommen für die erste Woche ein paar der besten Bonmots, damit Sie sich gut einführen. Sie werden später begreifen, wie hoch Sie dies Opfer einzuschätzen haben, denn es ist mancher an Bord, der Herrn Wörlitzer noch nie zum Lachen gebracht hat und es doch so gern getan hätte."

Ich sah zurück. Lissabon war in die Tiefe gestürzt, wie durch ein neues Erdbeben verschüttet. Unser Boot schaukelte stark, und vor uns lag die „Liberty", ein eleganter Dampfer, schneeweiß, gepflegt wie ein lebendes Wesen. Sie wiegte sich leise hin und her. Wir gingen an Bord, von freundlichen Gesichtern empfangen, und gleich darauf nahm die „Liberty" Kurs nach Südwest. Also wirklich eine Ozeanfahrt nur um meinetwillen.

Thorpe führte mich in meine beiden Kabinen, zwei große Schmuckkästen, förmlich leuchtend, und bei näherem Zusehen doch ganz einfach. Unser Gespräch im Motorboot beschäftigte mich noch. Ich fühlte mich trotz allen Freundlichkeiten, die Thorpe mir gesagt hatte, dennoch ein bißchen getroffen. Im großen und ganzen hatte man also einen harmlosen Dummkopf gesucht. Einen Dummkopf in den Dingen dieses Lebens, denn über meine wissenschaftliche Befähigung gab es nach meinen Büchern und deren günstiger Beurteilung durch die Gelehrten in mir keinen Zweifel. Das Licht meines Lebens brannte gewiß unter dem Scheffel, meine Arbeiten hatten aber doch ihren Erfolg gehabt.

Die Art, wie mich der Sekretär sofort in meine Räume brachte, wie er Anordnungen für mich traf, hatte mich ein wenig verletzt. Thorpe erschien mir wie ein Transporteur, der einen Ehrengefangenen zu bewachen hatte. Er bat mich auch, zunächst in meinen Kabinen zu bleiben und mit niemand zu sprechen, bevor er zurückgekehrt wäre. In zwanzig Minuten wäre er wieder bei mir, er hätte mir noch viel zu sagen.

Ich betrachtete mein Gesicht in den mächtigen Spiegeln, beglückwünschte mich trotz allem, streichelte mir die Backen und sah zum Fenster hinaus übers Meer, wo die Ufer Portugals noch einmal aufgetaucht waren, gelbes Licht verstiebend wie eine Goldküste. In der Schlafkabine räumten zwei Stewards meinen Koffer aus und legten die Sachen in die Schränke. Ich kam mir vor wie ein Mensch, der abends als Bettler eingeschlafen war und morgens als König aufgewacht ist. Die beiden Leute neben mir sprachen kein Wort miteinander. Einmal flüsterten sie, und als ich mich räusperte, verstummten sie wie zwei Mäuse, die die Katze gehört hatten.

Nun trat auch Thorpe wieder in meine Kabine. „Herr Wörlitzer läßt Sie durch mich begrüßen, er wird Sie heute abend beim Dinner persönlich vernehmen. Ich habe ihm wie üblich eine genaue Schilderung Ihrer äußeren Person geben müssen. Haut- und Gesichtsfarbe, Augen blau, Haare rötlichblond. Neigung zum Glotzen, was wohl bloß durch Ihre Brille so scheint. Sie sind ihm von mir beschrieben worden wie ein Verbrecher und nun tun Sie mir den Gefallen, Herrn Wörlitzer, falls er Sie dennoch fragt, eine ähnliche, aber nicht ganz gleiche Schilderung von Ihnen zu geben. Nennen Sie Ihre Haarfarbe bloß blond und bestreiten Sie die Neigung zu Glotzaugen. Das wird ihm erstens Spaß machen und vor allem beweisen, daß Sie von mir nicht informiert sind. Denn sein Mißtrauen erstreckt sich natürlich auch auf mich. So ist es nun mal bei ihm. Sie werden sich schnell daran gewöhnen, daß jedes Ihrer Worte an Bord von Bedeutung ist. Gleich wird sein Sohn Arthur hier sein, behandeln Sie ihn vollkommen als kleinen Jungen. Er ist hier an Bord nichts weiter als Ihr Zögling und zu anderen Stunden der seines englischen Lehrers. Aber hüten Sie sich vor jeder falschen Vertraulichkeit, der Junge ist ein Kobold und würde sich einen Mordsspaß daraus machen, uns alle in tiefste Verlegenheit zu bringen. Meine Stellung ist mit in Ihre Hand gelegt; wenn Sie Arthur gegenüber ein einziges Mal versagen, kann ich stürzen. Sie sind

also für mich eine entscheidende Persönlichkeit geworden, aber ich bin überzeugt, daß Sie das Spiel, das wir mit dem alten Zeitungskönig treiben müssen, nie verderben werden. Es ist ein gutes Spiel, darauf können Sie sich verlassen, und ich will das Beste für meinen Herrn, doch ein einziger Zug auf unserem Schachbrett könnte alles verderben." Der Sekretär wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr fort: „Begreifen Sie nun mein Leben? So wie ich um Sie mich sorge, muß ich mich mit allen befassen, und sechs Jahre lang geht es nun schon so. Immer das Damoklesschwert über dem Kopf, und jede Sekunde kann es herabsausen."

Herr Thorpe gab mir genaue Anweisungen, wie ich mich zu kleiden hätte. Ich sei Gentleman an Bord und hätte das auch äußerlich durch meinen Anzug zum Ausdruck zu bringen. „Und nun will ich Sie in Gottes und des Teufels Namen loslassen. Ich erfahre jedes Ihrer Worte, aber nicht wahr, nicht um Sie auszuspionieren, sondern um des großen Spiels willen." Wir schüttelten uns die Hände.

Ich wurde allen maßgebenden Herren vorgestellt. Alle waren sehr freundlich und korrekt, besonders die Herren Offiziere, die nach Herrn Thorpes Meinung sämtlich very good fellows waren ohne Arg und Falsch. Sie machten ihm keine Sorge. Ihre Körper und Seelen seien gleich gut diszipliniert.

Nach dem Frühstück lernte ich Arthur Wörlitzer kennen, einen hageren Jungen mit dem Gesicht eines Gamin, das wohl plötzliche Einfälle, nicht böse gemeint, aber so wirkend, zuließ. Ich ging mit ihm auf dem Sonnendeck spazieren und sprach ausschließlich deutsch mit ihm. Einmal tauchte Herrn Thorpes rosiges Gesicht an der Galerietreppe auf und verschwand mit einem zufriedenen Lächeln wieder. Wir standen manchmal am Geländer, und ich beantwortete die unzähligen Fragen Arthurs mit jener Geduld, zu der mich meine Aufgabe verpflichtete.

Plötzlich, wie der Tod aus heiterem Himmel, erschien Wörlitzer auf dem Sonnendeck, allein. Ich sah Herrn Thorpe unten im Gang und mir eine beschwörende Geste machend. Der Herrscher breitete die Arme aus und rief: „Arthur!" Der Junge antwortete nicht. Er streckte die Zunge heraus und schlich sich beiseite. „Arthur, mein Kind, bist du hier?" fragte der Vater und ballte die linke Faust, als zermalme er das Genick seines einzigen Sohnes. Ich machte eine Geste zu dem Jungen, aber Arthur schüttelte den Kopf und lief hinter seinen Vater. „Hier", rief er dann. „Komm zu mir! O Gott!" Ein erschütternder Seufzer kam aus der Brust des hageren Herrschers. „Komm her, mein Kind. Komm zu deinem Vater." Ich mußte ein schmerzbewegtes Aufschluchzen unterdrücken, ja, ich fühlte mich bei dem unerwarteten Auftritt einer Ohnmacht nahe Der ferne Donner eines Gewitters lag in den Mienen Wörlitzers. „Mein Fluch soll dich treffen, wenn du nicht sofort zu mir kommst!" schrie der Vater auf.

Ich rannte, jedes Hemmnis fallen lassend, auf den Jungen zu, ergriff ihn und führte ihn in die Arme seines Vaters. „Mein Junge, mein Junge! Hast du kein Zutrauen zu mir, liebst du deinen Vater nicht? Habe ich dir je etwas Böses getan?" — „Ich habe dich lieb," antwortete Arthur ruhig. Die Szene war mir zu überraschend gekommen, und schwer erschüttert mußte ich an mich halten, um nicht laut zu weinen. Wörlitzer lauschte auf und fragte: „Ist hier noch jemand?" Herr Thorpe bewegte Hände und Kopf und gab mir Signale, die ich nicht verstand. Ich antwortete ruhig: „Jawohl, Herr Wörlitzer, der deutsche Lehrer ist hier!" — „Glauben Sie schon ein Recht zu haben, über mich zu weinen? Was denken Sie sich dabei?" fragte der Blinde unwirsch. — „Ich habe meinen Schmerz zu unterdrücken versucht, Herr Wörlitzer, und bitte um Verzeihung, wenn es mir nicht ganz geglückt ist. Ich bin erschüttert, ohne mir etwas dabei zu denken, mein Herz hat geweint, nicht mein Gehirn!"

Der Blinde gab seinen Sohn frei, der sich sofort aus der Greifnähe seines Vaters entfernte. „Reichen Sie mir Ihre Hand, Herr Abel," sagte Herr Wörlitzer. „Ihre Worte kommen aus meiner Heimat, die ich niemals hätte verlassen sollen. Sie sind in Tübingen geboren. Wir sprechen ein andermal darüber. Führen Sie mich bitte bis zur Treppe. Vielleicht rufen Sie dort nach Herrn Thorpe."

Ich sah den Sekretär unten in Totenstille verharren und mir verzagte Blicke zuwerfen. An der Treppe rief ich: „Herr Thorpe!" Vom Gang her eilte der Sekretär heran und nahm seinen Herrn in Empfang, der meine Hand mit einem tonlosen „Danke" freigab. Ich bewegte meine Finger, wie um ein Gefühl des Schauers aus der Hand zu entfernen, die Wörlitzer eben noch gehalten hatte, und wandte mich wieder meinem Zögling zu, dem ich allen Warnungen des Sekretärs zum Trotze gehörig meine Meinung sagte. „Das geht Sie nichts an, Herr Abel," antwortete Arthur. „Es gibt Dinge, die jeden etwas angehen, und Ihr Verhalten war geradezu erbärmlich." — „Ich springe über das Geländer!" schrie der Junge und

beugte sich weit über. Ein Offizier erschien und ergriff ihn, indem er ihn fest auf die Beine stellte. „Ich sage es meinem Vater," kreischte Arthur. — „Je eher desto besser," antwortete ihm der Offizier, sah ihn verächtlich an und ließ ihn stehen. — „Kommen Sie," sagte ich zu Arthur, „Sie haben es gewiß nicht so gemeint." Der Junge besah mich kurz, und wir plauderten harmlos wie zuvor. Um fünf Uhr löste mich Herr Putnam ab, der englische Lehrer, der nicht Sprachunterricht gab, sondern Staatswissenschaft lehrte. Ich legte mich in meiner Schlafkabine nieder und schlief ziemlich schnell ein, da ich dem Einfluß der ermüdenden Meeresluft noch zu sehr unterlag. Die Wunder Lissabons spielten in die Träume meines Schlafs hinein. Wie die bunten Bilder einer Laterna magica glitten sie dahin, über eine blaue, flügelschlagende Fläche, das Meer, das Meer, das so schön und traurig war.

Geweckt wurde ich durch Herrn Thorpe. Er hatte eine Katastrophe befürchtet: „Herr Wörlitzer hatte ausdrücklich verlangt, ohne mich, nur Sie und seinen Jungen aufzusuchen. Seit langem ist er mir mit einem solchen Ausbruch seines Mißtrauens nicht gekommen. Gott sei Dank, Sie haben Ihre Rolle gut gespielt." — „Rolle?" — „Machen Sie sich nichts daraus, ich weiß wohl, Sie waren wirklich bewegt. Mich lassen diese Szenen längst kalt. Die Hauptsache für uns ist, daß unser Herr zufrieden war!" — „Zufrieden?" — „Völlig! Was er von seinem Sohn zu halten hat, weiß er längst, der Junge haßt ihn und lauert auf seinen Tod, und der Vater nimmt ihm das auch nicht übel. Er hat es nie anders erwartet. Daß er bei Ihnen noch auf den Rest eines rein menschlichen Gefühls gestoßen ist, hat ihn zuerst mehr beleidigt als erfreut. Ihre Antwort hätte ebensogut übel wirken können, weil Sie aber ein Deutscher sind und noch dazu aus der Gegend stammen, wo auch er her ist, verzeiht er Ihnen, daß Sie es gewagt haben, ein Privatgefühl in seiner Gegenwart gezeigt zu haben. Einen Engländer oder gar Amerikaner würde es den Kopf gekostet haben. ‚Die Deutschen bleiben Toren, die sie immer waren.' Das ist die Antwort Wörlitzers auf Ihr Mitgefühl. Machen Sie sich nichts daraus. Es ist alles glänzend verlaufen. Feine Generalprobe. Für mich als Regisseur ein Bombenerfolg. Warten wir nun weitere Premièren ab."

Die nächste Szene stand vor der Tür. Es war eine Tragikomödie, ein Drama voll heiteren Grauens. Es war dem Temperament jedes einzelnen Teilnehmers überlassen, sie als einen Spuk aus der Hölle oder eine Narrheit des Lebens aufzufassen. Auf mich wirkte sie das erste mal beunruhigend, später ergreifend und schließlich ließ sie mich kalt. Ich hatte das Herz eines Macbeths über den ewigen Wiederholungen bekommen.

Dieses Stück, das allabendlich aufgeführt wurde, war das Dinner und hatte demgemäß keine eigentlichen Zuschauer, sondern nur Teilnehmer. Läßt man das Herz beiseite, so war es wirklich nur eine Posse. Da erschien Wörlitzer im Dinner-Raum und begrüßte die Teilnehmer des Essens, Herrn Thorpe, den Kapitän, den ersten Offizier und abwechselnd einen der beiden zweiten Offiziere, den Herrn Putnam und mich. Neben meinem Stuhl stand ein kleiner Tisch mit Nachschlagebüchern, und gleiche Bibliotheken befanden sich in Greifnähe der Herren Thorpe und Putnam. Herr Hartly Withers, der Kapitän, hatte nur ein einziges Handbuch neben sich. Es wurde gegessen; aber es waren nicht Menschen, die aßen, es waren Gespenster, die wie Menschen aussahen und lautlos wie Schemen aßen. Wir schienen alle wie durch Glasglocken voneinander getrennt. Jedes Geräusch beim Servieren war bei Strafe der Entlassung verboten. Herr Thorpe, der Regisseur dieses Gespensteressens, sprach hier und da, es wurde geantwortet, und eine halberfrorene Unterredung spann sich fort. Jeder sprach ruhig und deutlich. Kein Flüstern. Gab es einen Gang, der irgendwie schwierig zu essen war, so verzichtete die Hälfte der Teilnehmer lieber ganz auf diese Kostbarkeit der Küche. Alles kam jedoch schon nach Möglichkeit so zubereitet herauf, daß jedes besondere Hantieren mit Messer und Gabel vermieden werden konnte. Am wenigsten ließen sich die Offiziere aus der Ruhe bringen. Sie aßen unbekümmert und freuten sich über Herrn Thorpes muntere Reden und Späße. Er, der allgewaltige Generalintendant, mußte die heiterste Miene zu dem bösen Spiel machen, um niemanden zu entmutigen. Ein Stolpern im Gespräch, die Krisis, das Ende des Übeltäters an Bord war gekommen und für Herrn Thorpe zum mindesten ein stiller Tadel, der im Hintergrunde des Herzens seines Herrn die Sekunde belauerte, um wie ein Tiger hervorzuspringen. Und dann kamen für Herrn Thorpe wieder die Mühe des Ersatzbeschaffens, die Sorgen, die Ängste, die Informationen. Es war eine Aufgabe, der nur ein moderner Herkules, ein Amerikaner wie Herr Thorpe gewachsen sein konnte.

Jetzt begann Wörlitzer zu plaudern. Die Stewards rissen die Obstteller von Herrn Thorpes und Herrn Putnams Platz. Klar zum Gefecht! Doch harmlos und ruhig

sprach der Alte. Nichts Arges lag in den Worten Wörlitzers. Der Milliardär lebte in seiner politischen Welt und wälzte in seinen einsamen Stunden Artikel, Namen, Bücher, Personen, die in der Politik eine Rolle spielten oder gespielt hatten, hin und her, und pflegte des Abends davon zu sprechen und hier und da nach einer Kleinigkeit zu fragen, der er sich nicht erinnern konnte und, wer weiß, manchmal auch wohl nicht wollte. Er kam auf die skandinavische Union zu sprechen, deren Aussichten er ruhig und klar sezierte. Ich hatte das Empfinden, einen wohlüberlegten Vortrag zu hören. Der Name Branting floß ihm über die Lippen. Wörlitzer unterbrach sich, wie um sich selbst zu entsinnen: „Wie alt mag er jetzt sein?" Und nun rasten die Finger Thorpes und Putnams völlig lautlos in den Büchern um die Wette. Fast hätte ich laut aufgelacht. Diese Fingerfertigkeit hätte auf einem Varieté, dem besten der Welt, eine Riesenheiterkeit erzeugt. Besonders Thorpes Finger schienen sich im Laufe ihrer Übungen schon selbständig gemacht zu haben und der Augen nicht mehr zu bedürfen, denn der Sekretär hatte im rasenden Fingerspiel noch Zeit, eine Sekunde lang unsere Mienen zu überholen. Gott sei Dank sah ich mehr erschrocken als erheitert aus. „Branting muß," meinte der Sekretär, ruhig gedehnt sprechend, trotz seines wütenden Blätterns, „einundfünfzig Jahre alt sein. Ja, ich entsinne mich. Einundfünfzig Jahre." Glücklicher Herr Thorpe, er hatte zuerst im Nachschlagewerk „Who is who" Brantings Lebenslauf gefunden. Doch nun war auch Herr Putnam so weit und auf einen Augenwink des Sekretärs nannte er das Geburtsjahr des Schweden. Also so wurde hier Theater gespielt. Mit verteilten Rollen. Schnelle, lautlose Information aus Büchern, ohne daß der Gastgeber etwas merkte, es mußte alles wie im Gespräch erfolgen, wie im kurzen Nachsinnen. Die Szenen wiederholten sich und verursachten mir einen schlechten Schlaf. Ich blätterte noch im Halbschlaf in einem dicken Buch, das alphabetisch die Namen aller Menschen auf der Erde enthielt, aber ach voller Hohn keine nähere Angabe.

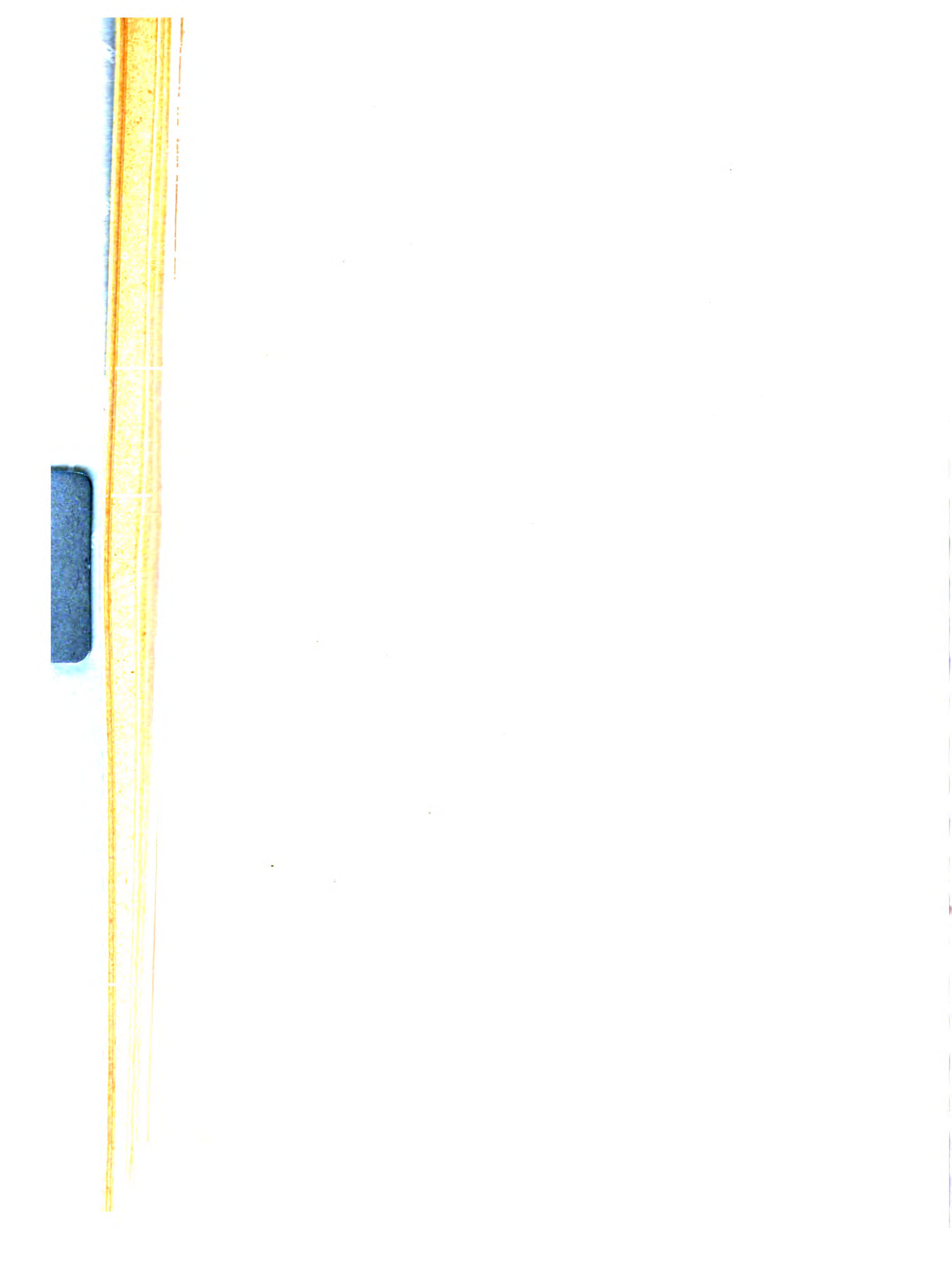
Als ich am andern Morgen Herrn Thorpe beim Frühstück Gesellschaft leistete, fing er selbst von dem eigenartigen Verlauf des Dinners an. „Ein Teil meiner Vertrauensstellung hängt von meinen Fingerspitzen ab, von ihrem feinen Tastgefühl. Ich habe eine todsichere Fertigkeit, ganz lautlos umzublättern und außerdem eine solche Übung, daß ich jeden Namen fast sofort finde. Schlimmer ist es bei Sachen, aber auch hier bin ich in sechs Jahren schon so fit geworden, daß schon deswegen kein anderer meinen Posten ausfüllen könnte." — „Nun und was, wenn keiner Brantings Geburtsjahr wüßte?" fragte ich Herrn Thorpe. „Das eine Mal hätte natürlich nichts zu bedeuten. Aber da Wörlitzer die Laune hat, Menschen mit Nachschlagewerken zu verwechseln und sie auf die Dauer als dumm und unbrauchbar zu bezeichnen, wenn sie ihm keine ganz exakte Antwort geben, so blieb uns nichts übrig, als uns zum Essen wie zu einer Expedition auszurüsten. Gestern haben Sie sich die Sache mit angesehen, bald aber werden Sie wohl oder übel daran teilnehmen müssen. Wörlitzer würde Sie sonst bald für einen Dummkopf halten, oder es würde ihm der Abstand zwischen uns beiden und Ihnen auffallen und bei uns besondere Hilfsmittel wittern. Er ist ja so grauenhaft mißtrauisch. Ich werde Ihnen eine Zeitlang beim Dinner die von mir aufgefundenen Antworten zum Teil überlassen. Aber sprudeln Sie nicht damit heraus, sondern sprechen Sie, als ob Sie Ihr Wissen durch Nachdenken erzwängen. Mittlerweile üben Sie nur fleißig lautloses Umblättern." Er nahm ein Buch, riß den Einband ab, legte die linke Hand so über das Buch, daß nur die Ecken etwas herausragten und ließ sie unter der Jacke blitzschnell über die Finger laufen. Ich mußte wirklich lachen. „Sie haben ganz recht," sagte der Sekretär, „aber ich sterbe darüber langsam hin. Kein Bissen Brot ohne Lebensangst! Ach Gott!"

Ich habe mich nicht an dem Umblättern beteiligt, dagegen hier und da Herrn Wörlitzer mit einem Witzwort erfreuen dürfen. Es fiel allen auf, wie freundlich er mich behandelte, ich fürchtete schon, Thorpe könnte eifersüchtig werden. O du schönes großes Meer, o ihr herrlichen Palmeninseln, ich bin euer nie froh geworden! Das Dinner lastete auf den besten Tagen wie ein Schicksal. Ich entsinne mich zweier Kleinigkeiten. Einmal rutschte Herrn Putnam beim Durchschneiden eines Apfels das Messer aus und fuhr quietschend über das Porzellan. Wörlitzer zuckte zusammen, wurde rot und schrie auf. Gleich darauf fand er seine Ruhe wieder und plauderte mit uns weiter. Als der Schuldige im Laufe des Abends einen mäßigen Witz erzählte, lachte Wörlitzer ihm zuliebe besonders herzlich und drückte ihm selbst den Dollar in die Hand. Diese Art der Bezahlung mußte sich jeder bieten lassen, sie galt als fair, und mancher schien eine regelrechte Dollarfalle zu den Mahlzeiten mitzubringen. Launenhafter zeigte sich Herr Wörlitzer an einem anderen Abend. Als der



Bildnis Ludwig Justi. Gemälde von Prof. Fritz Rhein

(München, Sezessionsausstellung 1922)



zweite Offizier, Herr Delisle Bruns, harmlos eine Sache mit den Worten begann: „May I take the liberty ...“ unterbrach ihn Wörlitzer aufschreiend: „Take her, take her, I am silk of her!“ Totenblaß wurde Thorpe in diesem Augenblick. Das war der zweite Skandal beim Dinner in einem Monat. Er schüttelte den Kopf und sah den Kapitän an, Herrn Hartley Withers, mit dem roten Eisengesicht, der sein Leben durch Schweigen oder rein sachliche Auskünfte über sein Fach sicherte. Auch gehörte er zu den Unentbehrlichen.

Nichts trübte unser Dasein als die Furcht vor diesem Manne, der voller Mißtrauen und Herrschsucht war. Dem fliegenden Holländer gleich schwebten wir über die Meere, ohne zu wissen, wohin und woher. Fast täglich wurde das Reiseziel geändert, ich erfuhr es vertraulich durch Herrn Thorpe, der mich allmählich als vollkommen sichere Stütze erkannte. „Wir werden vermutlich zunächst die Bermudas-Inseln anlaufen. Es kann aber auch wieder anders kommen. Wörlitzer ändert seine Entschlüsse oft absichtlich, und außer ihm haben nur der Kapitän und ich davon Kenntnis. Manchmal täuscht er sogar mich. Es ist zum Tollwerden. Jetzt schwankt er schon seit drei Wochen, ob er nicht einen Abstecher nach Athen machen soll. Jeden Tag erhält der Kapitän neue Richtlinien, und unsere Fahrstrecke würde eine Spirale in Zickzackform ergeben. Entschließt er sich wirklich, einen Hafen anzulaufen, und manchmal muß das ja sein“ — hierbei zeigte Herr Thorpe sein feinstes Lächeln, allzufein für mein geringes Verständnis — „so läßt er die höchsten Vertreter des Landes zu sich kommen, um sicher zu gehen, ob wir auch wirklich dort sind, wo er hinwollte. Er läßt sich von mehreren Leuten nacheinander schildern, was sie am Horizont sähen, um die Identität der Gegend festzustellen. Infolgedessen ist es auch immer ein Kunstwerk, eine neue Person an Bord zu holen. Sie haben es ja am eigenen Leibe erfahren, und bei Ihnen ging es noch glatt!“

„Wie ist es mit dem Von-Bord-gehen, Herr Thorpe?“ fragte ich.

„Oh, wesentlich einfacher; es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie demnächst Gelegenheit haben werden, sich davon selbst zu überzeugen!“

„Sollte ich in Ungnade gefallen sein?“ rief ich beunruhigt.

„Bis jetzt noch nicht, doch auch ohne Ungnade findet die Hinrichtung, das heißt das Von-Bord-gehen-müssen stets ohne jede Ankündigung statt. Sie selbst sollen eine Ausnahme davon machen. Wenn Ihre Todesstunde einmal kommen sollte, werde ich Sie vorher bestimmt benachrichtigen!“

Eines Morgens erwachte ich, und wir lagen auf der Reede von Manila vor Anker. Häfen mied die „Liberty“ wie die Pest. Wörlitzer litt unter dem Schiffslärm in den Häfen und hielt stets so weit vom Lande ab, daß er persönlich nichts von seiner Nähe empfand. Es herrschte allgemeine Freude, denn es wurde ein zweitägiger Ausflug an Land bewilligt. Herr Thorpe, Arthur Wörlitzer, Herr Putnam, Delisle Burns und ich bestiegen das große Motorboot der Jacht. Herr Thorpe erschien als letzter unten an der Falltreppe. Schon gab der Steuermann ein Kommando, als der Kapitän seinem Offizier Burns noch die Hand drücken wollte. Leichtes Erröten bei Herrn Thorpe. Delisle Burns wurde blaß, versuchte einen Blick in das Gesicht des Sekretärs, der seine Augen indessen lachend über das Meer gerichtet hatte. Also ab.

In einer halben Stunde waren wir im Hafen, und ich geriet in Entzückung bis zum Taumel. Mein Selbstgefühl ging auf, wie ein Ballon, in den das Gas strömt. Jetzt erst empfand ich, wie bleiern der Druck auf der „Liberty“ uns belastet hatte. Wir sprangen an Land und waren wieder Menschen, fern von dem Netz, in das eine Riesenspinne uns eingefangen hatte, um uns auszuwerfen, wenn sie uns ausgesogen hatte. Zwei Tage und eine Nacht fern von der „Liberty“ in einem unbekannten Wunderland, voller dunkler und schattierter Menschen, voller Blumen und durchdringender Düfte. Schon der Ausfall des Dinner wirkte wie eine Erlösung.

Am Kai gab Herr Thorpe seine „Befehle“ aus. Ich bekam den jungen Wörlitzer; wir hätten vollkommen freie Hand, wohin wir gehen, reiten oder fahren wollten, morgen, abend, Schlag sechs Uhr müßten wir wieder auf derselben Stelle hier am Kai sein. „Verabschieden Sie sich von Ihrem Kollegen, Herrn Putnam, und von Herrn Leutnant Burns, die Herren haben soeben gekündigt und gedenken nicht an Bord der ‚Liberty‘ zurückzukehren!“ Ich war wirklich betroffen, doch verstand es der Sekretär, einen so freundlichen Schimmer über die Szene zu breiten und vor allen Dingen sie so zu kürzen, daß ich überhaupt kaum dazu kam, noch einen ganzen Satz mit den beiden Herren zu wechseln. Auch rief Arthur ungeduldig nach mir, seinem Führer und Schatzmeister. Ihm selbst war an Bord auch jeder Pfennig auf Befehl des Vaters weggenommen worden. Er brachte jedoch im Laufe des ersten Tages noch wiederholt versteckte Dollars zum Vor-

schein. „Kommen Sie doch, Herr Abel!“ rief er. Ich eilte zu ihm, und er fragte mich erstaunt: „Sie wissen doch, daß Papa immer so kündigt. Entweder am Fallreep oder auf dem festen Lande und ganz gleich, ob die Zeit abgelaufen ist oder nicht. Er zahlt alles und fast immer noch ein halbes Jahr drauf. Putnam und Burns haben ihn beim Dinner geärgert und darum müssen sie fort. Ich kenne meinen Papa, mit Ihnen wird er es später genau so machen. Ich wette um einen Dollar! Einen Gekündigten an Bord zu haben, dazu ist er viel zu feige. Was meinen Sie wohl, wie genau Ihre Sachen nach Waffen oder Mitteln durchsucht worden sind und wie genau er weiß, was Sie nach Deutschland schreiben. Mein Vater ist ein Schurke, aber ich will ein noch größerer Schurke sein!“

„Arthur, wenn Sie im Ernst so reden, so sind Sie ganz bestimmt ein Schurke!“ schrie ich ihn an.

„Ach, lassen Sie das. Predigen Sie den Möwen Moral, aber nicht mir. Jetzt wollen wir uns nicht streiten, sondern vergnügen. Ich glaube, ich weiß hier besser Bescheid als Sie“ ...

Ein halbes Jahr später! Über ein Jahr an Bord. Für mich eine nie wiederkehrende Gelegenheit, die Welt zu sehen. Ruhelos kreuzten wir auf den Meeren, und sorgfältig ging die „Liberty“ allen anderen Schiffen aus dem Wege. Wir waren ein Totenschiff über den Wogen. Keine fröhliche Stimme war an Bord hörbar, keine Musik. Einen Matrosen, der eine Handharmonika eingeschmuggelt hatte und nachts leise in der Mannschaftsmesse spielte, ereilte vor Samoa das Geschick. Er fuhr mit den anderen aus, um Proviant zu holen, und kehrte nicht wieder. Mit der Kündigung in der Tasche — doch hieß es stets, der Betreffende habe gekündigt — blieb er mitten in der Südsee zurück. Der Glückliche! Er war dem Gorgonenhaupt entronnen.

Als unvergeßlichstes Ereignis schwebt mir noch heute eine Szene vor den Augen. Sie muß in mein Gehirn wie photographisch eingeätzt worden sein, denn einer bunten Schablonenmalerei gleich sehe ich sie immer wieder.

Wir befanden uns nach der Angabe des Kapitäns in der Nähe der Bermudas-Inseln, und ich beschwerte mich über die Nässe und Kälte in diesen sonst so friedlichen Regionen. Ich sah die „Liberty“ schwarzblaue Wogengebirge hinauflaufen und in Täler weitergleiten, deren Größe das Gefühl der Einsamkeit erregte. Der Schiffskommandant, sonst immer sehr freundlich, schwieg. In meiner Kabine kam ich Herrn Thorpe gegenüber auf diesen Miniaturzwischenfall zurück. „Sie sind nun ein Jahr bei uns, dreizehn Monate fast, und machen auf Ihre alten Tage solchen Schwupper. Sie dürfen Herrn Withers Ihr Leid über das Wetter klagen, können jede Woge einzeln verfluchen, aber Sie dürfen doch nicht die Witterung in einen noch so geringen Gegensatz zu der von ihm angegebenen Ortszeit des Schiffs bringen. Wenn er Ihnen sagt, wir sind unter dem Äquator und die ‚Liberty‘ sitzt dabei im Eis fest, so bleibt es bei seiner Angabe. Daß sie falsch ist, wissen beide Teile, doch man spricht nicht darüber. Jede Kombination deutet auf Absicht, auf Verschwörung, ist der Anfang dazu. Augenblicklich sind wir weit über die Breite von Neufundland, jeden Tag kann ein Vorstoß nach Neuyork kommen, das hängt von Entwicklungen ab, die Herr Wörlitzer noch zu beeinflussen versucht, wobei ich ihm herzlich Glück wünsche. In Neuyork werden wir etwas erleben, und ich wollte, der Präsidentenwahlrummel läge hinter uns. Wörlitzer unterstützt Roosevelts Gegner. Und was Ihre Frage an Herrn Withers betrifft, so wird dieser gute Mann befürchtet haben, daß Sie ihn ausspionieren wollten, ob er etwa bezüglich seiner Geheimbefehle nicht ganz munddicht wäre. Ich werde ihm diese Besorgnis wieder ausreden müssen.“

Bald waren wir im Hafen von Neuyork, und nun begann an Bord der „Liberty“ ein Kommen und Gehen, wie ich es bei dem Mißtrauen des Zeitungskönigs nicht für möglich gehalten hätte. Der Ausfall der Präsidentenwahl war also etwas, das dem Herrn Wörlitzer noch über seine Ruhe, seine Sicherheit, ja sein Leben ging. Die Chefredakteure der großen Wörlitzerschen Zeitungen erschienen, Wahlkandidaten, Agenten, Beamte, Konsuln, fremde Gesandte. Die „Liberty“ war zu einem schwimmenden Thron geworden, auf dem der Träger einer Großmacht saß. Der schmächtige, dünne, halbverzehrte Leib Wörlitzers bebte unter den Aufregungen, die die Besuche mit sich brachten. Am Fallreep wurde übrigens jeder Besucher durch zwei als Seeleute verkleidete Kriminalbeamte empfangen, sorgfältig gestützt und hinaufgeführt, bis er genau auf Waffen untersucht war, ohne es zu merken.

Langsam kam es mir zum Bewußtsein, wer dieser Mann war, in dessen Lebenskreis an einem ganz nebensächlichen Segment ich zufällig getreten war. Wörlitzer war ein Machtungeheuer, ein Übermensch, ein Tobsüchtiger der Herrschlust, ein Wahnsinniger der Lebensbejahung. Seine hageren Finger schienen elektrische Ströme in seine Handlanger zu ergießen. Sie bogen sich unter

seinen Gesten und Worten wie unter wuchtigen Schlägen. Es gab blitzschnelle Audienzen, lange geflüsterte Unterredungen und steife Begrüßungen, die nach Austausch feierlicher Urkunden aussahen. Es gab auch Zwischenfälle. Einmal ein sturmartiges Von-Bordgehen aller Gäste und der Befehl Volldampf. Drei Tage und drei Nächte lang blieb die „Liberty" unter Volldampf; es hieß, Roosevelt wolle Wörlitzer verhaften lassen. Die Besucher kamen davon; nachts oder im Nebel. Thorpe selbst war seit Wochen in Neuyork mit geheimen Aufträgen und ließ sich nicht mehr sehen. Ich hatte ihn in einigen Dingen zu vertreten. „Seien Sie ohne Sorge, während der Wahltage passiert Ihnen nichts. Da ist Wörlitzer wie der Auerhahn, wenn er balzt. Tun Sie, was Sie für richtig halten. Er hört doch nichts, was nicht zur Wahl gehört. Er hat genug damit zu tun, die Kieselsteine zu verdauen, mit denen ihm die feindliche Presse den Mund vollstopft. Das alte Oktoberfestblut wird während der Wahlen in Herrn Wörlitzer wach, eine blinde Wut, die sich am besten in Messerstichen freie Luft machen würde!"

Die Wahlschlacht war vorbei, Roosevelt von neuem gewählt und die „Liberty" eine politisch überflüssige Arabeske im Neuyorker Hafen geworden. Auch Herr Thorpe war wieder an Bord. Es hieß, die „Liberty" würde noch am Abend den Hafen verlassen. Das könnte aber auch nur ein Manöver sein. Bald aber ginge es zurück aufs Meer und wer weiß, ob Wörlitzer überhaupt noch eine Wahlschlacht erleben würde. Daher sein letztes gewaltiges Aufbäumen.

Herr Wörlitzer sah gelb und abgemattet aus. Am Nachmittag hieß es plötzlich, die beiden Töchter Wörlitzers kämen an Bord, ihren Vater zu besuchen. Sie erschienen lächelnd, zart, überfein, zauberartig süß und schöner gepflegt; als es im Himmel möglich wäre. Er reichte ihnen die Hand und erriet nach dem Klang der Stimme den Namen: „Eva!", „Maud!". — „Jawohl, Papa." — „Gibt es was Neues!" — „Nein, nichts. Du bist geschlagen worden. Ganz Neuyork lacht dich aus."

Wörlitzer erbebte, s.ine Arme schütterten wie Gerippe klappernd auf den Lehnen des Sessels. Dann senkte er den Kopf und seufzte: „Arthur wird es schaffen. Ich habe es nicht mehr erreicht. Die alte Heimat hing mir noch zu sehr an. Lebt wohl, Kinder." — „Leb' wohl, Papa!" — Wörlitzer griff in seine Tasche und reichte den überirdischen Erscheinungen eine Tafel Schokolade. „Vielen Dank, Papa," sagte Maud und warf das Paketchen über Bord. Herr Thorpe blieb während der Szene Statue. Das verlangte das Schauspiel, das der große Skorpion zum letzten mal mit seiner eigenen Brut hatte. Auch ich war regungslos geblieben, vor Grauen, Entsetzen und Gefühl der Schmach, Mensch zu sein.

Während das Motorboot im Bogen um die „Liberty" eilte, schwenkten die Töchter des Milliardärs höhnisch die Taschentücher. Was hatten sie von ihrem großen Vater gehabt? Nichts? Eine Niederlage, die ihnen in der Gesellschaft Unannehmlichkeiten eintrug, und eine Tafel Schokolade. Sie hielten ihren Vater für einen alt und unfähig gewordenen Narren und hatten ihn demgemäß behandelt, ohne Rücksicht auf die Zuschauer, auf uns, die wir in den Augen dieser herrlichsten aller Frauenblüten Diener ihres Vaters, Sklaven waren ...

Es sollte nach Athen gehen, diesmal wirklich. Keine Woge des Atlantischen Ozeans sollte mehr die „Liberty" beschmutzen, jener See, die ein Land bespülte, das einen Kandidaten Wörlitzers abgelehnt hatte. Langsam zog sich über uns alle wieder das Netz unserer Bordspinne zu, die Furcht vor der Welt, der Haß gegen sie, die Scheu vor jedem Fremden, die Überlauerung jeder unserer inneren wie äußeren Regungen. Es war keine Grausamkeit Wörlitzers, es war das Mindestmaß, was die elektrische Hochspannung dieses Giganten ergeben mußte.

Mir wurde übel, wenn ich an das zweite Jahr dachte. Keine Palmenküste, keine Tropennacht, die im eigenen Glanz leuchtete, kein Lohn konnte mich mehr reizen. Es kamen Anfechtungen, wo ich mit dem Entschluß der Flucht rang. Ich besiegte sie, ich blieb, vor allem, weil Thorpe und ich jetzt wirklich Freunde geworden waren. Er hatte sich mir allmählich restlos erschlossen. „Selbst die Tausende von wertvollen Büchern, die Wörlitzer jährlich bezieht, müssen über Bord geworfen werden, aus Furcht, es könnte ihm sonst ein Tort angetan werden und sei es, daß man über seine Lektüre spotte. Und dieser Mann ist einst als Zwischendeckpassagier aus Deutschland nach Amerika gekommen, ist ins Wasser gesprungen und ans Ufer geschwommen. Na, nun hat er genug. Den letzten Schlag hat er weg. Die nächste Wahl sieht ihn als Sterbenden oder Toten. Schon schnappt sein Sohn nach ihm, der junge Kaiman wächst heran, und die politische Niederlage des Vaters macht ihm Mut. Gewiß wird er von jetzt ab zwei Dollars für jeden Witz verlangen, über den der Alte lacht, wenn er überhaupt noch jemals in seinem Leben lachen sollte."

Jawohl. Wörlitzer lachte wieder. In Marseille ging er sogar an Land. In Nizza

wurde eine Bordkapelle engagiert. Die amerikanischen Witzblätter tobten vor Vergnügen. Mein Freund Thorpe bekam zu tun, daß wir uns kaum noch richtig aussprechen konnten. In Genua flog die Kapelle wieder von Bord. Es war eine vorübergehende Laune Wörlitzers gewesen; vielleicht waren die unsichtbaren Ausstrahlungen der lebenslustigen Riviera daran schuld. Neapel wurde vermieden. „In Athen," sagte mir Herr Thorpe gelegentlich, „werden Sie Ihren alten Freund Leo Money wiedersehen. Er ist jetzt dorthin versetzt und nicht gerade erfreut darüber. Wir werden ihn besuchen und zu trösten versuchen." Das sagte mir mein Freund Thorpe in der Straße von Messina. Drei Wochen tummelten wir uns noch im Mittelmeer herum. Endlich waren alle und vielleicht nur in der Phantasie Wörlitzers bestehenden Hindernisse für die Einfahrt im Piräus beseitigt. Golden war die Küste, die ich einst verließ, und herrlicher noch leuchtete die griechische Küste herauf. Wie freute ich mich auf den Ausflug ans Land. Ich fragte Herrn Thorpe, ob es nicht möglich wäre, daß ich einmal ohne meinen Zögling den Boden Europas wieder küssen dürfe. „Ich hoffe, es wird sich machen lassen!"

Wir fuhren dennoch zu dritt an Land, Thorpe, Arthur und ich. Wir traten in ein Café. Hurra, da kam Herr Leo Money und mit ihm ein junger Mann. Er stellte vor: „Herr Wilhelm Klein, der neue deutsche Lehrer des Herrn Arthur Wörlitzer, Herr Hans Abel, der bisherige deutsche Lehrer!"

Auf der Straße kamen wiehernde Esel vorüber, die mir das Lachen ersparten. Herr Money nickte mir freundlich zu und sagte: „Kommen Sie, wir trinken beide einen Likör in der Bar." Als ich ihn ausgetrunken hatte und nach Herrn Thorpe fragte, lachte der Amerikaner: „Aber, Liebster, Bester. Es hat sich ausgethorpt. Mister Thorpe, Mister Klein und Herr Arthur Wörlitzer sind schon wieder auf dem Wasser. Sehen Sie, dort winkt Ihnen der Junge! Er hat doch ein goldenes Gemüt. Ihre Koffer sind schon in Cooks Büro am Hafen. Alles Weitere ordne ich auf Befehl des Herrn Wörlitzer für Sie!"

„Ja, aber warum so plötzlich, warum überhaupt? Ich wäre ja auch freiwillig gegangen!" rief ich empört.

„Sind Sie ja auch, hier Ihr Zeugnis. Auf eigenen Wunsch. Das wird bei jedem auf der ‚Liberty' vorausgesetzt. Diplomatie, mein Bester. Sie sind auch durchaus nicht plötzlich von der ‚Liberty' verschwunden. Sie sind lediglich plötzlich nicht wieder zur ‚Liberty' zurückgekehrt. Ihr Geschick stand schon seit Neuyork fest. Alle bis auf Herrn Thorpe müssen von Bord sein, wenn die ‚Liberty' das Mittelmeer wieder verläßt. Alle, die Herrn Wörlitzer und seine Töchter gesehen haben."

Ich schwieg, vielleicht eine Minute lang. „Es ist gut!" sagte ich, „und ich danke Ihnen. Bitte sorgen Sie für mich, daß ich möglichst schnell nach Deutschland zurückkomme."

„Alles fertig. In Berlin erledigt Herr Liebmann die Gehaltsfrage. Sie soll sehr günstig für Sie ausgefallen sein. Ich schätze: ein Jahr länger als abgemacht!"

„Ich danke den Göttern!" rief ich, „morgen werde ich ihnen auf der Akropolis ein Opfer bringen aus Dank für die Befreiung aus der Gewalt der Spinne!"

„Ihr armer Freund Thorpe, wie gern würde er mit Ihnen tauschen!"

„Und warum läßt er den ganzen Kram nicht im Stich?"

Herr Leo Money lachte verbittert: „Die Spinne saugt ihm das Blut aus und spritzt ihm Gold dafür in die Adern. Ich wette eins zu hundert, daß Herr Thorpe eher stirbt, als die Spinne! Das ist Fliegenlos!"

In der Ferne sah ich die „Liberty" den hohen Horizont emporklettern. Ihr weißer Stahlkörper bohrte sich beharrlich gegen die blaue Metallscheibe des Horizonts, fraß sich ein Loch hinein, kroch hindurch und war verschwunden.

Manchmal geschieht es ...

Manchmal geschieht es, daß ich mich befrage,
Ob ich geheim noch irgend Sehnsucht trage,
Und finde mich so tief in mir erfüllt,
Wie eine Sonne wohnt im eigenen Tage.

Du hast die Kraft, Frau, nicht in mir entzündet,
Doch hast du das verworrne Licht gestillt,
Gesetzhaft brennt es, in sich selbst gerundet,
Ob es auch von sich selber überquillt.

Ernst Lissauer

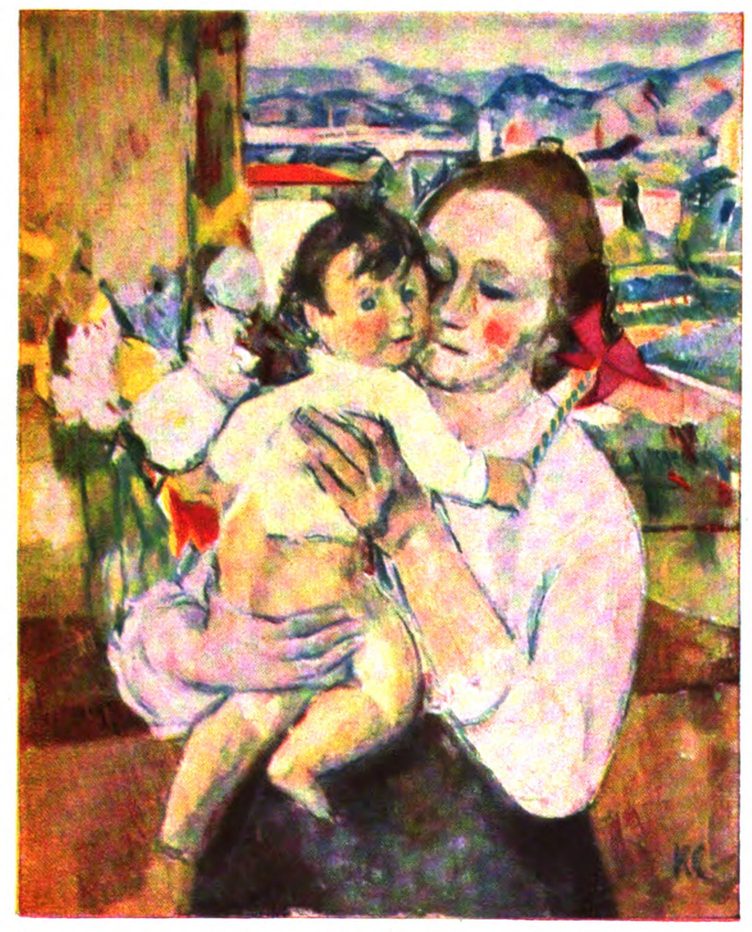
Karl Caspar

Von Univ.-Prof. Dr. Hugo Kehrer / München

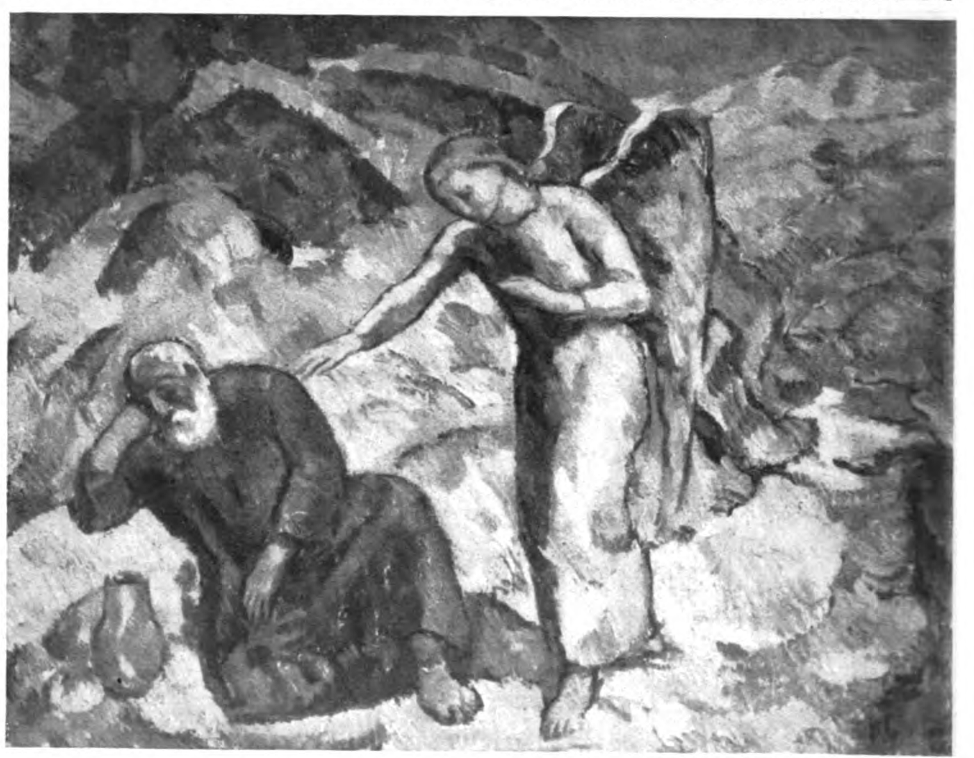
Gerade in diesen Tagen wird es sich entscheiden, ob der Vorsitzende der Neuen Sezession unserer bayrischen Kunststadt erhalten bleibt oder nicht*). Es ist also der gegebene Zeitpunkt, sich mit dem Inhalt und der Absicht seiner Kunst zu beschäftigen. Über Karl Caspar sprechen, heißt letzten Endes von der schwäbisch-deutschen Seele, von dem schwäbisch-deutschen Auge sprechen. Ist er doch dem Bodenseer-Land entwachsen! Seine Blutsgemeinschaft mit den großen Schwaben Witz, Multscher und Lochner fühlt auch der ferner Stehende leicht heraus. Man wird uns vielleicht einwenden, Lochner sei ja der Altkölner Malerschule zuzuweisen! Allerdings, im Formalen, wie in der Kultiviertheit der Farbe, hatte er sich dem niederrheinischen Stile angepaßt, allein in der seelischen Bewertung der Farben und in der Art ihres Zusammenklingens ist er bis zuletzt ein Oberdeutscher geblieben. Besonders stark fühlt sich Caspar zu Multscher hingezogen, zu jenem Multscher, wie wir ihn in dem großen Wurzacher-Altar von 1437 kennen, wo die bäuerlich-heftige Sprache und die Urwüchsigkeit der Instinkte immer wieder von neuem überraschen. Nicht so nahe steht er dem Maler in Sterzing und dem Bartholomäus Zeitblom, der doch von gar zu geruhsamer, bürgerlicher Art gewesen ist.

Am Bodensee sind Caspars erste künstlerische Äußerungen entstanden. Als Knabe von sechs Jahren hat er schon fleißig gemalt. Damals schon war es ihm klar, daß er Maler werden müsse. Köstlich-naiv mögen diese Frühäußerungen gewesen sein, als er noch ohne fremde Vorbilder arbeitete, unmittelbar in innigem Zusammenhange mit der Natur. Leider sind diese ersten Proben verloren gegangen. Auf den Akademien in Stuttgart und in München ist er herangereift. Die Erinnerung an Ludwig von Herterich, der noch in Stuttgart sein Lehrer war, ist in ihm besonders lebendig geblieben. So wichtig auch die Akademien erzieherisch für die Einzelausbildung sind — „die Akademie ist nützlich, ohne sie hätte ich nicht Maler werden können“, — ausschlaggebend für ihn sind doch die Erlebnisse vor den großen Schöpfungen der Vergangenheit gewesen. Tiefer noch als Multscher und seine Landsleute hat ihn der geheimnisvolle Matthias Grünewald erschüttert, der Maler des Isenheimer

*) Inzwischen ist die ehrenvolle Berufung erfolgt. (Die Schriftl.)



Mutter und Kind. Gemälde von 1918



Elias und der Engel

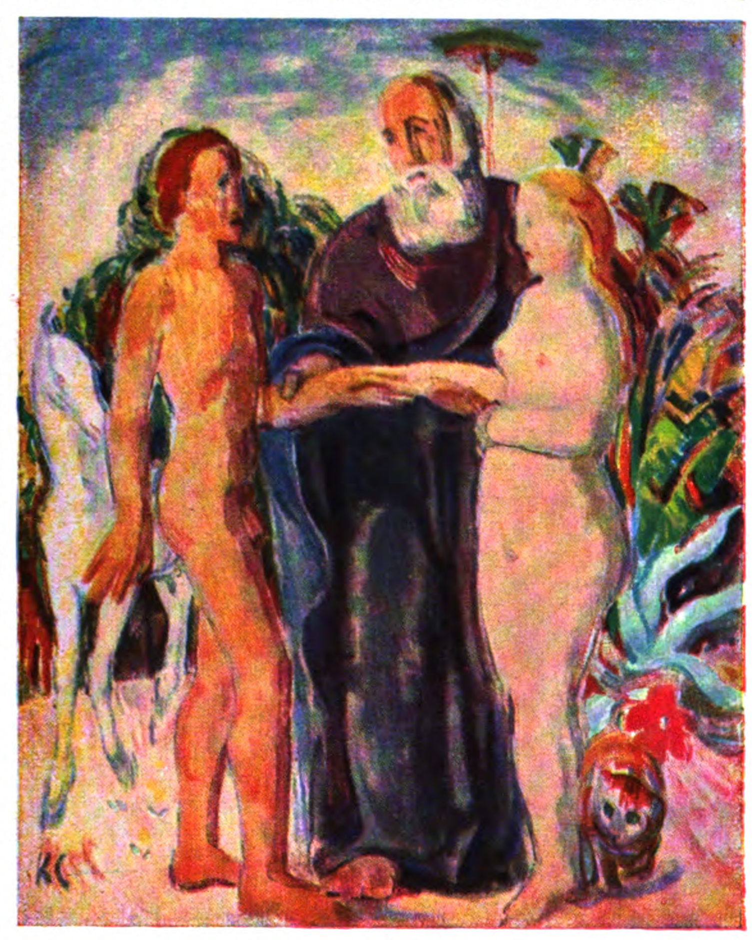
Gemälde von 1914



Badende. Gemälde von 1914

Altars. Er erlebte in Grünewald den Gegensatz zwischen der deutschen und lateinischen Seele und den Unterschied zwischen der nordischen und südlichen Formanschauung. Eine rein äußerliche Nachahmung ist gewiß nicht erfolgt, so verlockend es auch für einen Maler sein mag, dem Verkrampftsein des Gekreuzigten, der bräutlichen Erregung der Jungfrau in der „Verkündigung" erneut Ausdruck zu geben. Caspar begriff durch Grünewald, daß der Maler erst durch die Natur hindurchgehen müsse, ehe er sie überwinden könne, und daß die Farbe die eigentliche Sprache der Seele sei. Grünewald ist im wahren Sinne des Wortes „Maler" der Seele. Durch die Farbe vor allem ist es diesem Großen geglückt, die Unendlichkeit, von der er träumte, ins Sichtbare zu übersetzen. Von ganz

anderer Richtung herkommend, hat ein ganz anderer, van Gogh, dieselbe Absicht verfolgt. Wie dieser „Vater des Expressionismus", glaubt auch Caspar an die unbedingte Notwendigkeit einer neuen Kunst der Farbe, und diesen Glauben vertritt er. Klingen nicht folgende Worte van Goghs wie ein Programm für unsere deutschen Expressionisten, sind sie nicht ganz aus unserer Seele, aus der Seele Caspars, gesprochen: „Man muß die Liebe zweier Liebenden durch die Ehe zweier Komplementärfarben, durch ihre Mischung und durch ihre Ergänzung und die geheimnisvolle Vibration der verwandten Töne ausdrücken, den Gedanken einer Stirn durch das Ausstrahlen eines hellen Tons auf einer dunklen Stirn ausdrücken, die Hoffnung durch irgendeinen andern Stern ausdrücken, die Glut eines Wesens durch die Strahlen der untergehenden Sonne?"



Paradies. Gemälde von 1921

Am Portale zum Expressionismus steht neben van Gogh Cézanne. Auch von Cézanne ist Karl Caspar vielfach beeinflußt worden. Man darf aber nicht vergessen, daß Cézanne als Franzose von allem Anfang an der Natur gegenüber in einem mehr klassizistischen Verhältnis gestanden und mit einer mehr abstrahierenden Phantasie gearbeitet hat. Caspar ist, um es gleich zu sagen, ein Gegner jener Art expressionistischer Einstellung, die zu reiner Abstraktion führt. Völlig fremd ist ihm darum Kandinsky, jener Mann, der in sich eine bestimmte Richtung innerhalb der neuzeitlichen Bewegung darstellt. Caspar will die sinnliche Erscheinung der Natur nicht zerstören, den Gegenstand, den Stoff als solchen, tastet er nicht an.

Wichtig ist es, zu wissen, wie sich Caspar mit dem Problem des Raumes auseinandersetzt. Einen illusionistischen, atmosphärischen Raum, einen Raum, der abhängig wäre von dem vorübergehenden Spiel des Lichtes, hält er nicht für darstellungswert; er will den Raum nicht naturalistisch vortäuschen und nicht mit Hilfe eines allerfüllenden Wirklichkeitslichtes erzeugen. Zur Klärung seines Raumproblems hat er sich auch mit Hans von Marées auseinandergesetzt, vor allem mit den berühmten Fresken der „Hesperiden" und dem „Heiligen Martin", freilich nur, um einen Unterschied grundlegender Art zwischen sich und jenem Meister zu entdecken. Caspar geht bei dem Raume von der Farbe aus, mit Farbe will er ihn schichten. In seinen frühesten Bildern hat er den Nachdruck mehr auf den Gesamtton, in den späteren aber auf die Einzelfarbe gelegt. Er will „mit der großen reinen Farbe bauen"; er glaubt, mit der reinen Farbe nicht tiefenhaft malen zu dürfen, sondern in der Fläche bleiben zu müssen. Vom rein Dekorativen ist er nicht ausgegangen, sondern, wie schon oben bemerkt, hat er die Farbe von vorn herein als Ausdruck eines Seelischen in die künstlerische Rechnung eingestellt. Selbstver-



Marias Gang zu Elisabeth. Gemälde von 1917

ständlich drückt bei ihm jede einzelne Farbe ein bestimmtes Gefühl aus; denn er malt die Dinge so, wie er sie empfindet. Rot und Blau, diese alten königlichen Farben, spielen auf seiner Palette eine große Rolle. Sein Ziel ist, immer mehr zur Farbe zu kommen, mit Farbe zu komponieren.

Wie Caspar mit Farben baut, zeigt sich deutlich in seinem bekannten Bilde „Johannes auf Patmos“; mächtig tönt das heiße Rot des Mantels aus der rhythmisch entwickelten Kniefigur heraus, wiederholt sich im Wasser, im Berg und in den Wolken



Bildnis der Gattin des Künstlers, Maria Caspar-Filser
Gemälde von 1916

und ermöglicht so die farbige Einheit des Bildganzen. In der „Auferstehung Christi“ aus dem bekannten Passionsaltar von 1917, soll das Zinnober des Rockes Christi Freude und Leben versinnbildlichen, das Gelb bringt die Verklärung und Violett die düstere Stimmung der Kriegsknechte, die entsetzt davoneilen. Wie man sieht, begnügt sich Caspar in diesem Auferstehungsbilde mit dem bloßen Heraussteigen Christi aus dem Sarkophag, der in stärkster Aufsicht dargestellt ist. Österliche Gedanken haben unseren Meister wieder-





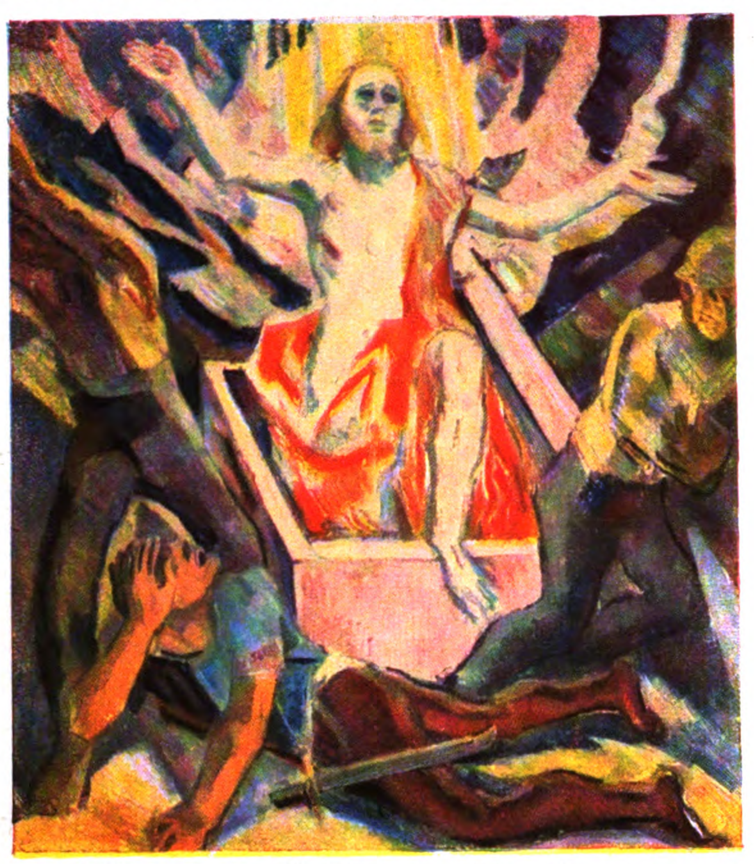


Weihnachten. Links: Die Verkündigung an die Hirten. Mitte: Die Geburt Christi. Rechts: Der Auszug der heiligen drei Könige
Gemälde von 1921 1922. München, Ausstellung der Neuen Sezession im Glaspalast 1922

holt beschäftigt; er hat auch den Vorgang gemalt, wie die drei Frauen an das Grab des Herrn heranschreiten, und der Engel die frohe Botschaft verkündigt. Schön sind die Farben ihrer Gewänder, das Rot, das Blau, das Grün. In der Art, wie er das Grab baut, fühlt man seine Auseinandersetzung mit Cézanne heraus, und an van Gogh wird man erinnert beim Anblick der glutvollen Sonnenscheibe, die sich ständig vor unseren Augen zu drehen scheint. Wenn man diese lichten Farben nicht erlebt hat, hat man dieses Bild nicht erlebt. Bereits in der „Pietà" der Staatsgalerie in Stuttgart, in ihrer ersten Fassung von 1910, künden sich Caspars Lieblingsfarben an. Dort bindet sich ein fahles Blau mit mattem Schwefelgelb, und ein stumpfes Violett tritt als dritte Farbe noch hinzu. Ergreifend ist auch das Bild „Christus am Ölberg". Dieses Gebet des Herrn hat er zweimal, 1913 und 1916, gemalt, in kompositionell verschiedenen Lösungen. Im früheren Gemälde erscheinen die Figuren der drei Jünger, Petrus, Jakobus und Johannes, in rhythmischer Anordnung wie der Sockel zu jenem schräg gelagerten Felsblock, auf dem der Christuskörper der Länge nach ausgebreitet liegt; das Gesicht hat er nach unten genommen. Im Mittelgrund treten die Schergen — naturalistisch gesprochen viel zu klein — auf, mit Judas an der Spitze. Sie kommen von der Stadt Jerusalem, die sich in ganz abstrakten Formen, in liegenden und stehenden

Christus am Ölberg. Gemälde von 1916

Rechtecken, . am Hange des Gebirges aufbaut. In dem späteren Gemälde von 1916 sind die Jünger zurückgedrängt in den Mittelgrund, über den uralte, hohlschalige Ölbäume ihre ausdrucksvollen Zweige wölben. Christus selbst ist zur beherrschenden Figur im Vordergrunde geworden. Das „Betrübtsein seiner Seele bis in den Tod" ist von Caspar höchst wirkungsvoll gestaltet. Auch hier soll man nichts vom Antlitz Christi sehen. Im Schmerze hat sich das edle Haupt in die Erde eingebohrt, und die beiden Hände in müder Erschlaffung sind dem vorderen Bildrand so entgegengeführt, als suchten sie nach Hilfe! Die Spannung im Bilde ist meisterlich geglückt. Das seelische Erlebnis hat hier wahrsten Ausdruck gefunden. Einfacher und ruhig-feierlicher ist dann jenes Gemälde, wo „Christus mit Johannes" vereint erscheint, ein Gegenstand, der aus der mittelalterlichen Mystik des Schwabenlandes hervorgegangen ist und dort in der Plastik klassische Lösungen gefunden hat. Man sieht zwei Halbfiguren, die überschnitten werden vom Rand des weißgedeckten Tisches, dessen Kontur in der ovalen Schüssel mit dem Opferlamm aufgenommen ist. Johannes neigt sein Haupt Christus entgegen, umflossen ist es von breitem, weichem Lichte. Christus umfaßt seinen Lieblingsjünger, seelenvoll sind ihre Hände ineinander gelegt. Diese stimmungsvolle Einzelgruppe hat Caspar jedoch nicht genügt; ein Jahr später hat er das „Abendmahl des Herrn" ganz dargestellt. Dem Bilde liegt das Schema eines Spitzbogens zugrunde. Es ist flächig gehalten, bewußt gebaut, von konzentrischer Wirkung und mit geschmackvoller Auswertung aller Farbenbeziehungen. Ähnliche Rhythmen wie hier hat er schon ein Jahr zuvor in den „Badenden" von 1916 zu formen verstanden. In diesem Werk tritt die Auseinandersetzung mit Cézanne, dem Überwinder des Impressionismus, wiederum deutlich zutage. Gewiß, nur durch das Studium der Natur kann der Maler Fortschritte machen, nur durch die Berührung mit ihr kann sich sein Auge bilden. Ohne Zweifel liegt in diesen „Badenden" von 1916 die Lösung von zwei Problemen, über deren Bedeutung Paul Cézanne prachtvoll-klare Worte geschrieben hat. In einem Briefe vom 25. Juli 1904 bemerkt er einmal: „Das Auge lernt durch Schauen und Arbeiten konzentriert zu sehen, ich meine, in einer Orange, einem Apfel, einer Kugel, einem Kopf gibt es einen kulminierenden Punkt, und dieser ist immer, trotz des tollen Effektes von Licht und Schatten und Farbe, unserem Auge das Nächstliegende," und Cézanne fährt dann fort: „Soviel steht jedenfalls fest: eine optische Empfindung entsteht in unserem Sehorgan, durch das wir mittels Licht und Halbton oder Viertelton die durch Farbeneindrücke hervorgebrachten Flächen abzuschätzen vermögen!" Diese Worte geben den Schlüssel zum Verständnis der Bilder Caspars.



Christi Auferstehung. Flügelbild aus dem Passions-Altar von 1917

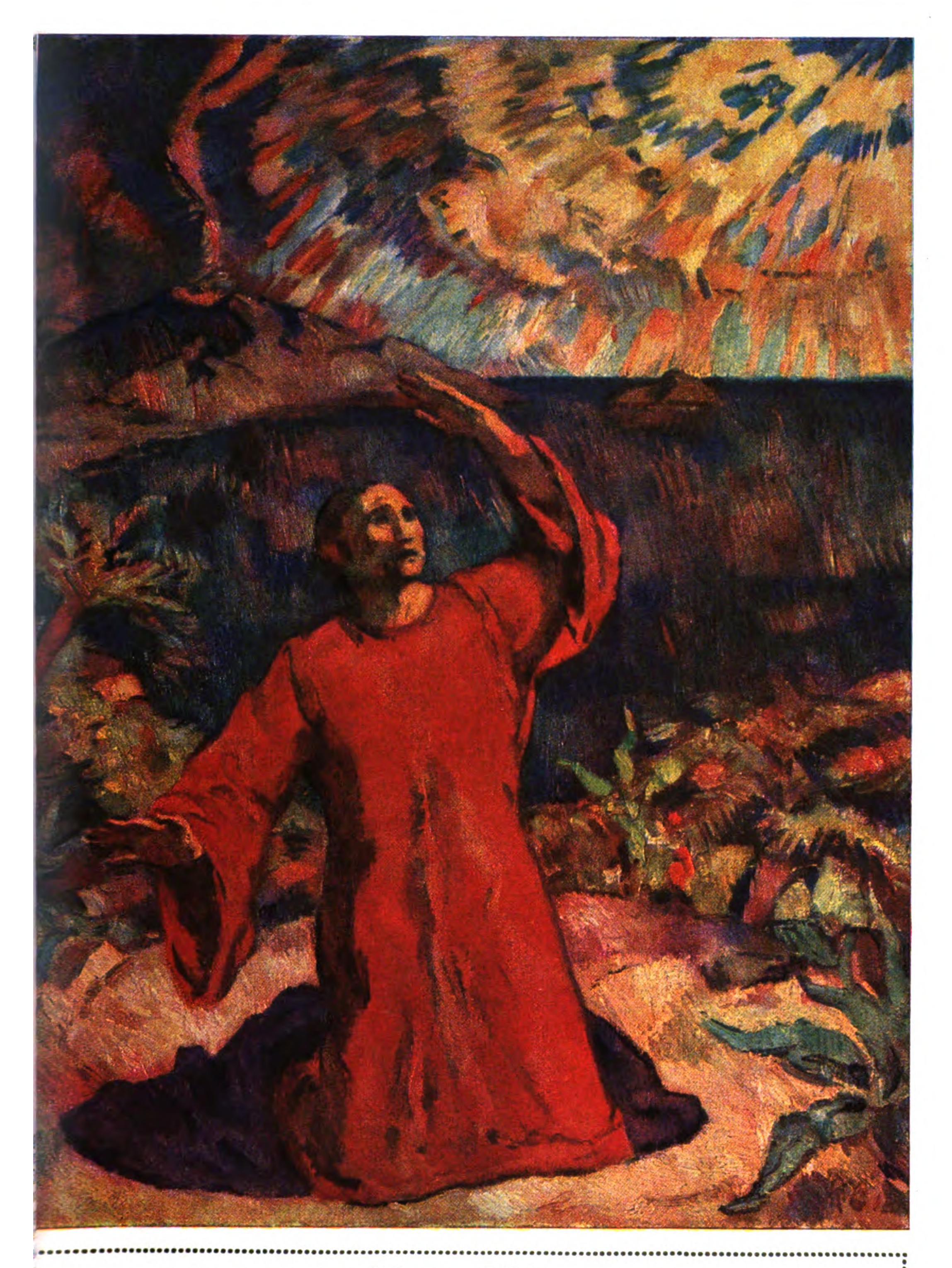
In diesem „Abendmahle Christi" hat sich seine Empfindung gegenüber dem „Verrat



Jakob ringt mit dem Engel. Gemälde von 1916

Christi“ oder „Elias und der Engel“ vertieft; er ist wärmer, seelisch-lebendiger geworden. Größere, innere Wärme strahlt auch zurück in dem Bilde „Mutter und Kind“, und die schwäbische Madonna ist eine Frauengestalt aus der Schwäbischen Alb, ist ganz aus Glückseligkeit geformt! Diese innige Maienstimmung beherrscht auch den Garten mit seinem Duft von Lilien und Rosen.

Immer wieder hat sich unser Maler nach seiner schwäbischen Heimat hingezogen gefühlt, zu seinen alten Landsleuten: „Mein Vater war ein Allgäuer wie Multscher.“ Im Schwäbischen ist auch jenes „Paradies“ von 1921 entstanden, das farbig hier wiedergegeben wird. Das Thema des nackten Menschen galt es hier wiederum zu behandeln. Aber der nackte Mensch ist hier nicht so abstrakt, im Sinne von Cézanne gegeben, wie es noch 1916 in dem eben erwähnten Bilde der „Badenden“ der Fall gewesen ist. Jetzt



Johannes auf Patmos
Gemälde von 1912. (Ausschnitt)

ist Caspar stärker auf die sinnliche Erscheinung der Natur im einzelnen eingegangen. Man wird empfinden, wie schwäbisch-still der Geist dieses Bildes ist, und wie alle Töne zu einer lyrisch-zarten Musik zusammenklingen. Caspar ist freier im Stil geworden, eben weil er sich wieder naturalistischer eingestellt hat, und wenngleich die Akte Adam und Eva mehr typisch als individuell gehalten sind, so wirkt die Naturnähe doch viel überzeugender als zuvor. Im Frieden des Paradiesgartens stehen sich die beiden Profilfiguren gegenüber. Gott-Vater, ehrwürdig, in langem, weißem Barte, so wie ihn sich die Kinder vorstellen, ist an sie herangetreten und schließt ihre Arme zusammen. Die geheime, verhaltene Spannung, die in den aufgerissenen Augen Adams und in seiner abgestreckten Rechten liegt, ist psychologisch beachtenswert. Die Flächenbehandlung ist einfach und ruhig, Pferd und Katze, formal wichtige Beigaben, dürfen auch symbolisch ausgedeutet werden.

In merkwürdigem Stimmungsgegensatz zu diesem lichten, naiven Elternpaar, das sein Leben so ungehemmt einfach vor sich sieht, steht dann Caspars „Nördliche Sibylle" von 1919/20, der er eine „südliche" gegenübergestellt hat. Jene ist ganz zum Gefäß urdeutscher Empfindung geworden. Es liegt jedenfalls ein bewußt-gedanklicher Zusammenhang zu Dürers „Melancholie" in diesem



Nördliche Sibylle. Gemälde von 1919/1920



Die Heimsuchung. Gemälde von 1918. Sammlung Dr. Koch, Stuttgart

inhaltsvollen Bilde vor, das unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Wie sie dasitzt mit aufgestütztem Arm, mit suchenden, schweren Augen! Ihre Gedanken sind nicht nach außen, sondern nach innen gerichtet, ganz gedrängt ist der Ausdruck. Diese Art des Besinnens auf sich selbst, des Versenkens in sich selbst, ist ganz deutsch. Das Buch, groß und schwer, breitet sich vor unseren Augen aus. Die linke Hand greift in die Blätter, ganz teilnahmlos, oder soll es heißen, einen neuen Inhalt anzublättern, hat keinen Sinn, bevor das ewig alte Rätsel, das zum Grübeln Anlaß gibt, noch nicht gelöst ist? Schwer wie die ganze Figur erscheinen auch die Felsen, rechts und links und oben am Bildrand; sie drohen, diese Denkerin zu erdrücken. Werke solcher Art können nur bei besonderen Anlässen entstehen, und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade diese „Nordische Sibylle" bald nach dem Schicksalsjahre Deutschlands gemalt wurde. Die Frage, die die Sibylle sich vorlegt: „Wie geht es weiter?" wird dadurch zur Frage an den Betrachter selbst.

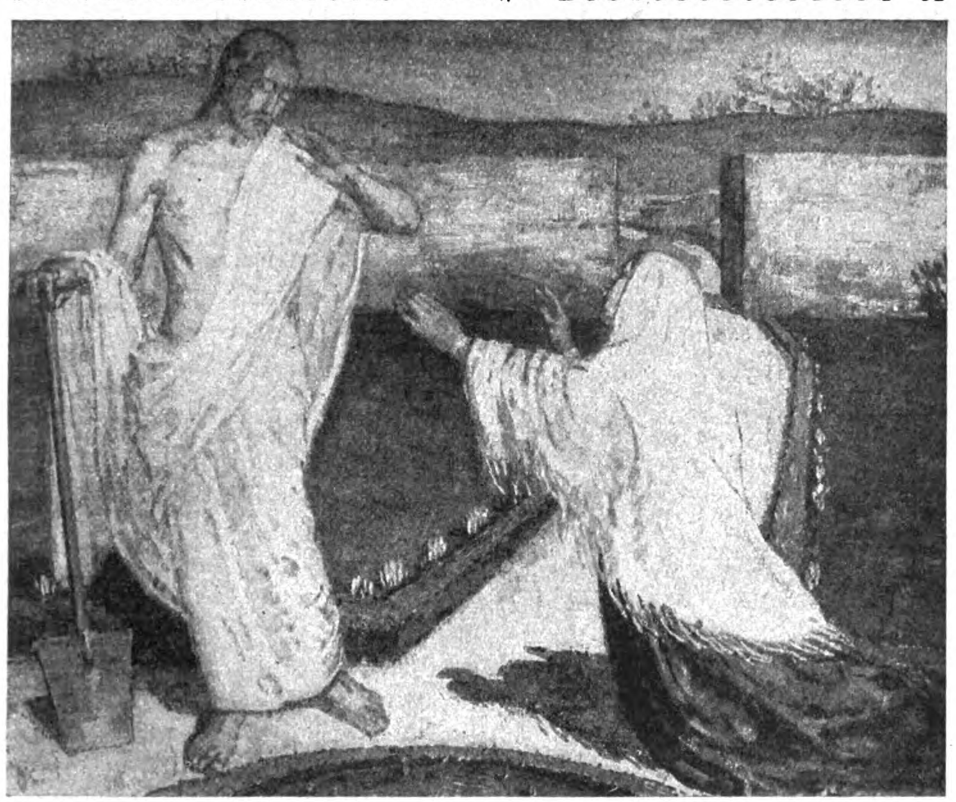
So dumpf und schwer und irdisch-belastet wie Caspar in diesem Bilde ist, — er vermag, wie wir schon wissen, auch andere Töne anzuschlagen. Heiter und beglückend ist er in jenem großen Werke geworden, zu dessen Vollendung er Jahre hat dahingehen lassen, bis er ihm die volle Gestaltung gegeben hat: ich meine das Dreitafelbild vom Jahre 1921/22 mit der „Geburt Christi" in der Mitte,

der „Verkündigung an die Hirten" und dem „Auszug der heiligen drei Könige" an den Seiten. Es ist nicht zu viel gesagt: diese Schöpfung gehört zu den gewichtigsten Leistungen, die die Neue Münchener Sezession in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Einen Stoff von umfassendem religiösen Inhalt, so alt wie die christliche Kunst selbst, hat die Phantasie unseres Künstlers in die Sphäre des deutschen Märchens gehoben. Der Stern ist aufgegangen, das kosmische Ereignis verkündet er. Die Weisen aus dem Morgenland reiten aus, „der Stern ging vor ihnen her, bis daß er kam und stund oben über, da das Kindlein war". Auf ziegelrotem, ockergelbem, braunviolettem Rosse kommen sie herangeritten, der weißbärtige Araber und der schwarzhaarige Neger, den steilen Weg nach der Krippe herab, über der der Stern von Bethlehem weiß erstrahlt. Maria, im blauen Gewande, liegt hingekauert auf dem Boden vor dem göttlichen Kind. Dieses ist die Quelle des Lichtes, grüne Schatten gehen von ihm aus. Geschlossen ist es im Umriß, ganz abstrakt sind das Linnentuch und das Stroh gehalten. Nur die Farben Weiß und Gelb sollen sprechen. Joseph bestaunt in frommer Andacht den Neugeborenen, rührend andächtig schnuppert der Esel. Die „Verkündigung an die Hirten", das linke Seitenbild, ist noch bedeutender. Daß dem Meister bei dem ganz märchenhaften, visionären Lichte bestimmte Erinnerungen an Grünewald vorgeschwebt haben, wird verständlich. Der Engel ist gleichsam aus dem Gelb der Farbe geboren; es ist ein Neapelgelb, das der Maler auch für den Stern verwendet hat. Auf diesen Engel deutet ganz erregt die Figur des Hirten; er ist von rückwärts gesehen, damit der italienische Dudelsackpfeifer mit seinem Hund zur vollen Geltung kommt. Wie Bewegung und Gegenbewegung die Tafel durchziehen, und der Sternenhimmel geheimnisvoll in grünem, kaltem Blau aufleuchtet, ist von hoher Schönheit! Auch hier ist wiederum darauf zu achten, daß der Raum nicht durch Luftperspektive gewonnen wird; trotzdem ist die Strohhütte räumlich gebaut, so zwar, daß sich die Figuren mitten in ihr befinden.

Auch in der Wiedergabe von Porträts — es mögen im ganzen 12 Bildnisse sein — hat sich Karl Caspar bewährt. Diese Menschendarstellungen beruhen auf einer intelligenten Beobachtung der Charaktere. Caspar will die Gesamtpersönlichkeit schildern, die äußere Ähnlichkeit ist ihm nicht in erster Linie entscheidend: „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Namentlich die Jahre 1916 und 1917 scheinen fruchtbar gewesen zu sein. Damals entstand zuerst das Bildnis seiner Gattin Frau Maria Caspar-Filser, die als Stillebenmalerin rühmlichst bekannt ist; dann folgte das Porträt seiner Schwägerin Fräulein Elsa Filser (in der Kunsthalle von Hamburg). Beide sind fein gesehen, im Stil vereinfacht, freilich, kritisch gesprochen, zeigen



Die drei Marien am Grabe. Gemälde von 1917



Rühr' mich nicht an! Gemälde von 1915

sie am deutlichsten die Abhängigkeit von Paul Cézanne. Trotzdem aber wird der Beschauer sofort in den Kreis der schwäbisch-oberdeutschen, das will sagen der lyrisch-stillen Empfindungsweise hineingezogen.

Endlich sei mir noch ein kurzes Wort über Karl Caspars Lithographien gestattet! Er ist der Meinung, die Lithographie komme der Zeichnung am nächsten, sie rede unmittelbar die Sprache des Künstlers. Schon 1902, als er noch die Akademie in Stuttgart besuchte, sind die ersten Lithographien erschienen; ihre Zahl ist mittlerweile bis auf 140 Blätter heraufgerückt. (Nicht zu verschweigen, daß er auch in Gelatine radiert hat.) Schön ist die „Pietà", die noch dem gleichen Jahre angehört, da er das Bild der Stuttgarter Staatsgalerie malte. Auch in dieser Lithographie hat er den schönkurvigen Spitzbogen als Kompositionsmittel gewählt. Nicht unwichtig die Feststellung, wie groß in seinen Beweinungsbildern die Maria dem Sohne gegenüber erscheint: in ihr will er die Kirche zugleich verkörpern. Ist auch die Technik in diesem Blatte noch etwas rauh und unruhig, wesentlich besser ist sie geworden in der „Heimsuchung Marias" von 1917, einem seiner schönsten Blätter. „Maria stund auf in den Tagen und ging auf das Gebirge zu der Stadt Juda und kam in das Haus des Zacharias und grüßte Elisabeth." Karl Caspar hat diese Begegnung in das Gebirge selbst verlegt. Man sieht den Weg, auf dem die göttliche Jungfrau herangekommen ist: hier trifft sie sich mit der älteren Elisabeth. Voll liebevollen Staunens legt Maria die Hand auf Elisabeths Arm, umgekehrt würde unser Maler nicht für passend gefunden haben. Unvergeßlich ist die Art, wie die ältliche, mühsam schleichende Silhouette des verlorenen Profils bei Elisabeth sich begegnet mit der Wangenlinie Marias, deren Stirn in strahlendem Lichte zu denken ist.

Fragt man nach dem Ziele, das sich Caspar gesteckt hat, so muß wohl die Antwort lauten: er will die religiöse Malerei aus dem Erlebnis heraus neu gestalten, mit jenen künstlerischen Mitteln, die er sich von den Altdeutschen, Cézanne und van Gogh abgeleitet hat. Mittel und Zweck stehen bei ihm in erfreulichem Einklang. Diese Erkenntnis ist ein Werturteil, und sie erscheint uns, so schwer es ist, die Entwicklung vorauszusagen, dafür zu bürgen, daß wir von Caspar noch Bedeutsames erwarten dürfen.

(Bilder von Caspar befinden sich in den Galerien von Darmstadt, Dresden, Essen Hamburg, Cassel, Magdeburg, München, Stuttgart, Köln.)

Kunst und Sittlichkeit

Von Univ.-Prof. Dr. Emil Utitz-Rostock

Die Frage „Kunst und Sittlichkeit" wird für das Bewußtsein der Allgemeinheit lebendig, wenn irgendein sensationeller Prozeß um das Aufführungsrecht eines Dramas ausgefochten wird, wenn die Zensur ihre Verbote ausspricht, wenn Bilder oder Statuen aus den Räumen einer Ausstellung verschwinden müssen. Diese oft sehr peinlichen Tagesereignisse sollen uns hier nicht weiter beschäftigen. Man kann polizeiliche Eingriffe in Sachen der Kunst recht skeptisch beurteilen — bisweilen schüren sie nur eine den Beteiligten nicht unwillkommene Reklame — und doch mit allem Nachdruck sich dagegen verwahren, daß heute die verschiedensten Darbietungen und die mannigfachsten Interessen das Kleid der Kunst wie eine Maske vorhalten, in deren Namen sie jegliche Freiheit beanspruchen. Wenn da grobe Erotik und nackte Geschäftsinteressen — kaum verhüllt — ihr Unwesen treiben, handelt es sich gewiß nicht um die große Frage, wie Kunst und Sittlichkeit zueinander stehen. Der Ehrenname „Kunst" wird lediglich mißbraucht. Voraussetzung ist selbstverständlich der rein künstlerische Charakter; er verleiht allein der Untersuchung einen faßbaren Sinn. Damit sind aber eigentlich schon zwei Probleme aufgerollt: woran erkennen wir diesen rein künstlerischen Charakter? und wie verhält er sich grundsätzlich zu jener Sphäre des Sittlichen und Unsittlichen? Wir müssen uns hüten, diese Sachverhalte in eine geistreich schillernde Wortspielerei aufzulösen. Es ist nicht sehr schwierig, eine Kunstbestimmung zu wählen, die jegliche Beziehung zur Sittlichkeit durchschneidet, oder eine, welche die Kunst der Sittlichkeit unterordnet, vielleicht auch die Sittlichkeit der Kunst. Diesen ausschweifenden Willkürlichkeiten — die alles zu beweisen sich erdreisten und in Wahrheit nichts beweisen — gilt es zu widerstehen.

⌘ ⌘ ⌘

Kunst weist auf ein gewisses „Können" hin; man sagt darum auch — ohne diese Redewendungen billigen zu wollen — es sei eine „Kunst", einen sehr hohen Berg zu besteigen, oder es sei eine „Kunst", so schnell zu laufen. Immer denkt man dabei an überdurchschnittliche Schwierigkeiten, deren Überwindung eben als Kunst anerkannt wird. Aber diese allzuweite Bedeutung umgrenzt sicherlich nicht das Reich der Kunst; sie hebt nur ein Moment hervor, das die Kunst mit vielen anderen menschlichen Leistungen teilt. Ist demnach die Kunst eine „Leistung", muß das Auszeichnende gerade dieser Leistung erkannt werden. Denn darin gründet ihr individuelles Wesen. Ob ich nun ein Bild male, ob ich aus hartem Stein eine Statue schlage, Verse feile oder ein musikalisches Thema in Variationen entwickele, immer übe ich eine gestaltende, formende Tätigkeit. Alle Kunst ist Gestaltung, Formung. Aber nicht jede Gestaltung ist Kunst. Auch der Techniker gestaltet, der eine Eisenbrücke über einen Abgrund wölbt; auch der Forscher, der ein strenges System von Begriffen zur Einheit der Wissenschaft verwebt. Den Techniker leiten praktische Rücksichten, den Forscher solche der Erkenntnis. Ich verstehe die Struktur eines technischen Gefüges von der nützlichen Zweckhaftigkeit her, eines wissenschaftlichen vom Erkenntnisertrag aus. Ich muß hier auf alle Beweisstücke verzichten, um möglichst schnell den Zugang zu unserem eigentlichen Gebiet zu gewinnen; ich glaube aber, mich nicht dem Vorwurf der Oberflächlichkeit auszuliefern, da ich diesen Problemen sehr ausführlich in meiner zweibändigen „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft" (Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke) nachgegangen bin. Dort gelangte ich zu der Überzeugung, daß die Gestaltung der Kunst auf ein Gefühlserleben zielt. Ich meine damit natürlich nicht die Selbstverständlichkeit, daß angesichts eines Kunstwerkes der eine dies, der andere jenes zu fühlen vermag. Und auch der einzelne wird im Laufe seines Lebens in der Gefühlshaltung zum Kunstwerk manche Wandlung erfahren: leidenschaftliche Glut klingt vielleicht ab zu ruhigem, geklärtem Genuß. Bisweilen durchsetzt emotionale Wärme mehr und mehr intellektuelle Besonnenheit. Stets ist die Aufnahme eines Kunstwerkes eben eine — wenn auch oft unbewußte — Auseinandersetzung eines Ich mit einer Gegebenheit, die sich an das Ich wendet. Nur in glücklichen Ausnahmefällen wird mein Ich dieser Gegebenheit wirklich gerecht, und auch da spielen noch Ichqualitäten hinein, die ich weder austilgen kann noch soll. Denn die tiefste Erregung rührt ja daher, daß nicht etwas bloß objektiv Vorschwebendes erfaßt wird, sondern meine ganze Persönlichkeit sich hingibt und aufschließt, allerdings auch dadurch mitschwingt und mitbeteiligt ist. Und doch muß denkende Erwägung streng sondern zwischen meinem Erlebnis des Kunstwerkes und seinem eigentlichen Wesen. Sonst könnte ich auch gar nicht die Frage aufwerfen, ob tatsächlich mein Erleben der Eigenart des Kunstwerks entspricht. Und diese Eigenart wurzelt in seiner besonderen Formung, Gestaltung, Prägung, die auf ein Gefühlsverhalten eingestellt sind. Mögen wir dieses vom Kunstwerk geforderte Verhalten als ein „Ideal" bezeichnen, so ist mein faktisches Erleben immer eine Variation über dieses Thema,

das einmal reiner, durchsichtiger erklingt, das andere Mal versteckter, verhüllter, manchmal fast sich verliert und versickert.

Jenes Gefühlserleben — ich bediene mich dieses unbestimmten Ausdrucks, um nähere Analysen zu ersparen — gilt nun nicht dem stofflichen Inhalt, sondern eben der gestalteten Erscheinungsweise. Denken wir etwa an ein hübsches Mädchenantlitz, und stellen wir es uns jetzt gemalt vor. Solange ich es bloß betrachte, als ob es lebend wäre, lediglich in seiner Beziehung zur natürlichen Realität, nehme ich es gar nicht als Kunstwerk auf: es ist ein Wirklichkeitsersatz, und in dem Maße zu werten, als der Ersatz dem Original gleichkommt. Margarine soll „wie" Butter schmecken. Danach wäre die ganze Kunst eine Art Margarine; und ihr Amt erlischt, wenn echte Butter winkt. Nein, das gemalte Antlitz spricht aus zarten, spröden, hauchartigen Linien, aus der Frische duftiger Farben, die heiter uns anstrahlen, aus der anmutigen Rhythmik der Flächengliederung usw., kurz, aus Momenten, die eben Ergebnis künstlerischer Gestaltung sind, unablösbar von ihr. Und die Melancholie einer gemalten Landschaft lächelt mir wehmütig entgegen aus der Konfiguration gedämpfter, melodischer Töne. Lese ich die Anfangsverse des bekannten Gedichtes:

„Weite Wiesen im Dämmergrau,
Die Sonne verglomm, die Sterne ziehn"

erlebe ich sogleich eine Stimmung, die sich aufbaut in den weichen W, und mild glänzen die i, erst in ei und dann sich wandelnd in das langgezogene ie. Dunkler färben sich die Vokale — ae und au —; leises Summen zittert in der Luft (zweimal mm, dazwischen nn) das schärfere s schlägt an; und nach kurzem Überleiten — in „im" und „die" — schimmert wieder das sehr gedehnte „ie", während das z die s fortsetzt. Keinen Buchstaben könnten wir missen, an dem Rhythmus dürfen wir nichts ändern; wir würden die Stimmung gefährden, vielleicht gar zerreißen. Früher fahndete man gern nach einer Idee, auf die man das ganze Kunstwerk abzog; es gehört zu den wichtigsten Kunsteinsichten, sich völlig klar darüber zu werden, daß „hinter" oder „über" dem Kunstwerk nichts verborgen steckt, sondern alles in seiner Gestaltung beschlossen liegt, alle Geheimnisse und alle Schönheit. So werden sämtliche Kunstprobleme letzthin Formprobleme; und doch huldigen wir nicht einem leeren Formalismus, weil uns die Form keine Hülse ist, kein Kleid, das man anlegt und auszieht. Ein bestimmter „Sinn" ist nur in bestimmter Form möglich: heben wir diese auf, erlischt jener. Es ist eine völlige Durchdringung, die nicht in eine Zweiheit entblättert werden kann. In der Sonderart ihrer Gestaltung wahrt die Kunst ihr Eigenrecht; in ihr wurzelt ihre Bedeutung, ihr unersetzlicher Wert. Ist nun diese Gestaltung etwa auf das Schöne eingeschränkt? oder ist das Schöne jener Brennpunkt, in dem das eigentliche Herz der Kunst pocht? und der Puls schlägt leiser, je weiter die Kunst von diesem, ihrem edelsten Blute sich entfernt. Wohl gibt es eine Kunst des Schönen, und ihr begeistert Lob ist oft genug gesungen worden. Aber es ist nur eine Kunstmöglichkeit unter anderen; und ihre einseitige Berücksichtigung hat uns jene Kunstweisen unterschätzen lassen, die nicht im Zeichen des Schönen stehen. Dazu zählt mit in erster Linie unsere eigene nordisch-germanische Kunst. Die Bestimmung der Kunst — wie wir sie ganz knapp hier darzulegen versuchten — bedingt aber keineswegs eine ausschließliche Bindung an das Schöne; sie verlangt bloß — aber das unbedingt — eine Gestaltung auf Gefühlserleben. Alles, das diese Gegebenheitsweise gestattet, vermag künstlerische Eignung zu gewinnen. Nichts wird ihr verwehrt, soweit es ihrer Formung sich fügt.

⌘ ⌘ ⌘

Vielleicht erschien die bisherige Erörterung als Umweg; aber wir konnten nicht anders an die Stelle gelangen, von der aus — nicht etwa zufällig, sondern wesensmäßig — die Beziehung der Kunst zu den anderen großen Kulturmächten, vor allem der Sittlichkeit sich ergibt. Jetzt erschließt sich uns dieser weite Ausblick. Wenn das Wesen der Kunst in der ihr eigenen Gegebenheitsweise gründet, welche die spezifische Formung erzeugt, ist im vorhinein nicht darüber entschieden, was alles in dieser Art gestaltet werden kann. Auch bei der Wissenschaft verfängt keine Voraussage, wie weit sie den Kreis ihrer Methode ausspannen darf. Sie arbeitet eben, und ihre Arbeit ist Beweis für die Tragfähigkeit ihrer Methodik. Gewiß sind Untersuchungen erlaubt und geboten über die Grenzen dieser Methoden, aber diese Grenzen scheiden nicht vorweg irgendwelche Inhalte aus, sondern regeln nur die Methode selbst. Und gleiches gilt von der Kunst. Ihre Methode — die Art ihrer Formung — spaltet alles ab, was nicht zur Kunst gehört, aber die Fülle ihrer Erscheinungsweisen läßt sich weder errechnen, noch festsetzen. Nationale, intellektuelle, religiöse, sittliche Werte treten uns im Kunstwerk entgegen und finden in ihm ihren Halt, soweit sie eben auf ein Gefühlserleben hin gestaltet sind. Nur verstockte Theorie kann übersehen, daß Dramen gewaltige Fragen der Weltanschauung und des Ethos entrollen, daß sie tiefst Menschliches offenbaren. Mit dem Wort „schön" oder „unschön" ist da wenig gedient. Nein, die ganze Gestaltung zielt eben dahin, jenes Weltanschauliche oder Ethische stärkstem Gefühlsverhalten entgegenzutragen. Das geschieht nicht, indem von solchen Sachverhalten einfach gesprochen wird, daß sie begrifflich angedeutet werden, daß man Lehrmeinungen entwickelt — das alles bewegt sich außerhalb der Kunst; jene geistigen Gehalte müssen Gefühlsanschaulichkeit gewinnen, nur so und nicht

anders treten sie auf den Boden der Kunst und werden in ihr fruchtbar. Daran darf uns auch das vieldeutige Gerede von einer Tendenzkunst nicht irremachen: nicht die Tendenz als solche ist abzulehnen, sondern die ungestaltete, nicht Form gewordene. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß die ganze mittelalterliche Kunst im Zeichen des Religiösen steht; und sie ist deswegen nicht eine mindere Art von Kunst. Keineswegs, erwidern unsere Gegner, aber sie ist eben Kunst, weil auch nach Abzug des Religiösen der künstlerische Charakter gewahrt bleibt, also nicht wegen des Religiösen, sondern trotz des Religiösen. Und so müssen wir auch von allem Sittlichen absehen, sonst verfallen wir in spießbürgerlich-moralisierende Engherzigkeit. Wir geben die Selbständigkeit der Kunst preis, wenn wir sie verflechten mit anderen Kulturgebieten. Wir sollen nicht lernen, nicht sittlich uns erfreuen oder entrüsten, nicht patriotisch uns begeistern, nicht religiös uns erheben, sondern überschüttet werden von der Gefühlskraft des Kunstwerks, der wir uns hinzugeben haben, frei und erlöst von allen anderen Interessen. Schleppen wir diese in die Kunst hinein, dann erlischt ihre Eigengesetzlichkeit; aus einer stolzen Herrin, die in eigenem Namen regiert, wird eine bescheidene Dienerin, die im Dienste dieser oder jener Güter sich müht und in ihren Schatten sich duckt. Das ist jener Standpunkt, der mit vollem Bewußtsein die Beziehung zur Sittlichkeit leugnet. Und unzweifelhaft hat diese Lehre viel Bestechendes, schon deswegen, weil Richtiges und Unrichtiges in ihr sich mengen. Aber als Ganzes erscheint sie mir unhaltbar und in ihren Folgerungen unverträglich mit der großen Tatsache der Kunst.

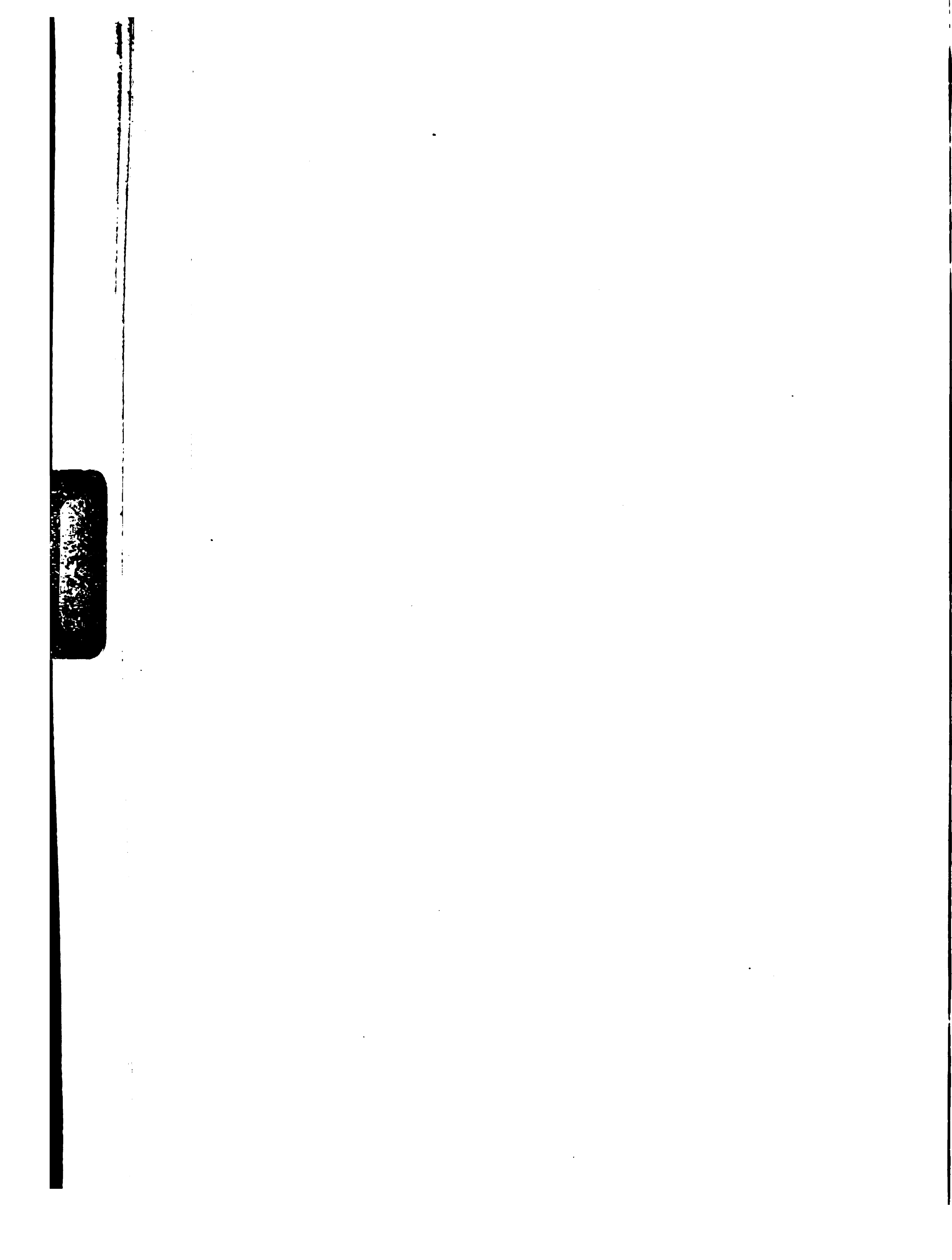
Vor allem vermag ich nicht die Besorgnisse zu teilen, das Sonderrecht der Kunst könnte verkürzt werden, wenn Ethisches, Religiöses usw. in sie einströmen. Sie empfängt ja ihre Legitimation, ihren unveräußerlichen Adel, ihren unersetzlichen Wert durch die Art ihrer Gestaltung. Und wie die Wissenschaft nicht aufhört Wissenschaft zu sein, wenn sie Fragen der Sittlichkeit oder der Kunst prüft, sofern sie dies eben in ihrer Weise tut, gibt sich auch die Kunst nicht auf, indem Sittliches, Religiöses in ihr zu Erscheinung und Ausdruck drängen, aber zu einer ihr gemäßen Erscheinung und zu einem für sie charakteristischen Ausdruck. Die künstlerische Autonomie ist also keineswegs gefährdet. Man darf sie nur nicht an der Oberfläche der Kunst suchen, sondern in ihrem Geist. Und der wurzelt in dem Problem ihrer Gestaltung, wie der der Wissenschaft in ihrer Methode, der der Sittlichkeit in der Gesinnung und der Kraft des Willens. Man glaube auch nicht, das reine Wesen des Kunstwerkes gleichsam filtrieren zu können, indem man dies oder jenes in Abzug bringt. Nehme ich einem Verkündigungsbilde das Keusche, Fromme, Holdselige seiner Haltung, diesen innigen Hauch des Wunderbaren, oder einer Madonna die königliche, unnahbare, weltentrückte, feierliche Hoheit, dann raube ich mit das Beste. Die Gestaltung der Werke wird unverständlich, wenn ich diese Werte ausschalte. Daß sie für das Gefühl sichtbar werden, besiegelt eben die künstlerische Eigenart jener Gebilde. Und wenn von zwei Dramen das eine von einer seichten und trivialen Lebensanschauung zeugt, das andere eine abgrundtiefe enthüllt, ist eben — unter sonst gleichen Umständen — das zweite besser. Jeder, der sich um eine Strukturanalyse von Tragödien, Komödien oder Romanen bemüht, kann nicht umhin, immer wieder Sachverhalte des Sittlichen, des allgemein Menschlichen heranzuziehen. Täte er dies nicht, verfehlte er ganz gewiß den Sinn solcher Werke. Dabei handelt es sich nicht um die Fabel, um den nackten Stoff — das ist alles kunstfern — nein, um die so und nicht anders gestaltete Erscheinung. Aber diese müssen wir eben auffassen, wie sie sich darbietet, und nicht an ihr herumradieren irgendwelchen Theorien zuliebe. Das Kunstwerk entscheidet über die Theorien, und nicht umgekehrt. Oder denken wir — um noch ein Beispiel zu wählen — an ein Porträt. Die Schönheit des Gemäldes braucht in keiner Weise davon berührt zu werden, ob es ähnlich oder unähnlich ist. Aber zu einem echten Porträt wird es nur dadurch, daß es die seelisch-sinnliche Eigenart einer bestimmten Persönlichkeit zu stärkstem Eindruck bringt. Das bedeutet hier die künstlerische Gestaltung, die sicherlich nicht mit der mechanischen Reproduktion einer Photographie verwechselt werden darf. Diese liefert eine Kopie, jene schöpferisch zeugende Auseinandersetzung, Deutung. So bejahen wir also die Möglichkeit des Sittlichen in der Kunst; und wir freuen uns, daß die Kunst unserer Tage nicht diese Beziehungen meidet, sondern aufsucht. Daß sie mit ihren Mitteln um die erhabenen Fragen des Lebens und der Welt ringt, daß leidenschaftliche Sehnsüchte heiß in ihr emporquellen, und der überirdische Glanz des Religiösen in ihr sich entzündet. Und mag sie oft abirren, straucheln und stranden; grundsätzlich ist der Weg gangbar. Große Zeiten der Kunst sind ihn gegangen. Er ist nicht neu, und er wird nicht alt; er ist eine der ewigen Aufgaben der Kunst.

⌘ ⌘ ⌘

Von dieser Aufgabe sei nun im einzelnen die Rede, wieder nur in schnell gleitender Skizzierung, die allein der enge Rahmen einer kurzen Abhandlung zuläßt. Schon die gefühlsmäßige Hingabe an die Erscheinung des Kunstwerks ist sittlich nicht belanglos; dieses rauschende Erleben, in das keine Begehrlichkeiten sich einmischen, keine selbstischen Triebe. Man hat darum gern von „Interesselosigkeit" gesprochen, aber mit Recht wurde darauf hingewiesen, daß wir keineswegs ohne Interesse dem Kunstwerk uns



Am Wiesenbach. Ölstudie von Prof. Peter Paul Müller



überlassen, wohl aber ohne persönlich zugespitzte Interessiertheit. Nicht unser Nutzen oder Schaden steht in Frage, das Kunstwerk spricht zu uns; wir haben uns aufzuschließen seiner Gewalt. Und dieses Aufschließen in genießendem Betrachten erlöst uns aus der harten Enge unseres gewöhnlichen Ich. Der starre Mensch vermag das nicht; er gibt sich nicht hin; so brandet ihm nicht die Fülle der Werte entgegen. Sie bleibt ihm stumm. Nur äußerste Spritzer nässen die nüchterne Trockenheit seiner Seele. Sicherlich; es gibt keinen Vorzug, den nicht Gefahren bedräuen. Ein Messer ist ein nützliches Werkzeug, und doch warnt man davor kleine Kinder, weil sie sich oder anderen Schaden zufügen können. Das Feuer, das uns wärmt und nachts unsere Stuben erhellt, vermag entfesselt unser Eigentum zu zerstören, uns selbst zu versengen. Und ähnlich ergeht es im Seelischen. Wer sich nur hingibt, jedem Eindruck überläßt, wird in bestimmter Richtung „charakterlos". Innerer Halt scheint zu fehlen, gesammelte Festigkeit; im Gegenteil, wir sehen ein Verschwenden, Vergeuden aller Kräfte. Aber das beste Gegengewicht schafft ernste Stellung zur Kunst. Sie fordert wahrlich keine Gefühlsseligkeit, die rauschartig sich erhitzt. Sie gleicht Zechern, die wahllos jeden Trank an sich reißen, ohne zu werten. Schon der gebildete Weinkenner genießt ganz anders, gezügelt und wertend. Seine Begeisterung ist kein Sturm, der aufschäumt aus nichtigem Anlaß, sondern genährt durch hohe Qualität. Wer gierig sein Essen verschlingt, kostet nicht aus die erlesene Güte der Speisen. Schade ist es, solche Gerichte ihm aufzutischen. Was hier in den niederen Regionen des Sinnlich-Angenehmen gilt — obgleich nicht ohne Bezug auf Kultur — trifft in gesteigertem Maße zu auf dem Felde der Kunst. Keine blinde Hingabe, kein Sichvergeuden sind Ziel und Zweck, nur Unarten und Ausartungen haben wir in ihnen zu erblicken. Wir erleben Werte in der Gestaltung der Kunst, und das Werterleben bereichert uns; es höhlt uns nicht aus. Nur wer unfähig ist, jene Werte zu erfassen, läuft die eben geschilderte Gefahr. Der andere ist geschützt. Aber weitere Fährnisse umstricken vielleicht auch ihn. Nicht kunstfeindliche Philister, sondern hervorragendste Kenner und Liebhaber der Kunst haben von jeher besorgt ihre Stimme erhoben: lähmt nicht betrachtender Genuß den Willen zur Tat? Ist es unsere Aufgabe, schauend zu verweilen, sind wir nicht zum Handeln geboren? Wir verweichlichen in der Kunst; doch stählern hart pfeift der Wind des Lebens. Was nützt es, wenn wir erschüttert den Heroismus des tragischen Helden bewundern, aber uns damit begnügen und selbst wenig heroische Eigenschaften zeigen, vielmehr uns flüchten in die umfriedete Welt der Kunst. Ohne ihre Werte irgendwie zu leugnen, es sind doch nicht die einzigen Werte, und ihre übermäßige Pflege verschiebt das gesunde und allein gedeihliche Gleichgewicht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese schweren Anklagen einen wahren Kern enthalten. Aber sie erscheinen maßlos übertrieben. Die allermeisten stehen — schon durch Beruf, Tagesarbeit und Tagessorgen — der Kunst so fern, daß es sich nicht darum handeln kann, einer Überwucherung mit Kunst abzuwehren, sondern im Gegenteil zu ihr hinzuführen. Sie brauchen diese erlösenden Feierstunden, die ihrem hungernden Gefühl die Werte der Kunst entgegentragen. Aber gewiß gibt es Menschen, die einseitig der Kunst zugewandt sind. Nicht immer wird da passender Ausgleich zu gewinnen sein; finden wir doch auch sonst schroffe Einseitigkeiten, die bisweilen sogar Quelle der Kraft und Leistung werden. Dürfen wir darob die Kunst als solche schelten? Können wir selbst für religiösen Wahnsinn etwa die Religion verantwortlich machen? Oder sind wir in der Lage, auf werktätiges Schaffen zu verzichten, weil es Berufskrankheiten und Berufsgefahren gibt, weil schließlich jeder Beruf die freie Persönlichkeit bindet? Wir vergessen doch nicht, daß der Beruf auch Anlagen erst zur Reife bringt, entfaltet, entwickelt. Konfliktlos ist niemals das Leben; und auf die Möglichkeit künstlerischer Konflikte hin auf die Kunst verzichten, hieße nicht essen wollen, weil man sich den Magen verderben kann. Wer einen schwachen Magen hat, muß vorsichtig sein. Der Arzt betreut seine Leiden, hilft und rät. In unserem Falle handelt es sich um Kunstpädagogik, die auf frühen Stufen der Schule einzusetzen hat. Auch sie hat — grob gesprochen — für „gesunde" Nahrung zu sorgen, bisweilen für geeignete „Diät". Auch da entscheidet der individuelle Fall, keine allgemeine Regel.

Der ausschließlichen Einstellung auf das Begrifflich-Abstrakte und der auf das Sinnlich-Anschauliche, die meist unüberbrückbar auseinanderklaffen, tritt gerade die Kunst entgegen. Oft und oft wurde es gerühmt, wie sie das Sinnliche geistig verklärt und dem dürr Denkmäßigen die üppige Fülle des Lebendigen schenkt. Halb Tier, halb Gott; so schildert man häufig den Menschen: er webt in der reinen Sphäre des Ewigen, oder sinkt nieder zu wildem Triebe. Ein Abgrund öffnet seinen Schlund. Die Kunst kennt ihn nicht: alles Sinnliche ist Formung des Unsinnlichen, sie erscheinen versöhnt, vermählt, in Einheit verschlungen. Wo ist noch das Reich des einen und das des anderen? Die Gegebenheitsweise der Kunst scheidet nicht und trennt nicht: alles bietet sie unserem Fühlen dar. Was ist sinnlicher als der Klang der Töne, und was erdentrückter, stoffbefreiter als Musik? Im Sinnlichen erleben wir diese Verklärung, und das Geistigste strahlt uns im Anschaulichen an. Das Fernste wird nah, und das Greifbarste wandelt sich um in Rätselhaft-Wunderbares.

Hier rühren wir an eines der Geheimnisse der Kunst, an ihre tiefste Menschlichkeit. Und darum auch an ihren sittlichen Adel; an eine Sittlichkeit, die nicht moralisiert, die kaum zu spüren ist und doch — gerade deswegen — wirkt: schlicht durch Beispiel und Vorbild, durch das eigene Sein. Wie wir erst wahrhaft Menschen werden durch Wissen, so auch durch das Erlebnis der Kunst; und zwar nicht nur künstlerische, geschweige denn künstliche Menschen, nein auch sittliche. Weil eben zur Sittlichkeit auch jene Harmonisierung wesenhaft gehört, die nicht die sinnliche Seite auf Kosten der geistigen verkümmern läßt und umgekehrt. Der begriffliche Verstandesmensch, der scheu das Sinnliche meidet, flieht die Versuchung, von der er weiß, daß sie ihn bezwingt; oder die Versuchung naht ihm nicht, weil Sinnlichkeit ihm fehlt; aber dieser Mangel ist keine Tugend. Und der bloß Sinnliche gleicht vielleicht einem schönen Tier, aber doch nur Tier. Die Prägung des vollen Menschentums: der Weg führt mit in erster Linie durch die Kunst. Jedes große Kunstwerk ist Zeugnis jener Menschlichkeit. Einer Menschlichkeit, die uns nicht fertig geschenkt wird, die wir erwerben durch die Arbeit der Formung und Gestaltung und in dieser Arbeit.

⁂ ⁂ ⁂

Müßten dann aber nicht die Künstler vor allem Träger dieser Menschlichkeit sein, wie sich die Religion in ihren Jüngern und Priestern bewährt oder bewähren soll? Sehen wir jedoch nicht das Leben der Künstler bisweilen schmerz- und qualzerrissen, und durchaus nicht immer in reiner Linie verlaufend. Gewiß kann man glänzende Beispiele namhaft machen, aber ebenso gewiß Gegenbeispiele. Aber was beweisen sie? nur die Binsenwahrheit, daß nicht alle Vertreter eines Standes nach jeder Richtung hin vollkommen sind, daß Ideal und Wirklichkeit niemals ganz sich decken. Und doch wage ich zu behaupten, daß ein Funken jener Menschlichkeit in jedem echten Künstler glüht, mag er auch im Leben oft verdeckt, vielleicht verschüttet werden. Wer nur im Sinnlichen beharrt, taugt besten Falles zum Dekorateur; wer nur begrifflich denkt, zeigt den Typus des abstrakten Vernunftwesens. Nur wer im Sinnlichen Seelisches erschaut, wem Geistiges sichtbar wird, der hat einen Hauch der Kunst verspürt; möglicherweise bloß in seltenen Augenblicken seines Lebens. Dann aber steht er unter der Gewalt dieser Formung. In ihr erprobt sich der Künstler, in ihr allein. Hohe Gedanken, fließende Phantasie, stürmisches Ausdrucksbegehren, sie teilt der Künstler mit vielen anderen; aber Fähigkeit und Kraft der Gestaltung auf ein Gefühlsverhalten hat nur er. Das ist sein eigentliches Reich. Und in dieser Gestaltung erfassen wir nun sein künstlerisches Ethos: die unerbittliche Sachlichkeit seiner Arbeit, die Reinheit seiner Absicht, seine Demut und seine Weisheit. Mag er sonst welche Gesinnung auch immer haben, hier kommt es nur auf die an, welche aus seinem Werke spricht. Vielleicht ist er von johlenden Dirnen in elender Kneipe umgeben; da schluchzt Sehnsucht in ihm auf und formt ein Lied, das Klage ist nach verlorener Heimat, keusch und zart, tränenschimmernd. So singen Kinder im nächtlichen Walde, um ihre Angst zu übertäuben. Wir aber hören nur das Lied und das ergriffene Zittern in den klingenden Stimmen. Und wir sind sehr empfindlich gegen jede menschliche Trübung der Gestaltung: gegen ihre Schleuderhaftigkeit und Leichtfertigkeit. Sie ist künstlerisch verantwortungslos, unsittlich. Wir verachten die gespreizte Eitelkeit radschlagenden Virtuosentums, dem es nicht auf das Kunstwerk ankommt, sondern auf Schaustellung eigener Kunststücke, die um Beifall buhlen. Diese leeren Posen buchen wir als menschliche Schwäche. Und es ist ein Unterschied, ob etwa ein Dramatiker törichte Personen darstellt, oder ob er töricht darstellt. Mit dieser Dummheit belasten wir ihn, während wir sonst vielleicht die gütige, lächelnde Weisheit bewundern, mit der er des Lebens krause Irrgänge schildert. Mimt ein Schauspieler einen niedrigen Bösewicht, berührt es uns peinlich, wenn die Rolle „zu echt" wirkt. Wir wollen nicht „wirkliche" Schurken vor uns sehen, sondern künstlerisch gestaltete. Diese Formung ist aber schon Interpretation, nicht eine glättende, versüßlichende, abschwächende, im Gegenteil tiefst erschütternde, wo in äußerster Verkommenheit echt Menschliches blitzartig sich enthüllt. Gestattet dies die Rolle nicht, wird der Schauspieler doch unbedingt den Eindruck verhüten müssen, als ob er mit besonderem Behagen sich in der Richtung von Gemeinheit ausleben würde. Denn hiermit identifizierte er sich mit ihr. Sicherlich soll er nicht mit Unlust mimen, verdrossen und unzufrieden. Er gestaltet eben die Rolle, und doch bleibt eine sehr feine Distanz zwischen ihm und seiner Rolle. All das hängt mit menschlichem Takt zusammen, dessen Verletzung die Gestaltung bedroht. Darum ist es falsch, den nackten Stoff allein zu beachten, statt die Art seiner Formung. Wer Lüsternes darstellt, muß nicht lüstern darstellen, wer Unsittliches zeigt, muß es nicht unsittlich zeigen. Gerade da bewährt sich die sachlich unbeirrbare, unbestechliche Objektivität; aber ein leises Nicken des Einverständnisses, und das Ganze wird unappetitlich. Die niedrige Absicht dringt durch, mag sie sich noch so ethisch drapieren. Wie häufig dick aufgetragene Ethik mißtrauisch macht, weil sie innere Unsicherheit und Schwäche überdecken soll. In der Kunst ist meistens da die größte Sittlichkeit, wo am wenigsten von ihr gesprochen wird: in der schlichten, großen Menschlichkeit. Wo sie unterstrichen wird, erhält sie schon etwas Krampfartiges, Agitatorisches, Gemachtes. Wie ja auch echte Religiosität

nicht prunkt und prahlt, sie ist einfach da und wirkt durch ihr einfaches Sein. Diese ganzen Fragen der Sittlichkeit treffen also die Darstellungsweise, und da sie eingehen bis in die feinsten Verästelungen der Formung, ja diese mitbedingen, sind sie gewiß unablösbar vom Kunstwerk. Mit aller Entschiedenheit sei es darum betont: in diesem Sinne gibt es unsittliche Kunst, schleuderhafte und verantwortungslose, menschlich niedrige und schmutzige. Und diese unsittliche Kunst ist zugleich eine schlechte Kunst. Damit prüfen wir nicht moralisierend ihren Inhalt, sondern erfassen das Problem ihrer Formung. Es ist töricht, sich darüber zu ereifern, was alles die Kunst inhaltlich zu bieten wagt. Regen wir uns denn darüber auf, daß Wissenschaft vor Prostitution, Geschlechtskrankheiten und sexuellen Perversitäten nicht zurückschreckt? Wir würden uns aber im Augenblick mit Recht aufregen, wo uns gewiß würde, daß nicht sachliche Forschungsinteressen dahinter stehen, sondern geschäftliche Rücksichten oder gar geile Freude, im Schmutz zu wühlen. Und doch scheint ein großer Unterschied gegenüber der Kunst zu bestehen: die Wissenschaft wendet sich an den kleinen Kreis der Gelehrten, die Kunst spricht zu unkontrollierbarer Allgemeinheit. Die Möglichkeit, daß sie mißverstanden wird, ist viel größer. Ihre Absichten werden verkannt; man stürzt sich heißhungrig auf ihre Stoffe, peitscht die Sinne auf und kümmert sich nicht um die Form. Dabei hat man noch die Entschuldigung zur Hand, daß man vorurteilsfrei künstlerischen Interessen huldigt. Ein Blick auf den Spielplan vieler Bühnen zeigt deutlich, daß man mit solchem Publikum rechnet und dabei gut auf seine Rechnung kommt. Polizei kann dieser Verwilderung und Verpöbelung wenig steuern; man trocknet nicht Sümpfe aus, indem man hier und da ein Schilfrohr knickt. Und bisweilen erwischt man noch aus Irrtum eine wirkliche Blüte. Das sind ernsteste Fragen allgemeiner Volkserziehung, in deren Dienst sich jeder stellen müßte, der zur anständigen Gesellschaft zählen will. Bei sich selbst muß jeder anfangen, indem er eben nach Kräften gute Kunst unterstützt und fördert. Wenn gute Kunst darbt und in weiten Kreisen einer erschreckenden Teilnahmlosigkeit begegnet, ist es kein Wunder, daß die überpfefferten Gerichte gerissener Sensationsgeschäftigkeit geschätzt werden. Sie verschwinden bloß, dann aber sehr schnell, wenn kein Geschäft mit ihnen zu machen ist. Warum steht es um die Musik besser? Weil die musikalische Kultur bei uns verbreitet ist.

Soll denn nun inhaltlich aber alles der Kunst gestattet sein? gibt es da keine Grenzen, die Sittlichkeit vorschreibt? Entzieht sich die Kunst ihren Satzungen allein unter Berufung auf ihre Form und Gestalt? Eine Sittlichkeit, die von außen eingreift, zieht stets willkürliche Grenzen. Und ersetzt man gar Sittlichkeit durch Sitte, werden die Grenzen bald weit gesteckt, bald streng verengt. Man wird die Sitte nicht ohne triftigen Grund verletzen — und einsichtige Kunstpflege muß mit ihr rechnen — aber die Sitte ist nicht oberste Herrin und Wächterin der Kunst. Sie trägt Werte unserem Gefühl entgegen; und damit schließt sie selbst alles Wertnichtige und Wertwidrige aus. Der Inhalt ist nie Zweck in sich, bloß Mittel der Form, durch das Gefühlssinn anschaulich wird. So duldet die Kunst auch keine stofflichen Roheiten oder Brutalitäten, die nicht von ihrem Geist gefordert wären, und der ist nicht der von Roheit und Brutalität. Träfe dies zu, das Kunstwerk würde wahrhaft unsittlich. Seit alters ist das Gesetz von der künstlerischen Einheit in der Mannigfaltigkeit berühmt. Schlösse sich nicht die Vielheit zusammen, ja wäre sie nicht Einheit in der Fülle der Erscheinung, das Kunstwerk zersplitterte in Teile, in Stücke. So zeigt also der Inhalt nichts, was nicht die Einheit des Gestaltungssinnes verlangte. Erhebt sich ein Haus in einer gemalten Landschaft, so doch nur, weil es unerläßlich ist für ihre Stimmung. Ist es dies nicht, hat es in dem Gemälde nichts zu suchen; es stört; es widersetzt sich dem Einheitszuge der Gestaltung. Wird nun der Stoff zu kraß, so fügt er sich auch nicht der Formung. Er wird nicht zu einem Mittel künstlerischer Sinngebung; er steht tyrannisch im Vordergrunde. Und gewährt es besonderen Reiz, zu erleben, wie sehr spröde Stoffe formal bezwungen werden, erlischt er natürlich dort, wo die Formung versagt. Das ist eine der inneren Grenzen der Kunst; keine, die ihr von außen vorgeschrieben wird. An sich also begegnet die Kunst nirgends feindlich der Sittlichkeit; nur Mißbrauch seitens des Künstlers oder des Kunstbetrachters führt hier zu Verletzungen, die immer aber zugleich Versündigungen an der Kunst sind. Gerade wo die Kunst starre Sittlichkeit bekämpft und anklagend schärfste Waffen schmiedet, ist sie auf das tiefste verknüpft mit der Problematik des Sittlichen. Nur verlange man von ihr nicht, daß sie richtet, wie ein Jurist. Sie fertigt keine Urteile aus mit Strafen und Belohnungen. Aber heilige Entrüstung wogt in ihr, tiefes Mitgefühl, Begeisterung und Bewunderung, und aus ihr tönt des Lebens ewige Melodie, dunkles Schicksalsgeflecht und Kampf mit der Welt.

Die Tragödie ist das beste Beispiel, daß die Kunst auch auf etwas ganz anderes zielen kann als auf reinen Schönheitsertrag, und daß ihre Gestaltung wurzelt in letzter Stellung zu Leben und Welt. Darum ist sie zugleich das hervorragendste Beispiel dafür, was Sittlichkeit innerhalb der Kunst bedeuten kann. Kunst und Sittlichkeit sind nicht feindliche Mächte, die eifersüchtig einander belauern; sie sind vielmehr Verbündete, wie alle geistigen Werte sich brüderlich vereinen im einheitlichen System der Kultur.

Elisabeth Ney / Von Alfred Mensi-Klarbach

Wenn der Besucher des bayrischen Königsschlosses Linderhof, das sein Erbauer Ludwig II. im engeren Kreise nicht so, sondern „Meicost-Ettal“ (Anagramm von l'état c'est moi) zu nennen pflegte, nach der gerade jetzt für uns Deutsche doppelt schmerzlichen Besichtigung dieser überladenen, zum Teil so „kitschigen“ Nachahmung der ganzen Umwelt eines Ludwig XIV., heraustritt und sich die durch die maßlose Häufung von Gold und Blau ermüdeten Augen reibt, findet er sich in einer herrlichen Natur wieder, die ihn sich selber zurückgibt und mit ihrem satten Grün unsagbar erfrischt. Vor ihm, in die bewaldete Anhöhe eingebaut, steigt eine Steintreppe in Absätzen hinan, und etwa in der Mitte zwischen dem Neptunbrunnen vor ihm und dem den Abschluß bildenden Venustempel erhebt sich auf hohem Sockel eine marmorne Jünglingsgestalt, in der man, wenn man hinaufgestiegen, den jungen Bayernkönig Ludwig II. erkennt. Das Lockenhaupt unbedeckt steht er in der altspanischen Tracht eines Hubertusordensritters in stolzer Haltung, die rechte Hand mit dem Mantel in die Hüfte gestemmt, die linke am Schwerte herabhängend, in die Ferne schauend, vor uns. Auf dem Sockel steht der Name des Künstlers: „Elisabet Ney fecit 1870“. Es klingt wie ein Märchen, daß der Name dieser Bildhauerin und ihr Werk selbst vollständig vergessen werden konnten, und märchenhaft ist auch die Geschichte ihres Wiederfindens wie das Leben der Künstlerin selbst.

Daß ein acht Zentner schweres Monumentalwerk spurlos verloren geht, kommt gewiß nicht alle Tage vor. In München, der Kunststadt, ist's geschehen. Im Sommer des Jahres 1896 kam eine verschollene Bildhauerin, Elisabeth Ney, nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit aus Amerika nach München zurück, um eine Prometheusstatue zu reklamieren, die sie im Odysseussaale der Königlichen Residenz zurückgelassen. Sie war aber weder dort noch sonst zu finden. Die Künstlerin ließ kein Mittel unversucht: sie suchte alle Hofstäbe auf, fragte jeden Lakaien — es war alles umsonst. Nur ein Werkmeister war da, der glaubte sich zu erinnern, daß vor etwa zwanzig Jahren Männer mit dem Auftrag zur Residenz gekommen seien, die Statue nach dem Atelier der Künstlerin nach Schwabing, einer Vorstadt Münchens, zu bringen. Merkwürdigerweise war diesen Leuten das Kunstwerk in der Tat zum Transport übergeben worden, obwohl die Ney um diese Zeit gar kein Atelier mehr in München besaß, da sie längst abgereist war. Die Statue blieb verschollen, bis sie Justizrat Dürck in einem Magazin der damaligen Hofbauintendanz wieder entdeckte. Elisabeth Ney hatte in Schwabing („in der Grub'n“) ein Haus, das ihr später der Hofkapellmeister Hermann Levi vor dem Verkauf rettete, als sie bereits in Amerika war. Er beauftragte Dürck, das Erforderliche zu veranlassen, und daß er für die allzu sorglose Ney gutstehe. Später, nach dem Tode Levis, kam sie zurück, lud sich kurzweg „auf ein paar Tage“ bei Dürcks ein, blieb aber vierzehn Tage und zog später zur Witwe Levis. Die Witwe Dürcks, die Tochter Wilhelm Kaulbachs, die sich in jüngster Zeit durch die glänzende Herausgabe ihrer Erinnerungen einen schriftstellerischen Namen gemacht hat, erzählte mir in ihrer liebenswürdigen Art, wie Elisabeth Ney im damaligen München durch ihre exzentrischen Einfälle auffiel. Sie wollte immer in einem weißen griechischen Gewand, das sie sich selbst wusch, auf die Straße und bestellte sich die Friseurin, um ihre kurzen Locken zu brennen, in den Garten des Dürckschen Hauses in der Kaulbachstraße zum Gaudium der Zuschauer. Was damals in München bei der schönen, großen Frau als unendlich „emanzipiert“ auffiel, verstehen wir heute besser, wenn wir Herkunft, Leben und Bildungsgang der Künstlerin überschauen.

Elisabeth Ney war 1830 in Münster in Westfalen geboren. Ihr genauer Geburtstag war nie zu erfahren. Auch meine Bemühungen bei den dortigen Pfarrämtern waren vergeblich. Sie nannte sich eine Großnichte des napoleonischen Marschalls Ney, dessen Namen sie übrigens nicht französisch, sondern deutsch aussprach; und es ist möglich, da der „Fürst von der Moskwa“ als Sohn eines Böttchers aus Saarlouis seine militärische Laufbahn begann. Der aus dem Elsaß stammende Vater Elisabeths ließ sich in Münster nieder als achtenswerter Plastiker auf dem Gebiete der religiösen Kunst. Von ihm hatte sie wohl das Talent, von ihm und der Mutter, die einer alten, in Kriegszeiten verarmten polnischen Familie entstammte, auch die Schönheit ihrer Erscheinung geerbt. Sie modellierte in früher Jugend nach dem Vorbilde des Vaters Heiligengestalten und erlangte endlich die Erlaubnis der Eltern, zu ihrer Ausbildung nach München zu gehen, wo sie zuerst sich in der Privatschule des Historienmalers J. N. Berdellé im Zeichnen übte, dann aber trotz Kaulbachs anfänglicher Bedenken in die Akademie zugelassen wurde; galt doch die Zulassung von Schülerinnen damals noch als unerhörte Neuerung. Nach zwei Jahren ging sie, 1855, nach Berlin zum ehrwürdigen Meister Christian Rauch. Hier hat sie Gottfried Keller zum ersten Male gesehen im Hause Franz Dunckers, dann bei Varnhagen von Ense. Er verliebte sich in das in voller Jugendfrische prangende Mädchen so sehr, daß er krank zu werden fürchtete und lieber

aus Berlin floh. Seine Liebe hat er ihr nie gestanden. In einem Brief an Hettner schreibt er u. a.: „Ich sage Ihnen, das größte Übel und die wunderlichste Kombination, die einem Menschen passieren kann, ist, hochfahrend, bettelarm und verliebt zu gleicher Zeit zu sein.“ Er hat seiner Liebe ein Denkmal für alle Zeiten in Dortchen Schönfund im „Grünen Heinrich“ gesetzt: „ein hochgewachsenes schönes Frauenzimmer mit schwarzen Locken“ — wie die Ney, deren Namen er vielhundertmal auf einen großen blauen Bogen mit dem Zusatze „la bella trovata“ schrieb, der ihm damals zur Unterlage diente und den er sich sorgfältig aufbewahrte. —

Rauch hatte die Begabung seiner jungen, schönen Schülerin bald erkannt, er räumte ihr neben seinem Atelier ein eigenes Studio ein und erwirkte ihr ein zweijähriges Stipendium und die ersten Aufträge. Schon auf der Berliner Ausstellung von 1856 erregte sie durch eine Büste und ein Grabrelief Aufmerksamkeit. Als Rauch im Dezember 1857 starb, war ihr, gewissermaßen als Erbin, eine Reihe von Porträtbüsten berühmter Zeitgenossen gesichert, wie die von A. von Humboldt, Jakob Grimm, Josef und Amalie Joachim, Varnhagen von Ense, Mitscherlich u. a. Im Dezember 1859 betraute König Georg V. von Hannover sie mit dem Auftrage seiner Kolossalbüste, während deren Ausführung Friedrich Kaulbach sie in Lebensgröße vor ihrem Werke stehend malte. Dies bahnte ihr den Weg nach England, wo Königin Viktoria ihr saß und sie reich beschenkte. Bald darauf entstanden in Berlin die Büsten des Diplomaten Grafen von Werthern und — Bismarcks, der alle weiteren Bildhauer immer kurz auf Neys Modell verwies. Auch ihre Vaterstadt Münster erinnerte sich nun der berühmt gewordenen Künstlerin und bestellte bei ihr vier Statuen für den dortigen Rathaussaal. Dann aber wollte und konnte sie nun reisen: im fröhlichen Fluge ging's durch Frankreich, Spanien, Ägypten und Griechenland. Über Italien zurückkehrend, traf sie auf Caprera mit Garibaldi zusammen, den sie in einer



Elisabeth Ney
Aufnahme von Alma Lessing, geb. Marschall von Bieberstein

Statuette, und 1865 in Rom mit Papst Pius IX., den sie in einer Büste festhielt.

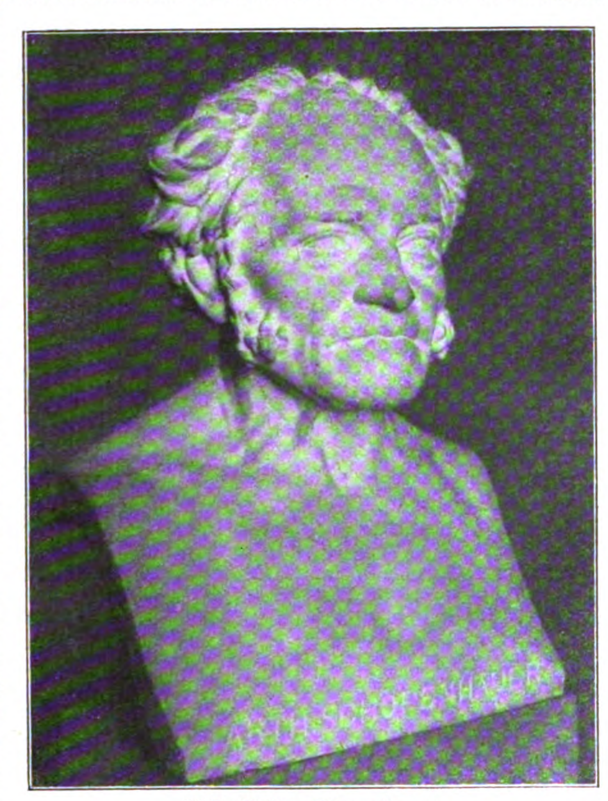
Die Rückreise brachte die Ney wieder nach München, wo sie sich durch eine Kollektivausstellung im Kunstverein wieder in Erinnerung brachte. Diese trug ihr auch den Auftrag zu zwei Figuren für die Aula des eben von G. Neureuther erbauten Polytechnikums und zu einer Büste Justus von Liebigs ein. Da war es denn auch, daß der damalige preußische Gesandte Graf von Werthern in München, der die junge Künstlerin von Berlin aus kannte, sie dem jungen König Ludwig II. zu einer Büste empfahl.

Der schon in seiner Jugend menschenscheue und namentlich weiberscheue Fürst gewährte ihr die Gunst der nötigen Sitzungen, die sonst nur dem damals noch wenig bekannten Kaspar Zumbusch zuteil wurde. Der Odysseussaal der Residenz wurde als Atelier eingerichtet; und der König äußerte später sein nicht geringes Erstaunen und Vergnügen darüber, mit welcher Ruhe, Selbstverständlichkeit und Ungeniertheit die Künstlerin Zollstab und Zirkel an das „allerhöchste Haupt" anlegte, um es fachmäßig zu messen. Während der Sitzungen mußte der Kabinettschef regelmäßig aus Goethes Iphigenie vorlesen, wobei die Künstlerin inmitten ihrer Arbeit das kleine Auditorium durch lebhafte Zitate aus dieser Dichtung überraschte. Die Büste des Königs kam in die Aula des Polytechnikums. Das Gipsmodell zu der Statue in der malerischen Tracht des Hubertusordens wurde erst später durch Fr. Ochs in Berlin in Marmor vollendet, erschien 1894 auf der Münchener Kunstausstellung und sollte nach dem Willen der Ney auf Herrenchiemsee aufgestellt werden. Es ist ebenfalls ein Verdienst des kunstsinnigen Rechtsfreundes der Ney, des Justizrats Dr. Dürck, gewesen, daß er die Ausstellung nach der Wiedergewinnung dieser und der Prometheusstatue in Linderhof durchsetzte; denn wenn es eine Schöpfung der nimmermüden Bauwut des zweiten Ludwig gibt, die früher oder später dem Untergange geweiht ist, so ist es seine letzte — der Palasttorso auf Herrenchiemsee. In ihrem Atelier in der Residenz durfte die Ney auch an dem vierhundert Kilo schweren Steinblock arbeiten, aus dem ihr Prometheus werden sollte, zu dem sie schon 1868 auf dem Schlosse Kropfsberg in Tirol das Modell begonnen hatte. Diese Arbeit an dem „Gefesselten Prometheus" rückte aber nur langsam vor, da die Künstlerin nebenbei in ihrem Schwabinger Atelier weiteren plastischen Arbeiten oblag, wenn sie nicht auf einem feurigen Ponygespann, das sie mit sicherer Hand selbst lenkte, dahinstürmte.

⌘ ⌘ ⌘

Zu keiner der von ihr porträtierten berühmten Persönlichkeiten ist aber Elisabeth Ney in ein so herzliches und andauerndes Verhältnis getreten wie zu Arthur Schopenhauer, dem angeblichen Weiberfeind. Ihr verdanken wir die beste Büste des Philosophen, die nun in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. steht, in jener Stadt, die Schopenhauer zur zweiten Heimat ward und wo er auch im September 1860 starb. Am 1. März desselben Jahres schreibt Schopenhauer an seinen Verehrer, den Gerichtsassessor von Doß in München u. a.: „Im Oktober (1859) kam die Bildhauerin Elisabeth Ney, Großnichte des Marschalls, aus Berlin hierher, um meine Büste zu machen. Sie ist 24 Jahre alt (darin täuschte sich Schopenhauer: die Ney muß, wenn sie 1830 geboren, damals im 29. Jahre gewesen sein), sehr hübsch und unbeschreiblich liebenswürdig. Sie arbeitete in einem abgesonderten Zimmer meines jetzigen (viel schöneren und größeren) Logis, Tag vor Tag, fast vier Wochen lang, ließ sich Mittagsessen aus der Restauration, über mir im Hause, holen und kam nachmittags bei mir Kaffee trinken, wenn ich heim kam. Hat mich auch ein paarmal auf meinem Spaziergang am Main, über Stock und Stein, begleitet. Wir harmonierten wundervoll. Die Büste ist vierzehn Tage lang ausgestellt gewesen und von allen höchst ähnlich befunden worden, und sehr schön gearbeitet. Sie sollte nun nach Berlin, um dort vervielfältigt und so verkauft zu werden: Weihnachten wollte die Ney in Berlin seyn; nachdem sie zuvor in Hannover gewesen, den König in Marmorbüste zu machen. Da hat sie die Büste nachkommen lassen, und seitdem habe ich nichts von ihr gehört! Man (hat) sie jedoch in Münster gesehen, wo ihr (Vater) wohnt. Wird zu Tage kommen, die Büste." — Noch oft erwähnt Schopenhauer die Künstlerin, und in seinem letzten an den Dr. phil. Ernst Otto Lindner in Berlin gerichteten Briefe vom 21. November 1859 sagt der alte „Weiberfeind" u. a.: „Vielleicht ist Ihnen die Bildhauerin Ney bekannt; wo nicht, so verlieren Sie viel: ich habe nicht geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könnte." Als er ihr einmal zu seiner Büste saß, betrachtete er die Künstlerin lange Zeit mit belustigt spöttischer Miene, und nachdem sie seinem Blicke lange genug standgehalten, fragte sie: „Warum sehen Sie mich so an, Herr Doktor?", worauf Schopenhauer antwortete: „Ich gebe mir alle Mühe, einen kleinen Anflug von Schnurrbart an Ihnen zu entdecken; denn es wird mir jeden Tag unmöglicher zu glauben, daß Sie eine Frau sind" — so sehr imponierte ihm ihr Verstand. Auch der Komponist Robert von Hornstein, der Frankfurt Schopenhauers wegen besuchte, erzählte in seinen Erinnerungen und auch mir wiederholt mündlich, welchen Eindruck die Ney auf Schopenhauer gemacht. Einmal rief er dem bei ihm eintretenden Hornstein entgegen: „Denken Sie, wer heute bei mir war? Eine schöne junge Dame, eine talentvolle Bildhauerin, eine Verwandte von Marschall Ney. Sie ist eigens hierher gekommen und bleibt längere Zeit hier, um eine Büste von mir zu

machen ... Sie arbeitet den ganzen Tag bei mir. Wenn ich vom Essen komme, trinken wir zusammen Kaffee, sitzen beieinander auf dem Sofa, da komme ich mir dann vor wie verheiratet." Dabei rieb er sich vergnügt die Hände. — Der große Pessimist wollte aber um keinen Preis mit einem mürrischen, finster blickenden Gesicht auf die Nachwelt kommen, leerte er doch eines Tages, als er einem Photographen zu zwei Aufnahmen sitzen sollte, eine ganze Flasche Wein, um einen freundlicheren Ausdruck zu bekommen.



Büste Arthur Schopenhauers

Elisabeth Ney war im Besitze dieser zwei Daguerreotypen, ließ sie in Amerika später vergrößern, retuschieren und sandte die Reproduktionen als Beilage zu einem Briefe an den Verfasser dieser Erinnerungen. Der Biograph Schopenhauers, Wilhelm von Gwinner, erzählt uns auch u. a., wie es ein seltsamer Anblick gewesen sei, wenn der Greis der jungen Künstlerin beim Spaziergange den Hof gemacht habe. Ungeachtet ihres dringenden Bittens gestattete er aber doch, aus Besorgnis für seine Augen, nicht, daß sie einen Gipsabguß von seinem Kopfe nehme. Um so merkwürdiger ist es, daß die Büste doch die ganze Energie des Schopenhauerschen Charakters aufweist. Als 1859 die dritte Auflage seines Hauptwerkes „Die Welt als Wille und Vorstellung" erschienen war, sandte er eines seiner Freiexemplare der Ney mit der englischen Widmung: To my most talented and amiable young friend, Miss Elisabet Ney, I donate this copy of a profund and serious work. Frankfurt a. M. d. 4. Dec. 1859 Arthur Schopenhauer.

Die Gegenseitigkeit des schönen Verhältnisses zwischen der jungen Künstlerin und dem greisen, einsamen Philosophen geht aber auch aus einem Briefe hervor, den erstere aus Berlin am 29. Juni 1860 noch an ihn richtete. Sie kündigte ihm darin das erste Exemplar seiner in Gips abgegossenen Büste an und schrieb dazu: „Verehrter und lieber Freund! Vielleicht komme ich schon zu spät, wenn ich Ihnen hiermit die Verkündigung zu machen gedenke, daß in ganz kurzer Zeit eine Erinnerung meines wunderschönen Herbstes 1859 in Ihren Händen sein wird ... Ich hoffe, der Abguß wird Ihre Zufriedenheit erlangen ... Ich möchte sehr gern den Herrn Dr. Lindner kennen lernen, damit ich doch einmal ein vernünftiges Wort wieder und ein begeistertes über meinen verehrten Freund Schopenhauer höre. Die Menschen sind gar zu fade; überall ein Kümmern um

Politik, von der sie so wenig verstehen, als sie darin zu ändern vermögen, und an der sie auch nichts zu verbessern brauchten, wenn sie von einer wirklich hohen und schaffenden Seele erfüllt wären... Adieu, Adieu! Schreiben Sie mir einmal Nachricht von Ihnen — in einer sehr guten Stunde —! Vielleicht habe ich doch noch das Glück Sie den Herbst zu sehen. Mit dem herzlichsten und verehrungsvollsten Gruße die Ihrige. Elisabeth Ney." Wenige Monate darauf war Schopenhauer tot; dieser Brief wohl eine seiner letzten Freuden. —

Und wie kam Elisabeth Ney nach Amerika und nach Texas, so daß sie der deutschen Kunst und der Erinnerung der Deutschen so gut wie verloren ging? Die Liebe zum Manne und die zur Freiheit dürften die stärksten ihrer Beweggründe gewesen sein. In die Zeit ihres glücklichsten Schaffens in München fiel die Ankunft des medizinischen Fachschriftstellers und Professors der Pathologie Dr. Edward Montgomery, eines bildschönen jungen Mannes. Wenn die beiden hohen Gestalten durch die Straßen Münchens gingen, blieben die Leute stehen, um dem schönen Paar nachzusehen, das so ganz füreinander geschaffen schien. Jedenfalls nahm man auch vielfach Anstoß an dem freien Zusammenleben der beiden, die sich schon in Berlin gefunden haben mochten. Auf einmal waren sie verschwunden. Die Ney ließ die unvollendete Königsstatue wie den auf Lösung seiner Fesseln hoffenden Prometheus stehen und schloß sich mit ihrem Liebsten einer Gruppe von Schwärmern an, die zunächst in Georgia eine freie Kolonie gründen wollten. Die meisten kehrten bald enttäuscht nach Europa zurück, nicht so Elisabeth Ney, die sich zunächst in der schönen Liendaplantage nächst Hempstead niederließ, dann aber eingeladen wurde, nach Austin, der Hauptstadt von Texas, zu kommen, wo sie bald und bis zu ihrem Tode eine große Rolle spielte. In einer Erzählung Adalbert Stifters, die das Motto: Quilibet fortunae suae faber est an der Spitze trägt, heißt es von dem einen der „Drei Schmieden ihres Schicksals": „Nicht Europa, das er fast verachtete, wollte er besuchen, sondern, um seine menschliche Kraft an der großen, aufrechtstehenden Natur zu üben, statt sie an Afterverhältnissen herabzubringen, beschloß er nach Texas zu gehen, dort an der Grenze der Wilden eine Niederlassung zu gründen mit dem Keime antiker Kraft und Gesetze, der sich durch die ganze Republik verbreiten, dereinst wachsen und etwa einen Staat von spartanischem Erze, athenischer Schönheit und römischer Tüchtigkeit erzeugen würde." Das war so ganz der Fall der heißblütigen, abenteuerlustigen Künstlerin. In der Prärie war sie oft tagelang wie ein Mann, im Herrensattel, mit einem Zelt auf den Rücken gebunden, herumgeritten, in Austin widmete sie sich wieder ihrer Kunst, erbaute ein schönes Atelier im antiken Stil, in dem sie Schüler und Schülerinnen um sich versammelte und wo auch die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, das Präsidium der beiden Kammern, Männer der Kunst und Vertreter der Presse verkehrten. Hier entstanden die Statuen von Stephan F. Austin, Houston, Senatoren und Generälen; von hier aus gingen auch die philanthropisch-humanitären Bestrebungen, denen sich die Ney neben ihrer künstlerischen Tätigkeit mit Eifer zu widmen begonnen hatte. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr von München brachte „The Texas Magazine" eine anziehende Schilderung ihres Lebens, eine Abbildung ihres Studio und ihr eigenes Bildnis mit dem feinen Profil, auf dem Haupte das gewohnte, kokett sitzende Hütchen eines spanischen Matadors, die glättende Steinfeile in der Linken, in der Rechten ein kleines Modell. Die Verehrung, welche die deutsche Künstlerin dort genoß, bringt die Zeitschrift aber mit den Worten zum Ausdruck: „Wahrlich, der Verlust, den die Alte Welt durch die Auswanderung dieser großen Bildhauerin erlitten hat, wurde für Texas zum unschätzbaren Gewinn. Wir sind heutigentags noch nicht imstande, den Vorteil voll zu ermessen, der uns in dieser frühen Entwicklungszeit unseres Landes daraus erwächst, daß diese geniale Meisterin monumentaler Kunst unter uns weilt, diese herrliche Frau, die zugleich auch warmes Interesse für unsere historische Tradition hegt, so daß man sie mit Recht eine Texanerin und Amerikanerin nennt." —

Elisabeth Ney hat nie geheiratet und hieß bis zu ihrem Tode in Texas Miß Ney. Als ich im Februar 1897 in einem Berliner Blatte die Geschichte von dem verlorenen und wiedergefundenen Prometheus erzählte und eine Berliner Schriftstellerin in Ergänzung und Berichtigung dazu von dem „abenteuerlustigen Ehepaare Montgomery-Ney" erzählte, kam beides der Ney zu Gesicht, und ich erhielt nach Monaten zu meiner Überraschung von ihr einen Brief, datiert „Hyde Park, Austin, Texas, 22. May 1897" mit dem Bilde ihres Ateliers, mit einer Nummer der Zeitschriften „The Open Court" und „The Texas Magazine" mit den oben erwähnten Bildnissen Schopenhauers. Ich kann darauf verzichten, diesen für mich sehr wertvollen und schmeichelhaften Brief mitzuteilen und mich darauf beschränken, daß sie die Angaben jener „Freundin" mit lustigen Fragezeichen und Durchstreichungen aller Notizen, die sich auf ihre Ehe beziehen, begleitet und im übrigen auf die oben erzählte Geschichte ihrer Beziehungen zu Ludwig II. und der Königsstatue zurückkommt. Nur ein paar, für die Briefschreiberin besonders bezeichnende Stellen seien hervorgehoben: „Wie die schriftstellernde Welt, vorzüglich die schriftstellernde Frauenwelt mich als Opfer braucht, ist amüsant. Ich habe sie stets ruhig faseln lassen und all das Gerede berührt mich nicht weiter als wie dem Alcibiades das Geschwätz, daß seinem Hunde

der Schwanz fehle. Nichts ist mir zu bunt ... Ich gedenke zurückzukehren ... und hoffe auch dann noch wie im vorigen Jahre Freude und Mut da zu haben, die vaterländischen Berge im Sattel zu durchstreifen, denn im freien Texas mit seinem ewigen Frühlingsklima wird der Mensch nicht so leicht seiner Beweglichkeit und seines Mutes bar wie in dem sedaten Europa. Sie können auf dem Dache oder im Zelte hausen, keine Polizei hindert Sie daran — bis Sie Schlechtes tun."

Als mir Elisabeth Ney dies schrieb, war sie 67 Jahre alt! Sie ist nicht mehr nach Europa zurückgekehrt und zehn Jahre später gestorben. Sie ist am 1. Juli 1907 in Austin feierlich bestattet worden. Einmal wird Montgomerys ältester Sohn erwähnt — vielleicht ein Nachkomme der Ney, die in Texas wohl ein lebendigeres Andenken an ihre Persönlichkeit zurückgelassen haben mag als in ihrer deutschen Heimat; ihre meisten und besten Werke stehen aber doch auf deutschem Boden und sprechen für sie, auch wenn ihr Name vergessen werden sollte.



Denkmal König Ludwigs II. von Bayern (Schloß Linderhof)
Aufnahme Hanfstaengl, München

Die Danaiden. Eine griechische Legende von Theodor Birt

Es war in Argos, der alten Griechenstadt. Im Wandelgang der Turnhalle saß der Philosoph mit dem Jüngling, seinem ergebenen Schüler, seitab in der Wandnische. Es war ringsum still; denn die meisten lärmenden Gymnasten waren schon gegangen. „Liebe, Liebe!“ Der Jüngling seufzte schwer. Von Liebe war sein Herz gebrochen. Um seines Mädchens Herz zu bestricken, hatte er alles, auch Zaubermittel, umsonst versucht. Jetzt war er im Tempel der Göttin selbst gewesen, wo das aus Marmor gemeißelte Bild der Aphrodite herrlich stand und still erhaben hinschaute über alles Irdische. Aber auch das Opfer, das er der Göttin brachte, sein Lieblingstaubenpaar, nützte zu nichts. Die Spröde blieb spröde. Nun saß er, die Stirn in den Händen, mit bekümmertem Blick, und auch der Philosoph wußte keinen Rat. Was nützt die sauere Philosophie in der Liebe? Vielmehr befiel auch ihn ein Trauern.

„Unsere Götter sterben,“ begann er melancholisch. „Das ist die Jetztzeit. Seit wir sie in Stein auf die Säulen stellen, haben sie die Seele verloren. Der Stein ist taub. Einst, einst war es anders, zu den Zeiten des Herakles und Diomed, den Zeiten der Offenbarungen, da Zeus selbst, der Kronide, in seiner Herrlichkeit zur Erde niederstieg. Da standen die Tempel noch ohne Bilder als gastlich-offene Zelte und Herbergen für die Götter. Weißt du nicht vom König Danaos und von Hypermestra, der Jungfrau? Ihre uralten Gräber siehst du hier in der Stadt Argos noch heute, und an Hypermestras Schicksal muß ich denken. Denn sie betete nicht umsonst: Aphrodite selbst trat vor sie hin und half ihr wundervoll in ihrer Liebe. Schon Äschylus, der Athener, hat davon ein tragisches Lied gesungen; aber seine Dichtung ist schwer wie das Lastschiff, das unter seiner Fracht zu sinken droht. Wenn ich dir jetzt die alte Mär berichte, wollen wir mit leichterem Ruderschlag fahren. Was ist der Weisheit Ende? Sich selbst vergessen. Die Dichtung kann uns dazu helfen.“

Der Jüngling streckte sich auf die Fliesen, den Ranzen des Philosophen unter seinem Haupt, und er hörte geduldig, und sein pochendes Herz beschwichtigte sich. Denn er lernte, was Größe ist, und wie klein die Irrungen der meisten Sterblichen, die unter der Sonne wandeln.

⁂ ⁂ ⁂

Das schöne Tal des Inachos, hier um Argos bis zur lieblichen Meeresbucht von Nauplia: auch heute prangt es in Ölwäldern, Obstgärten und wogendem Saatfeld. Damals gedieh alles noch zehnfältig üppiger. Es war Frühling. Die Rosse weideten im Wiesengrund. Auf hoher Felsklippe aber stand der Wächter des Königs und spähte seewärts in die Ferne; seine Haare zauste der Wind. Der muntere Roßhirt war zu ihm heraufgekommen zum müßigen Plaudern. Er pries seine edlen Tiere und sein Familienglück mit Weib und Kindern. Der Wächter aber sprach ernst: „Wäre nur das Sterben nicht in der Welt! Noch ist Friede im Land und wir leben sorgenlos wie die Zikade in der Ackerfurche. Aber unser König ist alt, sein Leib ist abgezehrt und müde: Pelasgus, der König, der Götter Liebling und doch kinderlos! Er wird sterben, wer weiß wie bald! Solange er noch hier um Argos und weithin über die Lande herrscht — es sind nun 40 Jahre —, da wagt kein Pirat, kein Räuber sich aus den Bergen heran. Wir wissen nichts von Krieg, und unsere Schwerter sind stumpf geworden. Was aber wird, wenn er tot ist? Mir ahnt: Ares, der Teufel, lauert schon. Der Krieg kommt mit Feuerbrand. Im Traum der letzten Nacht hab' ich des Ares Brüllen gehört.“

Der Roßhirt sprang zutal; er lachte: Träume sind Schäume! Da sah er seine Tiere witternd gegen den Wind stehen, und schon stieß der Wächter in sein Horn, daß es schallte. Auf See hatte er zwei Schiffe erspäht, nicht Fischerboote, auch nicht Kauffahrer, die langsam wie Schildkröten im Wasser gehen. Die Schiffe flogen heran, den Sturm im Segel. Abermals blies der Wächter aufgeregt sein Warnungssignal, daß es ganz Argos und auch Larissa hörte. Larissa, so heißt die Königsburg von Argos. Was wird es geben?

In der Bucht landen sie schon, springen in Hast von der Planke, kommen schon das Tal herauf, ein ganzer Menschenzug, zu Fuß sie alle, wie seltsam! und ohne Waffen. Jetzt stürzen sie sich in die Baumpflanzung und brechen sich Zweige, Ölzweige, die sie hoch in den Händen heben. Das ist Sache

dessen, der Schutz und Hilfe sucht. Und wie sie eilen, als wären sie angstgepeitscht! Die grell buntgestreiften Röcke fliegen im Lauf; es flattern die Haarsträhnen unter den purpurfarbnen Kopfbinden hervor. Lauter unbärtige Gesichter. Sind es Griechen? sind es Barbaren? und was wollen sie? Sie schreien durcheinander; der Wind trägt es her. Am Schluß des Zuges schreitet ein hochgewachsener Held, bärtig und finster, ein Odysseuskopf; dazu ein Dienergefolg mit belasteten Maultieren.

Der Wächter stürzte in die Stadt, durchs Festungstor bis zur Burg, um den König zu finden. Pelasgus schläft, hieß es. „So weckt ihn! Es droht Unheil!" Man weckte ihn. Mit zitternden Händen und Knien trat der Greis aus der Kammertür, im weißen Bart ehrwürdig wie ein Heiliger, die Augen tief, voll Güte und Liebe; denn er war fromm und makellos, und ein märchenhafter Glanz spielte um seine bleichen Locken.

Auf den Marktplatz ließ er sich führen, wo schon das Stadtvolk sich rottete, und weiter vor das Tor ins Freie hinaus. Da nahte der Zug schon der Flüchtigen über dem Ackerfeld. Aus Ägypten waren sie gekommen und wollten Zuflucht, ja, Heimatsrecht.

Zwei Stadtälteste, Myron und Phlegon, stützten den König, rechts und links. Ihre Mienen waren kritisch und streng, ihre Lippen gekniffen. Schreiend machte der Zug vor ihnen halt, fünfzig Gestalten, die die Ölzweige schwenkten, und es klang seltsam, wie Weiberstimmen: „Wehe! Der Feind hinter uns!"

„Der Feind?"

„Sie sollen uns nicht greifen. Wo sind die Altäre, daß wir daran knien! Öffnet uns die Tore, daß Mauer und Hausdach uns schützen!"

„Schützen, vor wem?" Die Stadtältesten knurrten, und ihr Blick war bös. Hochschultrig und steif umstanden sie den König wie zwei Türpfosten aus Granit mit schweren Kapitälen, mit Spitzbart und buschigen Augenbrauen, die Augen wie eingesargt in ihren Höhlen. Ihre Lippen gingen wortlos auf und zu und bewegten sich wie Fischkiemen beim Atmen.

„Schweigt, verstummt und seid stille, meine Töchter," rief da befehlend der fremde Held, der rasch vortrat. Denn die jungen Weiber schrien noch immer. Es war ein starker Mann in Helm und Harnisch, den Dolch im Gürtel; der Helmkamm krönte sein steiles Haupt königlich. „Schweigt endlich! Ich erkenne Pelasgus, und ihr habt eure bessere Heimat gefunden."

Die beiden Türpfosten verzogen ihr steinernes Gesicht zu einem Grinsen, und auch Pelasgus lächelte, als jener fortfuhr und sprach: „Vernimm, König von Argos und ihr stolzen Männer: ich bin Danaos und dies sind meine Töchter."

„Töchter? Diese alle? Wer kann sie zählen?"

„Über die See vom Nilstrom kommen wir. Zu den Ägyptern ward ich einst als Jüngling verschlagen, wo des Amon-Rê Sonnentempel ragen. Da herrscht die Vielweiberei. Ich hielt es mit den Frauen nach dortiger Landessitte. Aber Gott Zeus strafte mich schwer; er gab mir keinen Sohn, er gab mir fünfzig Töchter, die Danaiden."

„Und du suchst Schutz hier?"

„Ägypterfürsten, die zügellosen, stellen den Mädchen nach. Sie lockt die weiße Haut der Griechenschönheit. Aber ich hasse sie. Meine Töchter sind zu gut für den Harem der Barbaren. Über Nacht warfen wir uns in die Schiffe. All meine Güter und Herden gab ich preis. Mit mir bring' ich an Besitz nur das Nötigste." Dabei griff Danaos nach einem Kasten, den er sorglich hütete. Es klirrte darin wie Metall und Eisen. „Wir jagten durchs Meer. Der Sturmwind half uns. Aber sie sind hinter uns, die Verfolger."

Man hatte einen Thron gebracht; darein setzte sich Pelasgus ruhevoll, und er gewann Kraft und reckte das Haupt und sprach milde und in Pausen nach Odem ringend: „Du bist Danaos? So bist du meines Blutes. Wie nennst du deinen Vater?"

„Belos. Er ist tot."

„Deine Mutter?"

„Io. Zeus, der Herr des Himmels, weiß von ihr. Auch sie floh nach Ägypten wie ich selber, und die Barbaren machten sie dort zur Göttin, die sie Isis nennen."

„Es ist richtig. So höre. Ich selbst bin kinderlos, meine Söhne früh auf der Seefahrt verschollen, und der Tod, der alles endet, steht schon hinter mir. Die Götter schicken dich. Sei mir willkommen, auf daß mein Land in dir einen neuen Herrn und Beschützer habe."

Da kam es: „Wir wollen ihn nicht," von rechts und links. Die Stadtältesten hatten endlich die Sprache gefunden. „Dieser Mann lockt uns den Feind ins Land; denn er sprach von Verfolgern. Wir aber wollen den Krieg nicht. Sollen wir unseren Frieden preisgeben für dies hergelaufene Weibervolk?"

Da erhob sich Pelasgus wie emporgeschnellt, und der Glanz um sein Haupt verdoppelte sich: „Wer ist hier König? und

wer war's, der euch den Frieden schuf? Habt ihr mir nicht stets gedankt, gehuldigt und gehorcht durch vierzig Jahre der Glückseligkeit? Über mein Grab hinaus herrscht hier mein letzter Wille. Sink' ich in die Gruft, sei dieser Danaos mein Erbe."

Alles verstummte, alles lauschte und hielt den Atem an. Aus den Gärten und vom Bergeshang hörte man süßes Flöten der Hirten und Schalmeienklang. Im klaren Himmel stand ein Adler: Zeus' Adler; er flog rechts vorüber mit breitem Flügelschlag. Zeus stimmte zu! Da warf Danaos den Helm zu Boden, beugte sich tief voll Dank vor dem Gütigen. Der zog ihn an sich und küßte ihn und sank ermüdet in den Thron zurück. Dann fuhr er fort:

„Ein Heiligtum ist das vererbte Blut, das heiß und ewig sich verjüngend von Geschlecht zu Geschlecht durch unsere Pulse rinnt. Ich erkenne, Danaos, in dir meines Vetters Blut, seine heldische Art und sein Wesen. Aus Zeus' Samen erwuchs einst unser Stamm. Der Herr der Welten gebe dir tausend Enkel aus dem Schoß deiner Töchter. So führt denn die Mädchen zur Stadt hinauf, meine Bürger, daß sie Rast und Ruhe finden in den Familienhäusern. Verstreut bei den Argiverfrauen mögen sie wohnen, solange sich mein Gast und Erbe keinen eigenen Palast gebaut hat. Du aber, Danaos, sei meine Stütze."

Und Danaos führte den Alten stützend durch das Tor zurück; die Stadtältesten verschwanden in der Masse. Die Mädchen waren still geworden. Neugierig standen die Hausfrauen in den Türen, die Spindel drehend oder den Säugling im Arm, und machten große Augen, als der Zug der fremden jungen Weiber durch die Gassen heraufkam. Welch seltsam bunte Tracht! Und in den Kopfbinden trugen sie Ibis- und Flamingofedern! Zwischen den scharlachroten Streifen ihrer Kleider waren Wasserlilien und Lotosblumen gestickt.

Lampito hieß die älteste der Danaiden. Sie blickte hart und herbe; großzügig und von strengem Adel war ihr Angesicht; tiefschwarz ihr brennendes Auge; so auch die Last der Flechten, die sie zu einer Krone hochgerafft trug, als wäre sie die Göttin der Unterwelt. So schritt sie achtlos am Volk vorüber, neben ihr die junge, zärtliche Hypermestra, und die beiden Schwestern liebten sich sehr.

„Fühlst du dich sicher?" raunte Lampito. „Glaube das nicht. Die Fürsten vom Nil kommen, und sie sind kampfunersättlich. Sie werden uns greifen, an den Haaren uns von den Altären reißen, mit Stricken uns binden!"

Hypermestra bebte zusammen in Schauern des Entsetzens: „Ich sah nur einige von ihnen. Sind sie sich alle gleich? Gierig ihr Blick und tierisch ihre Züge und wie aus der Hölle ihre Rabenstimme."

„O lebten wir nicht!" ächzte Lampito. „Warum geschieht kein Wunder? Daß wir in Rauch aufgingen, den niemand greifen kann! Wozu haben wir Schnur und Gürtel? Daß wir uns erhängen. Einerlei, was aus uns wird; aber dir, süßeste Schwester, gönnte ich Glück, und du pflückst hier nur die Blume des Kummers."

Der Tag verging. Die Nacht kam. Die Wirtinnen sahen scheel auf die neuen Hausgenossinnen und schalten: „Nicht einmal einen Webstuhl brachten sie mit, die königlichen Bettelweiber. Hier habt ihr Matten; auf der Erde müßt ihr schlafen." Die Jünglinge der Stadt aber schlichen neugierig um die Häuser: „Fremde Weiber? schön und jung? Wer einen Blick von ihnen erhaschen könnte!" Da hörten sie den trüben Singsang der Unglücklichen:

O welche Pein,
Heimatlos in der Heimat sein!
Ein bittres Los ist's, das uns traf:
Keine Mutter küßt uns in Schlaf,
Verhaßt die Hochzeit, die uns droht.
Zeus, gib uns Tod.
Wenn ich vom Tod als Furie erwache,
Dann nehm' ich Rache.
Wir lernten nur den Haß allein,
Und hart fühl' ich mein Herz wie Stein.
Der Quell bricht aus den Steinen.
O laßt uns weinen!

Kopfschüttelnd liefen die Jünglinge davon und sangen im Nachtwind ihr Straßenlied:

Wir wissen nichts von Gram und Pein,
Sanft wie ein Lamm soll unsre Liebste sein.

Hypermestra lehnte das Ohr an den offenen Fensterspalt und lauschte: „Sanft wie ein Lamm?" und warf sich sehnsüchtig in Lampitos Arme.

Am selben Abend hatte Danaos beim König auf der Burg Larissa gespeist und vom Nilland der Pharaonen und den ägyptischen Fürsten, die sich barbarisch Enkel nannten, erzählt: „An den Mündungen des Nils, da wohnen der flüchtigen Griechen viele. Da hatte auch ich meine Pflanzungen und Herden, auch Büffel und Kamele und mein stolzes Haus. Ägyptische Herren, zwei oder drei Kleinkönige, die da stromaufwärts um das hunderttorige Theben hausen, erspähten neugierig meine Töchter. Die Ägypterfrauen gehen nur verhüllt einher; meine Töchter zeigten frei ihr schönes Griechenantlitz. Da kamen sie alle wie die Hyänen geschlichen. Gelb wie der Neid ist ihre Haut und geschlitzt ihre Augen. Sie forderten meine Töchter und drohten mit den Waffen. Für

ihren Harem, als Sklavinnen ihrer rechten Frauen, sind ihnen meine Töchter gut genug. Ich trotzte. Da zertraten sie meine Felder, fingen und schlachteten mein Vieh: fünfzig Machthaber mit ihren Banden. Was blieb mir anderes als die Flucht? Aber meine Knechte haben den Verhaßten mein Ziel verraten; und sie folgten mir. Morgen schon können sie hier sein! Was kann geschehen?"

Es war, als ob Pelasgus kaum hörte. Er aß nicht; er nippte nur gierig vom Wein, der aus dem Schlauche in die Becher floß. Die Hand im Bart vergraben saß er, blickte auf, als ob sich der Himmel öffnen sollte, und sagte nur: „Die Götter werden helfen! Werde du nur hier im Land ein rechter Landpfleger und Vater meines Volkes."

Seine Stimme klang hohl und fern wie aus dem Grabe. Danaos hörte es mit tiefem Staunen, und sie redeten nichts mehr und saßen nur vertraulich noch lange Hand in Hand.

Am andern Morgen ward Pelasgus von seinen Dienern nicht auf seinem Lager gefunden. Auf dem Marktplatz stand schon das Volk in Gruppen, aber in Todesschweigen. Da hörte Danaos: in der ersten Morgenfrühe sei der König hinaus zu seiner Gruft gewandelt. Dann war er verschwunden. Die Gruft blieb leer. Der Tod hatte ihn nicht berührt; er war entrückt und von Götterhänden wunderbar zu den Inseln der Seligen getragen. Ein Schweigen tiefster Andacht war auf dem weiten Platz.

„Laßt uns hinauswallen, und bringen wir Opfer an der heiligen Stätte, wo er verschwand und die Götter ihn erhöhten," sprach Danaos laut.

„Der Friede, der Friede starb mit ihm," so ging das Murmeln im Volke. „Was wird uns des Danaos neues Königtum bringen?"

Da scholl gellend laut wie ein Angstschrei das Sturmhorn des Wächters. Der Wächter auf dem Turm der Burg wies mit dem Spieß das Tal hinab: „Sie kommen auf ihren Piratenschiffen, die Ägypter." Im Volk wurde das Murren lauter und zum Geschrei: „Was sollen uns die Weiber! Liefert die Dirnen dem Feinde aus. Wir wollen keinen Krieg!"

Danaos aber befahl herrisch und stark die Verteidigung. Schon kamen auch flüchtige Bauern herein mit ihren Ziegenherden. Auf die Stadtmauer traten die jungen Mannschaften in Waffen und Wehr; ihre Zahl war gering, und sie taten es widerwillig. Die Frauen sammelten sich auf den Dächern und spähten dorthin, wo dicke Staubwolken flogen. Auf prächtig geschirrten Rossen oder in Streitwagen kamen die fünfzig Ägypterfürsten in fliegenden weißen Mänteln, mit Pfeil und Bogen, Lanzen und Keulen und tausendköpfiger Streitmacht die Saat zerstampfend daher. Immer näher. Es war Mittag. Da verkrochen sich die Danaiden, als könnte sie schon der Anblick versteinen. Nur Lampito, die Starke, stand hochgewachsen vorn auf der Mauer selbst, dem Feinde sichtbar, mit giftsprühenden Blicken, und streckte ihnen wie die Meduse gräßlich die Zunge. Es war, als hätte sie Schlangen im Haar. Hypermestra, die Zage, stand neben ihr; sie hielt sie gewaltsam umschlungen.

„Sieh nur die Garstigen!" raunte Lampito voll Ekel. „Was sind die Leiber der Menschen? Ein Gehäuse für Tugenden und Laster. Das Gehäuse verrät dir den Inhalt. Das sind mir herrliche Freier mit diesen Nasen, die ihnen so klotzig, plattgedrückt und breit im schmalen Kopfe stehen, die Stirn flach weggebogen wie bei den Pavianen, schmutzig gelb ihre Haut, als hätten sie sich wie die Büffel im Staub gewälzt! Und der Kiefer, der Mund, groß gezerrt, mit den wulstigen Lippen! Soll der Mund dich küssen? Küssen dich, mein Liebling? Nimmermehr. Wüstenjäger, Despoten und Sklavenhändler voll Hohn, Übermut und Gier: man weiß es, den Besiegten hauen sie die Hände ab, und sie verachten unsere Götter. Hier vorne, das ist der Necho, mit dem Kranz von Krokodilzähnen um den Helmrand. So ist der eine, der andere, so sind sie alle. Aber so wahr ich des Danaos Tochter bin, es soll ihnen nicht gelingen."

Hypermestra schloß die Augen; sie zitterte wie ein Segel im Wind und lehnte halb ohnmächtig am starken Arm ihrer Schwester.

Inzwischen war schon der Ägypterherold auf dem Markte der Stadt erschienen und hatte mit Drohungen und Lockungen die laute Stimme erhoben: „Gib deine Töchter, Danaos, und alles ist gut."

Danaos führte den Herold seitab in die geschlossene Halle. Dann trat er, das Schwert schwingend, mit glühenden Augen unter die Menge: „Bürger, wollt ihr kämpfen?"

Phlegon und Myron standen wieder rechts und links vor der Halle wie steife Steinpfosten mit steil gesenkten Armen; ihre Augäpfel wurden groß und größer, und sie öffneten langsam den engen Mund, daß er viereckig wie Wasserspeier klaffte; aus beiden aber kam es dröhnend wie eine Stimme: „Wir wollen nicht. Wir wollen nicht. Liefere sie aus. Liefere sie aus! Wir brauchen deine Töchter nicht, und um sie soll kein Blut fließen."

Dabei huben sie langsam die Schwurhände hoch, als wüchse ihnen ein Balken aus den Flanken. Da entließ Danaos rasch entschlossen den Herold mit den Worten, die er milde und doch gewichtig sprach: „Ich weiche der Übermacht. Es sei. Ich gebe deinen Herren meine Töchter. Aber ich fordere sieben Tage Frist. Am siebenten Tag empfange ich sie als Freier auf meiner Burg, nicht aber zum gesetzlosen Mädchenraub; sondern es sei eine feierliche Hochzeit für alle meine Töchter. Die große Hochzeit wollen wir rüsten nach Griechenart. Die Leiern sollen rauschen, daß einst noch Jahrhunderte davon zu erzählen haben. Gib ferner acht. Ein Felsenberg ragt draußen über der Meeresbucht, zwanzig Stadien von hier. Dort lagert ihr unangefochten und sicher mit eurem Kriegsvolk. Und haltet Frieden, verwüstet das Land nicht, bis zum siebenten Tag. Auch kommt dieser Stadt Argos nicht nahe! Zwanzig Stadien bleibe der Abstand. Das seien die Bedingungen; die sollt ihr beschwören."

So wurde der Pakt geschlossen, beschworen. Die feindlichen Herren, Roß und Mann, verschwanden so rasch, wie sie gekommen. Jubelnd geleitete man Danaos, den neuen König, zur Burg. Nur seine Töchter lagen voll Grauen auf ihrem Angesicht.

Noch sieben Tage des Friedens! So konnte dem Pelasgus jetzt die geziemende Totenfeier gehalten werden. Die Danaiden sangen dazu den Trauerchor; ihre Stimmen klangen schattenhaft düster, grau und voll Neid, voll Neid, daß der Tod sie nicht selbst gerufen.

Wie aber sollten sie die leeren Tage verbringen? In Unrast trieb sie der Schreckgedanke um, und sie konnten in den dumpfen Frauenstuben nicht hocken. In den Königsgärten des Pelasgus schlenderten sie und pflückten für des Vaters Tisch Feigen und anderes frühes Obst aus den Gebüschen und Baumkronen in die weiten Körbe. Länger blieben sie dort als nötig; denn hinter dem Garten sahen sie die schönen Griechenjünglinge, die mit Bällen sprangen und in müßiger Freiheit ihr jauchzendes Spiel trieben. Die schnöden Jünglinge gaben auf die fremden Weiber gar nicht mehr acht; in ihnen aber quoll die Sehnsucht in Seufzern: Wer nimmt den Haß aus unseren Herzen?

So von Abscheu umgetrieben
Soll ich Tag' und Stunden zählen?
Nur die Schönheit kann ich lieben,
Und ich muß es scheu verhehlen.
Nach den Söhnen der Hellenen
Stund im Innersten mein Sehnen,
Und nun kämpft in unsren Seelen
Das Verlangen und das Müssen.
Könnt' ich jene Lippen küssen,
Jenes Jünglings, jenes schlanken,
Der mir hold und gütig schien!
Doch es ranken die Gedanken
Sich umsonst, umsonst-um ihn.

Auch zum Wasserschöpfen gingen die Danaiden, bald diese, bald jene, in kleiner Anzahl vor das Stadttor. Denn alles war friedlich im nächsten Umland, und kein ägyptischer Mann zeigte sich.

Der Platz war schön und einsam, wo sie schöpften, wo noch heute, klar wie Glas, die Quelle aus dem Felsenriß sprudelt, um dann abschüssig in breitem Rinnsal Kühlung hauchend dahinzufließen. Tamarisken sind da, die ihn schützen, Granaten, Zypressen und Silberpappeln, in die sich Rosen ranken und wilder Wein, und es ist seliger Schatten. Und hinter der Felsenwand soll Gott Pan, der Waldgeist, lauern und die Menschen, die zum Schöpfen kommen, erschrecken. Erst meckert er wie ein Bock, dann streckt er den gehörnten Ziegenkopf mit glotzenden Augen hinter dem Felsen hervor und wirft neckisch mit Steinen nach unten. Wer dann Mut behält und solchen Stein ergreift und mit sich nach Hause trägt, dem bringt es Glück, so heißt es, und Kindersegen.

Am dritten Tag war auch Hypermestra mit vier Schwestern zur Quelle gegangen, den leeren Tonkrug auf dem Haupt, morgenschön wie die Lilie des Tals, ihr Haar goldblond gewellt, ihr Gesicht schmal und fein; in den Augen ein träumerisches Sehnen, als blickte man in die blaue Meerestiefe. Der Göttin Hebe glich sie, die die ewige Jugend der Götter bedeutet.

Da war ein Ziegenschrei, Schritte ertönten, Steine rollten. Aber die Steine waren nicht geworfen; nur unter schweren Schritten rollten sie. Die Schwestern rannten gleich vor Schreck davon und ließen die Krüge stehen. Hypermestra aber blieb mit der Neugier des Kindes und als sollte sie ein Wunder erleben. Da wurde sie bleich wie der Tod: Kein Gespenst, Tutmes stand vor ihr, der Ägypter, der Mann mit dem Blick des Luchses, weshalb man ihn auch den Lynkeus nannte, ein dunkler Mensch, schlank und groß, im Leopardenfell. Mit einem Strick band er die Bergziege, die er geraubt und hinter sich her zog, ans Gesträuch und lachte mit seinen mächtigen weißen Zähnen, im Gesicht den gespannten Blick des Raubtieres, das ihm den Namen gab. Er hatte leichtherzig den Pakt gebrochen und streifte auf dem Felsenpfad nahe der Stadt herum, um zu rauben und nach den Bräuten zu spähen.

„Gib mir zu trinken," sagte er barsch in gebrochenem Griechisch; er mischte das Griechisch mit der eigenen Sprache der Nilbewohner, die sie nur zu gut verstand.

Tief goldbraun war seine Haut, doch eine weiche Röte schimmerte darüber; seine Lippen schwellend und jung. In den tiefen Augenhöhlen blitzte das Augenweiß blank wie Schnee und Alabaster, und das schwarze Auge rollte und glomm in dunklem Feuer.

Sie regte sich nicht. „Gib mir zu trinken!" befahl er noch einmal und heftiger. Da gehorchte sie wie eine Sklavin. Sklavinnen sind für den Barbaren die Weiber alle. Als er schlürfend trank (sie hielt ihm den Krug an seine Lippen), fühlte sie seine schwerfingernde Faust auf ihrer Schulter. Aber er riß sie nicht an sich. Er raubte sie nicht. „Schlepp' mir die Ziege ins Lager!" Er hätte so befehlen können. Aber er tat es nicht.

So saßen sie unter dem Laubgewölbe.

„Tochter des Danaos, wie heißest du?" frug er.

„Ich bin Hypermestra," hörte er sie stammeln.

„Du gleichst deinen Schwestern; ihr seid alle gleich schön und alle gleich schwer zu fangen wie die Zebraherde in der Steppe des Mondgebirges. Du aber bist die Schönste und wirst mein. Eine von denen bist du, von denen man sagt, daß schon vor ihrem Blick sich im Garten die Knospen zur Blume öffnen. Hier stehn die Krüge deiner Schwestern. Es ist gut, daß sie davongelaufen."

Sein langes Messer zückte er. Da sank sie in ihre Knie und deckte die Augen mit ihren Händen. Aber er durchstach nur der schwarzen Ziege die Gurgel, trocknete das Messer im Leopardenfell und befahl: „Tauche deine Hand mit mir in das warme Blut. Das sei unser Verlöbnis. So bist du mein."

„Ich hasse dich, hasse dich wie wir alle!" schrie sie aufspringend, am ganzen Leibe bebend. „Denn du bist Räuber wie sie alle und meines Vaters Feind." Ihre Stimme war schrill wie eine Eisenfeile.

„Deines Vaters Feind, aber nicht der deine!"

„Todfeinde seid ihr uns alle," rief sie noch lauter. Ihre Hände waren kalt wie Eis. Aber er hatte lachend schon ihre Hand genommen und tief in das Blut getaucht. Dabei sah sie wieder sein Gebiß, wie es tigerhaft blitzte. Aber sein Lachen klang hell wie Glockenklang. Dann nahm er das geschlachtete Tier, die Bergziege, auf den Rücken und ging ohne Gruß raschen Schrittes davon. Hinter den Erlen war er schon verschwunden.

Sie starrte ihm nach, wusch sich entsetzt die Hände und saß dann lange, lange reglos auf dem Stein, bleich und still wie ein Schnitzbild aus Elfenbein, bis die Schwestern kamen und frugen und frugen. Mochten sie fragen. Sie erzählte den Schwestern nichts. Warum schwieg sie? Sie wußte es nicht. Ihre Zunge war gebunden; sie fühlte ihre Seele wie in der Schlinge. Alle füllten nur wortlos ihre Krüge und gingen heim. Den Göttern Dank, daß Lampito sie liebte! Sie wollte tun, was Lampito tat. Jawohl, das wollte sie.

Danaos rüstete indes das Unerhörte; denn es war, seit Menschen auf Erden zusammen wohnen, wohl noch nicht dagewesen, fünfzig Hochzeiten gleichzeitig königlich auszurichten. Die reichen Schätze, die Pelasgus angesammelt, mußten helfen. Der alte Königsbau auf der Burghöhe Larissa bot nicht Raum genug; die Zimmerleute drängten sich, und das Hämmern scholl von oben durch die Stadt; es wurden rings um den Königsbau, an die hohe Burgmauer gelehnt, fünfzig weite und flach gedeckte Stuben aus festem Holz gebaut, die Hochzeitsgemächer. Blanke Wappenschilde strahlten an den Fronten; mit farbenreichen Wandteppichen und Baldachinen wurde von den Hochzeitsbettbereitern das Innere der Gemächer ausgeziert. Die Teppiche zeigten herrlich belebte Bilder, Jagdtiere und Vögel und abenteuerlich schwimmende Algen und Fische im wogenden Schilf. Dazu vergoldete Schüsseln und Kannen. Woher aber die Pfühle und Kissen nehmen für so viele? Die Polsterer mußten sie schaffen, und von erregter Tätigkeit war so ganz Argos erfüllt.

Die Danaiden hörten das Hämmern; sie sahen alles mit wachsender Angst. Necho, der vornehmste der ägyptischen Freier, kam auf des Danaos Verlangen in die Stadt; denn es galt die fünfzig Bräute unter die Freier geziemend zu verteilen. Die Ägypter dachten zwar, jeder könne sich sein Weib nach Verlangen aus der Menge greifen. Danaos aber wollte es anders. Auf der gewaltigen Haut eines Rindes, das unlängst beim Opfer geschlachtet worden, ließ er die Namen sämtlicher Männer und Mädchen sorglich schreiben: Chadasch, Tahraka, Bagas und Besas, Kybissos und Alkes, Taudmes und Abdal und die anderen. Dazu die der Mädchen: Nelo und Bryke, Glauke, Kleodora und so fort. Danaos nannte sie langsam und Necho wies die Bräute nach rascher Wahl und Gutdünken den Freiern zu. Er lachte dabei: „Wozu die Sorgfalt? Weib ist Weib. Paßt uns die Braut heute nicht, so wechseln wir sie morgen." Danaos lächelte tückisch, um Grimm und Verachtung zu verbergen. Auch des Necho Forderung, sämtliche Weiber vor sich zu sehen, hatte er mit demselben Lächeln gewährt. In den Türrahmen mußten die Mädchen nacheinander treten und

sich in ihrer Schönheit mit entblößtem Antlitz zeigen. Es war wie auf dem Sklavenmarkt, und sie zeigten nicht das freundlichste Gesicht. Necho wählte sich die Lampito. Als er Hypermestra sah, sprach er sie dem Lynkeus zu; denn Lynkeus hatte ihm das Ziegenblut an seiner Hand gezeigt und von der Begegnung am Quell berichtet. „Wozu das Schmollen, ihr dummen Weiber?“ rief Necho. „Wir führen euch zurück aus diesem armseligen Erdenwinkel ins goldene Sonnenland der Pharaonen.“

„In das Land, wo nachts die Hyäne umgeht,“ schrie Lampito, „die Hyäne, die da lacht, wenn sie mordet. Verrucht mein Vater, nein, nein! Verrucht die Stadt, diese Stadt, die die Schutzflehenden verrät und preisgibt.“

Ein mächtiger Blick des Vaters voll Wärme und verborgener List zugleich traf die heldenhafte Tochter; Necho, der Ägypter, aber ging spottend von dannen: ‚Die Hyäne lacht, wenn sie Aas frißt, aber sie mordet nicht, solange sie liebt.‘ So dachte er und die Straußenfedern in seiner Krone flatterten im Wind, wie er davon ritt.

„Hündische Frechheit!“ Seit diesem Auftritt faßte völlige Mutlosigkeit die Mädchen: „Unsere Hoffnungen sind wie die Perlen und unser Leben wie die Perlenschnur; die Schnur zerreißt, und die Perlen rollen in den Staub.“ Der Abend nahte, wo der Hunger im Menschen sich regt; sie aber aßen nichts mehr. Lampito rief, und unter Seufzen und düsteren Gesprächen hockten sie wie ein flugmüder Bienenschwarm, der sterben will, im Gewölbe des Hauses, das am Marktplatz lag. Endlich sprach Lampito voll Gram: „Sind wir einig, Schwestern, ihr Geliebten? Gottes Zorn ist über uns. Zwei Güter gibt es im Leben: Liebe und Tod. Da wir das eine nicht haben, was bleibt uns? Erhängt, erhängt sollen sie uns finden, wenn sie kommen, unsere verzerrten Leichen sie angrinsen voll Hohn. Wer zittert da? Seid ihr verliebt in euer armes Leben? In jedem Haus ist Raum für den Tod. Den Strick her, und wir sind frei! Am Bettpfosten, am Türpfosten, am Balken des Webstuhls, am Hochaltar selbst, einerlei! Wir wissen Hilfe, denn wir sind eines Königs Töchter.“

Hypermestra warf sich in Lampitos Arme und küßte sie. Sie sog den Todesmut aus ihrem Munde. Er floß in sie über. Dann klang es wie ein Weinen, das Todesweinen verlorener Jugend, aus dem Gewölbe:

Schwestern, Schwestern, wozu dies Leben?
Ward es uns nur zum Sterben gegeben?
Nun werden wir des Hades Beute.
Nun werden wir des Todes Bräute.
Warum denn schlang das düstre Grab
Nicht schon als Kindlein uns hinab?
Damals, in den Palmengärten am Nil,
Da trieben wir unser Mädchenspiel
Und faßten uns an unsern Händen,
Und unser Lachen wollte nicht enden,
Und griffen nach Blumen und Sonnenstrahlen
So selig und wußten nichts von Qualen
Und jagten uns mit den Gazellen
Froh wie der Fisch in des Nilstroms Wellen.
Einst aber im Nilschlamm, da sahen wir
Den Leviathan, das Ungetier,
Abbild des Todes, das hingekauert
Mit dem Riesenrachen auf Beute lauert,
Und wieder schlang es und immer wieder
All unsere spielenden Fischlein nieder.
So gähnt er, des Todes Rachen! O Graun,
Lebendig die Hölle offen schaun!

Das Lied erstarb wie ein erlöschendes Licht. Die Nachbarweiber aber hatten es gehört. Sie erlauschten den Plan: „Sie wollen sich erhängen!“ Danaos erfuhr es, gleichzeitig auch die Stadtältesten. Die traten vor Danaos hin und forderten: „Verhindere die Untat, Herr. Sie entehrt die Stadt, und die Fürsten vom Nilland sehen sich betrogen; sie werden sich rächen. Wir aber, du weißt es, wollen keinen Kampf.“

„Ich werde Hilfe wissen,“ sprach Danaos kurz und ging raschen Schritts zu Lampito. Man sah: er ließ einen schweren Kasten zu ihr tragen, darin es klirrte. Waren Ketten darin, die Mädchen in Fesseln zu schlagen? oder Dolche?

Der siebente Tag war da. Es war, als ob das Schicksal über Argos in Wolken hing. Der Tag war glühend schwül, in unbewegter Luft, der Himmel grau verhängt. Schwere Wolken zogen auf und sogen sich am Gebirge fest. Man wagte kaum zu atmen, und namenlos bange Erregung war in allen Seelen der Stadtbewohner. Wie seltsam auch, daß das Wehklagen der Bräute heut völlig verstummt war! Sie waren still geworden und anscheinend, seit des Danaos letztem Zuspruch, nun doch gutwillig zur Hochzeit bereit. Ja, man hörte Lampitos gellendes Lachen.

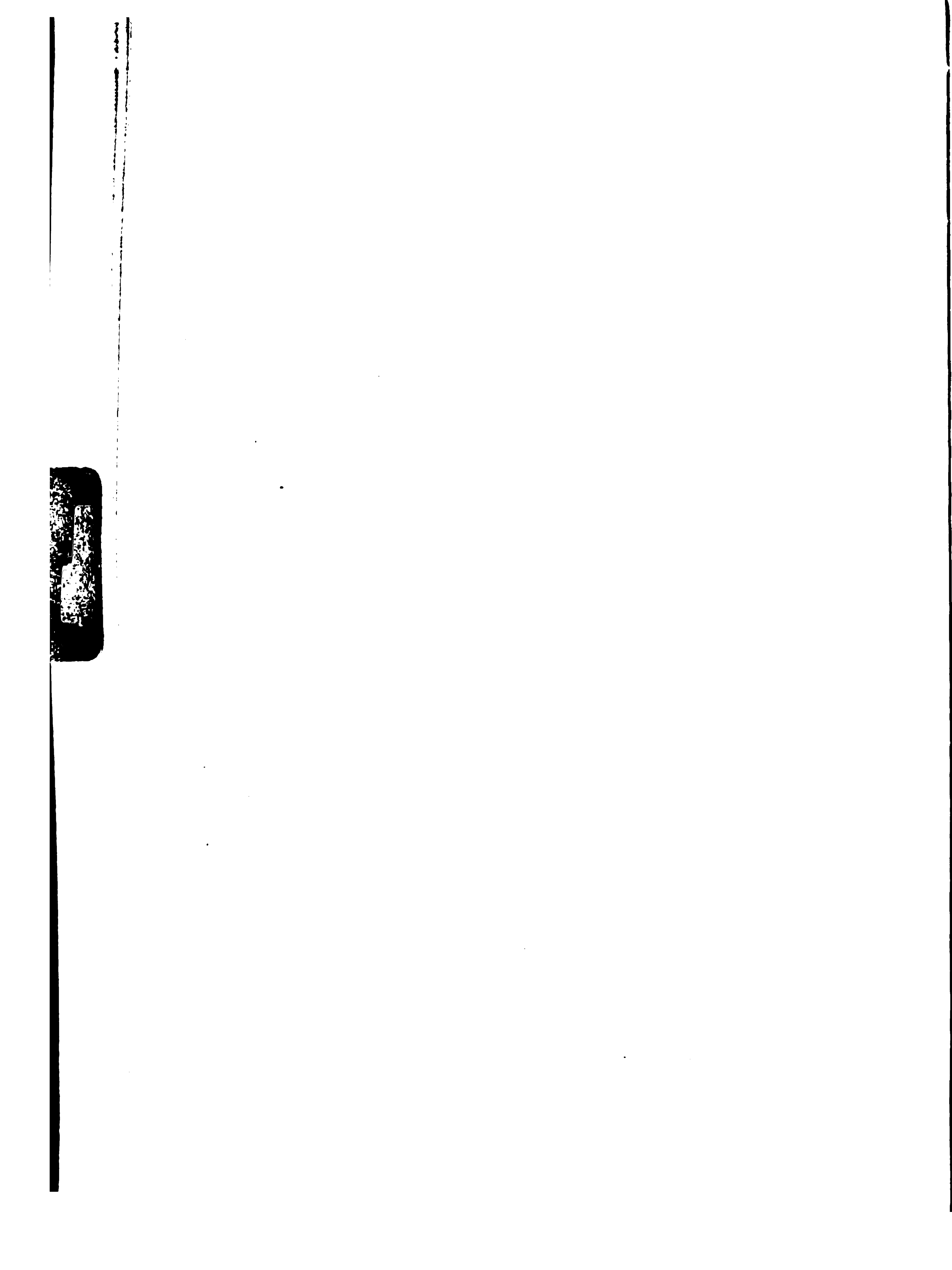
Die Mittagsstunde war vorüber, da sprengte der Zug der Freier heran. Die Diener im Gefolge trugen Standarten und Palmenwedel wie gezackte grüne Fahnen. Tausend gewaffnete Ägypter folgten. Danaos, stattlich und stolz, im fließenden Purpurmantel ohne Helm und Waffen, öffnete ihnen zum festlichen Empfang persönlich das schwere Tor.

„Gib mir den Schlüssel des Tors,“ sagte da Necho gleich. „Im guten Glauben ziehen wir ein und lassen die Kriegshaufen draußen. Aber wer weiß? wenn es zum Zwiste kommt — denn ihr Griechen seid listige Leute —, brauch' ich zur Notwehr meine Truppe und will sie in der Stadt haben.“

„So nimm den Schlüssel, ich gebe ihn



Erwachen. Bildwerk von Hermann Geibel



gern," sagte Danaos mit zweideutigem Lächeln, „denn ich weiß, du wirst, sofern die Götter mit uns sind, von ihm keinen Gebrauch machen."

Alles Volk stand wieder gaffend in den Gassen, als die fremdblütigen Hochzeiter, hochgereckt und lüsternen Blicks im Panther- und Löwenfell, hindurchzogen, Spieße schwingend, lange Messer an den Hüften, die nackten Arme tätowiert mit Sphinxen und geflügelten Drachen, Goldreifen im Haar, auch die Beine nackt, die mit Verachtung den Boden stampften. Frech wie Eroberer warfen sie die Augen um sich, als erwarteten sie Huldigungen. Aber eisiges Schweigen empfing sie. Ihr lautes Geschwätz klang griechischen Ohren wie Gebell und Gekläff einer Hundemeute. Da ging ein Schmunzeln durch ihr Gesicht; denn sie sahen auf dem Dach am Markte die Bräute selbst. Grollten sie nicht mehr? Sie schienen zu winken, zu lächeln. In bunten ägyptischen Kleidern und im Perlenschmuck zeigten sie sich wie einst am Nil, den Schleier zurückgeworfen, streuten Blumen ihren Freiern, und ihre Angesichter strahlten, als seien Göttinnen des Himmels herabgestiegen. Lockend, lockend! Da kam ein Schnalzen des Behagens von den Lippen der Wilden. Lynkeus aber, da er Hypermestra gewahrte, hielt sich nicht; auf einen der Prellsteine sprang er und erstieg so das Dach, steckte ihr eine Granatblüte, die er gegriffen, ins Haar und sagte: „Du drohtest, daß du mich hassest, liebliches Kind? Es kommt die Nacht; da will ich es erproben." Dann sprang er fort. Er sah nicht ihr Erblassen, er sah auch nicht den Hohn in Lampitos Zügen, die die Worte hörte. Gewitterschwüle, fiebernde Erregung schien sie zu durchschauern.

Das Königshaus auf der Burghöhe war aus mächtigen Hausteinen geräumig genug aufgebaut. Der weite, von Granitpfeilern aufgestützte Saal, wo sich die Speisetische drängten, stand nach dem Burghof zu halb offen. Danaos hatte alles wohlvorbereitet. Harfen und Gitarren klangen, und Jünglinge und Mädchen schwangen grüne Laubzweige, als der Vortrunk begann. Behende Knaben reichten ihn; dieselben nahmen den Gästen auch die lästigen Waffen ab, die sie auf Befehl im Saal an die Pfeiler hängten. Am Herdaltar waltete schon der Priester im Lorbeerkranz mit den Opferdienern der Schlachtung all der Wildschweine und Rinder, die da bekränzt in Reihen standen, und die Flamme schlug schon hoch. Der Wein aber wirkte rasch genug; die Barbaren sprangen ungeduldig von den Sitzen, rissen den Opferdienern die Äxte aus den Händen und schlachteten selbst; dann drängten sie sich, als wären sie hier die Herren, voll roher Neugier durch alle Palasträume, und es klang wie ein Geheul des Übermuts, als sie jetzt auch die Hochzeitsgemächer fanden: „Aufgemacht! Wir wollen doch einmal sehen, ob hier drinnen keine List lauert, ob für uns Löwen hier keine Löwenfallen sind." Damit rissen sie die Türen auf — als aus der Höhe ein Donner krachte, ein Ungewitter, mächtig wie Weltuntergang: der Himmel in Nacht; Sturmesrasen; prasselnder Regensturz; lohende Blitze; das ganze Gebirge bebte dem Donner nach. „Zeus zürnt, der der Vater der Menschen und Götter ist!" Ja, Zeus selbst stand mit wehendem Bart hoch sichtbar auf der schwarzen Wolke und zielte mit Krachen. Aber er traf nicht. Die Freier griffen lachend und mit gierigen Fingern nach dem gebratenen Fleisch, das die Diener reichten, und schlangen und aßen, schwangen dreist die Silberschale voll blutrotem Bacchus und tranken dem Zeus selber zu und plärrten mit krächzenden Stimmen:

Wozu das Blasen?
Und das Rasen?
Und ob der Teufel jetzt
Seine Blitze wetzt
Für uns fünfzig Freier
Zur Hochzeitsfeier,
An fünfzig Feuerpfeile
Und Donnerkeile;
Es kocht unser Blut,
Und die Nacht wird gut,
Und heute ist heute.
Wir harren der Bräute.
Weiß sind die Leiber
Eurer Weiber,
Die wir begehren.
Wer will uns wehren?
Hohn aber und Spott,
Ja, Hohn und Spott
Eurem albernen Griechengott!

Sie hatten recht. Der Blitzschlag war blind, und die Hochzeitsgemächer standen nicht in Flammen. Die Wolken wichen. Am klaren Himmel neigte sich die Sonne dem Untergang. Die Hochzeitsnacht nahte; die städtische Jugend stand bereit; ihr Chor sollte sie einsingen; ein fünfzigfältiges Hymenäe! „Wird die Liebe den Haß besiegen, wenn Herzen sich an Herzen schmiegen?" so begannen sie, und das Lied ging weiter:

Die Hoffnung schon beglückt,
Das Glücksverlangen.
Die Bräute stehn geschmückt,
Euch zu umfangen.
Siegreich ist Amors Macht,
Es haben heute
Liebend euch zugelacht
Die stolzen Bräute
Und streuten Blumen euch
Mit weichen Händen,
Sie selbst den Blumen gleich
In Duftverschwenden.

So rufen jubelnd wir
Das Hymenäe.
Hymen, wir huld'gen dir.
Dein Will' geschehe!

„Hymenäe!“ schrie hinterdrein nachäffend die Horde. „Danaos, deine Töchter! Und ob sie keifen und wie die Skorpionen stechen, das ist doppelt schön: wir wollen sie schon bändigen.“

Ihr wüstes Geschrei nahm überhand. Auch die beiden Stadtältesten Myron und Phlegon, die zugegen, verloren ihre Würde und saßen schief und lallend in ihren Armstühlen. Nur Danaos, der König, allein schritt kühl und nüchtern durch die Gruppen und reizte die Freier planvoll und unablässig zum maßlosen Trunk. Eidam hier, Eidam da! „Und ob der letzte Tropfen meines letzten Weinschlauches draufgeht: werft den Kopf in den Nacken und schlürft die Neige; das Gefälle in eurer Kehle ist gut.“ Die Kerle stießen sich mit den Füßen und umarmten sich wieder, brüllten sich an und küßten sich; sie küßten auch gnädig den Danaos selber, der alles so üppig gab, und taumelten durch die Pfützen, daß das Naß an ihren Beinen hochspritzte. Waren es Blutlachen? Nein, es waren nur Lachen blutroten Weines.

Wo aber sind die Bräute? die Bräute?

Die Nacht war da. Hesperus, der Liebesstern, der Stern Aphroditens, blinkte schon golden aus seliger Höhe. Danaos hob zu dem Stern die Hände, und Triumph stand in seinen Zügen. Was dachte er?

Die taumelnden Männer ließ er in die Ehegemächer führen; schwer berauscht warfen die sich gleich auf das Lager. Einige hatten noch ihr Schwert gerafft, das sie dann sinnlos in den Winkel warfen. In den Gemächern brannten die Lampen und warfen ihr Licht auf die königliche Pracht der Teppiche und Girlanden. Myrrhen duftete im Kohlenbecken. Da nahten sie sich endlich, die fünfzig Königstöchter. Von den Matronen der Stadt wurden sie in ihrem Brautschmuck feierlich in die Gemächer geführt, um sich dem Gatten darzustellen, Lampito zum Necho, Kleodora zum Abdal, und so fortschreitend von Gemach zu Gemach; so auch zum Lynkeus Hypermestra. Mit goldgeschmiedeten Halsketten und Ohrgehängen waren alle Bräute köstlich geschmückt, aber ihr Antlitz noch tief verschleiert. Die Matronen riefen im Gebet Aphrodite und alle Götter an und sprachen nach dem Herkommen geziemende gute Wünsche; dann gingen sie. Die Bräute setzten sich ans Bett zu den Männern, und die Türen schlossen sich. Sie waren allein.

Auf der Burg verstummten sofort alle Gesänge und Lautenspiel und Flöten; die Fackeln erloschen im Saal und auf dem Hofe, um den die Fledermäuse flatterten, und abgrundtief geheimnisvolle Stille atmete die Nacht. Es war so still, daß man das Schwirren der Flügel des Kauzes zu hören glaubte. Dann heulte ein Hund den Mond an; der Kauz schnarchte und tat einen hohlen Schrei. War es ein Mordschrei?

Danaos aber ließ Wachen stellen, daß niemand sich den Brautgemächern nähere noch an den Wänden lausche. Auch Zeus im Himmel selber schlief, und kein Donnerkeil fiel hernieder, um die Liebesfreuden der Zeusverächter zu stören. Als aber der Morgen kam, erscholl Geschrei. Entsetzen! Die Dienerschaft schrie, die die Türen öffnete. Was sie sahen, war gräßlich, zum Erstarren. Todesbleich, die Haare gelöst, stürzten aus den Türen sie selbst, die Danaiden, heraus mit blutigen Dolchen, Lampito voran. Sie schleuderte des Necho abgehauenes Haupt dem Vater vor die Füße. Sie hatten ihre Gatten, da sie schliefen im Rausch, mit dem Dolch erstochen, sie alle. Die Leichen lagen, aus dem Bett geschleudert, am Boden.

Danaos hatte seinen Töchtern, da sie trachteten sich zu erhängen, im klirrenden Kasten die Dolche gebracht. „Wozu sterben?“ so sprach er, „wo ihr töten könnt? Und wozu sonst wäre die Hochzeit? Der Feind geht in die Falle. An euch ist es, mein Werk zu vollenden, und die nächste Nacht soll davon wissen.“ Auch das Lächeln befahl er ihnen und das Blumenstreuen. Mit Eid und Schwur hatten alle Schwestern sich zur Tat vereint. Das war eine Bluthochzeit, wie die Menschheit sie nicht noch einmal erlebt. Der Liebesstern täuschte; der Hymenäeruf war zur Lästerung, das Brautgemach zur Leichenkammer geworden.

Die Siegerinnen umstanden jetzt erschlafft und aschfahl vor Erregung ihren Vater. Sie rochen noch das Blut, der Frost der Sünde ging durch ihre Glieder, und selbst Lampitos Knie wankten. Danaos sah es mit Sorgen, aber sein Geist war voll Zuversicht. Was geschehen, lag hinter ihm; es war Notwendigkeit; der große Rettungsplan war gelungen, und schon drang durch die ganze Stadt die Kunde, und aus tiefem Schlaf aufgeschreckt, kamen Myron und Phlegon gewandelt. Die Volksmenge drängte nach zur Burg, und mit unermeßlichem Getön huldigte alles dem Heldengeschlecht, dem Könige und seinen Töchtern. Die Stadt war befreit und aller Sorgen ledig: „Werft die Toten über die Mauer aufs Ackerfeld. Mögen die Hunde sie fressen oder die Ägyptermannschaft draußen ihnen die Gruben graben!“

Aber auch von der Ägyptermannschaft, die vor dem Tore lagerte und nach gutem Trunk unter ihren Fellen und Schilden sorglos geschlafen hatte, drang schon das Wehgeheul zum Himmel empor; es rollte wie schäumende Brandung gegen die Mauer und wollte nicht enden. Dann ging das Fragen um: „Wo ist nun unsere Beute? Sollen wir so führerlos, herrenlos Rache üben oder flüchtig aufs Meer zurück? Und wer wird uns den Weg weisen?"

Als man aber die Leichen zählte, fehlte einer. Lynkeus war nicht unter den Gemordeten. Man suchte. Aus ihrem Gemach zog man da Hypermestra hervor, und sie stand, wortlos unter Tränen erschauernd, aber aufrecht vor dem Vater. Sie trug noch die Granatblüte im Haar. Der Vater donnerte sie an: „Wo ist Lynkeus?"

„Geflohen!"

„Wer half ihm zur Flucht?"

„Ich, ich. Er sollte nicht sterben. Ich habe den Schwur gebrochen. Mein Messer versagte, und ich liebe ihn."

„In den Kerker mit ihr!" schrien da Myron und Phlegon einhellig. Ihr starrer Mund öffnete sich weit, und die Steinpfosten, die sie bisher gewesen, waren wie ein Mastbaum im Sturm; „Landesverrat ist's, den Feind zu retten. Die Truppe wird dieser Lynkeus um sich sammeln und zum Kampf andringen, Rache üben, die Dirne sich rauben wollen mit Gewalt."

Danaos gebot Schweigen. Sein Herz war nicht ohne väterliche Zärtlichkeit für sein Kind, aus dessen Angesicht die helle Unschuld sprach. Aber das Königsamt gebot Strenge, und er entschied: „Verliebt oder feige, einerlei! Du hast dem Feind geholfen. Es geschehe, was diese Männer fordern. Was aus dir wird? Die Richter ruf' ich. Das Volksgericht soll entscheiden. Aber erzähle, berichte endlich, was geschehen."

Hypermestra blieb stumm, und ihr Blick ging wie erdentrückt in seliger Verklärung in die Runde. Dann stürzte sie sich auf Lampito und sagte schluchzend: „Nur dir, nur dir mag ich es erzählen."

Aber Lampitos Wesen war verwandelt, gebrochen. „Berühre mich nicht," stöhnte sie abgewandt, „denn ich bin besudelt von meiner Hände Werk. Pflicht der Notwehr war, was ich tat. Aber der Mann, den ich schlachtete: ich höre noch sein Röcheln und seine verglasten Katzenaugen starren mich an, noch immer. Ich habe seine Umarmungen geduldet, seine viehischen Küsse erwidert, bis der Schlaf ihn endlich in Fesseln schlug und ich ihm das Messer in die Weichen trieb. Nicht genug! War es Rausch der Wut? Kraftwonne? Triumphgefühl? Sein Schwert lag im Winkel, seine Augen standen noch offen im Kopf, sie glühten noch. In das dicke Wollhaar griff ich ihm und hieb ihm das Haupt vom Rumpfe. Was nun? Und ob hundert Priester mich entsündigen, in Weihwasser meinen Leib baden: aussätzig bin ich, aussätzig wir alle. Freue du dich, daß du sterben sollst; mein Fluch ist zu leben."

Ein niedriger Grabbau aus uralten Zeiten befand sich neben dem Königsbau, eng und lichtlos; man sagte, Gespenster gingen darin um. In dem Kerker lag Hypermestra auf dürftigem Fell in öder Einsamkeit. Man hatte sie von Lampito weggerissen. Da lag sie und weinte um die Schwester, sie weinte bitterlich um ihr eigenes Los. Ihr hochzeitliches Prachtgewand floß noch an ihr nieder. Sie befühlte es, und ihre Gedanken jagten selig unselig zurück zu dem Erlebnis dieser Nacht. Sie erlebte alles noch einmal.

Das Messer in den Gewandfalten, so war sie zu Lynkeus ins Brautgemach getreten. „Enthülle dein Antlitz," befahl er gleich. Weinglühend war er, doch bei klaren Sinnen. Und sie gehorchte. „Sieh da! Du trägst noch meine Blume im Haar? Ich wußte es, du kannst nicht hassen." Damit zog er sie zu sich nieder. Verbotene Wonne überkam sie, aber sie stemmte sich weg und fragte nur: „Du bist gut und nicht wie die andern deines Volkes?" — „Wer sagt dir das?" gab er lachend zurück. „Meine Mutter war Griechin; aber was liegt daran?"

Sollten ihr die Sinne vergehn? Sie fühlte schon seine brennenden Lippen auf den ihren. Da riß sie sich los und stand auf ihren Füßen. Er aber sank schwer auf den Pfühl zurück, und der Schlaf schien ihn zu übermannen. Doch aber sprach er noch im Traume, und sie hörte die Worte: „Hier ist Schatten. Gehorche mir. Der Brunnen rauscht. Ich will trinken. Und sieh, das Tier ist geschlachtet. Tauch' die Hand in das Blut, in das Blut mit mir, sag' ich."

Welche Worte! Gewiß, ihre Hand war schon einmal blutig, damals als sie ihm den Trunk gereicht. Wehrlos lag er vor ihr; wie stark die Glieder, welch heller Geist in den männlichderben Zügen! Das Herz schlug ihr bis in den Hals. Jetzt mußte sie handeln. Zitternd zog sie den Dolch und prüfte, über ihr Schlachtopfer gebeugt, die Schärfe der Klinge. Seine Kehle lag bloß. Stoß zu! Wer sprach da? War es Lampitos Geist? Stoß zu! Unmöglich. Stoß zu! Nie, nie! Da war es entschieden, die Waffe fiel, und mit einem Schrei hing sie an seinem Halse.

Da setzte er sich aufrecht und schalt: „Was

störst du mich, Närrin? Aber es sei. Es ist ja Brautnacht. So laß uns plaudern. Weißt du es, wo ich dich zuerst gesehen? Auf dem Nil war's. In der Ruderbarke sah ich euch Griechenweiber einst bei Kanobus fahren. Es war windstill, die Strömung gelinde, und ihr glittet dahin wie wogende Wassergeister, die in der Sonnenglut aus dem Grund auftauchen, die Augen blank wie Eidechsen, aber die gefährlich sind wie die Schlangen. Warum tragt ihr das Gesicht nicht verhüllt wie unsere Ägypterinnen, ihr schönen Hexen? Vorn und hoch aber saßest du in der Barke für dich allein, die Kette von bunten Steinen im Haar, und sangst liebliche Töne, wie die Kinder sie singen, die schmalen Hände um die Knie gefaltet. Ich hielt mein Boot an, aber du merktest mich nicht. Ja, soll ich sprechen, wie die Dichter sprechen? So war es: der Lotos neigte sich vor dir; die Flamingos standen ehrfürchtig in Reihen und erröteten tiefer in ihrem Gefieder, und das trübe Stromwasser wurde licht, wenn es dich spiegelte; denn unter dem Sonnenschirm, der über dir stand, leuchtetest du, als wärst du die Tochter der Sonne selbst. Aber das ist Geschwätz. Du bist wie ich bin, Blut zu meinem Blut, Bein zu meinem Bein, und ich halte dich in Händen."

Was war da? Sie sprang plötzlich zur Tür und lauschte. Die furchtbare Erinnerung kam ihr wieder. Hatte sie das Signal der Schwestern gehört? „Steh' auf, steh' auf!" rief sie außer sich. „Rette dich und forsche nicht. Der Mord geht um, fünfzig Dolche, und es ist schon geschehen. Meines Vaters Werk. Ermordet, tot alle Hochzeiter, alle deine Genossen. Aber du nicht! Du lebst. Auch ich sollte dich umbringen. Ich beschwor es, und die Götter hörten meinen Schwur; aber die Götter sind gnädig; dein, dein bin ich; du hast mich entwaffnet, und sie werden helfen, daß wir uns wiederfinden. Eile! Was zauderst du? Durch die dunkelen Gassen eile zum Tor. Jetzt mußt du mir gehorchen. Welch gnädige Fügung! Den Torschlüssel hat mein Vater weggegeben, und das Stadttor blieb offen und unverschlossen. Du kannst hindurch in die Freiheit. Hinaus!"

Sie überdachte alles tausendmal. Schleichend war er davon. Jawohl, und das Tor war offen. Er war gerettet. Sie zweifelte nicht.

Und sie selbst? Wie kurz die Wonne! wie rasch die Trennung! und woher dies Frohlocken? Warum haßte sie nicht? woher die Schwäche, daß ihr die Waffe entfiel, daß sie ihn retten mußte, daß sie um ihn bangte wie um sich selber? Sie fühlte noch seine Nähe mit Wonneschauern, und ihre Seele streckte ihre Arme nach ihm.

Umsonst! Würde er wiederkehren? Sie glaubte es nicht mehr. Und wenn er käme, er käme als Feind, als Rächer. O grausames Leben! Nun war sie die Verlassene, und ihrer harrte die Strafe, das Gericht, der Tod. Finsternis um sie her. Angstschweiß übergoß sie, und nach Hilfe schmachtend streckte sie endlich die Hände und flehte lautlos unter Tränen: „Was bin ich? Ich bin zu klein für euch, ihr Götter droben. O sähest du mich, sähest du mich, du Himmlische, zu der die rufen, die da Not leiden, weil sie in Liebe sind. Sieh her, Aphrodite! So soll es enden?"

Da erschrak sie. Regten sich Gespenster? Sie hörte ein Rauschen über sich, Lichtfülle umströmte sie, als dränge der goldene Morgen in ihr Verlies, und der enge Kerker fuhr auseinander, das Gitter brach, die Türen sprangen auf; ein Klingen wie Taubengirren war in den Lüften, und eine hohe Frau stand neben ihr. Die sprach: „Fasse Mut!", führte sie an ihrer Hand hinaus in den hellen Tag, stellte sie mitten unter die Menge des Volkes und war verschwunden.

Mit gelöstem Haar, verwirrt und staunend und wie verzaubert stand sie da, und ihre Pulse gingen schneller. Da sah sie rings um sich, was ihr drohte; sie sah in langen Reihen die Stadtältesten und hundert Gemeinderichter und König Danaos, ihren Vater, der nicht mehr streng, nein, voll Kummer auf sie blickte, und Lampito und alle anderen Schwestern, die Danaiden, die man als Zeuginnen berufen, aber deren Blick so starr und düster war, als witterten sie des Schicksals Nähe. Und sie hörte das Volk, wie es schrie: „Da ist sie, die Verräterin, die wir richten wollen. Sie stellt sich ungerufen vor die Schranken!" Und die Schergen banden sie schon mit Stricken, und die Richter sprachen schon ihr „schuldig", und auch die Stadtältesten öffneten ihren steinernen Mund, und es töntelauter und lauter: Sie soll sterben!"

Sterben? Sie wußte nicht, wie ihr geschah, aber sie lächelte nur und streckte sich hoch in Todesmut. Die Liebe kennt keine Reue. Da ging ein Schlag durch alle Herzen, und in unermeßlicher Blendung stand die Göttin selbst, Aphrodite, von weißen Schwänen getragen, allen sichtbar, auf lichtglühender Wolke, holdselig in Himmelsglorien, den Sternenkranz im Haar, von Rosenduft umwogt, und die Lüfte zitterten unter ihrem Strahlenblick, und alles stürzte auf sein Angesicht. Nur Hypermestra erhob flehend die Hände: sie erkannte die Frau.

die sie befreit, und sie neigte nur anbetend das Haupt, daß ihr gelöstes Haar ihr über Brust und Antlitz strömte. Und siehe, Aphrodite hob die Götterstimme und sprach machtvoll und doch mild zugleich, wie ein Schall aus hundert Harfen: „Nicht sterben, sag' ich. Dies Erdenweib soll leben und glücklich sein wie wenig Erdenweiber. Wo ist Lynkeus?"

Da kam schon, wie von Gott gerufen, Lynkeus selbst. Waffenlos kam er und unkriegerisch und rief nur des geliebten Weibes Namen; denn er hatte von ihrem Los gehört, und was sie litt, wollte er mit ihr leiden. Und die Göttin trat gleitend aus der Wolke nieder und legte ihre Hände zusammen und sprach machtvoller noch als zuvor: „Der Haß ist der Werkmeister des Todes, die Liebe ist das Leben, und sie ist so jung und so alt wie die Ewigkeit. Ich bin die Liebe und hasse den Haß. Erkennet mich endlich, die da Welten aufbaut und Blumen aus den Gezweigen und Sterne aus dem Chaos lockt und Herzen an Herzen bindet, millionenfach von Geschlecht zu Geschlecht, auf daß das Glück nicht sterbe auf dieser trüben Erdenwelt. Dies junge Weib weiß von mir, und sie ist mir teuer; denn sie hat mich verherrlicht. So ist dies mein Schluß und Wille: Lynkeus, der Fremdling, dieses Weibes Gatte, er werde hier heimisch, ein treuer Sohn eurer Stadt, ihm selbst zum Heil und auch zum Ruhme, und Friede sei mit euch, solang' ihr mich ehrt."

Das Wort verklang, und alle Knienden erhoben sich freudig; nur die Danaiden, die Schwestern, blieben liegen auf ihrem Angesicht, und Lampito schrie qualvoll: „Und wir, und wir?"

Da war es wie rollendes Gewitter, als die Göttin wieder in ihre Wolke trat und in Jähzorn gebot: „Verwandelt euch, ihr Unseligen, die ihr das heilige Amt der Braut geschändet. Flieget auf! Zu Geiern sollt ihr werden. Werft euch als Geier auf die Gatten, die ihr erstochen, um euch an ihren Leichen zu sättigen!"

Da regten sie schon alle ihre breiten Flügel und stiegen auf, die Danaiden, ein unheimliches Geschwader, die Sonne selbst verschattend, um das Aas zu suchen, und die Schwäne schmiegten sich in Scheu enger und zärtlicher an die himmlische Gestalt der Göttin.

Hypermestra aber stürzte in ihre Knie und flehte inbrünstig: „O Erhabene, nicht also! Und ob sie frevelten, ich liebe sie, die meine Schwestern und Gespielen waren. Sind sie nicht mehr als ich in meiner Schwäche? Sie waren groß in ihrem Zorn, und wenn die Menschen mich längst vergessen, wird man von ihrer Großtat reden. Denn wo die Liebe zur Schmach wird, hat der Haß sein Recht."

Da lächelte Aphrodite und ihr Groll verflog. Die Geier senkten sich aus der Höhe, und die Schwestern standen wieder da, wie sie gewesen, bleich und entgeistert wie Auferstandene, und Aphrodite sah es voll Mitleid und sprach abermals zu ihnen: „So ertragt dieses Leben. Denn ich kann euer Los nicht wenden. Wie Rachegeister werden die Toten euch verfolgen, nie werdet ihr euch vermählen und eure Seelen trieblos und ewig leer sein, wie das Faß ohne Boden, in das man unerschöpflich vergebens schöpft. Ich habe mein Werk getan, und der Himmel ruft mich."

Und sie entschwand; die Hälse liebkosend an die Göttin schmiegend, trugen die Schwäne sie empor in die unsichtbare Unendlichkeit. Und alles betete an, und Danaos umfing das junge Paar in seinen Armen, und das Glück war mit ihnen bis an ihr spätes Lebensende.

Hypermestra war liebreich zu ihren düsteren Schwestern, und die Danaiden fühlten es mit Dank. Auch die Stadt Argos hörte nicht auf, sie als Heldinnen zu ehren, die, das Grauen überwindend, die eigene Ehre und die Stadt vor dem Feind gerettet. Aber sie blieben, wie sie waren, und spannen rastlos, traurig und stolz den grauen Faden ihres Lebens. Sie begruben die ermordeten Gatten sorglich und wälzten Steine auf die Gräber und dickes Dorngestrüpp. Aber die Gespenster der Toten stiegen trotzdem aus der Tiefe und ließen sie nicht los und zeigten ihre Wunden, und der Hauch der Verwesung war um ihnen und der Geruch des Mordes.

Als sie starben, fanden sie im Reich der Toten den Lethestrom, den Strom des seligen Vergessens, der unnahbar tief in Abgründen fließt, und sie nahmen die Krüge — so geht die Sage — die der Totengott ihnen reichte, und senkten an Stricken die Gefäße hinab und suchten voll Gier aus dem Strom Vergessenheit zu schöpfen, endlich einen Tropfen Vergessenheit! Aber auch die Krüge waren ohne Boden und leck wie ihre Seelen, und sie schöpften und werden schöpfen vergebens in Ewigkeit; und alle flatternden Schatten im Orkus lauschen noch heut, wenn die Danaiden ermüdet rasten und durch die Nacht der Nächte das Lied ihrer Klage schallt:

Wer die Liebe nicht gefunden,
Ist verworfen vor der Gottheit,
Und er trägt den Tod im Herzen,
Und die Hölle lebt in ihm.
Unser ist das tiefe Trauern,
Aber nicht der Neid ist unser.
Selig, selig, wer die Liebe,
Selig, wen die Liebe fand.

Der Knabe

Ein Gedicht von Karla Höcker

Die andern wußten, daß er sterben würde,
Und trugen schwer, wie an zu schwerer Bürde,
An diesem Wissen, ohne zu begreifen.
Sie sahn ihn blühn, und fürchteten sein Blühn,
Aus Angst, er könnte darum schneller reifen
In seinen Tod.

Doch dieses Schicksal, das ihn nie verließ,
War seine Schönheit. Das erst Leben hieß
Jenseits der Kindheit und des Traumes,
Das fremde Leben, das er nie erreichte,
Das gab ihm jenes Liebliche und Leichte,
Den Sternen ähnlich und dem Duft des Baumes.

In manchen Nächten mahnte sie der Tod
Und sprach von seinem Recht. Dann saßen sie
Verstört und schweigend um das kleine Lager,
Grau die Gesichter, grau die schweren Seelen.
Die Stunden gingen wie in Eisen hart.
Die Mutter hielt das Licht in kalten Händen,
Und ihre Augen starrten auf ihn hin:
Den Tod.
Der Knabe aber hob am andern Morgen
Strahlend das schöne Haupt, und wie vom Siege
Kam er zurück aus seinem blauen Traum.
Dann schwiegen alle andern um ihn her,
Und wichen scheu, wie vor dem Wunderbaren,
Vor seiner jungen Herrlichkeit zurück.
In dieser Stille, die ihn einsam machte,
Wuchs er seltsam behütet auf,
Wie eine Blume..

Doch manche Tage rissen ihn
Aus dieser Stille, die kein Wesen trübte.
Er ging gebeugt, das heitere Gesicht
Entstellt von Fremdheit, und begriff doch nicht,
Warum er so voll tiefer Schwermut war.

In dieser Welt, der schönen, die er liebte!
Dann fing das Sterben an in seinem Haar,
Und drohte schon aus seinen Augen,
An solchen Tagen.

Sein Leben, das ihm nach und nach entglitt,
Erstrahlte längst in anderen Gestalten.
In Glut und Weite war es festgehalten
Und klang auf vielen fremden Straßen mit.
Wenn er so lag und schweigend sich belauschte,
Dann fühlte er, wie es am Meere rauschte,
Wie ferne Sonne süß in Wildnis sah,
Und wußte, daß er längst sein Leben tauschte
Mit all dem Wunderbaren, das geschah.

Und als der Tod dann kam, um ihn zu nehmen,
Da war er längst verwelkt und fortgeweht
Und neu gesät. Der Tod kam viel zu spät,
Und ohne Sinn, und konnte sich nur schämen,
Als er die müde Fackel niederstieß,
Die längst nicht mehr nach diesem Knaben hieß.

Nachklang im Frühling

Der dunkle Tau des Frühlings sinkt hernieder,
Und leise atmen braune Erdenlieder
Wie langverhaltne Tränen zu ihm auf.

Gefühl der Nähe taucht aus seinem Schweigen:
Sind nicht die Sterne, die im Abend steigen,
Tönend verwoben mit der Toten Lauf?

O Frühling im Gewölk, in Wald und Steinen,
Daß alle Dinge überströmend scheinen
Von Seele, die dein Atem ihnen gibt!

Ein Glück klingt auf in unsres Weinens Ferne,
Betaut von Ahnung schauen wir die Sterne,
Als ob ihr weißer Traum uns wiederliebt.

Franz von Schober, der Dichter-Freund Schuberts und Liszts

Von Georg Richard Kruse



Unter den Dichtern, zu deren Liedern Schubert seine unsterblichen Melodien schrieb, stehen am meisten die im Schatten, die neben ihm lebten, ihm befreundet waren und ihn mit ihren Poesien zu neuen Tonschöpfungen anregten, über die man sie selbst vergessen hat. Die interessanteste Gestalt aus diesem Kreise, Franz v. Schober, hat Bartsch in seinem „Schwammerl" mit in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, und im „Dreimäderlhaus" ist er als der glückliche Nebenbuhler Schuberts — der er in Wirklichkeit gar nicht war — auch als Bühnenheld lebendig geworden. Es ist aber ein falsches Bild, das man da von ihm empfängt, denn man sieht nicht das geistige Band, das die Freunde zusammenhielt, erfährt nichts von dem idealen Streben und dem gemeinsamen Schaffen beider. Hat doch Schubert ein paar Dutzend Lieder und eine Oper von Schober komponiert und hing ihm bis zur letzten Lebensstunde in treuer Freundschaft an.

Geboren wurde Schober am 17. Mai 1796 in Süd-Schweden, unweit Malmö, auf dem schönen Edelsitz Torup, dessen Geschichte bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht. Der Vater, der hier seit 1784 Güterdirektor war und dessen Andenken durch eine Gedenktafel in

> Bygd 1789 under tillsyn af
> Fr. Schober från Wien
> Freund

einem der mächtigen und prächtigen Wirtschaftsgebäude festgehalten wird, erhielt 1801 von Österreich, seinem Heimatlande, den Adel und starb im nächsten Jahr. Nach seinem Tode zog die Mutter, eine geborene Derffel, zunächst nach Altona, wo der Knabe Franz noch Klopstock und Matthias Claudius kennen lernte, kehrte aber mit den beiden Töchtern bald in ihre Heimat nach Wien zurück. Franz kam, um die deutsche Sprache zu erlernen, in die Salzmannsche Erziehungsanstalt Schnepfenthal bei Gotha zu seinem älteren Bruder Axel. Von 1806 bis 1813 besuchte er das Gymnasium zu Kremsmünster und bezog dann die Universität in Wien, wo er „nach langem Studium der Philosophie zu dem der Poesie und Kunst" überging, wie er seinem Gedicht „Mondaufgang" als Vorbemerkung beigefügt hat.

An den rauschenden Festlichkeiten des Wiener Kongresses durfte der junge, lebenslustige Student in aller Zwanglosigkeit teil-



Der Hochzeitbraten. Unbezeichneter Stich nach Moritz von Schwind. 1829
Im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien

nehmen, da er durch seinen Bruder Axel, der Oberleutnant des Husarenregiments König Friedrich Wilhelm und Adjutant des Königs von Preußen war, überall Zutritt erhielt. Wichtiger freilich wurde dieses Jahr 1815 für ihn dadurch, daß er durch Josef v. Spaun, der vom Konvikt her mit Schubert befreundet war, Lieder von diesem kennen lernte und mit ihm persönlich bekannt gemacht wurde.

Rasch entwickelte sich eine warme Freundschaft zwischen dem weltmännischen, aristokratischen Kunstenthusiasten und dem ein Jahr jüngeren, armen Schulgehilfen Schubert, die dazu führte, daß dieser im Hause von Schobers Mutter Aufnahme fand und das Zimmer des Freundes teilte. Aus dieser Frühzeit schon stammen die Vertonungen der Schoberschen Gedichte „Genügsamkeit", „Trost im Liede", und der beiden allbekannten: „Pax vobiscum" und „An die Musik".



Bildnis Franz v. Schobers
Im Hintergrunde Schloß Torup in Schweden, die Geburtsstätte Schobers. Gemälde von Leopold Kupelwieser, Wien, Städtische Sammlungen

Zu welcher Innigkeit die Zuneigung zwischen beiden gediehen war, bezeugt das Lied eigener Dichtung von Schubert „Abschied", das er am 24. August 1817 Schober ins Stammbuch schrieb, als dieser eine Reise nach Schweden antrat. Bald danach konnte Schubert die Last der Schulmeisterei abwerfen, freilich nur um eine andere — die des Musikunterrichts — auf sich zu nehmen. Immerhin war er freier, und den nächsten Sommer verbringt er auf dem Gute Zelez in Ungarn als Lehrer der Töchter des Grafen Esterhazy. Von hier aus schreibt er dem heimgekehrten Freunde nach Wien am 8. September 1818:

„Lieber Schobert! Ich sehe schon, es bleibt bei dieser Namensverwandlung. Also, lieber Schobert, Dein Brief war mir vom Anfang bis zum Ende sehr lieb und kostbar, besonders aber das letzte Blatt. Ja ja, das letzte Blatt setzte mich in volles Entzücken, Du bist ein göttlicher Kerl (versteht sich im schwedischen) und glaub es mir, Freund, Du wirst nicht unterliegen, denn Dein Sinn für die Kunst ist der reinste, wahrste, den man sich denken kann."

Der Winter führte Schubert nach Wien zurück, wo ihn nach angestrengter, unausgesetzter Tagesarbeit der Abend mit dem immer wachsenden Freundeskreise zu froher Gemeinschaft vereinigte. Zu den geselligen Vergnügen zählten im Sommer auch die Ausflüge in die Umgebung Wiens, namentlich die nach Atzenbruck, einem Gute an der Straße nach St. Pölten, das unter der Verwaltung von Schobers Onkel stand. Ganze Tage verbrachte man dort bei Ballspiel, Reigentanz, lebenden Bildern und andern Belustigungen, bei denen Schober immer der Anführer war. Auch Ernst v. Feuchtersleben, der „Diätetiker der Seele", gehörte zu diesem Kreise, und sein unvergängliches Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rat" wurde zuerst in Atzenbruck bei einem zu Ehren Schobers gegebenen Abschiedsfeste gesungen. Zwei dieser Szenen sind von Leopold Kupelwieser im Bilde festgehalten worden.

Diese Atzenbrucker Aquarelle sind aber seither immer mit ungenauer Bezeichnung in den Schubert-Biographien (auch bei Dahms und Deutsch) zum Abdruck gebracht worden. Schober als Kronzeuge gibt in einem Briefe an Dr. Holland vom 14. Febr. 1876 die vollgültigste und zufriedenstellende Erklärung ab. Er schreibt:



Ausflug der Schubertianer von Atzenbruck nach Aumühl. Aquarell von Leopold Kupelwieser. 1820
Im Schubert-Museum der Stadt Wien

„Das erste Atzenbrucker-Bild stellt vor, wie die eine Hälfte der Gesellschaft die zweite Silbe des [Rätsel-] Wortes ‚Rheinfall', nämlich ‚Fall' durch den Fall der ersten Menschen darstellt, nachdem sie die erste Silbe ‚Rhein' dadurch bezeichnet hatte, daß sie sich in den auf den Wänden des Zimmers abgemalten Teichen und Wasserfällen gewaschen und sich selbstgefällig ‚rein' zu sein, gegenseitig pantomimisch versichert hatte."

Das war ganz im Sinne der damals üblichen Rebus-Aufgaben, deren Lösung in ein einziges — bei gleichem Klange doppelsinniges Wort, hier „Rhein-[Rein]fall" zu fassen war.

Schober fährt in der Erläuterung fort und gibt zum ersten Male über die erhöht stehende Figur Aufschluß. „Auf dem Ofen steht der Hofsekretär Gahi [Jos. v. Gahy], der außerordentlichste Klavierspieler der Schubertschen Tänze, der niemals ermüdete, unserer Gesellschaft dieselben nächtelang zu unsern Tänzen mit seiner Meisterhand vorzuspielen. Er stellt hier Gottvater vor und gibt mit seinem Besen als Himmelszepter das Zeichen zu allen Vorgängen in seiner Schöpfung. Unten ist Kupelwieser als Baum der Erkenntnis, vor ihm stehen Adam und Eva, die eben den Apfel von der Schlange (Schober) empfangen und davon gegessen haben. Aber schon öffnet sich auch die Türe des Paradieses, und der Engel mit dem feurigen Schwert tritt herein, um die Sünder aus demselben zu verjagen. Die andere Hälfte der Gesellschaft, zu der auch Schubert gehört, sitzt herum und sucht die dargestellte Scharade zu erraten."

Es ist zu bedauern, daß er nicht auch die übrigen Personen des Bildes namentlich bezeichnet hat; die späteren Ausdeutungen stimmen nicht überein, und falsche sowie falschgeschriebene Namen laufen unter.

Schober schreibt weiter:

„Das andere Bild stellt nichts als eine Fahrt der Gesellschaft von Atzenbruck nach dem nahe dabei gelegenen Gute Aumühl vor, dessen Bewohner sich auch immer zu den Festlichkeiten in Atzenbruck einfanden. Für die Damen war ein Wagen eingespannt worden, die Herren wollten zu Fuße gehen, stellten sich aber aus Scherz auch größtenteils auf den Wagen mit auf."

Also keine „Landpartie nach Atzenbruck" sondern einen „Ausflug von Atzenbruck nach Aumühl" stellt das Bild in Wirklichkeit dar.

Ein drittes „Ballspiel" wurde von Schober und Schwind gemeinsam gezeichnet.

Schuberts glühendstes Bestreben drängte, wie wir wissen, nach einem Bühnenerfolge; und mehrere seiner besten Freunde mußten ihm Libretti schreiben. So verfaßte denn auch Schober 1821, wie er selbst gesteht, „in sehr glücklicher Jugendschwärmerei, aber auch in sehr großer Unschuld des Geistes und Herzens" das Buch zu der dreiaktigen romantischen Oper „Alfonso und Estrella", deren Komposition Schubert sofort in Angriff nahm. Beide Freunde befanden sich damals auf dem Schlosse Ochsenburg, das einem Verwandten Schobers, dem Bischof v. Dankesreithner gehörte. Unterm 2. November schreibt Schober an Spaun:

„In Ochsenburg hatten wir mit den wirklich schönen Gegenden, in St. Pölten mit Bällen und Konzerten sehr viel zu tun; demohngeachtet waren wir fleißig, besonders Schubert, er hat fast zwei Akte, ich bin beim letzten. Ich hätte nur gewunschen,

Du wärest dagewesen und hättest die herrlichen Melodien entstehen sehen, es ist wunderbar, wie reich und blühend er wieder Gedanken hingegossen hat."

Schubert hat bekanntlich keine Aufführung erlebt; 1854 hat Liszt in Weimar zuerst das Werk herausgebracht, und erst von 1881 ab ist es, von dem Hofkapellmeister J. N. Fuchs bearbeitet, in Wien, Karlsruhe, Berlin und Hamburg noch mehrfach gegeben worden.

Im Sommer 1823 ging Schober nach Breslau, um sich am Stadttheater unter dem Namen „Torupson" dem Schauspielerberuf zu widmen. Seine Hoffnungen erfüllten sich nicht, aber er kam in anregenden Verkehr mit den dortigen Dichter- und Gelehrtenkreisen (Holtei, Schall, Prof. Steffens, Karl Witte) und ließ hier seine ersten Dichtungen, poetische Behandlungen biblischer Stoffe, unter dem Titel „Palingenesien aus den Büchern des Alten Bundes" erscheinen.

Im Juli 1825 kehrte Schober nach Wien zurück und, abermals einen neuen Lebensweg einschlagend, kaufte er das 1817 gegründete Lithographische Institut. Für dieses Unternehmen arbeitete u. a. auch der junge Moritz Schwind, den Schober im Atelier Schnorrs v. Carolsfeld kennen gelernt und dem Freundeskreise zugeführt hatte. Zu dem Porträt des Kaisers Franz hat ihm Schober im Krönungsornat Modell gestanden, und nach einer Zeichnung, die von ihm und Schwind gemeinsam ausgeführt war, radierte Mohn das dritte Atzenbrucker Blatt, die Gesellschaft beim Ballspiel im Freien darstellend. Von Schobers zeichnerischer Begabung zeugt u. a. die köstliche Karikatur, wie der Sänger Michael Vogl, begleitet von Schubert, auszieht, „zu Kampf und Sieg".

Auf dem Porträt Schobers, von Kupelwieser gemalt, ist das darauf sichtbare Schloß Torup nach einer Zeichnung Schobers wiedergegeben.

Durch Schwind war der junge Student Bauernfeld, nachmals erfolgreicher Lustspieldichter, in den Schubert-Kreis eingeführt worden. Er schreibt von Schober in seinem Tagebuch: „Eine Art Weltmann, besitzt große Suada und Dialektik, ist bei den Weibern beliebt, trotz seiner etwas krummen Beine."

Später heißt es: „Schober ist uns allen im Geist überlegen, im Reden nun gar! Doch ist manches an ihm gekünstelt, auch drohen seine besten Kräfte im Nichtstun zu ersticken." Dementsprechend schildert er ihn auch in einer köstlichen parodistischen Marionettenkomödie „Die Verwiesenen" zur Silvesterfeier 1825 bei Schober als Pantalon, unentwegt im Bett liegend, Pfeife rauchend und endlose komisch-pathetische Reden haltend.



Thekla von Schober, geb. von Gumpert
Bleistiftzeichnung von Franz von Schober.
Aus der Sammlung Otto Erich Deutsch in Wien

Franz v. Hartmann beschreibt den Eindruck, den er von den neuen Freunden hatte, kurz und bündig:

„Schober ist recht interessant, Bauernfeld sehr fad."

Außer zu heiterer Geselligkeit — den sogenannten „Würstelbällen" — fand man sich bei Schober aber auch zu ernsten Musik- und Leseabenden zusammen. Bei den Schubertiaden bildeten natürlich die neuen Schöpfungen von Meister Franz das Programm; darunter befanden sich auch die Lieder auf Schobersche Dichtungen: Todesmusik, Viola, Vergißmeinnicht, Pilgerweise, Am Bache, Jägers Liebeslied, Schiffers Scheidelied, Schatzgräbers Begehr, Frühlingsgesang und Vollmondnacht.

An den literarischen Abenden las man Goethe, Jean Paul, Kleist, Schlegel und sehr fleißig Tieck, und meist war Schober selbst der Vortragende.

Ein gemeinschaftliches Werk aus dem Jahre 1827, zu dem Schober den Text, Schubert die Musik und Schwind die Zeichnung lieferte, ein komisches Terzett „Der Hochzeitbraten", hatte das unvermutete Schicksal, wiederholt auf die Bühne gebracht zu werden. Gustav Raeder, der Verfasser von „Robert und Bertram", schrieb eine ländliche Szene, in die er verschiedene Schubertsche Lieder und das Terzett als Finale verflocht. 1868 erschien sie in 2. Auflage. Und neuerdings im zweiten Teil des „Dreimäderlhaus", betitelt „Hannerl" mit Baron Schober, Hofrat, an der Spitze des Personals, wurde ebenfalls „Der Hochzeitbraten" szenisch zur Darstellung gebracht.

Die schweren Erkrankungen, an denen Schubert seit 1822 oft zu leiden hatte, warfen ihn im November 1828 auf das Sterbelager. Der Schober befreundete Hofarzt Rinna v. Sarenbach behandelte ihn, und als er selbst erkrankte,

unterrichtete Dr. Josef v. Vering, sein Vertreter, ebenfalls täglich den Freund über das Befinden des Kranken. Der letzte Brief, den Schubert schrieb (am 12. November), war an Schober gerichtet, von dem er Bücher zum Lesen erbat; und zur Trauerfeier für den Heimgegangenen dichtete Schober einen neuen Text auf die Melodie des „Pax vobiscum", dessen zweite Strophe lautet:

„O sieh, verklärter Freund, herab auf unsre Zähren,
Vergib den Schmerz der schwachen Menschenbrust,
Wir sind beraubt, wir litten den Verlust;
Du schwebst befreit in heimatlichen Sphären.
Für viele Rosen hat dies Erdenleben
Dir scharfe Dornen nur zum Lohn gegeben,
Ein langes Leiden und ein frühes Grab, —
Dort fallen alle Ketten ab!"

Schober entwarf auch mit dem Architekten Förster zusammen das Grabmal, das Schuberts Ruhestätte auf dem Währinger Friedhofe, unweit Beethovens Grab, schmückte, bis 1888 beide Tondichter in den Ehrengräbern auf dem Zentralfriedhof aufs neue beigesetzt wurden.

Von der tiefen Trauer, in die Schuberts Tod die Freunde versetzte, gibt ein Brief Schwinds Zeugnis, der auch ein warmes Gefühl für Schober zum Ausdruck bringt: „Ich habe um ihn geweint wie um einen meiner Brüder. Je mehr ich es jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat. Du bist noch da, und Du liebst mich noch mit derselben Liebe, die in unvergeßlichen Zeiten uns mit unserem geliebten Toten verband. Zu Dir trage ich alle Liebe, die sie nicht mit ihm begraben haben, und mit Dir zu leben und alles zu teilen, ist meine liebste Aussicht."



Skizze Schwinds zu seinem Gemälde „Ritter Kurts Brautfahrt". a. Schwind, b. und c. seine Brüder, d Cornelius, e. Schnorr. 1. Ernst Frhr. v. Feuchtersleben. 2. Anastasius Grün (Graf v. Auersperg). 3. Franz v. Schober. 4. Grillparzer. 5. Bauernfeld. 6. Lenau (Nikolaus Niembsch v. Strehlenau)

Immer wechselvoller gestaltet sich fernerhin Schobers Lebenslauf. Nachdem er das Lithographische Institut wieder verkauft hatte, übernahm er die Verwaltung des bei Tuln unweit Wien gelegenen Familiengutes Chorherrn. 1831 ist er in München bei Schwind, wo er bei einem Künstlerfeste am Starnberger See zu Ehren Overbecks diesen und Cornelius in einem Sonett als Aaron und Moses feiert. Als sich später Schwind um ein Darlehn an Schober wendet, sendet dieser sofort das Geld nach München und ladet den Freund ein, nach Tuln zu kommen und dort frei seiner Kunst zu leben. Schwind blieb jedoch in München, unterhielt aber den Briefwechsel, bis 1836 eine Entfremdung zwischen beiden eintrat.

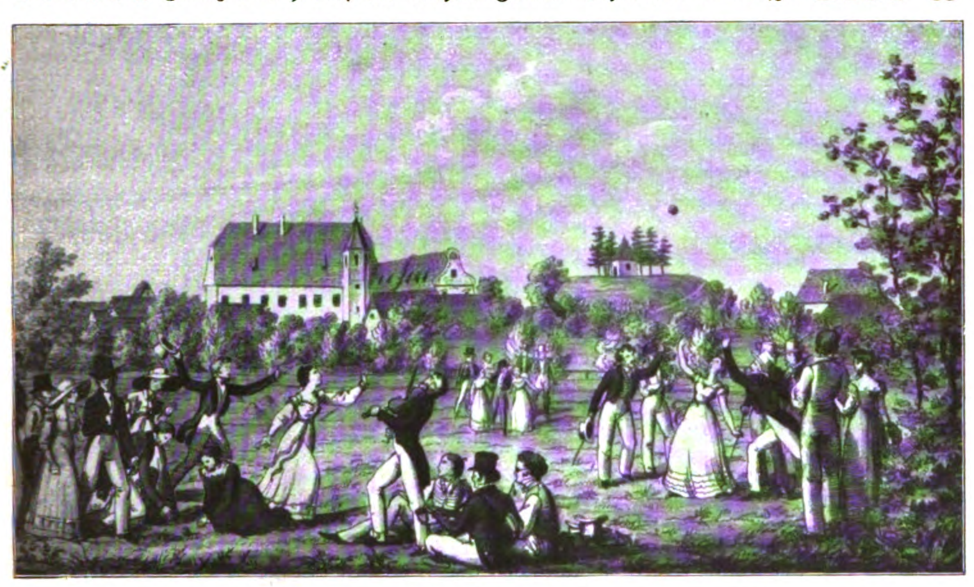
Inzwischen war 1833 Schobers Mutter gestorben, das Gut wurde an den Feldmarschall Bellegarde verkauft, und Schober ging zum Grafen Festetics nach Pest.

Schwind schreibt 1836, daß er von zwei Ungarn, die er nach Schober gefragt habe, zur Antwort erhielt: „O, ist das geschickter Mann, erzieht jungen Grafen und Gräfin und das ganze Haus."

Die große Donauüberschwemmung, die 1839 so ungeheure Verwüstungen in Ungarn anrichtete, führte Franz Liszt in sein Vaterland zurück, wo er eine Reihe von Konzerten zum Besten der in Not Geratenen gab und natürlich den größten Enthusiasmus entfesselte. Er war Gast im Hause des Grafen Festetics, und bei einer Huldigung, die man ihm darbrachte, wurde ein festlicher Chor gesungen, den Schober gedichtet und Kapellmeister Grill von der damals noch dort ständigen Deutschen Oper komponiert hatte.

Schober, der später „Briefe über F. Liszts Aufenthalt in Ungarn (vom Ritter v. S.)" erscheinen ließ, schloß sich nunmehr dem Künstler an und begleitete ihn mehrfach auf seinen ferneren Reisen. Der nachstehende Brief Liszts gibt ein Bild von dem Freundschaftsverhältnis.

„Sogar deutsch will ich Dir schreiben, lieber Schober, um Dir geschwinde zu sagen,



Gesellschaft beim Ballspiel im Freien. Im Vordergrunde sitzend und rauchend Schubert, rechts davon bei den Ballspielenden mit Hut und Stock in der Hand Schober. Radiert von Mohn nach einer Zeichnung von Schober und Schwind. Im Schubert-Museum der Stadt Wien

wie sehr mich Dein Brief erfreut hat. Ich verdanke ihm eine wahrhaft wohlthuende Stunde, und das findet sich so selten in meinem unausstehlichen — monotonen Leben!

Seit 14 Tagen habe ich wieder mein englisches Joch am Nacken. Jeden Tag, den Gott gibt, Concert — mit einer vorhergehenden Reise von 30 bis 50 Meilen. Und so muß es fortdauern wenigstens bis Ende Jänner. Was sagst Du dazu? Bin ich nicht mehr als halbtodt, so gehe ich noch Ende Februar nach Berlin und Petersburg — und komme mit dem ersten Dampfboote anfangs Mai wieder nach London. Dann gedenke ich eine Pause mit 𝄐 zu machen. Wo und wie, das weiß ich noch nicht, und hängt ganz von dem pecuniären Resultat meiner Reisen ab. Gerne ging ich nach der Schweiz und von da nach Venedig; doch kann ich jetzt noch gar nichts bestimmen.

Leo Festetics habe ich einen langen Brief dieser Tage geschrieben. Es hungert und dürstet mich, nach Ungarn zurück zu gehen. Jede Erinnerung an dort wurzelt tief in meiner Seele. Und doch kann ich nicht zurück!

Leid thut es mir, daß Du von Lannoy mir nichts Besseres sagst. Ich kann nicht begreifen,

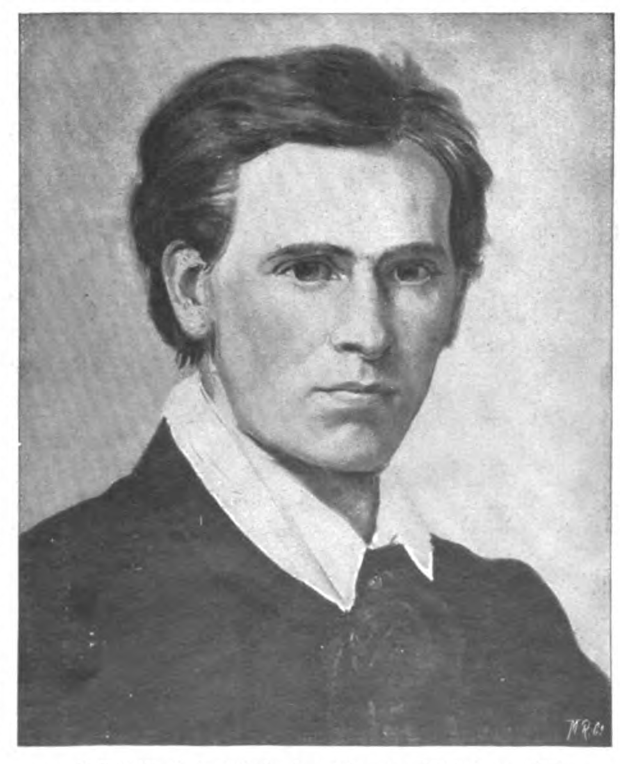


Franz Schubert. Bleistiftzeichnung von Moritz v. Schwind, wohl aus der Mitte der zwanziger Jahre.



Ein Schubert-Abend bei Ritter von Spaun. Am Klavier sitzend: Vorn der Sänger Vogl (hinter ihm stehend Franz Lachner), dann Schubert, Josef Spaun, Franz Hartmann, Anton Spaun und Frau Vogl. Ferner nach rechts sitzend: Josef Kenner, Frau v. Ottenwaldt, Netty Hönich, Therese Puffer, Schober, Justine Bruchmann und Bauernfeld. Zeichnung von Moritz von Schwind aus dem Jahre 1868

wie das möglich ist. Die Nachrichten von der Königin haben mich erfreut — wenn Du etwas Mehreres hörst von ihr, so theile mir es mit. Ich habe eine Art Schwäche



Selbstbildnis Schwinds im Alter von 18 Jahren. 1822

für sie. Über die Cantate werde ich Dir später ausführlich schreiben. Lebe wohl und vergnügt, wenn möglich, lieber Schober, schreibe mir bald wieder und bleib mir immer Freund. F. L.

Verzeihe die Orthographie und Kalligraphie dieser Zeilen! Du weißt, daß ich gar nie deutsch schreibe. Tobias [Haslinger] ist, glaub' ich, der einzige, der deutsche Briefe von mir erhält.

Manchester, 5. Dez. 40."

Im Herbst 1841 finden wir Schober als Gast bei dem ihm befreundeten Baron Seydlitz auf dessen Gute Rombczyn, und hier lernt er die 31jährige Thekla v. Gumpert kennen, die aus Freundschaft die Erziehung der jungen Tochter des Hauses übernommen hatte. Schober nahm an dem italienischen Unterricht teil, las seine Gedichte vor, die bald gesammelt bei Cotta erschienen, und auf mehrere Sonette („Der gelbe Baum" gab den Anlaß) schrieb Thekla Antworten in der gleichen Form. Beim Abschied riet er ihr, sich der Jugendschriftstellerei zu widmen, und wie dieser Rat zur erfolgreichen Tat wurde, bezeugen die vielen Jahrgänge des noch jetzt erscheinenden Gumpertschen „Töchter-Album".

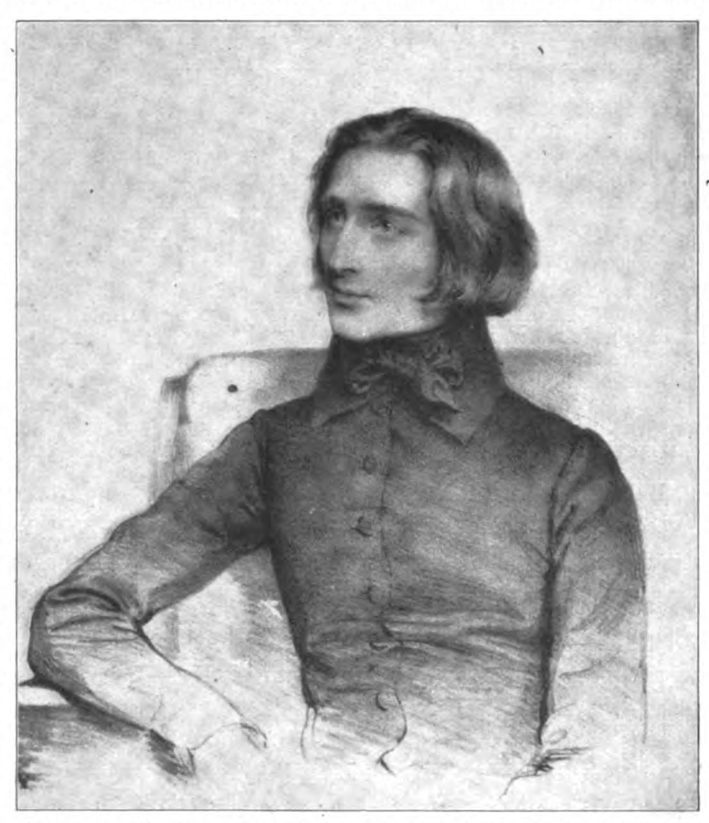
Wohl im Zusammenhang mit Liszts Ernennung zum Hofkapellmeister kam Schober 1843 nach Weimar, wo er mit dem Erbgroßherzog Carl Alexander bald in freundschaftliche Beziehungen trat, zum Legationsrat ernannt wurde und sich vielfach poetisch betätigte durch Prologe für das Theater und die Hoffeste, u. a. zur Goethefeier 1849.

Liszt hat mehrere Dichtungen Schobers in Musik gesetzt, so den „Titan" und den Trinkspruch „Weimars Toten", beide für Bariton und Orchester, und die „Hungaria-Kantate" für Soli, Chor und Orchester. Walther v. Goethe komponierte den „Pilger am See"; „Ich bleibe hier" wurde von Wilh. Taubert und Franz Abt vertont, „Todesmusik" nach Schubert auch von Alexander Ritter; „An die Musik" fand in Emil Kreuz, Hans Rosenmeyer und Wilh. Tschirch noch drei neuere Komponisten. Lebt so der Dichter mit seiner Lyrik auch in der Gegenwart fort, so dankt sie ihm auf einem andern Gebiete noch eine schöne Freundestat.

Als in Weimar die Wiederherstellung der Wartburg geplant wurde, war es Schober, der trotz der Mißhelligkeiten mit Schwind diesen als den einzig Geeigneten für die Ausführung des Bilderschmucks empfahl und auch durchsetzte, daß sie ihm übertragen wurde. Das Verhältnis zu Schwind war dadurch wieder ein freundschaftliches geworden, wenn auch nicht auf die Dauer, aber wie früher, so hat auch späterhin der Maler den Dichter auf verschiedenen Gemälden („Spaziergang vor dem Tore", „Ritter Kurts



Gesellschaftsspiele in Atzenbruck, Aquarell von Leopold Kupelwieser. 1820
Im Schubert-Museum der Stadt Wien



Franz von Liszt im 20. Lebensjahre. Lithographie von Joseph Kriehuber

Brautfahrt", „Sieben Raben" usw.) im Bildnis und mit Namen verewigt.

Im Jahre 1856 zog Schober von Weimar nach Dresden, wo er sich, 60 Jahre alt, mit Thekla v. Gumpert — mit der er stets im Briefwechsel geblieben war — verheiratete. Allzuspät wohl hatten die Freunde sich zum Lebensbunde vereinigt; nach einer Reihe von Jahren trennten sie sich friedfertig wieder, und Schober zog mit all seinen Kunstschätzen, Büchern, Bildern, den nach eigenen Zeichnungen gefertigten Möbeln nach Pest. 1869 nahm er dann in München, 1874 wieder in Dresden seinen Wohnsitz, war aber in den Sommermonaten fast immer als Gast bei seinen Freunden in Ungarn und Graz, bis ihm die Altersbeschwerden das Reisen nicht mehr gestatteten.

Am 13. August 1882 starb er. Ein reiches, schönheiterfülltes Leben fand da seinen Abschluß. Mit den hervorragendsten Künstlern auf allen Gebieten hatte das Schicksal ihn in Beziehung treten lassen, und mit den besten Vertretern der musikalischen Romantik alter und neuer Zeit verband ihn innige, auf gemeinsamem Schaffen beruhende Freundschaft. Und wenn man auch über Schuberts und Liszts Gesängen den Dichter vergaß, bleibt sein Name doch mit den Unsterblichen für immer verbunden.

Schobers Gedichte waren 1865 neu gesammelt und vermehrt bei J. J. Weber in Leipzig erschienen. Ernst v. Feuchtersleben schrieb in seiner eingehenden Würdigung der ersten Ausgabe: daß diesen Gedichten vor manchen der ausgezeichnetsten der neuen Zeit eines eigen sei, was freilich jetzt nur als eine uninteressante Kleinigkeit gelte, nämlich: daß sie vom Herzen kommen. „Hier ist einmal jemand, der mit dem Gefühle dichtet — — es ist sein Leben selbst, ein reifes, volles, reiches Leben, dessen innersten Gehalt er zutrauensvoll vor uns darlegt. Und welch ein Geist spricht aus diesem Leben! Welche Tiefe, Kraft und Innigkeit! Die vollendetsten Produkte sind diejenigen, in welchen eine vorgeschriebene Form unsern Dichter in feste Schranken einengt, indem sie seinen Überfluß beschneidet, die Fülle seines Gehalts erst recht zur Anschauung bringt. Namentlich ist dies der Fall im Sonette; und ich wage zu behaupten: die deutsche Sprache hat keine Sonette aufzuweisen, die bei gleicher Bedeutung des Inhalts den hier mitgeteilten an Reinheit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks gleichkämen."



Stilleben. Gemälde von Prof. Leo Scheu-Graz

Verspätete Flegeljahre

Erinnerungsblätter v. Alexander Moszkowski


iese Jahre erstrecken sich reichlich über ein Dezennium, wenn auch nicht in lückenloser Folge. Längere unverflegelte Zeiträume liegen dazwischen, Intervalle, in denen ich mich auf mich selbst besann und in strammer Berliner Arbeit einem löblichen Philisterium oblag. Aber wie der Quartalstrinker der periodischen Versuchung unterliegt, so packte es mich in längst verflossener Jugend alle Jahre ein paarmal mit der unbezwinglichen Gewalt, die man sonst nur dem Heimweh zuschreibt. Ein Teil meines Selbst — heute muß ich wohl bekennen: der schlechtere Teil — wurzelte in der Pariser Bohème, und es war die Stimme des Zigeunerblutes, die mich immer wieder in jenen romantischen, grotesken Kreis zurückrief. Dagegen war ich wehrlos und, offen gesagt, ich strengte mich auch nicht sonderlich an, um mich gegen die Verführung zu waffnen. Oft hockte ich noch am Spätnachmittag an meinem Berliner Schreibtisch, bastelte an irgendeinem kunsttheoretischen Aufsatz, in der sicheren Umfriedung der Penaten, unverlockt von Plänen, die auch nur über die nächste Straßenecke hinausgegriffen hätten — und zwei Stunden später saß ich mit hastig gepacktem Ranzen im Nachtschnellzug, beglückt vom Eisenbahnrythmus, aus dessen Synkopen es mich schon wie eine Vorahnung aller „Cris de Paris" anflog. Niemals hatte ich dabei die Vorstellung eines extravaganten Entschlusses, kaum eines leichten Impromptus. Man fuhr eben nach Paris, weil der Trieb der Minute sich meldete. Ein Ausflug nach Potsdam erfordert heut mehr Vorbereitung, Umständlichkeit, Kassensorge, als damals eine Reise, an deren Zielpunkt eine andere Welt sich aufbaute; das seltsame Zauberreich der Murger und Dumas, bevölkert von Kunstjüngern, Studenten und Halbdirnen, die in Not und Bedürftigkeit ein Elysium erleben; Figuren eines Dramas, in dem die Motive der Tragödie mit denen des ausgelassenen Schwankes bunt durcheinanderwirbeln. Das ist die Vie de Bohème, die lange bestand, bevor sie entdeckt wurde, und die länger bestehen wird als die nach ihnen geformten Opern von Leoncavallo und Puccini. Regentin dieses Lebens ist die Fee Illusion; sie hatte vordem ihr Lager auf dem linken Seineufer, und ich war dabei, als sie nach dem hügligen Gelände des Montmartre übersiedelte, mit ihren Requisiten und magischen Laternen, aus denen sie die Blendeffekte einer Fata Morgana entwickelte.

Wenig oder nichts von diesem bekam der Fremdling zu spüren, der sich bei einem Pariser Aufenthalt lediglich nach den Gesichtspunkten der Sehenswürdigkeit oder der großen Sensation einrichtete. Man mußte erst mit dem Allerwelt-Paris fertig sein, mit den Museen und Theatern, mit der Historie und den Monumenten, bevor man in den Hintergrund vordrang, der dem Betrachter so gar nichts an äußerlichem Reiz entgegenstellte. Ja genau genommen gab es durch Jahrzehnte überhaupt nichts zu sehen, sondern nur zu erfühlen, denn diese Bohème war eine Bühne ohne Parkett, und wer nicht mitzigeunerte anf der Szene, der fand nicht einmal einen Platz zum Beobachten.

Wie ich selbst da hineingeriet? Jedenfalls nach keinem vorüberlegten Plane, ohne Vorsatz. Der Zufall hatte eine siebenköpfige Schar von Jungmannen und Jungmänninen zusammengeführt, einige von französischem Geblüt, die andern von österreichischer Herkunft und etliche Reichsdeutsche. Entscheidend war der Genius loci in unserem Quartier der Rue Baudin, nördlich der Rue Lafayette, der Geist des Hauses selbst, der keinen Unterschied nach Nationalitäten machte, sondern jeden Bewohner dieser ziemlich spelunkenhaften Wirtschaft mit seinen Essenzen beträufelte. Damals war der Roman Potbouille von Zola noch gar nicht geschrieben; als ich ihn später las, erkannte ich in ihm viele Züge unseres eigenen undisziplinierten Hausrats von der Rue Baudin. Und als ich noch später die vorerwähnten Bohème-opern sah, kamen sie mir wie Verschlechterungen der Wirklichkeit vor. Denn die wirkliche Bohème ist gar nicht dramatisch, sondern sie spinnt sich ziellos als eine von zahllosen Humorlichtern übersprühte Lyrik. Wir beide, ich und mein Bruder, der Komponist, wir standen nach Gesinnung und Lebensvergangenheit anfänglich noch über der Sache und ließen uns das direktionslose Bummeltreiben eben nur gefallen, ohne ihm flegelhafte Impulse zu erteilen. Allein der liederliche Hausgeist verwirbelte uns schnell genug in das Lebensgesudel der Genossen, und nach kurzer Zeit schwammen wir mit aller Virtuosität in dem trüben Gewässer, das an der Oberfläche so hübsch irisierte.

Nichts ging hier nach Richtschnur und Gepflogenheit bürgerlicher Regel, höchstens waren Spuren eines geselligen Komments vorhanden, der sehr viele Erlaubnisse enthielt und auf der Gegenseite nur das Verbot, sich korrekt zu benehmen. Man verabscheute alle Gradlinigkeit und schwärmte für Lebenskurven mit recht vielen Unstetigkeitspunkten. Alles was man dachte, kam aphoristisch, paradox, unlogisch zum Vorschein. Schließlich wollten diese jungen Leute doch auch einmal Karriere machen, aber sie haßten die Karrieremacher, die Gesicherten, „Arrivierten", und sie glaubten, daß sie den Erfolg schon einholen würden, auch wenn sie

gar keine Anstrengung machten, um sich ihm zu nähern. Es war eben Sache des Erfolges, die Befähigten herauszufinden und sie später einmal für die Ausdauer zu krönen, mit der sie am einstündigen oder keinstündigen Arbeitstag festgehalten hatten.

Es herrschte ein weitgehender Kommunismus, der sich bis auf die Kleidungsstücke, Räume, ja bis auf die Temperaturen erstreckte: hatte einer im Winter mittels primitiver Heizvorrichtung im Zimmer einen erträglichen Zustand erzielt, so lagen ihm die übrigen auf dem Halse, die ihre Anwesenheit durch vielfaches Gespaße rechtfertigten, Wärmegrade nassauerten und den Berechtigten bei jedem Anlauf zur Tätigkeit erfolgreich störten. Denn es kam allerdings vor, daß einzelne Arbeit markierten und sogar Geld verdienten, das dann gewöhnlich durch die im Hause verzweigten Pumpröhren rasch genug abfloß. Man war, ganz wie bei Murger, mit einem Zwanzig-Frankstück „le capitaliste", und wenn sie Glück hatten, wußten sich die Kapitalisten tagelang im stolzen Besitz zu behaupten; so mein Bruder und der Wiener Liederkomponist Richard Prandl, die im Konzertleben bereits eine ansehnliche Stellung erreicht hatten. Natürlich wurde die Minderheit der Erwerber bei den gemeinsamen Mahlzeiten unserer Bohème mit besonders kräftigen Kontributionen herangezogen. Diese Gelage im Zimmer, auf defektem Geschirr und mit dem Komfort prähistorischer Bestecke, waren nach dem Prinzip Picknick organisiert. Wir kauften an den Viktualienständen, was uns gerade in den Wurf kam, und schwangen uns bisweilen bis zu grünbärtigen Austern empor, einer Sorte von Arcachons, die nach eingeseiftem Hering schmeckte und die man beim Straßenhändler häufelweise erstand; zu 60 Centimes eine hohe Tüte voll. Jeder hatte zu den Picknicks seinen Beitrag zu steuern an Weißbrot, Käsescheiben, Wurstfragmenten, Obst, bis zu gewissen Extravaganzen vom Geflügelmarkt, und es gehörte mit zum Programm, daß ein bemerkenswertes Mitglied unseres Siebengestirns, der Schriftsteller Philipp B., durchweg den größten Appetit mitbrachte. Darüber hinaus verstieg er sich lediglich bis zum Pfefferdeputat. Niemals gelang es uns, ihn zu einer stärkeren Leistung zu begeistern: das Register seiner Lieferungen begann und endigte beim Pfeffer.

Aber Philipp hegte Pläne, sehr weit ausgreifende Pläne, und diese entwickelte er uns gewöhnlich während der gemeinsamen Schlemmerei in der Stube des mir brüderlich nahestehenden Pianisten. Dieser war der einzige unter uns, der ein leidlich präsentables Zimmer bewohnte und darin Spuren einer bürgerlichen Ordnung aufrechterhielt. Er besaß nicht nur einen Stutzflügel mit beinahe vollständiger Saitenbespannung, sondern auch einen Dauerbrandofen vom Format eines Herrenzylinderhutes und obendrein einen geräumigen Wandschrank, der gleichzeitig als Musikbibliothek, Kleiderspind, Wäschekommode und Vorratskammer diente. In diesem beträchtlichen Spinde herrschte Regel und Übersichtlichkeit wie in einer vortrefflichen Registratur: so befanden sich in einem Fache lediglich Klavierwerke von Chopin und Strümpfe; in einem andern Beethoven und Schlipse, im dritten Robert Schumann und Dauerwurst, darunter Richard Wagner und Rasierzeug, und so fort mit Ausschluß jeder Willkür. Alles war auf leichte Orientierung angelegt, und in der Behandlung dieser Schätze zeigte sich sogar eine gewisse Pedanterie. So litt es der Tonkünstler niemals, daß die Bedienerin seinen Universalschrank mit unzweckmäßigen Werkzeugen bearbeitete, er erläuterte ihr vielmehr: es schickt sich nicht, dieses Möbel mit dem Feuerhaken zu öffnen; in einem anständigen Hauswesen benützt man hierzu den Pfropfenzieher!

Derartige Kleinlichkeiten lagen nicht im Horizonte unseres Schriftstellers Philipp. Unter ihm verschwand der Alltag der Rue Baudin, ja die Gegenwart überhaupt, da er unausgesetzt in hoffnungsfrohen Zukunftsträumen schwelgte. Er hielt sich für den Träger einer kosmopolitischen Idee, antizipierte gleichsam den späteren Romain Rolland, wenn auch nicht nach Ausmaß seiner geschriebenen Werke. Denn er zog mit federleichtem literarischen Gepäck durch die Welt, spürte aber darunter die Adlerschwingen und glaubte, um so höher fliegen zu können, je weniger er sich befrachtete.

Beharrlich entwickelte er uns seine Absicht, das geistige Frankreich mit dem geistigen Deutschland zu verschmelzen und eine Vereinigung der führenden Köpfe beider Nationen in die Wege zu leiten. Ein Universalsalon nach dem Muster des Hotel Rambouillet müsse geschaffen werden, mit Anklängen an Perikles, Plato und Aspasia, ein Brennpunkt des Wissens und des Esprits, der seine Strahlen weit hinaussenden sollte in alle Lande; nur mit dem Unterschied, daß bei der Marquise von Rambouillet Leute wie Balzac, Malherbe, die Scudéry, also lauter Franzosen tonangebend gewesen wären, während im Kultursalon Philipp ein neuer Geist, der franko-germanische, unumschränkt regieren sollte. Diese wunderbare Synthese, sein Lebenswerk, würde man ihm dereinst höher anrechnen, als wenn er Dutzende von Romanen im Umfang der Balzacschen verfaßte. Es war völlig belanglos, daß er in diesem Zusammenhange die zwei Balzacs miteinander verwechselte und vermengte. Nur auf das künftige Universalwerk kam es an, und dieses trug er einmal besonders lichtvoll vor, als er auf ein von mir gestiftetes, von ihm mit Pfeffer gewürztes Schweinskotelett einhieb.

Ich warf die Frage auf, ob er denn seinen phänomenalen Kultursalon im fünften Stockwerk einer Burschenbude auf dem Montmartre einzurichten gedächte.

Verspätete Flegeljahre

Erinnerungsblätter v. Alexander Moszkowski



Diese Jahre erstrecken sich reichlich über ein Dezennium, wenn auch nicht in lückenloser Folge. Längere unverflegelte Zeiträume liegen dazwischen, Intervalle, in denen ich mich auf mich selbst besann und in strammer Berliner Arbeit einem löblichen Philisterium oblag. Aber wie der Quartalstrinker der periodischen Versuchung unterliegt, so packte es mich in längst verflossener Jugend alle Jahre ein paarmal mit der unbezwinglichen Gewalt, die man sonst nur dem Heimweh zuschreibt. Ein Teil meines Selbst — heute muß ich wohl bekennen: der schlechtere Teil — wurzelte in der Pariser Bohème, und es war die Stimme des Zigeunerblutes, die mich immer wieder in jenen romantischen, grotesken Kreis zurückrief. Dagegen war ich wehrlos und, offen gesagt, ich strengte mich auch nicht sonderlich an, um mich gegen die Verführung zu waffnen. Oft hockte ich noch am Spätnachmittag an meinem Berliner Schreibtisch, bastelte an irgendeinem kunsttheoretischen Aufsatz, in der sicheren Umfriedung der Penaten, unverlockt von Plänen, die auch nur über die nächste Straßenecke hinausgegriffen hätten — und zwei Stunden später saß ich mit hastig gepacktem Ranzen im Nachtschnellzug, beglückt vom Eisenbahnrythmus, aus dessen Synkopen es mich schon wie eine Vorahnung aller „Cris de Paris“ anflog. Niemals hatte ich dabei die Vorstellung eines extravaganten Entschlusses, kaum eines leichten Impromptus. Man fuhr eben nach Paris, weil der Trieb der Minute sich meldete. Ein Ausflug nach Potsdam erfordert heut mehr Vorbereitung, Umständlichkeit, Kassensorge, als damals eine Reise, an deren Zielpunkt eine andere Welt sich aufbaute; das seltsame Zauberreich der Murger und Dumas, bevölkert von Kunstjüngern, Studenten und Halbdirnen, die in Not und Bedürftigkeit ein Elysium erleben; Figuren eines Dramas, in dem die Motive der Tragödie mit denen des ausgelassenen Schwankes bunt durcheinanderwirbeln. Das ist die Vie de Bohème, die lange bestand, bevor sie entdeckt wurde, und die länger bestehen wird als die nach ihnen geformten Opern von Leoncavallo und Puccini. Regentin dieses Lebens ist die Fee Illusion; sie hatte vordem ihr Lager auf dem linken Seineufer, und ich war dabei, als sie nach dem hügligen Gelände des Montmartre übersiedelte, mit ihren Requisiten und magischen Laternen, aus denen sie die Blendeffekte einer Fata Morgana entwickelte.

Wenig oder nichts von diesem bekam der Fremdling zu spüren, der sich bei einem Pariser Aufenthalt lediglich nach den Gesichtspunkten der Sehenswürdigkeit oder der großen Sensation einrichtete. Man mußte erst mit dem Allerwelt-Paris fertig sein, mit den Museen und Theatern, mit der Historie und den Monumenten, bevor man in den Hintergrund vordrang, der dem Betrachter so gar nichts an äußerlichem Reiz entgegenstellte. Ja genau genommen gab es durch Jahrzehnte überhaupt nichts zu sehen, sondern nur zu erfühlen, denn diese Bohème war eine Bühne ohne Parkett, und wer nicht mitzigeunerte anf der Szene, der fand nicht einmal einen Platz zum Beobachten.

Wie ich selbst da hineingeriet? Jedenfalls nach keinem vorüberlegten Plane, ohne Vorsatz. Der Zufall hatte eine siebenköpfige Schar von Jungmannen und Jungmänninen zusammengeführt, einige von französischem Geblüt, die andern von österreichischer Herkunft und etliche Reichsdeutsche. Entscheidend war der Genius loci in unserem Quartier der Rue Baudin, nördlich der Rue Lafayette, der Geist des Hauses selbst, der keinen Unterschied nach Nationalitäten machte, sondern jeden Bewohner dieser ziemlich spelunkenhaften Wirtschaft mit seinen Essenzen beträufelte. Damals war der Roman Potbouille von Zola noch gar nicht geschrieben; als ich ihn später las, erkannte ich in ihm viele Züge unseres eigenen undisziplinierten Hausrats von der Rue Baudin. Und als ich noch später die vorerwähnten Bohèmeopern sah, kamen sie mir wie Verschlechterungen der Wirklichkeit vor. Denn die wirkliche Bohème ist gar nicht dramatisch, sondern sie spinnt sich ziellos als eine von zahllosen Humorlichtern übersprühte Lyrik. Wir beide, ich und mein Bruder, der Komponist, wir standen nach Gesinnung und Lebensvergangenheit anfänglich noch über der Sache und ließen uns das direktionslose Bummeltreiben eben nur gefallen, ohne ihm flegelhafte Impulse zu erteilen. Allein der liederliche Hausgeist verwirbelte uns schnell genug in das Lebensgesudel der Genossen, und nach kurzer Zeit schwammen wir mit aller Virtuosität in dem trüben Gewässer, das an der Oberfläche so hübsch irisierte.

Nichts ging hier nach Richtschnur und Gepflogenheit bürgerlicher Regel, höchstens waren Spuren eines geselligen Komments vorhanden, der sehr viele Erlaubnisse enthielt und auf der Gegenseite nur das Verbot, sich korrekt zu benehmen. Man verabscheute alle Gradlinigkeit und schwärmte für Lebenskurven mit recht vielen Unstetigkeitspunkten. Alles was man dachte, kam aphoristisch, paradox, unlogisch zum Vorschein. Schließlich wollten diese jungen Leute doch auch einmal Karriere machen, aber sie haßten die Karrieremacher, die Gesicherten, „Arrivierten“, und sie glaubten, daß sie den Erfolg schon einholen würden, auch wenn sie

nur die Behausung, sondern auch unser Stammcafé unsicher machte; die Kellner bestaunten diesen Gast, der anstatt vor sich hinzuträumen, wie es einem poète allemand gezieme, offenbar in Graphomanie verfallen war. Daneben beanspruchte ihn die Neuordnung seiner Toilette, die allerdings noch weit reformbedürftiger erschien als das frankogermanische Geistesleben. Denn mit seinem eigenen, bereits viermal gewendeten Anzug hätte er nicht wagen dürfen, ein Pariser Parkett anzusprechen. Zum Glück befand sich in dem großen Wandspind meines Bruders ein Fach für Johann Sebastian Bach, Frack und Plätthemd, und es gelang, diesen Grundstock durch anderweitige Besitztümer des Kreises mosaikartig zu ergänzen. Und in dieser Galatracht, von der ihm nicht Faden noch Knopf gehörten, betrat unser Philipp tatsächlich an einem denkwürdigen Winterabende das Podium, um sich seine Conférence von der Seele zu reden.

Eine unserer Hausflammen, Alice Bijou, die Spezialfreundin des Liederkomponisten Prandl, hatte noch drei Damen aus dubiöser Gesellschaftsschicht mitgebracht. Sonst Besucherinnen der amüsanten Kneipe „Rat mort“ bekundeten sie, wie manche ihrer Art, feinschmeckerische Instinkte für das Schöngeistige, und obschon sie kein Wort Deutsch verstanden, heischten sie den Beginn des Vortrags, den Philipp von einer Viertelstunde zur andern hinauszögerte, weil ihm doch unsere spärliche bunte Reihe nur als ein sehr verblaßter Abglanz des literarischen Frankreichs zu erscheinen vermochte. Das Verlangen der Weiblichkeit nach der Leistung des poète allemand äußerte sich schließlich so stürmisch, daß dem Frackträger nichts übrig blieb als seine Conférence steigen zu lassen.

Aber es war gar keine Conférence. Er zog vielmehr sein mehrfach beöftertes Feuilleton von Anno Olim aus der Tasche und las dessen verjährten Text einfach ab. Hiergegen erhoben wir Freunde natürlich berechtigten Einspruch, der Wiener rief dazwischen, diese Wiederkäuerei wäre doch zu fad, es stünde ja übrigens ein Klavier in der Ecke, darauf sollte man lieber Musik machen, das könne weit lustiger werden als so ein literarisches Geplärr. Im Nu saß der Pianist an der Tastatur, die Klänge einer Contredanse brausten durch den Saal, und wie auf Kommando räumten wir die Stühle beiseite, um Platz für eine flotte Quadrille zu schaffen. Das wirkte wie ein befreiender Zauber, die Veranstaltung löste sich in einen wirbelnden Cahut auf, und in cancanierenden Rhythmen gestaltete sich der Abend zu einem höchst genußreichen für alle Teilnehmer.

⁂

Das war eine kleine Episode des Bohèmetreibens, ein belangloses Eckchen aus dem großen Karikaturbildnis, an dem damals im unbürgerlichen Nord-Paris so eifrig gestrichelt wurde. Ich gehörte wohl zu den ersten, die den Besonderheiten dieses grotesken Bildes im Zusammenhang mit verwandten Erscheinungen auf heimatlichem Boden nachspürten, und noch heute erkenne ich in gewissen Giftblüten der dekadenten Kunst die längstverschwundene Vorzeit. Was sich damals mit huschenden Irrlichtern über Sumpfboden als Neukunst ankündigte, war im Grunde dieselbe trotzige Verneinung des Gültigen und Logischen, wie unsere burleske Lebenshaltung in den vier Pfählen; und obschon ich genau wußte, daß es sich nur um karnevalistische Exzesse handelte, wurde ich nicht müde, die Artistenspelunken zu durchstreifen, um alle Verdrehtheiten einer auf den Kopf gestellten Kunst kennen zu lernen. Was wogen mir daneben die Abende in der Großen Oper und in der Comédie? Neun Zehntel der ernsthaften Erlebnisse sind für mich in die Versenkung gefallen und durch keine Tagebuchnotiz wieder hervorzuholen; aber der okkulte Fratzenspuk blieb mir so lebendig wie damals, als ich meine ersten grusligen Ansagen als verräterische Signale ausstreckte.

Denn ursprünglich war das alles Geheimnis. Die Türen der obskuren Lokale standen zwar offen, aber man spürte unsichtbare Gitter, die ein orphisches Geheimnis abschlossen. Der weitaus größte Teil der Pariser Bevölkerung kannte nicht das Schibboleth, und die Menschen südlich der Trinitékirche hätten das Argot dieser Dichter, Deklamatoren, Kupletsänger gar nicht verstanden, geschweige denn die ätzenden Anspielungen, die sich hinter ihrem Rotwelsch verbargen. Wir aber, die in manche Lebensformen des Edelgesindels bereits hineingewachsen waren, wir begriffen den Montmartre als eine Welt kontrastierender Erscheinungen, in der ewiger Fasching und ewiges Elend, Tollheit, Scharfsinn und Dichterphantasie, olympischer Übermut und tiefste Melancholie ineinanderflossen. Aus dem Chaos lösen sich im Rückblick Figuren und Gruppen: dekadente Jünglinge mit Knabenaugen und Prophetenbärten, deren altmodische, ghettoartigen Röcke und Hüte auf die Vergangenheit, deren Strebungen auf eine utopische Zukunft wiesen; beinschlenkernde Umstürzler mit den Gebärden bacchantischer Amokläufer; holdselig-wahnsinnig lächelnde Mädchen in präraphaelitischer Tracht, mit Botticelli-Frisuren, mit Lilienstengeln zwischen transparenten Fingern, wie aus dem Quattrocento entsprungen; Poeten, die abwechselnd aus dem kastalischen Quell und aus der Pfütze schöpften; Volkssänger, die mit Fetzen urgenialischen Witzes und rüpelhaftester Gemeinheit sinnverwirrend jonglierten.

Als meine Kollegen von der Journalistik um die Jahrhundertwende anfingen, die Spuren der interessanten Höllenbrut zu wittern, zeigte der Lenzrausch dieses Lebensfestes längst die Symptome vielfältiger Katzenjämmerlichkeit; ja man kann behaupten, daß

der unverfälscht orgiastische Zustand nur existierte, solange man — das heißt die Welt jenseits des Montmartre — keine Notiz von ihm nahm. Nur bis dahin verlohnte es sich, die Kessel der Batignolle- und Clichygegend, die Schlupfhöhlen der Rue Pigalle abzusuchen, um die Normalstimmung der inneren Boulevards für eine Weile loszuwerden und sich von dem Odem eines parnassischen Wahnsinns anfächeln zu lassen. In diesen primären Ur-Kabaretts und schofel improvisierten Theatern hörte und sah man wirklich, was man sonst in der ganzen Kulturwelt nirgends zu hören und zu sehen bekommen konnte: dunkle Versschmiede ohne Namen und ohne Patent, die mit der Unflätigkeit eines Thersites paradierten und sich in einer unvermuteten Strophe als von apollinischen Weihen begnadet darstellten; erotische und politische Frechheiten, die förmlich nach dem Rotstift der Polizei schrien und deren witzstrotzende Unverschämtheit nicht mehr möglich war, als die Zensoren anfingen, die Montmartrische Sprache zu verstehen, jenes Vokabular „ruisselant d'inouisme et de jemenfoutisme", triefend von Unerhörtheit und (milde übersetzt) von Wurstigkeit. Aber der meisten Darbietungen gemeinsames Kennzeichen war trotzdem die Naivität, die Selbstverständlichkeit im Exzentrischen, die Abwesenheit der Routine und des Raffinements selbst im Gewagtesten; denn das Publikum stand auf der Stimmungsebene der Darsteller, und diese hatten nicht nötig, zur Pose ihre Zuflucht zu nehmen. Ja im Grunde genommen war alles, was vom Podium ertönte und quarrte, nur das Echo der umgebenden Gedanken, der Niederschlag des seelischen Lebens im Montmartre selbst.

So hatte es im Chat Noir begonnen, wo Rudolf Salis, le Seigneur de Chatnoirville, seine Kunstrichtung: „L'école vibrante ou irisosubversive" in Szene setzte, so in den Dielen von Bruant und Genossen, und durch Jahre bewahrte es seine Urwüchsigkeit im „tréteau de Tabarin", im „Grand Guignol", in der „Roulotte", in denen auch die tragische Muse bei aller Verlumptheit erkennbar genial vorüberhuschte. In der Nähe öffneten sich zahlreiche, gänzlich auf Radau angelegte, kaschemmenartige Löcher, wo neben manchen unmöglich zu beschreibenden Schaustellungen das Kneipenleben selbst den abenteuerlichsten Anstrich gewann. In dem einen gab es Zechgelage in Särgen, bei denen Totengräber und Scharfrichter als Mundschenke auftraten, in einem andern exzedierte man kirchenschänderisch mit Kanzelpredigten unter Mitwirkung imitierter Satansgestalten und blasphemisch angeputzter Trikotengel, während nebenan die französischen Könige von den Capetingern aufwärts in historischen Trachten als Kellner servierten und sich von temperamentvollen Gästen anflegeln ließen.

Aber Paris begann eines Tages auf den Montmartre aufmerksam zu werden. Die Gardenias und weißen Nelken nebst ihren Damen brachten es allmählich heraus, daß da oben im Norden etwas los sei, und daß dieses Etwas weit amüsanter und viel aparter wäre, als die Mehrzahl der Theatervergnügungen zwischen Vaudeville und Renaissance. Es wurde Modesache, sich abends die Späße der Dekadenten vormachen zu lassen, und während sich in plötzlich gesteigerten Einnahmen eine scheinbare Blüte ankündigte, begann die Wurzel der Montmartrepoesie zu verfaulen; zum Leidwesen auch der echten Bohèmeleute, die aus dem Gleichgewicht kamen, als sie zu Begaffungsobjekten für die mondänen Außenseiter wurden. Denn nun galt es, in den Lokalen die feinen Herrschaften zu verblüffen, und den billigen Blödsinn auf die Höhe des Fünffrankenentrees zu schrauben. Die Natürlichkeit schlug in berechnete Absicht um, die Grimasse eroberte tagtäglich weiteres Terrain, und wenn auch einzelne vortragende Künstler wie Ferny und Furcy in ihren kleinen „boites" ihr großes Talent gegen den Ansturm des innerstädtischen Beifalls zu verteidigen wußten, so ging doch die Gesamtheit in der Berührung mit der parfümierten Welt zugrunde. Der Varietékünstler des Stadtteils vertrug nicht die Röntgendurchleuchtung, er bedeckte sich mit Brandgeschwüren, und das naive Dekadententum erlebte an sich selbst eine Decadence, seitdem es erfahren, wie außerordentlich interessant es den Leuten da draußen vorkam.

Ich habe diesen Auflösungsprozeß im Zeitraum zwischen zwei Weltausstellungen verfolgt und ich erblicke in ihren Daten die Wendepunkte für das Völkchen in der Vorstadt. 1889 begann die Invasion der Neugierigen, und im Sommer 1900 lag der Ruin vor aller Augen. Denn bei der letzten Weltausstellung prostituierte der Montmartre seine Reize freiwillig, er stieg hinunter zum Seine-Quai und verschacherte sich dem internationalen Amüsierpöbel, der seine poetischen Intimitäten genau so betrachtete und bezahlte, wie irgendwelche exotischen Bauchtänze. Die Sache war einfach Geschäft im Umherziehen geworden, anreißerisch feilgeboten mit Animierzetteln, eine transportable Irrenhaus-G. m. b. H.

Die Originalität war dahin, die weltstädtische Tünche verschlang die Grundfarbe, und nur noch auf ganz verlorenen Seitenpfaden im Hügelgelände konnte man Reste der verblichenen Freigeistigkeit auffinden. In einigen obskuren Lokalen hielten ein paar Aufrechte zusammen und sie fuhren fort Lieder zu singen, in denen der Montmartre nicht nur im Gegensatz zu London, Rom und Berlin, sondern ganz ausdrücklich im Gegensatz zu Paris als die Hauptstadt der Welt gepriesen wurde.

⁂

Weit früher, als diese Hymnen wenigstens noch einen parodistischen Sinn hatten, also vor länger als einem Menschenalter, beschäftigte mich zeitweilig die Parallelfrage,

ob nicht auch bei uns in Berlin abseits der großen Lebensflut, ungekannt von den Vertretern der etikettierten Kunstformen, eine Art von Montmartre existiere oder existieren könnte. Was ich an Prognosen aufbrachte, reichte, offen gesagt, nicht bis in die modernen Dielen und sonstigen Betäubungsstätten, wie sie später am Kurfürstendamm und in der Motzstraße emporwucherten. Ich hielt mich vielmehr an die Gegebenheiten und versuchte, aus ihnen Analogien herauszulesen. Wir besitzen ja von je ein Lateinisches Viertel, unsere Modernen von damals bemühten sich andauernd, in dem „kleinen Berliner Mädchen“ im „Puppchen“ das Gegenstück der Mussetschen und Murgerschen Grisette darzustellen, und jener Wildling, der unter den Kunstbegriff des Montmartre fällt, der hätte fehlen sollen? Ich nahm die beiden Stadtpläne zur Hand, suchte für Place Pigalle und Place Blanche äquivalente nördliche Werte und gelangte durch Zirkelmessung auf die Elsässer Straße als den wahrscheinlichen Breitengrad des Montmartre an der Spree. Eine vorläufige Streife durch das fragliche Gebiet verschaffte jener Vermutung neue Beweisstücke. Da gab es in der Tat eine ganze Reihe grell illuminierter Bumse mit den herausfordernden Titeln Eldorado, Varietés du Nord, Varietés du Boulevard, Kristallpalast, Junggesellenheim, und allerhand launige Aufschriften an den Schauseiten öffneten meinem Entdeckertrieb fröhliche Aussichten. Nach dem Vorbild anderer Nordlandfahrer suchte ich natürlich wackere Gefährten für meine Expedition. Aber damit fand ich in meinem Freundeskreis keine Gegenliebe. „Dahin geht man nicht!“ hieß es allgemein, und besonders vorsorgliche Gemüter streiften sogar die Frage nach der persönlichen Sicherheit in jenen unerschlossenen Gegenden. So blieb mir nichts übrig, als die Rundtouren auf eigene Faust und Gefahr zu unternehmen. Die ersten Eindrücke waren leidlich ermunternd im Sinne meiner Parallele. Entree wurde nicht gezahlt, ganz wie in der Blüte des echten Montmartre: man nahm einfach eine spottbillige Konsommation, wie in Paris, und was das Bier betrifft, so entsann ich mich, genau ebensolches im Café des quatre-z-arts zwar nicht getrunken, aber doch schaudernd versucht zu haben. Nirgends wurden die Schrauben zum Weinzwang, und nur vereinzelt zum Lachzwang angesetzt. In einigen Lokalen gab es auch phantastische Wandverkleidungen in Pappkonstruktion, improvisierte Grotten und Felsgänge, die das Walten geheimnisvoller Elementargeister verkünden und die Nähe der bürgerlichen Spießigkeit vergessen machen sollten. So weit stimmte also die Analogie. Aber leider versagte sie gerade im entscheidenden Punkte, nämlich in den Vorträgen, bei denen der vergnüglichste Wille nichts ausrichtet, wenn es mit einer Kleinigkeit hapert: mit dem Talent. Ich hatte irgendein Revoluzzeln gegen das Herkömmliche erwartet, die Betonung eines Sonderbewußtseins, und wäre es auch nur ein schwaches Echo der wilden Montmartre-Symphonie. Aber nichts von alledem: eine Rotte singender Mädchen, die sich „Chansonetten“ nannten — der Titel ist geblieben mit dem nämlichen Sprachrecht, mit dem eine Klavierspielerin „Fräulein Etüde“ heißen würde —, brachte Kuplets von kristallklarer Gemeinplätzigkeit, Strophenlieder, deren Kehrreime in den unantastbaren Wahrheiten gipfelten, daß „so ein Kuß ein Hochgenuß“ ist, und daß „das zweite Garderegiment so stramm marschiert“. Das Talent der dichtenden Lumpazie, der deklassierten und schiffbrüchigen Poeten, der von Bühne und Presse Zurückgewiesenen, hatte offenbar den schmalen Ausweg zur Öffentlichkeit noch nicht gefunden. Daß dieses Talent in Berlin vorhanden war und mit starker Spannung im verborgenen arbeitete, galt mir trotzdem als erwiesen; die Geheimfächer in den Archiven der Possentheater, die Papierkörbe der humoristischen Zeitschriften, die Bierzeitungen zahlloser Vereine verkündeten sein Dasein zur Genüge. Aber während es sich in Paris längst ein Ventil aufgesperrt hatte, durch das es mit Prasseln und Zischen zur Oberfläche drängte, verdunstete es bei uns farb- und geruchlos. Die Köpfe, die in Berlin den vierten Stand der Literatur ausmachen, hatten sich noch nicht erkannt, nicht gezählt und kein Leitmotiv ihres Standes aufgestellt. Und als etliche Jahre später die Überbrettl aufkamen, die bunten Bühnen vom Schall- und Rauch-Typus, da trat wohl sehr viel neuer Witz an die Rampe, allein das Experiment war verspätet. Auf der Szene wurde mit genialen Anflügen montmartert, aber im Parkett saßen überwiegend die Blasierten aus den Kreisen der „Intellektuaille“, die im Grunde einen guten Börsenwitz doch noch höher einschätzten als den Humor des Kabaretts. Meine eigenen verjährten Sünden fallen mir bei; ich selbst habe dazumal manche Überbrettelei verübt in flegelhaften Szenen und Strophen für öffentliche und private Aufführung; aber niemals mehr in der echten Grundstimmung, und stets mit dem Gefühl, daß ich mich auf Abwege verlor und konstruktiv Späße erkünstelte für eine kitschige Kirmes ohne Volkstümlichkeit. Das jokose Geschmetter, das wir losließen, zeigte fatale Ähnlichkeit mit den Juhus und Holdrios schuhplattelnder Snobs auf den Alpenbällen der Großstadt.

Nach meiner Erinnerung hat dem Berliner Guignol und seiner Vetterschaft von Anfang an die richtige Fühlung mit der sozialen Tiefschicht gefehlt; wir kopierten und überboten die Ausläufer, aber aus dem ursprünglichen Nährboden dieser Kunst wuchs nichts hinzu. Man vergaß, daß auch jene eigenartige und differenzierte Abart, wie sie beispielsweise in den Sprechgesängen der Yvette Guilbert bekannt wurde, nur auf

einem Untergrund sich entwickeln konnte, den die wenig appetitlichen Dungstoffe der Bohème gesättigt hatten. Für diese Vorbedingung waren bei uns im Beginn der Brettlära wenig schriftstellerische Keime vorhanden, vielleicht etwas mehr musikalische. Hin und wieder schlug in den erwähnten Lokalitäten von Nord-Berlin eine melodische Wendung, eine harmonische Überraschung ans Ohr, die das gassenhauerische Einerlei auffallend unterbrach. Auch heute mögen noch, selten genug, derartige tingeltangelnde Rhythmen entstehen, die den sumpfigen Ursprung verraten und sich trotzdem mit geistreichen Wendungen über den Leierkasten erheben. In Betracht kommen hierfür vereinzelte entgleiste Konservatoristen, die nicht den Punkt erreichen, wo man anfängt schlechte Fugen zu schreiben, denen aber gelegentlich eine ganz witzige Kupletmusik einfällt. Spuren solcher Talente sind mir wie gesagt in den Heimstätten der Euterpe vulgivaga begegnet. Wenn sie es nicht über aphoristische Ansätze hinausbrachten, so lag das an den textschmierenden Mitbrüdern, die ihnen keine Anregung zuführten. Sie vermochten nicht einen Stil zu finden, der die Prägung und den Stolz der deklassierten Musik aufgezeigt hätte.

Desto eifriger verbissen sich ihre Polkaschwestern am verstimmten Pianino in den Stolz, mit üblem Verständnis, da sie häufig aus der Ruppigkeit heraus und in die „höhere Richtung" hineinwollten. Da waren überall piepsende Mamsells, die der Sembrich ins Handwerk pfuschten, um den Befähigungsnachweis für die akademische Koloratur zu erbringen. Unter ihnen grassierten der „Parla"-Walzer und etliche ebenso schwierige Opernarien als Kehlkopfkrämpfe, bei denen der Hörer den Vorsatz, Arditi und Bellini vorzutragen, allenfalls erraten konnte. Dieselben Gesangsspenden, in derb-parodistischer Absicht gegeben und mit bewußt komischen Akzenten gewürzt, hätten vielleicht an gewisse Montmartre-Leistungen vom Genre der Bloch und Paquerette erinnert. „Es liegt machmal an einer Kleinigkeit," sang man in einem vielbeklatschten Refrain.

Die Analogie blieb also von allen Seiten gesehen recht unvollkommen, und als ich in den Folgejahren die Pariser Ursprungsstätte wieder aufsuchte, entging mir die Vergleichsmöglichkeit schon aus einem anderen, subjektiven Grunde. Auch das Original gefiel mir nicht mehr und konnte mir nicht gefallen, da ich inzwischen alle Distanz zu dieser Umwelt verloren hatte. Ja es wirbelte und brodelte immer noch in dem Quartier, und man trillerte in den alten Tonarten des Bataclan. Aber die Absicht und Profitgier lag dick aufgetragen obenauf, man spielte Montmartre für die Presse und für die Fremden. Und das Schlimmste: ich selbst war ein gesetzter Herr geworden, der da nicht mehr hineinpaßte und kommendes Unheil bereits vorauswitterte. Das trügerische Jugendgefühl, die Phantasmagorie des internationalen gastfreundlichen Bodens in Paris waren mir längst entschwunden, und durch die fröhlichsten Cris de Paris hörte ich die Untertöne kassandrischer Rufe. Heute vollends hätte ich mich zu fragen: Gehören diese Erinnerungen, um mit Jean Paul zu sprechen, zu dem Paradiese, dem einzigen, aus dem wir nicht vertrieben werden können? gewährt es mir ein Vergnügen, mich in diese Bohèmezeit zurückzuträumen? Die Antwort steht bei Dante: kein größeres Leid als in Betrübnis sich der Glückszeit zu erinnern. Zwischen beiden Meinungen findet die Lehre von der ewigen Wiederkunft Platz: dereinst in unabsehbarer Ferne muß und wird das alles neu erstehen, auch die mythische Insel der Bohème mit ihrer flegelhaften, zauberischen, weisheitstollen Jugendeselei. Und wenn die Ewigkeit bis dahin ein bißchen länglich geraten sollte, so hätte ich doch immerhin schon vierzig Jahre der Wartezeit glücklich überwunden.

Versunkener Halligkof. Von Josef Maria Frank

Wie eine Silberbrücke schimmert der Strand,
Wie ein blaues Sammettuch die See...
Die Mondstrahlen gleiten durch den Sand.
Auf den Wellenkämmen tanzt flockiger Schnee.
Monoton wie eine Trauerweise
Rauscht das Meer bang und leise
Zurück...

Und da hebt sich hoch... algenumpreßt,
Verwaschen, gelockert: Stein um Stein,
Eine Fliese, eine Treppe, ein Mauerrest
Mit einem halben Fensterlein!
Schrill lacht die Möwe! Mit Wünschen und Wollen
Dahin, vorbei, versunken, verschollen...
... ein Glück...?

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann Sudermann: Das Bilderbuch meiner Jugend (Stuttgart 1922) — Karl Trotsche: Söhne der Scholle (Dresden 1922) — Julius Berstl: Hans Hagenbutt (Hamburg 1922) — Walter v. Rummel: Der Reiter und die Frau (München 1922) — Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse (München 1922)



Wer Sudermanns Dramen, mit ganz vereinzelten Ausnahmen (wie „Fritzchen") jahrzehntelang wegen ihrer inneren Unwahrheit und Gemachtheit, wegen der lackierten und geschminkten „Interessantheit" seiner Figuren bekämpfen mußte, empfindet es als eine wahre Genugtuung, wenn er einmal wieder eine Erzählung von ihm besprechen kann. Hier ist Sudermann zwar auch einigemale entgleist, aber er hat dafür Meisterstücke, wie seine Litauischen Geschichten geschrieben, und selbst wo es ihm nicht so glückte, gab er, mehr oder weniger verschleiert, Menschliches, Persönliches. Niemals so reichhaltig wie in seinem neusten Werk. Es ist der erste Teil einer Selbstbiographie, den er **Das Bilderbuch meiner Jugend** nennt. Mit beinahe Rousseauscher Offenheit, aber nicht mit Strindbergscher Schärfe, deckt er hier das erste Vierteljahrhundert seines Lebens auf. Wie er, als Sohn eines ländlichen Bierbrauers in Ostpreußen geboren, von früh auf schwer zu ringen hat. Mit vierzehn Jahren wird er Apothekerlehrling, kann dann aber die Schule in Tilsit wieder besuchen und studiert in Königsberg und Berlin. Er nimmt hier Hauslehrerstellen an, u. a. bei dem Dichter Hans Hopfen, dem er seine ersten dichterischen Versuche geschickt hatte, ist dann vielgeschäftig im Dienst freisinniger Parteipolitik, schreibt nebenher Dramen, Skizzen und Novellen, die vorläufig keine Beachtung finden.

Seine Mutter, eine Kapitänstochter, steht gesellschaftlich eine Stufe höher als sein Vater; mit der ganzen Zartheit kindlicher Liebe ist ihr Bild gezeichnet; aber auch vom Vater, einem meist von Sorgen bedrückten, ringenden Mann, spricht der Sohn mit überzeugender Achtung. Rosig ist Sudermanns Jugend nicht, und er vermeidet es geflissentlich, sie zu schminken. Merkwürdig, daß er auch von seinen „Jugendfreunden" so bitter spricht. Sie verhöhnten freilich den Knaben wegen der von Mutterhand genähten Hose, die hinten einen gar gewaltigen Bausch erhalten hat, und sahen ihn aus diesen wie ähnlichen Gründen wohl etwas über die Achsel an. „Daß mein Elternhaus," erzählt Sudermann, „sich nicht zu den Honoratioren zählen wollte und durfte, sondern im Mittelstande seinen Platz hatte, war der große Schmerz meiner Kindheit. Vielleicht wurzelt in ihm letzten Endes mein Ehrgeiz, mein Trotz, mein Fleiß, mein Streben zur Höhe."

Diese in Selbsterkenntnis ruhende Deutung seines Wesens ist nicht vereinzelt in dem aufschlußreichen Buch. Es blieb immer ein Erdenrest, zu tragen peinlich, von seiner Jugend her in ihm. Der Mann erscheint uns oft wie ein Schatten hinter dem Spiegelbild des Knaben: sein Kopf ist aus den Niederungen einer harten Kindheit, einer schmerzhaften Zurücksetzung emporgerichtet zu den höheren Klassen, den „Honoratioren" und immerfort pocht und hämmert der sehnlichste Wunsch in ihm: „Du mußt hinauf." Natürlich fehlt bei solchen Perspektiven von unten her der rechte Gesichtswinkel und der nötige Abstand, schließlich die Unbefangenheit zu objektiver Darstellung. Manches, was dem Auge nah ist, wird treffend gezeichnet, aber — das ist optisches Gesetz — in vergrößertem Maßstab. An dem, was ferner liegt, ist dafür manches verschoben, in den Ausmaßen verzeichnet, falsch gesehen. Das war freilich auch bei einem Spielhagen der Fall. Nur gaben ihm, dem Sohn eines preußischen Regierungsrates in Magdeburg, sein früh gestärktes Selbstbewußtsein und sein Haß gegen den Adel selbst in der Verzeichnung die gerade Linie, die feste Hand. Ein Fontane wiederum besaß die Bonhomie, die Frohnatur und französische Leichtigkeit seines Vaters als glückliches Erbe; er fand sein Beobachtungsfeld kaum von Wolken getrübt, und schaute darum so klar, porträtierte darum so sicher und lebensecht, statt mit Groll, mit gutem Humor. Sudermann hatte es schwerer. Auch seine späteren Jugenderlebnisse waren wenig geeignet, ihm die zur rein gegenständlichen Schilderung nötige Überlegenheit und Distanz zu geben. Mit jener Offenheit, die überwunden hat, mit nur noch ganz leiser Bitterkeit erzählt er ein bezeichnendes Erlebnis aus seiner ersten Berliner Zeit. Der linkische junge Ostpreuße ist als Hauslehrer zum erstenmal in großer Gesellschaft. Schon ziert ihn sein mächtiger Kinnbart, aber im übrigen ist von dem später zeitweise verhätschelten Modedichter des Berliner Westens wenig an diesem unbeholfenen und ein wenig zudringlichen Riesenjüngling zu bemerken. Ein kleiner literarischer Streit bringt ihn mit Hugo



Berlin um die Jahrhundertwende: Vorfrühling am Landwehrkanal. Gemälde von Prof. Julius Jacob

Lubliner aneinander. Als der junge Ostpreuße einige Zeit darauf der Erstaufführung eines Lustspiels von Lubliner im Schauspielhause beiwohnt, findet er in einer Gesellschaftsszene einen jungen Tölpel, der mit zudringlicher Beflissenheit von einem Gast zum andern geht, um jedem mit einem Bückling anzuvertrauen: „Mein Name ist Schumann. Mein Name ist Schumann." Sudermann wird rot, er fühlt sich nur zu gut getroffen.

Wer den Dichter will verstehn, muß nicht nur in Dichters Lande gehn, er muß auch in seine Kindheit, in seine Jugendeindrücke aufmerksam hineinblicken. Da wird man vieles verstehen, was man früher lediglich als fehlerhaft empfand, und wenn im Kunsturteil das Wort „alles verstehen heißt alles verzeihen" auch keine Geltung hat — denn Fehler bleiben Fehler, gleichviel welches ihr Ursprung ist — so wird man doch menschlich milder über diese Unvollkommenheiten denken und nicht ohne Mitgefühl bei einem so starken Talent Geschmacklosigkeiten, falsche Töne, Verzeichnungen aus ihren Ursachen erklären, nicht zum wenigsten auch ein gewisses „naßforsches" Auftreten, hinter dem sich nur Unsicherheit verbirgt. Nein, leicht hat es Sudermann gewiß nicht gehabt. Aber es wird seinem Schaffen, so hoffen wir, zugute kommen, wenn er sich jetzt als Fünfundsechzigjähriger, und hier wohl zum ersten Male, zu jenem Humor durchgerungen hat, der über den Menschen und Erlebnissen seiner Vergangenheit steht. Noch schmeckt dieser Humor ein bißchen nach Wermut, wenn er etwa erzählt, wie gut er als Apothekerlehrling das Tütendrehen gelernt habe. Er versichert, es noch heute zu können, und hat nicht üble Lust, es Zweiflern zu beweisen. „Diese Kunst wenigstens," fährt er fort, „werden meine Kritiker mir nicht abstreiten können."

Das liegt ihnen gewiß fern... Aber ernsthaft gesprochen, noch etwas anderes werden sie Sudermann nicht abstreiten können, nämlich, daß er in diesem Buch einer der besten Erzähler unserer Zeit ist. Kleine Novellen sind in dies Erinnerungsbuch eingesprengt, die wie Juwelen leuchten. Und auch das übrige weist alle Reize einer eindringlichen, farbenreichen und lebendigen Darstellungskunst auf, es liest sich wie ein an Gehalt und Gestalten reicher Roman, den epische Kraft, frei von inneren Bindungen, geschmiedet hat. So wird, wenn der folgende Band die gleiche Bekenner- und Erzählerfreude, dieselbe Ungeschminktheit und Offenheit aufweist, die deutsche Schriftwelt um ein bedeutendes Memoirenwerk reicher werden — sehr zu wünschen auf einem Felde, wo seit einiger Zeit der Hederich und die Distel nach den eigenen Wuchergesetzen des Unkrauts überhand nehmen.

Auch unter den Erzählungsbüchern, die dieser Winter in erstaunlich großer Menge — angesichts der Herstellungskosten — gebracht hat, überwiegt, alles in allem genommen, das Unkraut. Aber hie und da taucht in altbewährtem Kornschlag auch eine neue Ähre auf, die reife Frucht bringt. Wer hat schon von Karl Trotsche gehört? Offenbar ist er ganz „unliterarisch", und wenn man seinen Roman Söhne der Scholle liest, versteht man das. Denn eine so intime Kenntnis des Mecklenburger Landlebens ist nur dem möglich, der mit ihm aufs innigste verwachsen ist, und wer die Freude, das heimatliche Behagen an der Scholle des Obotritenlandes und ihren Leuten so unverkennbar ausströmt, der ist für die Großstadt und die Literatenzunft auf immer verloren. Seit Fritz Reuters „Stromtid" ist das vorrevolutionäre Leben auf den Gütern Mecklenburgs nicht so echt und wirklichkeitstreu geschildert worden, wie in diesem Roman. Strengen kunstkritischen Anforderungen hält er freilich nicht stand. Trotsche ist als Erzähler noch nicht voll entwickelt. Betrachtet man seine Hauptgestalten, und gerade seine „Helden", den Rittergutsbesitzer Ulrich Staven oder „Jungfer Blumenduft", so wird man ein wenig an die alte Gartenlaube zur Zeit der Marlitt erinnert; aber dafür sind die Nebenfiguren charakteristisch umrissen, wenn auch mehr in ihrer Gesamtheit, als in den einzelnen Porträts. Wer den mecklenburgischen Gutsherrn, vor allem aber den mecklenburgischen Tagelöhner kennen lernen will, wie er wirklich ist, der greife zu den „Söhnen der Scholle". Da ist jedes Wort, das sie sprechen, jede Anschauung, ihr ganzes Tun und Lassen wie in einem klaren Spiegel aufgefangen. Und vor allem der mecklenburgische Humor, der gern neckt und einen kleinen Schabernack spielt, ist unverfälscht und unverwässert. Jener Ulrich Staven wird zu Beginn der Erzählung dem Landadel gegenüber in einen gewissen Gegensatz gebracht; die Hochmütigen unter den „Ritters" sehen ihn ob seiner bürgerlichen Abkunft über die Achsel an, aber die, die auf den Kern blicken, erkennen in ihm bald ihresgleichen trotz des fehlenden „von", und werden ihm Freund. In Wirklichkeit unterscheidet sich Staven auch nicht gerade merklich von den anderen, er trinkt, jagt, reitet, spielt, dabei ist er aber ein tüchtiger und fleißiger Landwirt, der sein Gut kräftig in die Höhe bringt. Seine Liebe zu einer adligen jungen Frau, deren Mann eine der unsympathischsten Figuren des Romans ist, spinnt den eigentlichen Faden der Erzählung, die nicht gerade von großer Erfindungsgabe zeugt. Es kommt zum Duell und der Gatte wird von Staven lebensgefährlich verwundet. An seinem Krankenlager erkennt Ursula, seine Frau, was sie ihm ist und — werden kann. Nach heftigem Seelenkampf zwischen Pflicht und Liebe stellt sie die sachliche Frage: Kannst du, Ulrich Staven, ohne mich leben, oder

gehst du ohne mich zugrunde? Er wird nicht zugrunde gehen — wohl aber der andere, wenn sie nicht bei ihm bleibt. Diese Erwägung, mit niederdeutscher Klarheit und Nüchternheit gestellt, entscheidet; Ursula bleibt bei ihrem Mann; und Ulrich wird die „Jungfer Blumenduft“, die liebliche Pastortochter, heimführen.

Das ist nicht gerade viel an Begebenheiten für ein Buch von 315 Seiten. Aber um diesen mageren Kern schließt sich eine solche Fülle anschaulichen, starken, innigen und heiteren Lebens, daß man doch nicht einen Augenblick lesensmüde wird. Kostbare kleine Geschichten, kennzeichnend für Land und Leute und in jedem Zuge echt, sind in den Bau des Romans wie farbige Kassetten eingefügt, meist humoristisch, aber auch mitunter von tiefem Ernst. So gehört der Tod des alten Bauern Goosmann zum Schönsten und Ergreifendsten, was man in der deutschen Erzählungskunst finden kann. Sein Herr, der Amtmann und Gutsbesitzer, sitzt an seinem Sterbelager und hält seine Hand und sagt wieder „Fritz“ und „du“ zu ihm, wie vor einem Menschenalter, als sie beide noch kleine Spielkameraden waren. Der Sterbende erleichtert sein Herz durch eine Beichte, er hat in der Notwehr einmal einen Franzosen totgeschlagen, niemand weiß davon. Als sein alter Jugendfreund ihn frei von Schuld spricht, da streckt sich Goosmann beruhigt zum Sterben aus. Seine Hand tastet wie im Dunkeln nach der des alten Jugendgespielen: „Gaud Nacht, Fritz — is Schlapentid (Schlafenszeit) — Vadder röppt — morgen will'n wi wedder spelen.“ —

Hier und in mancher anderen Episode ist Trotsche Dichter; nicht so sehr (obwohl er selber offenbar der Meinung ist) in den seitenlangen Natur- und Witterungsschilderungen, die er mit Allegorien und Personifikationen der Elemente, der Pflanzen- und Tierwelt spielerisch schmückt. Ebensowenig in seinen lehrhaften Kommentaren zu den Seelenvorgängen, in seiner direkten Charakteristik und in dem vielen erzählerischen Kleinkram, den er mitunter anhäuft. Wenn er von „Jungfer Blumenduft“ und „Jungfer Sonnenschein“ redet, so ist das mehr süßlich als poetisch, und wenn er in Ursula die Liebe zu Ulrich erblühen läßt, als dieser einen unzufriedenen Tagelöhner durchs geschlossene Fenster auf den Hof wirft, daß die Scheiben splittern, so nimmt das nicht gerade für diese hochgemute Schöne ein, wenn es auch wohl nicht unwahrscheinlich ist.

Sehr wenig von dieser kräftigen Realistik Trotsches, aber dafür sehr viel spinnwebenzarte Dichterphantasie bringt J u l i u s B e r s t l in seinem H a n s H a g e n b u t t, der „kuriosen Geschichte seiner Irrfahrt durchs Diesseits und Jenseits“. Eine märchenhafte Erzählung, von leiser Schwermut, aber auch von feinem Humor und verstohlener Schalkhaftigkeit gewürzt. Das Erdenwallen des armen Wurstls Hans Hagenbutt wird zum Sinnbild für den ewigen Kampf des musischen Menschen mit den Härten und Verführungen des Lebens, für das Ineinanderfließen von Traum und Wirklichkeit. Man sieht die Vorgänge „durch einen Spiegel in einem dunklen Wort“, als ob man sie träumte. Bekannte Vorgänge aus jüngster Zeit dämmern da im Zwielicht einer feinen, verhaltenen Satire auf. Ein Meisterstück in dieser Hinsicht ist die Schilderung der Revolution, durch die der dicke König Balthasar XXVII. entthront wird. Dem Aufrührer Bruzzeltopf, der das große Wort führt, geht es wider die Staatsklugheit, sich an die Spitze eines bewaffneten Haufens zu stellen, auch kennt er weder den König, noch die Treppen und Gänge im Schloß, auf denen er zu erreichen ist. So kommt es, daß der Wurstl Hans Hagenbutt, der diese Zugänge kennt, da er der Prinzessin einmal ein Paar wunderschöne Schuhe gebracht hat, dem Haufen voranstürmte „wie ein angeschossenes Pferd in wilden, verzweifelten Sprüngen durch Gassen und Gäßchen. Die schwarzen, verwachsenen Augenbrauen drohten wie ein gespannter Bogen, aber die glänzenden Kinderaugen irrten so schreckhaft und fassungslos dem wilden Menschenschwarm voraus, daß jeder, der dem seltsamen Aufzug begegnete, in Hagenbutt einen Verfolgten, nicht aber den Anführer einer rebellischen Rotte zu erblicken wähnte.“

In diesem Schicksalslauf erreicht Hans Hagenbutt nicht weniger als einen Königsthron. Während nämlich die „Revoluzzer“ sich, in dem herrlichen Palast angekommen, sogleich darin zerstreuen, die Kostbarkeiten anstaunen und — plündern, ohne noch an den Zweck ihres Kommens zu denken, eilt der Wurstl direkt zum König. Der flieht und läßt die Krone zurück. Bald darauf finden die Rebellen Hans Hagenbutt mit der Krone auf dem Haupt und huldigen ihm. Aber wie Hans zu dieser Krone so ist er früher auch einmal zu einer Untat halb im Traum gekommen. Sie wird jetzt ruchbar, und so schnell er die Krone gewonnen hat, so schnell geht sie ihm wieder verloren. Er wird ins Gefängnis geworfen, entflieht und gelangt in eine schöne Frühlingslandschaft, aus der ein wunderlicher Botaniker ihn wie von ungefähr in den Himmel führt. Hier wird der Wurstl zu seinem Schreck gewahr, daß die Menschen gerade, die ihn auf Erden beunruhigt haben, Wand an Wand mit ihm wohnen. Aber wie hat der Mann mit der Botanisiertrommel doch gesagt: „König ist nur, wer vollkommen ist. Vollkommen aber ist, wer zu lächeln versteht — über die äußeren wie die inneren Dinge, über Erde, Himmel, Hölle, Gott und — sich selbst.“ Damit tröstet sich schließlich der arme Wurstl in seiner neuen Herberge: „Ich muß mich bemühen, dies Lächeln zu erlernen. Wenn ich's aber in mich aufgenommen habe, wird

mich das anklagende Pochen des Nachbars zur Linken nicht mehr aus schimmerndem Frieden scheuchen."

Nicht mehr als Andeutungen kann man von einem solchen Buch geben, in dem Traum und Wirklichkeit fließende Grenzen haben. Es ist ein Märchen für Erwachsene, in dem der Dichter eigene Seelenwandlungen und eigene Lebensphilosophie, eigene Schmerzen und Sehnsüchte zu Sinnbildern gestaltet, die wie Silbernebel im Mondschein vorüberziehen, zwischen Erde und Himmel dahin, beiden zugetan und verhaftet, im Wachen den Boden, im Traum die Wolken streifend. Seltsamen Reiz haben die leisen Übergänge von Trauer zu humorvollem Lächeln, von Bedrücktheit und Erhebung. Ein Buch für stille Geister.

Kräftiger greift Walter v. Rummel ins Leben. Er hat sich seinerzeit vorteilhaft bekannt gemacht durch seine Schweizer Tagebuchaufzeichnungen „Sünden", die in sehr klarer und überzeugender Darstellung nachweisen, wie Deutschland infolge der Unfähigkeit seiner Berufenen der Katastrophe ausgeliefert wurde. In seiner vorliegenden Erzählung Der Reiter und die Frau kehrt Rummel zwar wieder in die Gegend von Bern zurück, wo er 1917 und 1918 jenes Tagebuch schrieb, aber zugleich in die Welt des Rokoko. Frau Maria Rose, die Frau eines französisch gesinnten Westschweizers findet den seit acht Jahren verschollenen Geliebten Ried, einen Deutsch-Schweizer und ehemaligen preußischen Reiteroffizier wieder. Im ersten Augenblick von der Erinnerung überwältigt, scheint sie ihm wieder zu gehören, aber sie besinnt sich auf ihre Frauenehre und schreibt dem Geliebten die Grenzen ihres Verkehrs, wenn er überhaupt fortgesetzt werden soll, sehr bestimmt vor. Ried läßt sich nicht so leicht abweisen. Er geht zwar auf ihre Bedingungen ein, aber in der Stille setzt er den Plan ihrer Wiedereroberung fort, es gelingt ihm, ihren Mann einer Schurkerei zu überführen — er wollte den Nebenbuhler ermorden lassen — und sie flieht mit ihm, um, freilich erst nach neuen Hemmungen, die schließlich durch ein Säbelduell zwischen den beiden Männern beseitigt werden, die Seine zu werden. Rummels Darstellungsart ist etwas spröde und zurückhaltend, aber von solider Kraft; man wird mitunter an den Novellenstil Heinrichs v. Kleist erinnert, so in der Bestimmtheit, mit der die Handlung entwickelt wird, nur daß die Sprache seiner Personen etwas gemacht klingt, man merkt das Bestreben, die Ausdrucksweise jener entlegenen Zeit zu treffen. Im ganzen eine ernste, tüchtige Erzählung, die dem Verfasser neue Freunde gewinnen wird.

Die nicht unbeträchtliche Anzahl von Sammlungen deutscher Dichterbriefe ist um einen stattlichen Band vermehrt worden durch den Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Das Beste, was man von diesem Austausch sagen kann, ist, daß beide auch in ihren Briefen Dichter, beide aber auch klare, warmherzige und vornehme Menschen sind. So bleibt das Lesen ein Genuß: man befindet sich unausgesetzt in der besten Gesellschaft und erlebt zugleich ein höchst anziehendes Stück deutscher Literaturgeschichte. Herausgegeben ist der Band von Erich Petzet, der dem Ganzen ein literarhistorisches Gefüge gegeben hat: durch eine einleitende Lebensgeschichte der Briefschreiber, durch Anmerkungen zu den einzelnen Briefen, die sich ebenso durch Knappheit wie durch Fleiß auszeichnen. Das stattliche Buch beginnt mit einem kleinen Meisterstück der Erzählungskunst, mit einer lebensprühenden Darstellung der Berliner Revolution von 1848 durch Heyse. Aber bald werden äußere Ereignisse von innerem und von literarischem Gedankenaustausch verdrängt. Geibel war fünfzehn Jahre älter als Heyse, dem, gerade am Beginn seiner Ruhmeslaufbahn, es sichtlich erwünscht war, im erfahrenen Freunde, der schon im vierten Lebensjahrzehnt stand, einen fachkundigen Berater zu finden. Geibel hat zeit seines Lebens mit wohlwollendem und scharfem Auge unter den Talenten seiner Zeit Umschau gehalten. Wie in Hermann Lingg so hatte er auch in Paul Heyse früh die große Begabung erkannt und ihn in das Kuglersche Haus in Berlin, in den Tunnel über der Spree eingeführt, den bekannten Dichterkreis, dem auch Storm, Strachwitz, Fontane angehörten. Er hat ihn später auch nach München gezogen und in die berühmte Tafelrunde Maximilians II. und bei den „Krokodilen" heimisch gemacht. In diesen Briefen liegt namentlich für den Literaturfreund ein sehr umfangreiches Material vor, dessen Benutzung durch ein alphabetisches Register erleichtert wird. Die beiden Briefschreiber tauschen nicht nur ihre Pläne und Entwürfe, sondern auch ihre Urteile über die zeitgenössischen Dichter aus. Paul Heyses ganzes Schaffen von den frühsten Anfängen durch ein Menschenalter der Entwicklung wird in diesen Briefen erörtert und von Geibel beraten, wir sehen Heyses beste und bekannteste Werke durch das sanfte Fegefeuer freundschaftlicher Kritik ziehen, und manche umstrittene Kunstfrage wird mit Geist und fachmännischem Urteil erörtert, so daß ein wahres Lehrbuch der Poetik und Ästhetik entstanden ist. Dabei wird das Menschliche nicht vernachlässigt, Herz und Geist, Witz, Humor und dichterische Anmut strahlen aus diesen Briefen, namentlich in unserer Zeit, wo das Briefeschreiben einer verschollenen Sage gleicht, doppelt erquicklich und erhebend.

Illustrierte Rundschau

Handgemaltes Morgenkleid von Lilli Henschel, Berlin — Bildwerke in Bronze und Holz von Hermann Geibel — Klavierkonzert. Scherenschnitte von Wilhelm Repsold — Gymnastische Übungen — Zu unsern Bildern

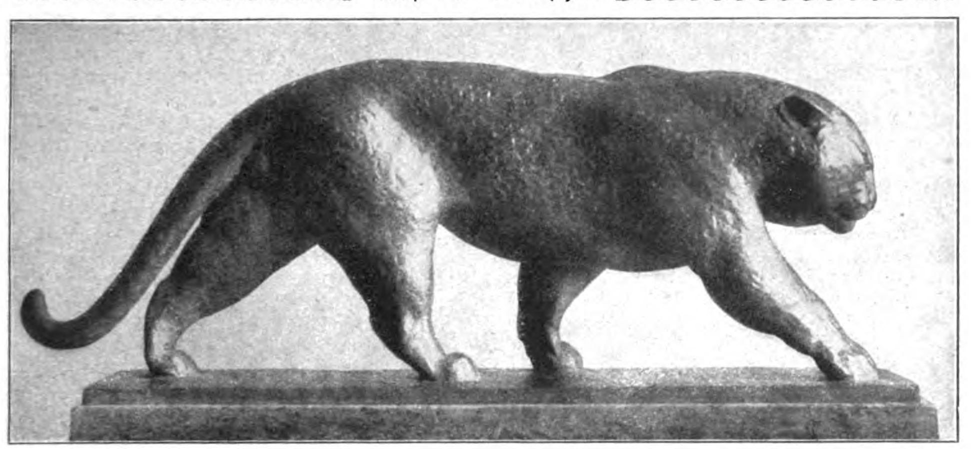
Noch nie waren die Taschen der Deutschen so leer wie in diesem Jahre — und kaum je zuvor boten die Auslagen der kunstgewerblichen Werkstätten so kostbare Arbeiten! Die Münchener Gewerbeschau, die uns mit neuen Hoffnungen für deutsches Schaffen erfüllte, ließ ja auch schon in jedem deutschen Besucher die seufzende Frage aufkommen: Wer von uns kann sich all die Herrlichkeiten denn noch leisten? Aber nun ist Deutschland ganz verarmt, und was unser Fleiß, unsere Kunst, unser Geist und unser Talent schafft und wirkt, wandert ins Ausland — wo es leider nicht immer in die rechten Hände gelangt. Aber des deutschen Fleißes und der deutschen Kunst, die unermüdlich neue, schöne Köstlichkeiten schöpft, dürfen wir uns trotzdem freuen. Wenn wir das handgemalte Morgenkleid aus der Berliner kunstgewerblichen Werkstatt von Lilli Henschel hier wiedergeben, so bringt es nur den millionsten Teil des künstlerischen Könnens unserer talentbegabten deutschen Kunstgewerblerinnen, deren sich unsere Zeit rühmen darf, zur Anschauung. Auf allen Gebieten der Mode rührt sich's. Sind auch die Mittel nicht vorhanden, um durch ganze Wolken zartester Gewebe zu überraschen: kunstgeübte Hände bemühen sich, Einzelstücke von besonders erlesener Kostbarkeit zu schaffen. Die deutsche Qualität muß und wird im Ausland siegen.



⊠ Handgemaltes Morgenkleid. Von Lilli Henschel, Berlin ⊠

⊠ ⊠ ⊠

Wir würden Hermann Geibel, dem Schöpfer des Bildwerkes „Erwachen", das unsere Hefte in der Kunstbeilage zwischen S. 80 u. 81 wiedergeben und das den jungen Freiburger Bildhauer in voller Herrschaft über die freie, plastische Entfaltung eines edeln Körpers verrät, nicht voll gerecht werden, wenn wir ihn unseren Freunden nicht zugleich auf dem Gebiet zeigten, von dem seine starke und ursprüngliche Be-



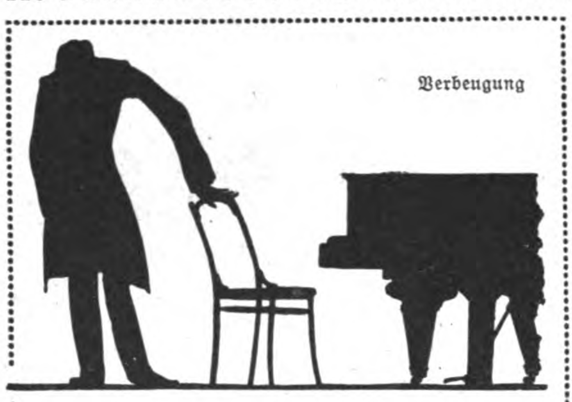
gabung ausging: auf dem der Tierplastik. Geibel ist Stilist, aber er ward es erst, nachdem er in strenger naturalistischer Schule Form und Bewegung der Lebewesen völlig beherrschen gelernt hat. Auf der Dresdener und Münchener Kunstschule widmete er sich hauptsächlich dem Naturstudium der Tiere. Seine Modelle fand er im Münchener Zoologischen Garten. Aus den ersten Erfolgen riß ihn, den Fünfundzwanzigjährigen, der Krieg ins Feld. Das härteste Los traf hier den Bildner: er kehrte mit zerschossener Rechten heim. Geibel verzweifelte trotzdem nicht, er begann mit der Linken zu zeichnen und zu modellieren. Nach einem Jahre wagte er sich dann an eine neue Aufgabe: er dachte sich Handwerkszeug mit besonderer Handhabung aus, die seine Rechte wieder zum künstlerischen Schaffen befähigen sollte. Die Griffe von Messer, Hammer und Meißel schnitzte er sich selbst. Mit neuem Ernst, neuem Aufschwung, neuem Feuer widmete er sich seinem Werk. Der Naturalist hatte sich inzwischen aber geklärt, vertieft, durchgeistigt. Die Einzelheit ist ihm unwichtig geworden. Hauptaufgabe ist es ihm, „das Dreidimensionale in seiner vollen Eigenart herauszustellen und sich auswirken zu lassen.“ Geibels „Magdalena“ zeigt das Bestreben möglichster Vereinfachung in schöner Reife, ohne jede Härte. Der lebendigste Eindruck der Bewegung geht von seinem bronzenen Panther aus, den wir hier wiedergeben. Auch ein laufender Löwe, ein junger Bär zeigen dieselben Vorzüge. Ein von ihm noch vor dem Krieg geschaffener Adler krönt den Haupteingang zu dem von Professor Kreis erbauten Genesungsheim auf dem Plättig im badischen Schwarzwald.



Magdalena. Holzbildwerk. Oben: Panther. Bronze. Von Hermann Geibel

❀ ❀ ❀

Den lustigen Aufschlag mit den sechs Scherenschnitten von W. Repsold „Das Klavierkonzert“ wird jeder Leser, der die köstlichen Spottverse über Anton Notenquetscher kennt, unwillkürlich mit deren Verfasser Alexander


Verbeugung

Moszkowski in Verbindung bringen, der in diesem Heft aus seinen Pariser Bohèmezeiten, seinen „verspäteten Flegeljahren" plaudert. Aber Repsolds Scherenschnitt-Folge, von der wir eine verkleinerte Wiedergabe bringen, ist vollkommen selbständig entstanden — nur ist sie von demselben köstlichen Humor beseelt, sie weist dieselbe treffsichere Beobachtungsgabe auf. Daß ein Humorist im Grunde immer ein ernster Mann ist — und daß sein Schaffen nur dann die ansprechende Leichtigkeit zeigt, wenn er die ernstesten Studien abgeschlossen hat, ist bekannt; Wilhelm Busch ist der klassische Zeuge. Außer seinen Schattenrissen zu Andersens Märchen, zum Till Eulenspiegel und Don Quixote hat Repsold auch ernste Graphik geschaffen, so z. B. die Friesbilder industrieller Bauten für den „Stahlwerksverband" auf der Iba in Leipzig. Auch als Bildhauer hat er sich mit Erfolg betätigt: Grabmale, Bildnisbüsten, Kleinplastiken in Bronze und Keramik stammen von seiner Hand.

⌘ ⌘ ⌘


Largo

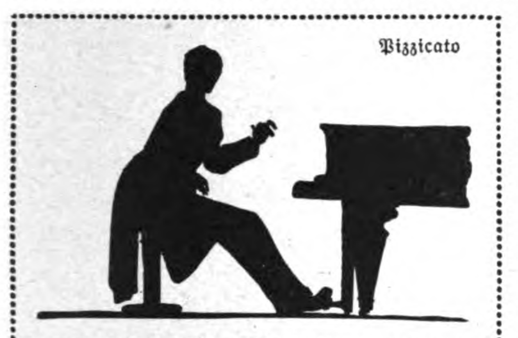
Die letzte Seite unserer Rundschau zeigt zwei Aufnahmen der Deutschen Sportschule in Frankfurt a. M. Es ist eine Freude, diese kraftvollen, sportlich durchgearbeiteten, durch Luft und Wasser abgehärteten Jünglingsgestalten bei ihren gymnastischen Übungen mit dem Ball und dem diskusähnlichen Handschwinger arbeiten zu sehen. Unsern Studenten, jungen Fabrikarbeitern, Kaufleuten und Landsöhnen gibt die Deutsche Sportschule ein beherzigenswertes Musterbeispiel. Gesunde, sehnige Körper zu erziehen, ist ihr einziges Programm, in dem aber alles andere Gute enthalten ist: Abkehr von der Kneipe und vom Rauchklub, vom Mißbrauch von Alkohol und Tabak. Trotz aller Not und Bedrängnis will Deutschland ein starkes und schönes Geschlecht — nun erst recht!

⌘ ⌘ ⌘

Der Maler unseres Titelbildes, Friedrich Skell, ist wohl vielen unserer Leser ein Neuer. Sein „Schleppfischer" ist ein ungemein kraftvolles Werk, das bei seinem ersten Erscheinen in Brakls Kunsthaus in München berechtigtes Aufsehen erregt hat. Mehr noch als die kühne Farbe ist es der mächtige Rhythmus in der Bewegung, was den Beschauer sofort gefesselt hält. — Mit einem meisterlichen Bildnis ist Professor Fritz


Scherzando

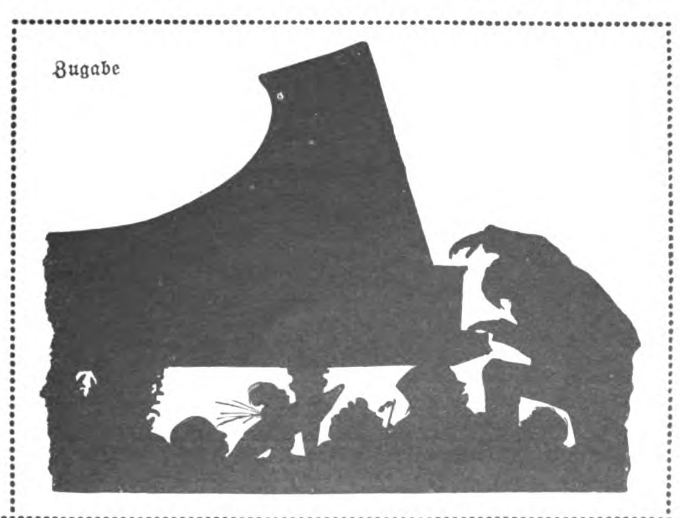
Aus einer Scherenschnitt-Folge „Das Klavierkonzert" von Wilhelm Repsold, Berlin



Pizzicato

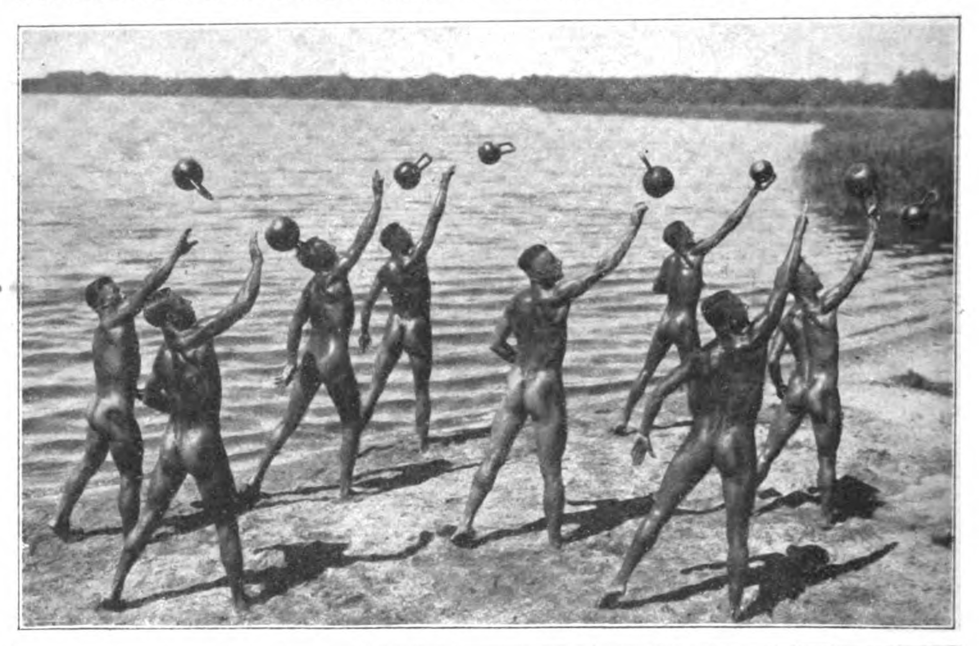
Rhein (zw. S. 44 u. 45) vertreten. Er hat den feinen, fesselnden Kunstgelehrtenkopf des Geheimrats Prof. Dr. Ludwig Justi mit wundervoller Lichtverteilung und liebevollem Eingehen auf die geistigen Werte in Auge, Schläfen, Ausdruck und Haltung dargestellt. Justi, der jetzige Direktor der Berliner Nationalgalerie, 1876 in Marburg geboren, promovierte als 22jähriger in Bonn, las als 25jähriger an der Berliner Universität, ward im folgenden Jahr Professor für mittelalterliche und neuere Kunstgeschichte in Halle, das Jahr darauf Direktor des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt a. M. Noch nicht 30jährig ward er als erster ständiger Sekretär an die Kgl. Akademie der Künste nach Berlin berufen. — Harold Bengen ist einer von den wenigen Meistern der Bildniskunst, die es verstehen, eine moderne Frau im Schmuck von Samt und Perlenkette und andern schönen Modezutaten darzustellen, ohne die Persönlichkeit vom Beiwerk erdrücken zu lassen (zw. S. 8 u. 9). — Drei stark empfundene Landschaftsbilder folgen den Bildnissen in der Reihe unserer Kunstbeilagen: Karl Boehmes farbenstarke und lebendige Marine „Das Feuerschiff“ (zw. S. 16 u. 17), Peter Paul Müllers stimmungszarte Ölstudie „Am Wiesenbach“ (zw. S 64 u. 65) und Professor Julius Jacobs aus dem behaglichen Vorkriegsleben des immer lockenden, immer festlichen Berlins geschöpftes Landschaftsbild mit Reitern und Spaziergängern „Vorfrühling am Landwehrkanal“ (zw. S. 104 u. 105). — Und ein farbenfreudiges, in festlichen Tönen anlockendes Stilleben des Grazers Leo Scheu (zw. S. 96 u. 97) schließt die bunte Folge ab. Es ist der Schriftleitung ein Herzensbedürfnis, dem Münchener Landschafter Peter Paul Müller, dessen zahlreiche Verehrer soeben seinen 70. Geburtstag gefeiert haben, einen warmen Gruß zu senden. H. G.

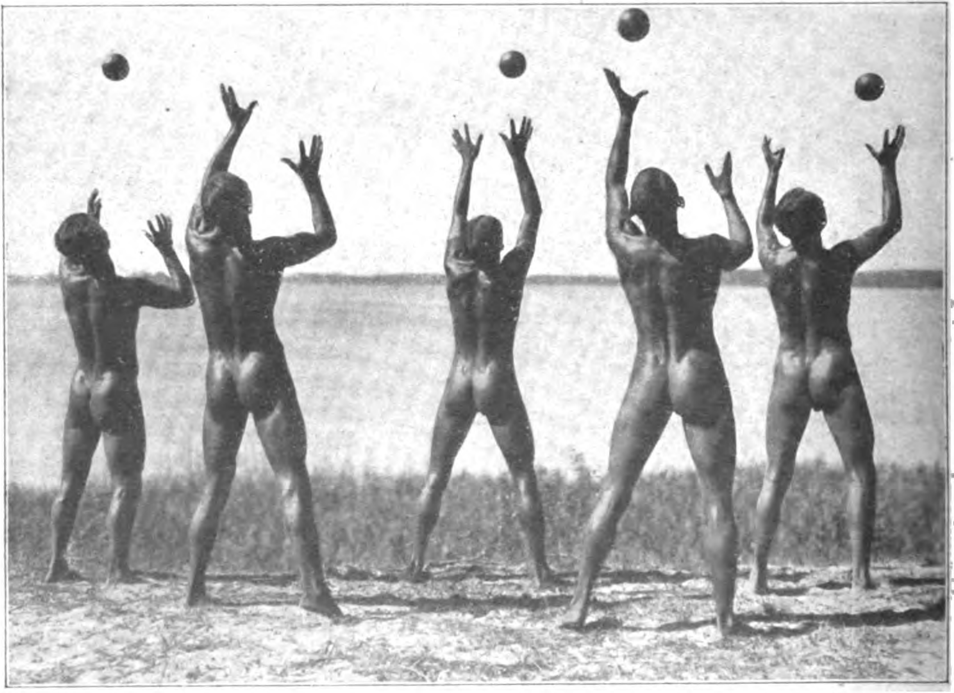
Schluß. Garderobe



Zugabe

Aus einer Scherenschnitt-Folge „Das Klavierkonzert“ von Wilhelm Repsold, Berlin





Gymnastische Übungen mit Gerät im Freien. Deutsche Sportschule in Frankfurt a. Main

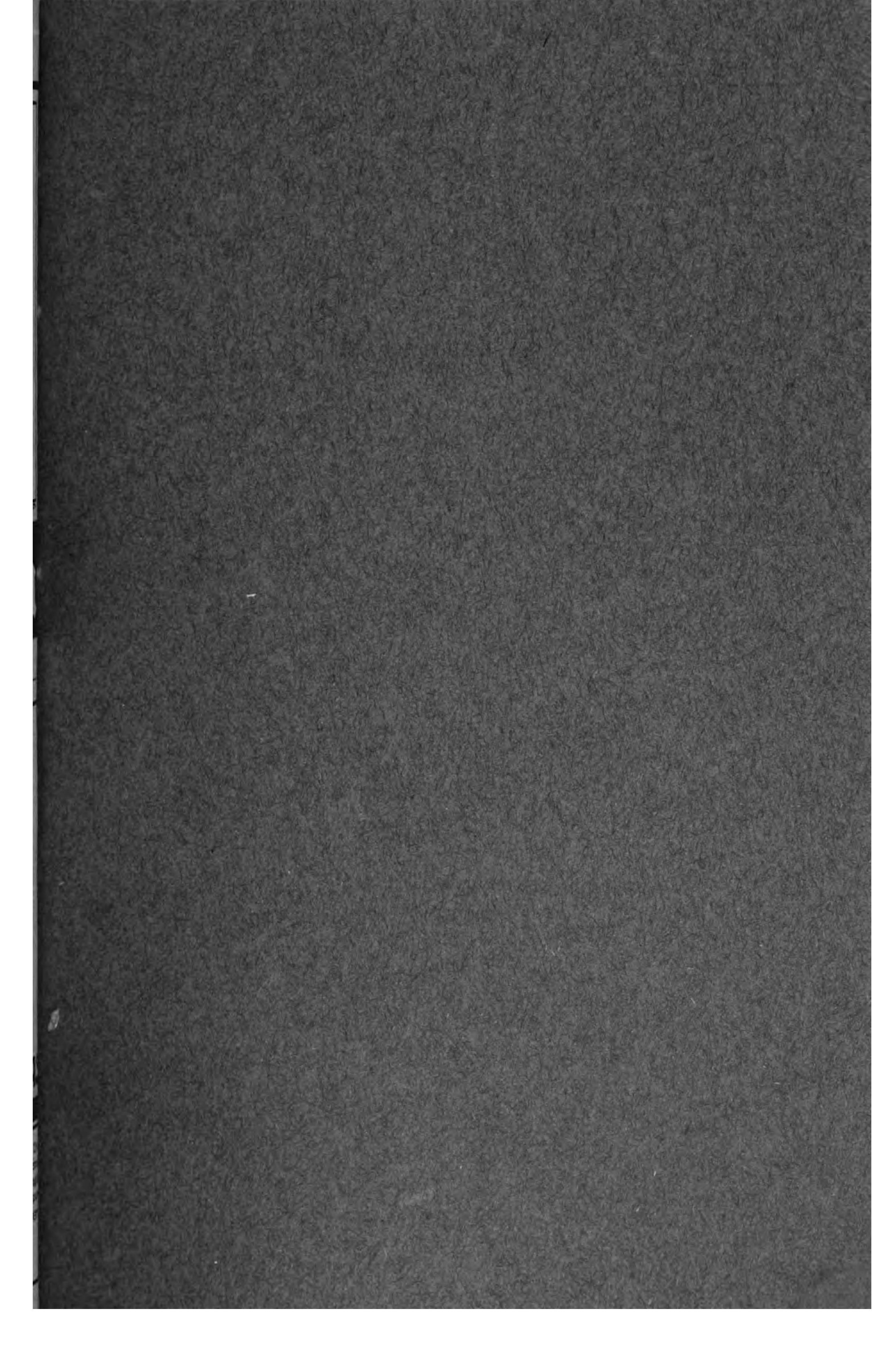
Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: **Friese & Lang** in **Wien** I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & **Klasings** Monatsheften in Berlin W 50

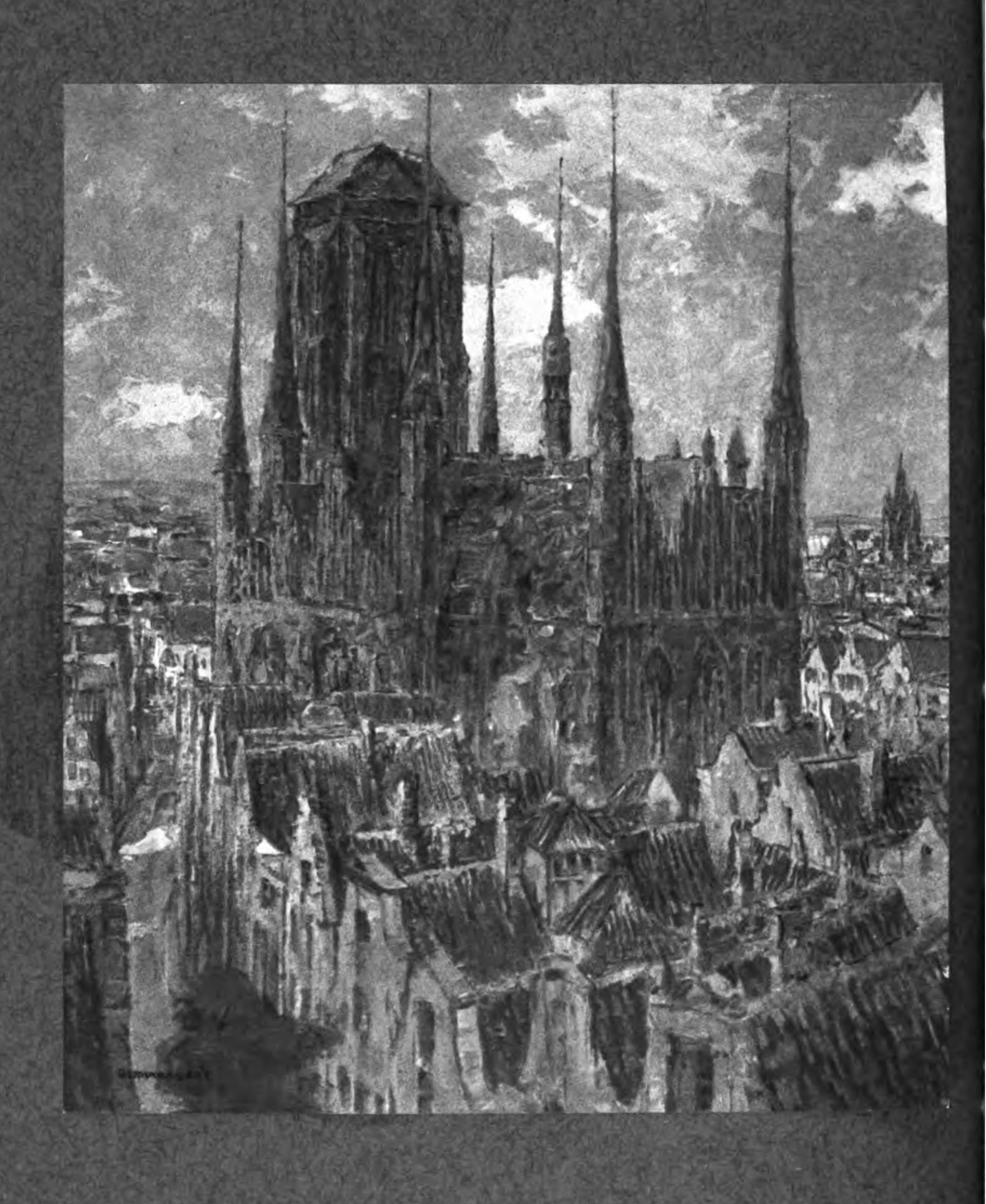

H·BAHLSENS
KEKS-FABRIK
HANNOVER
TET
LEIBNIZ-
KEKS
ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREIBUTTER!

37. Jahrg. / April 1923 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien





Marienkirche zu Danzig. Gemälde von Gerhard Graf
(Aus Schultes Kunstausstellung, Berlin)



ünther Ambach und die Baronin

Roman von Georg Wasner

Althof

> Der Wanderschritt des Lebens
> Ist noch ein leichter Tanz,
> Ich gehe wie im Reigen
> Mit einem frischen Kranz.
>
> C. F. Meyer

Ferien

ünther Ambach stand in der doppel-
seitigen Gitterpforte, lehnte mit der
rechten Schulter an dem veranker-
ten Mittelpfosten und schwenkte mit
inken Hand den drehbaren Türflügel
am hin und her. Zugleich blickte er die
elmstraße hinab und hinauf, und immer,
seine Augen die Richtung wechselten,
en sie drüben, auf der andern Straßen-
den hohen Bretterzaun, über dem das
Schindeldach des Gartenhauses und
ollen, schweren Juliwipfel die durch die
itigen Häuser schon verdeckte Sonne
noch erreichten. Sonst war nicht viel
en, jeweils kaum mehr als drei oder
Menschen auf einmal. Aber er kannte
le und wußte von jedem etwas, auf
Grunde dessen, daß übermorgen die
en Ferien begannen, genügte es seinen
hn Jahren vollauf.

einiges später erschien unten, am Ende
traße, ein Gefährt: zwei helle Füchse
in offener, leichter Wagen. Beim Ein-
funkelte die Sonne auf den Neusilber-
ägen der Geschirre, dann tauchte das
werk in den Schatten und kam auf
ch zu, und die hohen, weißen Beine
iere hoben und senkten sich, als säßen
erke in ihren Gelenken.

Unwillkürlich hatte Ambach den Torflügel gelassen und die Schulter vom Pfosten genommen. Als sich zufällig der Kutscher zur Seite beugte und der Blick in den tiefer gelegenen Fond des Wagens frei wurde, hob er erstaunt auch den Kopf. Wie gut er Wagen und Pferde kannte, niemals hatte er bisher die Dame gesehen, die da in der Ecke saß, sehr bequem, als säße sie im Zimmer in einem Sessel. Sie hatte den rechten Arm auf die Seitenlehne gelegt und trug zu ihrem grauen Staubmantel einen Hut mit weißen, wehenden Federn.

Der Kutscher nahm die Leinen kürzer, die Füchse, die solange in der Mitte der Straße getrabt waren, bogen nach rechts herüber und mäßigten ihr Tempo. Wie sie in Schritt fielen, drehte der Kutscher sich zu der Dame um und sagte:

„Tat is he."

Auf den Zoll genau hielt der Wagen vor der Pforte.

Die Dame änderte ihre Haltung nicht, sah Ambach aber an und fragte: „Sie sind Herr Ambach?"

„Jawohl," antwortete er mit einer kleinen Verbeugung, stieg die einzige Steinstufe, um die sich die Pforte über das Trottoir erhob, herab und kam mit dem Hute in der Hand heran.

„Mama schickt mich," begann sie von neuem. „Ich soll Sie fragen, ob Sie die Ferien über zu uns herauskommen wollen?"

„Ach so," sagte er nach einigem Schweigen,

währenddem er sie weiter angesehen hatte, und warf wie einer, dem eben etwas eingefallen ist, den Kopf hoch. „Ja, ich bin die Tochter," bestätigte sie. „Und nun ... Genügt es, daß ich Ihnen die Einladung übermittele, oder soll ich auch mit Ihrer Frau Mutter sprechen?"

„Das ist nicht erst nötig," entgegnete er schnell, so daß es klang, als ob er Weiterungen vorbeugen wollte. „Nicht?" Sie lachte. „Also, da empfehlen Sie mich wenigstens. Und am Montag. Um vier Uhr wird der Wagen im Kronprinzen sein. Und was Mama Ihnen noch sagen läßt: es kommen auch noch andere junge Leute. Sie brauchen also nicht zu befürchten, daß Sie sich langweilen werden."

Ambach fühlte, wie weich das Leder ihres rehbraunen Handschuhes war. Der Wagen bog unten um die Ecke. Er trat langsam vom Trottoir in die Pforte zurück. Doch blieb er hier nicht mehr stehen, sondern ging den schmalen Gang zwischen Garten und Haus entlang, um seiner Mutter die Einladung mitzuteilen. Dabei beschäftigte es ihn, daß man auf Althof zwar immer nur von „Anna" gesprochen hatte, daß er aber doch wußte, die älteste Tochter war in Rußland an einen Baron Rothe verheiratet. Er hatte also zum erstenmal in seinem Leben mit einer Baronin geredet. Nachträglich erschien ihm das verwunderlich.

⌘ ⌘ ⌘

Althof lag zwei Meilen von der Stadt entfernt, gen Norden, in der Gerstengegend. Auch lag es im Scheitelpunkt der dicht an Hof und Garten vorüberführenden Chaussee, und diese erhöhte Lage setzte sich nach hinten zu bis zur königlichen Forst fort und hing mit dem Gerstenboden zusammen. Zu Althof in Beziehung getreten war Ambach durch den jüngsten Sohn des Hauses, Alfred, einen Obertertianer, dem er seit anderthalb Jahren Nachhilfestunden gab. Infolgedessen war er auch schon in den vorigen Großen Ferien hier draußen gewesen, hatte im letzten Winter ein paar kleine Gesellschaften mitgemacht und spähte jetzt scharf zu der an der Giebelseite des Wohnhauses angebauten Veranda hin, wie er auf den Gutshof einfuhr.

Es waren insgesamt fünf Damen, die auf der Veranda saßen. Frau Bergstrand, die Hausfrau, die drei Gäste: Tante Rost aus Königsberg, Tante Friedland aus Hamburg und Tante von Rauch aus Kurland und das kleine verwachsene Fräulein Jettchen, Vertraute Frau Bergstrands und Oberfaktotum. Sie hatten ihre Unterhaltung abgebrochen und die Köpfe dem Wagen zugedreht, und Frau Bergstrand, die von dorther stammte, wohin ihre älteste Tochter geheiratet hatte, aus den ehemals russischen Ostseeprovinzen, und eine geborene von Mehlem war, fuhr auf und rief: „Herrgott, das habe ich ja ganz vergessen."

Weil man beim Kauf des Gutes den Hausflur zum Eßzimmer umgewandelt hatte, war es nötig gewesen, dem Hause einen Vorbau vorzusetzen. Frau Bergstrand hatte im Vorübergehen im Wohnzimmer auf den Klingelknopf gedrückt und betrat die Halbrotunde dieses Vorbaus. Gleichzeitig öffnete sich von außen die schwere Eichentür. Hinter der ersten Hälfte eines hellgelben Koffers erschien gebückt und behindert Ambach.

„Lassen Sie nur, die Minna kommt gleich," sagte Frau Bergstrand, nachdem er sein Sprüchlein hergebetet hatte, und sah ihm, den Kopf zurückgelegt, mit Wohlgefallen in das junge Gesicht. „Sie bekommen ein eignes Zimmer," setzte sie hinzu und klopfte ihm die runde Wange, und als er mit der Minna schon an der Tür zur Treppe war, rief sie ihm noch nach: „Die andern sind auf der Kegelbahn."

„Brauchen Sie sonst noch was, jung' Herr," fragte die Minna oben in dem schmalen, einfenstrigen Zimmer und sah Ambach mit ihren kleinen, hellblauen Litaueraugen erwartungsvoll an. Er schüttelte den Kopf, fragte aber doch, mit dem Kinn auf die Verbindungstür zum Nebenzimmer weisend: „Wer logiert dort?"

„Der Herr, den uns' ältester junger Herr mit aus Berlin gebracht hat," antworte die Minna.

So, Ernst, der Pianist, war auch da. Ambach kannte ihn vom Vorjahre her.

Die Minna aber glaubte vollständig sein zu müssen, zeigte durch die offengelassene Tür zum Korridor und fuhr fort: „Da schläft uns' junge Frau."

„Ach," sagte Ambach und betrachtete die weiß lackierte Tür der seinigen gegenüber und die gemusterte Glasscheibe, die das oberste Drittel der Tür ausfüllte. „Ja, da schläft sie," stellte die Minna noch einmal fest, „und die andern schlafen in den andern Zimmern, immer zu einem. Man die zwei jungen Herren aus Königsberg schlafen auf dem Boden zusammen, aber sie schlafen auch ganz schön. Ohne die Male geh' ich schon gar nicht mehr 'rauf."

„Nicht?" fragte Ambach und wollte fortfahren: ‚Warum denn nicht?' Doch es war ihm, als ob er mit der Minna genug geplaudert hätte, er sagte: „Danke. Mehr brauche ich nicht," und nickte verabschiedend. Dann machte er sich ans Auspacken, bürstete sich ab und wusch sich die Hände, und draußen

auf dem Korridor betrachtete er noch einmal die Tür mit der gemusterten Scheibe und freute sich darüber, daß die Baronin auch hier oben und noch dazu so in seiner Nähe untergebracht war.

❧ ❧ ❧

Ambach war den Tanten auf der Veranda vorgestellt worden und hatte auf das geantwortet, was man ihn fragte, jetzt stieg er die kleine Holztreppe hinab, die in den Garten führte. Der war groß, ziemlich nüchtern und zerfiel in drei Teile. Das Glanzstück des untersten, des Blumenteiles, war der Weg, der parallel zum Zaune und der dahinterliegenden Chaussee von der Veranda zum Lindenrondell führte und mit gutem Recht der Rosenweg hieß. Es folgte auf halber Höhe der Grasgarten mit vielen Birn- und Apfelbäumen, und den Schluß bis zu dem hohen, geschlossenen Lattenzaun der Rückseite machte der Gemüsegarten mit seinen langen Spargelbeeten, seinen noch längeren Reihen von Beerensträuchern und seinen scharfen Gerüchen. Hier an der Seite lag die Kegelbahn.

Ambach war noch im Grasgarten, als er von rechts her lautes Geschrei hörte. Wie er vom vorigen Jahre wußte, ertönte das immer nur bei einer Neune oder einem Rehbock.

Unwillkürlich beschleunigte er seinen Schritt. Aber als er den Querweg erreichte, der direkt zur Kegelbahn führte, und durch die weitgeöffnete Glastür und die Fenster die Menge der Spieler wahrnahm, geriet er in denjenigen Zustand, in dem ein einzelner, besonders wenn er jung ist, sich einem Kreise nähert, der durch seine Fröhlichkeit beweist, daß er sich als Ganzes fühlt.

Auf die Schwelle tretend, erblickte er aber nur Rücken. Selbst der älteste Sohn Ernst, der Pianist, der an der großen, schwarzen Tafel saß und die Würfe aufschrieb, hatte sich weit nach links vorgebeugt, so daß sein langes Haar pendelte. Dann fuhr unten die Kugel in die Kegel, jemand rief: „Sieben Gute," und die zusammengedrängten Körper und Köpfe trennten sich.

Der erste, der Ambach bemerkte, war Herr Bergstrand. „J du, bewahre. Sind Sie schon da," sagte er und lachte durch die gedrungene Nase. Herr Bergstrand war mit vielen immer noch zierlichen „St", mit goldener Brille und kurz gehaltenem, stark graugemischten Vollbart Hamburger von Geburt. Er schüttelte Ambach die Hand und sprach weiter zu ihm; der aber schaute schon an ihm vorbei auf die andern.

Es waren deren noch zehn. Neben den vier Kindern Herrn Bergstrands — außer Ernst, der Baronin Anna und Alfred gab es noch eine Tochter Lili, untersetzt und mit einem kurzen, dicken Zopfe auf dem Rücken — neben ihnen waren anwesend: Lisbeth Friedland und Klara Panzer, beide in Lilis Alter und jene mit dunkeln Augen und dunkeln Haaren, diese mit hellen Augen und einer Rose im Gürtel; deren Brüder Hugo und Georg Panzer, Zwillinge und ebenfalls Oberprimaner, aber, wie die Minna schon erwähnt hatte, aus Königsberg; ferner Onkel August, Herrn Bergstrands englisch glattrasierter Bruder; und Herr Denis, Impresario Ernsts, ein Schweizer, der nicht ganz so alt wie Onkel August war, aber auch nicht mehr jung, und der zu gleichfalls langem Haar einen blonden Knebelbart trug.

Nachdem Ambach auch hier vorgestellt worden war, zog er sich in die Ecke neben der großen, schwarzen Tafel zurück. Allmählich fiel ihm aber doch allerlei auf. Onkel August steckte sich immer erst den rechten Rockflügel unter den linken, ehe er schob; Lisbeth Friedland warf mit beiden Händen, Alfred stellte sich hinter sie und pustete aus Leibeskräften; der dicke Zopf seiner Schwester Lili wackelte, wenn sie mit der Kugel mitlief. Und als die Baronin, die solange drüben an der Wand auf einer Bank gesessen hatte, an die Reihe kam, überraschte ihn nicht nur ihre Größe, sondern er meinte auch, es sähe bei ihr anders aus, wenn sie sich in ihrem schwarz- und weißgestreiften Batistkleide bückte und aufrichtete, als bei den jungen Mädchen.

Schließlich und als letzter wurde er aufgerufen. „Werfen Sie gut, sonst verlieren wir," sagte die Baronin zu ihm. Um den Kegelschlag hatte er sich bisher nicht sehr bekümmert, doch versprach er: „Jawohl," und warf Bataillon. „Das ist nicht viel," meinte sie. Er war davon überzeugt und zog die Brauen zusammen. Dieses Mal war es ein Kegel mehr, Grenadier. „Halt," rief sie jetzt, „warten Sie erst," und fragte ihren Bruder: „Ernst, wie steht's?" Der zählte zusammen und erklärte: „Nur eine Neune macht's noch."

„Also," sagte sie und sah Ambach auffordernd wieder an. Er antwortete abermals: „Jawohl," tauchte die Fingerspitzen in die Wasserschale und erinnerte sich, daß er im vorigen Jahr unter seinen drei Würfen mindestens immer eine Neune gehabt hatte.

Es war nicht nur der Wurf, der den Satz beendete, es war auch der Wurf, der das Spiel entschied. Während Ambach in dem Gefühl, Träger einer nicht unbeträchtlichen Verantwortung zu sein, das Mittelbrett visierte und dabei ein eigensinniges Gesicht machte, war plötzlich eine Spannung da.

Körper und Köpfe drängten sich wie vorhin aneinander, das Gespräch verstummte. Und Ambach bückte sich, hielt bis zum letzten Augenblick das Gesicht geradeaus gerichtet und warf. Die Kugel lief auf der rechten Kante entlang, ging, gut gedreht, nach links, passierte die gefährliche Ausbruchsstelle und kehrte nach rechts zurück. Eben wollte sie sich nochmals nach links wenden, als sie die Kegel erreichte. Prasselnd fielen sie zusammen.

Ambach unterdrückte ein stolzes Lächeln und drehte sich um. Dabei suchten seine Augen die der Baronin. Sie sah ihn schon an, und kaum trafen sich ihre Blicke, so verspürte er am Rückgrat entlang ein merkwürdiges Rieseln, das er noch nie an sich kennen gelernt hatte. Die Gegenpartei konnte sich nicht beruhigen, er aber ging in gewollter Gleichgültigkeit und doch auch durch das Phänomen, das sich eben an ihm vollzogen hatte, wirklich schon über den Erfolg hinweg in seine Ecke zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Seitwärts vom Lindenrondell standen die Schaukeln, eine Hängeschaukel in festem Balkengerüst und eine Wippe, deren langes Brett wie der Schwengel eines Ziehbrunnens hoch in den goldig überhauchten Abendhimmel ragte. Lili saß in der Hängeschaukel, hatte die Spitze des einen Fußes auf den Erdboden gestemmt und schwenkte den andern. Ihre beiden Kusinen, die helläugige Klara Panzer und die dunkeläugige Lisbeth Friedland, standen vor ihr. Indem sie den kurzen, dicken Zopf über die Schulter schleuderte und zum Rosenweg hinsah, sagte sie unzufrieden: „Jetzt könnten sie aber wirklich kommen."

Das galt den Gebrüdern Panzer und Ambach. Schon seit einer Weile wanderten die drei zwischen der duftenden Pracht der Kletter- und Hochstammrosen, und eben rief Hugo Panzer mit einer weiten Armbewegung: „So ist es ja immer. Meinen letzten Aufsatz hatte ich ganz auf Schopenhauer aufgebaut, Georg auf Kant, und was war die Folge? Er bekam Gut, bei mir stand darunter: Unausgegorenes Zeug. Ich bitte Sie: Schopenhauer!"

Ambach, der in der Mitte ging, erinnerte sich, daß auch sein deutscher Lehrer neulich ein wütendes Gesicht gemacht hatte, als der Name Nietzsches gefallen war, aber da sie auf ihrem Wege gleich umkehren mußten, sagte er es nicht, sondern sah zur Veranda hin, auf der die Baronin saß.

Drüben bei den Schaukeln fuhr Lili fort: „Sonst aber ist es ganz gut. Dir," das galt Lisbeth Friedland, „macht Georg die Cour, mir Hugo und dir,", sie sah Klara Panzer an, „Ambach. Anders läßt es sich nicht verteilen. Bloß, du mußt Ambach aufmuntern. Als er im vorigen Jahr hier war, hatte ich mich auf alles mögliche gespitzt, aber wie ich ihm auch in den Weg lief, es wollte nichts werden. Ich habe es ihm schließlich auch gesagt. Viel geholfen hat es nicht."

Da mischte Lisbeth sich ein, sie sagte zierlich und fein: „Bei uns in Hamburg kümmert sich kein Mensch um Schüler." — „Ja, meinst du, ich würde nicht auch lieber einen Leutnant haben wollen," begehrte Lili auf. „Bei uns in Hamburg kümmert sich auch niemand um Leutnants," wandte Lisbeth wieder ein. „Nicht um Leutnants?" fragte Lili erstaunt und ihre ohnehin schon großen und runden Augen wurden noch größer und greller. Sich vorbeugend, fuhr sie fort: „Um wen denn sonst?" — „Um Kaufleute." — „Um wen?" Als ob sie nicht recht gehört hätte, beugte Lili sich noch mehr vor und sagte, sich langsam wieder aufrichtend, vorwurfsvoll: „Na, weißt du."

„Was denn?" fragte Lisbeth erstaunt. — „Kaufleute haben rote Hände." — „Bei uns in Hamburg nicht." — „Ach! Bei euch, bei euch in Hamburg. Bei euch tragen sie wohl auch Lackstiefel und Monokel? Nein! Da doch zehnmal lieber einen Primaner. Nicht?" Sie sah Klara an, und die senkte die Lider und nickte kaum merklich.

⌘ ⌘ ⌘

Zwischen den Sprossen des Zaunes zog sich das helle Band der Chaussee hin, darüber hinaus dehnten sich bis zum Flusse, sanft abgedacht und endlos, die Felder. Kein Strauch, kein Baum, kein Haus unterbrach die friedliche, graugrüne Fläche, nur wie Staub schwebte es nach der Hitze des Tages über den Grannen der Gerste, und am Himmel, der verblassen zu wollen schien, stand ein einziger Stern, die Venus.

Die Baronin Anna hatte den Arm auf die Verandabrüstung gelegt, leise trommelten die Spitzen ihrer Finger auf dem braunen Holze. Hinter ihr, vom Hofe her, klapperte einmal ein Pantoffelschritt oder klirrte eine Halfterkette; aus dem Garten ertönten die Stimmen der jungen Leute, und auch durch die geöffnete Flügeltür, die von der Veranda ins Haus führte, drang hin und wieder ein Wort oder das Aufschlagen der Spielmarken. Das alles war nicht sehr unterhaltsam, nicht die verlorenen Töne, die die abendliche Ereignislosigkeit noch mehr unterstrichen, nicht die Schwermut des zu Ende gehenden Sommertages, nicht der Umstand, daß sie mit ihren vierundzwanzig Jahren und als Frau nicht mehr zu denen

im Garten gehörte und noch kein Vergnügen an der Beschäftigung derer im Hause fand. Ihre Gedanken kamen und gingen, wie sie kommen und gehen, wenn nichts da ist, woran zu denken verlohnt.

So beschäftigt, hörte sie, wie Georg Panzer, der sich mit den beiden andern dem Rundbeet vor der Veranda abermals näherte, augenscheinlich etwas erschrocken sagte: „Aber wir müssen jetzt zu den Mädeln," und hörte Ambach antworten: „Warum denn? Wir unterhalten uns doch grade so gut." Zugleich bemerkte sie, daß er auch jetzt zu ihr herübersah. Das gab ihr nun doch einen bestimmten Stoff für ihre Gedanken.

Die Gesellschaft, in der sie beide sich befanden, mochte noch so groß sein, ihre Plätze bei Tisch noch so weit voneinander entfernt, immer suchten seine Augen die ihrigen. Es geschah das durchaus bescheiden und ehrerbietig, so daß es auch möglich war, er wußte gar nicht, was seine Augen taten, und es waren sehr schöne Augen, blau mit großen, schwarzen Pupillen, aber wer alles ihr auch bisher den Hof gemacht hatte, ein so junger Herr war noch nicht darunter gewesen. Ihre Fingerspitzen trommelten schneller, ihre Lippen preßten sich aufeinander, und als sie nachher, leicht vorgebeugt, wie es die Gewohnheit großer Frauen ist, doch zu den Mädchen ging, tat sie es nicht über den Rosenweg, sondern abseits davon über die Rasenflächen des Grasgartens.

„Ja," sagte Ambach und drehte den Kopf zurück, „beweisen läßt es sich natürlich nicht, aber wenn die Spektralanalyse feststellt, daß alle Gestirne aus denselben Stoffen bestehen, so ist es natürlich auch möglich, daß auf der Venus Menschen gelebt haben. Übrigens, sehen Sie einmal, wie die Kleider der Damen leuchten. Vorhin, als es noch heller war, taten sie es nicht so. Es stimmt also, was ich kürzlich gelesen habe. Verhältnismäßig sieht der Mensch in der Dämmerung am besten."

„Ja, wahrscheinlich," antwortete Georg, „aber da gehen wir doch schon."

⁂

Dicht hinter dem hohen Lattenzaun der Gartenrückseite lief der Bahnschacht, der Althof mit der weiten Welt verband. Die Geleise im Schacht gingen von der nördlichsten Ecke des Deutschlands, das einst war, über Schneidemühl nach Berlin. Es mochte ein Dutzend Züge allerart sein, die täglich vorüberkamen, Wert für die Bewohner des Gutes hatte nur der Berliner Schnellzug, halbzehn Uhr abends. Ihn als zwei gelbe Punkte in der Dämmerung oder Dunkelheit auftauchen sehen, seine erleuchteten Fenstervierecke an sich vorüberschießen lassen und ihm nachschauen, wie er mit klagendem Pfiff als rotes Licht verschwand, das gehörte bei geeignetem Wetter fast zum Tagesprogramm.

So auch heute. Der Weg dahin führte am Rande des Grasgartens und an der Kegelbahn entlang, und dieser Weg war schmal, nur je zwei konnten ihn nebeneinander benutzen. Zum Glück hatte sich inzwischen auch Alfred eingefunden, er und Klara Panzer bildeten die Spitze.

Ambach war nun schon drei Tage auf Althof und verwechselte selbst die Tanten nicht mehr. Nur eins wußte er noch immer nicht, wie er seine Begleiterin anreden sollte. Alle übrigen sagten als Verwandte einfach „Anna", und der einzige, der ihm hätte zum Muster dienen können, Denis, der Impresario, sagte „Madame". Wenn ihm einmal, da ihm das „Baronin" nicht über die Lippen wollte, ein „Gnädige Frau" entschlüpfte, sah er sie immer in dem Glauben an, daß er sie beleidigt hätte. Doch sprach jetzt nur sie. Sie erzählte von Dreieichen, ihrem Gut auf Ösel, von Riga und Reval. Riga und Reval waren die Glanzpunkte, die gelegentlich das einförmige Inselleben unterbrachen und die langen Winter, die Sturmnächte über der nahen See, das Dasein zwischen den Esten, deren Sprache sie noch immer nicht verstand, erträglich machten. Und sie sprach aus Gutmütigkeit, damit er, der sich nun einmal zu ihr hielt, nicht schlechter wegkam als die andern, achtete nicht sonderlich auf ihre Worte und stieß, da sie ebenso lässig ging, wie sie sprach, gelegentlich mit ihm zusammen. Er murmelte dann immer: „Verzeihung" und trat in die Stachelbeeren, doch wiederholte es sich.

So erreichten sie die Tür des Zaunes und wollten eben als die letzten ins Freie treten, als von unten her mit erhöhter Stimme laut „Anna, Anna," gerufen wurde. „Mama", sagte die Baronin und rief ebenfalls mit erhöhter Stimme: „Ja, was soll ich?"

Auch Ambach hatte haltgemacht und lauschte. Da mehr nicht erfolgte, erklärte er: „Ich werde fragen gehen," und setzte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, den langen Weg hinab in Trab, der schnurgerade durch Gemüse- und Grasgarten bis zum Rosenweg führte.

An der Veranda stand Frau Bergstrand in der Dämmerung und rief ihm entgegen: „Sind Sie es, Ambachchen?" — „Jawohl," erwiderte er laut atmend, „ich komme fragen, was Frau Tochter soll?" — „Nichts weiter," sagte Frau Bergstrand, „sie soll mich nur beim Whist vertreten. Ich muß in die Küche."

Auch jetzt gebrauchte er sein Lieblingswort „Jawohl," machte kehrt und lief zurück.

Die Baronin kam ihm im Grasgarten entgegen. „Jettchen hätte es doch tun können," meinte sie. Er erinnerte sie daran, daß Fräulein Jettchen Zahnschmerzen hätte, sie sagte: „Ach so," und weil er immer noch keuchte, setzte sie hinzu: „Sie hätten doch nicht so laufen sollen."

Gespielt wurde im Saal an zwei aufgeklappten, viereckigen Mahagonitischen. Trotzdem sämtliche Flammen des Kronleuchters brannten, standen auf jedem Tische noch zwei Lichte in silbernen Leuchtern, eine hamburgische Angewohnheit Herrn Bergstrands. Am ersten Tische saßen die vier Herren beim Bridge, am nächsten die Tanten, und Tante Friedland und Tante von Rauch hatten ihre Brillen aufgesetzt und funkelten ihnen damit über den schon verteilten Karten entgegen. Ohne etwas zu sagen, fragte die Baronin denn auch gleich: „Wer spielt an?", griff nach den Karten und ließ sich nieder.

Ambach schritt auf den Fußspitzen weiter. Neben der Tür ins Wohnzimmer stand ein dunkelgrünes Plüschsofa. Immer noch bemüht, keinen Lärm zu machen, setzte er sich vorsichtig. Bald rückte er etwas nach links und konnte es nun noch besser beobachten, wie die Baronin die Karten warf, wie sie die Stiche aufnahm, wie die Lichter in den Steinen ihrer Ringe blitzten. Und als das Spiel zu Ende war, sie mischte und gab, war es die Art und Weise, wie sie das tat, was ihn in Andacht versetzte. Bis er ganz unerwartet eine Entdeckung machte. Sie war ja schön, sie war wunderbar schön. Warum war ihm das noch nie aufgefallen? Aus der Überraschung wurde ein Staunen, in sich versinkend, sah er nicht mehr zu ihr hin, sondern in sich hinein.

„Ambach!"

„Ja." Er fuhr auf und blickte sich wild um.

Frau Bergstrand stand neben ihrer Tochter, beide schauten ihn an. „Was denn?" fragte er, lächelte und kam heran. „Wie Veilchen," sagte Frau Bergstrand, nachdem sie ihn mit zurückgelegtem Kopfe betrachtet hatte, „wie betaute Veilchen." Die Baronin nickte nur, wie sie aber über die Veranda gingen, meinte sie mit kleinem Lachen: „Ich glaube, Mama ist etwas in Sie verliebt."

„Aber," wandte er ein und schämte sich. — „Für wie alt halten Sie Mama denn?" — „Ich weiß doch nicht." — „Sie hat auch mit siebzehn geheiratet."

Draußen war es inzwischen nachtdunkel geworden. Die Venus stand nicht mehr allein am Himmel, und als sie aus dem Duft der Rosen und Levkojen und dahinter aus dem bitteren Geruch des Buchsbaumes traten, hingen auch in den Kronen der Birn- und Apfelbäume Sterne. Doch achtete Ambach nicht darauf. Zwischen den Gespenstern der weißbekalkten Stämme hingehend, hatte er die Empfindung, daß die Baronin sich selbst ein Unrecht zugefügt hatte, indem sie sagte, ihre Mutter wäre etwas in ihn verliebt. Und als er sie fragen hörte: „Woran denken Sie?" fragte er nur zurück: „Ich?", und hob nicht einmal den Kopf. „Weil Sie so still sind," sagte sie noch.

Der Zug war schon lange vorüber, die Sechse saßen aber noch immer aneinandergereiht auf der einfachen Bank, die dicht am Zaune stand. Vor ihnen, im Bahnschacht, lag ein wenig Sternenlicht auf den glattgefahrenen Schienen. Die beiden Brüder, zwischen denen Lili bisher gesessen und gut gesessen hatte, sprangen auf, um Platz zu machen, Lili fragte mit einem verträumten Tone in der Stimme: „Wo wart ihr denn solange?"

„Mama hatte mich gerufen, sie beim Whist zu vertreten," antwortete ihre Schwester und setzte sich ebenfalls. „Und Sie?" fuhr Lili fort. Ambach nahm an, daß ihm das gelte, denn sehen konnte er es nicht, er fragte auch jetzt wieder nur: „Ich?" — „Ja," klang es zurück.

„Ich hatte Herrn Ambach gebeten, mitzukommen," sagte, da anderes nicht geschah, die Baronin. Inzwischen war Lili munterer geworden. Im Hinblick auf die Verteilung, die sie vorhin unten bei den Schaukeln vorgenommen hatte, glaubte sie sich für ihre Kusine Klara benachteiligt fühlen zu müssen, sie sagte: „Herr Ambach gehört aber zu uns." — „Ja doch. Zu mir zu gehören, wird es ihn wohl auch kaum verlangen," entgegnete die Baronin.

⌘ ⌘ ⌘

Die Sterne funkelten, im Hause war es dunkel geworden, dunkel und still. Ambach stand am geöffneten Fenster seines schmalen Zimmers und schaute auf den Hof hinab. Gradlinig umschlossen die Dachfirste das längliche Viereck und schieden das Funkeln von der Finsternis; eine Kuh brüllte einmal sanft, oder ein Gaul schnaubte; und ganz fern, ganz weit, bellte einsam ein Hund. Ambach lebte sein inneres Leben jetzt erst recht, denn es war ja noch hinzugetreten, daß die Baronin für ihn die Unwahrheit gesagt hatte, als sie ihrer Schwester antwortete, sie hätte ihn gebeten, mitzukommen. Und auch ihre andere Bemerkung, daß er kaum zu ihr gehören wollen würde, machte ihm zu schaffen. Mochte diese andere Be-

merkung auch durch Lili erzwungen worden sein und also nichts zu bedeuten brauchen, so konnte doch auch etwas darin liegen, das einem Vorwurfe ähnlich sah.

Er hatte sich eben zwischen die Baronin und einen wilden, wüsten Kerl gestürzt, der, seinen Knüppel schwingend, aus einem Busche gesprungen war, als er hinter sich eine Tür aufgehen und ein Geräusch hörte, wie es entsteht, wenn Schuhe hingestellt werden. Sich umwendend, bemerkte er, daß es doch nicht ganz dunkel im Hause war. Die gemusterte Glasscheibe, die auch in seiner Tür das oberste Drittel füllte, leuchtete matt. Da es nicht von der Hand zu weisen war, daß die Beleuchtung von der gegenüberliegenden Tür herrührte, näherte er sich der seinigen, wollte es und wollte es nicht, und drückte mit klopfendem Herzen, die Linke zur Sicherheit von unten gegen die Klinke stemmend, vorsichtig herab.

Ja, auch jene andere gemusterte Scheibe war erleuchtet, sie war sogar hell erleuchtet. Noch vorsichtiger schloß er die kaum fingerbreit geöffnete Tür wieder, schlich zum kleinen, geschweiften Sofa, stützte den Arm auf die Lehne und legte den Kopf in die Hand.

ꕤ ꕤ ꕤ

Die Baronin Anna saß im Lindenrondell auf einer Bank und stickte mit kornblumblauer und granatroter Seide ein Phantasiemuster auf ein mit Fransen versehenes Paradehandtuch. Sie hatte das eine Bein über das andere gelegt, die Fransen hingen ihr über das Knie, und von oben her spielten Sonnenstrahlen und Blätterschatten auf ihrem hochfrisierten, kastanienbraunen Haar, auf ihrem Gesicht mit dem schönen Teint, auf dem hellblauen Kleide und dem Weiß des Tuches. Ganz im Gegensatz zu dieser Fröhlichkeit machte sie, wie ihr Bruder Ernst es nannte, ihr Baroningesicht, sie hatte die Lippen aufeinandergepreßt und die Mundwinkel herabgezogen.

Noch vor zehn Minuten hatten auch die jungen Leute hier gesessen. Dann war der Vorschlag gemacht worden, nach den etwa fünf Minuten entfernten Anlagen zu gehen. Niemand hatte widersprochen, nur Ambach hatte zu guter Letzt gemeint, daß es in den Anlagen nicht anders wäre als im Garten. Sofort war Lili ihm über den Mund gefahren: „Doch, es ist anders, und Sie kommen mit. Wir sind nicht hier beieinander, damit jeder tut, was er will," und als sie, die Baronin, ihr das mit den Worten verwiesen hatte: „Herr Ambach ist unser Gast und kann tun und lassen, was er will," war Lili auch auf sie losgefahren: „Das kann er noch lange nicht. Und du hast überhaupt nicht mitzusprechen, du hast deinen Mann, aber ich weiß schon."

Hierüber ärgerte sie sich, um so mehr, als Ambach seinen Einwand wahrscheinlich gar nicht gemacht haben würde, wenn sie nicht in dem ihr jetzt unverständlichen Verlangen, besonders zum Mitgehen aufgefordert zu werden, noch sitzen geblieben wäre, als die andern sich schon erhoben hatten. In dem Gefühl, auf diese Weise in etwas verstrickt worden zu sein, das reichlich kindisch war, drehte sie unmutig das Tuch herum, so daß die Fransen wehten und langsam auf ihr Knie zurücksanken, und begann, das zuletzt Gestickte wieder aufzutrennen.

Wenig später hörte sie sich vom Hause her gerufen. Durch die Linden sehend, gewahrte sie ihre Mutter auf der Veranda. „Ich bin hier," rief sie zurück.

Auch Frau Bergstrand war zweifellos einmal eine Schönheit gewesen und wirkte auch jetzt noch, besonders wenn sie saß. Bewegte sie sich, so geschah das, da sie mittlerweile in die Breite gegangen war, ein wenig schwerfällig. Herangekommen, stützte sie sich mit der Rechten auf die gegenüberstehende Bank, ehe sie sich niederließ, und fragte: „Wo sind die andern?" — „In den Anlagen," entgegnete die Baronin. Kaum hatte sie das gesagt, so stieg ihr Ärger noch höher, sie berichtete, was geschehen war.

Frau Bergstrand war in der Absicht gekommen, das Gespräch auf Ambach und das zu bringen, was auch ihr nicht entgangen war. Nun, da die Baronin es ihr so leicht gemacht hatte, seufzte sie. „Dabei ist er doch noch ganz harmlos," sagte sie schließlich. „Als ich im vorigen Jahr mit seiner Mutter über ihn sprach, erzählte sie mir, daß er noch nicht ein einziges Mal verliebt gewesen ist, und auch nachher mit Lili, ich habe aufgepaßt." Nach neuem Innehalten fragte sie: „Was macht man denn da?"

Obgleich die Baronin meinte, daß augenblicklich weniger über Ambach als über Lilis Ungezogenheit zu sprechen wäre, entgegnete sie doch: „Wenn du willst, sage ich ihm natürlich: Hören Sie mal, was fällt Ihnen ein? Gehen Sie gefälligst, wohin Sie gehören, zu Klara."

Wieder seufzte Frau Bergstrand. Zugleich fuhr sie, vor sich hinsehend, mit der Rechten am Gürtel ihres rotbraunen Kleides hin und her, in dem sich über der starken Büste ein spitzzulaufender, gleichfarbiger Samteinsatz befand. Und immer noch vor sich hinsehend, sagte sie langsam: „Zu Klara zwingen dürfen wir ihn natürlich nicht." — „Dann schick' ihn nach Hause." — „Auch das geht doch nicht. Außerdem ist es mir

natürlich auch lieb, daß gerade er Alfred Stunden gibt."

„Weil er noch so harmlos ist," entgegnete die Baronin, eher mehr als minder gereizt, und setzte hinzu: „Im übrigen glaube ich es nicht, daß er noch nie verliebt gewesen sein soll." — „Doch," widersprach Frau Bergstrand, „es ist ja auch kein Wunder. Seine Mutter sieht noch immer sehr gut aus und ist auch noch jung. Im vorigen Jahr war sie siebenunddreißig."

„Und?" fragte die Baronin verwundert und hob den Kopf. — „Wenn er sie immer vor Augen hat. Sie sagte es mir aber auch selbst, daß sie manchmal gar nicht wie Mutter und Sohn sind." — „Sondern?" — „Nun, mein Gott," Frau Bergstrand zuckte wie ungeduldig mit den Schultern, „es sind doch immer die Mütter, an denen die Söhne ihre ersten Beobachtungen machen."

Die Baronin ließ die Augen herumgehen. Söhne, die an ihren Müttern erste Beobachtungen machten? ‚Ernst auch?' wollte sie fragen, denn für Alfred hielt sie ihre Mutter schon für zu alt. Aber wie leicht einmal, wenn das Gespräch auf Kinder kam, scheute sie davor zurück, eine Unkenntnis einzugestehen, die möglicherweise mit ihrer Kinderlosigkeit zusammenhing. Sie ließ es und senkte den Kopf wieder. Und die Sonnenstrahlen und Blätterschatten huschten weiter über sie und ihre Gedanken; die Vögel in den Linden zirpten; von der fernen Schmiede her pinkte es abwechselnd hell und dumpf.

Ohne daß noch über Ambach gesprochen worden wäre, kehrte Frau Bergstrand ins Haus zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Draußen regnete es. Der Rasen im Grasgarten hatte seine Smaragdfarbe wiedergefunden, auf den Blättern der Birnbäume glänzte es wie Lack, und darüber der Himmel zeigte ein so mürrisches Gesicht, daß, wer zu ihm emporblickte, unwillkürlich dachte: ‚Landregen,' und unzufrieden wieder wegsah. Anders im Saale. Hier saß Ernst am Klavier und spielte und sang: „Java und auch Celebes, Borneo und Sumatra sind die großen, sind die großen Sundainseln, aber die kleinen, nein, die nenn' ich nicht, nein, die kenn' ich nicht."

Ernst besaß neben der Ähnlichkeit mit der Mutter und ältesten Schwester noch eine andere Ähnlichkeit, die mit Liszt. Sie war unverkennbar. Auch lag augenblicklich ein Glanz auf seinem Gesicht, der kleine Fleischwulst an der Spitze des Kinnes wippte, und wenn ihm sein langes Haar ins Gesicht fiel, warf er es hastig mit der Linken zurück.

Die jungen Leute standen um ihn herum und sahen ihn staunend an, Frau Bergstrand saß bei den Tanten und hatte beide Hände auf die Oberschenkel gestützt, und ihr Mann erschien in der Flügeltür, sagte: „I du, bewahre," und lachte durch die Nase, ehe er wieder verschwand.

Aber da ließ Ernst die Hände nach beiden Seiten auseinander- und zusammenlaufen, seine Finger arbeiteten mit unglaublicher Schnelligkeit, und aus dem Liede von den Sundainseln wurde das andere: „Ach, wie so schön ist doch eine Walzermelodie!" — „Ja, ja," rief Lili begeistert, faßte Hugo bei der Hand und sagte: „Komm!"

Hugo tanzte mit Lili, Georg mit Lisbeth, Ambach schwankte: Klara oder die Baronin? Kaum sagte er sich das, so hielt er es für unmöglich, denn tanzen hieß doch den Arm um ihre Taille legen und sie dicht bei sich haben. Alfred kannte solche Skrupel nicht, obgleich nur sein Schüler, verbeugte er sich vor Klara. Da schritt auch er zu, lächelte, daß seine Wangen sich rundeten, und senkte die langen Wimpern, als er wirklich den Arm um die Taille der Baronin und sie den ihrigen auf seine Schultern legte.

Tanzte es sich mit ihr gut oder tanzte es sich schlecht, tanzten sie lange oder hatten sie eben erst angefangen, er wußte es nicht. Er lächelte nur und hielt die Wimpern weiter gesenkt. Aber plötzlich erschrak er. Sie hatte gesagt: „Bitte, fester halten!" Alle Kraft, über die er verfügte, legte er in seinen rechten Arm. Und nun glaubte er sie noch dichter bei sich zu fühlen, und der Atem, der sein Gesicht streifte, und der ihr eigene Fliederduft waren ihm eins.

Als sie bestimmte: „Genug," hielt er auf der Stelle an, taumelte etwas und stand dann in der Ecke für sich, ohne zu wissen, wie er dorthin gekommen war. Sein rechter Arm zitterte noch, vor seinen Augen lag es wie ein Flor, aber indem es jubelnd in ihm hochstieg, daß keine Macht der Erde ihm nehmen könnte, was eben geschehen war, fühlte er Mut und Unternehmungslust und erinnerte er sich, daß mit den Töchtern des Hauses zuerst zu tanzen, gesellschaftliche Pflicht sei. Lili nickte und sagte: „Sie müssen aber nicht so lange Schritte machen. Ich bin nicht Anna."

Ambach war eben mit Klara angetreten, als Ernst die Hände wieder auseinander- und zusammenlaufen ließ und mit einem Schrumm über die Tasten schloß. „Genug," sagte er und erhob sich. „Nein," rief Lili, „weiter," schrie Alfred, und Klara sagte sanft: „Ach, wie schade," Ernst aber schüttelte den Kopf und erklärte: „Denis erlaubt es nicht."



Junge Mutter. Eichenholz=Relief von Prof. Richard Langer

Alle, wie sie standen, Arm um Taille und Arm auf Schulter, sahen zu Denis hin. Der saß in sich gesunken auf dem dunkelgrünen Plüschsofa und zerrte an seinem Knebelbart. Das machte ihn ihnen noch geheimnisvoller. Da sagte die Baronin: „Ich werde spielen,“ und erhob sich. „Ja,“ rief Lili, „Hurra,“ schrie Alfred, und Klara sah mit ihren hellen Augen glücklich zu Ambach auf. Aber Lili genügte es noch nicht. „Laß mal,“ sagte sie zu Hugo, lief zu ihrer Schwester und flüsterte ihr dankbar zu: „Dann sage ich es auch nicht.“

Es war schon wieder etwas vorgefallen, kurz vor dem Regen. Ambach hatte als Sechster Krokett mit spielen sollen, war aber nicht dagewesen, und als man ihn im Anbau fand, hatte er der Baronin die Seide gehalten. Bei dieser Gelegenheit hatte Lili die Drohung ausgestoßen. Ihre Schwester hatte zu dem Widerruf die graden Schultern gezuckt und spielte jetzt Polka. Allmählich wurde aus der Polka ein Galopp. Aber wenn das Hämmern auf die Tasten auch eine Art Austoben war, als sie endlich aufhörte, blieb sie eben so unerbittlich wie vorhin ihr Bruder Ernst.

Ambach hatte seine Dame abgesetzt und wartete darauf, daß man die Baronin nicht länger bestürmte. Dann trat er zu ihr und bedankte sich höflich für ihr Spiel, wobei er mehrmals mit dem Kopfe vorstieß. Sie ließ ihn sprechen und ließ ihn stehen und ging auf die Veranda hinaus. Die Tropfen schlugen trommelnd auf die geteerte Pappe des Daches, jenseits der Chaussee neigte die Gerste duldend ihre bärtigen Ähren, und weiterhin floß alles zu einem trostlosen Graugrün zusammen, Gerste und Regen und Himmel.

Mit einer ungeduldigen Bewegung warf sie sich in den Liegestuhl, und wie, was in ihr vorging, sich zu der Vorstellung verdichtete, daß sie nicht deshalb auf Reisen gegangen wäre, damit sie es nicht besser als zu Hause hätte, wollte es ihr scheinen, als ob das Leben ihr überhaupt sehr wenig von dem gehalten hätte, was es ihr einst versprochen hatte. Mit einem Ruck kehrte sie der ins Haus führenden Flügeltür den Rücken.

❧ ❧ ❧

Da bei den Mahlzeiten noch der Inspektor hinzukam, so waren es insgesamt achtzehn Personen, die sich zweimal am Tage im Eßzimmer an der langen Tafel zusammenfanden. Frau Bergstrand saß an der einen Schmalseite, ihr Sohn Ernst an der anderen, das stand fest, alle übrigen wechselten ihre Plätze, nachdem sie sich mit den auf dem Büfett liegenden und von einem silbernen Ringe nebst Namenstäfelchen zusammengehaltenen Servietten versehen hatten, nach Laune und Zufall. Aber wie bisher auch gewechselt worden war, immer hatte es sich ergeben, daß Ambach nicht auf diejenige Seite kam, auf der die Baronin saß. Heute abend war es nicht so, heute abend hatte sie zwar zunächst drüben auf der anderen Seite gestanden, aber als die ersten sich schon niederließen, hatte sie gerufen: „Tante Rosi, ich komme heute zu dir,“ und war herumgekommen.

Da sie Ambach vorhin nicht nur hatte stehen lassen, sondern auch, als er bescheiden und mit leisem Räuspern in die Verandatür getreten war, nicht bemerkt hatte, so war es schwer, noch an einen Zufall zu glauben. In seinen finsteren Gedanken gab er die Sauce weiter, ohne genommen zu haben, und merkte es auch bei den Kartoffeln nicht, und als es ihm wieder auffiel, daß Klara einen Blick herüberschickte, dachte er empört: ‚Schämt sie sich denn gar nicht? Das ist doch keine Art.‘

Nach dem Abendbrot wurde es nicht besser. Draußen regnete es weiter, im Saale waren die Mahagonitische aufgeklappt und brannten die Lichte. Die jungen Leute sahen sich also auf das Wohnzimmer angewiesen. Die Baronin aber war überhaupt nicht zu sehen, nicht im Saal, noch im Salon, Ambach wußte schon gar nicht mehr, was er noch holen konnte, um einen Grund zum Aufstehen zu haben.

Schließlich fiel ihm doch noch etwas ein. Da er vorgestern zur großen Freude ihrer Schwester mit den Panzers Duzfreundschaft gemacht hatte, sagte er jetzt zu Georg: „Du. Damit ich's nicht vergesse. Ich hol' dir's gleich.“ Ehe Georg hatte fragen können: „Was denn?“, war er schon im Eßzimmer, war an der Tür, die zur Treppe führte, und war auf der Treppe. In der Tat, die gemusterte Scheibe in der Tür der Baronin war erleuchtet. Er hustete und trat kräftig auf.

Das kleine Päckchen mit den Rasierklingen fand sich schnell, aber nichts regte sich gegenüber, auch nicht, als er durch den Spalt der nur angelegten Tür sah. Nur sein Herz hörte er klopfen, als liefe jemand über Sumpfboden. Er begann zu zählen, bis hundert, bis fünfundsiebzig, bis sechzig und aus Trotz bis elf. Er trat auch dann noch nicht gleich den Rückweg an.

Am Fuß der Treppe streckte er gerade die Hand nach der Klinke aus, als die Tür vom Eßzimmer her geöffnet wurde und diejenige, die er oben hatte finden wollen, hier

unten vor ihm stand. Wie betroffen er auch war, die Kraft besaß er doch, daß seine Augen sofort die ihrigen suchten. Kaum war ihm das geglückt, so öffnete er die Lippen etwas, hob beide Hände bis zur Brust und legte sie ineinander. Mißzuverstehen war diese Bewegung nicht, und wieder kam es über die Baronin, wie es, seitdem ihre Mutter im Lindenrondell mit ihr über Ambach und dessen Mutter gesprochen hatte, schon mehrfach über sie gekommen war, es trieb sie, ihm ins Gesicht zu lachen. Der abweisende Ausdruck, den ihr Gesicht unwillkürlich angenommen hatte, lockerte sich, in ihren Mundwinkeln zuckte es, in ihre Augen trat Leben.

Es war Ambach, als müßte er sich hieran klammern, und nun wußte er auch, was er sagen konnte. Wie er ihr heute früh die Seide gehalten, hatten sie über einen von ihr gelesenen Roman gesprochen. „Gnädige Frau," fragte er leise und sah sie noch immer in der gleichen, bangen Weise an, „darf ich Sie noch einmal an den Roman erinnern?"

„Waren Sie deshalb oben," erkundigte sie sich. „Deshalb nicht," sagte er noch leiser und schlug schuldbewußt die Augen nieder. Sie betrachtete ihn weiter, sah, wie die langen Wimpern auf seinen runden Wangen lagen, und machte plötzlich wieder ihr Baroningesicht.

„Ich werde ihn Ihnen geben," sagte sie und ging an ihm vorbei, und er antwortete: „Danke sehr," und ging auch an ihr vorbei, schloß zwischen sich und ihr die Tür, und kam auch nachher nicht auf den Gedanken, daß sie ihm den Roman vielleicht gleich gegeben haben würde, wenn er mit ihr noch einmal die Treppe hinaufgestiegen wäre.

⌘ ⌘ ⌘

Die Baronin Anna stand in ihrem Zimmer am geöffneten Fenster und blickte in den Garten. Er regnete noch immer, aber ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und fuhr in kurzen Stößen in die Kronen der Bäume, daß die Ulmen am Hause wie unwillig aufrauschten und drüben im Grasgarten die Birnen und Äpfel dumpf auf den Rasen schlugen. Auf dem kleinen Tischchen neben der Chaiselongue brannte die Lampe, bei ihr lag in seinem roten Einbande der Roman, und sie hatte die andern von unten heraufkommen und sich in die einzelnen Zimmer verteilen, die Brüder Panzer aber auf den Boden steigen hören.

Wie sie jetzt sah, daß auch noch die beiden länglichen Lichtvierecke des elterlichen Schlafzimmers verschwanden, die seitwärts und unter ihr als die letzten auf die Buchsbaumstreifen des am Hause hinlaufenden Weges gefallen waren und die kleinen, nassen Blätter hatten glänzen lassen, trat sie zurück, hob die Hände und hakte die Brosche auf.

Sie hatte die Fenster geschlossen und die Vorhänge vorgezogen, hatte die Bluse abgelegt und aufgehängt und stellte einen Fuß nach dem andern auf die Stuhlkante, um die Bänder der Schuhe zu lösen. Dann fuhr sie in ihre hellblauen Pantoffeln, nahm die Schuhe und ging zur Tür. Beim Öffnen bemerkte sie, daß Ambach noch Licht hatte. Leise wie immer setzte sie ihre Schuhe auf den Gang.

Aber nun mußte sie daran denken, wie er voll Angst und Liebe am Fuße der Treppe gestanden und seine blauen Augen ob ihrer groß gewordenen Pupillen fast schwarz gewesen waren, er wegen des Romanes aber doch nicht mitgekommen war. Sie meinte, da er noch wach wäre, könnte sie ihm den Roman jetzt geben, und ging auf den Kleiderständer zu, an den sie die Bluse gehängt hatte.

Dabei kam sie an dem hohen Spiegel vorüber, der für sie aus dem elterlichen Schlafzimmer heraufgeschafft worden war. Was ihr aus dem entgegenschaute, ließ sie haltmachen. Sie drehte den Kopf und verfolgte die Schulterlinie, zugleich erinnerte sie sich des letzten großen Festes der Öselschen Ritterschaft im Bischofschloß zu Arensburg, und sie hob das Kinn und straffte den Hals und sagte sich, daß sie trotz siebenjähriger Ehe mit ihren Vierundzwanzig noch immer eine der jüngsten Frauen der Insel war. Wie ihr Ambach wieder einfiel, zuckte es bei dem Gedanken, was er erst für Augen machen würde, wenn er sie so sähe, in ihren Mundwinkeln, er, der freilich durch seine Mutter schon an Frauenschönheit gewöhnt war. Wie herausfordernd nahm sie den Kopf zurück.

Da die Baronin ihm den Roman auch noch zum zweitenmal versprochen und damit bewiesen hatte, daß sie ihm nicht mehr zürnte, hatte Ambach nicht weiter an ihn gedacht und näherte sich, weil es klopfte, der Tür in dem Glauben, daß es einer der Panzer wäre. Statt dessen sah er, wie sich zwischen Pfosten und Türrand ein rotes Buch hereinschob, das ein nackter, weißer Arm hielt, sah diesen unerwartet weißen Arm, wie er glänzte und sich zur Hand verjüngte, und hatte zwar die Begleitworte: „Hier ist der Roman," verstanden, vermochte aber weder zu antworten, noch zuzugreifen. Erst ein Zucken des Buches ließ ihn vorsichtig, um nur ja sonst nichts zu berühren, das letztere tun. Nachdem er noch gehört hatte: „Schlafen Sie gut," der Arm ver-

schwunden und die Tür wieder eingeschnappt war, wandte er sich langsam und ging mit einer nachdenklichen Falte zwischen den Brauen in die Mitte des Zimmers zurück.

Hier mußte er plötzlich in sich hineinlachen, daß sein ganzer Körper bebte, ergriff das Buch auch noch mit der linken Hand, schwang es hoch, wie man eine Axt schwingt, und schlug mit ihm durch die Luft. Sein Gesicht wurde dabei lang, sein Mund öffnete sich. Dann aber beschäftigte ihn nichts so sehr, wie, was sein Zimmernachbar Denis wohl empfunden haben würde, wenn er zufällig aus der Tür getreten wäre und die Baronin gesehen hätte. Noch, als er sich auszog, war das die Frage, an der er herumrätselte.

Die Fahrt nach der Stadt

Tante Rost war unter Lilis Führung mit den drei Panzers nach der Stadt gefahren, die Tanten Friedland und von Rauch benutzten diesen Umstand, um sich auf der Veranda über Tante Rost zu unterhalten. Ernst erledigte oben in seinem Zimmer am eigenen Klavier das übliche Tagespensum und hatte feine, kleine Schweißperlen auf der schön gemeißelten, sonst wie altes Elfenbein leuchtenden Stirn; im Nebenzimmer schrieb Lisbeth Briefe nach Hamburg, und drüben, im anderen Flügel des Hauses, lag Denis auf dem Sofa und komponierte die nächste Tournee, die in Bialystok anfangen, Slonim und Baranowitschi nicht auslassen und sich nach Moskau wenden sollte. Die Baronin und Ambach waren in den Anlagen.

Diese Anlagen bestanden aus weiten Rasenflächen mit Büschen, Bänken und sauber gehaltenen, krummen Wegen und aus einem tabernakelartigen, gußeisernen Denkmal, auf dem viel unlesbar russische, aber vergoldete Buchstaben angebracht waren. In den Freiheitskriegen war an dieser Stelle ein berühmter moskowitischer General verschieden, sein dankbarer Zar hatte ihm dieses Denkmal errichtet, Herr Bergstrand als Gutsherr betreute es als zu den Lasten Althofs gehörig. Vor diesem Dunkel standen sie eben, Ambach meinte: „Es ist ja vielleicht nur Einbildung, aber es sieht doch so anders aus. Man hat gleich die Empfindung, daß es aus einem fremden Lande stammt."

Die Baronin trug, da es sich abgekühlt hatte und der Himmel bedeckt geblieben war, heute dunkelblau, Tuch, sehr knapp, was ihre schöne Figur noch mehr zur Geltung brachte, sie antwortete: „Sie sollten einmal zu uns nach Rußland kommen."

Hieran hatte Ambach auch schon gedacht, und da er sich nicht vorstellen konnte, daß es auch noch einen anderen Weg gab, um Rußland kennen zu lernen, den andern Weg, den auch er in einem Jahre gehen sollte, so hatte er sich auf seine Weise zu helfen gesucht. Eigentlich wollte er Offizier werden, seine Mutter hingegen wünschte, daß er das würde, was sein als Gerichtsrat verstorbener Vater gewesen war. Seit einigen Tagen war er dem nicht abgeneigt, und studieren wollte er in Königsberg natürlich und, zur Unterstützung des Deutschtums, in Dorpat. Doch mochte er nicht ohne weiteres von Dorpat sprechen, er wollte sich ihm lieber allmählich nähern und antwortete deshalb: „Wenigstens Riga würde ich gern kennen lernen."

„Warum gerade Riga," fragte sie und begann zu gehen. — „Ach," sagte er, „ich war einmal mit einem zusammen, der war von da." — „So," meinte sie, machte halt und sah ihn aufmerksam an, „in Riga kenne ich vieles." — „Ich glaube nicht, daß Sie ihn kennen," entgegnete er und bückte sich, um einen Stein aufzuheben, und weil er wirklich einmal mit einem Deutschrussen aus Petersburg auf Quinta zusammen gesessen hatte, so nannte er dessen Namen: „Schneider."

„Nein," sagte die Baronin und ging wieder, „den kenne ich nicht." — „Ich glaube, er war auch in Dorpat geboren," murmelte er. — „In Dorpat weiß ich überhaupt nicht Bescheid," antwortete sie. Ambach ließ den Kopf sinken.

Die Anlagen endeten am Rande des Bahnschachtes. Nachdem die Baronin sich erkundigt hatte, wie spät es wäre, sagte sie: „Da haben wir ja noch viel Zeit," und bog, dem Gute den Rücken kehrend, nach rechts. Der sich senkende Weg war ganz schmal, nur ein ausgetretener Pfad, sie mußten also hintereinander hergehen. Ambach umfing die Baronin dabei liebevoll mit dem Blick, und wieder beschäftigte es ihn, wie es wohl wäre, wenn er den Arm um diese dunkelblaue Taille legte. Doch dachte er jetzt nicht an Tanz, sondern stellte es sich als Selbstzweck vor, nur den Arm um ihre Taille legen, nur sie an sich ziehen. Merkwürdig mußte es sein.

So erreichten sie den Holzweg, der von der Chaussee zur königlichen Forst führte, und den Bahnübergang. Die Schranken waren geschlossen, die Baronin schlug vor, auf den Zug zu warten und nachher drüben auf der anderen Seite zurückzukehren. Der Zug wollte aber nicht kommen, schließlich fragte sie: „Wollen wir?" und deutete auf die Barriere, an der sie standen.

Sie bückten sich beide gleichzeitig und

richteten sich auf, dabei trafen sich ihre Augen, die der Baronin lachten Ambach an. Jenseits der Schienen, bei der zweiten Barriere, bückte sie sich nochmals, er aber, begeistert von dem lachenden Blick, machte einen eleganten Flankensprung. „Sie sind wohl überhaupt ein guter Turner?“ fragte sie, er antwortete: „Ich turne wenigstens gern,“ und sie nickte und setzte hinzu: „Sie haben ja auch die Figur dazu.“

Wie sie auf der andern Seite anstiegen und nun auch Platz hatten, nebeneinander herzugehen, nahm die Baronin, deren Gedanken über das Verhältnis von Mutter und Sohn auch nach der kleinen Episode mit dem Roman nicht zur Ruhe gekommen waren, die Unterhaltung wieder auf, sie fragte: „Ist Ihre Mutter auch so groß wie Sie?“ — „Ganz so groß ist sie nicht,“ entgegnete er. — „Aber sie ist Ihnen ähnlich?“ — „Auch nicht. Mama ist blond.“ — „Goldblond?“ — „Ich glaube, man nennt es so.“

„Ah so,“ sagte sie, fragte weiter: „Wie alt ist Ihre Mutter,“ und setzte nach erhaltenem Bescheide hinzu: „Also nur vierzehn Jahre älter als ich. Mama sprach übrigens neulich von ihr und auch davon, ein wie zärtlicher Sohn Sie wären.“

„Zärtlich,“ wiederholte er. „Mama findet immer, daß ich zu tapsig bin.“ — „Wenn Sie zärtlich werden?“

Er nickte, und weil auch diese Tatsache gut zu der Stimmung paßte, in der er sich befand, erklärte er mit Überzeugung: „Mama ist famos.“

„Das glaube ich gern,“ meinte sie. „Sie bemüht sich wohl, sich Ihnen anzupassen?“— „Wie anzupassen?“ erkundigte er sich. — „Nun, indem sie von dem absieht, was sie vor Ihnen voraus hat. Aber sagen Sie,“ fuhr sie in einer momentanen Regung von Scham gleich fort, „der Brief, den Sie gestern erhielten, war wohl von ihr?“ — „Jawohl,“ antwortete er, „wir schreiben uns häufig.“ — „Eben,“ sagte sie und schloß: „Vielleicht lerne ich sie einmal kennen.“

Inzwischen hatten sie die Höhe erreicht, es ging jetzt eben weiter. Auf ihrer Seite hatten sie unentwegt Gerste neben sich, drüben, jenseits des Schachtes, war auf die Anlagen ein Kleefeld gefolgt. Hinter dem begann der Lattenzaun der Gartenrückwand, und auch an Bank und Pforte waren sie schon vorüber, als Ambach an einem Strohhaufen vorbei nach rechts wies und sagte: „Da scheint es zu brennen.“

In der Tat, zwischen Strohhaufen und Forst, aber weit draußen, qualmte es grau gegen den grauen Himmel und qualmte plötzlich stärker und schwarz. „Kommen Sie, wir steigen auf den Strohhaufen,“ sagte die Baronin und schritt schnell zu.

Dieser Strohhaufen war der letzte vom vorigen Jahr, und auch er war nicht mehr unberührt; auf der ihnen zugekehrten Seite klaffte eine Lücke und lagen auf Vorrat herabgezogene, lockere Strohmassen. Das erleichterte ihnen das Hinaufklettern, wenn sie auch bei jedem Schritte einsanken, und oben war er wieder fest, fest und elastisch zugleich. Aber zu sehen war nicht mehr als unten. Selbst für diese fünf Meter lag der Brandort zu weit entfernt. „Also umsonst,“ sagte die Baronin, atmete laut und sah sich um. „Ja,“ sagte Ambach und sah sich ebenfalls um. „Aber sonst ist es ganz schön hier oben.“

„Nicht?“ fragte sie und drehte ihm den Kopf zu, und indem sie zu wippen begann, daß der ganze, große Haufen ins Schwanken geriet, fuhr sie fort: „Früher als Kind tat ich nichts lieber, als auf einen Strohhaufen zu klettern, besonders, wenn die Sonne schien und es gut roch. Stundenlang habe ich hier oben liegen können. Sie wußten es schon zu Hause, fanden sie mich sonst nicht, so auf einem Haufen.“ Immer noch wippte sie, Ambach jetzt auch, sie lachten sich dabei an, und der Haufen kam noch mehr ins Schwanken.

Da fragte die Baronin, und es klang, als ob sie die Bejahung für selbstverständlich hielt: „Ob das einem heute auch noch Vergnügen machen würde?“ — „Natürlich,“ sagte Ambach überzeugt. — „Bloß mein Kleid. Für Stroh muß man hell angezogen sein.“ Unschlüssig blickte sie nieder, dann ließ sie sich mit einem: „Ach was,“ auf das Stroh sinken, zog sich den Rock zurecht und streckte sich, und über ein Kleines schob sie die Hände unter den Kopf, er aber wippte weiter.

Dabei sah er auf sie hinab, wie sie vor ihm lag, dunkelblau auf gelb, und wenn sich ihre Augen begegneten, lächelten sie sich zu, sie im Genuß vergangener Zeiten, er, weil auch diese Situation so gut zu seiner Stimmung paßte.

Jedoch, war der Himmel auch bedeckt, er blendete. Die Baronin kniff die Lider zusammen und schloß sie ganz. Sofort verursachte ihr das Wippen einen kleinen, nicht unangenehmen Schwindel. Sie nahm die Hände unter dem Kopf hervor und breitete die Arme nach beiden Seiten aus, und sie zog ein Bein hoch und drehte den Kopf von Ambach ab. Langsam vertieften sich ihre Mundwinkel.

Ambach sah noch immer auf sie hinab und lächelte noch immer. Es war aber nur noch

ein stehengebliebenes Lächeln, nur eine Grimasse, die sich vom Lächeln die Ähnlichkeit geborgt hatte. Und weil es ihm, als das nötig wurde, keine Erleichterung brachte, daß er wegblickte, gab er auch das Wippen auf, knickte mit einem leisen Seufzer ein und umschlang seine Schienenbeine mit den Armen. Über die Knie hinweg starrte er mit großen, reglosen Augen zur tieferen Chaussee hinüber.

Nach einer Weile hatte er das Gefühl, daß die Baronin ihn wieder ansähe. Seine Willenlosigkeit, oder was es sonst war, überwindend, drehte er den Kopf. Er hatte sich nicht geirrt. Mit einem kleinen, flatternden Lächeln sah er weg, und der Strohhaufen beruhigte sich, nur ein Vibrieren ging noch durch ihn.

„Brennt's noch?" fragte sie in die Stille hinein.

„Ich weiß nicht," antwortete er, die Lippen kaum bewegend.

Als sie vom Haufen herabstiegen, meinte sie: „Ich werde in den nächsten Tagen übrigens auch zur Stadt fahren, sprechen Sie aber noch nicht darüber."

❧ ❧ ❧

Hinten, an der königlichen Forst, lag ein großer Schlag Roggen, der einzige seiner Art. Mit der Gerste war es noch nicht so weit, bei ihm hatte man mit der Ernte beginnen können. Der Gutshof war infolgedessen verödet, selbst die Minna und die Male hatten sich helle Kattuntücher um den Kopf gebunden und waren nachgegangen, und die Tore der großen Scheune standen schon auf, auf ihren Tennen kräuselten im Windzuge vorjährige Spreu und vorjähriger Staub.

Vorgestern waren Lili und Hugo auf dem Milchwagen zu den Schnittern und Binderinnen gefahren, um ihnen das zweite Frühstück und den Schnaps zu bringen, gestern Georg allein, da Lisbeth zuletzt Bedenken gehabt hatte, heute war damit zu rechnen, daß Ambach aufgefordert werden würde, mit Klara zusammen ein gleiches zu tun. „Möchten Sie es denn?" fragte die Baronin, die Ambach vom Frühstückstisch in den Vorbau gefolgt war, halblaut und nahm die auf dem Stuhl neben ihm liegende Zeitung auf. „Nein," antwortete er, stieß mit dem Kopfe vor und machte ein schmollendes Gesicht.

„Da gehen Sie doch weg. Ich komme nachher in die Anlagen." Sie kehrte ins Eßzimmer zurück.

Bei unbedecktem Himmel waren jetzt im Sommer die Anlagen nur zu bestimmten Stunden ein geeigneter Aufenthalt, nur, wenn die dem Denkmal nächsten Büsche ihre Schatten so warfen, daß die Bänke davon erreicht wurden, vormittags bis zehn und gegen Abend. Obgleich er es also anders hätte haben können, saß Ambach doch in der Sonne. Nur so konnte man Althof das Gesicht zukehren. Und es kam die Baronin, die graden Schultern ein wenig hochgezogen und mit gehenkelten Armen das Arbeitskörbchen vor sich hertragend, am Bahndamm und Kleefeld entlang und lachte: „Natürlich sollten Sie fahren. Es gab sogar einen Aufstand. Nur gut, daß ich noch da war, sonst hätte Lili sich überhaupt nicht beruhigt. Aber nicht auf diese Bank. Drüben."

Sie schritt um das Denkmal herum voraus, er folgte und fragte: „Wer ist denn gefahren?" — „Onkel August und Klara. Sehr entzückt wird sie nicht gewesen sein." Sie stellte das Körbchen auf die andere Bank und wandte sich um. „Oder wären doch lieber Sie gefahren? Sie ist doch nett, und hübsch ist sie auch." Er sah sie nur an. — „Na," lachte sie von neuem, „sind Sie stumm geworden? Aber kommen Sie, setzen Sie sich. Ich will etwas mit Ihnen besprechen."

Wie ihm geheißen, tat er, und sie erkundigte sich, ob er inzwischen wieder an seine Mutter geschrieben hätte, und wann er deren Antwort erwartete. Auch fragte sie, ob seine Mutter sich sehr wundern würde, wenn er plötzlich vor ihr erschiene. Er meinte, sie würde sich ebenso freuen, wie im vorigen Jahr, als er mit ihrer Mutter auch einmal nach der Stadt gefahren war. Das befriedigte sie, sie nickte und fuhr fort: „Aber das möchten Sie wohl nicht, Mama sagen, Ihre Mutter hätte Ihnen geschrieben, Sie sollten einmal zu ihr kommen? Nämlich, da der Wagen dann doch ginge, würde ich mitfahren. Ich habe in der Stadt zu tun, außerdem würde ich mich freuen, Ihre Mutter kennen zu lernen."

„O," sagte er, sagte noch einmal: „O," und sein Gesicht verklärte sich. Und jetzt ganz davon durchdrungen, daß das, was war, erst recht schön sein würde, wenn auch seine Mutter die Baronin kannte, rief er: „Das ist ja famos, das ist..." Aber über famos hinaus wußte er nichts mehr, er faßte nur mit beiden Händen nach ihrer Linken, drückte in seiner Begeisterung die Lippen darauf und drückte sie sich an die Wange.

„Nun, nun," sagte die Baronin. „Aber etwas zusammennehmen werden Sie sich müssen. Ich möchte vor Ihrer Mutter nicht in falschem Lichte erscheinen. Und jetzt hören Sie auch noch das: Mama wird natürlich

stutzen, wenn sie hört, daß ich mitfahren will. Verplappern Sie sich also nicht."

Ambach versprach, doch dachte er schon daran, daß sie ihn ihre Hand hatte nehmen und küssen lassen, ohne dagegen zu protestieren. Er schielte auf diese Hand, und eben, als sie ihr Arbeitskörbchen ergreifen wollte, faßte er trotz allem Herzklopfen wieder zu. Sie trug aber heute einen weißen Rock und eine weißseidene Bluse mit kurzen Ärmeln, was schon beim Frühstück Erinnerungen in ihm wachgerufen hatte, vom Rücken ihrer Hand fanden seine Lippen den Weg nach oben.

„Nicht," sagte sie, rief, da das nichts half: „Halt, halt. Sonst brauche ich Ihre Mutter ja gar nicht erst kennen zu lernen," und entzog ihm Arm und Hand und stellte das Arbeitskörbchen zwischen sich und ihn.

❀ ❀ ❀

Von Frau Ambach war ein Brief eingetroffen, in dem sie ihrem Sohne mitteilte, daß Großmama, die Mutter seines Vaters, die alte Frau Geheimrat, die in Königsberg wohnte, zurzeit aber an der See war, sie für den Rest der Ferien zu sich nach Cranz einlud, und in dem sie ihn fragte, ob sie ihn vorher nicht noch einmal sehen könnte.

Daran, daß dieser Zufall ihn der Notwendigkeit enthob, Frau Bergstrand etwas vorzuflunkern, dachte Ambach nicht, aber die Baronin tat es und meinte: „Um so besser. Da sprechen Sie doch gleich mit Mama," und Frau Bergstrand antwortete: „Wo werden Sie denn zu Fuß gehen? Nur, Sie kennen ja Bergstrand. Also lieber morgen als übermorgen, damit die Pferde zum Einfahren ausgeruht sind," und klopfte ihm einige Male mehr als sonst die Wange.

Das war am Morgen geschehen, jetzt war es Abend und nach dem Essen. Einige saßen noch oder standen bei ihren Stühlen, andere hatten sich schon entfernt, und im Saale wurden die Mahagonitische aufgeklappt und die silbernen Leuchter darauf gestellt. Da die Baronin zu denen gehörte, die noch im Eßzimmer waren, lehnte Ambach am Pfosten zum Salon und lächelte verlegen, als Ernst mit nach der Tiefe zu modulierender Stimme zu ihm sagte: „Na, Herr Ambach, Sie harren wohl der Dinge, die da kommen sollen?" Überhaupt Ernst, ein festes Verhältnis fand er nicht zu ihm. Manchmal hatte er den Eindruck, als ob Ernst für ihn, manchmal, als ob er gegen ihn wäre, am liebsten ging er ihm aus dem Wege. Dann strich die Baronin an ihm vorbei, sagte gedämpft: „Ich komme gleich in den Garten," und ging weiter, und er löste sich vom Pfosten, schlenderte und machte auf der Veranda halt. Auch sie gehörte ja schon zum Garten.

Im Saal war Herr Bergstrand dabei, die beinernen Spielmarken zu sortieren; Denis stand an einem Fenster und zerrte an seinem Knebelbart, Tante Friedland und Tante Rost hatten sich vorläufig auf das dunkelgrüne Plüschsofa gesetzt. Als auch Frau Bergstrand mit Tante von Rauch erschien, rief die Baronin zu ihrem Vater hinüber: „Papa, ich muß in den ersten Tagen der nächsten Woche nach der Stadt."

„I, du, bewahre," sagte Herr Bergstrand erschrocken und hielt zwei rote und eine gelbe Spielmarke in der Hand, und seine Frau, die eben bei ihrer Tochter anlangte, meinte vorwurfsvoll: „Von Montag ab wird doch eingefahren." — „Ich muß aber doch nach der Stadt," behauptete die Baronin, „Daum hat geschrieben, daß ich zur Anprobe kommen soll, und auch den Besuch bei der Landrätin muß ich endlich machen."

Dieser Besuch mußte allerdings gemacht werden, auch Herr Bergstrand legte Gewicht darauf. Aber Landwirt war er nun einmal, wenn die Besitzer der Nachbargüter auch zu lächeln pflegten, sobald er seine Erfahrungen zum besten gab, und sowohl die Füchse wie die andern Kutschpferde, die großen Braunen, wurden vom Montag an zur Ernte gebraucht. „Da fahr' doch morgen mit," sagte er erbost. „Morgen muß ja gefahren werden, wie deine Mutter behauptet."

„Morgen?" fragte die Baronin und sah Frau Bergstrand an. Doch die war plötzlich stutzig geworden, die Zumutung, zu glauben, daß Ambach von seiner Fahrt nach der Stadt nicht zu der Baronin gesprochen hätte, tat ein übriges, im Augenblick hatte die ganze Angelegenheit ein anderes Gesicht für sie bekommen. „Ach," stieß sie aus und ging weiter. Die Baronin aber wandte sich zu ihrem Vater zurück, erhielt von dem Bescheid und meinte: „So, Ambach fährt. Ganz paßt es mir morgen zwar nicht, aber wenn es dir lieber ist . . . Und an die Landrätin telephoniere ich sofort, sobald ich in der Stadt bin."

Draußen auf der Veranda sagte die Baronin zu Ambach: „Hier sind Sie," und sprach gleich weiter: „Ich habe es Papa und Mama eben mitgeteilt, daß ich morgen mit Ihnen fahre. Mama wollte es natürlich nicht." Vor ihm her stieg sie die Treppe in den Garten hinab.

Sie waren bis in die Mitte des Rosenweges gekommen und hörten von den Schaukeln her schon die Stimmen der andern, als Ambach diejenige Frage stellte, die er sich zwar schon selbst beantwortet hatte, die aber

auch von ihr beantwortet zu hören, einen seltsamen Reiz auf ihn ausübte. „Warum will Ihre Mutter denn nicht, daß wir zusammen fahren?“ erkundigte er sich. „Weil sie um Sie Angst hat,“ antwortete die Baronin. — „Um mich?“ — „Ja, oder,“ sie lachte, — „vielleicht auch um mich.“

Aber das war es nicht, was er hören wollte, sie sollte ihm vielmehr sagen: „Mama will es nicht, weil Sie in mich verliebt sind.“ Hierauf, auf diese von ihr selbst gemachte Feststellung, kam es ihm an. Und es kam ihm in der Überzeugung darauf an, daß ihr Verhältnis zueinander dann einfacher werden, daß er dann sagen oder tun können würde, was er so noch nicht sagen oder tun konnte. Deshalb fragte er weiter: „Wieso denn? Ich bin im vorigen Jahre doch auch mit ihr gefahren.“

„Eben,“ meinte sie, „aber nun lassen Sie schon. Das ist noch nichts für Sie.“ — „Ich würde es aber doch gern wissen,“ beharrte er. „Herrgott noch einmal,“ stieß sie aus. „Also, weil zusammen fahren auch zusammen sein heißt. Aber wissen Sie was? Wenn Sie nicht einmal eine Witwe heiraten, ich weiß wirklich nicht.“

⁂

Frau Ambach war in der Tat erst achtunddreißig, noch ganz blond und fast so groß wie ihr Sohn. Sie hatte sich auch ihren rosigen Teint bewahrt und hielt sich sehr grade. Aber sie hatte zugleich recht kühl blickende, graue Augen und gab sich demgemäß. Bei den verschiedenen Festlichkeiten der Juristen oder in der Loge hatten sie schon Würdenträger zu Tisch geführt, als ihre Jahre sie noch gar nicht dazu berechtigten.

Ihren Mann hatte das sehr belustigt, denn sie konnte auch anders sein, zu Hause, im allerengsten Kreise, eigentlich nur vor ihm, voll unerwarteter und von einem Juristen erst recht nicht erwarteter Einfälle. Aber das hatte nur er gewußt und wußte nach seinem Tode nur Günther, er bei seiner Unerfahrenheit freilich ohne rechte Erkenntnis. Immerhin, weil er fortgesetzt auf etwas Überraschendes rechnete, war er in steter Erwartung, und weil es sie freute, wenn er sich über das freute, was sie sagte, so sagte sie es. Wer wollte, konnte darin also ein zartes Spiel erblicken. Gemeint hatte sie mit ihrer Bemerkung zu Frau Bergstrand aber freilich nur, daß sie und ihr Günther manchmal wie Schwester und Bruder wären. Und nun war ihr Günther also zum erstenmal in seinem Leben verliebt und war es gleich in eine verheiratete Frau und Baronin. Harmloser konnte es ihrer Meinung nach nicht anfangen.

Nachdem sie sich aus seinen Armen freigemacht und dabei gesagt hatte: „Junge, du hast doch keinen von deinen Kameraden vor dir,“ sah sie ihn lachend an, und merkwürdig, dieser Blick erinnerte ihn daran, wie die Baronin ihn in der letzten Zeit auch manchmal angesehen hatte. „Was denn?“ fragte er. „Nichts,“ antwortete sie. „Doch. Du meinst doch was.“

Aber sie blieb bei ihrem Nichts, und wie er es sich überlegte, mußte er ihr recht geben. Weder hatte er bisher von der Baronin gesprochen, noch hatte er in seinen Briefen irgendwelche Andeutung gemacht, er hatte sie nur erwähnt. „Es ist ja auch nichts,“ sagte er und blickte sich jetzt erst in dem ihm vertrauten Wohnzimmer um. Geändert hatte sich in den fast drei Wochen nichts. Das Nähtischchen stand an dem einen Fenster, die Palme am andern und zwischen beiden das bequeme Sofa und der Tisch. „Und Großmama?“ fragte er und lächelte glücklich.

Sie nickte und fragte: „Bist du deshalb gekommen?“ — „Ja, weil du schriebst,“ antwortete er, „und weil der Wagen sowieso ging, ist die Baronin gleich mitgekommen. Sie hat bei Daume zu tun und muß die Landrätin besuchen. Sie will aber auch zu uns kommen, zum Tee. Oder paßt es dir nicht?“

„Doch, es paßt mir,“ sagte sie langsam und sah zur Seite. Gleich darauf lächelte sie stärker und erklärte: „Ich freue mich sogar darüber.“ Es war ihr eingefallen, daß die Baronin angenommen haben könnte, sie, Günthers Mutter, hätte etwas gemerkt, und daß sie es deshalb für ihre Pflicht hielte, sich ihr zur Beruhigung vorzustellen.

„Na ja,“ sprach Ambach weiter. „Ich habe es mir ja gedacht. Bloß, weißt du, sie hat doch gesagt: zum Tee, und wir trinken Kaffee.“ — „Also trinken auch wir heute Tee.“ — „Ja?“ Er lachte. „Sie ist ja gar nicht so, bloß, weil sie es gesagt hat. Überhaupt, ich glaube, sie wird dir gefallen.“

Seine Mutter versicherte ihm, daß sie das auch glaubte, und erkundigte sich nach dem Frühstück, er war dafür, und er war auch dafür, sie zu begleiten, als sie ihm sagte, sie müsse noch in die Stadt. Allerdings dachte er zugleich daran, daß in die Stadt müssen, eigentlich hieß: auf den Markt gehen, am Markt aber lag auch das Geschäft von Daume.

⁂

Die Landrätin war eine Frau von Stockrath. Mit der Baronin war sie von frühre

her dadurch bekannt, daß sie beide im Winter vor zwei Jahren, als die Baronin zum letztenmal auf Althof gewesen war, in einem lebenden Bilde die Krimhilde und Brunhilde dargestellt hatten. Trotzdem hatten sie sich befreundet, wozu es beigetragen haben mochte, daß auch Frau von Stockrath bürgerlicher Herkunft war. Da ihr Mann, der Landrat, zum Oberpräsidenten nach Königsberg befohlen war, war es ihr besonders lieb, daß die Baronin sich gerade heute angesagt hatte. Sie hatte sie zu Tisch bei sich behalten und saß jetzt mit ihr im Damenzimmer beim Kaffee.

Vom Allgemeinen waren sie allmählich zu Speziellem übergegangen; zuletzt hatten sie über ihre Positionen in den Kreisen gesprochen, in die sie hineingeheiratet hatten. In der Stadt lag nichts vor, auf dem Lande aber war es so, daß die adligen Gutsbesitzersfrauen auch schon vor der Hochzeit adlig gewesen waren, was gelegentlich zum Ausdruck kam. Und nicht unähnlich war es auf Ösel. Aber beide hatten ja ihre Ressourcen, die Landrätin in der Stellung ihres Mannes, die Baronin in ihrer Eigenschaft als Ausländerin; im großen und ganzen konnten sie feststellen, daß sie das Richtige getan hätten.

„Und Ihr Mann?" fragte Frau von Stockrath und nippte an dem Curaçao, den sie zum Kaffee hatte einschenken lassen. Die Baronin hob die Schultern. „Sind Sie mit ihm nicht zufrieden?" — „Ich kann nicht sagen, daß ich gerade mit ihm unzufrieden wäre, er fährt nur zu viel nach Arensburg." — „Was ist das?" erkundigte sich die Landrätin. — „Die einzige Stadt, die wir auf Ösel haben." — „Schrecklich."

„Die Stadt ist nicht schrecklich, sie ist vielmehr ganz nett," widersprach die Baronin, „aber es ist immer nur er, der hinfährt. Dann ist man allein unter den Esten, an Deutschen habe ich nur drei, und mit den russischen Offizieren verkehren wir überhaupt nicht. Dreieichen liegt an der Ecke nach Moon, also abseits." — „Schrecklich," sagte die Landrätin zum zweitenmal.

„Sonst ist das Verhältnis zu den Russen aber wieder besser geworden," fuhr die Baronin fort, „obgleich sich gerade in letzter Zeit eine Animosität gegen Deutschland bemerkbar macht. Aber Sie haben es hier natürlich besser." — „Wir verkehren aber auch nur wenig in der Stadt, nur mit dem Präsidenten des Landgerichtes, dem Bezirkskommandeur und dem Superintendent," sagte Frau von Stockrath. — „Trotzdem," meinte die Baronin, und indem sie auf ihr Uhrenarmband sah und sich überzeugte, daß es auf vier ging, fragte sie durch die Erwähnung des Präsidenten darauf gebracht: „Kennen Sie Frau Ambach?"

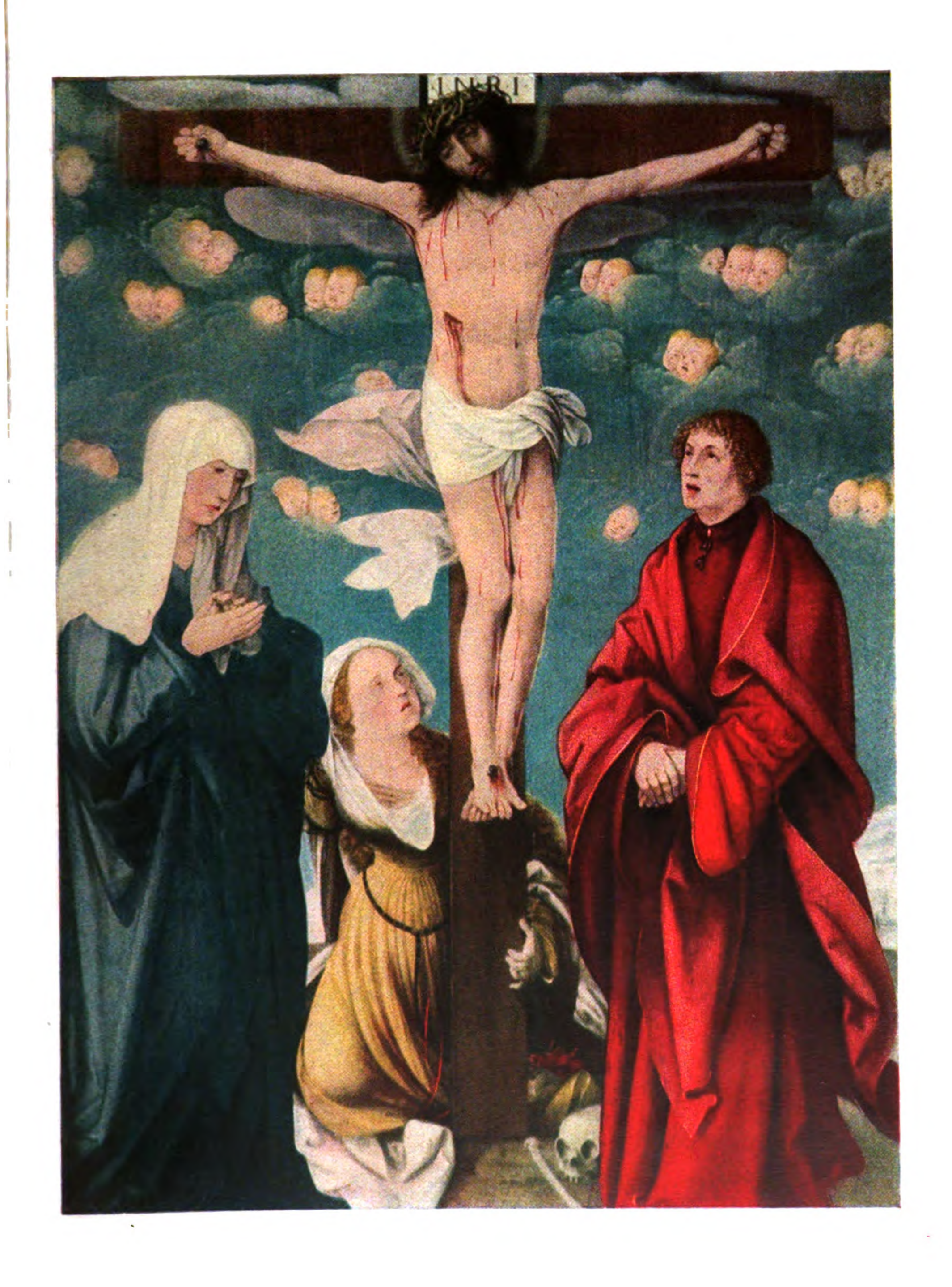
„Nur wenig," antwortete Frau von Stockrath. „Wie kommen Sie plötzlich darauf?" Sie gab ihr Bescheid, die andere sprach weiter: „Ah so. Sie gilt für sehr kühl, fast für abweisend," und als der Baronin daraufhin ein erschrockenes „Nein" entfuhr, meinte die Landrätin, sich gleichsam entschuldigend, noch: „Ich kann natürlich nur sagen, was ich weiß," mußte sich nun aber erheben, das Kindermädchen erschien und rief sie ab.

Die Baronin blickte vor sich hin. Dabei kam sie zu der Erkenntnis, daß es eigentlich nicht mehr nötig gewesen wäre, die Bekanntschaft Frau Ambachs zu machen, denn wie es ungefähr zwischen einer Mutter, die noch gut aussah und auch noch ziemlich jung war, und einem nahezu erwachsenen Sohne zuging, über diese bisherige Lücke ihres Wissens glaubte sie sich inzwischen selbst genügende Kenntnisse verschafft zu haben. Aber es war natürlich auch weiter nichts dabei, zumal — es fiel ihr eben ein und befriedigte sie — zumal sie es ja gewesen war, die Ambach eingeladen hatte, nach Althof zu kommen. Auch sie nippte an ihrem Curaçao.

⁂ ⁂ ⁂

Ambach stand im Schlafzimmer seiner Mutter am Fenster und sah die Wilhelmstraße hinab. Er stand gerade an diesem Fenster, weil man nebenan, vom Wohnzimmer, die Wilhelmstraße nicht so gut hinabsehen konnte, da stieß der Giebel des Nachbarhauses vor. Und er sah nicht nur die Straße entlang, sondern auch über die Dächer der Stadt hinweg bis weit hinaus zu einer kleinen, weißen Kirche, die hoch auf einer Bodenschwelle lag und zu dem Dorfe gehörte, in dem die Chaussee nach Althof den rechten Winkel machte. Daß sie das tat, gab der Kirche einen Gefühlswert, als aber die Baronin um die Ecke bog und in ihrem Kostüm aus roher Bastseide und ihrem kirschroten Hut herankam, breitete sich ein entzücktes Lächeln über sein Gesicht, und erschien es ihm zugleich sonderbar, daß sie, die so langsam ging und den Kopf gesenkt hielt, diejenige war, für die er alles das fühlte, was zu fühlen er gerade in diesem Augenblick besonders deutlich zu empfinden glaubte.

Die Baronin war beim Eintritt verlegen und blickte nieder. Es war das nur ein Moment, aber er beseitigte, was Frau Ambach als Standesperson von Staats wegen etwa doch mit dem Begriff Baronin verbunden hatte. Das andere, was entschied,



Am Kreuz. Gemälde von Martin Schaffner

(Aus Carl Haberstocks Kunstausstellung, Berlin W.)



war, daß sie sich ihren Besuch älter gedacht hatte. Vor Jahren, wenn die damalige Anna Bergstrand nach der Stadt gekommen war, hatte sie sie gelegentlich gesehen und hatte, ohne nachzurechnen und Frau Bergstrand unterschätzend, auf bald dreißig geraten. Und nun war sie, die sich ihr Günther zur ersten Übung ausgesucht hatte, nicht nur unsicher wie eine wirkliche Schwiegertochter, sondern auch noch so jung und war schön, trotz ihrer kühlblickenden Augen empfand sie sofort ein Wohlgefallen. Wie die Baronin auch noch anhub: „Als ich Ihren Sohn einlud, sagte er mir, es wäre nicht nötig, daß ich deshalb erst mit Ihnen spräche. Ich wußte also nicht, ob ich nicht störte, aber nachholen wollte ich es schon lange," nickte sie ihr zuvorkommend zu, sagte: „Bitte, kommen Sie," und dirigierte sie ins Staatszimmer.

Frau Ambach hatte plaudernd den Tee eingegossen, die Baronin sich auf dem braunen Ripssofa zurechtgerückt, allmählich fand sie sich. Und weil sie auch empfand, daß sie gefiel, so gab sie das zurück, meinte auch ihrerseits, daß Frau Ambach noch ungewöhnlich gut aussähe, und hatte den eigentlichen Grund ihres Besuches vergessen. Sowohl die langen Winter und die Sturmnächte über der nahen See, als auch das Leben unter den Esten und das Verhältnis zu den Russen gewannen dabei an Plastik. Frau Ambach wiederum formte sich aus dem Gehörten das Bild einer jungen Frau, die dem Manne ihrer Wahl in ein fernes, unwirtliches Land gefolgt war und dort tapfer aushielt, und das war etwas für sie: tapfer aushalten. „Da ist es ja ein doppeltes Glück für Sie, daß Sie Ihre Eltern verhältnismäßig so nahe bei sich haben," sagte sie hilfreich und es mit der Geographie ebensowenig genau nehmend, wie mit dem Alter ihres Besuches.

Auch die andere Gefahr, vor der sich auf dem Herwege die Baronin gefürchtet hatte, und weswegen sie ebenfalls erst noch in den ‚Kronprinzen' gegangen war, um Friedrich zu sagen, daß er nicht um halb sechs, sondern schon um fünf vorfahren sollte, erwies sich zunächst als nicht vorhanden. Ambach lächelte nur selig und aß Kuchen. Erst eine Weile später, nachdem das Gespräch schon zweimal eine Wendung genommen hatte und Frau Ambach jetzt fragte: „Wie lange werden Sie noch auf Althof bleiben?", sprach auch er. Auf die Antwort der Baronin: „Bis in den Herbst hinein," erkundigte er sich: „Bis in den Oktober?"

„Oktober," wiederholte die Baronin und wandte ihm den Kopf zu. Im gleichen Augenblick erinnerte sie sich, daß es auch im Oktober Ferien gab, und überzeugt, daß Frau Ambach ebenfalls daran dachte, errötete sie.

„Hans Taps," sagte Frau Ambach, drückte ihr, sich vorbeugend, das Handgelenk und brachte das Gespräch auf ihren Bruder Ernst. Der hatte im Frühjahr auf dem Rückwege von seiner russischen Tournee in der Stadt konzertiert, Frau Ambach war gegangen, ihn anzuhören, und hatte sein Spiel etwas hart gefunden, nun, da es galt, wieder hilfreich zu sein, lobte sie es.

Weiteres besorgte Friedrich. Kaum war er unten vorgefahren, so knallte er dreimal laut und gebieterisch. Frau Ambach wollte es nicht wahrhaben und schickte ihren Sohn zum Fenster, aber es stimmte, und soviel landwirtschaftliche Kenntnisse besaß sie, daß sie wußte, vor der Instanz Friedrich gäbe es keinen Einspruch.

In dem Bewußtsein, daß sie es überstanden und sehr viel besser überstanden hatte, als sie es befürchtet, sagte die Baronin beim Abschiede bittend: „Gnädige Frau, können wir nicht darauf rechnen, auch Sie einmal draußen auf Althof zu sehen?"

„Oh," entgegnete Frau Ambach und errötete nun ihrerseits, denn in diesen einsamen Wochen hatte sie daran allerdings mehrmals gedacht. — „Doch," drang die Baronin weiter in sie, „die Eltern würden sich freuen, und daß ich es erst recht täte, ich darf es doch hinzusetzen?" — „Aber," sagte Frau Ambach, sagte: „Also, wir wollen sehen, wenn ich zurück sein werde," und schloß mit Betonung und mit einem noch mehr besagenden Blick auf Günther: „Jedenfalls fahre ich jetzt mit noch größerer Freude nach Cranz."

ꕥ ꕥ ꕥ

Im elterlichen Schlafzimmer, als demjenigen Raume, der am besten vor Überraschungen sicherte, fand eine Art Familienrat statt. Frau Bergstrand und Ernst nahmen daran teil und als dritte das kleine, verwachsene Fräulein Jettchen.

Wie es für gewöhnlich geschieht, eine Nebensächlichkeit gibt den Ausschlag, so war es auch Frau Bergstrand ergangen. Daß sie glaubte, hinter das Licht geführt worden zu sein, ließ sie jetzt überhaupt Anstoß an dem Verhalten ihrer Tochter Anna zu Ambach nehmen. Jettchen, mit der sie zunächst allein darüber gesprochen hatte, war ihrer strengen Lebensauffassung zufolge nicht in der Lage gewesen, ihr zu widersprechen.

Anders Ernst. Der hatte einen Arm über die Stuhllehne gehängt, hatte viel Glanz auf dem belebten Gesicht und sagte: „Laß sie doch, wenn's ihr Spaß macht. Sie langweilt sich halt." — „Und Ambach?" fragte

Frau Bergstrand. — „Ambach, Mama,“ antwortete er und seine Stimme modulierte nach der Tiefe zu. „Frag' ihn, ob er lieber zehntausend Taler haben will oder es weiter so bleiben soll, und er wird dir ins Gesicht lachen. Aber freilich, ja,“ er fuhr sich mit gespreizter Hand durch die langen Haare, „es ist nicht leicht, einen ganz glücklich zu sehen.“

„Das ist es natürlich nicht,“ sagte Frau Bergstrand und zog die ein wenig verblaßten Brauen zusammen. „Wenn es eins der jungen Mädchen wäre, würde ich nicht ein Wort verlieren. Auf was für Gedanken muß er so aber kommen?“ — „Eben, Mama, du schiebst ihm deine Gedanken unter,“ entgegnete Ernst. „Aber, noch davon abgesehen, daß der Bedarf an Gedanken bei Liebenden nicht sehr groß ist, hast du mal was von platonischer Liebe gehört? Damit fängt's nämlich an. Und du sagtest ja doch, daß Anna sein Anfang ist. Oder,“ in seinen Mundwinkeln zuckte es, denn auch diese Ähnlichkeit mit der Baronin besaß er, „sprichst du eben um die Sache herum?“

„Ach,“ stieß Frau Bergstrand aus, fuhr aber wie auftrumpfend fort: „Anna hat es ja auch wirklich schlecht getroffen. Auf der einen Seite die jungen Leute, auf der andern wir, und du hast deine Musik und die Karten, Denis aber, Denis ist ganz und gar nicht das, was ich von ihm erwartet hatte.“ — „Impressarios müssen so sein,“ bemerkte Ernst hierzu. „Denk' an die langen Bahnfahrten.“

„Ach,“ stieß Frau Bergstrand wiederum aus und fragte: „Ob ich Edmund schreibe, daß er kommt?“ — „Wenn du gern einen Fehler machst,“ meinte Ernst. „Außerdem, denke ich, hattest du ihn schon eingeladen, er hat aber abgelehnt.“

Das stimmte allerdings, der Baron Edmund hatte erklärt, daß er aus Wirtschaftsgründen seine Frau leider nicht begleiten könnte. Kleinlaut meinte Frau Bergstrand: „Vielleicht hat er sich inzwischen anders besonnen.“ — „Dazu ist er zu klug,“ antwortete ihr Sohn.

Nach einem Augenblick der Verblüffung mischte sich Jettchen ein. Sie saß in Herrn Bergstrands Sorgenstuhl, sehr gerade, richtete sich energisch jetzt noch mehr auf und fragte: „Erbarmen Sie sich, wozu ist er zu klug?“ Gleichzeitig fragte auch Frau Bergstrand, deren Augen plötzlich einen forschenden Ausdruck bekommen hatten: „Was meinst du denn?“

„Meinen?“ Ernst hob die breiten Schultern, „eigentlich nichts. Nur, also Mama, die Japaner haben einen Berg, den man von überall her sieht, den Fusiyama, einen sehr schönen Berg. Um nicht gegen seine Schönheit abgestumpft zu werden, ziehen sie um ihre Papierhäuschen Zäune, damit sie ihn nur erblicken, wenn sie ins Freie treten.“

„Und?“ fragte Frau Bergstrand, obgleich sie schon verstanden zu haben glaubte. — „Und? Ich bin zwar in Ehesachen nicht kompetent und also auch nicht in Ehen mit schönen Frauen, aber gerade von schönen Frauen kann ich es mir am leichtesten vorstellen, daß sie wieder wie neu wirken, wenn man sie ein paar Monate lang nicht gesehen hat. Mit den andern, mit den nichtschönen, ist es eher wie mit dem Trinkwasser. Weil es nach gar nichts schmeckt, kann man es immer trinken. Daß ich übrigens letzten Winter nach meiner Petersburger Tournee auf Ösel war, weißt du ja.“

„Das ja,“ murmelte Frau Bergstrand und ließ, während sie nun diese Sorge bedrückte, eine Sorge, die sich schon manchmal hatte regen wollen, von ihrer Tochter aber immer bestritten worden war, den Kopf sinken. — „Deine Schuld, Mama,“ lachte Ernst. „Warum hast du uns den Hamburger Einschlag gegeben? Zwar Lili und ich, wir haben ihn ja überwunden, aber Anna doch nicht. Sie ist zu gradlinig geraten, sie verausgabt sich zu schnell, sie ist schon zu Ende, wenn andere erst anfangen... Und Frauen sollen doch Rätsel sein, nicht?“ setzte er hinzu und machte von seinem Stuhle aus einen Sprung auf Jettchen zu, knickte in die Knie, daß er nicht größer war als sie und schüttelte seinen Kopf so heftig, daß die langen Haare ins Schweben kamen und sein vor Übermut jetzt erst recht glänzendes Gesicht wie ein um neunzig Grad gedrehter Heiligenschein umgaben.

Jettchen sah ihn von der Seite an, wie wir etwas ansehen, das wir nicht sehen wollen und doch sehen müssen, und endlich brach auch heute aus ihren kleinen, grünen Augen der heiße Zärtlichkeitsstrahl. Ernst war zufriedengestellt, Frau Bergstrand seufzte und beendete den Familienrat.

⌘ ⌘ ⌘

Die Baronin und Ambach hatten erst noch einmal bei Taume vorfahren müssen. Am Morgen hatte es mit der Anprobe nicht ganz geklappt, und die Pakete hatten auch abgeholt werden müssen. Jetzt aber war das erledigt, Friedrich griff nach der Peitsche, der elegante Kommis, der es sich nicht hatte nehmen lassen, die Pakete zum Wagen zu bringen, verbeugte sich.

Auf der Herfahrt war es nicht ganz so gewesen, wie Ambach es erwartet hatte. Bis zu der kleinen, weißen Kirche, an der die Chaussee den rechten Winkel machte,

war die Mamsell mitgefahren, um im Dorfe Fische zu kaufen. Die Baronin hatte darin nicht mit Unrecht einen Gegenzug ihrer Mutter erblickt und infolgedessen nur gerade das Notwendigste gesagt. Und vom Dorf bis zur steinernen Brücke, mit der die Stadt anfing, hatten die Füchse nur zwanzig Minuten gebraucht. Um so mehr freute Ambach sich auf die Rückfahrt, zumal er auch das Gefühl hatte, daß alles aufs beste verlaufen wäre.

Es wollte aber wieder nichts werden. In den Straßen hatte er das begreiflich gefunden, jetzt hinter der Brücke auf der Chaussee, nachdem er sich wie einer zurückgelehnt hatte, der genügend lange repräsentiert hat, fand er es nicht mehr. Die Baronin antwortete nur einsilbig oder gar nicht, sah auf das Spritzleder und hatte ihre verlängerten Mundwinkel. Ratlos blickte er die zusammenlaufende Zeile der hohen, schmalen Pappeln entlang, deren Schatten wie ein Gitter über der Chaussee lagen, blickte in die Staubwolken, die die weißen Beine der Tiere aufrührten, und blickte seine Gefährtin wieder an. Endlich fragte er: „Hat Ihnen Mama nicht gefallen?"

„Ihre Mutter," wiederholte sie ohne aufzusehen, „Ihre Mutter hat mir gefallen wie lange niemand mehr. Sie wissen ja noch gar nicht, was Sie an ihr haben." — „Oh doch," behauptete er, „das weiß ich wohl. Dabei war Mama heute aber gar nicht so, wie sie sonst ist."

Die Baronin machte eine kleine Bewegung mit dem Kinn, und die Unterhaltung stockte abermals, ja, die Brauen der Baronin begannen sogar sich zusammenzuziehen. Die Art und Weise, wie Frau Ambach ihr begegnet war, machte ihr zu schaffen. Vielleicht hätte das weniger auf sie gewirkt, wenn ihr die Landrätin nicht den Schreck eingejagt hätte, aber es war nun einmal so, das andere, daß sie sich von ihrer Mutter hatte neugierig machen lassen, sprach auch wieder mit, kurzum, da war eine Scham, war das Verlangen, sich dem gezeigten Vertrauen gewachsen zu erweisen.

Es kam das Dorf, die Kirche, der rechte Winkel; die Pappeln hörten auf, die Sonne schob sich in ihren Rücken. „Die Mamsell scheint doch nicht gewartet zu haben," sagte Ambach, dem das grade einfiel. — Die Baronin verzog das Gesicht. Kurz darauf sagte sie: „Eigentlich hat Mama es gar nicht verdient, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Wir wollen ihr aber doch sagen, daß Sie mich darum gebeten hätten, sonst zieht sie auch daraus wieder ihre Folgerungen." Ambach verstand zwar nicht, hatte aber nichts dagegen, sie fuhren weiter.

Hinter einem zweiten Dorfe mit einer kitschigen Villa als Mittelpunkt folgten die Gleise, die hier offen und eben über die Chaussee und durch die Felder liefen, dann begann der Boden sich linker Hand zu heben, die erste Gerste tauchte auf. Als sie es auch auf der rechten Seite tat, richtete die Baronin sich auf, so daß die roten Rispen an ihrem Hute zitterten, und fragte: „Sind Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?" Aufs Ungewisse hin bejahte er. „Hoffentlich bleiben Sie es auch," sprach sie weiter, „und von jetzt ab wollen wir tun, als ob nichts geschehen wäre."

⁂

Bei der Einfahrt in den Gutshof war es wie damals bei Ambachs Ankunft gewesen, Frau Bergstrand, die Tanten und Jettchen hatten auf der Veranda gesessen und ihnen die Köpfe zugedreht. Hingegen hatte sie niemand im Vorbau empfangen. „Ich gehe gleich auf mein Zimmer," sagte die Baronin.

Ambach dachte daran, daß er auch auf sein Zimmer gehen könnte, aber nach dieser immerhin merkwürdigen Fahrt erschien es ihm nicht unmöglich, daß ihre Ankündigung zugleich eine Ablehnung sein sollte, er antwortete: „Jawohl," und schlenderte am Eßtisch entlang.

Auch das Wohnzimmer nebenan war leer, die Wipfel der Ulmen warfen ein grünliches Licht durch die Fenster. Auf der Schwelle zum Salon machte er halt und sah durch die geöffneten Flügeltüren auf die Veranda. Zu erblicken war niemand, aber die Stimmen hörte er. Eine Unlust überwindend, schritt er weiter.

„Glücklich zurück?" empfing ihn Frau Bergstrand, wollte ferner wissen: „Haben Sie Ihre Mutter gesprochen?" und wandte sich mit einem: „Das ist ja schön," den Tanten wieder zu. Als er an der Treppe den Fuß schon spitzte, rief sie ihm aber noch nach: „Ach richtig. Tante Rauch hat mich um ein anderes Zimmer gebeten. Ich habe ihr das Ihrige gegeben. Sie logieren jetzt links im letzten Zimmer, Ernst gegenüber. Umgeräumt ist schon."

Beim Abendessen, bei dem er die Baronin erst wiedersah, obgleich er inzwischen zweimal oben im Gange und sowohl in seinem jetzigen Zimmer wie an der Tür seines früheren gewesen war, war nichts vorgefallen. Zwar hatte die Baronin auch heute auf derselben Tischseite wie Ambach gesessen, doch war sie seiner Meinung nach nicht schuld daran. Sie hatte vorher mit ihrem Vater über die Landrätin und den Landrat gesprochen, als es zum Platznehmen gekommen war, war das Gespräch noch nicht beendet.

Und auch nach dem Essen war nichts vorgefallen. Wie immer war sie mit ihm und den andern im Garten auf und ab gegangen und hatte sich nur entfernt, um den jungen Mädchen auf deren Bitte das zu zeigen, was sie bei Daume gekauft hatte. Nachher, im Saal, hatte sie mit Jettchen auf dem dunkelgrünen Plüschsofa gesessen und ihm zugelächelt, als er vorüberging.

Das einzige, womit er nicht zufrieden zu sein brauchte, war also nur, daß sich noch immer keine Gelegenheit gefunden hatte, sie zu fragen, ob sie schon um seine Umquartierung wüßte. Dachte er hieran, so überzeugte er sich immer mehr, daß ihm ein schreiendes Unrecht zugefügt worden war. Nicht mehr sehen, ob die gemusterte Scheibe erleuchtet wäre, nicht mehr hören, wie sie die Schuhe hinstellte, nicht mehr sich ausmalen und darauf rechnen, daß sie ihm wieder einen Roman ins Zimmer reichte, es war ihm, als ob die kommenden Tage nur noch einen halben Inhalt haben könnten. Solange die Gefahr noch nicht bestand, daß im Saal aufgebrochen würde, blieb er im Wohnzimmer, aber gegen halb elf ging er ins Eßzimmer, suchte sich die Zeitung und setzte sich mit ihr unter die große Hängelampe.

Tante Friedland kam mit Lisbeth, auch Tante von Rauch, unwillig blickte er auf das bedruckte Papier zurück; die Panzers sprachen ein paar Worte mit ihm, verließen ihn aber, da er erklärte, nur noch schnell den Leitartikel zu Ende lesen zu wollen. Und es kam die Baronin mit Jettchen und fragte: „Sind Sie noch auf?“ — „Jawohl,“ antwortete er, „ich wollte nur noch den Leitartikel zu Ende lesen, aber ich bin fertig.“ Jettchen trennte sich an der Tür.

Oben im Gange blieb er an der Treppe stehen und fragte mit einem bösen Ausdruck in den Augen: „Darf ich mich verabschieden?“ — „Wieso denn?“ meinte die Baronin, die sich eben nach rechts wenden wollte.

„Ich schlafe jetzt in dem Zimmer, in dem bisher Fräulein von Rauch geschlafen hat.“ Kaum hatte er das gesagt, so fühlte er, daß ihm die Augen feucht wurden. Er senkte den Kopf.

Die Baronin sah ihn überrascht an, fragte aber plötzlich, wobei sie mit dem Kopfe zurückfuhr: „Wann hat Mama das bestimmt?“ — „Gleich, nachdem wir aus der Stadt zurückgekommen waren,“ antwortete er. — „Unanständig,“ stieß sie aus und trat mit dem Fuße auf, und während es ihm mißlang, die Träne, die sich lösen wollte, mit der Wimper zu zerdrücken, und er sie rinnen lassen mußte, sagte sie: „Mama ist wahrhaftig verdreht,“ und senkte ebenfalls den Kopf.

So standen sie unter der kleinen Petroleumlampe, die der Treppe gegenüber aufgehängt war, beieinander, hinter dieser und jener Tür ließ sich ein leises Geräusch hören, dann meinte die Baronin: „Also, jetzt ärgern Sie sich nicht länger. Wir werden schon einen Ersatz finden,“ und strich ihm mit dem Rücken der Finger die Träne von der Wange.

Unverhofft

Hätten die Althöfer nur ein wenig in die Zukunft sehen können, nur bis zum Abend des auf die Fahrt in die Stadt folgenden Tages, Frau Bergstrand würde ihren Geniestreich nicht verübt haben, die Baronin nicht in Empörung geraten sein, und Ambach wäre nicht der finsteren Verachtung anheimgefallen, mit der er vorhin erwacht war. Aber das war natürlich auch ihnen nicht gegeben, und auch sie meinten, sie bestimmten die Zukunft, indem sie diese Zukunft auf morgen und übermorgen ansetzten und sie auf dem Heute aufbauten. Während das Leben als weitsichtigerer Rechner doch vorhatte, jeweils immer so lange zu warten, bis Ambachs höhere Jahre den gesteigerten Gelegenheiten gewachsen sein würden. Und also hatte es in seiner bekannten Verschwendung Geniestreich, Empörung, Verachtung nur inszeniert, um Ambach noch etwas auf den Weg mitzugeben, auf daß er über Jahr und Tag hinaus nur ja gleich wußte, wo er wieder einzuhaken hatte. Zuvor aber: Tante von Rauch, Fräulein Malwine von Rauch, war eine Jedermannstante, das heißt eine arme Verwandte. Sie verbrachte, wie das damals noch möglich war, drüben in Kurland oder auch in Livland vier Wochen auf diesem Schloß, auf jenem ein Vierteljahr und auf einem dritten den Winter und hielt dabei einen gewissen Turnus inne, der ungefähr zwei Jahre umfaßte. Sie hatte Frau Bergstrand schon als Fräulein von Mehlem gekannt, war daher auch schon zweimal auf dem Gute der Baronin, auf Dreieichen, gewesen, und das wieder hatte zur Folge gehabt, daß sie unter Übersendung des Reisegeldes jetzt auf Althof war. Die Partie stand für sie also nicht günstig, als sie ihre Nichte so früh des Morgens bei sich eintreten sah. „Ach Anna,“ sagte sie, durch den kläglichen Tonfall ihre Wehrlosigkeit gleich eingestehend, und zog sich die graue Flanellmatinee zusammen.

„Tante, du kannst doch nichts dafür,“ erklärte die Baronin fast unwillig, „aber die Wahrheit mußt du mir sagen. Mama ist

von selbst auf den Zimmertausch verfallen?" — „Von selbst?" fragte das alte Fräulein. „Nämlich, Anna, das kannst du mir glauben, wenn Ernst so stundenlang übt und man wohnt gegenüber..."

„Tante," fiel die Baronin vorwurfsvoll ein. „Aber Mama hat dir natürlich gesagt, daß, wenn ich dich fragen sollte, du Ernsts Spiel anführen möchtest. Was hat sie dir noch gesagt?" — „Noch?" Die rotumränderten und schon kleingewordenen Augen der Tante wurden unruhig, ein Funke sprang in ihnen auf. Wie ihre Nichte, ärgerlich über diesen Funken, aber fragte: „Findest auch du noch Vergnügen daran?" murmelte sie erschrocken: „Nein doch."

„Also, Mama hat dir gesagt," begann die Baronin wieder, „daß ich Ambach verderbe und sie das nicht mit ansehen kann." — „Anna, ich bitte dich, Denis," flüsterte die Tante und deutete auf die Zwischentür. — „Ach was, der. Hat sie dir auch gesagt, wie sie zu Ambach steht?" — „Lieschen?" fragte die Tante überrascht. Zum zweitenmal erschien der Funke.

„Also, du wirst dir jetzt den richtigen Vers aus ihrem Verhalten machen," sagte die Baronin, nachdem sie in neuem Ärger weggeblickt hatte, „und wirst in dem, was ich tue, etwas anderes sehen. Ich bin gestern auch bei seiner Mutter gewesen und jetzt erst recht entschlossen, darüber zu wachen, daß er nicht um seine Harmlosigkeit gebracht wird. Was ihr redet, ist mir egal, aber ich bitte mir aus, daß ihr ihn mit eurer Aufmerksamkeit verschont. Verstehst du?"

Wieder drüben bei sich, schob die Baronin erst einiges hin und her, ehe sie zu ihren Gedanken zurückkehrte. Die kreisten um zweierlei, noch immer um den Eindruck, den Frau Ambach auf sie gemacht hatte, und um das, was Frau Bergstrand mit dem Zimmertausch zu verstehen gegeben hatte. Somit kam sie zu dem Entschlusse, daß die Tändelei mit Ambach zwar aufhören, daß er, der Unschuldige, aber trotzdem nichts entbehren sollte. Wie sie beides vereinigen würde, war ihr noch nicht ganz klar, aber sie zweifelte nicht daran, daß es ihr gelingen würde, und in dieser Überzeugung zog sie die hellblaue Matinee aus und griff nach der Bluse.

Da sie die Male schon weggeschickt hatte, mußte sie noch einmal zur Tante hinübergehen, die Haken und Druckknöpfe saßen hinten. Die Tante war bei aller Beflissenheit bedrückt, obgleich sie es übersehen wollte, brachte es ihre Gutmütigkeit doch nicht fertig. Schließlich schlug sie ihr vor, von Althof gleich mit nach Dreieichen zu kommen. Tante von Rauch war dankbar gerührt und entschuldigte sich damit, daß sie nur getan hätte, was Frau Bergstrand von ihr verlangte.

Von der Tante aus ging die Baronin den Gang entlang bis zum Ende, horchte an der Tür ihres Bruders Ernst und öffnete die gegenüberliegende. Da es heute wesentlich später war als sonst, hatte sie von ihrem Fenster aus die Sechse schon im Garten gesehen, es war also keine Gefahr dabei. Auf der Schwelle stehen bleibend und die Hand auf die Klinke gelegt, überblickte sie das neue Reich Ambachs. Die Ulmen warfen ihr grünliches Licht hinein, auf dem Tisch war allerlei verstreut. Lächelnd schloß sie die Tür wieder, und unten im Eßzimmer war es so, wie sie es erwartet hatte, ihre Mutter war unsichtbar. Nur Tante Rost und Onkel August saßen noch am Tische. Tante Rost und Onkel August saßen manchmal noch am Tische. Für jemand, der wußte, daß Onkel August in seinem Leben schon oft hatte heiraten wollen, immer im entscheidenden Augenblick aber den Mut verloren hatte, war das nicht unamüsant. Doch beeilte sie ihr Frühstück und ging auf die Veranda hinaus.

Die Sechse saßen jetzt im Lindenrondell. „Ambach," rief sie, nachdem sie sich die Hand gegen das blendende Licht, das über dem Garten lag, vor die Augen gehalten hatte. — „Jawohl," tönte es von drüben zurück, fast gleichzeitig erschien Ambach in der Mündung des Rosenweges. Er setzte sich in Trab und übersprang die Ecke des rechten Rasenstreifens, und sie winkte ihn zu sich herauf und fragte: „Ich muß mich doch erkundigen, wie Sie die erste Nacht in dem neuen Zimmer geschlafen haben?"

Es hatte lange gedauert, bis er eingeschlafen war, sonst aber hatte er keinerlei Beobachtungen an seinem Schlafe gemacht. Doch empfand er, daß sich das nicht eingestehen ließe. Das Lächeln, das ihr Ruf und ihre Nähe hervorgerufen hatten, setzte sich in Verdüsterung um, er blickte nieder.

„Das Zimmer ist aber größer und auch freundlicher als Ihr bisheriges," fuhr sie fort. Schnell hob er den Kopf wieder. „Ja," sagte sie, „ich habe es mir angesehen. Ich mußte doch wissen, ob Sie gut untergebracht wären. Und nun hören Sie zu, ich habe es mir überlegt. Sie sollen gewiß nichts entbehren, das verspreche ich Ihnen, aber mehr als bisher müssen Sie sich von jetzt ab um die anderen kümmern. Wollen Sie?"

Er senkte den Kopf abermals, sie hatte den Eindruck, daß ihm wie gestern abend die Tränen kämen, und einen Schritt auf ihn zutretend, versicherte sie ihm noch ein-

mal: „Hören Sie doch, entbehren sollen Sie nichts. Für ein Weilchen will ich heute nachmittag, nach dem Kaffee, auch gern in die Anlagen kommen. Aber es geht wirklich nicht anders. Ich muß auch an Ihre Mutter denken.“

Ihn weiter ansehend, wartete sie darauf, ob er etwas erwidern würde, sagte, da das nicht geschah: „Ich habe den ganzen Vormittag über Briefe zu schreiben,“ und wandte sich langsam und nur halb befriedigt, um ins Haus zurückzukehren.

⌘ ⌘ ⌘

Es war nach dem Kaffee, die Baronin kam in die Anlagen. Da es noch nicht die Zeit war, in der der Aufenthalt hier schon erquicklich gewesen wäre, warf nur das Denkmal brauchbaren Schatten. Breit war aber auch er nicht, selbst in der Diagonale nur fünf Viertelmeter. Nachdem sie sich umgesehen hatte, setzte sie sich in diesen Schatten auf die eiserne Kette, die, im Bogen von Eckstein zu Eckstein gezogen, das Denkmal auf allen vier Seiten umgab. Ambach stand vor ihr in der Sonne.

„Da bin ich also,“ sagte sie, sich über sein Schweigen wundernd, und sah zu ihm auf. „Es scheint aber weiter keinen Eindruck auf Sie zu machen.“ — „Doch,“ behauptete er. — „Lisbeth und Georg spielen im Rondell Halma,“ fuhr sie fort, „und Klara geht oben im Gange am Zaun entlang; sie zupfte einer Marguerite die Blätter aus, als ich vorüberkam. Sagen Sie, fühlen Sie gar keine Gewissensbisse?“

„Ach,“ stieß er aus und wandte sich halb ab. — „Nicht? Das ist eigentlich unrecht von Ihnen. Wenn es Ihnen auch einmal so ergehen wird, werden Sie an Klara denken.“ Sie nahm die Rechte von der Kette und schlug mit ihr durch die Luft, denn kleine, smaragdgrüne Käfer schossen um sie herum.

„Sehr amüsant sind Sie heute nicht,“ meinte sie dann und begann, sich leise zu schaukeln. Auch das schien an ihm vorüberzugehen, aber schließlich drehte er sich doch zu ihr zurück und fragte: „Warum soll es jetzt anders werden?“

„Sie sehen ja, was dabei herausgekommen ist,“ antwortete sie.

„Das ist ganz egal,“ erklärte er leidenschaftlich, „es ist auch sonst alles egal, auch daß Ihre Frau Mutter nicht mehr freundlich zu mir ist, und an Mama brauchen Sie erst recht nicht zu denken. Wenn es ihr nicht gepaßt hätte, würde sie mich zu Hause behalten haben.“

„Gewiß,“ sagte sie und setzte hinzu: „Wir sind ja jetzt zusammen.“

„Aber es bringt mich um alle Freude,“ rief er, „daß ich immer daran denken muß, was Sie heute morgen gesagt haben. Bisher war alles so schön, jetzt dagegen! Warum bekümmert sich Ihre Frau Mutter nicht um Lili? Die ist den ganzen Tag mit Hugo zusammen.“

„Da sind Unterschiede,“ sagte sie. — „Wieso?“ widersprach er. „Sie sind ihre Tochter und Lili ist ihre Tochter. Aber ich weiß schon, was sie meint, sie denkt an Ihren Mann.“

„An Edmund wird Mama bisher wohl am wenigsten gedacht haben,“ entgegnete sie langsam, fragte gleich darauf unter der Vorstellung, daß sie dadurch vielleicht den Weg fände, den ihr Verkehr laut Entschluß vom heutigen Morgen künftig gehen sollte, aber lebhafter: „Sagen Sie, was war bisher so schön?“ — „Alles,“ antwortete er kurz. — „Und was war das Schönste?“ Er schwieg.

„Wenn Sie es mir nicht sagen, kann ich mich natürlich nicht danach richten,“ fuhr sie fort und begann, sich wieder zu schaukeln, schaukelte stärker und benutzte einen Schwung nach vorn, um sich dicht vor ihm mit den Füßen auf dem Boden festzuhalten und noch einmal zu fragen: „Ambach, was war das Schönste?“

Er verzog das Gesicht, er vermied es, auf sie hinabzusehen, aber je länger sie so vor ihm saß, den Kopf zu ihm erhoben, beide Hände an der Kette, desto stärker fühlte er ihre Nähe. Plötzlich wurde es zu viel für ihn, er schlug vor ihr auf die Knie, so daß sie schnell zurückfahren mußte, umklammerte sie und wühlte den Kopf in ihren Schoß, und weil die Kette, um ihre Spannung gebracht, ihre gewöhnliche Lage einzunehmen trachtete, kroch er ihr auf den Knien nach.

Die Baronin sah den Weg entlang, der von der Chaussee heranführte, und sah auf Ambach nieder. Nach kurzem Schweigen sagte sie: „Stehen Sie auf,“ und sagte wie in jähem Schreck: „Onkel August kommt!“ Er schüttelte den Kopf. Da blickte sie ins Weite, löste die Rechte von der Kette und fing an, ihm langsam und in immer gleichen, kleinen, mechanischen Bewegungen über das kurzgeschorene Haar zu streichen. Auch wollte sie fragen: ‚Knien Sie vor Ihrer Mutter auch manchmal so?‘, aber sie ließ es und streichelte weiter, und vielleicht, vielleicht, daß sie trotz des wenig entsprechenden Jahresunterschiedes sich doch in eine Stimmung hineingestreichelt hätte, in der sie wenigstens etwas von dem empfand, was sie sich bisher für verschlossen gehalten hatte, wenn er ihr allmählich nur nicht zu schwer geworden wäre.

Da eine erneute Aufforderung, sich zu erheben, ebenfalls vergebens war, richtete sie ihn selbst auf, drängte sich mit zusammengenommenem Rocke zwischen ihm und der Kette durch und entfernte sich ein Stück. Nachdem sie sich auch noch den Rock glatt gestrichen und die hohle Hand an ihr Haar gelegt hatte, sah sie wieder zu ihm hin. Sein Hut war davon gekullert und lag am Eckstein, er selbst kniete noch immer vor der Kette. Das erinnerte sie daran, wie er voll Angst und Liebe am Fuße der Treppe gestanden und sie nach dem Roman gefragt hatte. „Schlafen Sie nur nicht ein," rief sie ihm zu.

Sofort erhob er sich, fuhr sich über die Knie und holte sich den Hut, den Blick hielt er gesenkt. „Das haben Sie davon," sprach sie weiter, „und da verlangen Sie noch, daß ich öfter mit Ihnen zusammen sein soll." Er antwortete auch darauf nicht, und sie schlug nochmals nach den kleinen, smaragdgrün schimmernden Käfern, bis sie in dem Gefühl, daß sich zurzeit nichts mehr tun ließe, mit einem kleinen Seufzer schloß: „Also gehen wir schon. Ich wollte ja sowieso nur für ein Weilchen kommen."

Auch der Weg zwischen Kleefeld und Bahnschacht war nur ein Pfad, sie mußten also auch heute hintereinander hergehen. Ambach blickte nach wie vor zu Boden. So erreichten Sie den Gartenzaun, die Bank und die Pforte, und schon streckte die Baronin die Hand nach der Klinke aus, als er doch wieder sprach. „Das war das Schönste," sagte er, daß es wie verächtlich klang, und wies mit dem ganzen Arm über den Schacht zum Strohhaufen.

Im Grasgarten fragte die Baronin, sich umsehend: „Wo sind denn die andern?" In der Tat weder bei den Schaukeln, noch im Rondell, noch in der Nähe der Veranda war jemand. Aber wie sie die Höhe des Hauses erreichten, klirrte ein hastig aufgerissenes Fenster, Frau Bergstrands Stimme gellte herüber: „Anna, Anna, schnell, ein Telegramm!" Nicht minder hastig wurde das Fenster zugeschlagen.

„Ein Telegramm," wiederholte die Baronin, die unwillkürlich haltgemacht hatte. Im Begriff, weiter zu gehen, fuhr sie fort: „Es ist besser, wenn Sie jetzt nicht mitkommen," setzte aber, damit er das nicht falsch verstände, hinzu: „Wenn ich kann, komme ich noch ins Rondell," und sagte, schon ein Stück von ihm entfernt, als letztes auch noch: „Vielleicht frage ich Sie auch noch etwas."

⁂

Ambach war ins Rondell gegangen. Die Figuren des Halma, mit denen nach Aussage der Baronin Georg und Lisbeth gespielt hatten, lagen wie schnell beiseite geschoben auf Spielfeld und Tisch. Er warf sich auf die Bank, stützte den Arm auf deren Lehne und legte den Kopf in die Hand. Während er starr auf einen Punkt in der Birkenimitation des eisernen Tischfußes blickte, war er nicht unglücklich und nicht glücklich, nicht unzufrieden und nicht zufrieden. Nachher war es ihm, als hörte er die Zeit in seinem Ohr vorüberrauschen, dann meinte er, es wäre gut gewesen, daß er das vom Strohhaufen gesagt hätte, und wieder nach einer Weile fiel ihm ein, daß die Baronin ihn mit den Worten verlassen hatte: ‚Vielleicht frage ich Sie auch noch etwas.' Er fing an zu grübeln, was sie wohl noch fragen wollte, und suchte es aus dem zu folgern, was vorhergegangen war. Schließlich war er überzeugt, daß sie wissen wollen würde, warum es auf dem Strohhaufen am schönsten gewesen war. Er war überzeugt, daß er es würde ausdrücken können, und war entschlossen, es zu tun.

So weit war es, als er hörte, daß jemand im Galopp vom Hofe sprengte, Friedrich auf Herrn Bergstrands Reitpferd. Mit dem Telegramm brachte er diese ungewöhnliche Erscheinung nicht in Verbindung, aber sie lenkte ihn von seinem Grübeln ab, und sofort meinte er, daß es recht lange dauerte, bis die Baronin käme. Ungeduldig erhob er sich.

Die Veranda zeigte dieselbe Leere wie der Garten, auch durch die Flügeltür sah er niemand. Im Saal war das Klavier aufgeklappt, auf dem dunkelgrünen Plüschsofa lag eine Häkelei. Nebenan das Wohnzimmer war wieder leer. Aber im Eßzimmer hörte er Stimmen. Als er hineinsehen konnte, gewahrte er, wie die Minna mit einem großen Karton vorüberrannte, und gewahrte dahinter im Vorbau die Tanten, die eifrig miteinander sprachen. Er trat in die Tür zum Eßzimmer und erblickte nun auch Klara. Sie saß auf dem kleinen Sofa am Fenster und lächelte ihm zu, er lächelte flüchtig zurück.

„Wo sind die andern?" fragte er und blieb in der Tür stehen. „Oben," antwortete sie, „sie helfen beim Packen." — „Beim Packen?" wiederholte er verwundert. — „Ja. Wissen Sie es noch nicht? Edmund ist schwer erkrankt. Vorhin ist ein Telegramm von seiner Schwester gekommen."

„Und," fragte er, da sie nicht weiter sprach. Sie senkte die Lider, sie strich mit der flachen Hand über die Sofakante, sie nahm auch den Kopf schräg gegen ihn, ehe sie leise sagte: „Anna fährt nachher."

„Fährt, fährt," dachte er, dachte daran, daß die Baronin ihn noch etwas hatte fragen wollen, und stieß plötzlich aus: „Wohin?" — „Nach Hause, nach Dreieichen. Um neun ist der Wagen bestellt," sagte Klara immer noch leise und wagte nicht aufzusehen.

Mehr wollte er nicht wissen, tat auch sonst nichts, außer daß er den Kopf herabdrückte wie jemand, der schlucken muß, und ohne noch einmal zu Klara hingesehen zu haben, zog er sich auf demselben Wege zurück, auf dem er gekommen war. Aber das Rondell war ihm nicht sicher genug, er ging in die Kegelbahn. Hier setzte er sich auf die Bank, auf der am Tage seiner Ankunft die Baronin in ihrem schwarz und weiß gestreiften Kleide gesessen und ihn aufgefordert hatte, gut zu werfen, und nach einer Weile drehte er sich herum, verschränkte die Arme zur Unterlage und glitt gleichzeitig mit dem Unterkörper von der Bank.

⁂ ⁂ ⁂

Es wurde heute später als sonst gegessen. Aber wenn Ambach gemeint hatte, daß er alles verändert finden würde, als er ins Eßzimmer zurückkehrte, daß das Ungeheure, das geschehen war, das Zimmer bis in die vier Ecken ausfüllen würde, so irrte er sich. Zwar waren noch nicht alle versammelt, diejenigen, die da waren, verhielten sich aber, als ob es ein ganz gewöhnlicher Althöfer Abend wäre. Hugo streckte die Hand hin, Lili schlug danach, er zog sie weg, beide lachten; Onkel August saß wartend auf dem kleinen Sofa und hielt die Zeitung mit beiden Händen ausgebreitet; Ernst stand mit Denis nicht weit von ihm und holte ein Kästchen Streichhölzer aus der Jackettasche. Er wollte eben wegsehen, denn das alles war ja außer ihm, als die Zeitung aufflammte. Onkel August fuhr erschrocken auf, Herr Bergstrand sagte: „I du, bewahre," Ernst lachte.

Es kamen Tante von Rauch und Tante Rost, Jettchen und der Inspektor. Immer durchzuckte es ihn, sobald sich die Tür auftat. Und es kamen Frau Bergstrand und die Baronin, sie in dunkelblau, aber sie sah ihn nicht, sie ging schnellen Schrittes an ihm vorbei und sagte: „Ernst, du bringst mich also zur Bahn."

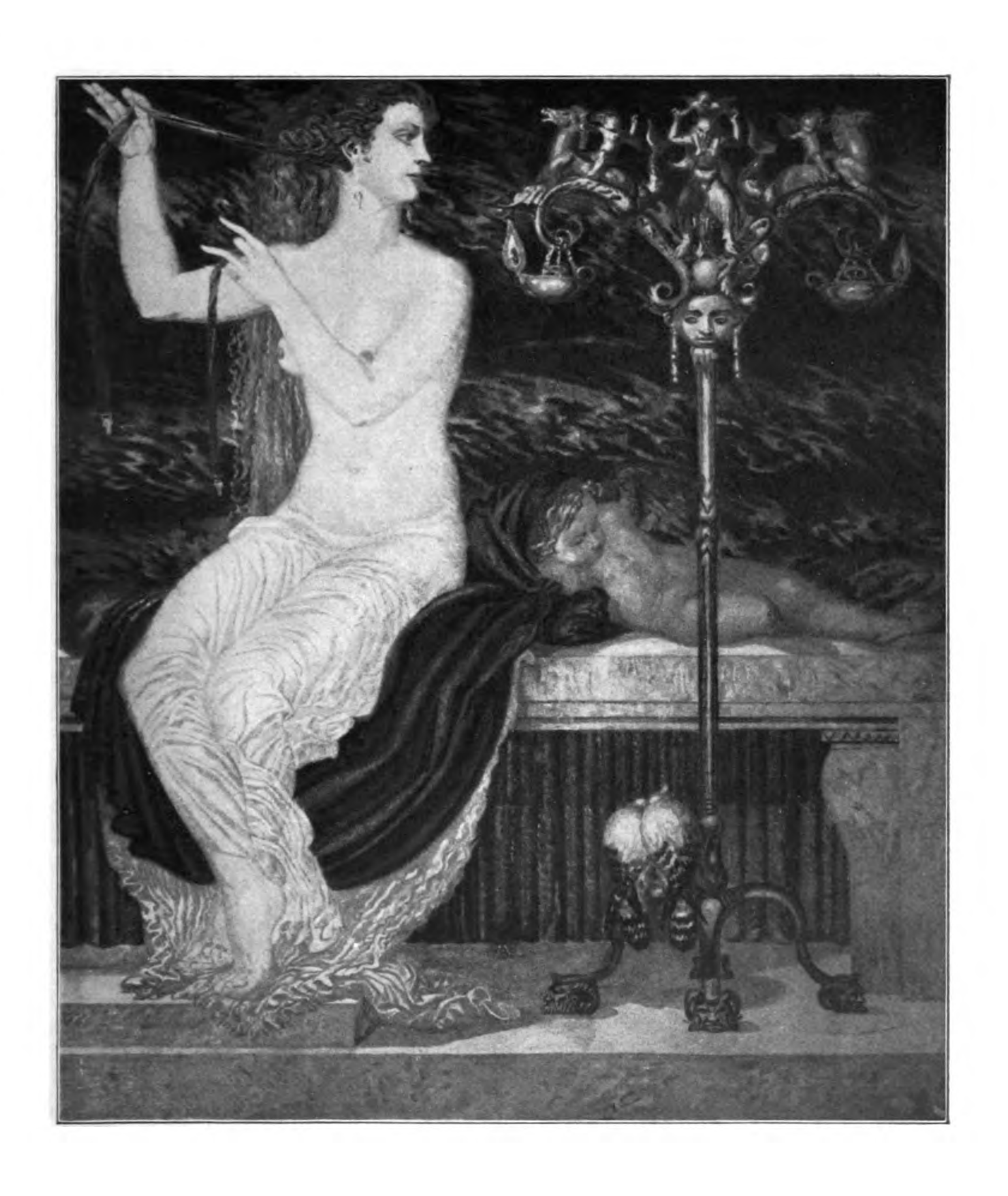
Damit ließ sie sich nieder, die andern folgten ihrem Beispiel. Als auch er sich mit seiner Serviette bewaffnet hatte, war es zu spät. Alle Plätze auf der Gegenseite waren besetzt, ihm blieb nur der zwischen Jettchen und dem Inspektor. Immerhin drehte das Gespräch sich jetzt um die Fahrt und die Krankheit. Er fing dabei allerlei auf, so, daß es sich um eine Darmverschlingung handelte, so, daß der Zug elf Uhr fünf Minuten käme, so, daß die Dampferverbindung ab Riga günstig läge. Aber da hörte er Alfred rufen: „Anna, darf ich nicht mit zur Bahn kommen," hörte Frau Bergstrand widersprechen und hatte nun auch den Wunsch, mit zur Bahn zu fahren, nur das, alles andere wollte er ertragen. Er war auch bereit zu fragen, ob er, da Alfred es nicht sollte, mitfahren könnte, doch es sagte die Baronin zu ihrer Mutter: „Laß ihn doch schon, wenn er durchaus will," und das ließ ihn stumm bleiben.

Das Essen war vorüber, Frau Bergstrand und ihre Tochter Anna waren nochmals gegangen, auch Ernst folgte ihnen, nachdem er sich eine Zigarre angezündet hatte. Das Gespräch wandte sich wieder anderen Dingen zu, doch war eine Unruhe da, niemand wußte recht, was er tun sollte. Endlich meinte Herr Bergstrand zu seinem Bruder: „Weißt du, wir könnten auch einmal mit dem Strohmann spielen," und verschwand nach dem Saale zu, und wenig später sagte Lili zu Hugo: „Wenn sie nur erst weg wäre, so ist es albern." Ambach aber stand unentwegt an der Tür zwischen Eßzimmer und Wohnzimmer und sah zu der anderen Tür hin, die zur Treppe führte. Auf einmal stand er nicht mehr allein, Klara war zu ihm getreten. Sie sagte nichts, aber sie blickte ihn an, und auch er blickte sie an und blickte fort.

Das einzige, was noch geschah, war, daß er sich mit dem Rücken an den Türpfosten lehnte und sie die Hand hob und auf den Absatz des kleinen Spiegelschrankes legte. Wer nicht hinhörte, konnte glauben, daß sie sich unterhielten. Lili, die mit Lisbeth, Hugo und Georg jetzt im Wohnzimmer am Sofatisch saß, sagte denn auch: „Für Klara ist es gut."

Die Baronin trug den grauen Staubmantel und den Hut mit den flatternden, weißen Federn. Sie ging auch jetzt schnell an Ambach vorüber und begab sich in den Saal. Ins Wohnzimmer zurückgekehrt, begann sie bei Lili, auch Lisbeth erhielt einen Kuß, die Panzers die Hand. Dann kam Klara an die Reihe und wurde gleichfalls geküßt, und nun sah sie Ambach an, lächelte und suchte nach einer Bemerkung. Ehe sie die gefunden hatte, erschien Ernst in einem unglaublich weiten Mantel und mit dem Hute auf dem Kopfe, das lenkte sie ab. „Also lassen Sie es sich gut gehen," sagte sie schnell und reichte auch ihm die rehbraun bekleidete Rechte mit dem goldenen Kettenarmband.

An weiterem nahm Ambach nicht mehr Anteil, verfolgte nicht den Abschied von den



Dämmerung. Gemälde von Prof. Julius Diez



Tanten, die im Eßzimmer sitzen geblieben waren, ließ teilnahmlos die Gepäckstücke hinaustragen, ging nicht mit, als sich die andern zu der Tür nach dem Vorbau drängten. Aber als draußen Räder rollten, als es hieß: „Der Wagen kommt,“ hastete er durch Wohnzimmer und Saal über die Veranda zu dem niedrigen Zaune, der den Garten vom Hofe trennte. Hier hörte er die Stimmen von der Haupttreppe her, hier ließ er den Wagen vorüberfahren und setzte über den Zaun und lief zur Einfahrt.

Das graue Band der Chaussee ließ sich weithin verfolgen, noch war es hell, noch stand das Abendrot am Himmel, und der Staub senkte sich, der Wagen wurde kleiner. Da begann er hinter ihm her zu gehen, hutlos, schluchzend, mit dem Kopfe vorstoßend, als haderte er. Der Wagen wurde noch kleiner und verschwand, auf die Gerste folgte linker Hand der Weizen, er ging noch immer, mitten auf der Chaussee und hartnäckig. Und die Grillen geigten, der Himmel verblaßte, der erste Stern tauchte auf. An den für den Berliner Nachtzug schon herabgelassenen Barrieren bückte er sich.

⌘ ⌘ ⌘

„Es ist schon,“ sagte Lili und seufzte. Sie seufzte ganz wie ihre Mutter, saß auch heute auf der Schaukel und blickte in den Vormittagsglanz des Gartens hinaus. „Es ist wirklich. Aber das hättest du dir auch nicht gedacht, daß es so sein würde, nicht?“ fuhr sie fort und sah Klara an. Die zog die Enden des hellgrünen Seidenbandes durch die Finger, das sie um die Taille trug, und antwortete: „Anders ist es aber doch. Früher war ich traurig, jetzt habe ich Mitleid.“

„Das hilft dir aber auch nichts,“ meinte Lili. Klara hob die schmalen Mädchenschultern und erwiderte: „Vielleicht braucht es mir gar nicht zu helfen, vielleicht ist es auch so schon genug.“ — „So schon genug?“ Lili überlegte, ehe sie Lisbeth fragte: „Verstehst du das?“ — „Doch, ich glaube,“ antwortete die. — „Ich nicht. Aber eins möchte ich wissen, wie es eigentlich zwischen ihnen gewesen ist? Bloß geküßt haben sie sich doch nicht.“

„Aber Lili,“ rief Lisbeth. „Was denn? Bist du wieder einmal aus Hamburg?“ entgegnete Lili und glitt von der Schaukel herab. „Nämlich, sie ist doch verheiratet, und wenn man verheiratet ist... Ich weiß nicht, ich kann mir nicht denken, daß einem das dann genügt. Die Mamsell meinte es auch, aber als ich fragte: was denn noch, lachte sie und sagte: ich würde es schon noch erfahren.“

„Wollen wir ein Stück gehen,“ fragte Lisbeth und sah Klara an. Die nickte. Lisbeth schob den Arm unter denjenigen Klaras, sie gingen, und Lili setzte sich wieder auf die Schaukel und stieß sich mit der Fußspitze ab. Aber als sie den von der Veranda her kommen sah, von dem sie eben gesprochen hatten, hielt sie inne und hob den Kopf. Ambach bog gleich am Hause ab und ging den Garten hinauf. Solange sie es konnte, folgte sie ihm mit den Augen, denn das war ungeheuer spannend, spannend und geheimnisvoll. Nachdenklich schaukelte sie sich von neuem, erwog es, ob Hugo nach den Ferien in Königsberg auch so sein würde, und stellte im Hinblick auf sich selbst fest, daß ihre Schwester Anna bei der Abfahrt ernst, aber nicht traurig gewesen wäre.

Zu dieser Zeit sprachen auch Hugo und Georg über Ambach. Sie hatten ihm gesagt, daß sie mit in den Garten kämen, aber er hatte den Kopf geschüttelt und war gegangen. „Das ist nun geradezu schlapp,“ meinte Hugo und schleuderte die Hand durch die Luft. „Wenn er sich schon in Anna verlieben mußte, verstanden habe ich es nicht, aber wenn, so reiße ich mich jetzt wenigstens zusammen, während er, er ist ja der reine Waschlappen.“ — „Wer stärker fühlt, leidet auch stärker,“ antwortete Georg weise.

„Was denn,“ Hugo blieb stehen und faßte nach seines Bruders Arm, „glaubst du, ich fühle vielleicht weniger stark? Ich sage dir, ich habe Momente... Aber deshalb werde ich mir wegen Lili, weiß Gott, keine grauen Haare wachsen lassen, wenn wir erst wieder in Königsberg sind. Übrigens habe ich in einem geographischen Buche den Satz gelesen: Der Mensch geht über die Erde und läßt die Wüste hinter sich. Heute bin ich so weit, zu sagen: Der Mann geht über die Erde und läßt die Weiber hinter sich.“ Sie bogen in den Rosenweg ein.

⌘ ⌘ ⌘

Ambach hatte die Pforte des hohen Lattenzaunes erreicht, trat ins Freie und setzte sich auf die Bank. Trieb es ihn auch von den andern weg, weit war sein Weg nie, immer verlangte es ihn bald, sich zu setzen oder zu legen. Er blickte in den Schacht auf die Gleise, blickte nach links zum Strohhaufen und blickte zu dem Wege, der zum Roggen führte, und auf dem eben ein Fuder herankam. Die Füchse und Großen Braunen waren zu einem Gespann zusammengestellt, Friedrich saß im Sattel und knallte mit der langen Peitsche. Aber jetzt war sie schon in Riga und war, wenn der Dampfer richtig abgefahren war, sogar schon auf dem Wasser, noch auf der Düna oder schon im Rigaischen Meerbusen. Er sah diesen Busen, wie

er ihn von der Landkarte kannte, und ergänzte ihn sich durch seine Cranzer Kenntnisse, und sah den Dampfer kleiner werden und immer weiter nach Norden ziehen, das Herz wurde ihm wieder einmal ganz besonders schwer.

So überhörte er es, daß von den Anlagen her Ernst auf dem schmalen Pfade herankam. Erst dessen nach der Tiefe zu modulierender Ruf: „Na, Herr Ambach, so allein," ließ ihn aufsehen.

Ernst blickte auf ihn nieder und lächelte. „Das ist auch Glück," sagte er, und indem er sich schon wandte, setzte er noch hinzu: „Geben Sie acht, daß Sie sich nicht unbeliebt machen. Ernsthaftigkeit, auch die Ihrige, stört hier nur." Mit seinen weiten Beinkleidern und seinem dicken Bambusstock, mit hüpfenden Haaren und langen Schritten ging er am Zaune entlang weiter, und Ambach sah ihm nach.

Als er um einiges später in den Garten zurückkehrte, stieß er gleich oben im Gange am Zaune auf Klara. „Die kleinen, behaarten sind die süßesten," sagte sie und streckte zur Begründung ihres Hierseins die Hand nach dem nächsten Stachelbeerstrauche aus. Ambach wußte das auch, er nickte. „Wollen Sie welche?" — „Nein," sagte er, „jetzt nicht."

Sofort zog sie die Hand zurück und blickte nieder. Langsam wieder aufsehend, tat sie das, was sie für keinen Fall tun zu dürfen glaubte, und was für ihn ja doch das beste war, sie sagte: „Mir ist es immer noch, als wenn Anna noch hier wäre." Ein wenig nickte er und pflückte eine Beere. Ermutigt dadurch, fuhr sie fort: „Überhaupt, man sagt: verreisen, aber was das eigentlich ist, weiß man nicht." — „Nein," entgegnete er, „das weiß man nicht."

„Aber dann kommen die Briefe," begann sie wieder. Briefe? Er sah sie an. „Ja, sie hat doch gesagt, daß sie schreiben wird, ich glaube, sogar schon aus Riga."

Allerdings, das war zu erwarten, er hatte bisher nur nicht daran gedacht. Auch eine zweite Beere riß er ab, und plötzlich kam ihm ein Gedanke. Daß er erfuhr, wenn ein Brief der Baronin eintraf, war wahrscheinlich, daß man ihm aber auch sagte, was darin stand, erschien ihm in Hinblick auf Frau Bergstrand zweifelhaft. Hingegen war anzunehmen, daß Klara es erfuhr. Er warf auch diese Beere weg und fragte, den Weg entlang zeigend: „Wollen wir gehen, oder wollen Sie lieber zu den andern?" Sie schüttelte den Kopf. „Eben," sagte er, „die Luft ist ja hier oben auch besser."

⁂

Ambach hatte eben daran gedacht, daß die Baronin schon auf ihrer Insel sein mußte, wenn dem Dampfer unterwegs nichts zugestoßen war. Da er es gestern nachmittag belauscht hatte, wie Tante von Rauch den beiden andern Tanten auf der Veranda Unterricht über Ösel gab, so wußte er, daß die Rigaer Dampfer in Arensburg landeten und man von dort aus noch vierzig Werst auf der Staatsstraße mit dem Wagen fahren mußte, ehe man auf Dreieichen ankam. Es war also auch möglich, daß sie schon im Wagen saß. Mit diesem Gedanken verließ er sein Zimmer, um sich nach unten zum Frühstück zu begeben.

Ernst saß am Tische, Onkel August und Denis. Ambach begrüßte sie, sie ließen sich nicht weiter stören, aber als auch er Platz genommen hatte und eben die Kaffeekanne in der Schwebe hielt, fragte Ernst: „Sagen Sie, Herr Ambach, wollen Sie mit dabei sein? Denis und ich, wir fangen heute an, Holz zu hacken, täglich zwei Stunden."

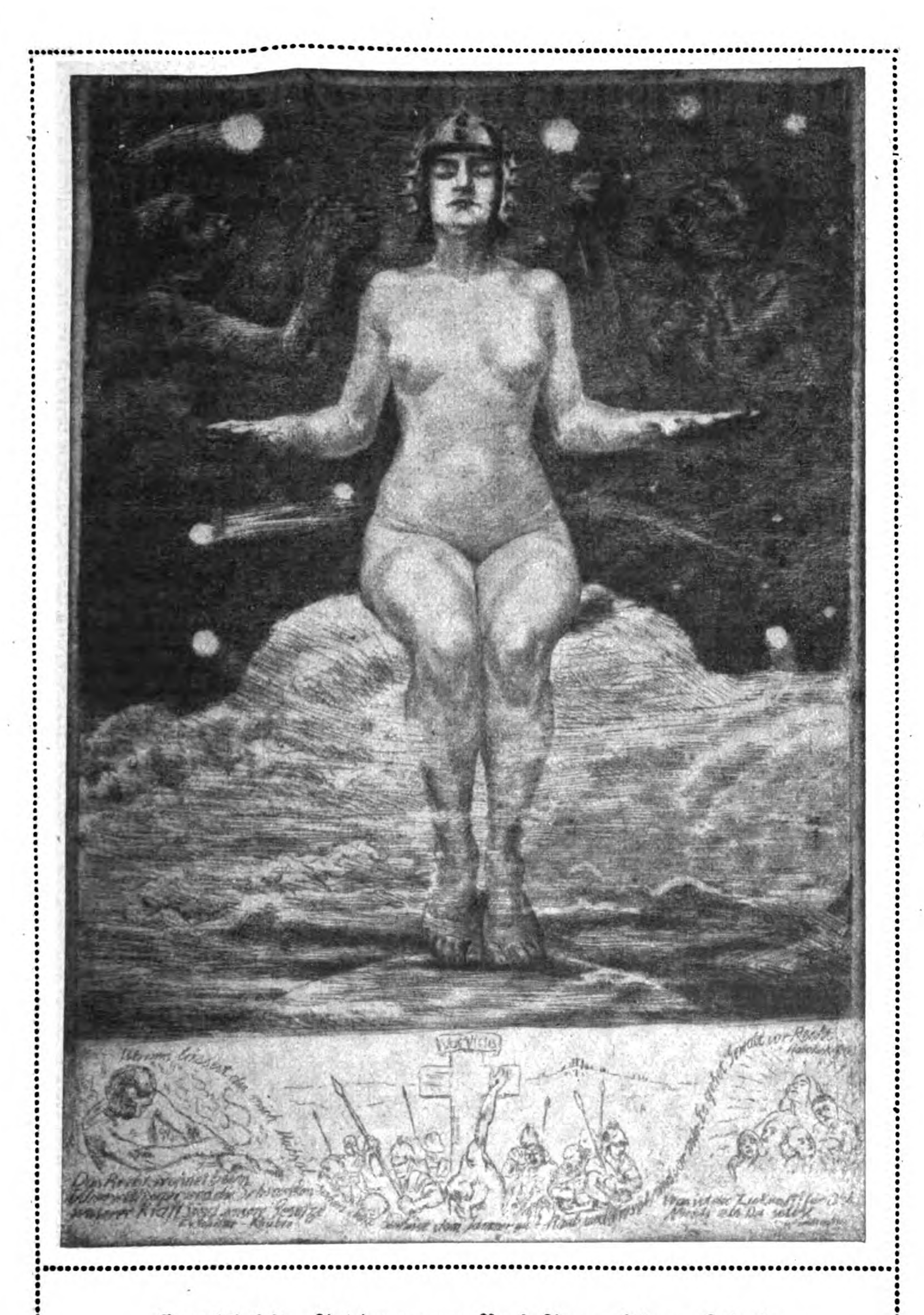
„Und —?" fragte Ambach verwundert und ließ die Kanne sinken. „Holzhacken ist sehr gut. Man ist nicht mehr beschäftigt, als man sein will, und hinterdrein verspürt man eine kleine Befriedigung, wenn man sich den Haufen Scheite ansieht. Nicht, Denis?"

Der nickte und antwortete: „Holzhacken ist das zweitbeste." — „I du," sagte nun auch Onkel August, der mit größtem Interesse zugehört hatte, und fragte neugierig: „Was ist denn das erstbeste?" — „Nicht Holzhacken brauchen," entgegnete Denis.

(Fortsetzung folgt)

Ostern. Von Dora Stieler

Verschneite Berge, Primeln auf den Matten,
Lenzsonnenschein — der zögernd nur versiegt,
Daß lang noch und verklärt sein Rosenschatten
Fern auf den allerhöchsten Gipfeln liegt.
Der wunderbare Erdduft steigt empor,
Und aus geheimnisreichem Frühlingsweben
Löst sich — gleich einem Stern aus Wolkenflor —
Die Ahnung: und das letzte ist doch Leben.



Gerechtigkeit. Radierung von Prof. Bruno Héroux-Leipzig

„Warum lässest du mich Mühsal sehen und siehest dem Jammer zu?
Raub und Frevel sind vor mir! Es gehet Gewalt vor Recht."

Habakuk, Kap. 1 u. 3

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Hermann Löns und unsere Freundschaft

Von Fritz Bley



Als nach dem großen Ereignisse, das die mit Blitzlicht und Büchse in Afrika durchgeführten Streifzüge des nun auch bereits verstorbenen C. G. Schillings für die Tierkunde darstellten, R. Voigtländers Verlag Hermann Meerwarth mit der Herausgabe der „Lebensbilder aus der Tierwelt" betraute, fanden Hermann Löns und der Schreiber dieser Zeilen sich schnell und herzlich zusammen. Sie tauschten Erfahrungen aus und fanden bald, daß sie bei aller Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Artung im wesentlichen übereinstimmten: in der Auffassung der Natur und dem Wunsche, diese, und nicht sich selbst zu zeichnen. Und doch zugleich in der Erkenntnis, daß mit dichterischer Kraft erfaßt werden muß, was die darzustellenden Tierpersönlichkeiten in ihrer besonderen Eigenart und auf dem Schauplatze ihrer eigenen Welt zu vollgültigen Vertretern ihrer Art erheben konnte.

Die bedauerliche Leere, die unser aus dem Mutterboden des Landlebens gerissenes und im Schlotqualme der Großstädte verkümmerndes Volk in seinen Beziehungen zur Natur aufwies, wollten beide ausfüllen helfen. Denn „wenn wir zu spielen scheinen — so scheint es nur, es geht fürs Vaterland!" Diese kurze Fassung, die der Verfasser zum Grundsatze der beiderseitigen Arbeit erhob, brachte ihm Hermann Löns sofort an die Seite, und beide haben in reibungsloser Freundschaft um so höhere Freude an ihrer Arbeit gehabt, als aus den Briefen von Hermann Löns immer stärker der erschütternde Zwiespalt seines Wesens herausleuchtete. Der beträchtlich ältere Freund erkannte daraus nur zu deutlich, daß auch auf diesen so feuchtfröhlich und draufgängerisch auftretenden alten Studenten das einst von Freiligrath auf Grabbe geprägte Wort zutraf: „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!"

Nicht als ob Hermann Löns mit dem trunksüchtigen und allezeit prahlsüchtigen Grabbe und dessen wilder Himmelstürmerei zu vergleichen wäre. Aber sehr viel ernster als auf Grabbe traf auf ihn das Wort vom Fluche der Dichtung insofern zu, als er das ganze Leben unter dem Zwange verirrender und verwirrender Vorstellungen sah und gleichwohl es als eine einzigartige große Dichtung nahm.

Er selbst erklärt dies aus einer ihm im Blute liegenden Erbschaft vom Urgroßvater mütterlicherseits, dem bei aller Lebensstrenge die unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes gegeben war.

Sein bester Freund, der Oberstabsarzt Traugott Pilf, sucht die Ursache der an sich zum Teil ganz unbezeichenbaren Entgleisungen des unter dem Namen „Das zweite Gesicht" erschienenen Buches aus der Tiefe dieser Dichternatur zu erklären und hätte getrost hinzufügen dürfen: aus des Dichters ungezügelter Sinnlichkeit.

„Wenn die rechte Stunde gekommen ist, werde ich das über den Dichter sagen, was ich als Arzt, Seelenarzt und Freund über ihn sagen kann.

Er gehörte zu denen, denen die Dichtung und die ungeheure Tiefe ihrer Empfindung und Einbildungskraft glühende Male in die Seele brannten; und wo Brandwunden waren, da bleiben Narben; und manche Feuerwunden des Herzens heilen niemals. Wenn er gefehlt hat, so trugen Verwirrung, Verirrung und Krankheit die Schuld daran!"

Mit diesem Urteile dürfen wir uns bescheiden und den Rest dahingestellt lassen. Um so mehr, als die Irrtümer seiner übelberatenen Freunde auf die Dauer nicht das tiefe Mitleid an diesem Dichterschicksale in Bewunderung seiner Fehler umfälschen werden! Vielmehr wird die Vergessenheit ihre schattenden Schwingen über diese Irrungen einer allzu entzündlichen Sinnlichkeit breiten, und die Nachwelt wird das Gold seiner Dichtung von den Schlacken seines Menschlich-Allzumenschlichen sondern.

Die schönsten seiner Lieder, die in dem „Kleinen Rosengarten" schon 1911 bei Diederichs in Jena erschienen sind, hat der Verfasser zuvor in den von ihm geleiteten „Zeitfragen" veröffentlicht. Sie stellen die zarte Seite des Wesens von Hermann Löns, sein feines Gefühl für die Musik unserer Sprache in ihrem zumeist beweglichen Taktmaße in bezaubernder Frische und Feinheit vor Augen, obwohl sie aus der Not seiner Irrungen und Wirrungen geboren sind.

Wahrlich beweisen gerade diese wundervoll duftigen, von schlichtem Volkstone getragenen Lieder, daß Hermann Löns kein bloßer Künstler war, vielmehr ein Dichter in dem tieferen Sinne, daß er das eigene Geschick in all seinem Schmerze mit Rosen umwinden konnte und daß er das ganze Weltgeschehen in der Geschichte der Natur und zugleich in der Völkergeschichte zu erfassen trachtete. Und eben dies, von den Handwerkern der Tagespolitik mit Achselzucken bespöttelte Streben nach Allseitigkeit

des Erkennens war es, was ihn so eng mit dem Verfasser verband. Nun liegt es im Wesen des Herdenbewußtseins, daß der Nichts-als-Zeitgenosse den benachbarten Weidegenossen nach den eigenen Maßstäben am höchsten schätzt, den alten Eingänger aber haßt und verachtet, sintemalen er ihn innerlich fürchtet und es daher geraten findet, ihn durch die Mehrheit zu erdrücken.

Es wäre geschmacklos, hierauf in diesem Zusammenhange näher einzugehen. Notwendig aber bleibt der Hinweis, daß das große Lebenswerk von Hermann Löns, sein „Wehrwolf", gerade von denen am wenigsten geschätzt ist, die einen Theodor Körner und Gott weiß, was sonst noch, aus ihm haben machen wollen und insbesondere von denen, die ihn als den „geborenen Journalisten" verehren, weil ihr Maßstab gerade dazu ausreicht. Wie er in Wirklichkeit über den Alltagskram der Aufsätze gedacht hat, die er um des täglichen Brotes willen aus dem Ärmel schüttelte, hat er dem Verfasser in mehr als einem Briefe voller Stoßseufzer geklagt. Gleichwohl aber sproßte in diesen Briefen die berechtigte Hoffnung, daß nach dem Erfolge seines „Letzten Hansbur" ihm ein noch größerer Wurf gelingen werde.

Wahrlich, der ist gelungen!

War schon der prächtigkühne Haidebauer Göde Hehlmann im Dürerschen Holzschnitte gezeichnet, so war der Dichter wahrhaft berechtigt, beim Ausbruche des Krieges zu erklären:

„Mein Kriegslied habe ich schon 1910 geschrieben im „Wehrwolf". Ich wollte in den Jahren hinterher einen grotesken Roman schreiben, der den Dreifrontenkrieg behandelt, kam aber aus allerlei Gründen nicht dazu und bin froh; denn das Buch wäre doch hinter den Taten zurückgeblieben."

Wer vermag zu sagen, wie er der Not unserer Zeit den Spiegel der Geschichte vorgehalten haben würde, wenn er mit uns das große Leid dieser Tage zu durchleiden hätte. Immerhin ist schon sein „Wehrwolf" ein Erwecker von Riesenkraft und poetischer Gestaltung. Er stellt sich unmittelbar neben Charles de Costers „Ulenspiegel" und Grimmelshausens „Simplizissimus".

Aber während diese die lohende Kriegszeit nur zum Hintergrunde genommen haben, hat Hermann Löns im „Wehrwolf" den Krieg selbst in seiner furchtbaren, schicksalbestimmenden Gewalt mit einer Wucht hingestellt, die sich tief in die Seele des Lesers eingräbt. Ja, diese hartbedrängten Bauern, die nach allen Seiten hin gegen Kriegsvölker, Zigeuner und Räuberbanden sich zu wehren haben, wenn sie nicht ohne Gnade niedergeschlagen oder an die sparrigen Haidebäume gehenkt werden wollen, die den Ekel vor ihrem blutigen Handwerke empfinden und in aller der Wut und Not nie die Sehnsucht nach dem stillen Arbeitsfrieden verlieren, der ihnen von Jahr zu Jahr mehr versagt wird: die zeigen uns das Schicksal, wie unsere Feinde es Deutschland zugedacht hatten und wie es nun sich erfüllen würde, wenn es fernerhin nach den Wünschen betörter deutscher Volksgenossen ginge.

Als ein Riesengemälde in düster lodernden Farben steht diese Dichtung vor uns, für deren Helden es nur die Wahl gibt, entweder selbst zu töten oder getötet zu werden, bis die wilden Horden und Marodebrüder die unerbittlich rächende Hand über sich spüren. „Besser fremdes Blut am Messer, als ein fremdes Messer im eigenen Blut" läßt er Harm Wulf zu den Wehrwölfen sagen, die das Lachen verlernt haben. Aber eben dieser Wulfsbauer, der „bis an die Enkel im Blute gewatet" ist, hat niemals sein tiefes, reines Gemüt verloren. Die Mordbrenner haben ihm seine erste Frau und die Kinder hingeschlachtet. Aus einem blutigen Raufen heimkehrend, findet er die zweite Frau als Mutter von Zwillingen vor. Da sitzt er nun vor der Butze, hat einen Arm unter dem Nacken der Frau und ihre Hände in der anderen Hand:

„Meine Johanna, meine gute Frau! Ist das ein Glück, ist das ein Segen!" Er sah dahin, wo zwei, drei, vier Kinderhände auf der Bettdecke zugange waren, schüttelte den Kopf, lachte, gab seiner Frau einen Kuß auf den Mund, aber bloß so sachte hin, denn er sah, daß ihr die Augen wieder zufallen wollten, und als Duwenmutter ihm zuwinkte, ging er aus der Dönze und stellte sich vor die große Tür."

Der Roman zeichnet — 1909! — mit Flammenschrift in das Gewölk der deutschen Geschichte hinein das Schicksal unseres von Feinden rings umlauerten Vaterlandes. Und in erschütternder Größe sehen wir am Schlusse des damaligen Krieges, der die Kräfte der Bedrängten bis zum letzten Ende in Spannung erhalten hat, den letzten Führer der Wehrwölfe zusammenbrechen. Müde legt er sich zum Sterben als ein Judas Makkabäus, wie der Prediger ihn in der Grabrede nennt. Und wenn wir sehen, wie der Krieg die anderen Bauern mitgenommen hat, von denen keiner die Sechzig erreicht hat und die doch alle Greisen von achtzig und darüber gleichen, und wie diese harten Männer bei der Botschaft von dem so lange und so heiß ersehnten Frieden gleich Kindern weinen; wenn wir sehen, wie durch eine Welt von Schande und Unbarmherzigkeit die Mutterliebe emporbricht und wie aus den von Schrecken bedrohten Herzen die Sehnsucht nach dem Himmel ans Licht drängt: so können wir vor dem Abgrunde der deutschen Entmündigung nur die Hände falten, daß der treugebliebene Kern unseres Volkes dem Vaterlande das Schlimmste ersparen möge, den Jubel über seine eigene Schande!

In Deutschland ist allezeit nichts und niemand so peinlich empfunden und gemieden worden, als geschichtliche Wahrheiten und jene, die dem so ganz und gar unpolitischen

Volke die Gegenwart offenbarten und die Zukunft entschleierten. Das haben beide Freunde am bittersten erfahren. Es genügt im Lande des Versammlungsgeschwätzes nicht, daß man eine Bewegung entfacht oder einen Verband begründet, wenn man es nicht zugleich versteht, sich wie Wachs der herrschenden Durchschnittsmeinung anzuschmiegen, die bekanntlich ewig fröhlich und sorglos bleiben und nichts von dem tiefen Grunde unserer ewig sich gleichbleibenden geschichtlichen Not wissen will.

Nur was in der Vergangenheit wurzelt, kann in der Zukunft wipfeln. In der deutschen Vergangenheit aber wurzelt seit den Tagen der Siegfried und Hagen, der Hermann und Segest, der Bismarck und Virchow der Gegensatz, als dessen Endergebnis wir Aufstieg oder Unterwerfung zu erwarten hatten: je nachdem unser Volk seine Lage, seine Hoffnungen und seine Not begriff.

Der Verfasser ist nicht ermüdet, gegen diesen Strom der trübestimmenden Denkfaulheit zu schwimmen. Es seien hier aus einer Verspredigt, die er bei einer Gedächtnisfeier des Bismarck-Ausschusses in der „Philharmonie" gehalten hat*), nur die wenigen Zeilen aus einem Waldesraunen an Bismarcks Grabe zu Friedrichsruh wiedergegeben:

> Die dritte die raunet: „Die graue Schuld,
> Die Norne der Zukunftsgesichte,
> Die ließ ihn erschau'n ohne Gnade und Huld
> Das Ende der deutschen Geschichte:
> Auf heimatvergessener irrender Fahrt
> Die Krone verloren gegangen,
> Da hat er (Bismarck) gewarnet als Ekkehard
> Getreu, bis der Tod ihn umfangen."

Hermann Löns war ein tiefer, vielleicht der tiefste Kenner der Bauernnot. Kein einziger hat den Gegensatz in der Auffassung des Liebeslebens und der Treue zur eigenen Art, wie er zwischen Städtern und Bauern besteht, so tief erkannt wie Löns. Kein einziger hat so scharf als dieser schauen lassen, wie der Bauer noch heute in den Grundanschauungen vom Recht wurzelt, die fester für ihn stehen als die leblosen, geduldigen Stoffe wie Stein, Pergament und Papier.

„Ehe ihr da wart, ihr Leute aus der Stadt, ob reich, ob arm, ob gering, war ich da. Ich brach den Boden, ich säte das Korn, ich schuf das Feld, auf dem ihr leben konntet mit eurem Gewerbe, eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr. Ich fand das Recht, ich gab Gesetz, ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten jahrtausendelang. Ich bin der Baum und ihr seid die Blätter, ich bin die Quelle und ihr seid die Flut, ich bin das Feuer und ihr der Schein!"

Also ließ Hermann Löns den deutschen Bauer in einem Aufsatze sagen, den er im Scheiding 1910 auf Wunsch des Schreibers dieser Zeilen für die „Zeitfragen" geschrieben hat. Besser hat es Bismarck in seiner Rede an den Bund der Landwirte am 9. Juni 1895, hat es auch Gustav Ruhland nicht gesagt! Es war notwendig, daß es gesagt wurde. Denn mit Recht wies Löns darauf hin, daß die Witzblätter den Bauer entweder als blöden Trottel oder geriebenen Heimtücker und in beiden Fällen als albernen Protz schildern. Im Roman findet man fast durchweg in der Hauptsache verzeichnete Bauern. Die Naturalisten schildern ihn als stumpf und dumpf dahinlebendes Triebwesen.

Immermann freilich hat in seinem „Münchhausen" mit dem „Oberhof" einen trefflichen Ausschnitt aus dem westfälischen Bauernleben gegeben.

Adolf Bartels hat in dem geschichtlichen Roman: „Die Dithmarschen" ein ausgezeichnet scharfes Bild des Dorflebens geboten.

Auch Wilhelm Polenz hat in seinem „Büttnerbauer" ein Werk von urwüchsiger Kraft und heimattreuer Geschlossenheit geschaffen, und neuerdings hat Forstmeister Ferdinand von Raësfeld in seinen Romanen „Der Wiescherhof" und „Die Brakkenburg" das Wort erneut gerechtfertigt, das einst dem aus erträumten Wüsten heimkehrenden Freiligrath galt: „Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet, ein anderer und doch derselbe!"

Dies Herz der Heimat ist in allem, was wir gedacht, geschrieben und getrieben haben, der Leitstern unseres armen Lebens gewesen und unserer Wünsche letzte Rast und Ruh! Wir haben uns nie und nirgends als Zeitungsmänner im Frondienste des Tages dazu herabwürdigen lassen, dem Parteikram zuliebe den Blick abzuwenden von den geschichtlichen Zusammenhängen und von den vor unserem Blicke heraufziehenden Gefahren. Wir haben vorausgesehen, vorausgesagt, gewarnt und vorausbeklagt, was gekommen ist, wie es kommen mußte in unweigerlicher Folge der alten Erbfehler unseres Volkes, das die ungeheuren Gefahren nie hat begreifen wollen, die aus seiner ringsum zwischen Feinde eingekeilten Gebietslage sich ergaben.

Und eben weil wir in der Heimatflur, auf ihrer träumenden Haide, in ihren knarzenden Föhrenwäldern und rauschenden Buchenforsten das letzte, große Heiligtum der deutschen Seele verehrten, sind wir nicht in der Lage gewesen, in den Zufallsbildern der Augenblicksaufnahmen mit Schillings das letzte Ziel und die höchste Aufgabe der Darstellung des Naturlebens zu erblicken. Wohl haben wir dies Verfahren mit Auswahl benutzt, aber nie uns abhängig von ihm gemacht. Auf dem Hintergrunde seiner Umwelt schilderten wir das Wild, aber wir suchten auch diesen Hintergrund zum allgemeingültigen Ausdrucke seiner Gattung zu erheben. Und wenn wir nach des Alt-

---

*) Abgedruckt in dem inzwischen vergriffenen Feldbuche „In Kraft und Ehren". Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

meisters Vorschrift uns bemühten, „den Sturm zu Leidenschaften wüten, das Abendrot in ernstem Sinne glühen“ zu lassen, so ließen wir doch gerade in diesem Drange nicht die Sorgfalt und Treue der Beobachtung außer acht; denn oberster Befehl blieb uns die Lehre, daß jedes Lebewesen das Ergebnis von Boden und Wetterlage bleibt! Es ist ein höllischer Irrtum, wenn jetzt behauptet wird, daß Hermann Löns die Ahnung eines großen Zusammenhanges bei der Schilderung seiner vierfüßigen oder geflügelten Lieblinge außer acht gelassen habe. Und es ist eine Dreistigkeit, seine Darstellung von Einzelheiten als lebendige, bunte Photographie zu bezeichnen, die nichts anderes wolle, als das geschilderte Tierleben beliebt und anschaulich zu machen. Vollends vorbeigeschossen ist insbesondere die läppische Kennzeichnung von Hermann Löns als „Künstler“.

Auf diese nicht seltene, aber ganz unzutreffende Abstempelung des Dichters hat bereits Traugott Pilf sehr deutlich hingewiesen, und es ist angenehm, ihm die Verteidigung unseres toten Freundes gegen diese wohlgemeinte aber übel angebrachte Schmeichelei überlassen zu können. Er sagt a. a. O.:

„Denn in der Tat ist ein wirklicher Dichter viel, viel mehr als nur ein ‚Künstler‘. Er steht hoch über den ‚Künstlern‘, hoch über jeder sogenannten ‚Kunst‘. Wo die Kunst aufhört, wo sie schwach wird und nicht mehr weiter kann, da fängt der Dichter an; der echte Dichter ist nur Mensch und nur Natur: in ihrer wundersamsten Verschmelzung zusammen ... Der Dichter nimmt das ganze Leben wie eine Dichtung, und jede seiner Dichtungen nimmt er wie das ganze Leben.“

Überflüssig zu versichern, daß diese Auffassung den wahren und ganz großen Künstler zum Dichter erhebt! Worin besteht denn überhaupt letzten Endes der Stoff der Kunst? Ist es das Blatt Papier, auf das ein Maler sein Schwarzweißbild zeichnet oder Wasserfarbenbild malt? Oder die Leinwand, auf die er in Öl die tieferen Farbenwirkungen aufträgt? Ist der Stoff des Tondichters das Notenblatt oder das Klavier oder Orchester? Dem Kunstbarbaren bleibt alles dies Rohstoff! Dem Eindrucksfähigen überträgt die Zeichnung, die Farbe, das Tongemälde sich auf die eigene verständnisvolle und eindrucksfähige Seele: die ist letzten Endes der Stoff des Dichters, Tondichters und Malers!

Das ist das Geheimnis der wenigen, die kunstverständig den Schöpfungen der Meister entgegentreten, die des Menschen im Dichter offenbarte Kraft weihevoll auf die eigene nachfühlende und nachschaffende Seele dankbar wirken lassen und gegen jede Entweihung mit Geringschätzung oder Ekel sich innerlich verschließen.

Es ist in der Zeit, als mit dem toten Hermann Löns ein überlauter Lärm betrieben wurde, mit Recht von einem „Lönsrummel“ gesprochen worden. Es ist ebenso wahr, daß in der Beurteilung seines Lebenswerkes oft die Minderwertigkeiten verhimmelt sind, die aus seinen seelischen Irrungen und Wirrungen sich ergaben. Vielen mag gerade dieser krankhafte Zug seines Wesens besonders lieb und köstlich erschienen sein.

Aber im läuternden Feuer des aufrechten Urteiles der Nachwelt werden die Schlacken abgestoßen und das Gold seines Wesensgehaltes wird geborgen werden, so wahr und gewiß als das tiefste menschliche Mitgefühl seinem seelischen Weh und Leiden nicht versagt bleiben, vielmehr zum tieftönigen Hintergrunde seiner Dichtung werden wird! — —

Werfen wir auf das innerste Wesen seines Schaffens noch einen besonderen Blick, so erkennen wir als bestimmend das Streben, Vorgänge der Natur in einer sagenhaften Persönlichkeit zu verkörpern und diese selbst handelnd auftreten zu lassen. Es darf hier wohl ausgesprochen werden, daß hierin zwischen Hermann Löns und dem Schreiber dieser Zeilen eine starke Gleichläufigkeit bestand. Es rechtfertigt sich wohl deshalb, zu betonen, wie anders beide gerade in dem geartet waren, was sie leidenschaftlich zueinanderzog.

Dazu soll die Feststellung nicht fehlen, daß sie einander nie gesehen haben. Als im Frühlinge 1914 in Hannover eine große Hunde-Ausstellung veranstaltet wurde, hofften sie sich dort zu treffen. Aber er hatte bei den Vorstehhunden und der Schreiber dieser Zeilen bei den Schweißhunden zu tun. Dann suchten sie einander und fanden sich nicht: wie im Leben überhaupt!

Und doch sind sie wie Brüder zueinander gestanden in dem, was sie verband: in dem ganz unbewußten Bestreben, das Naturleben zu persönlicher Gestaltung zu bringen, wie es seit Anbeginn der Menschheit die schaffende Kraft natürlicher Vorstellung in entsprechenden Formen getan hat, insbesondere in der germanischen Naturbelebung. Wenn die Brennhexe im „Zweiten Gesicht“ vor den Blicken des Lesers aus dem in der Sonnenglut anglimmenden Haidefeuer aufspringt, um dann in tollem Taumel über das qualmende Dürrland hinzuknattern, so führt das zu gleicher Wirkung, wie die Gestalt des Meermannes und des Wogengottes Bangputys am litauischen Strande, wie die ihre Gambsen schützenden Saligen Fräule in den Kärntner Alpen, wie alle die Verpersönlichungen in „Avalun“*) sie auf den Leser ausüben. In dem einleitenden Gedichte letzteren Buches höhnt das Moor den Mond als den ewigen Toren; in dem „Wisent-Würger“ tritt das Trauerlos der

*) Des Verfassers Buch „Avalun“ erscheint jetzt in 3. Aufl. bei R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

letzten Recken des Urwaldes von Bjelowjesch, in der „Nacht aller Jäger" die jauchzende Schar eigener Gestalten des Verfassers dem Leser entgegen — und doch soll dieser bei beiden Freunden keinen Augenblick lang das Walten der Natur selbst verkennen.

Beide haben wir, Hermann Löns und der Schreiber dieser Zeilen, unter dem Zwange eines inneren Dranges, der um mehr als ein Dutzend Jahre ältere auch unter dem Pflichtgebote einer Reihe guter Vorfahren gestanden. Dem jüngsten Sohne eines freiwilligen Jägers von Anno dazumal waren Blücher, Yorck und Ernst Moritz Arndt aus der Gedankenwelt des Vaters heraus im Geistigen um seine Erziehung bemühte ältere Brüder! An Stelle dessen stand Hermann Löns unter dem ererbten Schicksale, daß er die unheilvolle Gabe des zweiten Gesichtes besaß. Aber beide Freunde dichteten nicht. Es dichtete in ihnen mit spielender Gewalt: das Rauschen der Bode und die weiche Schwermut der Oertze, König Heinrichs Quitlingerburg und der Hildesheimer Dom, der Schrei des Brockenhirsches und der Zauber von Risch und Rohr in der Lüneburger Haide.

Was wir der Heimat verdankten, wollten wir unserem Volke geben, ohne Aufhebens machen zu wollen von unserer verfluchten preußischen Pflicht und Schuldigkeit. Sollte etwa von der noch Aufhebens oder Rühmens gemacht werden?

Aber um unsere Gräber mag, wenn unsere Namen längst verweht und vergessen sein werden, etwas wehen von der Klage um verlorene deutsche Freiheit und redlichen Arbeitsfrieden, wie wir ihn unserem deutschen Volke und der alten niedersächsischen Väterheimat hatten retten wollen.

Sturzacker. Von Fritz Fleischhauer

Ein Schimmel und ein Brauner stramm im Zug!
Wie wälzt in Furchen sich die Schollenwelle,
Wenn so bedächtig seinen scharfen Pflug
Der Bauer lenkt! Es wächst die Morgenhelle,

Und Flammen schießt die fahle Wolkenwand.
Was kümmert einen Bauer Sturm und Regen?
Zu stürzen gilt's erst noch sein Ackerland,
Bevor sich Winterfrucht kann schlafen legen.

Und Schritt für Schritt, wie so ein Bauer stampft,
Versteht er recht die Schollen umzureißen.
Die Sonne steigt! Das Fell der Gäule dampft,
Und fröhlich blinkt das blanke Pflugschareisen.

Krokus. Von Hans Much

Unter unbelaubten Bäumen
Heben sich die Krokusbecher,
Aus den dunkeln Flammenschäumen
Schlürft der Tag, der kühle Zecher.

In des Kelches Farbengrunde
Züngelt eine goldbestreute
Flamme in die herbe Stunde.
Doch dem Morgen dient das Heute.

Blümlein opfre, Blümlein rette!
Dient dein Morgen auch dem Gestern,
Wirkst du an der ewigen Kette
In dem Kranz der holden Schwestern.

Blühende Erlen. Von Walther Zander

Die Bäume stehen noch winterkahl;
Noch schimmert Reif in den Zweigen.
Die Birken drunten im Wiesental
Umflattert der Nebelreigen.

Die Kätzchen tragen leuchtendes Weiß;
Sie baumeln munter im Winde.
Was kümmert es sie, daß Schnee und Eis
Kalt glitzern auf Halmen und Rinde! —

Mich streifen Büsche — und rieselnd sprüht
Ein feiner, duftiger Regen
Auf Hut und Mantel — die Erle blüht
Im Grunde an Hecken und Wegen!

Ein Frühlingswunder! Der erste Strahl
Der Hoffnung nach Wintertagen!
Du blühender Strauch im verschneiten Tal,
Ich will dich nach Hause tragen!

Erich Erler

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Daß der Begriff „Kunstgeschichte" sich oft genug mit dem Begriff „Künstlergeschichte" deckt, weiß ich aus eigener Erfahrung; nämlich aus dem Stück künstlerischen Miterlebens, das mir die letzten drei Jahrzehnte Münchner Kunstgeschichte, die sich fast restlos als Künstlergeschichte darstellen, vermittelten. Da steht im Mittelpunkt die Geschichte von der Entstehung und Entwicklung, vom Werden, Sein und Vergehen der Künstlergruppe „Scholle": es ist ein heute schon historisch gewordenes, kleines, aber wichtiges, immer noch viel umstrittenes Kapitel der jüngsten Münchner Kunstgeschichte: getragen wird es völlig von den Persönlichkeiten der zwölf Gründer der Gruppe, zu denen auch der Künstler gehört, dessen Name über diesem Aufsatz steht. Um Erich Erlers willen müssen wir uns mit der Geschichte der „Scholle" vertraut machen, denn die Ausstellungen der „Scholle" hoben den bis dahin ganz unbekannten jungen Maler empor, stellten sein Wirken ins Licht und waren entscheidend für seine Entwicklung.

Zu Anfang der neunziger Jahre blühte an der Münchner Akademie die Schule des ausgezeichneten Paul Höcker, der seinerseits aus der berühmten Meisterklasse des großen Wilhelm von Diez hervorgegangen war. Die Höcker-Schule war so recht das, was man einen „Geniekasten" nennt; sie war und fühlte sich berufen, in den damals, etwa ein Jahrfünft nach der Gründung der „Sezession", wieder leise stagnierenden Münchner Kunstbetrieb neues Leben, Auftrieb und Aufschwung zu bringen. Als zu jener Zeit, unabhängig voneinander, aber in knapper, zeitlicher Aufeinanderfolge, Georg Hirth die „Jugend" und Albert Langen den „Simplizissimus" gründeten, kamen beiden die besten und frischesten Mitarbeiter aus der Höcker-Schule. Dazu gab es natürlich auch Zuzug von auswärts, was zur Belebung und zum



⊠ Vor dem Gewitter. Gemälde ⊠

beschleunigten künstlerischen Blutumlauf wesentlich beitrug; so trat in der „Jugend“ der prächtig-schneidige Fritz Erler ans Licht, ein Schlesier und an der Breslauer Akademie unter dem alten Bräuer künstlerisch herangewachsen. Fritz Erler war damals — man schrieb 1896 — schon eine künstlerisch gefestigte Persönlichkeit. Er zog bald seinen jüngeren Bruder Erich, der sich kürzlich erst, von anderem Berufe her, der bildenden Kunst zugewandt hatte und mehr als Maler denn als Illustrator, als den man sich den „Jugend“-Beiträger der ersten Periode dieser Zeitschrift nun einmal gern vorstellt, tätig war, zu sich nach München und führte ihn in den Kreis der späteren „Scholle“-Leute ein. Im folgenden wird es sich erweisen, inwiefern Kunstgeschichte sich gar häufig mit Künstlergeschichte deckt, denn ich erzähle die Geschichte von der Gründung der „Scholle“. Die Mitarbeiter der „Jugend“ bildeten unter sich eine Art von geselligem Zirkel, eine Gesellschaft ohne Statuten, indessen voll heiterer Laune und voll sprühender Einfälle, die



Winterstille. Gemälde

wieder dem künstlerischen Schaffen zugute kamen. Im Café Maximilian gegenüber dem Hof- und Nationaltheater speisten die Künstler zu Mittag: Leo Putz, Püttner, Georgi, die beiden Erler, Eichler, Münzer und ihre Gesinnungsgenossen. Die meisten schäumende Münchner Atmosphäre. — Die kleine Gruppe im Café Maximilian hielt es, wie alle tatenlustige künstlerische Jugend, die in ihrem oft zu temperamentvollen Vorwärtsstreben durch die Kräfte der Beharrung den Weg sich verlegt vermeint:



Hirtenpredigt. Gemälde

von ihnen waren, wie erwähnt, Studiengenossen aus der Höcker-Schule und obendrein gute Freunde: die beiden „nordischen Fremdlinge", Fritz und Erich Erler, hatten sie freudig in ihren Kreis aufgenommen, und das schlesische Brüderpaar akklimatisierte sich aufs rascheste an diese genialisch-heitere, lebenbejahende, sprühende, oft genug übersie grollte auf alles, was ihr Mißstand im Münchner Kunstbetrieb, und ganz besonders im Ausstellungswesen, schien. Da wurde im Jahre 1899 der Beschluß der Münchner Künstlergenossenschaft veröffentlicht, daß fortan im Glaspalast auch kleine Gruppen und Vereinigungen in eigenen Räumen und mit eigener Jury ausstellen



Ruhe auf der Flucht. Radierung

erkannte auch der Berliner Kunsthändler Fritz Gurlitt, der die „Scholle“-Leute alsbald zu einer Kollektiv-Ausstellung in seinem Salon einlud. Die Mehrzahl der Berliner Kritiker wußte allerdings mit dieser Veranstaltung nichts anzufangen, denn was da gezeigt wurde, erschien den teils auf Liebermann, teils auf die konservativen Herren der alten Richtung eingeschworenen Kunstrichtern zu „münchnerisch“, zu bunt, zu keck, zu lustig. Nun, „münchnerisch“ ist die „Scholle“ allerdings in ihren Äußerungen damals und stets gewesen, doch sag' ich nicht, daß dies ein Fehler sei. Eduard Engels hat den „Scholle“-Leuten gelegentlich ihr Münchnertum nachdrücklich bestätigt und ihnen dies in ihr Stammbuch geschrieben: „Wenn ich mir vorstelle, daß ich als Ausländer nach München käme, so würde ich wahrscheinlich im Saal der „Scholle“ meine Irrfahrt durch das Labyrinth des Glaspalastes beschließen und mit einer gewissen Entdeckerfreude in mein Taschenbuch schreiben: Soeben München entdeckt! Nachdem ich in mehr als sechzig Sälen mehr als tausend Bilder gesehen, die ebensogut am Nesenbach oder an der Spree als an der Isar gewachsen sein könnten, tritt mir hier endlich jener Frauentürme- und Kindlgeist entgegen, der die famosen Maßkrüge, das Hofbräuhaus und die Oktober-

könnten, und alsogleich trat der „Jugend“-Stammtisch im Café Maximilian zusammen und gründete, man möchte sagen: in einer aus Selbstbewußtsein und Übermut merkwürdig gemischten Stimmung, eine Gruppe, für die man zunächst gar keinen passenden Namen wußte und die man deshalb „Gruppe G“ nannte. Diese Gründung war die rein persönliche Angelegenheit eines Künstlerkreises, aber sie wuchs sich allgemach zu einer Begebenheit, zu einem Zustand, zu einer Tat oder wie man will, aus, die für Münchens künstlerische Entwicklung von gar nicht absehbarer Bedeutung wurde. Franz von Lenbach, damals noch der Kunstpapst Münchens, fand an der „Gruppe G“ wenig Freude und warf seine Mißgunst auf sie. Trotzdem es im November zu einer formellen Gründung der Vereinigung unter dem Namen „Scholle“ gekommen war, versagte Lenbach im Jahre 1901, als die große Internationale Kunstausstellung im Glaspalast veranstaltet wurde, der „Scholle“ den eigenen Raum und die eigene Jury. Da sprang die „Sezession“ in der richtigen Erkenntnis der Tatsache, daß sie alles Fortschrittliche zu fördern habe, in die Bresche und überließ der „Scholle“ einen der Räume, die ihr selbst zugesprochen waren. Der Erfolg gab der „Sezession“ recht: dieser „Scholle“-Saal war sozusagen der „Clou“ der Münchner Ausstellung von 1901. Dies



Christus. Radierung



Der Ausrufer. Zeichnung

teils, weil hervorragende Mitglieder — Münzer, Georgi, Feldbauer, Weise — von München abwanderten, teils, weil sich Unstimmigkeiten künstlerischer Art ergaben, so daß kein Einklang in grundsätzlichen Anschauungen vom Wesen der Malerei mehr bestand: um etwa Püttner und Eichler in ihrer künstlerischen Meinung und in ihrer künstlerischen Äußerung auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, reicht das weitest gespannte Programm einer Gruppe nicht aus. Indessen ist doch keiner der „Scholle"-Leute ohne stärksten Gewinn durch das Jahrzehnt künstlerischer Gemeinsamkeit gegangen, jedem gab es Wichtigstes und Wertvollstes in seiner Entwicklung, mag ihn diese in der Folge nun zur Neuen Sezession mit ihrem vorwiegend expressionistischen Programm oder ins Lager des koloristischen Dekorativismus der münchnerischen Spielart geführt haben.

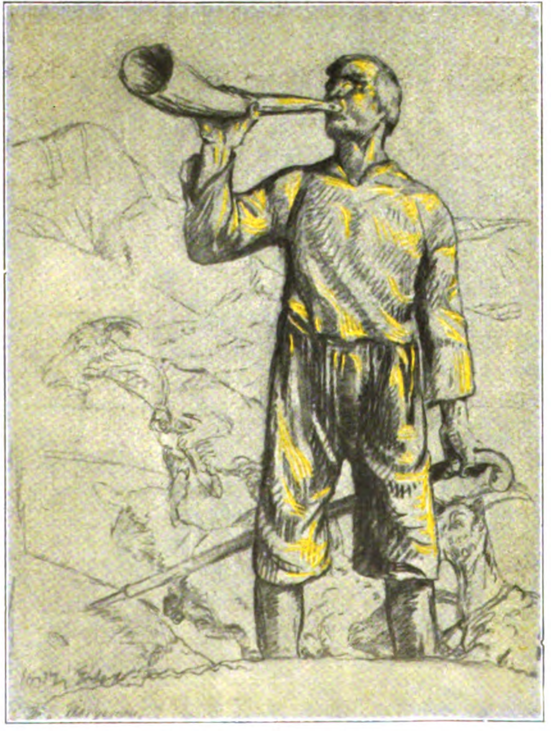
Erich Erler war etwa achtundzwanzigjährig, als er nach München und zur werdenden „Scholle" kam. Zu Frankenstein in Schlesien wurde er am 16. Dezember 1870 geboren; schlesisches und schwäbisches Blut

wiese geschaffen, der Richard Wagner verhöhnt und verhimmelt, der die „Jugend" und den „Simplizissimus" als Botschafter seiner Eigenart an alle Kulturhöfe Europas entsandt hat."

Noch ist es nötig, zu sagen, woher der Name „Scholle" stammt. Man darf dabei ebensowenig an den schmackhaften Fisch dieses Namens denken als an etwas, das mit Heimatkunst, mit Schollewüchsigkeit, zu tun hat. Den Gründern schwebte bei der Namengebung ein Vers Michael Georg Conrads vor:

Mußt deine eigene Scholle beackern,
Die siebengescheiten Nachbarn laß gackern!

Und man schrieb in das Programm der Gruppe: „Die Scholle hat kein anderes gemeinsames bewußtes Ziel, keine andere Marschroute und Parole, als die Forderung an ihre Mitglieder, daß jeder seine eigene Scholle bebaue, die freilich auf keiner Landkarte zu finden ist." Dies gab der Individualität jedes einzelnen Mitgliedes freiesten Raum — vielleicht zu sehr, denn es trug den Keim der Auflösung in die Gründung hinein: in der Tat brach auch die „Scholle" nach wenig mehr als zehnjährigem Bestehen zusammen;



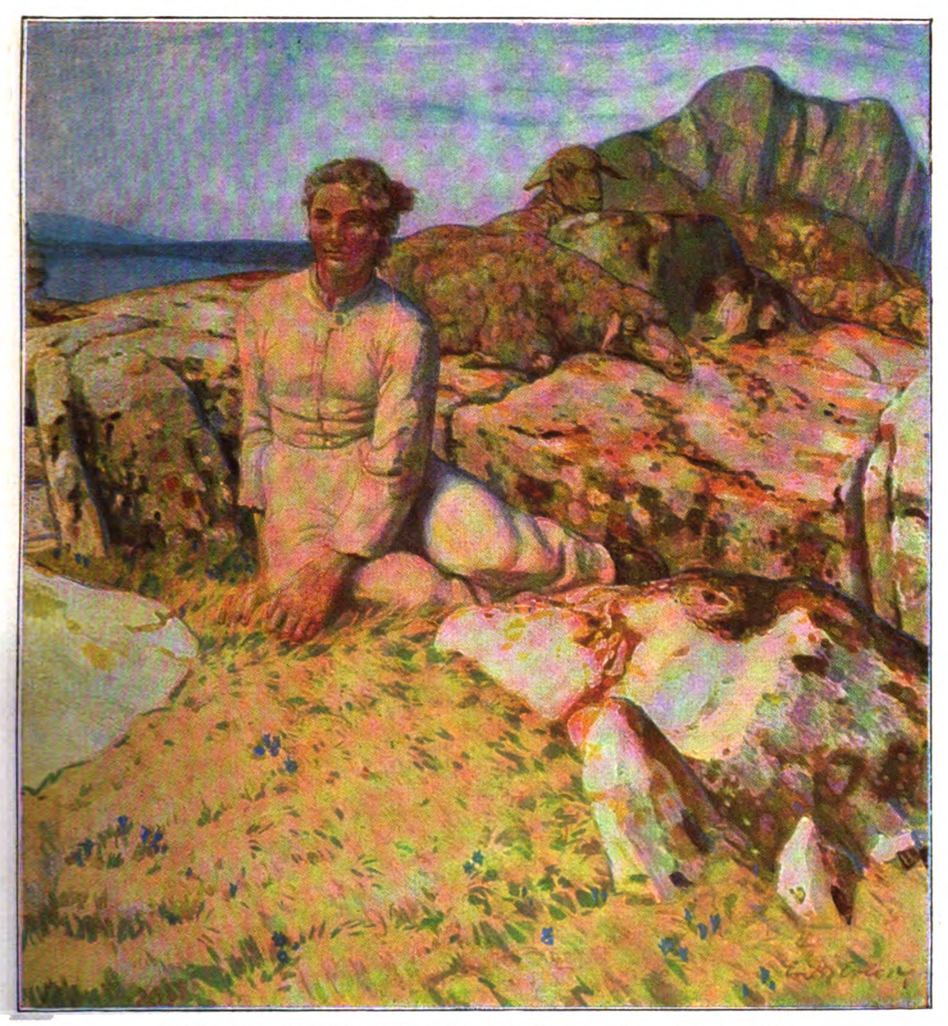
Studie zu einem Hirten

mischt sich in ihm und gibt seinem Wesen den vollen Akkord. Erich Erler besuchte das Gymnasium, mußte aber seine Studien vorzeitig abbrechen, da ihn der frühe Tod seines Vaters in einen Beruf hineindrängte, der ihm die Möglichkeit baldigen Geldverdienens bot. Er wurde Schriftsetzer, stieg bald zum Korrektor auf, sprang dann in die journalistische Laufbahn hinein und versuchte sich als Lokalberichterstatter, aber auch damit war sein Drang „ins Höhere" nicht gestillt. Er hatte Sehnsucht nach politischer und kulturpolitischer journalistischer Arbeit und begab sich deshalb nach Paris, um dort auf Grund einiger persönlicher Beziehungen sich als Berichterstatter für deutsche Blätter zu betätigen und Geltung und Einfluß in der Welt der deutschen Presse zu gewinnen. Die Anfänge waren verheißungsvoll, die Arbeit ließ sich gut an, wichtige Verbindungen wurden angeknüpft, es war ein unermüdliches, heißes, glückliches Arbeiten. Aber Erich Erler hatte seinem Körper zuviel zugemutet: ein Jahr lang ging es gut, dann brach er so jammervoll zusammen, daß nur augenblickliche Entfernung aus dem unrastvollen Treiben und Leben der Weltstadt die Möglichkeit der Wiedergenesung gab. Das war im Januar 1898. Innerhalb vierundzwanzig Stunden fand sich Erler in rascher Ausführung eines in Not gefaßten Entschlusses aus dem lauten Paris in die Schneeeinöde des damals zur Winterszeit noch völlig verlassenen Engadin, nach Samaden, versetzt. Sein bisheriges Schaffen war zusammengebrochen, was er erreicht, verloren. Von seinem Journalistenberuf erwartete er nichts mehr: ein neues Leben mußte beginnen, das fühlte er, und die Umgebung in ihrer feierlichen Majestät gab ihm die Weihe. Hier hatte Friedrich Nietzsche gelebt und die letzten, tiefsten Werke, die er seinem schon verglühenden Geist abzuringen vermochte, geschaffen, hier stand damals noch, ein Jahr vor seinem Tode, Giovanni Segantini und gewann der majestätisch-hehren Landschaft Bilder ab, die über die Natur hinaus durch die Intensität der Empfindung wie durch die Eigenart der Technik etwas über jedes Maß Ungewöhnliches sind.

In Samaden fand sich auch Erich Erler. Die Jugenderinnerungen eines mehr spiele-



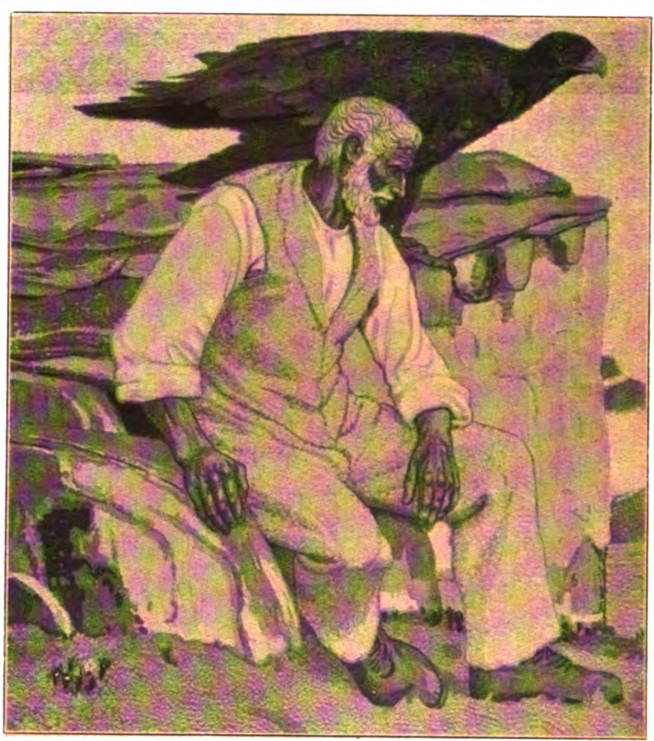
Kurze Rast. Gemälde. (Ausschnitt)



Stiller Tag. Gemälde. (Ausstellung im Glaspalast zu München 1922)

risch betriebenen Zeichnens, das inzwischen halb vergessen und sehr vernachlässigt war, stiegen auf, das Besinnen auf Bräuer in Breslau, das Vorbild des Bruders, der bereits in den Zenith seiner Erfolge eingetreten war, sie wurden lebendig und bewirkten, daß Erich Erler das, was er bisher als müßige Liebhaberei angesehen hatte, nun als seine Lebensaufgabe erkannte. Noch nicht in voller Klarheit, vielleicht gar nicht mit zielvoller Bewußtheit, sondern einfach als Folge seines Erlebens, seiner notgedrungenen Lebensgestaltung. So wenigstens muß man seiner eigenen Äußerung nach vermuten, die zum Kapitel Samaden folgendermaßen lautet: „In dieser äußeren Lebensentwicklung liegt auch der Schlüssel zu dem, was ich als Künstler getan habe und tue. Da ich keine Schule hatte, begann ich ganz naiv einfach das Erlebte wiederzugeben. Zeichenstift und Pinsel waren mir zunächst nichts anderes als der Ersatz für die Feder. Später, mit steigendem Können, haben sich natürlich auch die rein malerischen Probleme hinzugesellt. Aber ich halte auch heute noch daran fest, daß das Erlebnis im malerischen Werk vornehmlich zum Ausdruck kommen muß. Also ‚Expressionismus', der ja nicht gleich mit karikaturistischen Mitteln getrieben zu werden braucht."

Das Erlebnishafte tritt zunächst im Äußeren der Kunst Erich Erlers in die Erscheinung. Im Engadin, in Samaden, dessen Namen er in der Frühzeit seines Schaffens aus einer tiefen Lebensdankbarkeit heraus seinem Namen verband — „Erich Erler-Samaden" steht unter seinen Bildern bis etwa zum Jahre 1908 —, sah er, erblickte er, mehr: erschaute er mitfühlend, was ihn zu Gemälden begeisterte, die man nach Inhalt und



Der Greis. Gemälde aus der Reihe ‚Die Lebensalter' Breslau, Villa Neißer

Stimmungsausschöpfung dieses Inhalts etwa mit Schwinds Wanderbildern vergleichen könnte. Es sind Ewigkeitszustände, überraschend einfach, aber zugleich erfüllt von urewiger Poesie für den, der sie zu empfinden weiß, poetisch, lyrisch, gleichviel, ob man die Stimmung ins Wort gießt oder sich zu ihrer Fixierung des Pinsels bedient. Da schaut man den Hirten oder die Hirtin inmitten der Herde, da ist der Wanderer, der sich zur Quelle oder zum rieselnden Wasserstrahl niederbeugt, der Prediger in der Einsamkeit, um den sich das Volk der Berge versammelt, da sind die Frauen, die in ehrfürchtigem Schauer die Glocke vernehmen, die den Abend einläutet, ist, mitten in der Einsamkeit, der Mensch: rings aber um alle diese Gestalten die große, feierliche, hinaus- und hinaufleitende, herzerhebende Bergwelt im Glast des heißen Tages, im bedrückenden Dämmer des scheidenden Abends, im weißen Kleid des tiefen Winters. Über all diese Dinge hätte der Schriftsteller Erich Erler auch feine, gespitzte Essais mit Ausblicken ins Philosophische und Unendliche schreiben können; wäre er ein Lyriker gewesen, so hätte ihn die Hirtin an der Quelle vielleicht zu einem heißen Gedicht gespornt, über dem die Hochsommersonne des Graubündner oder Engadiner Tages flirrt — indessen er hat als Maler das Erlebnis, nicht minder „erlebt", an uns weitergegeben.

Allmählich aber gewinnt das „Erlebnis" bei ihm und in seiner Kunst eine andere Bedeutung. Giovanni Segantini, dessen Namen man im Verlaufe

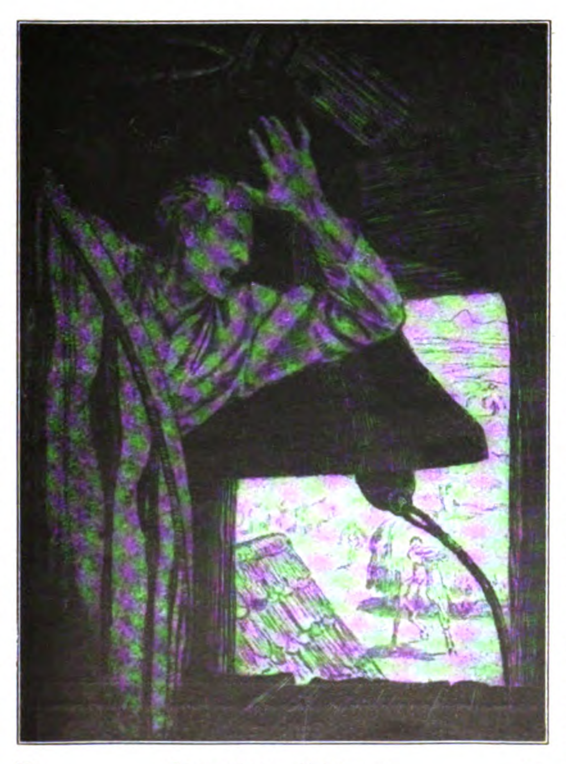


Der Mann. Gemälde aus der Reihe ‚Die Lebensalter' Breslau, Villa Neißer

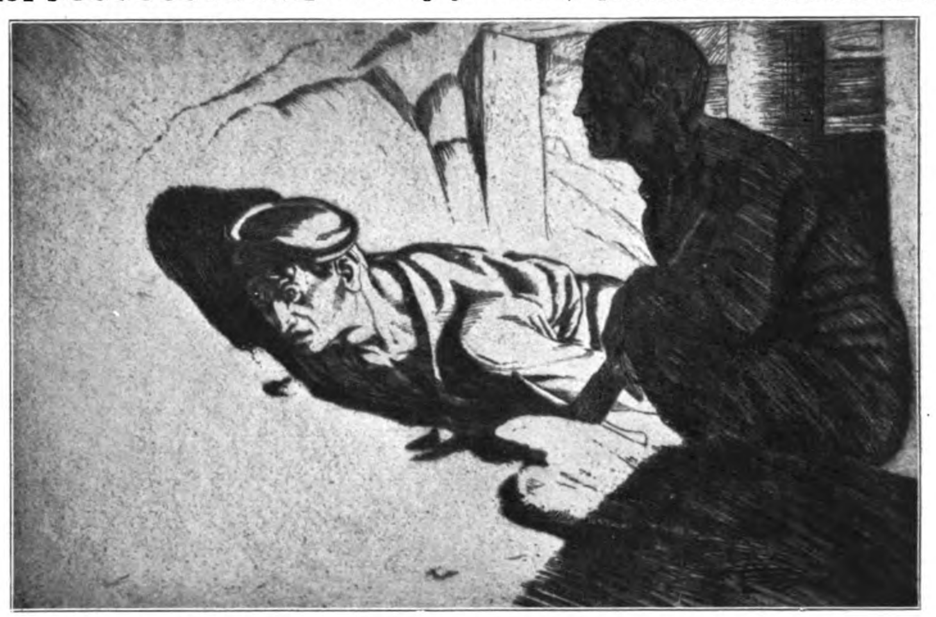


Heiße Stunde. Gemälde

eines Versuches, dem künstlerischen Wesen Erich Erlers näher zu kommen, nicht unerwähnt lassen kann, äußerte sich einmal: „Die Suggestibilität eines Kunstwerkes steht im Verhältnis zur Kraft, mit der es vom Künstler im Momente der Konzeption empfunden wurde, und diese im Verhältnis zur Feinheit, ich möchte sagen: Reinheit seiner Sinne. Dank ihrer prägen sich die leichtesten und flüchtigsten Eindrücke seinem Gehirne intensiver und sicherer ein und bewegen, befruchten so den überlegenen Geist, der sie zu einem Ganzen zusammenfügt: hier findet nun die Arbeit statt, die das künstlerische Ideal in lebendige Form umsetzt. Um diese ideale Vision während der Ausführung des Kunstwerkes zu erhalten, muß der Künstler all seine Kräfte ins Treffen führen, damit die ursprüngliche Energie fortbestehe; alles muß eine Vibration seiner Nerven sein, darauf gerichtet, das Feuer zu nähren, das Bild durch stete Heraufbeschwörung lebendig zu erhalten, damit der Gedanke nicht zerfließe oder abschweife, der Gedanke, der auf der Leinwand Form und Leben annehmen und das Kunstwerk schaffen soll, das geistig individuell



Sturmglocke. Radierung



Mineure. Radierung aus der Folge ‚Von der Front‘

und körperlich wahr sein wird; nicht von jener äußerlichen, oberflächlichen oder konventionellen Wahrheit, die das Gepräge der gewöhnlichen Kunst ist, sondern von jener, die, alle Schranken der Linien- und Farbenoberflächlichkeit überschreitend, der Form Leben und der Farbe Licht zu geben weiß. Wir sehen also: Hier ist die Natur. Sie tritt in die Seele ein und hat an den Gedanken teil. Der Pinsel gleitet über die Leinwand und gehorcht; er zeigt das Beben der Finger, in welchen sich alle Nervenschwingungen sammeln; es entstehen die Dinge, Tiere, Personen und nehmen bis in die kleinsten Teile Form, Leben, Licht an. Das



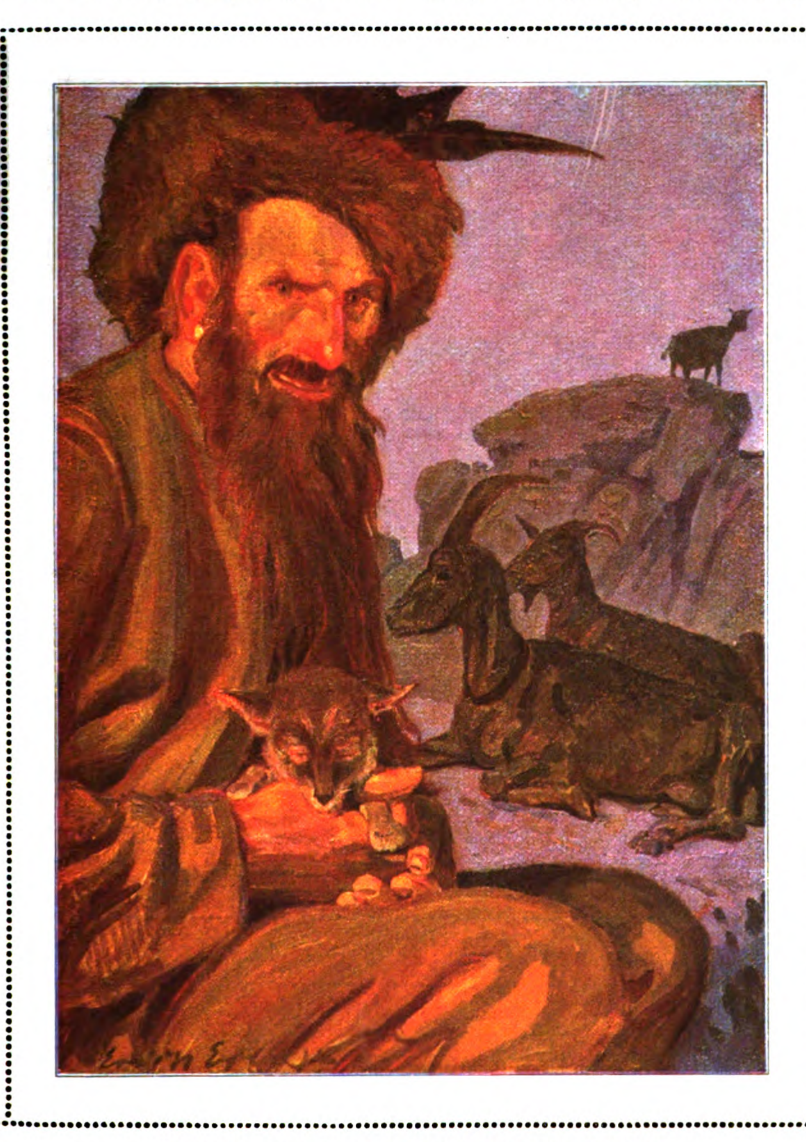
Entsetzen
Radierung aus der Folge ‚Der Krieg‘

heilige Feuer der Kunst lebt im Künstler und erhält ihn in einer Geistesspannung, jener Bewegung, die er seinem Werke mitteilt. Durch diese Bewegung verschwindet die mechanische, ermüdende Arbeit des Künstlers, und das vollkommene, aus einem Stück gegossene, lebendige, reich empfundene Kunstwerk ersteht: Es ist die Inkarnation des Geistes in der Materie, es ist Schöpfung.“

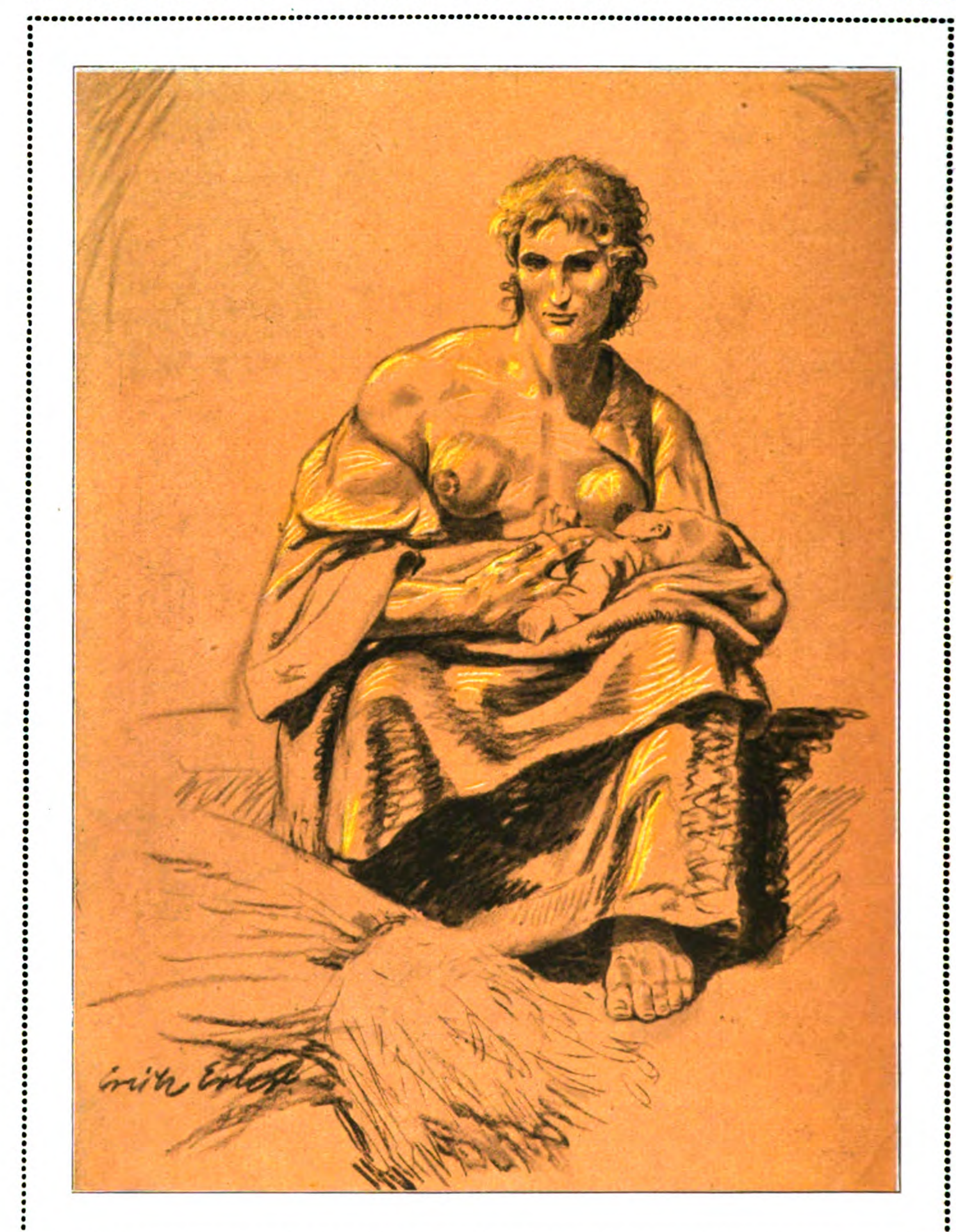
Wo in diesen Sätzen Segantinis das Wort „Wahrheit“ steht, kann ihm der Begriff „Erlebnis“ unterlegt werden; dann kommen wir dem nahe, was Erich Erler unter dem Erlebnis versteht, das er im künstlerischen Werk vornehmlich zum Ausdruck gebracht

haben will und das ihn zum „Expressionismus“ zu führen scheint: es ist das Erlebnis der Seele, jene blitzartige und unwillkürliche künstlerische Besitzergreifung und Durchdringung des Stoffes, die zu den tiefsten psychologischen Rätseln gehört, weil sie bei dem echten Künstler sozusagen unter Ausschaltung seines Bewußtseins erfolgt, weil sie ihn wie eine gottgesandte Offenbarung überkommt; nicht dem Verstand, nicht der Reflexion entsprungen, sondern aus den tiefsten und geheimsten Hintergründen des Seelischen vorstoßend ins Licht. Dieses Erlebnis kann nur dem Künstler zuteil werden, der etwas Eigenes zu sagen hat, der nicht in einer bestimmten Richtung oder bei einer Gruppe mitmarschiert und bedingungslos zu ihrer Fahne, zu ihrem Programm schwört.

Wenn ich sage, Erich Erler sei ein Eigener dieser Art, ein Mann mit einem abseitigen, ganz ihm gehörenden Empfinden, das auch in Form und Ausdruck schaubar wird, so ziehe ich ihn eigentlich wieder aus der Gemeinschaft der „Scholle“ heraus, in die ich ihn zuvor hineinstellte, und es scheint da ein Widerspruch zu sein. Es scheint jedoch nur so. Denn fürs erste wollte ja die „Scholle“

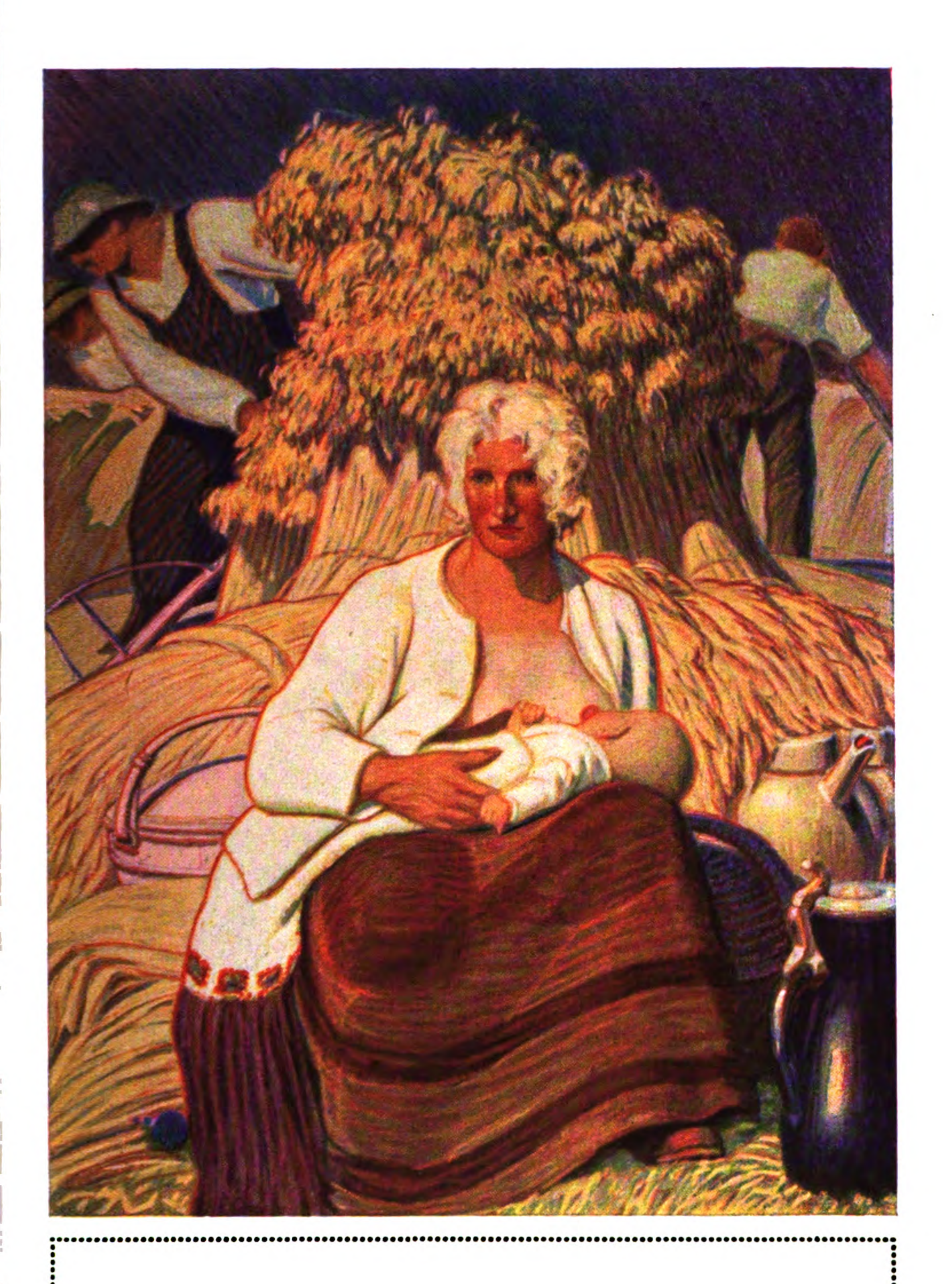


Rübezahl. Gemälde. (Aus Brakls Kunsthaus, München)



Studie zum Gemälde ‚Die Reife'

mit ihrem Programm der Programmlosigkeit, daß „jeder seine eigene Scholle bebaue", sodann aber bot sich einem Maler von differenziertem Empfinden die Möglichkeit, auch innerhalb der künstlerischen Gemeinschafts-Atmosphäre der „Scholle", welche etwa durch die „fleckenhafte Technik", die „lebensvolle, größere Formate suchende Art der süddeutschen Kunst", durch den „Neoimpressionismus", die „stillebenhafte, dekorative Wirkung", die „volkstümlichen, heimatlichen Motive, die in dekorativ flächiger oder ruhig stilisierender Weise zu blühenden Farbenbuketts verarbeitet sind", gekennzeichnet wird, seine eigene Wesensart, seine Individualität zu bewahren und weiter auszubauen. Bei



Die Reife. Gemälde
Sammlung Dr. Maurach, Nürnberg

Erich Erler geschah dies sowohl nach der technischen wie nach der seelischen und geistigen Seite hin.

Technisch schloß sich Erich Erler, was kein anderer der „Scholle"-Künstler tat, zunächst an Segantini an. Begreiflich: der Genius loci Samadens, des Engadins, erklärt dies. Die Art seiner Hellmalerei war bedingt durch das ungewöhnlich helle, fast schattenlose Sehen in der Bergluft, die von Sonne und Feuchtigkeit gleichsam geschwängert ist. Die Dinge leuchteten ihm, wie Segantini, in reinen Lokalfarben, er sah kein toniges Ensemble, sondern die Farbenträger, seien es Menschen, Tiere oder Dinge, schuf er auf seinen Bildern nach in prismatischer Zerlegung: Farbfleck sitzt neben Farbfleck, absolut rein und hell, und, wie bei den Bildern Segantinis, aber auch der französischen Neoimpressionisten, begibt es sich bei den Bildern Erich Erlers, daß sich erst auf der Netzhaut des Auges des Beschauers die bildmäßige Vereinigung zu einem Ganzen vollzieht. Aus dieser technischen Vortragsweise erklärt sich die Frische und Helligkeit, das Sonnenvolle und Lichte, damit zugleich das Erhebende und Erbauende der Bilder des Künstlers, und so geht technischer Ausdruck



Der Vogelfänger. Dekoratives Gemälde



Bauernmaskerade (Drei Könige). Gemälde. (Aus Brakls Kunsthaus, München)

und seelischer Gehalt seiner Werke nicht getrennt nebeneinander her, sondern wird gegenseitig bedingt, verbindet sich zu unlöslicher Einheit.

Im Laufe der Jahre änderte Erich Erler natürlich auch seinen technischen Vortrag, aber etwas von der frühen, lichten Weise, von dem prickelnden, prismatischen Zerlegungsverfahren trug er auch in die Kunst seiner reiferen Jahre hinein. Ebenso wie er im Stofflichen und Stimmungshaften die Liebe zu den Bergen, das Behagen am Landschaftlichen, den Freiraumcharakter in allem festhielt. Überall aus Erich Erlers Werk blickt der Landschaftsmaler heraus, der Künder der Schönheit des Hochgebirgs, der sich nirgends so wohl fühlt als in den Bergen, in Gottes freier Natur. Hat er doch auch seit Jahren München und der Straßen quetschende Enge verlassen und sich droben in Icking im Isartal, hoch über dem rauschenden Fluß, dort, wo sich die tiefgrüne Loisach, die Tochter des Werdenfelser Landes, in den Bergstrom ergießt, Haus und Werkstatt erbaut: da schauen ihm die Berge, die er liebt, zum Fenster hinein und werden ihm zu Wertmessern und Prüfsteinen seines Schaffens, seiner Kunst. Eines der schönsten und in Belang der Bergbegeisterung Erlers bedeutsamsten Bilder ist seine „Hirtenpredigt": es ist ein wahrhaft Hohes Lied auf die Berge, denn nicht nur der Künstler preist hier die steinernen Riesen und das kernhafte Volk der Berge, sondern auch der Prediger in der Mitte seiner kleinen Schar ist von der Schönheit der Bergwelt entflammt und scheint aus ihr seine Vergleiche und Bilder zu holen, also daß man fast an eine Szene in Scheffels „Ekkehard" gemahnt wird: an die nämlich, da Ekkehard auf der Ebenalp den Sennen predigt, daß jeder Mensch, der mit rechtem Sinn zur Berges-

höhe steige, ein Verklärter würde, und daß die urewigen Berge Männer eines alten Bundes seien und daß es gut bei ihnen zu leben sei ...

Erler selbst sagte mir, daß das Hochgebirge bis zur Stunde das stärkste Erlebnis seines Erdenwallens gewesen sei, nur zu vergleichen mit dem Erlebnis des Weltkrieges, dessen Eindrücke er in Radierungen von symbolischer Kraft, über das Gegenständliche hinauswachsend, Ideen zu Bildern gestaltend, in die Welt hinausschrie. Seitdem er das Mittel der graphischen Kunst, das er bisher nicht benutzt, in den Kreis seiner Kunstübung einbezogen und liebgewonnen hatte, gebrauchte und gebraucht er es des öfteren und besonders in solchen Fällen, wo er Unwirkliches, Ideenhaftes, Problematisches, das dem mehr körperhaften Vortrag in Farben widerstrebt, zu gestalten unternimmt.

Meisterhaft gelangen ihm die Radierungen zu Grimmelshausens „Simplizius Simplizissimus“. Die Unruhe der Nachkriegszeit spiegeln die Radierungen des Zyklus „Der Prophet“, dessen Zeitalter vor zwei Jahrtausenden in den großen Zügen dem unseren ähnlich ist. Solchermaßen erlebt Erich Erler auch dann, wenn er scheinbar rückschauend, historisch schafft, seine eigene Zeit leidenschaftlich mit und macht Stevens' Worte wahr, der vom Künstler verlangt, er müsse „être de son temps“. Leidvolles und freudvolles Erlebnis spricht auch aus den jüngsten Landschaften des Künstlers: wer sich in eine Hochgebirgslandschaft, die Erler um 1900 malte, vertieft und sie vergleicht mit einer aus den letzten Jahren, dem wird nicht nur die technische Entwicklung, der Fortschritt, der sich im freieren gelösterten Ausdruck der Sprache, die der Künstler hier spricht, offensichtlich, sondern der nimmt auch die reichere Fülle des Erlebens wahr, der verspürt den Schritt vom Jüngling zum reifen Mann, der schaut die geheimnisvolle Runenschrift der Zeit und fühlt sich von der unentrinnbaren Macht der Stunde umwittert.



Abendläuten. Gemälde. Sammlung C. Grumbach, Frankfurt a. M.



Der Hofzwerg

Novelle von Horst Wolfram Geißler

Im spanischen Erbfolgekriege focht Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, auf der Seite Ludwigs XIV. gegen Habsburg. Als im Jahre 1704 Prinz Eugen mit dem englischen Feldherrn Marlborough die Franzosen und Bayern bei Höchstadt und Blindheim geschlagen hatte, mußte der Kurfürst den Resten seines Heeres über den Rhein folgen. Er begab sich nach Brabant, dem Sitze der niederländischen Statthalterschaft, welche Ludwig XIV. dem unglücklichen Bundesgenossen einräumte, bis der allgemeine Friede ihm ein besseres Los bringen würde. Max Emanuel war einer der ungestümsten und leidenschaftlichsten, vielleicht aber auch einer der begabtesten Herrscher, die je gelebt haben. Der Gedanke, aus seinem herrlichen Lande vertrieben zu sein und es der Verwüstung durch die Kaiserlichen preisgegeben zu haben, riß ihn in tiefste Schwermut und peitschte ihn dann wieder in rauschende Feste, durch die er seinen Schmerz zu betäuben hoffte.

Bei einem dieser Feste ward eine Pastete aufgetragen, deren Größe und Künstlichkeit das Aufsehen der Tischgesellschaft erregte.

Man nahm den Deckel ab — — — aus der Pastete erhob sich eine Husarenmütze, der ein ernsthaftes und etwas verschüchtertes Kindergesicht folgte, dann ein kleiner Körper in Husarenuniform ... und schließlich stieg das ganze Menschlein vorsichtig aus dem Ringwalle des Backwerkes heraus, marschierte, mit feinen Silbersporen klirrend, über das Tafeltuch und pflanzte sich mit militärischem Gruße vor dem Kurfürsten auf.

Dieser sonderbare, übrigens wohlgestaltete, aber für sein Alter viel zu kleine Kerl war der elfjährige François Cuvilliés aus Soignies, einem Landstädtchen an der Straße, die von Brüssel über Mons nach der französischen Grenze führt.

Der Kurfürst lachte bei dem Anblick über die Maßen.

Er tat ein paar Fragen an Cuvilliés, fand bei ihm regen Geist und hübschen Anstand und beschloß, ihn als Hofzwerg bei sich zu behalten.

Also blieb „le nain Cuvilliés" im Hoflager.

Der Krieg ging weiter, weiter fielen die eisernen Würfel zu Frankreichs ungunsten, Jahr um Jahr. Da stürzte das englische Ministerium, der siegreiche Marlborough wurde vom Festlande zurückberufen — das Blatt wandte sich, und 1714 gab der Friede zu Rastatt dem bayrischen Kurfürsten sein Land wieder.

Er kehrte nach München zurück und nahm auch den Hofzwerg mit, der unterdessen zwanzig Jahre alt und um zwei gute Spannen größer geworden war — immerhin aber ein sehr kleines und äußerst zartes Männlein blieb. Freilich: in Pasteten setzte man ihn schon längst nicht mehr. Denn dieser Franz Cuvilliés hatte es verstanden, sich Achtung bei allen zu verschaffen, die mit ihm zusammenkamen, besonders beim Kurfürsten selber. Vor allem war er unentbehrlich geworden durch seinen erstaunlichen Geschmack in Kunstdingen. Wann immer Händler kamen mit kostbaren Tapeten, Stickereien, Porzellan, Silbergeräten, oder Modehändler oder Baumeister mit neuen Plänen — der Kleine stellte sich auf einen Stuhl, stützte die Hände auf den Tisch und betrachtete die Gegenstände oder Pläne mit solchem Ernste und solcher Gründlichkeit, sprach so treffende Urteile und deutete so unfehlbar auf Mängel und Vorzüge, daß sehr bald nichts angeschafft wurde, ehe man seinen Rat gehört hatte. Er selber zeichnete die wundersamsten und künstlichsten Dinge: Schmuck, Spiegelrahmen, Möbel, Tapeten und insonderheit auch ganze Häuser mit all dem einzelnen, was dazu gehörte. Da er außerdem ein ehrlicher und angenehmer Mensch war, wünschte der Kurfürst ihn aus seiner immerhin fatalen Stellung als Hofzwerg zu heben und nach Kräften für seine Zukunft zu sorgen; da er zugleich dem Staate nützen wollte, so bestimmte er: Cuvilliés sollte Ingenieur und Festungsbaumeister werden.

Als besondere Auszeichnung — vielleicht auch nicht ohne Übermut — reihte er ihn in sein Münchener Leibregiment als Fähnrich ein.

Nun bestand das Leibregiment schon damals aus langen Kerlen, denen der kleine Cuvilliés, ohne sich bücken zu müssen, leichtlich zwischen den Beinen hindurchlaufen konnte. Der Gedanke, diese Porzellanfigur als Leutnant vor einer Abteilung zu sehen, brachte den Regimentskommandeur zur Verzweiflung. Aber der Kurfürst hatte befohlen ...! Der Oberst sann und sann. Am dritten Tage ließ er den Franzl rufen — „Franzl" hatten sie ihn sogleich getauft — und der kam auch, mit Silbersporen leise klirrend, in sorgfältig gehaltener Uniform, marschierte auf den Oberst zu und blieb mit

militärischem Gruße vor ihm stehen — gerade so wie damals bei dem Brabanter Festmahle vor Max Emanuel.

Der Kommandeur zwirbelte seinen Schnurrbart und sprach wohlwollend: „Höre Er, mein lieber Fähnrich! Meint Er, daß Er durchaus in Seiner Kurfürstlichen Gnaden Leibregiment hineinpasse — sozusagen?“

Cuvilliés sah, wohinaus der Weg gehen sollte, und senkte den Blick. In solchen Augenblicken litt er entsetzlich unter seiner Zwerghaftigkeit; er wußte, daß er gescheiter war als alle die langen Leiberkerle miteinander — und nur die lächerliche, gemeine, verdammte Laune der Natur pfuschte ihm in sein Leben; aber er war weise genug, um einzusehen, daß der Oberst recht habe.

So sagte er mit unverhaltener Betrübtheit: „Der Kurfürst hat befohlen.“

„Hat er!“ nickte der Kommandeur bedrückt.

Eine Fliege stieß gegen die Fensterscheiben. Sie horchten beide auf das sinnlose Gebrumm. Cuvilliés zog einen Vergleich und hätte beinahe geseufzt.

Endlich sagte er: „Aber wenn der Herr Oberst meinen . . .“

„Das mein' ich allerdings!“ erwiderte der andere, sichtlich befreit, beugte sich tief hinab und legte dem feinen kleinen Fähnrich die Hand auf die Schulter. „Sei Er so gut, mein Lieber, und red' Er mit dem Kurfürsten — 's geht halt nicht.“

Nun seufzte der Franzl doch, ganz unmilitärisch, besann sich aber, grüßte und machte seine strammste Kehrtwendung.

Der Oberst sah hinter ihm drein und schüttelte den Kopf.

Als der kleine Fähnrich am andern Tage Pagendienste bei der kurfürstlichen Tafel versah, trug er Max Emanuel die Angelegenheit vor.

Der Kurfürst runzelte die Stirn — aber da schaute er auf Cuvilliés, wie er in seiner unglückseligen Winzigkeit ganz ergeben, hilflos und traurig vor ihm stand. Max Emanuel schluckte das Donnerwetter hinunter und verwandelte das Gewitterrollen in ein sanftes, überlegendes Brummen. Der kleine Mensch tat ihm leid, er fühlte, wie es ihm ums Herz sein mochte.

„Der Oberst ist ein Ochse,“ sagte er schließlich mit verfliegendem Unmut, „immerhin sehe ich, daß er recht zu haben glaubt. Nun denn! Es gibt nicht nur Soldaten auf der Welt, Cuvilliés! Verstehst du? Packe deine Koffer. Du fährst nach Paris. Spioniere! Lerne alles, was die Kerle können! Krieche in jedes Mausloch, horche an allen Türen. Und wenn du zurückkommst und nicht imstande bist, ebenso großartige Paläste zu bauen wie Blondel, dann wirst du an diesem Kronleuchter aufgehängt. Aber ich kenne dich, Cuvilliés: du wirst uns nicht enttäuschen. Die Hofkasse zahlt alles. Auf Wiedersehen!“

Dies war der glücklichste Tag für den kleinen François.

In seinem Zimmer warf er die Uniform mit einer seinen Größenverhältnissen ganz unangemessen kräftigen Verwünschung an die Wand, zog Spitzenwäsche, Seidenstrümpfe und eine brokatne Weste an und sprang zwischen den Stühlen herum wie ein Heuschreck.

Er — Baumeister!

Feenschlösser stiegen aus seinem Kopfe, hängende Gärten.

Spiegelsäle.

Entzückende Salons — Gold, Weiß, Blau . . . Gold, Gold, Gold . . .

Der Kurfürst würde mit Franz Cuvilliés zufrieden sein.

⁂

Es kamen Jahre, an denen man am Münchener Hofe von dem sanften kleinen Kerl nichts hörte und sah, außer mehreren submissesten Berichten und Dankschreiben: er lerne und arbeite fleißig und hoffe, Hochdero Kurfürstliche Gnaden in nicht allzuferner Zeit von seinen Fortschritten überzeugen zu können; seine Lehrer seien mit ihm zufrieden. Max Emanuel freute sich; er hatte die Gabe, Wertvolles zu erkennen, und wußte seinen Cuvilliés einzuschätzen; ungebeten ließ er ihm das Geld zu einer Romreise schicken, die seine Studien abschließen sollte.

Und eines Tages war der Franzl wieder da.

Er hatte sich gar nicht verändert, weder innerlich noch äußerlich. Sein niemals ganz junges aber auch niemals ganz altes Gesicht trug den gleichen Zug schüchterner Zutraulichkeit und Zartheit, dessentwegen man den kleinen Cuvilliés von jeher gern gemocht hatte. Keinen Zoll war er größer geworden, und sein mageres Körperlein verschwand bescheiden unter den stattlichen Würdenträgern des Hofes. In seinen auffallend hellen, leuchtbraunen Augen zitterte immer noch ein wenig heimliche Furcht vor Lächerlichkeit, und doch konnten sie beim Betrachten schöner Dinge ernst, unbeirrt und groß werden.

So war er, und so wartete er darauf, daß man ihm Gelegenheit gebe, die Früchte seines Fleißes darzubieten.

Wo man ihn beschäftigte, zeigte er einen bezaubernden Geschmack; was er anfaßte, wurde unter seinen zarten Händen zu mär-

chenhafter Schönheit und Grazie. Die neue Mode der Muscheln, das Rokoko, hatte er mitgebracht und zeigte den Bayern, was man in Paris jetzt unter Eleganz verstehe. Er dichtete goldene Madrigale auf blauseidene Wände, spannte feenhafte verschnörkelte Netze über venetianische Spiegel; er warf simplen Stuck an die Decke — und der Stuck wurde zu Blütensträußchen, zu Flöten und Trompeten, zu Putten und Girlanden und gaukelte golden über dem blanken Estrich. Cuvilliés hielt den Geist des Rokoko in seinen Kinderhänden.

Max Emanuel erkannte immer mehr, welchen Schatz er an ihm gehegt hatte: im Jahre 1725 ernannte er Cuvilliés zum Hofbaumeister.

Ein Jahr darauf starb der Kurfürst.

Ihm folgte sein Sohn Karl Albrecht, der nachmals unter dem Namen Karl VII. römischer Kaiser ward — einer der sehnsüchtigsten und deshalb unglücklichsten Fürsten, von denen die Weltgeschichte erzählt. Ein Mann, aus dessen wundervoll großen blauen Augen der ewige Traum nach Schönheit schimmerte, und der darum grenzenlose Gewalt über Frauenherzen hatte; noch in späteren Jahren, da die Last der Krone schon seine Blüte geknickt, sah ihn zu Frankfurt des Stadtschultheißen Textor blutjunge Tochter — und als Greisin gestand sie, daß Karl Albrecht die einzige Leidenschaft ihres Lebens gewesen sei ...

Dieser Mann, der das süße Gift der ewigen Schönheitssehnsucht im Herzen trug, den die Frauen umrangen, wie Rosen einen Marmorgott umringen, ward nun der Herr des kleinen Franz Cuvilliés.

Und damit begann Glanz, Glück und Herzweh des Baumeisterleins.

Karl Albrecht wäre nicht seines Vaters Sohn gewesen, wenn er nicht sogleich gesehen hätte, was in Cuvilliés' schmächtiger Leiblichkeit steckte. Sehr bald zog er ihn aufs engste an sich und überließ ihm die Ausstattung der Reichen Zimmer in seiner Münchener Residenz. Cuvilliés begann Feste zu feiern, da er nun seine Gaben vor einem Menschen ausbreiten konnte, der sich nichts anderes wünschte als Schönheit. Er dichtete das Zierlichste und Strahlendste, dessen sein übervolles Herz fähig war. Die Flucht der Zimmer, die er schuf, glich an Pracht und Grazie jenen Märchenpalästen, die das Rokoko dem fernen Orient zuzuschreiben liebte, obwohl es wußte, daß diese Paläste nirgends wirklich seien. Glanz zog ein, wo dieser zierliche Mensch waltete. Tausend Kerzen ließen die Goldschnörkel, die Fassettenspiegel aufglitzern, ließen die satten Farben der Tapeten warm erglühen, den Estrich gleißen.

Schöne Frauen schritten auf Stöckelschuhen, umwiegt von seidenen Reifröcken, durch die Herrlichkeit, um sie gaukelte die zärtlichste Musik aus heimlichen Nischen. Blaue Samtvorhänge glitten über die Eingänge zu kleinen Kabinetten. Kichern verfing sich in den Muscheln der Plafonds — — das Rokoko hatte seine erste und strahlendste Blüte entfaltet.

Und es gab viel, sehr viel schöne Frauen, die für diese Wunder geschaffen waren. Alle kamen sie, glänzten eine Weile, welkten über Nacht und traten zurück in die namenlose Menge der Untertanen, um von einer noch schöneren gefolgt zu werden. Karl Albrecht träumte sich von einer zur andern. Die Kurfürstin Maria Amalie, Kaiser Josephs I. Tochter, war nicht eben glücklich darüber; aber die Zeit kannte es kaum anders.

⌘ ⌘ ⌘

Eine aber war die Schönste und Strahlendste: Marysienka Topor Morawitzky.

Sie leuchtete auf wie ein Stern, der über den östlichen Rand der Erde emporkreist. Das tausendjährige Geschlecht der Toporen zählte sich zu den Begründern Polens. Seit tausend Jahren war kein polnischer Krieg, keine polnische Schlacht gewesen, in denen nicht ein Topor Morawitzky kämpfte oder fiel. Nun erschien die Gräfin Marysienka in München, schön und glühend, geistvoll, verschwenderisch, launenhaft, blendend — polnisch.

Der Kurfürst verlor sich völlig an diese Frau. Sie lächelte, fand es durchaus in der Ordnung und übte ihre Herrschaft, wie es zu erwarten war.

Und dann kam der Abend, an welchem der kleine Cuvilliés das große Herzweh kennen lernte.

Der Kurfürst hatte einen Maskenball befohlen; vielleicht war es auch die Morawitzky gewesen — gleichviel.

Der Himmel hing schneeschwer über den aneinandergedrängten Dächern der Stadt. Die Dämmerung reichte dem Dunkel die Hand, und in den friedlichen schwarzen Häuserreihen schimmerten die Fenster auf. Die Residenz war festlich erleuchtet. Sänftenträger stapften mit vergoldeten Lasten durch den hohen Schnee, geleitet von Läufern, die Windlichter hochhielten.

Cuvilliés hatte die Pflicht, zu erscheinen. Er tat's halb erfreut, halb widerwillig; erfreut — weil sein Auge und sein Herz niemals genug Glanz und Schönheit haben konnten; widerwillig — weil er, wie immer, sich vor der Lächerlichkeit seiner kleinen Ge-

stalt fürchtete. Als sparsamer Mensch hatte er versucht, zu Fuße zu gehen. Aber er war in einen Schneehaufen geraten und nur mit Mühe wieder herausgekommen. Naß und durchkältet lief er heim, um andere Kleider anzuziehen, und seine Lippen wurden schmal bei dem Gedanken, daß ein gewöhnlicher Mensch über den fatalen Schneehaufen einfach mit einem großen Schritte hinweggegangen sein würde. Es war kein guter Anfang.

Endlich hatte er sich neugekleidet, frisiert und gepudert. Jetzt ließ er eine Hofsänfte kommen und schaukelte von seiner Wohnung in der Burgstraße nach der Residenz.

In den Polstern hing noch ein Rüchlein von parfümiertem Puder, und die Luft war leise bebend und warm — die Sänfte mußte eben erst von einer Dame benutzt worden sein. Cuvilliés war sonst für derlei Dinge recht unempfindlich. Heute aber schnupperte er herum und fühlte, daß etwas in ihm zu schwingen begann. Er lehnte sich zurück, sah durch die halbgeschlossenen Lider draußen Leute mit Laternen stapfen, empfand, daß er zum Hof gehöre, und bekam in seinem bescheidenen Herzen eine Ahnung von der inneren Gehobenheit eines Kavaliers.

Während er genießend die Beine übereinanderschlug und seine Hände auf das Polster stemmte, spürte er etwas Hartes unter dem rechten Zeigefinger; er faßte das Ding, hielt es im Halbdunkel dicht vor die Augen und erkannte eine Nadel, als kleine goldene Rose gebildet, wie sie etwa zum Festhalten des Schultertuches verwendet werden mochten. Cuvilliés lächelte. Er dachte, welches reizende Abenteuer ein anderer aus diesem Funde machen würde, dichtete geschwind einen kleinen Roman und geriet dabei in eine so angeregte Laune, daß er die Rosennadel wie eine richtige Blume in den Aufschlag seines Rockes steckte. Nach dieser für ihn unerhört kecken Tat vergaß er das Ding sogleich wieder und empfand wohlig das leise Schaukeln der Sänfte.

Recht vergnügt langte er an dem Portale an und begab sich — wahrhaftig: er ging nicht, sondern er begab sich — die Treppe empor nach den Sälen, die ihre Pracht nur ihm verdankten.

Der heimtückische Schneehaufen war schuld daran, daß er zu spät kam. Indessen hatte niemand von den großen Leuten das Baumeisterlein gesucht oder vermißt. Der Ball hatte bereits begonnen.

Cuvilliés blieb an der Tür stehen und betrachtete sein Werk mit glückseligen Augen. Ja: dafür hatte er es geschaffen — für Lichterglanz, für leise Geigenmusik, für buntfarbenes Gewimmel schöner, lustiger, eleganter Menschen.

Die Luft war heiß und golddunstig von den Wachskerzen. Masken drängten sich in verworrenem Reigen, vielfältig durch den Widerschein der Spiegel. Tausend goldene, graziöse Zierate schimmerten von der Decke. Stimmen schwirrten durcheinander wie Sommervögel über einer Blumenwiese.

Die Musik begann wieder und ordnete mit unsichtbarer sanfter Gewalt ein Menuett. Nach den ersten Takten schon stand der kleine Cuvilliés, der sich noch eben angesichts des regellosen Getriebes sicher gefühlt hatte, allein an der Wand. Er glaubte: nun müsse alles ihn anschauen, und er wurde wieder unglücklich und verlegen. Scheu drückte er sich zur Türe hinaus, ließ sich den kleinsten Domino umhängen, den man finden konnte, band ein Visier über seine Augen und huschte erst wieder in den Saal, als der Tanz zu Ende war.

In dem neuen Durcheinander ließ er sich hin- und herschieben — und stand plötzlich in einer Gruppe, die sich um die Gräfin Maryslenka gebildet hatte. Die Gräfin saß in der Mitte, im Kreise drängten sich um sie alle, die ihre Stellung zum Kurfürsten einzuschätzen wußten.

„Ah, unser Zauberer!“ sagte die Morawitzky, da sie den kleinen Domino erblickte, und zog, lächelnd wie eine Fürstin, die schönen Brauen huldvoll hoch. „Kommen Sie doch her, Cuvilliés! Es ist unrecht von Ihnen, sich immer in die Ecke zu stellen. Sie taugen mehr als alle diese Herrschaften hier zusammengenommen.“

Der Baumeister erbleichte unter seinem Visier — so zu Tode erschrocken war er über dieses Lob; denn er befürchtete, daß ihm die Gräfin damit eine Menge neuer Neider und Feinde geschaffen habe.

Da stand er nun und wußte nicht aus noch ein, fühlte sich betrachtet und belächelt und wäre am liebsten in ein Mausloch verschwunden.

Die Morawitzky hob mit einer entzückenden Bewegung den Arm und hielt ihm die Hand zum Kusse hin. Cuvilliés, halb besinnungslos vor Verlegenheit, trat einen Schritt weiter vor, schlug seinen Seidenmantel zurück, so geschwind es gehen wollte, und hauchte seine demütigste Dankbarkeit auf diese feinen Fingerspitzen.

„Ah!“ sagte die Gräfin erstaunt, während er den Kopf hob, „ah —! Was ist das? Kommen Sie doch näher heran — hierher, ganz nahe!“

Er bebte.

Sie schlug seinen Domino vollends zurück

und faßte den Kragenaufschlag seines Staatsrockes. „Cuvilliés! Was haben Sie da? Wie kommen Sie zu dieser Nadel?“

Ihm schwindelte. Das Abenteuer!

„Diese Nadel —“ antwortete er stotternd, „diese gnädigste Nadel — gnädigste Gräfin — vielmehr — —“

„Baumeister!“ sagte sie, gar nicht leise. „Diese Nadel gehört mir! Welche Indiskretion von Ihnen! Geht man so mit den galanten Souvenirs einer Dame um, die auf ihren guten Ruf bedacht sein muß? Cuvilliés! Was müssen die Leute denken, wenn sie das erfahren? Ich hätte Ihnen mehr Verschwiegenheit zugetraut. Pfui! Wie konnten Sie unser zartes Geheimnis auf diese Weise preisgeben? Schändlicher! Ungetreuer!“

Er war einer Ohnmacht nahe — sah nicht, wie mutwillig die Gräfin lächelte und wie die anderen die Lippen zusammenpreßten, um recht ernst zu bleiben.

„Gräfin, ich schwöre Ihnen —“

„Sie schwören? Ich kenne Ihre Schwüre! Schweigen Sie!“ Und zu den Umstehenden: „Meine Damen, meine Herren! Was sagen Sie dazu? Mich zu kompromittieren! Muß man ihn nicht bestrafen?“

„Das muß man!“ sagte eine Stimme, bei deren Klange der kleine Cuvilliés die Posaunen des Jüngsten Gerichtes zu hören vermeinte, denn es war die des Kurfürsten. „Wir verurteilen ihn dazu, nicht von Ihrer Seite zu weichen, Gräfin, und sollten Sie auch tanzen bis Sonnenaufgang.“

Die Kavaliere klatschten Beifall.

Cuvilliés fühlte, daß seine Angst unbegründet gewesen sei. Sein harmloses Herz begann erst jetzt den Scherz zu ahnen. Er machte die tiefste Verbeugung seines Lebens nach jener Seite hin, von der die Stimme Karl Albrechts das Urteil verkündet hatte.

Aber da spürte er dicht neben seinem Ohre warmen Atem und die Nähe einer Frau und hörte die Morawitzky sagen: „Scheint Ihnen dieser Spruch zu grausam, Baumeister? Wie?“

Da ahnte er zum zweitenmal an diesem Abend den geheimnisvollen Zauber, warf sich in die Brust und sagte fest und deutlich, mit der ritterlichsten Haltung: „Mein Leben für die Schönheit!“

Ein Rauschen folgte diesem Wahlspruche, wie wenn der Wind durch Blütenbäume streift: „Bravo, bravo! Das Leben für die Schönheit . . .!“

Im selben Augenblicke setzte die Musik ein.

Cuvilliés hatte für die Komödie den glänzendsten und wirkungsvollsten Abschluß gefunden, der sich denken ließ. Er war der Sieger — huldigend vor Marysienka Morawitzky, die dadurch leuchtete wie ein wundervoller Stern.

Die Gräfin ergriff seinen Arm, sie mußte sich dazu bücken, aber sie tat es so geschickt, daß es gar nicht fatal wirkte. Man ordnete sich zum Tanz. Der kleine Cuvilliés vergaß sich selber: so berauscht, so beglückt war er. Er tanzte mit einer Grazie und Lebhaftigkeit, hatte so feine Bewegungen, daß die Gräfin fast erstaunt war. Sie hatte gelernt, alles nur daraufhin zu betrachten, ob es eine angenehme Folie für sie gebe; sie war gewöhnt, alle Menschen für dienstpflichtig zu halten; dienstpflichtig ihrem Glanze; nur einen gab es, der bedeutender war als sie — der Kurfürst. Und nun erschien dieser Baumeister, ein Kind, ein Zwerg, ein Nichts — merkte kaum, daß sie mit ihm ihren Mutwillen trieb, sondern benahm sich, als wolle sie, Marysienka Topor Morawitzky, ihm huldigen! Eigentlich war es lächerlich. Und doch — die zauberhafte Schönheit dieser Säle, die goldenen Linien, die zu schwingen und zu klingen schienen wie die Saiten einer Laute, über die schwärmende Finger eines Gottes gleiten — — das hatte er geschaffen; ein seltsamer, seltsamer Mensch.

Die schöne, kluge Marysienka sann.

Und als der Tanz zu Ende war, war auch sie mit ihrem Sinnen zu Ende und sehr zufrieden.

„Cuvilliés!“ sagte sie, während sie an ihren Platz zurückkehrten, „Sie sind mir eine Erklärung schuldig —“

Er nickte.

„Nicht hier! Wir müssen ein wenig vorsichtig sein.“

Er reckte sich geschmeichelt. Die Gräfin sah es und lächelte.

„Ich erwarte Sie morgen beim Lever.“

„Wie Sie befehlen!“ sagte er glückselig.

„Und nun gehen Sie. Der Kurfürst würde Ihnen wenig Dank wissen, wenn Sie sein Urteil als Befehl verstehen wollten.“

‚Wie klug sie ist!‘ dachte der kleine Baumeister.

„Versprechen Sie mir zu kommen?“

„Alles!“

„Gut!“ Sie reichte ihm ihre Hand — die wundervollste Hand der Zeit — huldreich und verheißend wie die Königin der Liebe. Cuvilliés ergriff sie und hauchte einen Kuß auf die Spitzen der Finger — den ersten Kuß in seinem Leben, bei dem er an anderes dachte als nur an Pflicht und Höflichkeit.

Dann verschwand er, Überseligkeit im Herzen wie eine Sonne, die aus unbekannten

Weltfernen plötzlich niedergeleuchtet auf den liebearmen, winzigen Menschen, der er bisher gewesen war.

⁂ ⁂ ⁂

Die Gräfin Marysienka bewohnte ein geräumiges und prachtvolles Palais in der Prannergasse. Dorthin stapfte der Hofbaumeister am anderen Mittag, aufs schönste gekleidet und frisiert. Ihm war, als zittere in seiner Seele die große, goldene Flamme einer Kerze.

Wenig freute es ihn, im Vorzimmer ein halbes Dutzend Herren vom Hofe zu finden, obwohl er sich sagte, daß er dies hätte vermuten sollen. Hinter einem blauen Samtvorhang, der die Türöffnung verschloß, begab sich allerhand. Seide rauschte, Nadeln klirrten, Puderdosen wurden auf Glas zurückgestellt. Dann lief ein Kammerkätzchen durchs Zimmer, das Tablett mit der Frühstücksschokolade in der Hand.

Der Vorhang wurde zurückgezogen.

Die Gräfin saß in einem gelbseidenen Himmelbett, Spitzengeriesel um Schultern und Arme wie einen Staubfall.

Sie lächelte ihrem wartenden Hofstaate zu und leuchtete auf.

„Cuvilliés!"

„Madame!" sagte der Kleine mit schüchternem Jubel und eilte durch den Türrahmen, während die anderen verdutzt zurückblieben.

„Geben Sie mir meine Schokolade! So. Sie dürfen das Tablett halten. Was für zärtliche, kleine Hände haben Sie doch, mein Freund... Wie haben Sie geschlafen?"

„Eben das wollte ich fragen, Gräfin —"

„Gut! Ich habe geträumt von einem goldenen Tempelchen, das Sie mir gebaut hatten. Es war allerliebst. Künstliche Nachtigallen saßen auf den Simsen und sangen unendlich verliebt. Alles war mit dunkelroten Rosensträußen geschmückt — ein süßer Rausch. Setzen Sie die Tasse auf den Tisch. Helfen Sie mir in meine Pantoffeln."

Cuvilliés sah zwei niedliche Füße unter der Daunendecke auftauchen und steckte rote Saffianpantöffelchen daran.

Dann schlug die schöne Marysienka die Decke beiseite, ließ sich von ihrem Lager gleiten, stand vor dem von plötzlichem Schwindel geängstigten Baumeister und hatte nichts an als ihr kostbares Spitzenhemd.

„Ninon!"

Die Kammerzofe trat heran.

„Ziehe den Vorhang zu. Cuvilliés ist entzückend. Er hat also den Vorzug, nicht hinausgewiesen zu werden. Meine Strümpfe! Das Mieder! Helfen Sie doch, Baumeister!"

„Ich wünschte —" sagte er völlig benommen, „ich wünschte, Ihre Toilette dauerte bis an mein Ende..."

Marysienka lachte laut. „Sie sehen allerdings aus, als ob Sie vor Schreck sterben wollten. Tun Sie es aber nicht, ich würde nie wieder einen so liebenswürdigen Kavalier finden. Den Rock! Den Frisiermantel! Den Spiegel!"

Dann wurden die anderen zugelassen, versammelten sich um die Gräfin und wischten den kleinen Cuvilliés mit einem Schwall wundervoller Komplimente einfach weg. Er stellte sich ans Fenster und drückte die Stirn gegen die winterkalten Scheiben, um den Wirbel zu hemmen, der sein Blut mit einer entsetzlichen Schnelligkeit durch die Adern hetzte. Ihm war, als sei in seinem Innern ein neuer und höchst abenteuerlicher Mensch, der nun zufällig und vorläufig noch in der alten kümmerlichen Hülle stecke; ihm war, als brauche er nur einmal tief Atem zu holen, um diese Hülle zu sprengen und zehntausend rosenfarbene Blüten den Sonnenblicken der schönen Gräfin entgegenhalten zu können. Die Laffen, die da heute um sie scharwenzelten, waren für ihn Puppen aus Rohrgeflecht geworden, wie die Schneider sie brauchten, um neue Staatsröcke darüberzuhängen.

Er fühlte: es sei entwürdigend, ihr Geschwätz mit anzuhören, denn es spritzte wie trübe Tropfen auf die Gräfin — der Baumeister litt darunter.

Entschlossen verließ er das Zimmer und ging nach Hause; niemand schien es zu bemerken. François Cuvilliés trug ein nie gekanntes, unmäßiges Glück mit sich: heute zum erstenmal hatte eine Frau anderes in ihm gesehen als nur den kunstreichen Zwerg. Den Menschen, den Mann — — — Eine Frau? Die Frau! Die schönste aller Frauen!

Der Baumeister ahnte Paläste in sich wachsen, Orgelfugen in dunkelrot dröhnenden Flächen, überrankt von goldenen Verschlungenheiten, die sich verflüchtigten in hingehauchten, allerzartesten Spitzenschnörkeln. Alles Unsterbliche in ihm stieg mit gewaltigen Fittichen empor zu dem Tore des Himmels. —

Es folgte ein ruheloser Nachmittag, eine Nacht ohne Schlaf, voll grandioser Träume und überhitzter Gesichte, und ein Morgen, der alles in die Wirklichkeit zusammenschrumpfen ließ und gänzlich trostlose, nüchterne Augen hatte.

Der kleine Baumeister war mürrisch und voll Hohn gegen sich selber — seine Vormittage waren immer grau wie eine getünchte Wand. Während er sich rasierte,

blickte er sein Gesicht an und hatte die unhöflichsten Gedanken über diesen Menschen namens Cuvilliés.

„Affe!“ sagte er boshaft zu ihm, „Affe! Affe!!“

Der im Spiegel schnitt eine betrübte Grimasse, und der vor dem Spiegel war sehr befriedigt, jenen gekränkt zu haben. Es tat ihm wohl. Er lächelte — der andere lächelte ebenfalls, mit kleinen, liebenswürdigen Humorfältchen im äußeren Augenwinkel. Aus den Augen selber brach ein Strahl wie Sonne, die die göttlich erhabene Schönheit einer unter abziehenden Gewitterwolken funkelnden Landschaft faßt und enthüllt. Und da ist doch etwas, dachte Cuvilliés über seinen eigenen Augen, das aus einer anderen Welt kommt, die auf Höherem steht als auf den rotlackierten Absätzen eines Hofkavaliers ... Ich bin der Baumeister Cuvilliés ... Wer will mir diesen Strahl nehmen? Wer ist so groß, daß er bis zur Quelle dieses Lichtes hinantastet?

Es klopfte.

Der Kammerdiener des Kurfürsten, ein Mann von Wichtigkeit und Einfluß, hoch über allem Bürgerlichen, trat ein.

„Mein Herr!“ sagte er. Sein Tonfall war ein Gemisch aus Domestikentum, Courtoisie und Überlegenheit. „Mein Herr, Seine kurfürstlichen Gnaden geruhen, nach Ihnen zu verlangen.“

Der Baumeister schluckte, fühlte ein Zittern seiner Hand und schnitt sich ein wenig ins Kinn. „Ich stehe zu Diensten. Weiß Er — —“

Der Kammerdiener wußte nichts und lächelte daher allwissend. „Alles wird gutgehen! Eine Einladung zur Tafel, mein Herr!“

Cuvilliés atmete auf und schalt sich stillschweigend einen Feigling. Es war selten, daß er zur Tafel gezogen wurde; man mußte es als Auszeichnung betrachten.

Nach mehreren Komplimenten blieb er allein und brachte seinen äußeren Menschen in Ordnung; mit dem inneren wollte es ihm einstweilen noch nicht völlig gelingen.

Schließlich kam die Sänfte und er ließ sich von dannen schaukeln.

Man speiste im kleinsten Kreise. Cuvilliés fühlte die beglückende Schönheit der Morawitzky in seiner Nähe und schmolz in eine weiche Seligkeit hinein wie in himmelblaue Daunenkissen; diese Tafelei brachte ihn dem Glücke bis zur Wunschlosigkeit nahe, obwohl, oder vielleicht weil sich niemand sonderlich um ihn kümmerte.

Dann aber zog sich der Kurfürst zurück; an seiner Seite ging die Gräfin und winkte dem kleinen Baumeister mit den Augen. Er folgte in ehrerbietigem Abstand, ganz gewärtig weiterer Befehle. In der Tür wandte sich der Kurfürst.

„Cuvilliés!“

Der Vorhang knisterte hinter den dreien zusammen.

Mit einer Bewegung seiner schlanken und sehr weißen Hand lud Karl Albrecht zum Sitzen. Er lächelte mit jener wundervollen, heiteren und doch im Grunde ein wenig schwermütigen Grazie, die nicht nur Frauen im Augenblicke wehrlos machen konnte.

Der Kleine saß vor ihm wie ein Hündchen, das zum Apportieren bereit ist.

Der Kurfürst strahlte in Geneigtheit. „Nun, Meister, wie befinden wir uns?“

„Wenn kurfürstliche Gnaden gestatten, wie ein blühender Baum unter dem weiß-blauen Frühlingshimmel ...“

„Wo haben Sie die Komplimente gelernt, mein Freund? Mir scheint, Sie waren in hoher Schule.“

„In der beinahe allerschönsten!“ sagte Cuvilliés.

Die Morawitzky blitzte vor Vergnügen. „Sie sind sehr verwandelt —“

„Das Leben ist eine Irrfahrt, ein Abenteuer. Auch Odysseus und seine Gefährten kamen in die Lage, verwandelt zu werden.“

„Wobei ich hoffe, daß Ihre Circe eine angenehmere Form für Sie aussucht.“

Der Baumeister wurde rot.

„Ist er nicht reizend?“ fragte Marysienka.

Karl Albrecht schüttelte den Kopf und entgegnete mit unwiderstehlicher Huld: „Ein Cuvilliés ist nicht reizend.“

Der Kleine leuchtete auf, hingerissen und dankbar.

Nach einer Stille sagte der Kurfürst: „Meine Großmutter hat dieses Nymphenburg gebaut. Damals war noch viel Geld im Lande, man konnte die Künstler vor Aufgaben stellen, deren sie sich nicht zu schämen brauchten. Heute sind wir nicht mehr so reich, äußerlich nicht und auch innerlich nicht. Um so schlimmer für Ihr Genie, Cuvilliés! Aber der Mensch ist nicht Herr über sein Schicksal. Was heißt denn das: ‚Herr sein?‘ —“

Die blauen Augen sahen in Fernen, hinter denen großes Leid zu dämmern schien. So still und versonnen war dieser Blick, daß der Baumeister ihn niemals vergessen konnte.

„Immerhin! Lassen wir das. Wir müssen uns bescheiden. Ja: mit Geringerem, wenn Größeres zu groß ist. Wir können keine Paläste bauen; aber sagen Sie, Freund —: ein Schlößchen, einen Pavillon? Wie?“

Der Baumeister nickte gespannt und machte

mit den Händen unbewußt eine formende Bewegung.

Diese unscheinbare Bewegung mit ihrem Eifer ließ den Kurfürsten wieder fröhlich werden. Sein wendiger Geist sprudelte auf wie eine Fontäne im bunten Lichte eines Feuerwerks.

„Zwischen Bäumen, Cuvilliés! Draußen, im Parke von Nymphenburg. Ein Schlößchen für den Jäger, der aus den Gefilden Dianens zurückkehrt — nun, wohin? In zärtlichere, weniger spröde Länder. Ein Mauthäuschen an der Brücke, die aus dem Reiche der Artemis in das der Aphrodite führt . . ."

Der Kurfürst neigte sich leicht und zog die Hand der Gräfin Marysienka Topor Morawitzky an seine Lippen — — —

In diesem Augenblicke verlor François Cuvilliés Leben, Glück, Himmel, ewige Seligkeit, Lachen und Weinen.

Als Zwerg fand er sich an der untersten Stufe der Dienstbarkeit.

Als Mittel. Als Narr. Als Ding!

„Sie sind überrascht?" fragte der Kurfürst freundlich. Er blickte mit unbewegter Miene auf den Baumeister.

Cuvilliés suchte die Augen der Gräfin, aber sie sah beiseite . . .

„Nun?"

„Kurfürstliche Gnaden — —" stammelte jener. Er wollte sagen: ‚Ich, ich soll es tun? Ich soll Gold und Rosen um euer Glück winden? Ich soll roten Samt mit dem Blute meines Herzens färben? Ich soll Zärtlichkeiten hinzaubern für die, die ich liebe — und für ihre Seligkeiten mit einem anderen?'

„Kurfürstliche Gnaden — —" Was zerriß und zerbrach in dieser Minute? Welcher Höllensturz prasselte aus Luftschlössern in die kläglichste Tiefe? Was schrumpfte zu Lakaienhaftigkeit zusammen?

„Nun also?"

„Kurfürstliche Gnaden — —" sagte Cuvilliés und stand bleich vor seinem Herrn, „ich — werde — die Pläne in den nächsten Tagen — — mein Bestes — Zufriedenheit —" Er stammelte sich hinaus.

Die Gräfin Topor Morawitzky besah nachdenklich, sehr nachdenklich ihre Fingerspitzen. Sie wußte: der da hinausglitt, war vielleicht der einzige Mann, der nur ihr und ganz und immer ihr gehört hatte. Und eben dieser mußte das Venusschlößchen für sie bauen. Das Leben war doch seltsam, genau betrachtet beinahe traurig und sehr sinnlos. Das dachte die Gräfin.

Aber sie sagte es nicht. Wozu auch?

⁂ ⁂ ⁂

Seit diesem Nachmittage war Cuvilliés für den Hof verschwunden.

Lud man ihn ein, so entschuldigte er sich mit der Last seiner Arbeiten. Verlangte man nach ihm, so war er krank. In Wirklichkeit blieb er zwei Wochen lang in seiner Wohnung, ohne auch nur einen Fuß vor die Türe zu setzen. Er mußte einsam sein und Ruhe haben nach dem jähen Erwachen, das dem schönsten, wesenlosesten und dreistesten aller Träume gefolgt war.

Allmählich sah er ein, wie sehr von Sinnen er gewesen war, und daß er keinen Grund hatte, irgend jemandem zu grollen — es sei denn sich selber. Dies sagte ihm sein Kopf. Aber sein Herz kümmerte sich nicht um solche Erkenntnisse.

Es tat weh . . . sehr weh.

In den großen venetianischen Wandspiegel, den er sonst sehr geliebt hatte, schmiß er die Streusandbüchse und nickte voll ingrimmiger Befriedigung über die Scherben, obwohl er wußte, daß es wenig Zweck hatte, sein lächerliches Spiegelbild aus der Welt zu schaffen. Aber das Klirren der Zerstörung erleichterte sein Gemüt.

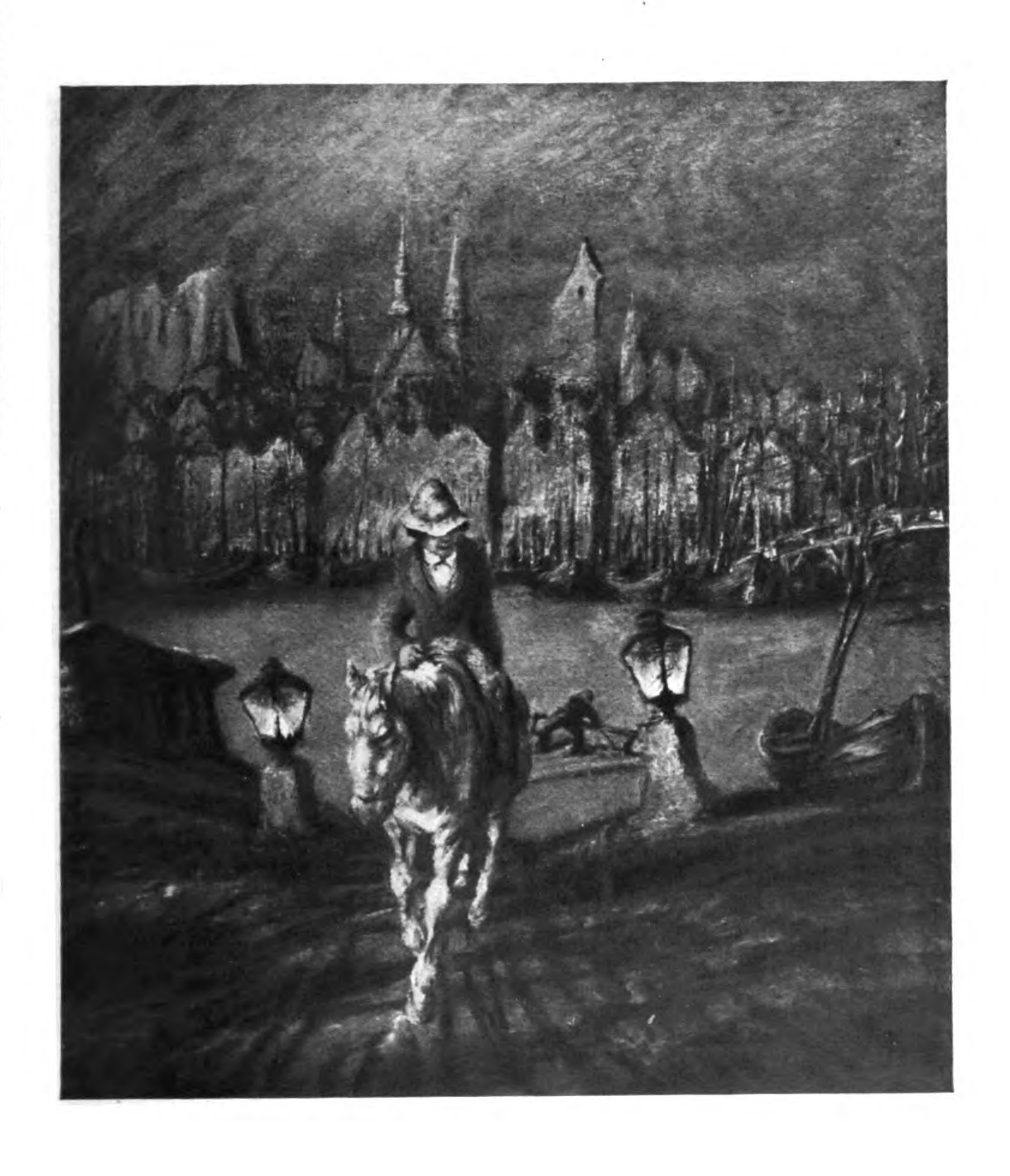
Dann begann er zu arbeiten.

François Cuvilliés, der zu allen Zeiten in Grazie und feiner Beherrschung ein Meister gewesen war, umgab sich mit einem Zaune von Flaschen, in denen schwerer, alter Burgunder schlief. Nachts zündete er sechs Kerzen an, drei zur Linken und drei zur Rechten, setzte sich mit seiner Burgunderflasche und dem Reißbrett an den Tisch und hub an.

Nach der ersten Flasche hielt er seine große Leidenschaft wie ein totgeborenes Kind in den Händen und begrub sie weinend und fluchend. Dann nahm er sein Herz, ein zerknittertes, rotes Seidentuch, und faltete es auseinander. Es begann zu glühen wie der Kerzenschein, der durch den roten Wein auf das Papier fiel. Nebel schwankten auf und schlangen unerhörte Figuren. Alles Sterbliche blieb hier unten, ein vertrockneter Gallert. Das Blut sang, Gesichte geisterten auf, dämonisch erst, dann in stummer Verzweiflung, dann resigniert, zuletzt in jener Wehmut, die eine Halbschwester der Grazie ist. Die Hand tastete nach dem Zeichenstifte.

Uhrenschlag, von fernen Türmen summend, verwandelte sich in zärtliches Herdengeläut. Matten, wilde Rosen, heroische Trümmer, flatternde Bänder, Schäferinnen und Schalmeien . . .

Cuvilliés ließ sich tragen. Die Erde blieb in Dämmerung zurück. Ihm entgegen glänzte ein Elysium voll zierlicher Götter. Artemis, von zahmen Hinden umtänzelt, schritt durch



Die Fähre. Gemälde von Prof. Klaus Richter

(Ausstellung der Sezession, Berlin 1922)

Blütenhaine; Aphrodite drehte sich gefällig vor hohen Spiegeln, eine Puderquaste zwischen rosigen Fingerspitzen — —

So wurde das Schlößchen: das allerreizendste Gedicht verschnörkelter Zeiten, umflattert von liebenswürdigen Genien, in Formen, die leise wehmütig und unendlich graziös mit fernen Schäferflöten zusammenklangen.

⌘ ⌘ ⌘

Im Frühling wuchs es im Nymphenburger Park aus den Wiesen. Schlicht, weiß, edel von außen — verschwenderisch und voll taumelnden Sinnenrausches im Innern.

Cuvilliés fuhr täglich hinaus und überwachte das geringste.

Er fand seine Ruhe im Gelingen. Oft nach Feierabend, wenn die Hämmer schwiegen, stand er besinnlich am Rande des Waldes und betrachtete sein kleines Wunderwerk; er hatte das Beste hineingebaut, was er aus seiner Seele und seinem Herzen geben konnte: Schmerzen und Freuden, Erde und Himmel. —

Im Herbste geschah es, daß durch raschelndes Laub die Karosse der Gräfin Marysienka des Weges kam.

Cuvilliés hörte und sah sie, aber er wich nicht aus.

Marysienka ließ halten und lief auf ihn zu.

„Kleiner, großer Meister!" sagte sie.

Er beugte sich über ihre Hand.

„Hat es sehr weh getan?"

„Es hat sehr weh getan, Gräfin!" antwortete er. „Indessen — wozu reden wir? Die Sonne, selbst die Sonne, kann alle Dinge nur von einer Seite bescheinen. Ein wenig Glück, ein wenig Schmerz — mehr bleibt im Laufe der Zeiten von solchen Glitzereien nicht übrig. Ich glaube, daß sie notwendig sind. Warum? Wenn meine Winzigkeit einmal zerblasen ist, bleibt weder meine Freude noch mein Schmerz. Aber was sie aus mir herausgehämmert, herausgejubelt und herausgeweint haben — das bleibt. Was bleibt aber von Ihren Schmerzen und Freuden, Gräfin? Nicht einmal ein Seufzer im Winde. Hier stehe ich — und da steht mein Werk. Wer macht es mir nach? Wie? Wer? Wann? Sehen Sie, das ist der einzige Sinn, den das Leben hat: Schaffen aus Leben, auch wenn es weh tut."

Die Gräfin sah ihn an.

„Sie sind — ich beneide Sie . . ."

„Ich erlaube es Ihnen."

„Ja. Wenn ich einmal tot bin —"

„Dann kümmert sich niemand mehr um Sie."

„Aber um Sie, Cuvilliés!"

„Allerdings. Das einzige, was ich vom Leben habe, kommt erst, wenn ich tot bin. Ein hübscher, aber etwas schmerzhafter Witz. Und eine solide Aussicht."

„Sie sind frivol . . ."

„Ich bin nur gescheit geworden."

„Sind Sie glücklich?"

„Glücklich sind nur die Dummen."

Marysienka schwieg.

Der Baumeister sagte, sehr beherrscht und nicht ohne einige Bissigkeit: „Sie überlegen, ob Sie glücklich sind?"

„Nein. Ich bin es nicht."

„Wie?"

„Dieser Pavillon, Cuvilliés, ist ein Mausoleum."

„Ein —"

Sie nickte. „Die Liebesgötter haben Flügel, Freund! Ich werde Ihre blausilbernen Schmuckzimmer nicht betreten."

„Gedenken Sie zu sterben?"

„So ähnlich. Ich heirate."

„Sie — —"

„Der Kurfürst wünscht meine Verbindung mit dem Fürsten Portia."

„Das heißt —"

„Das heißt, er hat genug. Große Herren und Aprilsonne — Sie wissen. Ich bin weder die erste noch die letzte."

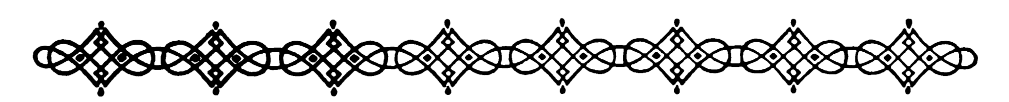
„Und das Schlößchen?"

„Ist ein entzückend ironischer Scherz, gemacht von einem Genie namens Cuvilliés und einem Tölpel, den man Schicksal nennt. Es wird seinen Namen nach der Kurfürstin Amalie tragen."

Cuvilliés blickte nach den Wipfeln, aus denen der Abendhauch das Laub sinken ließ. Er blickte in die Dämmerung des Waldes. Er blickte nach dem verblassenden Weiß seines zärtlichsten Wunders. Und er blickte in die Augen der schönen Marysienka Topor Morawitzky.

Um seinen Mund spielte das Lächeln des Rokoko.

„Das Schicksal ist kein Tölpel, Gräfin. Ich bin gerächt. Bleiben wir Freunde — das ist die einzige Freiheit, die uns das Leben läßt."



Golf, das königliche Spiel

Von Kurt Doerry



Wie es auserlesene, seltene Speisen gibt, bei denen man erst nach und nach auf den Geschmack kommt, so lernt man das Golfspiel auch erst allmählich und nach eingehenderer Bekanntschaft schätzen. Es ist kein Spiel, das beim ersten, flüchtigen Eindruck fasziniert, und wer es zum ersten Male sieht, wird es meistens nicht begreifen, daß man ihm den Namen eines „königlichen" Spieles gegeben hat. Sowie er aber beginnt, sich in die Geheimnisse des Spieles zu vertiefen, alle seine Feinheiten kennen zu lernen und die eigene Kunstfertigkeit zu entwickeln, dann wird er es verstehen, warum gerade dieses Spiel im letzten Jahrzehnt nicht nur in England, sondern auch in den Vereinigten Staaten einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat. In England spricht man geradezu von einer Golfmanie, die die Menschen befallen hat. Die Zahl der Golfspieler in London wird auf etwa 120000 geschätzt, ihre Zahl in ganz England und Schottland auf fast eine halbe Million, und die Golfklubs sprießen förmlich aus der Erde empor. Man kann tatsächlich sagen, daß das Golf jenseits des Kanals zu einem Volkssport geworden ist, der an Beliebtheit dem Fußball oder Cricket nur wenig nachgibt. Und das ist im Hinblick darauf, daß es sich um ein keineswegs einfaches, ziemlich große Geschicklichkeit erforderndes Spiel handelt, immerhin bemerkenswert.

Was ist nun eigentlich Golf? Die beste und kürzeste Erklärung des Spieles, auf dessen Regeln und Eigenheiten ich später noch zurückkomme, ist meines Erachtens die folgende: Der Zweck des Golfspiels besteht darin, einen Ball mit möglichst wenigen Schlägen und unter Anwendung verschiedener Schläger von einem Startplatz (Abschlag) in eine Reihe von Löchern zu schlagen, die sich, mehr oder weniger weit voneinander entfernt, auf dem Spielplatze befinden.

Selbstverständlich gibt diese kurze Erklärung nichts weiter als die Form und den Grundgedanken des Spieles wieder; will man die Feinheiten des Spieles ergründen, so muß man schon etwas näher auf Art und Regeln des Golf eingehen. Zunächst seien hier ein paar Worte über seine Geschichte gesagt. Man hat bekanntlich nachgewiesen, daß Tennis und Fußball bereits im Mittelalter gespielt worden sind. Dies ist auch hinsichtlich des Golf der Fall, denn dieses wurde schon im 15. Jahrhundert in Schottland gespielt. Es ist eine geschichtlich verbürgte



Holländer auf dem Eise beim Kolf, einem alten Vorläufer des heutigen **Golfspieles**
Gemälde von Aert van der Neer. (Aufnahme Bruckmann)

Tatsache, daß das schottische Parlament im Jahre 1475 eine Verordnung erließ, in der das Golfspiel verboten wurde, weil es die Bevölkerung des Landes angeblich vom Bogenschießen abhalte, das damals von großer Bedeutung für die Wehrkraft Schottlands war. In dem erwähnten Verbote hieß es: „Golfe and fute-ball be utterly cryit doun and nocht usit.“ Die beiden Spiele Golf und Fußball sollten also nicht gebraucht oder gepflegt (not used) werden. Dabei waren aber der damalige König von Schottland, James IV. ebenso wie seine Nachfolger und die englischen Herrscher der späteren Zeit mit wenigen Ausnahmen begeisterte Anhänger des Golfspiels. Jakob I. war der erste englische König, der höchst eigenhändig eine Golfkeule schwang; ihm wird auch die Gründung des berühmten „Blackheath Golf-Club“ (1608) zugeschrieben. Auch von Jakob II., Jakob VI. und Karl I. wird berichtet, daß sie passionierte Freunde des Golfspiels waren. Königin Mary von Schottland zog das Golf jedem anderen Ballspiel vor. Als Charles I. im Jahre 1642 auf dem Spielplatze zu Leith gerade mit einer Partie Golf beschäftigt war, soll man ihm die Nachricht vom irischen Aufstande überbracht haben. Die Geschichte berichtet allerdings nicht, ob der König sich dadurch hat abhalten lassen, die begonnene Partie zu Ende zu spielen. Heute können wir sagen, daß es völlig zwecklos gewesen wäre, wenn er sich allzusehr über die schlimme Nachricht aufgeregt hätte, denn wir wissen ja, daß der irische Aufstand heute, nach fast 400 Jahren, immer noch nicht erloschen ist.



Die beiden besten deutschen Berufsspieler Schmidt, Berlin (links) und Zimmer, Hamburg

Es ist eine interessante Tatsache, daß damals in England schon die Sitte bestand, den Sonntag durch völlige Nichtbeschäftigung mit weltlichen Dingen und Zerstreuungen zu heiligen. Dies geht u. a. nämlich daraus hervor, daß im Jahre 1593 verschiedene Leute in Edinburg bestraft wurden, weil sie am Sonntag Golf gespielt hatten. In der Strafbegründung heißt es wörtlich: „James and George Duffus and Charles Stevinson convict in break of ye Sabboth for playing at ye golff elfternoone in time of sermone and yrfor are ordayned evrie ane of them to pay halff a mark and mak yr repentance ye next Sabboth.“ Auf deutsch: „James und Georg Duffus und Charles Stevinson haben sich einen Verstoß gegen die Sonntagsheiligung zuschulden kommen zu lassen, indem sie am Sonntagnachmittag zur Zeit der Andacht Golf gespielt haben. Jeder von ihnen wird hierfür zur Zahlung einer Geldstrafe von einer halben Mark verurteilt und hat am nächsten Sonntag Buße zu tun.“ — Der schlagendste Beweis dafür, daß das Golf schon in sehr früher Zeit eine beliebte Zerstreuung war, sind Gemälde alter, meist holländischer Meister, auf denen man Männer bei einem Spiel sieht, das unzweifelhaft Golf ist. In einem im Jahre 1718 erschienenen Buche des Amsterdamer Johannes Luikens befindet sich ein Bild, das eine Golfpartie darstellt; man sieht im Vordergrunde des Bildes zwei Männer mit Golfkeulen, und der eine von ihnen ist gerade im Begriff, den Ball von einem „tee“ (Abschlag) aus abzuschlagen. Auch auf Kacheln und Stichen aus dem 17. Jahrhundert kann man Männer mit Golfkeulen sehen, und sogar Rembrandt muß das Spiel schon gekannt haben, denn eine seiner Radierungen gibt eine Golfspielszene wieder. In Holland nannte man das Spiel zu jener Zeit „Kolf“, und die Keulen, die von den Spielern benutzt wurden, haben schon große



C. Gulden, Leipzig, in der letzten Phase des Einlochens auf dem „Grün“. Rechts der Berliner Spieler C. G. Rommenhöller. (Aufnahme Riebicke)

diese Golfbälle „Featheries“, und man kann sich leicht denken, daß ein besonders genaues Spiel mit ihnen ebenso unmöglich war wie die Ausführung weiter Treibschläge. Der erste Golfball aus Hartgummi wurde, so berichtet der englische Schriftsteller Harry B. Wood in seinem Buche „Golfing Curios and the Like“, im Jahre 1848 hergestellt, und damit wurde ein ganz gewaltiger Fortschritt erzielt. Zunächst jedoch waren die Gummibälle noch glatt und nicht wie heute mit Einkerbungen versehen. Hierauf kam man erst auf Grund einer Entdeckung, die der bekannte Golfspieler „Old“ Willie Dunn vom St. Andrew's Golf-Club eines Tages machte. Er hatte einen nicht mehr brauchbaren Ball einem seiner „Caddies“, einem jener Jungen, die den Spielern die Golfschläger nachtragen, zugeworfen und beobachtete nun ein

Ähnlichkeit mit unseren modernen Golfschlägern, wenn sie auch begreiflicherweise noch ziemlich primitiv waren und noch nicht deren besondere Feinheiten aufwiesen. Die ersten Golfspieler — seien es nun Schotten oder Holländer gewesen — haben als Schläger zweifelsohne einen unten leicht gekrümmten, mit einem dicken Ende versehenen Baumast benutzt. Mit der Zeit wurde der Schläger dann auf Grund der ständig wachsenden Erfahrung der Spieler allmählich verbessert, denn wenn der Ball beispielsweise in einer kleinen Bodenvertiefung lag, so war es gewöhnlich nicht möglich, ihn mit Hilfe des einfachen, damals verwendeten Schlägers herauszuschlagen. So wurde der Schläger denn durch Ansetzen von Holz- oder Eisenteilen nach und nach zu einem raffinierten Sportgerät, das dank seiner zahlreichen Spielarten, die auf jede nur erdenkliche Lage des Balles Rücksicht nahmen, das Golf mit der Zeit zu einem kunstvollen Sport ausgestaltete. Begreiflicherweise hat auch der Golfball allerlei Wandlungen durchgemacht. Im 15. und 16. Jahrhundert waren Golfbälle in Benutzung, die aus einer ledernen Hülle bestanden, die mit Federn ausgestopft war. Im Hinblick auf die Federfüllung nannte man



C. A. Hellmers, Bremen, beim Treibschlag im Nachschwung (Aufnahme Riebicke)

paar Tage darauf, wie der Junge mit dem Ball einen wunderbaren Treibschlag ausführte. Als Dunn den Ball hierauf untersuchte, entdeckte er auf seiner Oberfläche verschiedene, von den eisernen Schlägerköpfen herrührende Einkerbungen. Er unternahm hierauf den Versuch, einen neuen Ball vermittelst eines Hammers mit derartigen künstlichen Kerben zu versehen, und der auf diese Weise vorbereitete Ball bewährte sich ausgezeichnet. Seitdem wurden dann die Bälle, bevor ihre Hersteller sie in den Handel brachten, gehämmert und auf der Oberfläche mit Kerben versehen; später wurde dies durch geeignete Matrizen besorgt, und schließlich nahmen besonders erfundene Maschinen dem Handwerker auch diese Arbeit ab. Seit etwa 35 Jahren trägt der Golfball auf seiner Oberfläche parallel laufende und einander kreuzende Rillen, durch die erfahrungsgemäß ein sicherer Schlag gewährleistet wird.

Da ich hier gerade vom Spielgerät und von seiner Entwicklung spreche, so seien auch den Golfschlägern noch einige Worte gewidmet. Wer einmal ein Golfwettspiel gesehen hat, wird bemerkt haben, daß jedem Spieler ein kleiner Junge (in Oberhof verrichten kleine Mädchen die Dienste der Caddies) folgt, der in einem köcherähnlichen Behälter die zum Spiel nötigen Schläger trägt. Gewöhnlich ist dies eine ganze Anzahl. Der englische Golfspieler nennt den Schläger „Club“; die gebräuchlichsten Abarten des Schlägers sind: Driver, Brassy, Cleek, Mashie, Iron, Niblick und Putter. Der Driver (Treiber) dient, wie schon sein Name erkennen läßt, zur Ausführung weiter Treibschläge; er besteht aus Holz und weist einen langen, kräftigen Schaft auf. Der wuchtige Kopf verleiht dem Ball Fahrt und Weite. Der Brassie hat einen schmäleren und kürzeren Kopf als der Driver; seine Schlagfläche ist mit Metall beschlagen, und zwar zum Schutze des Holzes, wenn der Ball von steinigem oder hartem Boden abgeschlagen wird. Der Brassy Spoon, eine amerikanische Erfindung, weist eine löffelartige Einbuchtung der Schlagfläche auf; diese soll dazu dienen, den Ball beim Schlage in die Luft zu heben und ihm beim Treibschlage die zur Erzielung einer großen Weite geeignetste Kurve zu verleihen. Eisenkeulen, also Schläger, deren Köpfe ganz oder teilweise aus Eisen bestehen, sind Cleek, Iron, Mashie, Niblick und Putter. Sie dienen dazu, den Ball entweder in tiefem Sande, in Gestrüpp oder sonstwie ungünstiger Lage zu schlagen oder (Putter) den auf das Grün gespielten Ball ins Loch zu schlagen. Da diese Schläger mit mehr oder weniger schwerem eisernen Kopfe versehen sind, bedarf es seitens des Spielers keines so starken Schlages wie mit Driver oder Brassy, um dem Ball die gewünschte Richtung und Fahrt zu geben. Andere Schläger, auf die jedoch verzichtet werden kann, sind Bulger (hölzerner Driver oder Brassy mit konvexem anstatt geradem Kopfblatt), Spoon (hölzerner Schläger mit Hohlkehle im Kopfstück), usw. Die erfahrenen Spieler geben den Fabriken immer neue Anregungen zu weiteren Verbesserungen, und es vergeht kein Jahr, in dem nicht irgendeine wichtige Neuerung auf dem Markte erscheint. Für den Durchschnittsspieler sind diese Neuerungen natürlich völlig belanglos; für den Grad seiner Kunstfertigkeit genügt die kleine Anzahl der üblichsten Schläger, die ich oben anführte, vollständig. Der Meister, der tiefer in die technischen Geheimnisse des Spieles eingedrungen ist, wird schon lieber eine der neuen Errungenschaften ausprobieren, vorausgesetzt, daß sein Geldbeutel ihm dies gestattet, denn sobald es sich um einen deutschen Spieler handelt, steigt der Preis eines solchen Schlägers in fast unerschwingliche Höhen. Die vollständige Ausrüstung eines Golfspielers mit Anzug — denn auch dieser muß stilgerecht sein —

Der Kurzsichtige



Gräfin Münster, die bekannte Frankfurter Spielerin (Aufnahme Voigt)



Frau Magnus, Berlin, beim Endschwung des Eisenschlages (Aufnahme Hünich)

mit dem nächsten Schlage, zu dem er anstatt des Drivers den Putter benutzt, in das etwa 10 Zentimeter im Durchmesser umfassende Loch zu schlagen. Gelingt ihm dies, so hat er für das erste Loch zwei Schläge gebraucht; er nimmt nun den Ball aus dem Loche heraus, legt ihn auf den Abschlag zum zweiten Loch und setzt das Spiel in derselben Weise fort. Hat der zweite Schlag nicht das gewünschte Ergebnis gehabt, so müssen eben weitere Schläge dazu verhelfen. Jeder weitere Schlag verschlechtert natürlich das Spielergebnis. Je nach der Entfernung des Loches und der Zahl und Beschaffenheit der Hindernisse, die auf dem Wege zu den einzelnen Löchern zu überwinden sind, schwankt die Anzahl der

Schlägern, Bällen usw. verschlingt heutzutage schon eine ganze Anzahl von Bräunlingen.

Und nun einiges über das Spiel selbst. Wie ich schon ausgeführt habe, kommt es beim Golf in der Hauptsache darauf an, den Ball mit möglichst wenig Schlägen durch eine Reihe von Löchern (ein gewöhnlicher Platz weist 18 Löcher auf; mit „Loch" ist die Entfernung zwischen dem Abschlag und dem nächsten Loch gemeint) hindurchzuspielen. Dieser Vorgang vollzieht sich so, daß der Spieler den Ball vom Abschlag (tee), einer kleinen, aus Erde geformten Erhöhung auf dem Boden, mit einem Treibschlag zum ersten Loch abschlägt. Das Loch befindet sich auf einer Rasenfläche, dem Grün (engl. green), und wenn der Spieler es verstanden hat, den Ball mit einem Schlage bis auf dieses Grün zu befördern, so liegt ihm nun die Aufgabe ob, den Ball



Frau Fritz Funke, Berlin, wird von dem Berufsspieler Zimmer und dem Berliner Spieler H. Samet unterrichtet. (Aufnahme Hünich)



Schlag aus dem Hindernis. Frau E. Samek, Berlin. (Aufnahme Riebicke)

Schläge, die zur Gewinnung eines Loches erforderlich sind, natürlich erheblich, und der gute, mit den Eigenheiten und Hindernissen des Platzes vertraute Spieler wird im allgemeinen bedeutend weniger Schläge benötigen als ein nicht so geübter Spieler oder einer, dem der Platz fremd ist. Gewissermaßen zur Kennzeichnung der Schwierigkeit des Platzes, wenn er auch nicht gerade zu diesem Zwecke erfunden worden ist, dient der „Bogey" des Platzes. Unter „Bogey", eigentlich und ursprünglich „Colonel Bogey", versteht man diejenige Anzahl von Schlägen, die ein erstklassiger Spieler ohne besondere Fehler benötigen würde, um sich durch die einzelnen Löcher oder um den ganzen Platz zu spielen. Es gibt Wettspiele, bei denen die Teilnehmer, anstatt gegeneinander, gegen „Bogey", also den imaginären Colonel Bogey spielen, der die Durchschnittsleistung für den betreffenden Platz verkörpert. Außer dem gewöhnlichen Matchspiel und dem Spiel gegen „Bogey" gibt es noch andere Spielarten: das Viererspiel, bei dem zwei Spieler gegen zwei andere spielen, aber nur zwei Bälle im Spiel sind, das Drei-Ball-Match, bei dem drei Spieler gegeneinander spielen, aber jeder einen eigenen Ball verwendet, das Clubwettspiel, das Medaillenspiel, das Vorgabespiel usw. Die besonderen Merkmale dieser einzelnen Wettbewerbe hier des näheren zu erläutern, würde zu weit führen.



Golfnachwuchs: Horst Müller, Berlin, auf den „Links" des Golfklubs, Berlin

Was mehr interessiert, ist die naheliegende Frage, worin eigentlich der große Reiz des Golfspiels besteht. Ich möchte diese Frage dahingehend beantworten, daß seine große Anziehungskraft in seiner Schwierigkeit, seiner komplizierten Technik liegt. Wer noch keine beson-



Major Fahrenholtz, Berlin, beim Aufschwung des Treibschlages
Rechts v. d. Meden, Hamburg

und seine höchste Freude ist es, wenn der richtiggetroffene Ball vom Abschlag aus wie ein Geschoß in die Luft steigt, in prächtiger weiter Kurve dahinsaust und nach wenigen Sekunden in der Nähe des nächsten Loches zu Boden fällt. Ein guter Schlag befriedigt den Spieler beinahe wie ein Erfolg im Leben; das Bewußtsein, mit sicherem Schlage, geübter Hand und richtig schätzendem Auge das Ziel erreicht zu haben, stärkt das Selbstbewußtsein des Golfspielers, und die Schwierigkeit der Aufgaben, die er sich selbst stellt, lockt ihn und macht ihm das

dere Erfahrung im Golfspiel hat und seine letzten Geheimnisse noch nicht kennt, wird meinen, daß es ein Spiel wie jedes andere sei. Das Geheimnis des Spiels liegt im Schwingen des Schlägers und im Fluge des Balles. Professor Petrie Guthrie Tait, ein namhafter englischer Gelehrter, hat das Problem des Golfballfluges lange und eingehend studiert und ist zu dem Schlusse gekommen, daß es ebenso interessant wie schwierig sei. Er hat sogar eine ungemein komplizierte ballistische Formel aufgestellt, die für den Flug des Golfballes maßgebend sein soll. Der Golfspieler, der einen guten Treibschlag ausführt, braucht diese Formel natürlich nicht zu kennen; er hat sie sozusagen im Gefühl,

Spiel lieb. — Von den hauptsächlichsten Anforderungen, die die Technik des Spieles stellt, Treibschlag, Annäherungsschlag und Einlochen, ist der Treibschlag den meisten Spielern die interessanteste. Die berühmtesten Spieler der Welt haben sich in ebenso zahlreichen wie eingehenden Aufsätzen über die Geheimnisse des „long driving“ ausgesprochen, aber wirklich ergründet hat sie keiner von ihnen. Der englische Golfmeister James Braid veranstaltete einmal eine Rundfrage, worauf es beim Treibschlag in erster Linie ankomme. Die Mehrzahl der Antwortenden gab an, daß es auf das „timing the stroke“ ankomme, das heißt auf die Geschwindigkeit, die der Spieler im Augenblick des Schla-



Teestunde im Golfklub, Berlin. (Aufnahme Hünich)

gens dem Schlägerkopf zu geben vermag. Andere Gesichtspunkte, die betont wurden, waren: richtiger Schwung, Körperwerk, Mitarbeit von Schulter und Unterarm, Mitarbeit des Handgelenks, der Beine, der Finger und schließlich das sogenannte Durchziehen des Schlägers (following through), das bekanntlich auch beim Tennis eine wichtige Rolle spielt.



Wie man aus dieser kleinen Probe ersieht, gibt es beim Golf allerlei beinahe wissenschaftliche Fragen zu lösen, und je tiefer ein Spieler in die Geheimnisse des Spieles eindringt, desto mehr Probleme beschäftigen ihn. Es ist daher kein Wunder, daß jeder, der sich dem Golf einmal ernstlich gewidmet hat, dem königlichen Spiel zeitlebens verfallen ist.

Von der Verbreitung des Golfspieles habe ich bisher noch gar nicht gesprochen, zumal von der Verbreitung in Deutschland, wo das Golf seit etwa dreißig Jahren gepflegt wird. Zuerst war dies in Berlin der Fall, wo in den neunziger Jahren der damalige britische Botschafter Sir Frank Lascelles und andere Mitglieder der englischen und amerikanischen Kolonie nebst einigen Deutschen im damaligen „Berlin Golf Club“ dem Spiele in Westend oblagen. Am 26. März 1907 wurde der Deutsche Golf-Verband gegründet, und heute wird in Berlin, Baden-Baden, Darmstadt, Gaschwitz bei Leipzig, Hamburg, Homburg v. d. Höhe, Kiel, Köln, Oberhof usw. eifrig Golf gespielt. Wesentliche Fortschritte hat die Verbreitung des Spieles in den letzten Jahren allerdings nicht gemacht, und es wird allem Anschein nach bei uns nie werden, was es in England längst ist, nämlich ein wirklicher Volkssport. Dazu ist das Spiel zu kompliziert, und die Kreise, die es fördern, sind zu exklusiv. Das Golf ist auch, wie schon gesagt, kein ganz billiges Spiel, ein Hindernis für die Weiterverbreitung bei uns, das heute mehr ins Gewicht fällt denn je zuvor.

Im Auslande hat das Golf seinen Siegeszug längst vollendet. Man spielt es in der ganzen Welt, in Ägypten am Fuße der Pyramiden ebenso wie vor den Toren von Peking, und auf den Sandwichsinseln mit derselben Begeisterung wie in Kalkutta oder auf dem wohlgepflegten Rasen der eleganten Klubs in Nizza oder Cannes. Der Engländer hat überall, wohin er in der Welt gekommen ist, das Golf eingeführt, wie es denn bekanntlich das erste ist, was der englische Globetrotter unternimmt, wenn er irgendwo in der Fremde seßhaft wird, einen Sportklub zu gründen.

Auf einem der schönsten Plätze der Welt, den natürlich auch die Engländer ins Leben gerufen hatten, habe ich vor zehn Jahren ein paar Spiele gespielt, in Nuwara Eliya, kurz Nurelia genannt, im Hochgebirge von Ceylon. Nurelia ist etwa 1800 Meter hoch gelegen und der Erholungsort für die in Colombo lebenden Europäer, denn es hat fast europäisches, jedenfalls aber fieberfreies Klima. Nurelia ist nahezu eine Golfstadt, denn nicht nur fast sämtliche Europäer, sondern auch die Eingeborenen, spielen dort mit wahrer Leidenschaft Golf. Die Golf-Links (unter Links versteht man die Golfplatzanlage) ziehen sich durch den ganzen Ort hindurch, und hier wie dort wird von höher gelegenen Stellen über Straßen und die niedrigen Hütten der Eingeborenen hinweg gespielt; die Straßen sind dann an solchen Stellen mit einem Drahtgeflecht überzogen.

Auf den Plätzen sieht man natürlich nur Europäer beim Spiel, denn die Trennung, der Abstand zwischen dem Europäer und dem Eingeborenen, dem Singhalesen, ist in den englischen Kolonien sehr scharf. Aber auf den Wegen und den außerhalb des Spielplatzes liegenden Rasenflächen sieht man die eingeborene Jugend mit geschenkten oder selbstgefertigten Stöcken eifrig beim Spiel, und ich habe oft die Geschicklichkeit dieser kleinen braunen Burschen bewundert, für die es technische Schwierigkeiten nicht zu geben schien.

Auch hier wurde mir bewußt, daß es ein hervorragendes, wahrhaft königliches Spiel sein müsse, das Menschen so verschiedener Kaste und Art, Menschen jeglichen Alters, jeder Religion und Hautfarbe unterschiedslos in seinen Bann zu ziehen vermochte. Und auch hier erkannte ich, daß die Ansicht vieler Leute, das Golf sei vorzugsweise ein Spiel für das gereifte Alter, durchaus unzutreffend ist, denn niemand widmete sich dem Golf mit größerer Begeisterung und Unermüdlichkeit als die kleinen Singhalesen, für die das Leben ja zunächst nichts weiter zu bedeuten schien als Spiel, Spiel in der köstlichen warmen Sonne der Tropen.

Bismarck-Gespräche der Spätzeit

Eine Nachlese von Erich Marcks

Berlin, den 25. Januar.

Wegen diese Tage voll dumpfen und niederdrückenden Schmerzes noch immer dem Reichsbegründer ihren Kranz auf seinen Marmorsarg? Acht Jahre sind es jetzt, daß Deutschland das Hundertjahrfest Bismarcks in feierlichem Einklange von todesmutigem Ernste und gläubiger Hoffnung beging. Wir wissen, was diese Jahre zerschlagen haben. Aber wir wissen auch, was wir suchen, indem wir heute erst recht zu dem größten unserer Toten rückwärts und aufwärts sehen. Er redet zu uns aus den glorreichen Bänden seiner auswärtigen Politik und heißt uns lernen. Er blickt uns an, und aus diesen gewaltigen Augen, die unsere Leuchte gewesen sind, spricht auch heute und heute vollends die Mahnung zur Treue und zum Vertrauen. Die Größe seiner Taten und seines Wesens war da und war unser: sie war deutsch und sie bleibt den Deutschen. Sein eigenstes Erbe ist heute unser letzter und kostbarster Besitz: die Einheit. So lange wir sie festhalten, ist er bei uns und sind wir nicht verloren. In aller Schande und allem zähneknirschenden Groll ist er für uns der Stolz und damit die Zukunft. Wir sollen stolz bleiben, über die Niederungen dieser Schmach und dieser Schwäche hinweg: das ist für ein Volk das seelische Lebensbrot. Fürst Bismarck reicht es uns immer wieder. Wir schauen seine Geschichte und schauen sein Wesen an, und aus dieser Kraft des Genius, aus diesem starken Menschentume strömt uns Leben zu, dem wir uns nahe fühlen und das uns reicher und fester macht. Wir blicken auf ihn, um freier, um stolzer auf uns und in unsere Welt zu blicken. Das ist unsere Huldigung zu dem Geburtstage des Mannes, der unsere Größe schuf und unser Banner bleibt.

Ich will ihm heute den Kranz aus Erinnerungen von solchen flechten, die ihn kannten, aus Worten über ihn und von ihm selbst. Bismarckgespräche und Bismarckeindrücke besitzen wir die Fülle; mit A. v. Brauer und K. Al. v. Müller zusammen habe ich sie noch 1915 („Erinnerungen an Bismarck", bei der Deutschen Verlags-Anstalt) sammelnd vermehrt; die von Rob. Lucius (Cotta 1920) haben sie seitdem am wertvollsten bereichert. Was hinzutritt, ist jedesmal alt und neu: stets kehren die Töne seiner Art wieder, aber stets abgestimmt auf ein anderes Ohr, und jeder seiner Hörer hörte sie, wenn er ihrer wert war, auf seine Weise und gibt sie wieder als etwas lebendig Neues. Einige solche Stimmen bringe ich hier dem bekannten Chore hinzu. Sie kommen von verschiedenen Seiten her. Es sind Frauen, an deren Anmut und Echtheit der Fürst sich ritterlich und menschlich erfreute: um 1870 herum hat die schöne und geistreiche Berliner Jüdin Babette Meyer, Jahrzehnte hindurch dann eine kluge, feine, quellfrische Schwäbin seinem Hause nahegestanden, die Gattin und Witwe des württembergischen Bundesratsbevollmächtigten, Freifrau von Spitzemberg; sie zeichnete, was sie sah und hörte, jedesmal auf. Es sind die Mitglieder seines Hauses selbst, Verwandte und Mitarbeiter, die mir erzählt haben, wie Graf Rantzau hier, Herr von Rottenburg dort — Auffassungen, die einander ergänzen und gelegentlich berichtigen. Es sind Geschäftsleute, mit denen er persönlich verkehrte, sein industrieller Pächter und Berater in Pommern, der klare kritische Moritz Behrend, sein zurückhaltend getreuer holsteinischer Rechtsanwalt Justizrat F. Philipp, mit seinen Aufzeichnungen und Gesprächen. Ich denke dankbar der Stunden, in denen ich solchen Berichterstattern zuhören oder ihre Niederschriften lesen durfte — wenige von ihnen nur leben heute noch. Auch in ihrem Sinne sei diese Gedächtnisgabe, aus Einzelblüten wenigstens ihrer Mitteilungen, dem Toten gewunden, der uns vereinte.

Die Besucher sahen den Fürsten im Kreise der Seinigen, patriarchalisch, gastlich, ganz schlicht und ganz vornehm zugleich, im feinsten Dufte jenes märkisch-ländlichen Edelmannstumes, das uns Th. Fontane so gern geschildert hat, geistreich und zwanglos, liebenswürdig und großartig. Sie sahen da vielleicht das Eigenste nicht: nur seine Nächsten kannten ihn ganz, im Feinsten seines Verhältnisses zu ihnen, in seiner bis an das Lebensende seiner Frau immer noch neuen, lachenden Freude an deren unerschöpfter Sprühkraft, in den zornig hadernden Rückblicken und der durchschüttelnden vaterländischen Sorge seiner schlaflosen Nächte. Den anderen drängte sich das Elementare stärker auf, auch das Äußerliche, die Eßlust des kranken Riesen, mit der Schweninger so oft ringen mußte, und die Behaglichkeit des Hausherrn, der seine Gäste unterhielt. Sie sahen ihn in seiner Arbeit: von der politi-

schen soll hier nicht die Rede sein, die ihn ja stetig auch auf das Land begleitete und ihn und seine Mitarbeiter anspannte bis an und über den Rand der körperlichen Kräfte. Das eine nur sei erwähnt: ihnen allen drängte es sich auf, wie Bismarcks Gedankenarbeit unablässig weiterströmte, auch draußen im Freien, in den Stunden der Erholung. Er habe dann lange geschwiegen und nur zwischendurch vom Tage und von der Landschaft gesprochen (B. Meyer). Nur bei den Wagenfahrten habe er sich ausgespannt und an Gut und Umgebung gedacht, bezeugt sein Schwiegersohn: sonst aber verfolgten ihn die politischen Möglichkeiten, er dachte sie unablässig durch und vor, und wenn dann das Neue eintrat, war er bereits fertig; zwei Minuten nach einer umwälzenden Nachricht diktierte er dem Grafen stundenlang den ausgereiften neuen Entschluß in die Feder. Daß ihm auch seine Privatwirtschaft am Herzen lag, erfuhren seine Berater, Behrend, Philipp: er sei ein guter Landwirt, ein sparsamer Haushalter und ein scharfer Geschäftsmann gewesen; den Reichskanzler zog freilich sein Amt immer mehr von der Gutswirtschaft ab, aber Gutsbesitzer blieb er innerlich stets. Es stand hoch über jeglicher Versuchung, seine politischen Kenntnisse seinem Vermögen nutzbar zu machen, er schätzte das Geld wesentlich, weil es ihm diente, seinen Grundbesitz zu erweitern und zu verbessern; aber die Bauern des Sachsenwaldes habe nicht er ausgenutzt, sondern eher sie ihn. Es freute ihn, mit ihnen plattdeutsch zu plaudern und zu lachen. Von dem Gutsherrn von Varzin hat kürzlich der greise Oberleiter seiner Verwaltung, der Oberförster Westphal, ein anschauliches Bild entworfen (Bismarck als Gutsherr, Koehler 1922), an dem sich mancher freuen mag: wie er wirtschaftet und Aufsicht übt, gelegentlich scharf und mißtrauisch, aber immer wieder belehrbar und menschlich warm, wie er seinen Forst liebt und seine Landwirtschaft zu heben sucht (auch in Versailles las er Westphals Berichte und schrieb seine Entscheidungen hinzu), wie er mit seinen Leuten wohlwollend verkehrt, volkstümliche pommersche Gäste empfängt und mit ihnen redet und trinkt, das ist in hundert schlichten und derben Einzelzügen, treuherzig, einfach und überzeugend erzählt; auch wie der Staatsmann aus dem vertraut Alltäglichen für seine Gesetzgebung lernte.

Meine Unterredner haben höher beobachtet und feiner gezeichnet. Babette Meyer sprach von dem künstlerischen Zuge Bismarcks, von seiner nicht wiederzugebenden Helligkeit und vornehmen Liebenswürdigkeit, M. Behrend von der unendlichen Anmut seiner Plauderei, Rottenburg von der Feinheit seiner Sinne, des Tastsinns, des Gehörs, der Zartheit des Händedruckes, der Würde der Bewegung und Verbeugung, der Kraft des Ganges. „Ich möchte niederschreiben können," sagt Frau von Spitzemberg 1887, „was mein gewaltiger Freund preisgab an allerlei kleinen Bemerkungen, Scherzen, Einfällen, teils tief ernst, ja wehmütig, teils derb, voll Lebenskraft, dann wieder milde, gütig, weise, nachsichtig gegen die Schwächen der Menschheit, wenn auch nicht der Menschen. Die scheinbaren Widersprüche in dieser machtvollen Persönlichkeit sind von einem intensiven Zauber, der immer aufs neue bestrickt." Gerade den Frauen offenbarte sich das Zarteste. Babette Meyer führt er durch den Varziner Wald, durch das Gestrüpp, so daß ihr weißes Kleid „preußisch" wird. Er weist sie auf schöne Blicke und deren forstmännische Pflege. Sie fragt: so treibe er die Landwirtschaft vom ästhetischen Gesichtspunkte? und erhält die ernsthafte Antwort: gewiß, und das müsse man mit allen Dingen tun. Frau von Spitzemberg fährt (1889) mit ihm durch den Sachsenwald, er zeigt seine Schonungen, die Nadelhölzer, den Hügel, den er „als Luxus" mit Niederholz bepflanze, zur Erinnerung an Pommern; „in jener Klinge aber habe er als alter Mann im Sommer oft lang ausgestreckt im Heidekraut gelegen und gen Himmel geguckt, sich und die Welt zu vergessen". Einmal, auf der Terrasse, sehen sie einen Mückenschwarm. Da spricht er schmerzlich von der Lebensverschwendung der Natur: am Abend wird all das tot sein; was gilt das Leben? „Das sagen Sie?" Er läßt sie den Chamisso holen, nennt ihr Gedicht, Strophe und Zeile: da stehe, was er sei: ich, der Zeit ohnmächtiger Sohn. Die romantischen Lyriker liest und zitiert er gern, Uhland, Chamisso, Eichendorff, und freut sich, wenn das bei ihr anklingt. Sie spürt an ihm die Naturnähe des Landedelmanns. „Solch ein flotter Galopp auf einer Schneise, dem herrlichen Sonnenuntergang entgegen, macht einen doch gleich um zehn Jahre jünger", rühmt ihr der 73er. Seine schöne, junge Hündin Rebekka behandelt er wie ein verzogenes Mädchen, lacht über ihre Schlauheit, ihre Koketterie; und Tyras umhegt ihn mit einer, selbst den Sohn und den Oberförster gewalttätig bedrohenden Treue. Er hört die indische Erzählung von den Kampfeshelfern des Gottes, die nur in den Himmel wollen, wenn sie ihre Hunde und Pferde mitnehmen dürfen, da lacht er: ja, ohne Hunde und Pferde wolle auch er nicht in den Himmel. Und ebenso liebt er seine Bäume; als seine Forstverwaltung alte

Eichen abgeschlagen hat, ruft er in heller Leidenschaftlichkeit seinen Anwalt gegen diesen Ungehorsam zu Hilfe (1888): er wolle kein Geld machen, er wolle die Bäume sehen. „Ich bin ein Baumnarr", schärfte er Westphal ein: das sei seine Art von Liebhaberei. Und dabei liebte er doch das Dröhnen der großen Welt, die Nähe von Eisenbahn und Bahnhof, die Menge der Züge (Philipp, 1891): sein Schlafzimmer blickte ja dorthin. Und über alles machte er sich, immer von der Beobachtung her, seine eigenste Theorie. Er sprach seinem Anwalte 1882 von der Verwandtschaft von Tier und Mensch, von dem Werte des Instinktes auch für uns. Die besten, stärksten Entschlüsse habe für ihn, den bewußten und besonnenen, doch „der andere Kerl in mir" gefaßt — manchmal habe Bismarck dann zurückgewollt, aber zu spät, und es sei so auch besser gewesen. Wie verschieben sich dem alternden Menschen die Zeitabstände! Waterloo lag ihm 1840 endlos fern — wie nah liegen ihm jetzt, 1891 (zu Philipp), Königgrätz und der französische Krieg! Kann ein Künstler, in eine Winterlandschaft gestellt, sich deren Frühlingsbild richtig vergegenwärtigen? So dachte er den Dingen nach und machte sich auf alle seinen Vers. Er hat die schweren Zigarren aufgeben müssen (zu Rottenburg): ein Körper verträgt von allen Einflüssen nur ein gewisses Maß, dann ist er damit durchtränkt. Und gelegentlich wird aus Bismarcks Zuge zur Regel eine sonderbar kraus anmutende Laune, die er doch durchführt und deren er sich bewußt bleibt: „Als ich 24 Jahre wurde, sagte ich, nur aus Scherz und Übermut, bis dahin hab' ich die Eier am spitzen Ende aufgeschlagen, jetzt werde ich sie 24 Jahre lang am runden öffnen, da kommt man früher zum Dotter. Und richtig, bis zu 48 Jahren tat ich so, dann wieder schlug ich das spitze Ende auf und jetzt, seit dem 1. April (1887, zu Frau v. Spitzemberg), bin ich wieder am runden. Ob ich auch diesen Turnus wieder zu Ende führe, ist zweifelhaft." Das ist in dem unendlich gesunden Geiste Bismarcks wie eine Schrulle, wie ein leichter Hauch von spielendem Aberglauben, den der Psycholog erklären mag.

Seine Umgebungen haben sich immer wieder nach Bismarcks Weltansicht gefragt. Rationalistischen Beobachtern sprang an ihm eine fast skeptische Nüchternheit ins Auge. Sie hörten ihn „das sog. Große aus lauter Kleinem" zusammensetzen; sie spürten einen naturwissenschaftlich-realistischen Zug in ihm, Rottenburg fand in ihm einen, höchstens deïstischen Glauben. Aber daß er je wissenschaftlich gelesen und gedacht habe, bestritt bereits der kluge Behrend: naturwissenschaftliche und philosophische Konstruktion habe er gleichermaßen abgewiesen, und ob die Findlingsblöcke bei Varzin von skandinavischen Gletschern stammten, das sei ihm doch zuletzt sehr gleichgültig gewesen: „kann ja sein; wenn's aber nicht wahr ist, ist's auch noch so." Ich habe, indem ich Goethe und Bismarck verglich (in meinen „Männern und Zeiten"), von seinem Drange nach dem Tatsächlichen gehandelt; wenn er allgemeine Regeln daraus schöpfte, so tat er das naiv und wenn man will dilettantisch, jedenfalls völlig auf eigene Hand, so, wie die Menschen Fontanes, zur systematischen Erfassung der Welt trieb ihn sein Bedürfnis nicht. Das klingt auch aus diesen Zeugnissen heraus; die Geschichte lag ihm näher als die Naturwissenschaft, sie betrieb er noch im Alter mit heißem Anteil, über Napoleon I. las er noch auf seinem letzten Krankenbett — nur daß er Jena, um nicht seinen Schlaf zu verlieren, übersprang. Und seine Nächsten hörten es, wie er eben damals zu seinem persönlichen Gotte in ergreifenden Worten sprach, für sich und seine Lieben und für sein Land, und wußten, daß es nicht anging, ihn rationalisieren zu wollen. Das Religiöse trat wohl, gegenüber den Jahren seiner jungen Ehe, ein Stück zurück; aber nicht nur der Abendmahlbesuch blieb; sie waren überzeugt, daß, über allen Kampf mit den Kirchen hinweg, der Urgrund seines Fühlens positiv christlich geblieben war, und das Gebet blieb ihm natürlich. Aber auch dieses dunkle Feld überspann er mit einer halb naiven persönlichen Reflexion. Er fragte sich, wo seine Toten wohl sein möchten? bei Gott? oder schlafen sie? Er malte sich gelegentlich, nur halb scherzhaft, in vertrauter Unterhaltung aus, ob nicht auch die himmlische Regierung den irdischen gleichen möge, derart, daß zwischen Gott und der Welt sozusagen Minister vermittelnd ständen — die begingen dann wohl manchmal die Unbegreiflichkeiten, wie irdische Minister ja auch. Das sind Worte, die nicht beim Worte genommen sein wollen, spielend wiederum, über den Fragen schwebend, aber sie kennzeichnen seine Art, die anschaute und weiterdichtete. Er forderte von der inneren Gerechtigkeit eine Art Übergang zwischen Erde und Himmel oder Hölle, ein Fegefeuer oder dergleichen, und meinte zu wissen, daß er vor seiner Geburt doch auch schon gewesen sei. Und er hörte, fragend, auf die Stimme seiner Träume; er trug 1884 Frau von Spitzemberg einen frischen Traum vor, der ihn mit Wasserfluten bedroht und offenbar von etwas abgemahnt habe; er berief sich auf den Traum von 1862, den er ähnlich im Jahre 1881 Kaiser

Wilhelm I. schrieb, den Traum guter Vorbedeutung, in dem der Eingeengte mit der Gerte gegen die Felswand schlägt: sie tut sich auf und öffnet ihm den Blick auf eine lachende Landschaft. Im Jahre 1887 aber, das dem Hohenzollernhause die Erkrankung des Kronprinzen bringen sollte, trieben die Kaiserkronen in Bismarcks Garten nur Blätter und keine Knospen. „Jeden Tag,“ so erzählte die Fürstin, „geht mein Mann vorüber und schaut, ob denn nicht eine Knospe kommen will?“ In alledem ist ein halb anerkanntes, urtümliches Gefühl, das in verhüllte Tiefen blicken läßt; darüber behauptete sich sein klares Verhältnis zu dem christlich väterlichen Gotte. Es ist eine Mischung ohne Dogma und Absicht, elementar, wie all sein Wesen, tiefsinnig und ganz schlicht; es kehrt am liebsten zu den Stätten zurück, an denen die Seele des Gutsherrn hängt. Wie lange wird er noch leben? fragt er sich (bei Philipp) 1886. „Ich hätte nichts dagegen, gleich zu sterben, wenn ich dafür nach 50 Jahren wiederkommen und dann den Sachsenwald sehen könnte.“

⌘ ⌘ ⌘

Die Gedanken und Gespräche Bismarcks, die alles umkreisen, wenden sich ihm, auch an seinem Tische, mit besonderem Feuer doch immer wieder auf sein staatliches Lebenswerk.

Er plaudert da von seinem Geschlechte und seiner Jugend, vor allem von seinen großen Kampfeszeiten, von 1864 — dem Bruche mit dem Augustenburger: „Ick heff dat Küken sülbst utbrödt, ick kann dat Küken ok den Hals umdreien. Ich empfehle mich, Durchlaucht“ (zu Philipp, 1890); von 1866, von 1870 — und stets ist der Ton Kampf. In den Streit um Kaiser Friedrichs Tagebuch führen ein paar schneidende Worte (1888, zu Frau v. Spitzemberg) über dessen Eitelkeit und Unselbständigkeit; zu Donchery habe er die Gewaltpläne des Kronprinzen gegen die Süddeutschen von sich gewiesen: das seien Maßregeln nur für Fürsten, Edelleute können sie dazu nicht gebrauchen. Auch mit seinem alten Herrn rechnet der grimme Staatsmann ab, nach seiner steten Art; er hat sich und das Ministerium wohl im Widerspruche bei ihm durchsetzen müssen, auch gegen kaiserlichen Zorn (zu Philipp, 1884), aber seit fünf Jahren tut der Kaiser, was Bismarck ihm rät (1887). Im Dezember 1890 blickt er zurück: er hat es nicht leicht gehabt, Wilhelm I. zu überzeugen, aber, wenn er Recht hatte, es immer erreicht; der Kaiser fuhr wütend auf und zerriß, was vor ihm lag, aber er fügte sich dann der Sache, „es war ein geradliniger Herr“.

Das sind Erinnerungen; den Vordergrund füllen Kämpfe der jeweiligen Gegenwart. Und Alle erhalten einen Hieb: die Minister, die ihn zwingen, jeden Gesetzentwurf ganz persönlich sorgsamst zu prüfen, weil sie einander unter sich aus Kollegialpolitik keine Schwierigkeiten machen wollen: „dann müsse er zuerst finden, daß das so gar nicht gehe.“ Sie sind Bürokraten und sollten doch alle Regierte, d. h. Gutsbesitzer oder Fabrikanten, sein — wie er (zu Philipp, März 1884). Seine Standesgenossen sodann. Wie hinderlich ist (ebenda) der Standesunterschied, wie verstimmt er die Bürgerlichen, wie beengt er die Personenwahl! In der Konfliktszeit hat er den politisch humorlosen König einmal durch die Äußerung schwer erschreckt: der Herrscher könne ihm seine Stellung sehr erleichtern, wenn er seine bürgerlichen Untertanen alle auf einmal in den Adelsstand erhebe. Und die Edelleute selbst? Die Fähigsten sind wohl die Märker; nach Osten nehmen Intelligenz und Streben schrittweise ab, in Pommern wird die Zahl der nur fruges consumere nati immer größer; im Westen hat Jesuitenerziehung sie verdorben, sogar für deren eigene Zwecke; mit wie wenigen österreichischen Magnaten kann man etwas anfangen! Das war ein Ausbruch des Unmutes gegen die, denen er innerlich dennoch zugehörte; aus dem Mittelpunkte aber seiner Gesinnungen ging die Klage über die Parteien hervor, über das Fraktionswesen, dessen geheimes Treiben man (zu Philipp, Juni 1886) nach antiker Weise bei Tod oder Verbannung müßte verbieten können, über Fortschritt und Zentrum und Sozialdemokratie. Bei allen Zeugen ist Bennigsen der Bismarck liebste unter den Parlamentariern, leider nach seinem Worte (bei Rottenburg) doch auch nur „ein Schwadronschef, der hinter der Schwadron reitet“, ein Whistspieler, der immer in der Hinterhand bleiben will und so erst recht alle Stiche zu verlieren riskiert.

All diesen Gewalten gegenüber muß Bismarck sich seine Wege selber suchen, ohne Dogma und ganz allein; er vertritt das lebendige Daseinsrecht der Kleinstaaten gegenüber preußischer Annexion — sie sind zwischen den Großen der Kitt, sie verringern deren Reibungen, und wie könnte die preußische Bürokratie die Selbständigkeit Hamburgs je ersetzen? (Philipp 1884, 88, 89); er vertritt beim Kaiser über Preußen hinaus das Deutschtum. Er trägt über die Ressortminister hinweg (Apr. 1887) alle politische Entscheidung; stets muß er sich in die Schanze schlagen (Juni 1886). „Den andern Herren fehlt eben der kategorische Imperativ.“ „Ich komme mir vor wie ein Böttcher, der immer

um das Faß herumgeht. Nun habe ich wieder ein Loch festgestopft, da fängt das Faß von der andern Seite an zu lecken." Und es ist schwer, Entschlüsse zu fassen, deren Richtigkeit (14. April 1887) sich erst nach Wochen und Monaten entscheidet. Kein Souverän kann ihm dafür die Verantwortung abnehmen, kein Parteisystem wie in England, er trägt sie stets, kein Rücktritt hätte sie beseitigen können, auch nach Wilhelms I. Ausscheiden darf er nur abtreten, wenn das etwas bessern kann. Rottenburg, der dies zentrale Verantwortungsbewußtsein des großen Staatsmanns auf das stärkste betonte, hat ihm einmal bedauernd vorgehalten, er habe keine Schule gemacht und alles immer nur selber getan. Bismarck hätte ihn auf die wundervolle politische Durchbildung seines Sohnes, auf die vieler seiner Diplomaten verweisen können, aber er erwiderte nur: zum Schulemachen habe er keine Zeit gehabt, und er verwies auf die anderen, die geschichtlich seinesgleichen waren: sie hätten es ebenso gemacht, sie hätten alle selber regiert. Und einmal hat er seinem Anwalt etwas wie ein Glaubensbekenntnis vorgetragen (27. Okt. 1885). Was nützt der Brustton fortschrittlicher Redner? Eine große Nation ist nur monarchisch regierbar; auch ein gewählter Fürst, ein Präsident könnte es machen, an der Form hängt es nicht, aber die Parteiherrschaft vermag es nicht. Auch eine starke Aristokratie kann regieren, aber sie ergänzt und zersetzt sich von außen her. Die beste Verfassung ist die Herrschaft Eines, der möglichst wenig zu wünschen hat und möglichst unabhängig ist. In solchem Falle können Weiber, Freundschaften, Einflüsse Unheil anrichten. Gegen sie muß das Parlament Deckung bieten, durch Kontrolle, durch Einspruch: ihm, nicht der Krone, gebührt das Veto, es kann nicht Initiative haben, aber eine schädliche Initiative der Regierung hindern.

Der ganze Bismarck, wie er war und blieb, und der zusammengedrängte, beste Inhalt des Systems, das er zu seinen Tagen verfocht und war, spricht aus diesen Sätzen. Vielleicht enthalten sie ihr Teil von Recht auch heute noch ...

Aber das Parlament verlangte mehr. Die achtziger Jahre stellten dem Reichsgründer noch einmal in heftigen Reichstagsschlachten die alten Gegner und dazu neue in den Weg — das Erbe des liberalen Zeitalters und die Ankündigung des sozialen. Er nahm die Fehde leidenschaftlich auf; auch unsere Gespräche spiegeln seine bekannte Stimmung. Gleich in den Anfangswochen des ersten Oppositionsreichstages wallte er hoch auf. Er hat (Frau v. Spitzemberg, Ende November 1881) gestern und heute große Kampfreden gehalten und sie dann für den Druck korrigieren müssen. Er klagt bei Tisch: „Ich kam mir heute gerade vor wie ein großer Hund, der würdevoll zusieht, wie kleine Köter sich balgen und beißen. Allmählich aber wird er auch gereizt und benimmt sich dann ebenso unvernünftig wie sie." „Den ganzen Tag schwatzen und sein eigenes Geschwätz noch korrigieren — das kommt mir doch nachgerade meiner 67 [66!] Jahre unwürdig vor, besonders da ich weiß, es hilft zu gar nichts gegen diese Leute. Den ganzen Tag bin ich in Kammern und Unzucht — und als wir schrien: Ja, Zucht ist dort jedenfalls keine." Und im Dezember 1883, mit düstererer Sorge: „Dies Volk kann nicht reiten! Die was haben, arbeiten nicht, nur die Hungrigen sind fleißig und die werden uns fressen. — Wenn die Forchow und Virkenbeck ans Ruder kommen und von oben her protegiert werden, so fällt alles wieder auseinander. Sie sind alle kleinlich und enge, keiner wirkt für das Ganze, jeder stoppt nur an seiner Fraktionsmatratze." Er simuliert, so erzählt die Fürstin, oft nächtelang, wem er scheidend sein Werk überlassen könnte, und findet niemand. Das galt dem Kronprinzenpaare.

Man weiß, er hat in diesen erregten Jahren von seiner Gründung so manchesmal gesprochen wie ehedem der alternde Luther. Er redet auch hier (Sept. 1886, zu Frau v. Spitzemberg) von Reichstagsauflösung; als sie gelungen war, erzählte er (April 1887, zu Philipp), die Regierungen würden sonst im Notfalle nochmals aufgelöst und, wenn auch das nicht genützt hätte, vielleicht ohne Reichstag weiterregiert haben. Auch zu Frau von Spitzemberg sprach er damals nachträglich von Staatsstreich und Aufstand, freilich war er über die äußerste Rechte, den von Natur aus „trunkenen" Ultra Kleist-Retzow, nicht minder erzürnt. Und als Edwin Manteuffel der Feldmarschall ihm 1884 scherzhaft anbot, das allgemeine Stimmrecht abzuschaffen, wenn er ihn, den Offizier, für ein halbes Jahr zum Reichskanzler mache, da lächelte Bismarck nicht nur: nach einem solchen Erfolge würden Sie es dann bleiben wollen, sondern er gab Rottenburg nachher zu, ein „Erfolg" würde es nur in Manteuffels Sinne sein; er selber halte das Stimmrecht nicht für ideal, aber doch noch immer für das beste Ventil innerer Krankheiten. Auch in diesen Ergüssen ist es deutlich: er erwog den äußersten, dramatischen Kampf, aber er wählte ihn nicht, er ging die Bahn der praktischen Politik. Und vor den Neuwahlen von 1890 war es

nicht anders; im Dez. 1889 (Frau v. Sp.) reflektierte er in Friedrichsruh vor dem Botschafter Reuß: „Mit der Eventualität einer feindseligen Mehrheit muß man immer rechnen. Man kann 3, 4 Male auflösen, zuletzt muß man doch die Töpfe zerschlagen. Diese Fragen werden nicht gelöst ohne Bluttaufe, wie die deutsche Einheit auch. Und da dem jungen Kaiser Gewaltmaßregeln lose im Nacken sitzen — er vollendete den Satz nicht." Damals trieb er der Katastrophe seiner Kanzlerschaft entgegen: daß er selbst in ihr den Staatsstreich, den er überlegte und bereit hielt, gesucht hat und daß er im Begriffe war, ihn zu vollziehen, glaube ich nicht. Aber das führt über diese Stoffe hinaus zur Verhandlung der sachlichen Probleme; ich bleibe bei den Äußerungen Bismarcks. Da wäre noch dieses und jenes Wort über die auswärtige Politik: auch seinen häuslichen Unterrednern (Frau v. Sp.; Adolf Woermann, bei Philipp April 1887) betonte er den Ernst der französischen Krisis vom Winter 1886/87, der russischen Stimmung: Boulanger, der beißen wird, wenn er sich innen losreißen kann, Katkow, der voll ist von französischem Gold, der Zweifrontenkrieg, der doch recht böse wäre. Oder er beschwert sich über den nervösen Übereifer seiner Konsuln draußen in der Kolonialpolitik, der ihm das Verhältnis zu England bedroht. „So Einer behandelt die Verhältnisse in Bagamojo gerade so als wenn es Prenzlau wäre" (Philipp, Sept. 1889). „Meine Botschafter und Gesandten kann ich meistern, aber der morbus consularis ist schwer zu dämpfen. Kaum ist Einer auf seinem Posten, so fragt er sich: wer könnte mich kränken? Einer muß mich kränken! . . . und der Teufel ist los" (Frau v. Sp., März 1889).

Das ist der Mann der außenpolitischen Weisheit. Aber wir sahen bereits: schon ergriff ihn der innere Konflikt. Welche sachlichen Abweichungen, in der Sozialpolitik, zwischen dem alten Kanzler und dem jungen Kaiser lagen und was sie bedeuteten, darüber haben auch unsere Zeugen sich ihre Gedanken gemacht. Bismarck selber hat die Rolle der Sozialpolitik in seiner Entlassung gelegentlich, in nachträglichen Erzählungen stark betont; Rottenburg hat auch hier dazu geneigt, den Kanzler einigermaßen zu rationalisieren, seine nationalökonomischen Überzeugungen allzu theoretisch zu fassen. Das aber hat auch er zugegeben: der Quell des Konfliktes war das Bedürfnis Wilhelms II., selber zu regieren, und alles andere war nur Symptom. Ähnlich hat es damals und später der kluge Bayer Graf Lerchenfeld aufgefaßt. Der Kampf der beiden Männer ging, so viele allgemeine Triebkräfte sich darein mischten, unmittelbar einzig um die Macht. Ihn selber hat Bismarck, zuerst im April 1890, seinem Anwalt eingehend erzählt — er kommt auf dasselbe Bild hinaus, das wir jetzt aus den Gedanken und Erinnerungen kennen: nur daß es damals frisch und mündlich aus glühender Seele quoll. Uns sind das Wertvolle an seinen Äußerungen hier die Stimmungen vor und nach den Ereignissen.

Wir wissen längst, wie sich der Bruch in Kaiser Wilhelms Umgebung und Empfindung, von 1887 und 1888 an, angebahnt hat; Waldersees Tagebücher haben es bis in das einzelne neu aufgehellt. Ein lebendiger Bericht der Frau von Spitzemberg bringt von Bismarcks Seite her und für dessen Anschauung eine neue Nüance. Er fuhr mit ihr im Dezember 1889 durch den Sachsenwald; er erzählte, des Kutschers halber französisch, vom Kaiser. Der sei völlig liebenswürdig zu ihm und wage keinen politischen Widerspruch, auch eigene Meinungen ziehe er, bei Bismarcks Einspruch, achselzuckend zurück, comme étonné de lui-même, er schmolle dann ein wenig, aber nicht lange. Er sei „sehr olympisch", aber er achte in Bismarck den Staatsmann, den Berater von Vater und Großvater, und den Greis, mais mon successeur aura la vie dure. Er hat viel Urteil, begreift schnell, aber leider führt er jeden Einfall sofort aus und schickt seine Flügeladjutanten mit Befehlen, Briefen, Fragen, so daß oft das Unheil im Augenblick geschehen ist. Wäre Bismarck jünger und stets um ihn, „ich würde ihn um den Finger wickeln"; so aber läßt er sich beeinflussen, besonders von Militärs; über Waldersee, den Höfling und Schmeichler, fiel ein böses Wort, und des Kaisers Gabe an den Fürsten, der von Bötticher besorgte gräßliche schwarze Köter, den Bismarck doch nicht loswerden kann und den er seiner treuen Augen halber auch nicht vergiften mag, bekommt nicht aus Zufall seine harte Zensur. „Das kommt davon, wenn man ein Fürstendiener ist!" Bei Tisch wurde Frau von Spitzemberg mit dem Schwabenalter geneckt; sie muß, indem sie die Wirkung des 40. Geburtstages erläutert, von dem „einzigen Minütle" sprechen, wo die Schwaben gescheit werden können, sonst bleiben sie so dumm wie die übrigen Deutschen. Der Fürst lachte sehr. „Bald sagte er darauf: da unser Herrscherhaus aus Schwaben stammt, haben wir ja die Aussicht, daß in zehn Jahren . . . ein freudiges Ereignis eintritt."

In dieser lebensprühenden Augenblicksaufnahme mit ihrer Mischung von Schätzung und Geringschätzung, von Vorbehalt und jovial überlegener Neigung liegt sicherlich nicht

alles, was der Fürst damals gegenüber dem Kaiser bereits auf dem Herzen hatte — er sprach auch den Vertrauten nicht immer alles aus! Aber man spürt, an einen Bruch, vollends einen nahen, glaubte der Kanzler damals nicht, und seine Stimmung hat mindestens noch einen Beiklang von fast großväterlicher Wärme.

Drei Monate weiter, und sie war ganz getränkt von Gram und von Haß. Als der Verbannte sie in Friedrichsruh am 4. April, stehend, an den Ofen gelehnt, gegenüber seinem getreuen juristischen Berater in leidenschaftlicher Schilderung breit ausströmen ließ — vermutlich das erste Mal in solcher Einheitlichkeit und vor fremden Ohren —, da blieb sein Hörer tagelang erschüttert und verstört. Was Bismarck, der offiziellen Darstellung widersprechend, unterstrich, das war die Unfreiwilligkeit seines Abganges: „vorbereitetes Begräbnis, und ohne jeden Selbstmord". Er dachte daran, diese Sachlage durch einen Prozeß zu klären, dessen Anhalt staatsrechtliche und finanzielle Einwände bilden sollten und dessen Ziel gewesen wäre, die öffentliche Meinung aufzuklären. Nur schwer wich er vor dem Widerspruche der Söhne und des Anwalts zurück: er sei alt und lasse sich nicht hineinreden. Später kamen Sorgen vor gewalttätigen Eingriffen in sein Haus, vor einer Wegnahme seiner Papiere, dazu; er erwog (Dez. 1890), wie weit sein Verteidigungsrecht sich erstrecken würde, denn Gewalt würde er nicht ertragen. Wieder anderthalb Jahr danach, im Juni 1892, an der Schwelle der Wiener Fahrt, schon der Einreden des Berliner Kabinettes gegen die Teilnahme des Botschafters Reuß an Herbert Bismarcks Hochzeitsfeier gewiß, zog er eine andere, gerichtliche Klage in Betracht, gegen eine Schmähschrift, die offiziösester Herkunft sei und die Philipp voll fand von Lügen und Gemeinheiten. Der Fürst sprach damals vom Wegzuge aus Preußen in ein anderes Bundesland. In alledem lebt die tiefe Bitterkeit seiner Empfindungen, die jedes Zeugnis dieser Jahre durchdringt. Der Widerspruch gegen politische Maßnahmen, gegen die Handelsverträge, kam (1891—93) dazu; der Kampf gegen die Sozialdemokratie schloß sich an, die Forderung der Notwehr des Staates gegen die Staatsleugner, gegen den Umsturz — 1890 aufgegeben, heute (Nov. 1893) eine neue verschärfte Notwendigkeit. Indessen, die Hauptsache in diesen Gesprächen war der Kaiser. Wir sehen das Bild, das in denselben Jahren in den Gedanken und Erinnerungen entstand, sich vorbereiten oder dann wiederholen, alle Kritik gegen die Person, aller Widerstand gegen die sachliche Richtung gewinnt auch in diesen Gesprächen Ausdruck; fast schärfer und gesammelter noch als dort. Neu ist da nichts, aber alles von persönlich ergreifender Glut und Wucht.

An der Spitze steht (April 1890) die Sorge vor der Selbstübertreibung des Herrschers: die Schmeichler haben ihm Friedrich den Großen eingeredet, der alles allein könne; er hat keinen Widerspruch mehr vertragen; die Gefahr eines persönlichen Absolutismus steigt auf, der unmöglich ist. Und der Kaiser ist nicht, wofür er sich hält. Er hat nichts gelernt, seine Gedanken jagen sich, und auch seiner Umgebung mangelt die Sachkenntnis. Bismarck selber bleibe von den Geschäften ausgeschaltet auf Lebenszeit: und begangene Fehler in der Politik sind auch unglaublich schwer wieder gutzumachen, höchstens ferro et igni; aber dazu traue er dem jungen Herrn den Mut nicht zu. Und so hallte es weiter: „Hoc volo, sic jubeo!" (Dez. 1890). Wir sind aber nicht mehr in Friedrich Wilhelms I. Zeit. Freilich kann ein Herrscher sein eigener Kanzler sein, hat doch auch Bismarck 20 Jahre lang alles in seiner Hand gehabt. „Aber es gehört doch etwas dazu, der alleinige verantwortliche Ratgeber seiner Minister zu sein. Dazu muß man etwas gelernt haben und lernen können." Da hilft kein subjektives Belieben: „Wenn jemand nichts weiß und nicht weiß, daß er nichts weiß, das ist schlimm." Und gegenwärtig gibt es nichts mehr als Befehl hier und Höflingtum dort, Schmeichelei sogar im Dienste — im Gegensatz zu einer Kritik am Kaiser aus Waldersees Munde — vonseiten eines kommandierenden Generals; ist Kaiser Wilhelm gesund? Im Sommer 1892, im Vorschatten des Uriasbriefes, der Gipfel dieser Anklagen: Ruhmsucht und Eitelkeit ohne eigene Produktivität, Eifersucht auf die eigenen Kreaturen; Einwirkung persönlicher Verstimmung auf die auswärtige Politik; Eingriffe in die Heerführung ohne die Fähigkeit dazu. Bismarck hat „seine ganze Weltanschauung ändern müssen". Wo ist das sachliche Pflichtgefühl des Hohenzollerntums geblieben? Ist das noch hohenzollernsches oder ist es nur koburgisches Blut? Wo ist die kalte, nüchterne Tapferkeit der Vorgänger, die auch der Vater noch besaß? Eine Mystik, die sich dank der Herrscherstellung besonderer Gottesnähe rühme, ist dafür eingerückt.

Dem allen gegenüber gibt es für Bismarck keine Annäherung und keine Wiederkehr von Gnade, sondern nur Widerspruch: er müsse sein Werk von dreißig Jahren verteidigen. Guter Royalist sein, das heißt nicht, daß man nicht bekämpfen dürfe, was man für verkehrt halte; das könne vielmehr zur höchsten Pflicht werden, auch für ihn. Bismarck ist



Die Woge. Gemälde von Prof. Karl Hagemeister
(Berlin, Ausstellung der Akademie)

dabei geblieben, über die Scheinversöhnung von 1893/94 hinweg; er hat im November 1893 so bitter von der Unselbständigkeit der Minister gesprochen wie zuvor — Miquel ist der einzige mit eigenen Gedanken; die Einigkeit des Gesamtministeriums in die Wagschale zu werfen, dem Herrscher gegenüber diese schwere Bataillons-Kolonne aufmarschieren zu lassen, wie manchmal erfolgreich unter Wilhelm I.: daran denke niemand. Und noch 1894 erwog der Fürst die Herausgabe seiner Erinnerungen bei eigenen Lebzeiten.

Ich wiederhole: in allen diesen intimen Äußerungen ist uns heute nichts neu; sie entsprechen seinen Veröffentlichungen aus dem Grabe, ja seinen steten Warnungen und Mahnungen in Presse und Rede aus den neunziger Jahren selbst; nur daß hier alles verschärft erscheint. Auch so entsprang es dem doppelten Bedürfnis, das den verbannten Schöpfer des Reiches in allem trieb: dem Kampfe wider Gegner, die er haßte, aber darüber hinaus dem Kampfe für sein Werk, für sein Reich, sein Volk, für Deutschlands Zukunft. Die Eingrenzung der schädlichen Übertreibungen persönlicher Kaisermacht hat er damals immer von neuem, laut, mit allen Mitteln, die er besaß, gefordert — vergeblich gefordert. Er sah mit unerbittlicher Schärfe in die Zukunft; er hat sie heiß beklagt bis an seine letzten Stunden heran. Wir hören in Waldersees Tagebüchern ähnliche Notrufe wider seinen kaiserlichen Herrn; bei Waldersee fehlt diesen persönlichen Anklagen der große sachliche Stil; er war auf das engste mitschuldig an dem, was er jetzt bedauert. Bismarcks Beschwerde aber war die Fortsetzung seines Sturzes und seiner Schaffenszeit zugleich.

Er spricht in diesen Ausbrüchen seines Zornes und seiner Besorgnis allein. Seine Worte in ein geschichtliches Gesamtbild des Gegensatzes einzufügen ist hier nicht die Aufgabe. Über dem Ende seines Erdendaseins ruhten tiefe Schatten. Sein Anwalt (Dez. 1890) tröstete sich, über das Dunkel der Klagen dann doch, im Kreise der Hausgenossen, ein heiteres, wärmeres Licht den Sieg gewinnen zu sehen. In der Tat, dieser Eichbaum zog immer wieder Saft aus dem Urgrunde seines persönlichen Lebens in Stamm und Blätter hinauf, aus Haus, Wald und Feld, aus dem eigensten Herzen. Wie Bismarck war, das ist den Deutschen erst in diesen Jahren von Friedrichsruh ganz deutlich geworden: die Tausende sahen und hörten ihn so in seiner Welt, in seiner eigensten Art, und ihr Dank und ihre Liebe strömte ihm in ungeahnten Fluten zu. Er war, bei all seiner harten und sprengenden Stärke, fein, selbstverständlich, völlig echt und völlig deutsch. Er wirkte, trotz seines Widerspruches gegen die Leitung seines Reiches, für dieses Reich als weiterwerbende seelische Kraft. Auch die Zeugnisse, die hier vereinigt worden sind, schrill und tragisch wie sie ausklingen, künden von diesem unerschöpflichen Reichtum seines Wesens. Wir getrösten uns, indem wir ihm zuhören, der Unsterblichkeit dessen, was uns, an Kraft und Tiefsinn, an Zorn und Ernst und Wärme, an Wahrhaftigkeit und an Zartheit, trotz aller Enttäuschungen, auch heute noch im feierlichsten Sinne der Hoffnung und des Glaubens als deutsch gilt.

Er hat es als Genius verkörpert, über Menschenmaß; wir dürfen es noch heute mitempfinden, als ein, über allem Abstande von Größe und Zeit, noch immer tiefvertrautes und innerlich fortwirkendes Gut.

Deutsches Leid

Schiffer, zieh fort die Brücke,
Du lockst mich nimmermehr an Bord:
Ich weiß von keinem Glücke,
Ich weiß von keinem Zufluchtsort!

Und mögen drauß' sich weiten
Noch Länder froh und gastbereit
Und ihre Arme breiten
Wie fremder Mütter Lindigkeit:

Ich würde doch entbehren
Bei ihres reichen Tisches Brot,
Ich würde mich verzehren
Nach meines Volkes bittrer Not!

Mir bräche doch in Scherben
Des vollen Bechers Prunkgerät:
Ich müßte dennoch, dennoch sterben,
Wenn Deutschland untergeht!

Gertrud Freiin von le Fort

Creszentius Nieberding

Erzählung von Emil Lucka

Regierungsrat Creszentius Nieberding erhob sich vom Nachmittagsschläfchen, prüfte mit besorgter Miene Thermometer, Barometer und Feuchtigkeitsmesser, wusch sich umständlich und nach einer wohlerwogenen und langausgeprobten Methode Gesicht und Hände, spülte umständlich den Mund, besah hierauf in einem kleinen Silberspiegel seine Zähne von allen Seiten, fuhr nochmals mit der Hand über Wange und Kinn, ob alles glatt sei (obgleich ihm niemals viel Bart gewachsen war), faltete den Spiegel auf dem Toilettetisch auseinander, so daß die Flächen einen Winkel von hundertzehn Graden einschlossen, glättete seinen Scheitel aufmerksam und ausdauernd, bis kein Härchen mehr der anbefohlenen Richtung widerstrebte. Alle diese Handlungen, halb Notwendigkeiten, halb Ritualien, vollzog Nieberding mit einem unzufriedenen Gesicht, leise vor sich hinmurrend, und wiegte dazu, Unheil ahnend, den Kopf. „Daß die Leute immer so am Ende der Welt wohnen müssen! Sonderbarer Geschmack!" brummte er während des Ankleidens. Er betrachtete den Zylinderhut von allen Seiten, denn dieser allein galt ihm im Grunde seines Herzens für die naturgemäße Kopfbedeckung des Menschen; doch er entsagte. Nach einer Weile des Grübelns entschloß sich Nieberding für den steifen, runden Hut, bedenkend, daß kein Mensch im Juni einen Zylinder trägt und daß es Verworfene gibt, die imstande sind, einem Zylindertragenden nachzuhöhnen, am Abend bei der Rückfahrt auf der letzten Elektrischen gar noch ärgere Niedertracht auszuhecken. Weltschmerzliche Gedanken stiegen ihm auf: war er nicht vor drei Jahren mit der verfluchten letzten Elektrischen heimgefahren und roh auf seinen Zylinder geschlagen worden von einem, der den Betrunkenen spielte! Wehmütig sann der Regierungsrat: Warum leben denn die Menschen dort draußen, selbst im Winter, wo meterhoch der stinkende Schnee liegt? Er knirschte vor Grimm — aber er besann sich schnell, daß das Knirschen den Zähnen Abtrag tut, und strich zärtlich über sein Gebiß. Die letzte Elektrische! Hatte er doch schon wiederholt bei Freunden genächtigt, wenn zum Unglück niemand sonst da war für den Weg hinab, in einem fremden, natürlich viel zu weiten Nachthemd geschlafen, auf einem Polster, entweder zu dicht oder zu flockig, mit bloßen Händen ohne die weichen Zwirnhandschuhe und, das Gefährlichste von allem, selbst ohne Bißkappe! Er wollte nicht schlafen in solchen Nächten, nein, er wollte nicht! Denn er wußte, was sich da Arges begeben konnte. Aber gegen Morgen war er doch eingeschlummert — er fuhr zähneklappernd auf — hatte er vielleicht geknirscht? Nichts war ja so gefährlich wie ohne Bißkappe zu schlafen und die Zähne gegeneinanderzudrücken, wobei ganz leicht einer brechen konnte! Zitternd war er sich übers Gebiß gefahren — Gott sei Dank, alles in Ordnung! Weil aber der kleine Mundspiegel fehlte — nie mehr einen Schritt ohne ihn! — war Nieberding noch bis zum Nachmittag, als er vom Amte heimkam, in Unruhe gewesen. Der Regierungsrat nannte ein schönes und volles Gebiß sein eigen; aber gerade deswegen galt es aufzupassen, solange noch Zeit war!

Nieberding befragte nunmehr die Taschenuhr, verglich sie mit der Standuhr auf dem Nachtkästchen, die ein leuchtendes Zifferblatt trug, und stellte beider Übereinstimmung fest: Drei Uhr vierzig. Um halb fünf sollte er Frau Lanner und Lenichen, das Vöglein Immerfroh, abholen, damit sie sich gemeinsam auf die Reise nach Grinzing begäben. Ein Lächeln trat in das stets bekümmerte Gesicht des kleinen Mannes, der noch nicht fünfzig Jahre zählte, aber oft älter aussah wegen der Sorgen, die an ihm fraßen. „O, Lenichen, du göttliches Wimmerl!" sprach er laut und mit einem zärtlichen Blick. „Du Idunchen mit den goldenen Zwetschken! Du Vöglein Immerfroh!" Argwöhne jedoch keiner, daß dieses junge Mädchen die weiten Räume des Nieberdingschen Herzens gänzlich beschlagnahmt hätte, nein! Eine wohnliche Zelle war ihr dort eingeräumt neben anderen, ja man darf sagen, neben so vielen Zellen, als junge Mädchen und junge Frauen sein Leben umrahmten, und das waren nicht zu wenige, jede war entzückend, jeder hatte er einen besonderen Kosenamen geschaffen (der oft genug von anderen Menschen übernommen wurde), jeder fertigte er Scherzrätsel, Akrosticha, Anagramme, Scharaden und ähnliche Gebilde zu Geburts- und Namenstagen, zu Weihnachten, Neujahr, Ostern und auch sonst, jeder brachte er einen schönen Blumenstrauß zur Verlobung, dem Bräutigam mißgünstig gesinnt und doch in heimlicher Angst, daß ihm ähnliches widerfahren könnte. Bei keiner Kindstaufe fehlte Nieberding, saß in tiefem Gram und führte aufrührerische Reden über die Torheit des Men-

schengeschlechts, das sich noch immer weiter vermehrt, anstatt des Jammers schon einmal genug sein zu lassen.

Der Regierungsrat war fertig. Er prüfte die Zimmertemperatur, öffnete die drei hintereinanderstehenden Fensterflügel seines Schlafraumes und stellte sie auf eine höchst komplizierte und gründlich vorbedachte Art so gegeneinander, daß das Zimmer zwar nicht gänzlich verschlossen war, aber daß doch nur ein Minimum von jenem verderblichen bazillen-, schnupfen- und rheumatismushaltigen Stoff, der frische Luft genannt wird, eindringen konnte; denn ihm war alles verdächtig, was nicht in geschlossenen Räumen vor sich ging. Am liebsten hätte er niemals ein Fenster geöffnet, geschweige denn einen Raum betreten, in dem es (wie in einem Garten etwa) zog. ‚Zug' deuchte ihn das Lebensgefährlichste in dieser lebensgefährlichen Welt, und er trug eine gestrickte Weste auch im Sommer, dazu die höchsten Kragen, die er auftreiben konnte. Wenn Nieberding trotzdem die sechs Fensterscheiben in eine Stellung brachte, die möglicherweise einige Überbleibsel von frischer Luft eindringen ließ, so geschah es zwar mit innigem Widerstreben, aber ihm hatten schon so viele Leute die Vorzüge jener verdächtigen Substanz auseinandergesetzt, daß er sich in diesem Punkte zu einem kleinen Zugeständnis bereit fand. Vor dem Schlafengehen schloß er natürlich zu, ein wilder Sturm konnte ja ausbrechen und ins Zimmer stürzen, während er schlief.

Nieberding vergaß nicht die Speisesoda und nicht die magenstärkenden Tropfen (obgleich seine Verdauung nichts zu wünschen übrig ließ); das Sodalöffelchen und das Suppenthermometer trug er ohnehin stets in der Brieftasche. Er nahm ungeachtet der Hitze Mantel und Regenschirm aus dem Schrank, überzeugte sich, daß das Kleiderbürstchen in der Rocktasche saß, wohin es gehörte, sodann verließ er die Wohnung, versperrte die drei kunstvollen Schlösser der äußeren Tür — er hatte jedes anderswo herstellen lassen und wähnte sich derart gegen Nachschlüssel einigermaßen gesichert.

Frau Lanner hatte Kopfschmerzen und Lenichen mit den süßen Benichen, das göttliche Wimmerl, wurde dem Regierungsrat übergeben; keinem Manne vertrauten ja so gerne die Mütter ihre Töchter an, bei keinem wußten sie dieselben so wohlgeborgen in Eisenbahn, Theater und Kunstausstellung. Zwar glaubten sie nicht mehr an die Heiratslust des vermögenden Mannes, aber er war ein sicherer und verläßlicher Beschützer, dessen Gegenwart jedes Abenteuer verscheuchte. „Ein netter Kerl" hatte einst der Hildling erklärt, „aber er kommt mir gar nicht vor wie ein Mann! Wie ein Haserl eher! Gewiß hat er nie etwas Ernstliches mit einer Frau gehabt!" Es war ganz hübsch, ein halbes Stündchen mit der niedlichen Lene in ihrem Batistkleidchen auf der Elektrischen zu fahren und ihr aus dem Schatze seiner Geschichten und Anekdoten, der niemals abnahm, ja immer noch größer wurde, was zu erzählen, daß sie sich vor Lachen wand, auf den komisch klingenden Namen einer Firmatafel einen lustigen Reim zu improvisieren oder von der Entdeckung eines lesenswerten französischen, wenn nicht portugiesischen Romanes zu berichten und den Inhalt hübsch wiederzugeben. „Demnächst werde ich dieses Meisterwerk übersetzen!" behauptete er; doch er tat es nie, denn für so etwas hatte er keine Zeit.

Der Lene gab er sein Mißfallen über den Unfug des Landlebens kund. „Nie ist es so schön in der Stadt wie im Sommer! Man friert nicht mehr und die Kaffeehäuser sind so kühl und gar nicht überfüllt! Unsagbare Wonne erst, auf der Hofbibliothek zu sitzen!"

„Ich freue mich aber doch riesig auf das Wegfahren!" lachte Lene. „Wir gehen heuer an den Achensee, in die Pertisau. Sie bleiben natürlich in Wien, Sie alter Maulwurf?"

Nieberding seufzte von Herzensgrund und starrte traurig aufs Pflaster. So war es! Wenn der Sommer kam, ließen sie ihn allein in der Stadt! Dann war alle Welt irrsinnig geworden, trug barbarisch klingende Namen von Sommerorten auf den Lippen, die ihm einen Schreck einjagten, redete von Pensionspreisen und Bergbesteigungen, als ob zu Haus nicht alles viel schöner wäre! „Wenn Sie schon durchaus wegfahren wollen, so gehen Sie doch nach Baden!" riet er. „Ist es dort nicht reizend?" Aber er versprach sich selbst nicht viel Erfolg mit solchen Meinungen. In diesem Punkt war ja die Welt verdreht! Lenchen lächelte nur, ohne seinen Vorschlag offenbar der Erwägung wert zu achten.

„Ich kenne Eure Bergpartien!" murrte er. „Kenne das alles!"

„Wo sind Sie denn schon gewesen?"

„Weit genug!" — Ja, er kannte die Berge und ihre Tücken! Zu einer Fahrt auf den Semmering hatte er sich einst bewegen lassen! Das war dieser Hildling gewesen! Auf den Sonnwendstein hatten sie ihn geschleppt, scharfe Steine hatte er durch seine Stiefelchen gespürt, sein Kragen und seine Manschetten waren schmutzig und endlich ganz weich geworden! Lang war er wehklagend und mit aufgespanntem Regenschirm

gegangen — aber es half nicht, der Wind kam doch bis zu ihm und machte ihm die Augen feucht. Er hatte die Tränenflocke nicht mitgenommen! Sein Unbehagen steigerte sich allmählich zu wilder Verzweiflung und seine Verzweiflung ergoß sich in Beschimpfungen gegen die irrsinnig gewordene Menschheit, gegen die Natur, in der es so unverantwortlich ‚zog', und gegen diesen hirnrissig angelegten, windschief konstruierten Berg, der nicht Sonnwendstein heißen sollte, aber Hühneraugensteige — alles zur herzlosen Erheiterung der Gesellschaft. Nieberding hatte sich ja schon damit abgefunden, heute die komische Figur zu sein — er dachte nur noch an ein Entkommen, an Rettung vor diesen Gefahren. Er breitete seinen Überzieher aufs Gras — nicht achtend der Ameisen und sonstigen Tiere (vielleicht gar Skorpione!), die da herankriechen konnten — zog sich den steifen schwarzen Hut fest in die Stirn und erklärte mit einer ganz unbekannten, offenbar von der Todesnähe eingegebenen Entschlossenheit: „Ich gehe nicht weiter!" — „Warten Sie auf uns, Doktor, bis wir wiederkommen!" riet Hilde. „In zwei oder drei Stunden holen wir Sie ab!" — Da mußte er freilich, von Entsetzen gepackt, aufspringen. „Hier wollt ihr mich allein lassen? In einer wüsten Gegend, wo man ganz leicht verunglücken kann?" — Mild erbarmte sich seiner Frau von Reichl, die in ihrem Fett schnaufte, ließ sich auf den Überzieher fallen und sprach tröstend: „Ich bleibe bei Ihnen!" Sie wies ihm ihr Beutelchen, das Schinkenbrote barg, und während die anderen kalten Herzens weiterzogen und bald verschwanden, starrte er in die wüste Natur und gab sich seinen weltschmerzlichen Betrachtungen hin, ungeschützt gegen den Wind. Es mochte wohl ein wenig komisch anzuschauen sein, wie das gepflegte Männchen neben der breiten Frau saß, wehklagend und dem Weinen nah. „Hinter Schloß und Riegel gehört die ganze Gesellschaft! In den Narrenkotter! Wozu steigt man denn da in wilden Gegenden herum, wo der Sturm weht, wo man sich die Kleider zerreißt, wo es jeden Augenblick regnen kann? Und wenn ein Stein aus dem Mond herunterfällt, ist man viel näher dabei! — Und der Durst! Ich werde noch verschmachten!" — Mit tragischer Miene sah Nieberding auf seine hängenden Manschetten.

„Ich habe kalten Tee mit!" tröstete Frau von Reichl.

Aber da knirschte er in Wut auf. „Kalten Tee! Kalten Tee! Im Café Frohner bekomme ich warmen Tee, heißen Tee, Tee mit Rum, Tee mit Kognak, Tee mit Milch, Tee mit Zitrone! — O diese Mädchen!" — Und er dachte nicht ohne Mißgunst an die drei jungen Mädchen, die nun für ein paar Stunden anderen Männern überlassen waren, während er hier neben der Alten saß und von den Vorübergehenden angesehen — wie ihm schien, boshaft angeglotzt wurde. Denn es ließe sich kaum mit Recht behaupten, daß man ihn in einer Wildnis zurückgelassen hatte, vielmehr auf dem gebahnten Weg, wo im Lauf des schönen Sonntagvormittags wohl ein paar hundert Menschen auf- und niederwandelten.

Solch arge Dinge hatten sich vorzeiten begeben und Nieberding dachte ihrer mit Widerwillen. Nun erkundigte er sich bei der reizenden Lene, die neben ihm in der Elektrischen saß und zu seiner Freude vielfach angeguckt wurde: „Was ist denn das überhaupt: Achensee? Pertisau? Wahrscheinlich ein ekelhafter Wassertümpel, in dem eine besondere Art von Säuen, sus pertinax, die hartnädige Pertisau, herumsuhlt?"

„O, Sie Tropf! Das ist doch einer der schönsten Punkte in Tirol! Das sollten Sie unbedingt auch einmal sehen!"

Wenn Nieberding das Wort ‚Tirol' vernahm, das in den Sommergesprächen seiner Freundinnen regelmäßig wiederkehrte, so mußte er schlucken vor Wut. Tirol, das war: Auf der Alm Hallodrioh! Durchgeschwitzte Wäsche, lebensgefährliche Felsen und Verlobungen, die seine allerliebsten Freundinnen mit lederbehosten Lausbuben heimlich vollzogen, um sie im Herbst oder im Winter zu seinem Ärger offenbar zu machen. Unter ‚Schweiz' konnte man sich doch wenigstens elegante Hotels mit Damen in Soiréetoilette vorstellen; aber Tirol, das war schlechterdings ekelhaft!

„Tirol! So! Tirol!" — Er zerbiß das Wort bösartig ohne jede Rücksicht auf die gefährdeten Zähne.

„Sie waren doch sicher noch nicht im Gebirge, wie ich Sie kenn'?"

„Natürlich nicht! Ich werde doch nicht unter die Gebirgstrottel gehen!"

„Aber wenn ich dort bin? Bin ich auch ein Gebirgstrottel?" — Dazu lachte sie gar freundlich.

Besänftigt streichelte er ihre Hand und seine Finger wandelten mit Liebe um das rosige Rund, das über den Knöpfchen der Handschuhe schimmerte. „Bleib' doch hier, Lanolinchen! Ich führe dich jeden Tag auf die Ferdinandsbrücke, dort ist das schönste Gebirgspanorama von der ganzen Welt!" — Wenn er in zärtliche Stimmung geriet, duzte er seine Freundinnen, und sie ließen sich's lachend gefallen.

Lanolinchen sagte kokett: „Das wäre doch sehr hübsch, wenn Sie mit uns kämen! Wetten wir, ich kuriere Sie von Ihrer Feindschaft gegen die Berge!"

„Ich?" — Er starrte sie entsetzt an. „Berge?"

„Sie kriegen ein bequemes Zimmer und dürfen den ganzen Tag im Hotel sitzen. Oder am See."

„See?" murrte er.

„Auch im Zimmer, wenn Ihnen das besser gefällt! Wir reisen am 10. Juli. Kommen Sie mit?" — „Warum geben Sie mir keine Antwort?" fragte Lene.

Nieberding fuhr auf — wieder einmal hatte er mit gläsernen Augen vor sich hin geträumt. „Jawohl! Ganz richtig! Also nach Tirol geht ihr zur Pertisau? Pfau! Pfeu! Pfui!"

„Aber es wird eine lustige Gesellschaft sein! Kommen Sie mit uns! Sie brauchen keinen Berg zu besteigen!"

Nieberding sah argwöhnisch auf das Mädchen, als wollte sie ihm eine Falle stellen. Sie war aber wirklich zum Anbeißen lieb! „Na ja, wenn du aber doch hinaufgehst? Was tue ich dann?"

„Dann stirbst du vor Sehnsucht nach mir!"

Das gefiel ihm.

„O Lenichen, du herzgeliebtes Kind,
Wenn ich dich dann nur wieder find'!"

„Du findest mich, wenn du immerfort auf demselben Stuhl sitzen bleibst! Also kommen Sie mit?"

„Überlegen!" sagte er und sie stiegen aus. Es galt die Kobenzlstraße zu erklimmen, was Nieberding für höllisch erklärte. „Könnten diese sogenannten Alpen nicht vom Erdboden verschlungen werden?"

„Aber doch nicht, wenn ich gerade oben bin?" kokettierte Lenchen.

„O du geliebter Pudelkopf!" In wilder Begeisterung faßte er ihre Hand und schwor, ihr nach Tirol zu folgen.

„Ich glaube es nicht," lachte sie, „bevor ich es nicht sehe!"

„Du wirst es sehen! Und koste es mein Leben!"

Als sie in die Halle traten, wo Frauen, Mädchen, Freundinnen, geliebte Herzen, süße Kinder saßen, ging Nieberding auf wie eine Blume. Jede Hand faßte er, küßte er mit Entzücken und Andacht. Er liebte sie alle, alle, und sie mochten ihn gern. „Sie wissen doch alles, Nieberding!" rief ihm eine helle Stimme entgegen. „Sie können doch gewiß türkisch?"

„Türkisch? Eigentlich nicht. Aber was ist es denn?"

„Sagt man Hárem oder Harém?"

„Hárem natürlich!" riefen die einen.

„Harém!" die anderen.

„Ich glaube, man betont die letzte Silbe. Aber wie immer es sei, die Sache ist doch so unendlich sympathisch, daß es gar nicht auf das Wort ankommt! Sie Odaliskchen!"

„Sie Pascha!"

Er plätscherte in Seligkeit auf und nieder wie ein kleiner dunkler Fisch unter Goldfischen. Zu seinem Schmerz wurden freilich schon wieder die unvermeidlichen Sommerpläne beredet. — „Nieberding geht mit uns in die Pertisau!" verkündete Lene.

Der Regierungsrat erschrak vor diesem Wort, aber niemand wollte es glauben. „Er traut sich ja nicht! — „Er fürchtet für seine Stiefeletten!"

Da wurde er ernst und männlich und erklärte, daß er entschlossen wäre, seinen Sommerurlaub dort zuzubringen (den Namen sprach er nicht aus, das vermochte er nicht), „dort, wo das Lanolinchen sein wird!"

Die Welt war paradiesisch schön. Am Abend jedoch, spät, als er sie schon nach Hause begleitet hatte, die lieben Mädelinge, als er endlich doch heimgehen mußte, da befiel ihn Beklemmung, die Beklemmung, die er kannte: die Nacht, die Stille. Die drei Schlösser waren unversehrt — leider! dachte er beinah (obgleich ihn der Schreck gepackt hätte, wär' es anders gewesen). Dumpfes Schweigen brütete über seiner Wohnung, vor dem Fenster lag der Riegel. Er prüfte ihn, zog ihn stärker an — allein bis zum Morgen! Abgesperrt von der Welt!

Langsam, umständlich traf Nieberding seine Vorbereitungen. Er trank vier Schlucke Wasser — niemals weniger, niemals mehr — hob die Bißkappe aus dem Behältnis, legte die Nachthandschuhe an, saß noch eine Weile, starrte vor sich hin. Nichts war zu hören, Stille, böse Stille. Er wohnte in der inneren Stadt, wo die elektrische Bahn nicht läutet, im vierten Stock, wo man durch dreifach geschlossene Fenster nicht einmal den Gesang des weinfrohen Wanderers vernimmt. — Öffnen? — Nein! Die Zugluft! Er kroch ins Bett, sah auf die matt leuchtende Ziffernscheibe seiner Stehuhr, die beruhigend tickte. Fast schlief er schon, da plötzlich — er mußte ja in zwei Wochen nach Tirol fahren! Dort schneit es sogar im Sommer! bedachte der Unglückliche schwitzend. Pulswärmer, gestrickte Leibbinden, Pelzhandschuhe muß ich mitnehmen! In solchen unmenschlichen Höhen, wo beinahe nur Murmeltiere vorkommen, ist ja die Luft so dünn, daß man kaum atmen kann. Er griff sich ans Herz und glaubte schon die Störungen zu fühlen, die nicht ausbleiben würden. Und

mit solchen Leuten ist man befreundet! Bitterer Haß gegen die Menschheit bemächtigte sich seiner, er fluchte die ganze Gesellschaft zur Hölle, wobei er stillschweigend eine Ausnahme für sich in Anspruch nahm (ob auch ganz und gar nicht auszudenken ist, was Regierungsrat Doktor Creszentius Nieberding auf diesem dreiachsigen irdischen Ellipsoid hätte anfangen sollen, wenn sich die übrigen Menschen in die Hölle oder auch an einen anderen weniger unangenehmen Ort begeben hätten).

Nieberding saß im Bette, starrte mit verzerrtem Gesicht in die Finsternis und sprach laut: „O du gottverdammte Welt du! Könntest du dich nicht schon endlich in deine dreckigen Bestandteile auflösen? Wie lange soll es denn noch so fortgehen?“ — Er fiel zurück, weinte ein wenig, setzte die Tränenflocke in Tätigkeit und dann schlief er ein.

⌘ ⌘ ⌘

Am Morgen war der Regierungsrat so düster gestimmt, daß er die gewohnten Scherze, die er während der Amtsstunden mit stets neuer Erfinderlaune vorzubringen wußte, ganz unterließ; er nahm sich einen schwierigen und seit Monaten beiseite geschobenen Akt her, denn er war in solch hoffnungsloser Verfassung, daß er sogar zu arbeiten gedachte anstatt Bücher zu lesen, lustige Verse zu verfertigen oder komische Einfälle mit kleinen Zeichnungen zu Papier zu bringen. Nieberding hatte sich niemals etwas gegen die Gesetze des Beamtentums zuschulden kommen lassen, kam pünktlich und ging pünklich, behob gewissenhaft seinen Gehalt, und so war er, von der Umdrehung der Jahre wie von einer wohltätigen Maschine bewegt, Regierungsrat geworden; wenn die Zeit um war, gab es auch schwerlich einen Grund, ihm den Hofrat zu verweigern.

Nach dem Essen und nach dem Schläfchen, das diesmal ein Alpdruck war, hatte sich der Entschluß, Lene Lanner abzusagen, gefestigt.

Kraftvoll begab sich Nieberding auf den Weg der Absage.

Lene hörte mit ruhigem Lächeln seine Ausbrüche an, die immer höher schwollen, während er imaginäre Stäubchen vom Rock knipste oder bösartig fletschend seine Frisur streichelte.

„Dann werden wir Sie also zu Hause lassen, Sie Fadian!“ erklärte sie mit sichtlichem Gleichmut. „Wir sind ja unser sechs, außer der Mama lauter fesche Geister! Wir werden uns auch ohne Sie behelfen!“

Daß man sich ohne ihn behelfen wollte, war ein Schlag. Ihm das so zu sagen! „Wer geht denn mit?“ stieß er gehässig hervor.

Lene nannte Gerti und zwei junge Leute, und dann noch zwei, die nachkommen wollten.

Das stach ihn ins Herz. „So? Aha! Der Rittinger? Natürlich! Ohne den geht es ja nicht!“

„Ein sehr guter Tourist! Eine ganz sichere Führung!“ lächelte sie boshaft.

„Wohin wird er Sie denn führen?“

„Das kann man doch nicht im voraus wissen!“

Ungeordnete Töne entquollen den Lippen des Regierungsrates, es hörte sich an halb wie das Gebell eines Hundes und halb wie das Toben eines Wahnsinnigen. Wilde Liebe schoß ihm durchs Herz — dieses göttliche Geschöpf! Dieser Mädeling, der von Anfang an bestimmt war, ihn zu verderben! — „O du geliebtes Backhuhn du!“ wurde unter Atemstößen vernehmlich. „Hau! Hau! Du zuckriges Geselchtes! Fressen möchte ich dich!“ — Er faßte ihre Hand und fügte ihr, den Mund wie ein Nußknacker auf und zu klappend, einen zärtlichen Biß zu.

„Aber Nieb!“

„Daß du mir nicht mit dem Rittinger gehst! Nicht unterstehst du dich! Er wird dich verführen!“ — Plötzlich schnappte seine Stimme um, er schien zu weinen. „Und ich muß allein zu Hause bleiben! In dieser Sterbenshitze! Und du wirst dort bei diesen niedrigen Tieren leben. Warum darf ich denn nicht mit dir kommen?“

„Du kannst ja mit uns kommen! Ich habe es dir ja schon gesagt!“ lächelte das boshafte Geschöpf. Und dann zog Nieberding ein Stück Papier hervor, um sich alles ansagen zu lassen, was für dieses Unternehmen erforderlich war.

„Eine Bißkappe!“ begann sie harmlos.

Nieberding sprang auf, zerknüllte das Papier, schleuderte den Bleistift fort, fletschte und spie Wut von sich.

„Aber Niebchen!“ — Sie faßte seine Hand und zog ihn auf den Stuhl nieder. „Dieses Temperament! Das schadet ja dem Magen!“

Nieberding lächelte besänftigt. „Hast recht, Lanolineum! Bist ein gutes Geschöpf! Ich werde mir eine in der Reserve machen lassen, für alle Fälle.“

„Eine Reserve-Bißkappe?“

„Aber ich bitte dich, Lanolineumchen, süßes Geschöpf! Knödelchen mit den goldenen Zwetschken! Erzähl' nicht den Leuten solche Lügen über mich! Und auch dem — dem Herrn Rittelhuber, Rittelmaier, Rittelknödel nicht!“

„Wem?“ fragte sie harmlos.

„Dem Rittinger! Dem Schuft!“

Sie gab ihm ihre Hand, daß sie schweigen wollte, und er ließ sich einen Kuß auf den Mund verschreiben, wenn sie ihren Schwur bräche. Hierauf notierte sich Nieberding, wo er den Anzug mit den kurzen Hosen bestellen sollte und die Wadenstrümpfe. Hiergegen erhob er keinen Einwand und lächelte sogar schmeckerisch. „Trägst du auch Wadenstrümpfchen, Honiggeschöpf?“

„Müssen Sie alles wissen?“

In diesem Augenblick ging Regierungsrat Nieberding gerne nach Tirol, denn ihr Lächeln verkündete Wadenstrümpfchen.

„Passen Sie auf, es wird ganz lustig werden!“ — Sie schob ihn aus der Tür. Kein Mensch hatte ja so tiefes Verständnis für die kleinen Begebnisse des Alltags wie er, seine klugen Augen sahen alles, wußten jedem Ereignis irgendeine komische Seite abzugewinnen, jedes Anekdötchen zerging auf seiner Zunge wie ein Bonbon, und dazu hatte er ein glückliches Lächeln. Nieberding wird ein unschätzbarer Gesellschafter sein, besonders für Regentage, dachte Lene Lanner zufrieden und herzlos. Bei schönem Wetter lassen wir ihn einfach auf einer Bank sitzen, dann hat die Alte auch wen und stört uns weniger!

Die Reisevorbereitungen wurden Nieberding zum Wahn, der ihn bannte und nicht mehr schlafen ließ. Er kaufte eine Gletscherbrille, einen Schleier gegen Gletscherbrand, ja selbst einen Eispickel, als ob er die verwegensten Absichten hätte, Dosen und Gefäße aus Aluminium, gestrickte Winterwäsche in Menge und zwei Paare der mächtigsten Stiefel. — Warum er so gewaltige Vorbereitungen traf, wußte er freilich selbst nicht, etwas wie eine dunkle Angst schien ihm zu verkünden, daß man in jenem Lande auch im Speisesaal gegen alles gerüstet sein müßte.

Am Abend vor der Abreise legte er sich nicht zu Bett. Er hatte die letzten Vorbereitungen zu treffen, die freilich schon längst getroffen waren. Er prüfte die Schlösser an den drei Koffern und begann kurz nach Mitternacht Toilette zu machen. Um drei Uhr früh rasierte er sich, und als das Auto, das auf fünf Uhr bestellt war, um einige Minuten später kam, hatte er einen solchen Anfall von Herzklopfen, daß er taumelte. Um halb sechs jedoch befand er sich auf dem Westbahnhof und wartete nun in zunehmender Nervosität inmitten der Menschenmenge auf Lene und die anderen. Er hatte schon die Hoffnung aufgegeben, daß sie kommen werde, glaubte sich genarrt, allein sie erschien ganz pünktlich um halb acht. Mit seiner letzten Kraft ging er auf sie zu, klammerte sich an ihre Hand und stieß unverständliche Worte der Qual hervor. „Fahren wir nicht fort! Gehen wir in ein Kaffeehaus!“ — Doch er war der Besiegte.

⌘ ⌘ ⌘

Es wurde besser, als Nieberding gefürchtet hatte. Der See war reizend blau, das Gebirgspanorama wunderhübsch, die Gesellschaft immer gut aufgelegt. Nieberding begann, sich mit den neuen Verhältnissen zu befreunden. Ruderten die jungen Leute auf den See hinaus, so hatte er immer ein dringendes Geschäft, er verstand es zu verschwinden und doch nicht merken zu lassen, daß er nimmermehr solch einem leichten Boot sein Leben anvertraut hätte.

Arg waren die Kühe, die allenthalben über die Wege gingen, als wären sie die Herrinnen. Schon wieder beglotzte ihn eine mit ihren großen, neugierig-dummen Augen, ihm wurde ganz ängstlich zumute. Nun wird sie mit den Hörnern auf mich losgehen! Aber er fürchtete den Spott und versteckte seine Angst hinter einem witzigen Wort. Die Reliquien, die diese Tiere — und wie er glaubte, ihm zum Trotz — hinterließen, flößten ihm eine unüberwindliche Scheu ein.

Man führte ein so geselliges Leben, wie es in der Stadt ganz unmöglich gewesen wäre, und die kurzen Röcke, die bloßen Arme der beiden jungen Mädchen erfreuten Nieberdings Herz immer aufs neue, er wurde nicht müde, sie und das Dazugehörige in zierlich verschnörkelten, immer diskreten Versen zu feiern. Hierbei ließ er es nicht an Seitenhieben gegen die Natur fehlen, mit der er als der Schwächere zwar augenblicklich einen Waffenstillstand geschlossen hatte, die er aber doch weiter als seine Feindin ansah, wahrscheinlich mit Recht. „Natur, wir sind von dir umgeben!“ deklamierte er beim Abendessen, als jemand auf den schimmernden See wies — ewiger Kampf, ob man auf der Veranda sitzen sollte oder im geschlossenen Speisesaal! „Als Kuh bescherst du uns Milch zum Frühstückskaffee, ja Kaffeebohnen, welche gemahlen werden, nachdem sie vorher im hitzigen Afrika gewachsen sind! Zucker sogar dazu, der in Würfeln vorkommt und von den Zuckerbrotbäumen geschüttelt wird, daß es prasselt! O schönes Neuseeland, wie hat die Natur dich geliebt!“ — „Warum Neuseeland?“ fragte Frau Lanner. — Seine Miene verklärte sich, er sog Rauch aus der Zigarette und sprach mit leuchtenden Augen: „Neuseeland! Braune Mädelinge im zierlichen Lendenschal! O du ge-

liebtes Maorimädel du!" — Er haschte nach der auf dem Tisch liegenden Hand Lenes. — „Bin ich denn schon so braun wie ein Maorimädel?" fragte sie. — „Kaffeebraunes, schokoladenbraunes Kakaomädelchen! Gesotten im glühenden Wüstensand von Mala Mala! Auf Kokospalmen sitzest du und singst maorische Gstanzeln!"

„Bitte, bitte!" — Man brachte die Laute herbei.

Lene sang, aber nicht maorisch, sondern älplerisch. — Versonnen träumte der Regierungsrat ins Leere. Er sog jeden Ton wollüstig ein. Die Welt ist doch nicht gar so schlecht, fühlte er unbestimmt und ganz gegen seine sonstigen Überzeugungen. Doch es gab ein trauriges Ende — ach, die Welt war ja mit Übeln voll! — „Eine Kahnfahrt im Mondschein!" — Der Rittinger schlug es vor, jener Jüngling in Lederhosen, der Lene zweifellos liebte und vielleicht — o verdammter Hund du! — wiedergeliebt wurde. „Ja! Ja!" — Sie riefen es um den Tisch und schon rückten die Stühle. Nieberdings Miene verzerrte sich, er glich einem Nußknacker, der zwischen seinen Kiefern eine Nuß zerbeißt, so zerbiß er die Laute, die hervorkamen. „Hau! Hau!" — Aber er war schon gänzlich beiseite geschoben, seine Bemerkungen und Bosheiten wurden von aufsteigenden schweren Stiefeln zermalmt. — „Sie haben gewiß noch einen wichtigen Brief zu schreiben, Niebing?" höhnte das freche Maorigeschöpf. — Fort waren sie!

Nieberding sank in sich zusammen, wurde ganz nichtig und alt, glich einem Kautschukmännchen, dem die Luft ausgegangen ist. Ihm gegenüber saß Frau Lanner und zog seufzend die ewige Handarbeit hervor. Schon schoß das Boot über die dunkelblau schimmernde Fläche.

Worte der Verbitterung, die er selbst nicht voraussah, drängten sich zwischen seinen Zähnen ins Freie. „Tolletanz! Wassernarretei!" — Er raffte sich zu gewaltigen Fluchen auf, und sie wurden von Frau Lanner mit offenen Augen und müßigen Händen bestaunt. — „O du Mondesel! Eine Funzen bist du doch nur gegen eine ordentliche Bogenlampe!" — Er lachte bellend. „Eine Beleuchtung soll das sein? Ein Stinkerl ist das, jeder ausgeronnene Petroleumdocht versteht es besser! Und wie die Luft feucht verpestet ist!" — Ihm stieg die Vision eines richtigen Wiener Kaffeehauses auf, er konnte seine Tränen nicht halten. Er ließ den Kopf sinken und verstummte in bitterem Gram. Noch ein leises Wimmern war vernehmlich, es klang etwa so: „Du braunes Lanolinchen! Die Frösche werden dich noch fressen! Die Wasserschlangen! Die Salamander! Quatsch! Quatsch! So ein grünes Maul!"

Frau Lanner sah auf ihn und schüttelte den Kopf. „Der kann doch nie jung gewesen sein! Der ist sicherlich schon alt auf die Welt gekommen!" —

Wie schön waren doch die Tage, da es mit unendlicher Geduld grau, immer grau regnete! Zuerst war's ihm wohl unheimlich gewesen, wenn die weißen Nebel übers Tal krochen und den Weltuntergang in Wasser, Kälte und Rheumatismus zu verkünden schienen; aber schnell hatte er erkannt, daß solche Tage seine Herrschaft festigten! Dann brauchten sie ihn ja alle gegen die Langeweile, dann war er der Mittelpunkt! Eingesperrt waren sie, konnten nicht schnell auf einen Augenblick ins Freie laufen und drei Stunden ausbleiben! Sie kamen an den Tisch, wo er saß, ließen sich was erzählen, baten ihn um Bücher. Die beiden langen Jünglinge streckten die Beine von sich, murrten über das Sauwetter, das ihnen wieder eine Partie verdarb. „Partie" — das war das feindliche, das verderbliche Wort, dem nicht die hübscheste Pointe widerstehen konnte! — „Wann gehen wir auf den Unnütz?" — So fing es an. — „Sehr unnütz!" — Wie er diese Namen haßte! „Kotalpenkarwendel!" fluchte er. „Schmalzkaserkarpaß!" — Und wenn sich dann wirklich das Gewölk auseinanderzog, wenn ein bißchen blauer Himmel hervorkam — dann war er unweigerlich besiegt. „Dreckaffenkopf! Bierhanseljoch! Quatschtalerhütte!" — Dergleichen Klänge wurden für ihn zum Sinnbild der Berge, auf die Lene und Gerti in Begleitung junger Männer stiegen, und denen man leider gar nichts entgegenzusetzen hatte.

Schnöd gingen sie auf die Seekarspitze und ließen ihn mit der Alten zu Hause. Seekarspitze — Nieberding sah eine Nadelspitze vor sich, wo das Lanolinchen auf einem Bein im kurzen Röckchen stand; und dann fiel sie herunter, bis in den See. Vormittag hatte er mit einem Buch auf der Terrasse gesessen, nachmittag ging er mit Frau Lanner spazieren; aber sie redeten schon nichts mehr, als wann die Kinder zurückkämen.

„Abgestürzt sind sie!" sprach Nieberding mit starren Augen. „Das haben sie davon: Ich fahre nach Hause!"

„Reden Sie doch nicht so! Es ist ja ganz gefahrlos!"

„Im Gegenteil! Höchst gefährlich! Wollen wir nicht Kaffee trinken gehen?"

Am Nebentisch saßen drei Touristen, Fremde, die weiß Gott woher gekommen



Schwarzwälderin. Gemälde von Prof. Carl Blos



waren, und erzählten schauderhafte Dinge von Menschen, die in Gletscherspalten gestürzt waren, um dort elendiglich zu erfrieren; von anderen, die von einem schroffen Grat gefallen und mit gebrochenen Beinen liegen geblieben waren. Als man die Leichname fand, hatten Geier sie bis auf die Knochen verzehrt.

Nieberding horchte mit offenen Augen, mit offenen Ohren. „Ich fahre fort! Morgen früh fahre ich!"

Es war ihm gelungen, die arme Frau Lanner im Lauf dieses Nachmittags gründlich zu schrecken. Sie hatte schon ein paarmal Tränen in den Augen gehabt, jetzt aber war sie ganz verstört. Noch die Geier! Diese Nuance hatte sich Nieberding bisher entgehen lassen. „Nie mehr dürfen sie mir auf so einen Berg gehen!" jammerte die Frau. „Nie mehr! Ich verbiete es! Da habe ich auch noch was zu reden! Und wenn sie nicht folgen, fahren wir einfach nach Hause! Und die Gerti, für die ich alle Verantwortung habe! Wenn ihr etwas zustößt!"

„Hau! Hau!" bellte Nieberding. „Fahren wir morgen!" Er sah vor sich Aasgeier, die ihn auf der Strandpromenade überfielen und zerfleischten. So etwas konnte einem in diesem verfluchten Land zustoßen! Danke bestens! Hau! Hau! Er schlotterte.

Es fügte sich, daß die Zeitung, die eben ankam, von einem Touristenunglück im Kaisergebirge haarsträubende Dinge zu berichten wußte. Mit blutdürstiger Freude las Nieberding der geängstigten Frau die Geschichte vor. „Die Aasgeier haben sie noch halb lebendig zerfleischt!"

Die Mutter schrie auf. „Was? Aasgeier? Das gibt es doch gar nicht bei uns!"

„Ah? Gibt es nicht? Täglich kommen sie! Habe erst heute einen gesehen!"

„Steht das wirklich in der Zeitung?"

Der Regierungsrat nickte düster. Das mit den Aasgeiern hatte er aus eigenem beigesteuert.

Es wurde sechs Uhr, es wurde sieben Uhr, die Kinder kamen nicht. Frau Lanner hatte heftige Migräne. Nieberding saß ihr gegenüber, gelb und niedergeschlagen.

„Aber Lene hat doch gesagt, daß sie Nachmittag bestimmt zurück sind, und jetzt ist es schon dunkel! Wenn ihnen nur nichts zugestoßen ist! O mein Kopf! Aber sie nimmt keine Rücksicht auf ihre Mutter!"

„Es kommt vor, daß Menschen von der Bergkrankheit befallen werden," ließ sich Nieberding vernehmen. „Ein Herzschlag kann leicht die Folge sein! Der Leichtsinn bringt die Welt ins Verderben, wo es ohnehin schon so viel Unglück gibt!"

„Ach ja! Ob sie nur genug zu essen haben?"

„Homo quasi sapiens idiotissimus!"

„Was sagen Sie?"

„Nichts von Bedeutung!" — Er begann freundliche Anekdoten zum besten zu geben, worin Menschen den Weg verloren hatten und viele Stunden im Kreis herumgeirrt waren, um schließlich den Ausgangspunkt wieder zu erreichen und in Verzweiflung umzukommen. Er wußte von einer Frau, die auf einen zackigen Berg gestiegen war, am Rockzipfel hängen blieb und viele Stunden über einem tausend Meter hohen Abgrund (von Geiern umkreist!) schwebte, bis Hilfe kam. Natürlich war sie weißhaarig und wahnsinnig geworden. „Wäre der Druckknopf vom Kleid abgesprungen, so wäre sie hinuntergestürzt und als eine unkenntliche Masse von Fleisch und Stoffetzen liegen geblieben!"

„So hören Sie doch schon endlich einmal auf! Aber jetzt muß ich mich niederlegen! Sonst werde ich ohnmächtig! Ich kenne das! So was tut mir das Mädel an!"

„Ganz unverantwortlich von ihr! Die Gesellschaft ist halt sehr verlockend!"

„Aber sie haben doch einen Führer mitgenommen! Der Rittinger hat es mir gesagt!"

„Wer weiß!" sprach Nieberding düster zweifelnd und ging, den Portier zu fragen, der es wissen konnte. Schreckensfahl kam er wieder. „Die Herrschaften sind um fünf Uhr früh, allein, ohne Führer weggegangen!" So lautete die Auskunft. Nieberding ließ sich auf den Stuhl fallen. Keine Hoffnung mehr!

Frau Lanner stürzte sich auf ihn. „Ja, Sie! Sie mit Ihrem ewigen Reden! Da sitzen Sie und denken sich Unglück aus! Häßlich ist das von Ihnen! Gehen Sie! Suchen Sie Lene!"

„Ich? Ich kenne doch den Weg nicht!"

„Er ist ja groß angeschrieben! Gleich hinterm Dorf! Aber natürlich, das ist Ihnen viel zu unbequem! Da sollen die armen Kinder nur zugrunde gehen, bevor Sie einen Schritt machen!" — Frau Lanner weinte.

Nieberding saß bestürzt. „Mit den jungen Herren in Lederhosen!" murrte er vor sich hin.

„Was sagen Sie schon wieder? Ein schöner Freund sind Sie! Der größte Egoist, der je gelebt hat! Jawohl! Das sind Sie. Jeder weiß es!"

„Ich bin Ihnen und Ihrer Tochter ganz ergeben!" stotterte er.

„Man sieht es! Und jetzt sitzen Sie hier,

anstatt das arme Kind zu suchen! Wo Sie sich den ganzen Tag noch nicht gerührt haben!"

Nieberding stand auf. „Ich werde sie suchen!" sprach er mit der Miene dessen, der den Weg des Todes schreitet. „Sie werden meine Freundschaft noch anerkennen!"

Daß Nieberding ihre Tochter suchen wollte, schien Frau Lanner plötzlich wie eine sichere Rettung. Denn das stand ja fest, daß Nieberding nicht auf gefährlichen Wegen ging. Sie lächelte in Tränen. „Ich danke Ihnen! Und verzeihen Sie, wenn ich Ihnen unrecht getan habe! Ich bin ganz schwach vor Migräne!"

Nieberding verbeugte sich, küßte ihr die Hand und holte Mantel und Regenschirm — der Hut saß ohnehin immer auf seinem Kopfe. Eigentlich hätte er lieber noch das Abendessen mitgemacht, aber da er nun einmal zum Lebensretter bestimmt war, steckte er nur etwas Eßbares ein, auch ein Fläschchen Kognak — wenn sie entkräftet sind! — und trat in die Abenddämmerung.

Nieberding kannte den Beginn des Weges, den sie oft gemeinsam gegangen waren. Verdrießlicherweise kam ihm schon wieder eine Herde Vieh entgegen, sogar Ochsen und möglicherweise Stiere waren darunter. Er machte einen Bogen, doch zwei Rinder blieben stehen und schienen geneigt, einen Streit vom Zaun zu brechen. „Mit den Schwänzen soll man euch an den höchsten Baum hängen, ihr teuflischen Geschöpfe!" fluchte er, aber nicht zu laut, und entkam in Eile. Eine Tafel: ‚Seekarspitze' wies in den Wald. Nieberding zögerte, setzte sich auf die Bank, die da wie ein letztes Sinnbild menschlicher Gesittung stand. ‚Ich finde sie ja doch nicht! Und es wird schon ganz dunkel!' — Er seufzte. — Aber was blieb übrig? Hatte er sich doch einmal heldischer Taten vermessen! Nieberding malte sich aus, wie er Lanolinchen und Gertolinde, beide gänzlich zusammengebrochen, mit Kognak laben wollte (den Rittinger aber nicht!). — Er trat in die Finsternis des Hochwalds ein.

Etwa zwanzig Minuten mochte er gegangen sein, nicht zu schnell und mit Vorsicht, es war ganz dunkel geworden, er konnte die rote Markierung nicht mehr sehen. ‚Jetzt kehre ich um,' erwog er, ‚es hilft ja doch zu nichts!' Er glaubte den Weg unter seinen Füßen zu haben und beeilte sich immer mehr, aber plötzlich ging es steil bergan. Nieberding merkte, daß er Weg und Richtung verloren hatte. Die Nacht war gekommen. Er befand sich in einem unbekannten, dichten Wald.

Er blieb stehen. Ruck um Ruck kam ihm seine Lage zum Bewußtsein: er war verirrt in der Wildnis, abgeschnitten von Häusern und Menschen, von Licht und Wärme, dem Unheimlichen ohne Hilfe übergeben! ‚Vielleicht finde ich doch noch den Weg!' Er stellte den Rockkragen auf, schloß die Handschuhe, umklammerte den Regenschirm, tastete sich weiter. Er stieß an harzige Baumstämme, trat in Kraut und Niederholz, kam auf morastigem Grund ins Gleiten. Eine Kröte sprang schwerfällig vor ihm. Nieberding stand still, hielt den Atem an. Kälte kroch ihm durch den Leib, er begann zu zittern, und es war, als teilte sich das Zittern den Ästen mit. Ein Rauschen war um ihn her, große Vögel schienen durch die Bäume zu fliegen.

Nieberding streckte hilfesuchend die Hand aus, aber er zog sie schnell wieder an sich — konnte er nicht etwas Gefährliches fassen? Einen kalten Schlangenleib? Ein böses Nachtinsekt? Wohl eine halbe Stunde regte er sich nicht, der Angst anheimgegeben.

Er vernahm ein nahes Geräusch wie Klappern von Bein — schnell merkte er, daß es seine Zähne waren, die gegeneinanderschlugen. Sprang ein Stück Zahn ab? Er achtete nicht darauf. Er sah vor sich sein Schlafzimmer in Wien, dreifach gegen die kalte Nachtluft verschlossen und zugeriegelt, sah das Bett mit den drei Polstern, nicht zu weich und nicht zu hart, daneben auf dem Stuhl die Tigerdecke, die er gegen Morgen heranzuziehen pflegte, wenn ihn fröstelte. Aber nun — er krampfte die Hände zusammen, die Finger waren erstarrt ...

Wilder Haß stieg in seinem Herzen auf gegen Lene, die ihn wahrscheinlich mit Absicht in diese Wildnis gelockt hatte, gegen die Alte, die einfach Migräne bekam, wenn ihr etwas unbequem war, und anstatt selbst nach ihrer Tochter zu sehen, andere Leute zu gefährlichen, ja todbringenden Unternehmungen zwang, gegen die beiden Laffen in Lederhosen, die womöglich noch ein Gelächter anstimmen würden, wenn sie ihn hier sähen — ja, ein Gelächter würden sie anstimmen! Sein fahles Gesicht wurde grünlich, in seinen Augen ballte sich der Haß. ‚Wahrscheinlich sind sie längst zurückgekommen, sitzen im Speisesaal, erzählen ihre Heldentaten und lachen mich aus, daß ich gegangen bin, sie zu suchen!' Dieser Gedanke steigerte seine Bitterkeit zu bebender Wut. Nieberding war doch wohl ein völliger Egoist; viel lieber hätte er ja Lene und Gerti und die andern abgestürzt gewußt und von den Geiern angefressen als im hellen Speisesaal des Hotels!

Er wagte einen Schritt. Aber er sah

ein, daß ihm dies gar nichts nützen konnte, daß er weiter in Sumpf geriet. Vor ihm kauerte zusammengeballt etwas Schwarzes — vielleicht ein großes Tier? ‚Gibt es ja gar nicht!' dachte Nieberding, aber wohl eine halbe Stunde hielt er die Augen starr darauf geheftet, ob es sich nicht bewegte. Dann hob er langsam, ganz langsam die Rechte, die den Regenschirm hielt, und tastete hin; es war ein Baumstumpf. ‚Ich könnte mich setzen!' Aber seine Müdigkeit vermochte nicht den Widerwillen gegen solch einen fremden Gegenstand zu besiegen. Sich auf eine gezimmerte Bank setzen, nachdem man sie abgewischt hatte, das war einleuchtend — aber auf einen gefällten Baum, auf einen Strunk oder gar ins Gras, wie andere es taten — solche Vorstellungen hatten ihm seit jeher Abscheu erregt.

Vor ihm stand eine Nacht, eine Nacht fern den Menschen, unter Bäumen, unter Sträuchern, voll mit unbekanntem Grauen...

‚Ein Gelenksrheumatismus ist mir gewiß!' — Aber diese Gedanken, die ihn unter anderen Umständen zur Verzweiflung getrieben hätten, versanken wieder, er dachte auch nicht mehr an Geier und Fledermäuse und sonstige gefährliche Tiere, die ihn überfallen konnten. Etwas Lähmendes schlich kalt über ihn: die Stille. Der schwache Wind hatte aufgehört, nur Stille war, die ihm den Atem würgte. Und das Schweigen wurde noch immer lautloser, wurde ein Abgrund vor ihm. Qual, die er noch nicht gekannt hatte, die ärger war als alles andere! Der Schrei des gefürchteten Geiers wäre Erlösung gewesen.

Nieberding hörte ein dumpfes Pochen — das Schlagen des eigenen Herzens, das in der Stille lebendig wurde. Eine Weile lauschte er gierig, dann hörte er es nicht mehr. Ein leises, regelmäßiges Zirpen wurde jetzt vernehmlich. Was mochte es sein? Er tastete nach seiner Uhr — etwas Lebendiges! Er zog sie langsam, fast ohne Bewegung aus der Tasche, brachte sie ans Ohr. Wie lieblich war das metallene Singen! Eine Stunde wohl sog er das Lebendige ein; aber es setzte aus, immer länger — es versiegte gänzlich. War die Uhr stehen geblieben? Nein — doch er konnte sie nicht mehr hören! Er öffnete beide Deckel — vergebens! Die Stille hatte das letzte verschlungen! Nieberding stand ohne Regung, die Hand um seine Taschenuhr gepreßt.

Das Schweigen legte sich über den kleinen Mann wie ein letztes Verhängnis, das ihn völlig zu nichts machen wollte, wie die große unheimliche Angst, die er während des ganzen Lebens gekannt hatte, aber immer wieder durch Hurtigkeit, durch Gesellschaft, durch munteren Geist fortgescheucht. Dieses Etwas, das geheimnisvoll um ihn her war, das ihn einmal verschlingen würde — er hatte es ja immer geahnt. Jetzt war es gekommen. Auf ganz unbegreifliche Weise kannte er die Stille wieder — hatte sie sich nicht auf ihn gelegt, wie er, ein Kind, von der Wärterin verlassen worden war? Da hatte er nicht gewagt zu rufen, zu weinen, Schreck hatte ihn gelähmt, noch tagelang. Er war ein Kind wie damals, fürchtete sich bis in die letzten Fasern des Seins, die schlagenden Zähne tasteten nach einem Kindergebet, das ihm helfen sollte, an das er sich klammern könnte, ausgesetzt in der leeren, feindlichen Welt... Vater unser, der du bist im Himmel und auf Erden... Aber er vermochte keinen Laut in die Stille zu setzen, nichts half es, er wußte nichts von Gott, glaubte ihm nicht, war ihm fern, ganz fern. Wie hätte der immer Eilige, immer Beschäftigte, immer Plaudernde einen solchen Gedanken fassen sollen — einen solchen unheimlichen, alles zunichte machenden Gedanken: Gott? Er, der nur der kommenden Stunde entgegensann, dessen Herz gestillt war, wenn er Nachmittag und Abend beschäftigt wußte? An jede Stunde, an jeden Tag hatte er sich geklammert, hatte sie mit Dingen und Menschen angefüllt. Angst war es gewesen...

Woher wußte Regierungsrat Nieberding alles dies, was er noch nie gewußt hatte? Ihm stieg wie eine geballte schwarze Wolke die Ahnung auf, daß sein ganzes Leben eine Flucht gewesen war, Flucht vor der Stille, vor der Einsamkeit, vor Gott — vor allem Tötenden. Er war nicht mehr Creszentius Nieberding, die Menschen waren ja fort, die ihm dazu verholfen hatten! Und in jeder Nacht — jetzt wußte er es auf einmal — war er nichts gewesen, hatte er mit den Zähnen aufeinandergeschlagen, war in Schweiß erwacht — Angst! An jedem Tag hatten ihn die Menschen, die Dinge um ihn her wieder zu dem gemacht, was er zu sein hatte: Regierungsrat Creszentius Nieberding. Und jetzt war nichts da, gar nichts...

Es zog sich wie ein stählerner Ring um sein Herz zusammen. Lene und die anderen stiegen auf, die im Speisesaal beieinandersaßen, vielleicht schon in ihren Betten lagen. Aber selbst die Kraft des Hasses war dahin. Fern, unendlich fern sie alle. Er war ganz einsam, ganz der Vernichtung preisgegeben. Um ihn her klaffte der Raum, der nicht durch schützende Mauern verschlossen war, der ihn nicht mehr barg, nicht mehr zusammenhielt, ihn ohne Grenzen auslieferte. Es

war, als ränne sein Leib auseinander wie Gallerte, nichts Festes mehr, kein Mittelpunkt, kein Halt — zu Ende! So blieb, was früher Creszentius Nieberding gewesen war, stehen, eine unendliche schwarze Nacht lang, in der Angstqual der Stille, des Verlorenseins, des Vergehens. Ohne Zeit. Im Schweigen. Vor Gott.

⌘ ⌘ ⌘

Nasse graue Nebel verkündeten den Morgen, ein Vogel sang auf und schwieg wieder, die Angst, die alle seine Elemente auseinandergelöst hatte, wich, Nieberding fühlte Frost. Er versuchte, seine Arme, seine Beine zu regen, ein paarmal mußte er ansetzen, eh' es gelang. Dann tastete er Schritt vor Schritt bergab, mit starren Füßen, mit starren Händen. Er schlotterte vor Müdigkeit und Kälte, aber er floh mit seiner letzten Kraft. Da fielen regelmäßige Axtschläge an sein Ohr. Menschen!

Nieberding atmete tiefer, sein Blick, der schon fast erloschen war, griff stärker die Gegenstände, die sich ihm boten. Er begann zu rufen, endlich setzten die Schläge aus, eine Stimme rief wieder. Bald kam ihm ein Arbeiter entgegen, der ihn auf den Weg führte. In zwanzig Minuten war Nieberding im Hotel. Er hörte ohne Teilnahme von dem verwunderten stiefelputzenden Hausknecht, daß die Herrschaften nach acht Uhr zurückgekommen waren; kein Mensch wußte von seinem Ausbleiben. Dies verbitterte Nieberding aufs neue. Man hatte nicht einmal bemerkt, daß er fort war!

Er kleidete sich um, bestellte Tee aufs Zimmer und begann zu packen. „Ich reise mit dem ersten Schiff!" sagte er dem Mädchen.

Nieberding war verändert, als er mit Lene zusammentraf. „Sie sehen ja schrecklich aus! Was ist Ihnen denn zugestoßen?"

Er ließ nur ein paar verbissene Worte hören. „Ich kann zugrunde gehen, elend krepieren in der Wildnis! Wenn ich euch suche, daß euch nichts geschieht! Und ihr sitzt beim Nachtmahl! Ja!"

„Aber Nieberding! Die Mama hat doch gesagt, Sie schlafen schon!"

„So? Und sie hat mich selbst fortgeschickt, daß ich euch suche!"

„Sie Armer!"

„Ja, Sie Armer! Verkommen kann ich!"

Frau Lanner lag mit Migräne zu Bett. Überhaupt herrschte Katzenjammer, denn die Mutter hatte erklärt, sie wollte nicht mehr solche Angst ausstehen und hätte zudem die Verantwortung für beide Mädchen. Sie sprach von Abreise.

Nieberding lachte bös. „Ich habe schon gepackt!"

Lene bat ihn, daß er doch noch bliebe. Aber sie hatte keine Gewalt mehr über ihn, er empfahl sich nicht einmal von Gerti und Frau Lanner. Er reiste ab, nein, er floh.

Am Abend war er in Wien.

Nieberding zweifelte nicht, daß in seiner alten Wohnung wieder alles sein müßte wie zuvor — aber er fühlte die Nacht über nur eines: Stille. Er hatte ja auch schon früher unter dem Schweigen gelitten, aber es war ihm doch meist gelungen, es durch allerlei schnurrige Gedanken, durch Lektüre und schließlich durch den Schlaf zu bannen. Alles dies versagte in der ersten Nacht: er lag in schlotternder Angst, fühlte sich unausgesetzt im Walde, fern den Menschen, fern der Welt.

Am Morgen sah er im Spiegel, daß die Züge seines Gesichts härter geworden waren, seine Augen fanden keine Ruhe, sie irrten und suchten irgend etwas, bunte Gegenstände, plaudernde Menschen. Aber ihm geschah das Unerwartete, daß er im Gasthaus, im Kaffeehaus, bei Freunden keine Entspannung fand. Er war so nervös, daß er kaum noch mit einem Menschen sprechen konnte, starrte oft vor sich hin, bellte auf und redete unverständliches Zeug. Man betrachtete ihn kopfschüttelnd. „Ihm muß etwas zugestoßen sein!" — Lag er aber nachts mit geschlossenen Augen, so fühlte er sich in der tötenden Einsamkeit des Waldes, im Raum ohne Grenzen.

Nieberding nahm eine Haushälterin, um nicht allein zu sein, aber er wußte von früher her, daß er sie nicht ertragen würde.

Er traf Lene Lanner, Arm in Arm mit Herrn Rittinger, und sie stellte ihn als ihren Bräutigam vor. Herr Rittinger trug nicht Lederhosen, sondern einen gutsitzenden dunkeln Anzug, und sah einwandfrei elegant aus. „So, so!" murrte Nieberding. „Schön, schön! Ham!"

„Warum lassen Sie denn nichts mehr von sich hören?" fragte Lene. „Ist die Erinnerung an Pertisau gar so schrecklich?" — dabei lachte sie schamlos den Rittinger an.

„Hinreichend schrecklich!" sagte Nieberding und empfahl sich. Lene hielt ihn nicht, ihre Teilnahme war sichtlich vermindert, und Herr Rittinger, der Bräutigam, schwenkte vielsagend, als sie gegangen waren, seine Hand vor der Stirne hin und her.

Nieberding wagte sich nicht nach Hause. Er saß in verschiedenen Nachkaffeehäusern, sein gepflegter Geschmack ertrug das Dudeln der Musik und das ärgerliche Treiben. Er litt Höllenqualen, aber er fürchtete die Stille seiner Wohnung. Mit einem Mädchen, das sich zu ihm setzte, begann er ein nervös-witziges Gespräch, nach einer Weile ging sie

befremdet und schien andere vor ihm zu warnen.

Dies wiederholte sich. Den versäumten Schlaf brachte er einigermaßen am Nachmittag ein. Er mied jetzt die Gesellschaft der Menschen, die ihm früher Lebenselement gewesen war, wurde elender von Tag zu Tag, schlief irgendwo in einer Sofaecke, hatte fahrige Bewegungen und blickte sich, wenn er über die Straße ging, von Zeit zu Zeit argwöhnisch um, ob ihn vielleicht jemand verfolgte. ‚Ich könnte mir ein Hündchen oder eine Katze ins Zimmer nehmen? Oder einen Kanarienvogel?‘ — Aber er tat es nicht, seine Abneigung gegen Tiere war zu groß. ‚Wenn man tot wäre?‘ sann er, an seinem Schreibtisch im Amte sitzend. — Sein Herz zog sich in Beklemmung zusammen. Lieber das Ärgste tragen, aber tot sein — das ist die Stille, die nicht mehr endet! Das Unbekannte, das Unheimliche, vielleicht die Ewigkeit...

Die Ewigkeit. Dieses Wort, das er niemals aussprach, niemals dachte, das aber manchmal in irgendeinem Zusammenhang an sein Ohr schlug, war das Grauen, aufs höchste gesteigert, war die Verkörperung alles Schrecklichen, was es auf dieser schrecklichen Welt gab, war das niemals endende Schweigen, war Schauen Auge in Auge mit etwas Regungslosem, Steinernem, mit einem Angesicht, das die Augen nicht niederschlug...

Als Nieberding um drei Uhr früh zu Tode erschöpft nach Hause kam, empfand er anstatt des gewohnten Schweigens etwas angenehm Bewegtes. Da stand ja seine alte Pendeluhr mit dem phosphoreszierenden Zifferblatt, die so lang verdorben gewesen war und die er heute vom Uhrmacher geholt hatte. Sie regte sich, rief: Ticktack, ticktack, scheuchte das Schweigen fort, das ihn seit jener Nacht vernichten wollte. Nieberding traf beruhigter seine Vorbereitungen, er schlief ein, wurde am späten Morgen vom lebendigen Getöne ins Wachen geführt. — Es sollte stärker sein! Zwischen Aufschlag und Aufschlag war ein leerer Raum... ‚Wenn ich zwei Uhren hätte!‘ dachte er. ‚Und sie müßten so gehen, daß in den Zwischenraum des einen Anschlages der andere fällt!‘

Dieser Gedanke hatte etwas unendlich Trostvolles. Nieberding stand fast fröhlich auf, rasierte sich mit Muße und ging noch vor dem Kaffeehausfrühstück zu seinem Uhrmacher, eine zweite Uhr zu kaufen. Der Mann zeigte mehrere zur Auswahl, alle ließen sie ein angenehmes Ticken vernehmen, niemals zu gleicher Zeit, eine langsamer, die andere schneller. „Der Pendelschlag läßt sich abdämpfen.“ — Aber Nieberding schüttelte den Kopf. „Das ist unnötig.“ — Er kaufte drei Uhren.

An diesem Abend war er schon um neun Uhr zu Haus und saß im Großvaterstuhl. Er atmete wieder. Das Gräßliche, das er nicht einmal denken mochte, war aus seinem Zimmer geschwunden, Leben war da, fast Heiterkeit! Er hörte ins Hüpfen seiner vier Uhren eine eintönige Melodie hinein. Er schlief ruhig; wenn er nachts auffuhr, dumpf bedroht von dem, was keinen Namen trug, sprang sein Hören in den Raum, fand das Gesurre. Er lauschte beruhigt, schlief ein. — Wenn ich mehr Uhren hätte!

Nieberding ging Tag für Tag durch die Stadt, kaufte Uhren, größere und kleinere, Stehuhren, Hängeuhren, Taschenuhren. Denn auch der zartfedernde Laut dieser Geschöpfe war willkommene Sprache, schnurrte Heimlichkeit. Die Wanduhr mit dem tiefen, melodischen Schlag gab den Grundton an wie ein Vater, der die Familie mit sicherer Hand leitet. Jetzt saß Nieberding zu Hause, eingesponnen ins Ticken. Er konnte wieder lesen, aber meist achtete er darauf, daß nicht etwa zwei in gleichem Takt gingen; glaubte er dergleichen zu bemerken, so verkürzte, verlängerte er ein Pendel, regulierte eine Hemmung. In wenigen Wochen verstand er genug von der Mechanik der Werke, wußte mit seinen kleinen geschickten Händen zu regulieren, zu verbessern. Jede Uhr wies eine andere Stunde, und als er vierundzwanzig Uhren besaß, konnte er die halben Stunden des Tages von halbeins bis zwölf zu gleicher Zeit ablesen! Er schlief ein, umsurrt und umsungen; durch seine Träume rann munter die Zeit.

Creszentius Nieberding lebte im Gesang der Seinigen. Stets hatte er geglaubt, daß inmitten von Menschen seine natürliche Existenz war, jetzt wußte er, daß sie ihm nur dieses ersetzt hatten. Es gab keine Stille mehr! Der schwarze schweigende Abgrund war fort, besiegt durch Rädchen, durch Federn, durch Pendel, die ihm dienten, die ihm treu waren, ihn niemals verraten würden! Ein Lächeln trat auf die schmalen, bleichen Lippen — zerschlagen war die Stille für immer, aufgelöst in unendlich kleine Teilchen Zeit! Nieberding ging zu den Tischen, liebkoste seine Uhren, nahm da eine auf, ermunterte sie zu lauterer Rede. Er verglich die Zeit, die sie kündeten, die falsch war, falsch sein sollte, verschob da und dort ein wenig, beschleunigte, verlangsamte. ‚Wenn ich siebenhundertzwanzig Uhren hätte, könnte jede Minute von Mittag bis Mitternacht und von Mitternacht bis Mittag vorhanden

sein, alles auf einmal!... Gibt es so viele Uhren? Kann ich sie bezahlen?'

Nieberding hatte die Menschen aufgegeben, suchte nach Uhren. Da er ein gebildeter Mann war, zog er die alten und sonderbar geformten der gewöhnlichen Fabrikswaare vor, obgleich er auch sie nicht verschmähte. Er kam in den Besitz einer Schwarzwälderuhr, einer Spindeluhr, trug stets drei bis vier Taschenuhren am Leib. Bei einem Händler mit Altertümern fand er ein entzückendes Ding, ein Spielührchen aus dem achtzehnten Jahrhundert mit der unendlichen Grazie allerzierlichsten Rokokos: zwei Schäferinnen mit geschürzten Röckchen wiegten sich auf einer Schaukel, und im Takt einer haarfeinen Melodie zupfte ein Hirt die Laute dazu. Abwechselnd hoben zwei Schäfchen den Kopf und schienen sich am Spiel zu freuen. Nieberding erlegte den hohen Preis, aber der Händler bat ihn, noch einen Augenblick zu warten, bis eine andere Kundschaft gegangen wäre. Dann brachte er einen Totenkopf herbei, in dem es pochte. In den beiden Augenhöhlen standen Ziffernblätter, Stunden und Monatstage bedeutend, unsichtbar bewegte sich's im beinernen Gehäuse. „Ein seltenes Stück! Eine Totenuhr! Mehr als zweihundert Jahre alt!" — Nieberding sah auf das unheimlich Lebendige und schwieg still. Plötzlich fuhr es ihm durch und durch, er schüttelte krampfig den Kopf. — „Was ist das? Was ist das?" — und entfernte sich in Eile. Seine Beklemmung verließ ihn erst, als er zu Hause war und das Spielührchen aufgestellt hatte. Er saß mit großen Augen und einem nachdenklichen Lächeln, gab den Mädchen, die sich unermüdlich wiegten, liebevolle Blicke! „O du göttlicher Mädeling! Du Hüpflein! Du Kolibrischwanz!" — So taufte er die beiden und umkreiste sie mit zärtlichen Bildern. Auch die kopfnickenden Schäfchen liebte er und nannte sie Brebille und Brebienchen. Stundenlang lauschte er dem Gezirpe. Ein spöttisches Lächeln ging über sein Gesicht — er gedachte des leeren Treibens der Menschen.

Saß Nieberding im Amt, im Kaffeehaus — immer fehlte etwas, machte ihn ruhelos und ängstlich, er mußte hierher und dorthin blicken, ob nicht vielleicht etwas Unerwartetes, etwas Plumpes, Rohes daherkäme, auf Elefantenfüßen, er stand im schweigenden Wald, erfror in der Stille...

Nieberding floh zu seinen Uhren.

Mit jeder neuen Uhr wuchs seine Macht. Er band fester das Lauernde, das Fremde, er erwürgte die Stille, widerlegte die Ewigkeit. Sekunden waren da, Minuten und Stunden — nichts anderes! Was die Menschen sonst reden mochten, war Lüge! Der kleine Mann reckte sich mit einem teuflischen Lächeln, das Herz schwoll ihm, er schwang die Arme fledermausgleich. Hauhau! Er tanzte zwischen den Uhren, hob im Takt die Arme, die Uhrpendel waren. Ein Rhythmus stieg aus Getick und Gedröhn, Worte fanden sich — Worte des Hasses, des Hohnes für alles, was Menschen lieb war. Der Menschenhaß, der schon immer seinen Schrullen zugrunde gelegen, wuchs riesenhaft an. Im Takt sprang Nieberding hin und her, trat etwas in den Boden hinein, ein ungetümes Wesen, das sich unter seinen Füßen krümmte. Er war der Sieger verborgener Mächte!

Kühn ging er anderen Tages zu jenem Althändler und erstand den Totenschädel, in dem ein Uhrwerk lebendig war. Er stellte ihn hoch auf den Schrank wie den Herrscher über alle anderen Wesen, grinste ihm zu. „Ob du willst oder nicht — du zeigst doch die Stunde! Und noch dazu falsch!" — Nieberding fühlte sich stark — er trotzte der Totenuhr!

Aber gegen Mitternacht blieb sie stehen. Nieberding erwachte in Schrecken und wußte sogleich, daß sie schwieg.

Lene Lanner sandte eine Einladung zur Hochzeit. Sein Gesicht verzerrte sich in eine phantastische Chinesenfratze, er fletschte die Zähne, die bösartig unter den Lippen hervortraten, er ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut. Auge in Auge stand er mit dem Totenschädel — sie ähnelten einander sehr. Da hob ihn Nieberding vom Schrank herab, legte ihn in eine Schachtel und schickte ihn der Lene zur Hochzeit ohne ein Wort.

Das Testament lautete jetzt dahin, daß seine Wohnung für alle Zeit gemietet und unverändert instand gehalten und daß ein Mann bezahlt werden sollte, die Uhren regelmäßig aufzuziehen. Blieb darüber hinaus etwas übrig, so sollte es für allfällige Reparaturen bewahrt werden. Niemand bekam etwas.

Es war seltsam: je mehr hämmernde Pendel die Stille in ihr Nichts scheuchten, je mehr eilende Zeiger versicherten, daß es nur Minuten und Stunden gab und nimmer das Dunkle, das in seinem Abgrund lauerte, um so vernehmlicher regte sich im Herzen des Regierungsrates irgend etwas Unerklärliches, etwas das Stille ahnte trotz Geschwirr und Gesurr. Hinter der geschäftig laufenden, wohl geregelten Zeit wartete etwas Fremdes — Schweigen und Leere. „Unsinn!" sagte Nieberding laut, stellte sich mitten hinein ins Hämmern, las von jedem Ziffernblatt eine Stunde ab, von jedem eine andere. Doch der Boden begann zu taumeln, Welle

auf Welle kam, Nieberding konnte nicht stehen, mußte Schritte tun, lehnte sich an die Wand. Die Wand wurde ein gedunsener Tierleib, wich ins Leere. Plötzlich sah er hundert Uhren auf einmal, jede behauptete eine andere Zeit. Ihm schwindelte — wo gab es denn noch Halt, welche Stunde war? — Nieberding sank in seiner Ecke zu Boden, umsummt von bösartigen Insekten, von Bienen, Käfern, Libellen und anderem widerwärtigen Zeug. Das Summen fraß alles Feste weg in unstillbarer Gier — bis nichts mehr da war.

Die Angst, die er solange zu hemmen vermocht, fiel über ihn, riß ihm den Atem aus der Kehle. Nieberding lag in Ohnmacht. Als er zu sich kam, war es nicht hell, nicht dunkel, nicht Tag, nicht Nacht. Sein Blick tastete zu den Uhren. Wie spät war es? — Jede Stunde! Keine Stunde! Keine Zeit!

Nie mehr wird eine Stunde sein, immer nur das Dunkel ohne Laut, ohne Wort, ohne Ding, ohne Mensch! Die Finsternis des Waldes wölbte sich um ihn her, war näher zusammengewachsen. Schweigen hatte alles Lebend'ge erwürgt...

Da geschah ihm Erlösung: es läutete im Vorzimmer. Nieberding raffte sich zusammen, öffnete, empfing vom Briefträger eine Zeitschrift. „Ich gehe gleich mit Ihnen!" bat er, warf die Türe zu und ging ohne abzusperren, ohne Hut noch Mantel die Treppe hinab, eng hinter dem Mann. Das Geräusch der Straße festigte sein Herz. Er trat in ein nahes Kaffeehaus und sammelte vor sich einen Stoß Zeitungen. Mit wilder Begier las er jedes Familienereignis, jeden Unglücksfall, jede Generalversammlung und jede Parlamentsrede, die sich in der Welt begeben hatten. Als es Nacht wurde, lieh er einen Hut vom Kellner und ging in andere Lokale, wo Licht und Lärm war, zuletzt bat er schüchtern ein ältliches, verdrossen sitzengebliebenes Mädchen, daß sie ihm in ihrer Wohnung einen Stuhl überließe bis zum Morgen. Sie vermutete eine ungeschickte Annäherung, mußte aber erstaunt wahrnehmen, daß er es wirklich so gemeint hatte. Er saß den Rest der Nacht mit gläsernen Augen.

Dann erwartete er vor seinem Haustor die Frau, die täglich aufräumte, folgte ihr in die Wohnung und erkannte als das wichtigste, die Uhren von ihrem Betrug abzubringen. Er schob die Zeiger zurecht, bis alle die wahre Stunde wiesen, und fühlte sich dann einigermaßen gesichert. Es war ja doch nur Nervosität gewesen! Die Zeit konnte ihm nicht mehr verloren gehen, er wurde nicht mehr bedroht von irgend etwas.

Irgend etwas. Dieses harmlose Wort gewann im Lauf des Tages eine unheimliche Bedeutung. Irgend etwas. Es gibt doch gar nichts anderes, als was man sehen kann, Gegenstände, die man ergreift, Bücher, die man liest, Menschen, mit denen man plaudert! Sonst nichts. Nieberding legte sich todmüde und ein bißchen schwindelig zu Bett, eingewiegt vom Gesurre im Zimmer.

Er hatte keine Vorstellung, wie lang er geschlafen haben mochte — da fuhr er jäh auf. Was war geschehen? — Er starrte in die Finsternis, sah das Schweigen, das um ihn gelagert war, sammelte alle seine Kraft ins Ohr. — Wo waren die Pendel, die Federn, die Unruhen? — Verschmachtend lechzte er nach der Stunde, nach der Zeit — nichts regte sich.

Wie leblos sank er zurück. Sein Horchen spannte sich gierig nach etwas, das die Stille fort scheuchen konnte. Nichts. Eine Regung des Verstandes wagte sich vor: Vielleicht geht es mir jetzt wie dem Müller, der das gewohnte Dröhnen seines Mühlganges nicht mehr hört? Vielleicht höre ich die Uhren nicht mehr, obgleich sie ordentlich gehen? — Aber das half nicht. Vor seinen offenen Augen war eine schwarze Leere, vor seinen gierigen Ohren war das Schweigen. Immer dunkler wurde die Leere, immer regungsloser das Schweigen. Seine Hände fanden nicht zum Tischchen um Helligkeit. Angst quälte ihm das Herz zusammen, enger, immer enger. Der Atem stockte...

Am Morgen fand ihn die Frau, die aufräumen kam, leblos im Bett. Er war einem Herzschlag erlegen. Um ihn her gingen hundert Uhren, kündeten tickend, schnurrend, hüpfend die Stunde. Auf der Schaukel des Spielührchens wiegten sich graziös Hüpflein und Kolibrischwanz zum Gezirp der Laute, und die beiden Schäfchen hoben und senkten ihre Köpfe im Takt.

Mein Kind. Von Edmund Brüll

Schon dreiundzwanzig Monde
Glänzt meine kleine Sonne.
O mög' sie weiter glänzen
Und herrlich, herrlich leuchten

Viel ungezählte Jahre
Den anderen zur Freude,
Sich selbst zu eitel Wonne —
Die süße, kleine Sonne!

Arbeits-Adel

Zum Schaffen Leo Sambergers

Von Prof. Dr. E. W. Bredt und Arthur Dix



Wer ein Bildnis von sich machen lassen will, geht mit anderen Erwartungen zum Photographen, mit anderen zum unmittelbar schaffenden Künstler. Ist doch bekannt genug, wie ganz anders dieselbe Persönlichkeit auf uns wirkt in Wirklichkeit, in der Photographie und im Bildnis eines wahrhaften Künstlers. — Als einst Lenbachs Bildnis Kaiser Wilhelms I., das jetzt das Leipziger Museum ziert, bekannt wurde, waren die meisten, die den alten Kaiser in unzähligen Photographien gesehen, schier befremdet davon und unzufrieden, um erst viel später zu erkennen, daß das geschichtliche Bild dieser Persönlichkeit sich gerade mit diesem künstlerisch freiesten aller Bildnisse am vollkommensten deckt.

Und ob die großen oder kleinen Herren und Damen, die einst ein Rembrandt, Hals, Goya oder Gainsborough porträtiert, von ihren Bildnissen erfreut oder aufs erste mehr überrascht waren, ist ganz gleichgültig: wir wissen, daß sie in der Bewunderung aller geblieben sind, weil ein Großer ein Kunstwerk aus ihnen gemacht. So gingen sie tatsächlich als die Reichstbeschenkten aus des Künstlers Werkstatt durch die Jahrhunderte.

Wer heute zu einem Künstler vom Range Sambergers geht, um ihm zu einem Porträt zu sitzen, ist sich von vornherein bewußt des Vorzuges, den er vor anderen Vergänglichen genießt.

Denn das ist ganz gewiß: die Mehrzahl der Bildnisse Sambergers wird ja doch einmal in den großen Galerien der Staaten und Städte wieder vereint werden, um mit dem bleibenden Ruhme des Künstlers auch Namen oder Ruhm des Dargestellten zu erhalten. Zunächst wird immer die Gewalt und Harmonie des Kunstwerkes, das Samberger geschaffen, die Augen auf sich zwingen, aber unverweilt wird der Betrachter auch gezwungen werden, das Bild, die Haltung, die Gesichtszüge wie eine ebenso rätselhafte andere menschliche Harmonie in sich aufzunehmen.

Denn wenn jedes Ingenium uns rätselhaft bleibt, so wird besonders der, der die impulsive Größe und Sicherheit Sambergers bei der Arbeit kennengelernt hat, staunen, wie gerade dieser Künstler, der mit außerordentlicher Schärfe des Auges auf das Naturobjekt losgeht, den ganzen Komplex von formalen, geistigen, seelischen Gegebenheiten einer Persönlichkeit zu einem einheitlichen künstlerischen Bilde zusammenfaßt.

Alle zeichnerische und malerische Sicherheit, die wir an Sambergers Bildern bewundern, erklärt uns nicht den Vorgang der wahrhaft genialen Schöpfung seiner Porträts.

Ich habe schon eine ganze Reihe von Künstlern beim Schaffen ihrer Werke beobachten dürfen, aber niemals noch sah ich einen Maler beim Porträtieren von einem so leidenschaftlich glühenden Feuer erfüllt, wie Samberger. Meine Porträtsitzung vor diesem ernsthaftesten aller Münchener Maler bleibt für mich — wie wohl für die Mehrzahl aller, deren Bildnis er in kurzen Stunden geschaffen — ein unvergeßliches Erlebnis.

Wenn andere Künstler beim Porträtmalen scherzen, andere mit der Ruhe des Salonhelden vor der Staffelei stehen, wenn Lenbach wohl gar während einer Sitzung an anderen unfertigen Bildnissen seiner Hand bald da, bald dort etwas änderte, so ist Samberger bei aller äußeren Ruhe konzentriert bis zur Ekstase beständiger geistiger Konzeption. — Das sonst blasse Gesicht rötet sich tief und die strähnigen Locken werden zu lichten Garben um Glut. Etwas Dämonisch-Großes kommt in die schlanke, eigenwillig-scheue Erscheinung des immer wie suchenden Künstlers. Und alle Melancholie löst sich wie befreit auf in seinem starken, sonst verhaltenen Temperament. Näher als andere Bildnismaler geht er von Zeit zu Zeit an sein Objekt heran, um wieder das Gewonnene von ferne zu prüfen. Es gibt für ihn in diesen Stunden, die auch uns zu Augenblicken werden, offenbar nichts Größeres, Herrlicheres, Entscheidenderes. Alles andere ist vergessen. Es gilt ihm aus dem Menschen, der nahe am abgeblendeten Fenster sitzt, ein Ganzes, das Ganze, was er ist und was er geworden, zu Einem zu gestalten, als ob er Tag um Tag in jenes Gesicht geschaut. Und so schafft er aus Natur und Wesen, aus dem unheimlichen Vorgang künstlerischer Kristallisation alles Sichtbaren ein Charakterbild so ideal und so treffend, wie nur ein Dichter oder Schriftsteller von künstlerischem Rang, der aus tausend Tatsachen und Zufälligkeiten das geniale Bild seines Helden konzipiert, oft in nur wenigen Zeilen.

Wir wissen alle: das geht nicht ohne Freiheit und Gewalt ab.

Doch wie der große Industrielle von führender Bedeutung immer alle Tatsachen und Möglichkeiten scharf im Auge behält, um dann doch in seinen neuen Taten alles auszuschalten, was ihm nebensächlich erscheint, so ist auch beim Porträtmaler die intuitive Kraft und Sicherheit, mit der er in jedem Moment höchster zeichnerischer und malerischer Konzentration Wichtiges vom Unwichtigen scheidet, das Maß für seinen historisch



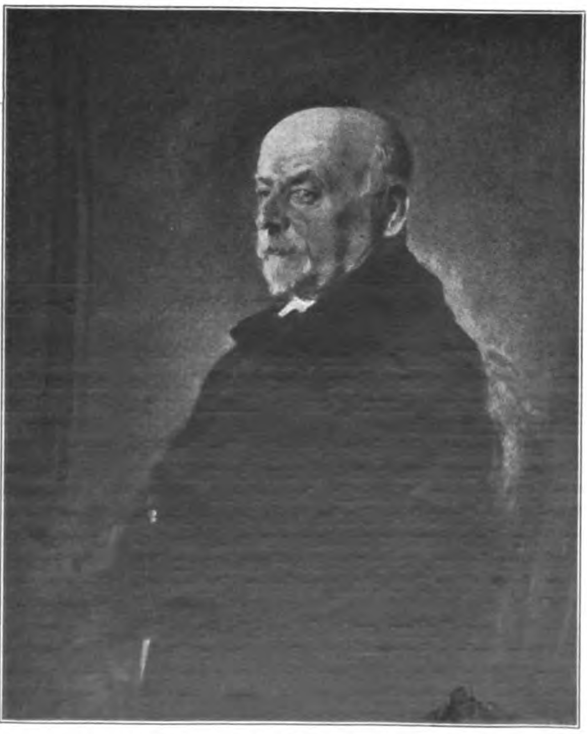
Geheimrat Dr. Duisberg. Gemälde von 1907

bei seinen großen religiösen Kompositionen bleiben, die man nie versäumen sollte in seinem Atelier zu genießen, aber alles ruft ihn immer dringlicher zum Bildnis.

Erst schuf er eine ganze Reihe von dämonischen Frauenbildnissen, dann eine noch größere Reihe von Künstlerbildnissen, von denen allein dreizehn den Studiensaal der Graphischen Sammlung zur Münchener Sehenswürdigkeit machen, um in den letzten Jahren — in denen auch Bildnisse großer Kirchenfürsten entstanden — der Maler der führenden Männer der Industrie und des Wirtschaftslebens zu werden.

All das Drängen zu ihm würde künstlerisch nichts sagen, wenn Samberger nur je ein Schmeichler, ein Schönmaler gewesen wäre. Da er das nicht ist und niemals sein wird, ist das Beweis genug, wie nur die Macht, die von seinen Bildnissen ausstrahlt, das ist, was ihn immer begehrenswerter macht in allen geistig anspruchsvollen Kreisen.

Jetzt zeigt sich in der Samm-



Kommerzienrat Henckell. Gemälde von 1907

bleibenden Rang. Nur darf der Künstler allein seinen Werken jenes Etwas mitgeben, das aus der Welt seiner Stimmungen unergründlich tiefe Wurzeln holen. Die Tat aber der Wirtschaftsmänner hat davon nichts mitzuteilen.

Samberger unterwirft mit der souveränen Macht großer Persönlichkeiten alle Mittel des Malers, des Zeichners, des Sehers seinem entscheidenden künstlerischen Erkennen, Wollen und Fühlen. Er will nicht nur vorzüglichste Zeichnung und Malerei, schier religiöse Treue zu sich bestimmt ihn Zug um Zug. Aber man beachte nur, wie farbig seine Bildnisse oft wirken, obwohl kaum einige Farben der Palette entnommen. Und wie schließt sich in seinen gezeichneten Porträts die ganze Fülle der Linien zusammen, wie zu einer großen Symphonie des menschlichen Ingeniums überhaupt.

Sambergers Ruf zum Porträtmalen kam ihm fast zu rasch und zu nachhaltig von allen Seiten. Er möchte am liebsten



Dr. E. Goldschmidt, Essen. Gemälde von 1909

lung aller Bildnisse seiner Hand eine Epoche von Jahrzehnten schon konzentriert, die Jahrhunderten einprägsamste Auskunft zu geben berufen ist.

Gewiß wird sich jede bewußte Persönlichkeit gern von mehr als einem Porträtisten von Rang im Bildnis dargestellt sehen. Aber jetzt steht die Sache doch schon längst so: wir sind immer wieder am meisten begierig zu sehen, wie gerade Samberger die oder jene Persönlichkeit unserer Zeit aufgefaßt hat.

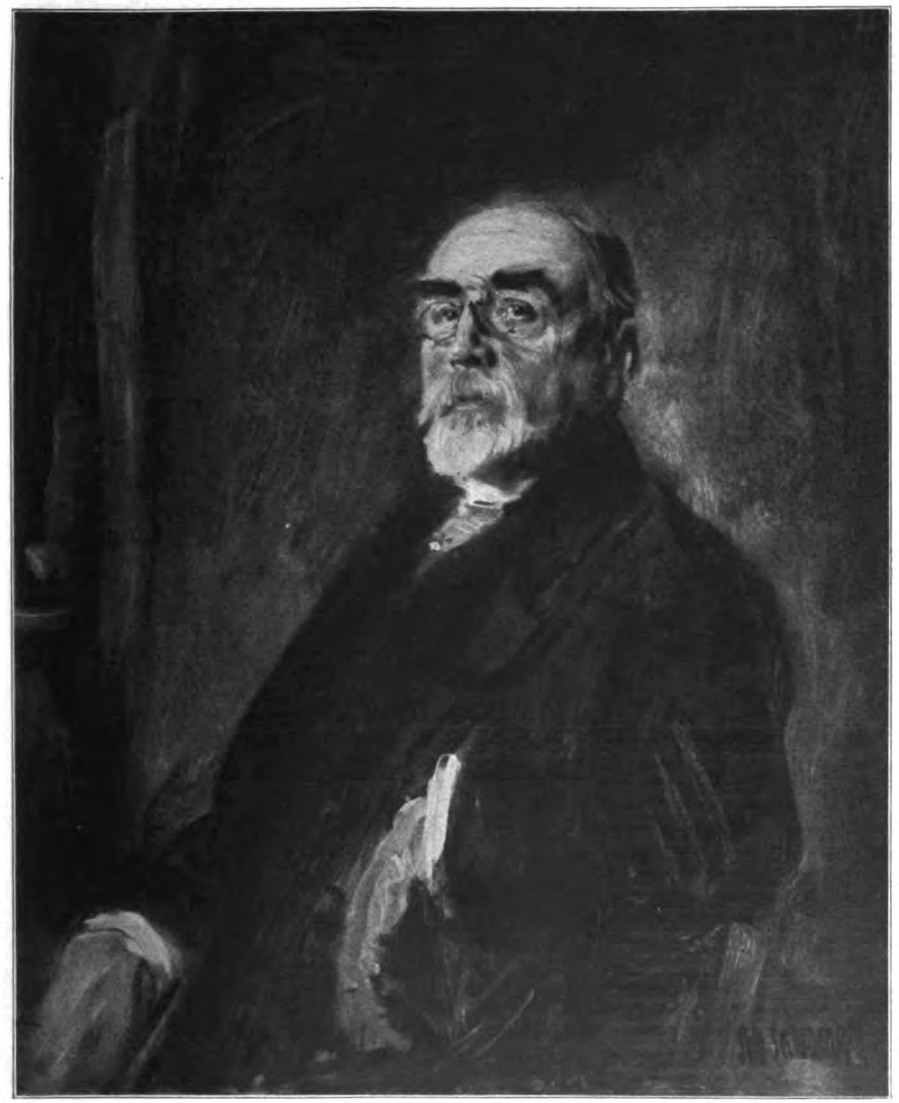
Zu allen Zeiten und sicherlich in allen Ländern wird imponieren die große Reihe seiner Porträts weltbekannter deutscher Industrieller. Imponieren durch doppeltes Gewicht.

Lebt gerade in den Männern industrieller und wirtschaftlicher Schöpfungen ein Etwas von unbeirrbarer Kraft, Klarheit, Zielsicherheit, Überwindungslust, oft auch etwas vom Behagen in erlesener militärischer Haltung und Zucht, so verstärkt sich diese Wirkung im Bilde, weil es einer geschaffen, der von sich ein anderes Großes dazutat, um alles Gegebene aus unseren flüchtigen Tagen herauszuheben, zu erhöhen, nicht zu verzerren.

Freuen wir uns, daß uns ein Bildniskünstler von so einzigartiger Größe und Haltung wie Samberger geschenkt wurde, freuen wir uns besonders, daß er uns und der Nachwelt das Bild von Männern erhält, von denen nicht wenig die Erhaltung unseres Vaterlandes abhängt!

Geschrieben 3. Jan. 1923.

Prof. Dr. E. W. Bredt, München.



Geheimrat Jung, Elberfeld. Gemälde von 1910

Schaffen und Streben heißt unser Gebot,
Fortschritt ist Leben, Stillstand ist Tod.

Wie der erbliche Fürst unter dem Zwange seiner Geburt, seines Geschlechts, nach staatlicher Macht, wie der Künstler unter dem Zwange seiner Eingebung nach Ausdrucksformen strebt, so strebt der Arbeitsadel unter unentrinnbarem Zwange seiner Anlage nach wirtschaftlicher Macht, nach immer weitergesteckten Betätigungsfeldern.

Welch eine psychologische Verständnislosigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung, den „Kapitalismus" als Goldgier verantwortlich zu machen für die Herausbildung wirtschaftlicher Riesenbetriebe, deren Schöpfer oft ganz persönlich das bescheidenste Dasein führen, abseits jeder Genußfreude im materiellen, vielleicht auch im kulturellen Sinne, außerstande, den Tag anders aufzufassen, denn als vierundzwanzig Arbeitsstunden, nur unter dem Zwange des wirtschaftlichen Schöpferwillens stehend, dem Zwange eines nie zu sättigenden Tätigkeitsbedürfnisses.

In den Riesenmaßen der Neuen Welt, in jenem Amerika, das trotz seiner massigkontinentalen Ausdehnung zusammenzuschrumpfen scheint zu einem gewaltigen Kai zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, erscheinen uns heute jene Arbeitsgiganten, die nicht nur Milliarden auf Milliarden häufen, sondern sich überhaupt nur



Senator Wuppesahl, Bremen. Gemälde von 1914

zutreffen gewesen? Unverständlich war und ist er der Natur des Slawen so gut wie der des Romanen, ganz zu schweigen vom Orientalen. Der weltbeherrschende Brite aber versteht sich trefflich auf die Kunst, andere für sich arbeiten zu lassen. Er holt seine Schätze als Gebieter aus Indien, Ägypten, Südafrika, hält aber für sich selbst nichts heiliger als sein Wochenende und seinen erholsamen Sport.

Die Arbeit um ihrer selbst willen in Ehren halten, adeln, als Lebenszweck behandeln — das war deutsche Eigentümlichkeit, für die ringsumher kaum irgendwo Verständnis gefunden oder auch nur gesucht werden konnte. Arbeitsadel im reinen Sinne war nur auf deutschem Boden entwicklungsfähig. Kein Wunder, daß diese Spezies auf so wenig Verständnis stößt, daß ihre Motive nicht nur im Ausland, sondern auch im Inland so viel falsche und schiefe Beurteilung finden.

Zu höchster Reinkultur hat sich dieser deutsche Arbeitsadel dort entwickelt, wo der Boden die meisten Rohstoffe hergibt, die auf wohl fühlen können in der Herrschaft über ungeheure Fabrikanlagen, Zehntausende von Arbeitskräften, wirtschaftliche Weltverbindungen rund um den ganzen Erdball, als eine Selbstverständlichkeit. Wenn aber bei ihnen doch großenteils das rein spekulative Moment, das „make money" vorherrscht und die Skrupellosigkeit ihres Systems uns in ihrer Betrachtung um so skrupelvoller stimmen mag, so haben wir in Deutschland wohl den reinsten Typ des wirklichen Arbeitsadels entwickelt — konnte er am Ende überhaupt nur in Deutschland entwickelt werden.

Wie Preußen das einzig dastehende Land der Pflichtfanatiker gewesen, so war das junge Deutschland das Land der Arbeitsfanatiker. Gestehen wir es uns ein: Unser Arbeitsfanatismus hat uns viel mehr Feinde geschaffen als unser „Militarismus" oder was sonst man drüben immer vorgeschützt haben mag. Wo sonst in der Alten Welt wäre dieser Arbeitsfanatismus an-



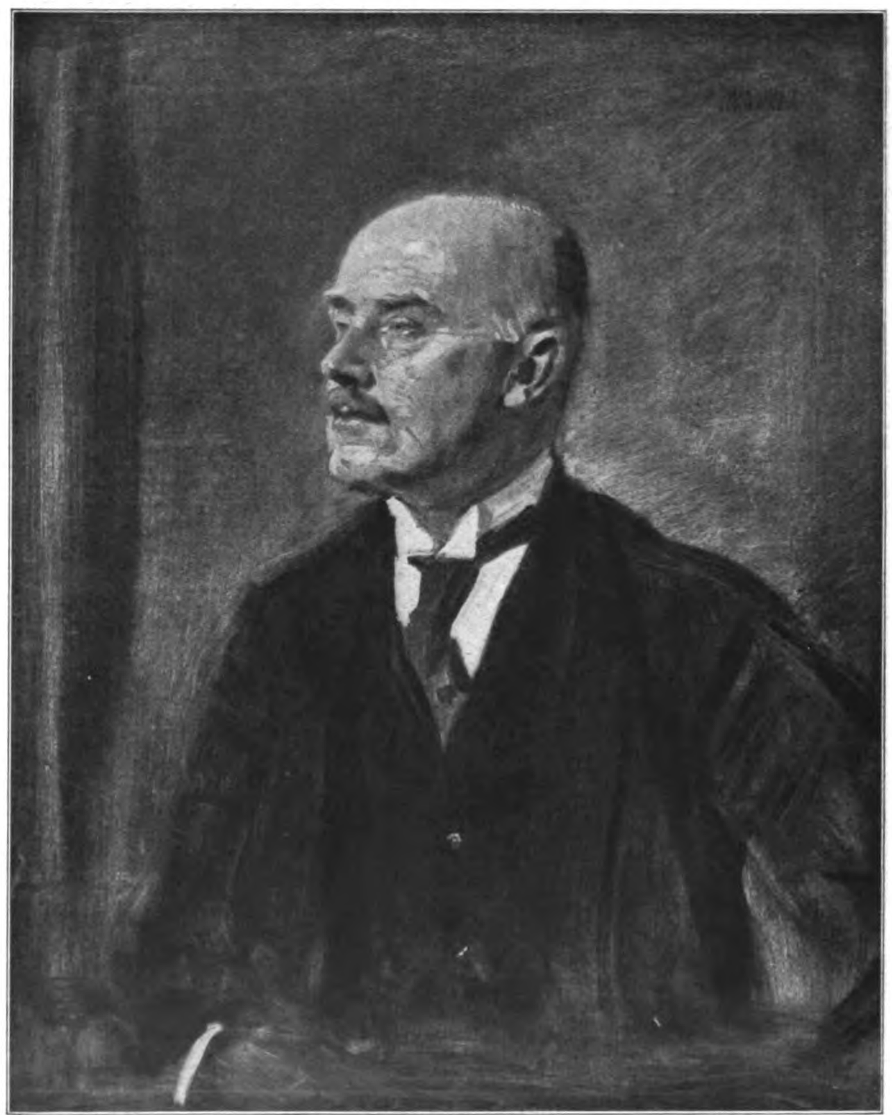
Oberbürgermeister Marx, Düsseldorf. Gemälde von 1922



August Thyssen. Gemälde von 1921

engem Raum eine Höchstzahl von Arbeitskräften zu beschäftigen gestatten. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet ist seine Hochburg und der eigenwillige westfälische Dickkopf der Typus, der heute im deutschen Arbeitsadel die Spitzenstellen einnimmt. Durch Generationen war der Name Krupp das leuchtende Vorbild. Heute ist die Familie Krupp im Mannesstamm erloschen. Andere Namen sind in den Vordergrund gerückt, voran die großen Antipoden Stinnes und Thyssen.

Starker Eigenwille prägt sich bei diesen beiden hervorstechendsten Industriekapitänen in der Familiengeschichte aus. Das Kapitel Väter und Söhne erinnert in der Geschichte dieser bürgerlichen Fürstenhäuser der Industrie an die historischen Kronprinzengeschichten. Im Hause Thyssen Prozeß des Vaters gegen den Sohn. Im Hause Stinnes läßt der junge Hugo sich mit achtzehn Jahren durch das Vormundschaftsgericht als volljährig erklären, tritt nach zweijähriger Tätigkeit aus der Firma Matthias Stinnes, an der seine Mutter mit einem Fünftel des Kapitals beteiligt war, aus, um eine eigene Konkurrenzfirma zu begründen und sie in großem Schwung weit über den gewohnten Rahmen hinaus zu entwickeln. August Thyssen, heute ein mehr als Achtzigjähriger, der in seinen Zwanzigern zunächst das Eisenwerk Duisburg mit 8000 Talern Kapital geschaf-



Ernst von Borsig, Berlin. Gemälde von 1922

fen, dann im Jahre der Reichsgründung nach Mülheim an der Ruhr übersiedelt ist und dort das Riesenwerk „Deutscher Kaiser" entwickelt hat. Voller Stolz blickt er auf seinen gewaltigen Land- und Grubenbesitz zwischen Rhein und Emscher, auf die Tatsache, daß er den ersten Fünfhunderttonnen-Hochofen in Deutschland erbaut und die ersten Hunderttonnen-Martinofen hergestellt hat. Der Rastlose gönnte sich erst im dreiundsechzigsten Lebensjahre einen Herrensitz durch Ankauf des seit 1280 bestehenden Bergschlosses Landsberg, nachdem Paarung von Vorsicht und Entschlossenheit ihn auf den ersten Platz der deutschen Industriemagnaten gestellt.

Der um dreißig Jahre jüngere Stinnes sieht seinerseits den besonderen Stolz darin, als praktischer Bergarbeiter unter und über Tage von der Pieke auf gedient zu haben und das Leben des schlichten Arbeiters, dem man ihn so gern als Wauwau hinstellt, aus ureigenster Erfahrung zu kennen. Wenn er schon vor dem Kriege die Zahl der Arbeiter, über die er als Werksdirektor oder Aufsichtsratsvorsitzender zu verfügen hatte, auf weit über hunderttausend bezifferte, so geschah das nicht aus Selbstgefühl des „Sklavenhalters", sondern im Gegenteil in Betonung seines Verantwortungsgefühls. Sein ureigenstes Schaffensgebiet für Deutschland war



Max Klönne, Dortmund. Gemälde von 1922

und ist die sogenannte vertikale Gliederung der Wirtschaft, das heißt die Zusammenfassung aller zusammengehörigen Wirtschafts- und Verkehrszweige vom rohesten Rohstoff bis zur Verteilung des Fertigfabrikats. Als Herr von Kohle und Eisen baut er Werften, um aus seinem Eisen Schiffe auf Stapel zu legen, sie mit seinen Kohlen zu fahren, ja, kauft Hotels, um die fremden Passagiere seiner Schiffe unterzubringen, Kurhäuser, um sie auch durch ihren weiteren Aufenthalt in Deutschland an sich zu fesseln. Gehört ihm ein Wald, so gründet er nicht nur eine Papierfabrik, sondern auch Druckerei und Zeitung für den Konsum des Papiers. Kein Zwischengewinn entgeht ihm, dem Organisator größesten Formats, dem Arbeiter des Vierundzwanzigstundentages.

Was Thyssen und Stinnes für die deutsche Kohlen- und Eisenindustrie, das ist Duisberg für die chemische Industrie. In jungen Jahren in die alte Farbenfabrik von Friedrich Bayer & Co. als Chemiker eingetreten, arbeitete er sich durch alle Stufen zu deren Generaldirektor empor und verschaffte dem Namen der Fabrik in Leverkusen Weltruf. Nicht nur der Ehrendoktor deutscher Universitäten, auch die Mitgliedschaft erster wissenschaftlicher Gesellschaften des Auslandes zeichnete ihn gebührend aus. Heute, beim drohenden Niedergang der deutschen Wissenschaft durch Geldnot, steht er in vorderster Reihe ihrer Beschützer und der tatkräftigen Helfer für den deutschen Werkstudenten, weiß er doch, was die deutsche Industrie der deutschen Wissenschaft zu verdanken hat. Unter den durch



Dr. Heim, Führer der Bayrischen Bauernpartei. Gemälde von 1916

und Stahlindustrie nachbarlich einem Brennpunkt deutschen Kunstlebens gesellt. Den Großen der Industrie eng verbunden, schlägt er eine Brücke vom Arbeitsadel zum Geistesadel und Kunstadel und versöhnt oder umfaßt Gegensätze, die sonst schwer überbrückbar erscheinen. Ihm mag ein so gescheiter Kopf wie der westfälische Landrat Thomée-Altena an die Seite gestellt werden, ein gewiegter Kunstkenner und -sammler und so beliebter Verwaltungsbeamter, daß zur Zeit der Städterepubliken selbst die Roten ihn an der Spitze haben wollten — was er freilich als mit seiner politischen Gesinnung unvereinbar dankend ablehnte.

Wenn wir in der willkürlichen Auswahl deutscher Charakterköpfe des Arbeitsadels dem Maler folgen wollen, der sie im Bilde festgehalten und seine Charakterisierungskunst mit Vorliebe an ihren prägnanten Köpfen übt und mit ihm vom Industrierevier Abschied nehmen, so verweilen wir doch wenigstens noch einen

hohe kulturelle Interessen ausgezeichneten, feingeistig hervorragenden Persönlichkeiten der deutschen Industrie, die nicht in ihrer wirtschaftlichen Arbeit ersticken, sondern auch für die persönliche — nicht nur materielle — Förderung deutschen Geisteslebens Zeit und Lust erübrigen, gebührt auch Dr. Goldschmidt-Essen ein besonderer Ehrenplatz.

Als ruhende Pole in dem hastenden Leben der führenden Kreise rheinisch-westfälischer Großindustrieller vom Schlage der Stinnes, Thyssen, Klönne — gleichfalls eines Herrschers im Reich der Zechenkonzerne — und anderer kann man einzelne hervorragende Verwaltungsbeamte jenes Gebiets ansprechen, Männer, wie einst der beliebte Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Rheinbaben, oder heute der Oberbürgermeister von Düsseldorf, Marx, der Resident jener Stadt, in die sich der Brennpunkt der wirtschaftlichen Organisation deutscher Eisen-



Landrat Thomée, Altena (Westfalen). Gemälde von 1921

Augenblick am Rhein, indem wir des verstorbenen Henckell gedenken. Wer jemals an der Straße vom Rhein nach Wiesbaden in den Riesenräumen der neuen Henckellschen Sektkellereien geweilt, weiß sich ein Bild davon zu machen, was für ein gewaltiges Stück Arbeit hier geleistet worden ist, um dem deutschen Schaumwein seinen Platz neben dem französischen Champagner zu sichern und eine Exportindustrie großen Ausmaßes auch auf diesem Gebiet ins Leben zu rufen. Gleich ihm und Geheimrat Jung-Elberfeld weilt auch der frühere Leiter der Bremer Schiffahrtsgesellschaft, der kunstsinnige Wuppesahl, nicht mehr unter den Lebenden.

Berliner Arbeitsadel finden wir verkörpert in den Brüdern Borsig, deren Vater neben der Berliner Lokomotivfabrik die Stettiner Portlandzementfabrik und Walzmühle gegründet hat und an der Gründung der Vulkanwerft beteiligt war. Auch die Borsigsche Maschinenfabrik genießt Weltruf, und ihre heutigen Leiter zählen zu den vornehmsten Naturen des Berliner Wirtschaftslebens.

Endlich noch eine vielumstrittene, aber zweifellos geistig besonders hervorragende Figur des politischen Lebens in Süddeutschland: Dr. Georg Heim-Regensburg. Obwohl ein studierter Herr, doch ein rechter Bauernführer, ein durch und durch praktischer Kopf, wenn er auch manchem politischen Kollegen bisweilen als rechter Querkopf erscheinen mag.

Das ist schließlich ihrer aller Los: Sie sind so selbständige, so in sich selbst gefestigte Naturen, zeigen nach außen bisweilen wohl auch so viele und teilweise scharfe Kanten, daß die Masse sie oft mit falschem Urteil bedenkt, sie anfeindet, wo sie weit eher Grund zur Dankbarkeit und willigen Gefolgschaft hätte. Wo zumal Arbeitsunlust gezüchtet wird, kann und wird der Arbeitsadel nicht auf Verständnis rechnen. Aber in unserer heutigen Lage, in der nur angespannteste Arbeit uns vor dem Untergang bewahren kann, gehört die Führung niemand so sehr, wie den leitenden Köpfen des deutschen Arbeitsadels.

Geschrieben Ende Januar 1923.

Arthur Dix, Berlin.

... und es gibt Frauen. Von Heinz Brenner

... und es gibt Frauen, die sind hart und alt
Und haben karge und genaue Hände,
Die pfennigweis das Leben abgezählt —

Selbst Mütter gibt es, die mit spröder Stimme
Zu Kindern sprechen, die ihr eigen sind,
Kein Licht dabei in ihren Augen tragen.

Doch reich sind Stunden, wo dieselben Hände
Ersparte Schätze träumerisch verstreun,
In leeren Augen milde Kerzen brennen —

Dieselbe Stimme aber, mädchenhaft
Und blühend sich an den Geliebten schmieget,
Wenn er als alter Mann vorübergeht.

Erinnerung. Von Walter v. Samson-Himmelstjerna

Wenn ich zur Nacht die Ruhe suche,
Wenn sich des Tages Lärm verlor,
Dann hol' ich aus dem Taschenbuche
Dein stillverborgnes Bild hervor.

Du siehst es ja und fühlst es nicht,
Wenn ich ganz heimlich drüberfahre,
Liebstreichelnd deine blonden Haare
Und dein jungreizendes Gesicht,
Du, Sehnsucht meiner heißen Jahre ...

Dein Haar, so weich wie helle Seide,
Kühlgoldig wie der junge März ...
Du, meines Lebens reinste Freude,
Du — meines Lebens tiefster Schmerz.

War's wirklich mein, was ich besaß,
Das Stück der lieben Heimaterde,
Der Traum vom eignen Heim und Herde,
Und du — die mich schon lang vergaß,
Und die ich nie vergessen werde —?!

Wissenschaft und Okkultismus

Von Univ.-Prof. Dr. Max Dessoir

Wenn im folgenden von Okkultismus die Rede sein wird, so ist eine Richtung gemeint, die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt. Die persönliche Überzeugung solcher Menschen, die irgendwelche Offenbarungen empfangen oder in Zungen reden, berührt sich mit dem Streben der Wissenschaft, zu allgemein gültigen Sätzen zu gelangen, nur mittelbar; der Okkultismus unsrer Tage jedoch kämpft unmittelbar für das wissenschaftliche Daseinsrecht bestimmter Erscheinungen und Erklärungen. Natürlich kann das Wort „Okkultismus" nicht die Bedeutung haben, daß es überhaupt verborgene Tatsachen und Gesetze gibt. Denn in diesem Sinne wären wir ja alle Okkultisten; wir alle pflichten sogar dem Satze bei, den Maeterlinck (in dem sonst recht anfechtbaren Buch: „Le grand secret" auf S. 319) geschrieben hat: „Le grand secret, le seul secret, c'est que tout est un secret." Hier aber handelt es sich um eine begrenzte Gruppe von Erscheinungen, eben um die im engeren Sinne okkult genannten. Sie sind meines Erachtens durch drei Merkmale gekennzeichnet. Erstens finden sie sich selten und treten meist unvorhergesehen auf, sind jedenfalls nur schwer mit gleichbleibender Sicherheit und in gleichmäßiger Beschaffenheit hervorzurufen. Zum andern scheinen sie der uns bekannten Gesetzlichkeit der Natur zu widersprechen und wie ein Fremdkörper in den Organismus der Naturwissenschaften einzudringen. Endlich haben sie noch die Eigentümlichkeit, daß sie an besondere Fähigkeiten einzelner Menschen gebunden sind.

Von solchen Vorgängen wollen wir diejenigen ins Auge fassen, deren gemeinschaftliche Eigentümlichkeit darin besteht, daß ein (idealer oder realer) Gegenstand — angeblich — ohne die sonst hierfür nötige Vermittelung der Sinne wahrgenommen wird. Und zwar wollen wir uns auf Fälle beschränken, wie sie neuerdings von wissenschaftlich gebildeten Männern beobachtet und beschrieben worden sind.

Als Grundform gilt die ohne erkennbare Vermittelung vollzogene Übertragung von Vorstellungen, die sogenannte Telepathie. Gesetzt, jemand stelle sich ein Bild oder eine Melodie vor — ohne Unterlage in der körperhaften Wirklichkeit — und bei einem andern träte nahezu gleichzeitig dasselbe Bild oder dieselbe Melodie im Bewußtsein auf, so scheint sich ein Vorgang zwischen Seele und Seele abzuspielen, ohne Hilfe des Auges oder des Ohrs. Die Herren Tischner und v. Wasielewski*) berichten dergleichen. Nach ihrer Ansicht sieht der Empfänger der telepathisch übermittelten Vorstellung den Gegenstand dieser Vorstellung wie durch einen Nebel hindurch, in dem hier und da Lücken entstehen; er kann deshalb nicht sofort sagen, welcher Gegenstand es ist, sondern er setzt Einzelheit an Einzelheit, bis das Ganze ihm klar wird. Bei der unscharfen und schwankenden Art der Phantasievorstellungen wäre das ganz begreiflich. Manchmal scheint der Erfolg über Erwarten gut. Herr v. Wasielewski dachte an einen Geiger, der — vor dem Orchester stehend — ein Konzert spielt; die Versuchsperson sagte: „Ich sehe nichts als eine Geige." Man weiß nicht recht, was da ohne Hilfe des Auges wahrgenommen sein soll. Hat Herr v. Wasielewski wirklich das deutliche Bild einer Geige gehabt, das sich übertrug? Oder nicht vielmehr den Umriß des Menschen innerlich gesehen und dazu das Wort ‚Geige' gedacht?

Die Hauptsache bei solchen Versuchen ist, daß alle Fehlerquellen sorgsam ausgeschaltet werden. Fehler können sich einschleichen, erstens, indem der Versuchsleiter die ihm vorschwebenden Worte oder Melodien unwillkürlich leise flüstert, zweitens, indem er zu den Einzelaussagen der Versuchsperson unwissentlich Billigungs- oder Mißbilligungszeichen gibt und sie dadurch auf den rechten Weg lenkt. Beweiskräftig im strengen Sinne werden die Versuche erst dann, wenn diese Möglichkeiten durch die räumliche Entfernung der beiden Personen oder durch andere Mittel ausgeschlossen sind. Ferner darf die Wahl der zu übertragenden Bewußtseinsinhalte nicht einfach dem Belieben überlassen werden. Bei Wasielewski z. B. spielt die Geige eine verhältnismäßig große Rolle, bei den von andern Forschern aufgestellten

*) Dr. med. Rudolf Tischner: „Über Telepathie und Hellsehen", München, J. F. Bergmann, 1920. — Dr. phil. Waldemar v. Wasielewski: „Telepathie und Hellsehen", Halle a. S., Carl Marhold, 1921. — Vgl. auch Ch. Richet: „Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sog. Hellsehens." Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing, 2. Aufl., Stuttgart, Ferdinand Enke, 1921.

Reihen lassen sich assoziative Verknüpfungen nachweisen, die ebensogut im Bewußtsein der Versuchsperson sich einstellen und das Gelingen der Versuche erleichtern, vielleicht sogar ermöglichen können. Deshalb sollte der „Geber" etwa fünfzig Aufgaben bereit halten und das Los über ihre Folge entscheiden lassen. Je weniger Angriffspunkte die Versuchsanordnung bietet, desto besser. Für den Hausgebrauch mag man die Bequemlichkeit über die Genauigkeit stellen; sobald man aber andere überzeugen will, muß man sich gegen Einwände schützen; denn wer neuartigen, schwer glaubhaften Erscheinungen die wissenschaftliche Anerkennung erkämpfen will, hat die Beweislast.

Gemeinhin werden die telepathischen Versuche so eingerichtet, daß der Geber den Gegenstand, auf den er seine Aufmerksamkeit sammeln will, tatsächlich vor sich hat: er betrachtet etwa eine Zeichnung und versucht, sie auf den Empfänger zu übertragen. Bei dieser Anordnung kann jedoch — im Sinne des Okkultismus — ebensogut Hellsehen vorliegen, d. h. Wahrnehmung des Dinges selbst ohne Hilfe des Auges (also nicht Übertragung einer Vorstellung von Bewußtsein zu Bewußtsein). Wir wollen diese oft behauptete Fähigkeit Telästhesie nennen, genauer: zentrale Telästhesie, wenn sie sich auf die äußere Erscheinung und die unmittelbare Wirkung eines Dinges (oder einer Person) bezieht. Herr v. Wasielewski packte die 25 Buchstaben des großen lateinischen Alphabets und die Zahlen 1 bis 9, aus Messingblech angefertigt, in 34 gleiche Kästchen. Den Inhalt von 13 beliebig ausgewählten Kästchen — den also niemand im Einzelfall kannte — hat die Versuchsperson erstaunlich gut nachgezeichnet. Selbst mikroskopische Präparate hat sie zutreffend beschrieben (soweit man urteilen kann, ohne eine von einem geübten Mikroskopiker stammende Beschreibung daneben zu haben), gleich als ob sie ein Vergrößerungsglas vor ihr Fernauge zu halten vermöchte.

Wir wollen uns für dieses Mal hierbei nicht aufhalten, sondern zur peripherischen Telästhesie übergehen. Hierunter sei eine hellseherische Wahrnehmung verstanden, die sich auf die Umgebung und die Schicksale eines Gegenstandes bezieht. Wenn wirklich Hellseher den Ort eines verloren gegangenen Schmuckes anzugeben oder „im Dienste der Kriminalpolizei" die Spur eines Räubers aufzufinden wissen, dann muß doch wohl an einem Gegenstand oder an einem Ort oder an einer Person irgend etwas haften können, was der übersinnlichen Wahrnehmung sozusagen auf die Fährte hilft. In der Tat wird das heutzutage von einigen Gelehrten angenommen. Ein in Mexiko lebender Arzt Dr. Pagenstecher hat mit einer Frau Maria Reyes de Z. experimentiert. Er hat ihr nacheinander sechs Bimssteinstücke in die Hand gegeben und von ihr Schilderungen erhalten über die Gegend, aus der sie stammten, und über die Schicksale, die sie erfahren hatten. Obwohl nur die Fingerspitzen in Berührung mit dem Stein kamen, hatte die Dame Empfindungen in den andern Sinnesgebieten: vier von den sechs Stücken gaben ihr den Geschmack von etwas Verfaultem (sie waren aus einem Sumpf geholt), eines davon schmeckte außerdem bitter (es war mit einer aus Enzianwurzel hergestellten Tinktur behandelt), ein andres süß (es hatte in einer Lösung von Zucker und Saccharin gelegen). Geruchs- und Temperaturempfindungen traten gleichfalls auf. Was das Gehör betrifft, so gab nur eins der sechs Stücke ein bejahendes Ergebnis, nämlich eins, das drei Wochen lang in dem Gehäuse einer Wanduhr eingeschlossen gewesen war: da hörte die Versuchsperson das Ticktack einer Uhr.

So das Problem. Dr. Pagenstecher setzt auf den Kopf des Problems einen Erklärungshut, der nicht darauf paßt: er nimmt an, daß Hautnerven durch die hinteren Rückenmarksstränge hindurch dem Gehirn Empfindungen anderer Sinne übermitteln können. Aber in dem Stein ist kein Schlagwerk, das anstatt mit den Ohren mit der Haut wahrgenommen worden wäre: wir gewöhnlichen Sterblichen würden ja auch dann kein Ticken hören, wenn wir den Stein dicht ans Ohr hielten. Zu erklären bleibt vielmehr, wie der Stein etwas von der im Uhrgehäuse verbrachten Haft an sich behalten haben kann.

Dieselbe Frage erhebt sich, wenn wir von Dr. Joseph Böhm („Seelisches Erfühlen", „Telepathie" und „räumliches Hellsehen" von Dr. Joseph Böhm, Pfullingen, Verlag von Baum, o. J.) über eine Nürnberger Dame erfahren, daß sie beim Abtasten von Schriftstücken, die ihr — im Umschlag geborgen, also für sie nicht lesbar — übergeben werden, die äußere Erscheinung sowie die seelischen Eigentümlichkeiten des Schreibers zu schildern imstande ist. Wiederum scheint es, als ob ein totes Ding einen Rückstand seiner Schicksale und seines Ursprungs an sich trägt. Allein von neuem muß darauf hingewiesen werden, daß die Beweisführung in beiden Fällen nicht lückenlos ist. Im ersten Fall mag bei den Vorversuchen der Frau de Z. etwas von der Behandlung der einzelnen Steine bekannt geworden sein, im zweiten Fall fragt es sich,

ob die Beschreibung so genau ist, daß sie tatsächlich nur auf eine einzige Person zutrifft. Es werden uns Vorgänge berichtet, die doch gar zu phantastisch klingen. Eine Postkarte mit der Photographie einer Schauspielerin und ihres Mitspielers in den Hauptrollen des „Totentanzes" wurde gut eingehüllt der Versuchsperson in die Hand gegeben. „Als ich der Künstlerin die Angaben vorlas, erklärte sie, daß z. T. ihre eigenen Worte, z. T. diejenigen ihres Partners wiedergegeben sind, im übrigen der Inhalt des Stückes sehr gut beschrieben ist." Soweit ich Schauspielerinnen kenne, denken sie bei einer photographischen Aufnahme nicht an den Inhalt des Stückes — wie also davon etwas auf die Karte und von ihr auf das „Medium" übergegangen sein soll, ist uns ganz unerfindlich.

In diesem Fall und häufig dürfte wohl Täuschung und Selbsttäuschung des Rätsels Lösung bilden. Dr. Tischner verwahrt sich zwar gegen die Neigung der Gelehrten, „einem Forscher auf diesem Gebiete von vornherein ein geringeres Maß von Intelligenz zuzubilligen, als man es sonst zu tun pflegt". Dazu liegt aber doch bei der Fremdartigkeit, Verwickelung und Schwierigkeit der Dinge ein gewisses Recht vor. In Betracht zu ziehen ist ferner das Walten des Zufalls. Ein englischer Gelehrter erzählte kürzlich (im Journal of the Society for Psychical Research, Oktober 1921), er habe ein beliebiges Buch aus seiner Bibliothek herausgegriffen und sich gefragt, ob er nicht vielleicht in der Mitte einer vorher aufs Geratewohl bestimmten Seite einen Satz finden würde, der auf seinen Vater zutreffe. Und richtig, da stand der Satz: Good luck for your fishing. Der Vater aber war ein leidenschaftlicher Angler. Endlich führt auch die unbegrenzte Deutungsfähigkeit der Dinge einerseits, die Vieldeutigkeit der Sprache anderseits zu Übereinstimmungen, die keinen wirklichen Zusammenhang aufdecken.

Das Bedenklichste bei solchen Untersuchungen ist die Tatsache, daß die Ergebnisse um so dürftiger ausfallen, je genauer geprüft worden ist. Ich habe das erst kürzlich von neuem erfahren. Im Sommer 1921 hatte die Berliner Psychologische Gesellschaft einen aus Dr. Bärwald, Dr. Moll und mir bestehenden Ausschuß eingesetzt, der den Behauptungen der Okkultisten nachgehen sollte. Der Ausschuß erließ einen Aufruf an alle, die im Besitz sogenannter okkulter Fähigkeiten zu sein glauben, sich mit ihm zum Zweck einer wissenschaftlichen Feststellung in Verbindung zu setzen. Da die Presse dem Aufruf in dankenswerter Weise eine große Verbreitung gegeben hatte, so meldeten sich nicht wenige und schickten entweder Berichte ein oder suchten uns persönlich auf. Unter den Berichten ragten zwei hervor, die von Wahrträumen zu erzählen wußten; leider aber fehlten ursprüngliche und in bezug auf das Datum sicher beglaubigte Aufzeichnungen, die man für eine genaue Nachprüfung nicht entbehren kann: der eine Berichterstatter hatte das Gegenteil dessen getan, was erwünscht ist — er hatte, als einer der Träume mit „unheimlicher" Genauigkeit eintraf, in einem Anfall von Entsetzen das ganze schriftliche Material verbrannt. Von den vielen, die persönlich zu uns kamen, ist keiner abgewiesen worden, obwohl es oft genug auf der Hand lag, daß es sich nur um Schwärmer und Wirrköpfe handelte: wir haben alle angehört und uns ihre Künste zeigen lassen. Einige blendeten zunächst durch Zeugnisse und Erzählungen. Da war ein „Magnetopath", der Blinde sehend gemacht haben wollte, aber bei einer an Schüttellähmung leidenden Kranken, die wir ihm zuführten, versagte. Dann war da unter anderem ein Hellseherpaar, das jeden Diebstahl aufklären konnte, nur gerade nicht die beiden Diebstähle, an deren Aufhellung uns gelegen war. Auch einen bekannten Chirologen haben wir geprüft, weil die Okkultisten vielfach der Ansicht sind, die Betrachtung der Hand bilde (wie die Karten und der Kaffeesatz) nur ein Auslösungsmittel für die hellseherische Begabung. Es kam nichts dabei heraus als die Bekanntschaft mit einem menschenkundigen, sehr liebenswürdigen und äußerst interessanten älteren Herrn.

Muß ich erst versichern, daß ich das (im Oktober 1922 der Psychologischen Gesellschaft vorgelegte) negative Ergebnis lebhaft bedauere? Wir haben unendlich viel Zeit auf eine Feststellung verwendet, die von niemand bezweifelt wird, nämlich auf die Feststellung, daß Selbsttäuschung und Suggestion, mangelhafte Beobachtung und Erinnerungsschwäche eine tragende Rolle auf dem theatrum magnum des Okkultismus innehaben. Wie dankbar wären wir für die Möglichkeit gewesen, eine übernormale Wahrnehmungsfähigkeit nachweisen und vielleicht sogar dem wissenschaftlichen Verständnis näherbringen zu können! Natürlich beweist unser Mißerfolg grundsätzlich nichts gegen das Vorhandensein von Personen, die wirklich über „okkulte Kräfte" verfügen. Weshalb melden sie sich nicht, wenn sie — wie ihre Anhänger versichern — in Massen da sind?

Mir scheint: es wird noch langer und mühevoller Arbeit bedürfen, bis Wissenschaft und Okkultismus sich finden.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Clara Viebig: Unterm Freiheitsbaum (Stuttgart 1922) — Jakob Schaffner: Johannes. Der Roman einer Jugend (ebd. 1922) — Peter Dörfler: Der ungerechte Heller (München-Kempten 1922) — Ernst Zahn: Das Licht (Stuttgart 1922) — Rudolf Hans Bartsch: Frohe Botschaft des Weltkindes (Stuttgart 1922) — Wilhelm Scharrelmann: Traumland (Leipzig 1922) — Goethes Werke. Auswahl in 15 Bänden (Stuttgart 1921/22)

ls Clara Viebig ihren Roman Unter dem Freiheitsbaum schrieb, ahnte sie wohl kaum, wie sehr sie damit unserer „Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl" wecken würde, mit Vater Virgil zu sprechen. Die Knechtung der Rheinlande durch die Franzosen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gibt ihr den Stoff zu einem jener großen Zeitromane, in denen sie ihr Bestes geleistet hat. Aber gerade weil man merkt, daß die Dichterin nicht um der naheliegenden Parallele willen zu diesem Stoffe griff, weil jede aufdringliche Nutzanwendung auf das Heute vermieden ist und sogar der Gegensatz zwischen Deutschtum und Franzosentum in keinem Augenblick einseitig und tendenziös herausgearbeitet wird — gerade darum wirken die Vorgänge so ungeschminkt wahr und überzeugend. Die Vergleiche mit der Gegenwart springen doch für den Leser aus jedem Kapitel heraus. Im Grunde ihres Wesens ändern sich ja die Volkscharaktere in drei Menschenaltern nicht. Und der große Napoleon, der seine Franzosen sehr gut kannte, sagte schon 1797: „Die Franzosen bedürfen des Ruhmes, sie suchen Befriedigung für ihre Eitelkeit, aber von Freiheit verstehen sie nichts." So hat denn auch Clara Viebig den Titel ihres Romanes ironisch gemeint. Unter dem Freiheitsbaum war Altes umgerissen, aber das Neue hatte nur lose Luftwurzeln. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Zum Lachen. Nie waren Menschen unfreier gewesen. Noch in Jahrhunderten würde das Volk ja das große Wort ‚Freiheit' nicht verstehen. Und Gleichheit? Einer wie der andere trieb dahin in der Gier nach Genießen — nur darin war Gleichheit. Und Brüderlichkeit? Kain schlug den Abel tot — der Besitzlose griff ‚brüderlich' nach dem, was der Besitzende sich durch fleißige Arbeit erworben hatte ..."

Ein buntes Gewimmel entfesselter Menschen umtanzt, trunken von neuen Worten und Werten, schwindlig gemacht von dem großen Wirbel, diesen Freiheitsbaum, triebhaft lüstern nach Genuß und Gewinn. Keiner traut dem Nächsten mehr, Eigentum und Besitz werden Gemeingut, oder von Plünderern und Wegelagerern geraubt, Liebe ist wildbrünstiges Begehren, Recht haben nur die Kraft und die Frechheit. Schlimme Last liegt auf dem Bürger, dem Beamten, dem friedlichen Händler. Nicht zum wenigsten durch den unerträglichen Druck der französischen Besatzung. Wie wurde das arbeitsame Volk geschröpft durch Kontributionen und Einquartierung! „Und neu waren noch Grundsteuer, Personal- und Möbelsteuer, Tür- und Fenstersteuer, Aufwandsteuer, Patent- und Erbschaftssteuer, Stempelgebühren, Einregistrierungs- und vereinigte Gebühren, von denen man sonst nie etwas gewußt, aufgekommen unter der französischen Herrschaft."

Im Vordergrunde dieses buntbewegten Zeitbildes spielt sich nun die spannende und stellenweise geradezu fortreißende Handlung des Romans ab. Eine Fülle von Gestalten, oft in krassen Farben mit breitem Pinselstrich hingeworfen, mitunter auch geheimnisvoll von mystischem Dunkel verschleiert, steht aus den Zeilen, den Seiten auf. Alle überragen zwei Kerle von mächtigem Wuchs, Hannes Bückler, genannt der Schinderhannes, der in der Moselgegend jahrelang mit einer Räuberbande als Wegelagerer hauste, aber schon im Alter von 24 Jahren gefangen und in Mainz hingerichtet wurde. Clara Viebig schildert ihn als einen im Grunde gutmütigen Burschen, hübsch und übermütig, leicht lenkbar von jungen Weibern, als forschen Kerl, der gern renommiert und immer zu tollen Streichen aufgelegt ist. Stärkeren Anteil nimmt die Verfasserin — und infolgedessen auch der Leser — an seinem Gegenstück, der hohen düsteren Gestalt des Schmiedes vom Krinkhof, Hans Bast. Hier begründet die Dichterin auch, was beim Schinderhannes fehlt, sein verbrecherisches Treiben. Der Schmied ist auf diese Abwege geraten, weil er als Soldat in Trier einmal spießrutenlaufen mußte, um des Weibes eines Vorgesetzten willen. Damals hat er seine Ehre gegen Menschenhaß eingetauscht. Freilich ist dies Motiv nicht dichterisch entwickelt, es bleibt in der Andeutung stecken. Beim Schinderhannes fehlt sogar eine solche Andeutung, obwohl es — dem „Neuen Pitaval" zufolge — geschichtlich feststeht, daß auch er ein „Verbrecher aus verlorener Ehre" war; er wurde es erst, als er wegen eines Vergehens in Kirn öffentlich gestäupt worden war.

Man sieht an der Flüchtigkeit, mit der

selbst diese Hauptgestalten behandelt sind, daß der Verfasserin tiefere psychologische Leitgedanken — an den Michael Kohlhaas darf man schon gar nicht denken — bei diesem Werk fernlagen, sie wollte nur einen spannenden Abenteuererroman schreiben; das ist ihr gelungen; zum Teil sogar meisterlich. In der Wahl der Mittel nicht wählerisch, weiß sie doch durch glutvolle Schilderung auf einem Felde, wo sie auch dichterisch daheim ist — um die Mosel und den Rhein herum — zu fesseln und zu spannen; einzelne Szenen, wie die zwischen dem Schinderhannes und der Pariser Tänzerin bezeugen wieder die sicher gestaltende Hand einer unserer besten Erzählerinnen. Leser, die „nicht vom Bau" sind, mögen wohl auch ohne innere Schmerzen über die Routine hinweggleiten, mit der gerade in die dramatisch bewegtesten Szenen, wo es, in Überfall und Männerkampf, auf Tod und Leben geht, eine rührende Nebenhandlung hineingeflochten wird, das Sterben einer kranken Mutter, oder eines Kindes — oder wie Verführung und Vergewaltigung als billige Motoren der Handlung, da, wo sie zu stocken droht, eingesetzt werden. Aber wenn man solche Maßstäbe beiseite legt, wird man an der farbenglänzenden Darstellung aufregender Begebenheiten, an manchem schönen Landschaftsbild, an dem wuchtigen Schmiß und blutvollen Herzschlag einer berufenen Epikerin seine Freude haben.

Ganz anders beglaubigt sich **Jakob Schaffner** in seinem zweibändigen Roman **Johannes**. Ein still sinnender und das Leben behorchender Poet erzählt hier die Geschichte seiner Kindheit. Früh spürte er den Vergadern des Daseins nach, bis dort hinab, wo es aus dem Sein sich verästelt. An die Geheimnisse der seelischen Entwicklung eines Kindes, an die tiefsten Fragen der Erziehung, der heimlichen Charakterbildung, wird hier gerührt. Der erwachende Instinkt des Knaben wendet sich früh schon, mit der Bestimmtheit einer Magnetnadel von der Mutter ab, dem Vater zu, einem in sich gekehrten Gärtnersmann, der die Pflanzen und Blumen wie ein Vater betreut, seine ganze Liebe und Sorgfalt aber der aufknospenden Seele seines Johannes zuwendet. Früh wird dem Kinde diese Sonne, zu der er nach Pflanzenart sich hinwendet, genommen und darum wohl hat ihm Schaffner, Dichtung und Wahrheit künstlerisch verwebend, den Namen Johannes Schattenhold gegeben. Aus Gram um die Mutter stirbt der Vater. Nun kommt Johannes aus der Schweiz in ein kleines badisches Dorf, zu den Großeltern, wo er ein ähnliches Verhältnis wie daheim zum Vater, zum Großvater gewinnt, dem alten Küster und Maulwurfsfänger. Aber auch diese (mit lichter Frische und Anschaulichkeit gemalte) Zeitspanne geht bald vorüber und der Knabe muß früh den Leidensweg durch die finstere Strenge einer pietistischen Armenanstalt antreten, weil seine Mutter, von dunkler Leidenschaft und Abenteuererlust übers Meer getrieben, ihn verwaist zurückläßt. Aber weder Hunger, noch Gewissenszwang, noch Prügel vermögen das starke Triebleben in der Seele des aufwärtsstrebenden Knaben, der seiner Bestimmung gewiß ist, zu unterdrücken. Aufwühlende innere Erlebnisse verfeinern und klären sein sittliches Empfinden, stählen seinen sich an Widerständen aufrichtenden Charakter. Unter den Kameraden findet er ein armes, verwahrlostes Wesen, das ihm Mitleid zum Freunde wirbt; unter den Lehrern, neben Unverständigen und Fanatikern, Menschen mit weitem Blick und geklärter Seele, auch sie vom Dichter mit tiefdringendem Verständnis, ohne die Lehrern und Erziehern gegenüber Mode gewordene Voreingenommenheit, belauscht und gezeichnet. Es folgen Lehrjahre in der Schusterwerkstatt, Wanderjahre — hier wird man an „Konrad Pilater" erinnert, wo Schaffner einen Teil davon vorweggenommen hat. Und man darf gespannt sein auf die Fortsetzung dieser Lebensbeschreibung, die des Dichters Entwicklung zum Abschluß bringt. Wenn auch manches in diesen zwei Bänden zu weitschweifig, zu umständlich behandelt erscheint und, im Gegensatz etwa zu Wilhelm Meisters kristallener Klarheit, etwas verschnörkelt und verdunkelt, so haben wir hier doch eine der verinnerlichsten Selbstbiographien, die seit jenem Meisterwerk erschienen sind, und es wird sich lohnen, das Ganze, sobald es vorliegt, eingehender zu betrachten.

Derbere Kost bietet **Peter Dörfler**, der aus den höheren Bezirken seiner „Neuen Götter" und seiner psychologisch zugespitzten „Stummen Sünde" wieder auf das Gebiet der breitausladenden Heimaterzählung zurückgekehrt ist. Durch den Sachsenrieder Forst wandern wir zu Beginn des Romans mit den Langbaumfuhrwerken, die im langsamen Trott über schrundige Wege dem Lech und seinen Mühlen und Floßländen entgegenziehen. Am Hohlweg treffen wir die Wasenmeisterin, ein Weib wie ein Kürassier, mit harten, trotzigen Zügen und derben Fäusten. Sie wartet auf das Wägelchen des „Vorstehers", den sie um Rat bitten will. Sie ist verheiratet mit dem wüstesten Kerl weit und breit, und will sich unter allen Umständen von ihm freimachen. Aber wie? Der kluge Vorsteher rät zum Guten. „Wolle jedes Weib davonlaufen, wenn es einmal wettere, oder wenn der Mann einen Fehler habe, so müßten alle Straßen voll laufender Weiber sein. Schwere Stunden seien schlechte Berater." Sie läßt sich bereden, zunächst einmal eine Wallfahrt anzutreten, zu der jener ihr rät. „Aber wenn das Wunder nicht geschieht, Vorsteher, dann kommt etwas, was zum Himmel schreit." Und dies Furchtbare bleibt nicht aus. Nach ihrer Rückkehr von der Wallfahrt erwartet sie wieder den Vorsteher auf seinem einsamen Weg und diesmal

beichtet sie, langsam und zögernd, ein schweres Verbrechen. Sie hat den wüsten Mann, der ihr „zu Ehren" eine Art Leichenschmaus veranstaltet hatte, in seiner Trunkenheit erschlagen. Schließlich stellt sie sich selber dem Gericht und wird nach langem Prozeß begnadigt.

Dies ist aber nur der eine Faden der Erzählung, an dem ein Menschenschicksal von der Spule läuft, die Geschichte der Wasenmeisterin, an der sich ein auf ihrem Geschlecht lastender Fluch erfüllt, der Fluch von dem ungerechten Heller — nach altem Sprichwort frißt er durch sieben Teller. Ein anderer Faden des Romans wird länger ausgesponnen und zu einem Netz verschlungen, das eine ganze kleine Welt umspannt: die der Lechbauern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man könnte dies auch die Geschichte vom Lohmühlenbau nennen. Auch hier erfüllt sich das Schicksal nach dem Sprichwort vom ungerechten Heller; ein Frühlingshochwasser zerstört die Lohmühle, mit ihr Menschenleben und Schicksale, aber am Schluß blüht die Hoffnung in einer jungen Liebe wieder auf, der die alte Wasenmeisterin klingenden Segen gibt.

Dörfler ist ein meisterhafter Erzähler. Scharfgeprägte Gestalten, farbenglühende Schilderungen erfüllen den Roman, Episoden, oft von feinem Humor umglitzert, mitunter von dramatischer Spannung und elementarer Wucht, so die tolle Floßfahrt Ägids und des Ingenieurs auf dem tosenden Lech, oder die Beichte der Wasenmeisterin auf dem Wagen des Vorstehers. Land und Leute sind, ohne impressionistische Aufdringlichkeit, ohne Überladung mit Zuständlichem, kraft eines ungewöhnlichen epischen Gestaltungsvermögens dargestellt, man erlebt das Ganze mit, angeregt und innerlich bereichert.

Nicht zu so großem Wurf holt diesmal Ernst Zahn aus, er legt nur „sechs kleine Novellen", unter dem Titel Das Licht, auf den Büchertisch. Aber auch im kleinen bewährt sich der Meister, und eine gute Novelle ist mehr wert, als ein mittelmäßiger Roman. „Das Licht" sind dem Dichter die Frauen, deren Schilderung er sich in jeder einzelnen Erzählung mit der ihm eigenen Innigkeit befleißigt. „Sie sind das Licht, das lebendurchhellende" sagt er in der poetischen Zueigung. Und es sind die Frauen, wie er sie liebt, gesunde Blutmenschen im Guten wie im Bösen; aus seiner Heimat reiner Bergluft kommen sie, und schlicht, wie dort noch, abseits der großen Verkehrsadern der Fremde, das Leben sich abspielt, sind auch ihre Schicksale. Mag nun im „Förderkorb" ein schalkhaftes Bürgermädel dem führnehmen Galan ein Schnippchen schlagen, mag in den „Drei" das Schicksal von drei Generationen schwer- und wehmütig, wie ein düster murmelnder Bergbach im Tannendickicht an uns vorüberziehen, oder in dem humorgewürzten „Besuch" Stadtstolz sich am Landstolz reiben. Diese drei gefallen mir am besten unter den kleinen Novellen, aber auch die anderen verleugnen nirgends Zahns Eigenart, seine zarte und liebevolle Künstlerseele, seine kristallklare Sprache, den poetischen Schimmer, den er um Menschen und Dinge zu weben weiß, ohne doch ins Romantische und Unwirkliche zu geraten. —

Eine arge Enttäuschung wird Rudolf Hans Bartsch mit seiner Frohen Botschaft des Weltkindes auch denen bereiten, die noch an eine Zukunft dieses einst so vielversprechenden Fabulierers glauben. Selten habe ich von einem namhaften Schriftsteller ein Buch gelesen, das so von Eitelkeit und Fadheit geradezu strotzt. „In diesem Buche" (von nebenbei 190 Seiten) „möchte ich mein ganzes Lebenswerk zusammenfassen," beginnt Bartsch und enthüllt damit für den aufmerksamen Leser seine gegenwärtige Dürftigkeit sehr ungeniert. „Immer", fährt er fort, „wollte ich zwar völlig Dichter, aber selten wollte ich Künstler sein," ein Wort, das denen, die wirklich „völlig Dichter" sind, nur ein mitleidiges Lächeln entlocken wird. Man merkt auch sogleich, worauf es ihm ankommt: „Seit 15 Jahren erst schreibe ich meine Bücher — und heute kommt auf ungefähr dreißig Deutsche eins dieser Bücher." Nicht einmal die Courths-Mahler brüstet sich mit diesem Ruhm, der durchaus der ihre ist... Bartsch spricht dann vom deutschen Volk: „Dieses Volk, es ist jung und erdnahe wie ich." Wie er. Welche Ehre für das deutsche Volk! „Ich habe sein Geheimnis angerührt" (wie einen Schmarrenteig) „und sein unbeirrbarer Instinkt verriet, was noch kein Kritiker zu erkennen wußte: daß die Natur selber mich emporgereicht habe." Emporgereicht hat sie ihn, die Natur selber. Und des deutschen Volkes unbeirrbarer Instinkt hat das erraten. Aber mehr liegt ihm offenbar noch daran, daß er so viele Briefe bekommt. „Aus diesen Tausenden von Briefen weiß ich von einer Gemeinde, die völlig nach mir lebt, mit mir sieht." Also eine Bartschgemeinde. Man wird sie selig preisen müssen, denn das Himmelreich ist ihr. Das scheint Bartsch ganz im Ernst zu meinen, denn er verbreitet sich jetzt ausführlich über Gott und Christus, wozu nichts weiter zu bemerken wäre, als daß er an Oberflächlichkeit auf diesem Gebiet jeden Rekord schlägt. Zwischendurch erzählt er von seinen Lehrjahren mit einer Überhebung und Gehässigkeit gegen seine Erzieher und Lehrer, daß man unwillkürlich in ihnen vernünftige Menschen vermutet. Wer den Unterschied zwischen Gold und Talmi in Menschenwerten deutlich erkennen will, der lese nacheinander Schaffners „Johannes" und dieses Machwerk. Freilich: Bartsch erklärt wenigstens, warum er so viel mehr ist als die anderen: „Im Bewußtsein dessen, das überreich zu haben und genießen zu können, was Goethe das höchste Glück der Erdenkinder nennt, vergrub ich das Pfund einer ‚Persönlichkeit', wie ich sie selten gesehen habe, verbarg ich mich."

Hier schon wird bei den meisten Lesern der Widerwille dem Mitleid weichen. Offenbar hat hier der große Erfolg, wie Bartsch den Massenumsatz seiner Bücher nennt, dem Ärmsten den Kopf verwirrt. So verwirrt, daß er gar nicht erkennt, welche Gemeinplätze er mit seiner „Anweisung zum Glück" auftischt. Er hat ja so unbestreitbar recht, wenn er sagt, man soll die Natur lieben, die Großstadt verabscheuen. Wir verstehen es vollkommen, wenn er äußert: „Immer wieder bewundere ich Gott in den Pflanzen." Oder: „Wissen muß sein." Oder: „Jung bleiben! Wer möchte das nicht?" Noch ein paar Proben vom Tiefsinn dieses Philosophen: „Wir haben doch unsere Sinne!" — „Was kann sich ein Vogel freuen!" — „Schön und heiter soll der Mensch sein." — „Im Winter soll gearbeitet werden." — „Wieviel größer ist der Mensch, der anbetet, als wer sich anbeten lassen möchte." — „Ergriffenheit. Nichts macht den Menschen göttlicher." — „Vernunft und Wissenschaft sind des Menschen stärkste Kraft." — „Blicke den ewig wandelbaren Wolken nach: so ist ja auch dein Herz!"

Abgesehen von dem letzten Bild, das nicht ganz geglückt ist, wird man Bartsch nur zustimmen können. Was er sagt, ist unbestreitbar. Aber das alles hat sich jeder Erwachsene, der nicht gar zu einfach ist, längst an den Schuhsohlen abgelaufen. Gewiß, auch ich ziehe einen Sommerabend im Gebirge einem Berliner Varieté vor, aber um Himmelswillen, wer macht denn davon ein Wesens, als wäre es die erstaunlichste Entdeckung! Man schüttelt sich unwillkürlich, wenn hier in selbstgefälligem Magisterton Anschauungen verkündet werden, die bei jedem halbwegs kultivierten Menschen einfach Voraussetzungen sind; wenn das stillste Empfinden mit Marktgeschrei, das Selbstverständlichste mit philosophischem Dünkel vorgetragen, ein Weltfühlen in Grund und Boden geschwätzt wird. Bartsch zieht, vor dem Spiegel spazierend und wie ein Pfau sein Rad schlagend, in diesem Buch „die Summe seiner Existenz". Eine sehr niedrige Summe, um bei der Wahrheit zu bleiben, ein ergreifendes Armutszeugnis.

In eine andere Welt geht man ein, andere Luft atmet man beim Betreten von Wilhelm Scharrelmanns Traumland. Ein wirklicher Dichter offenbart hier etwas vom Allerheiligsten seines Innenlebens. Es sind Träume und Zwiegespräche mit des Dichters Seele, die wir miterleben. Er weiß, daß diese Seele nicht von heute und gestern, nicht vergänglich wie der Körper ist. Sie spricht zu ihm in stiller Stunde: „Sieh, deine Tage sind wie rinnender Sand. Ich aber bin von Ewigkeit. Da die Erde erschaffen ward, bin ich herabgestiegen in die Welt der Erscheinungen, gefallen, wie eine Blüte von einem Baum in die Tiefe sinkt, und lebe nun in dir, wie eine Gefangene hinter Mauern. Darum ist dein Leid mein Leid, deine Traurigkeit meine Traurigkeit, deine Sehnsucht meine Sehnsucht. Du aber hast mich nicht erkannt, hast mich gescholten und mich schweigen geheißen."

Scharrelmann glaubt an die Seelenwanderung. Träumend schaut er in frühere Daseinsformen zurück und erlebt Episoden noch einmal, deren Gestalten er in der Gegenwart mutatis mutandis wiederzufinden meint. Das Traumland ist von mystischen Nebeln verschleiert, die immer wieder ein Sonnenstrahl zerteilt, der dann auf eine Landschaft fällt und den Hintergrund zu einem Erlebnis gibt, das mit dramatischer Spannkraft und starkem Gefühl erzählt wird. Kleine Meisterstücke der Novellistik sind so in das lesenswerte Büchlein eingesprengt, die Scharrelmanns Ruf befestigen. Das Ganze könnte man eine Paraphrase über die Wanderungen und Wallungen einer Künstlerseele nennen, aber die skizzenhaften Erzählungen sind das Beste darin.

⌘ ⌘ ⌘

Ein sehr bedeutenderes Literaturwerk habe ich hier schon nach dem Erscheinen seiner ersten Bände angezeigt: Goethes Werke in einer neuen Auswahl von 15 Bänden im Cottaschen Verlag. Der Herausgeber ist der schon von der großen Jubiläumsausgabe der Goetheschen Werke her vorteilhaft bekannte E. v. d. Hellen. Das Werk liegt jetzt in ebenso schöner wie gediegener Ausstattung fertig vor und kann als wertvoller Neuerwerb der deutschen Literatur nur angelegentlich empfohlen werden. Gerade das Goethesche Lebenswerk überschreitet an Umfang und Stoffülle soweit das gewöhnliche Maß, daß der Nichtliterat in Zweifel und geistige Not gerät vor diesem Koloß: alles kann er nicht lesen, wo soll er aufhören? Ein Zurückführen der Stoffmasse auf das Wesentliche und Wichtigste ist daher für die Verbreitung der Goetheschen Dichtung von hoher Bedeutung. Zumal Hellen den richtigen Grundsatz befolgt, dem Leser in dieser Ausgabe alles zu bieten, was er immer zur Hand haben möchte, was der Kultursucher lesen sollte und was man kennen muß, wenn man von der Gesamterscheinung Goethes ein richtiges Bild gewinnen will. Diesem Prinzip ist v. d. Hellen mit feinem Verständnis und sorgsamer Wahl treu geblieben. Über Einzelheiten kann man hie und da wohl anderer Ansicht sein, manches lieber aufgenommen, manches weggelassen wünschen; derartige Fragen bleiben immer individuell und es ist hier nicht der Raum, sie zu erörtern. Im allgemeinen kann man sagen, daß in diesem Werk nicht nur die neuste, sondern auch die beste und reichhaltigste der nicht vollständigen Goetheausgaben vorliegt, die in keinem „besseren" deutschen Hause, was Bildung angeht, fehlen sollte. In den besten wird freilich die Gesamtausgabe ihren Platz haben müssen.



Stilleben. Gemälde von Ulrich Leman

Illustrierte Rundschau

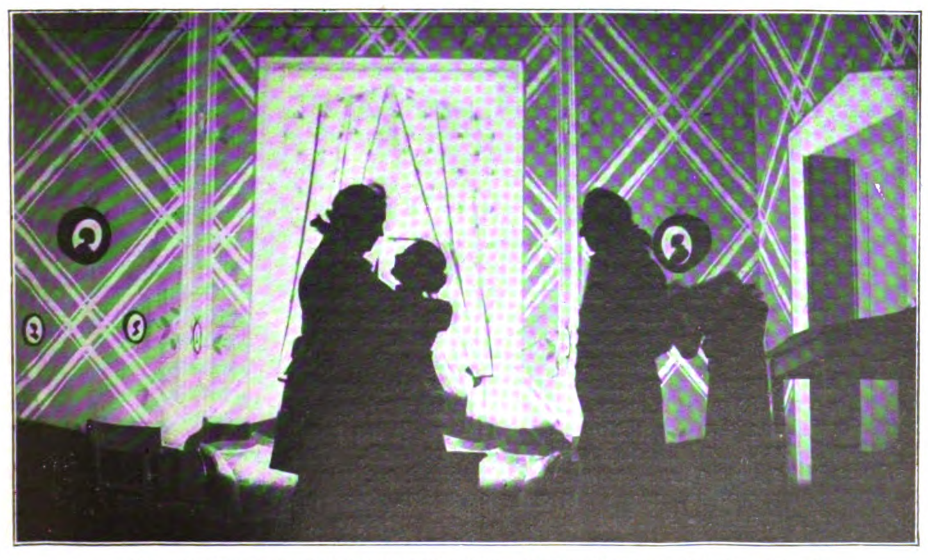
Das Theaterjahr 1922 im Reich

Von Dr. Ernst Leopold Stahl (Heidelberg)

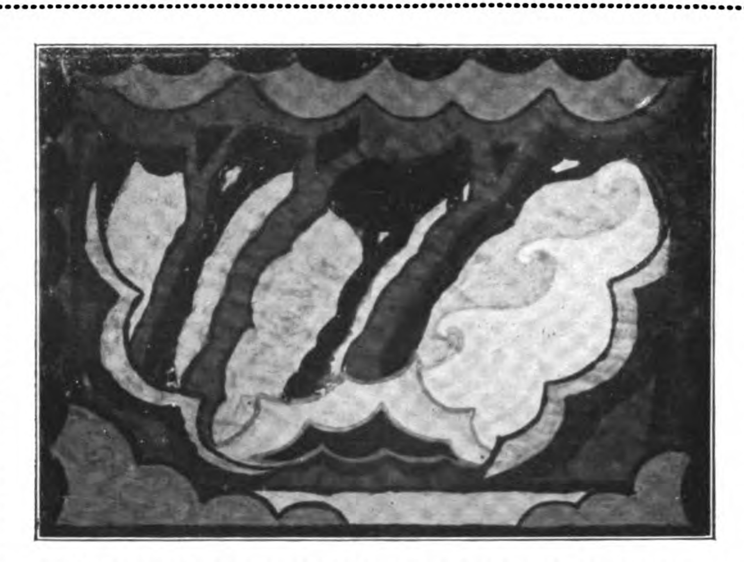
Theaternot und kein Ende — Das neue Publikum — Das Defizit der gemeinnützigen Theater — Kulturpolitik des Theaters — Das Theater als Sache der Gesamtheit — Theaterpflege für die Jugend — Die drei Besucherorganisationen — Die Bayrische Landesbühne — Die Preußische Landesbühne — Schließung von Theatern — Das Ende des Düsseldorfer Schauspielhauses — Das „Kleine Haus" — Neue Jugend: die drei „Br." (Brecht, Bronnen, Brust) — von der Goltz' „Vater und Sohn" — Der neue Unruh („Stürme") — Ein gutes Komödienjahr (Max Mohr, O. E. Hesse, Max Roosen, Walter von Molo, Hofmannsthal, Schwiefert, H. W. Philipp) — Strindberg-Nachlese („Anno 48", „Sokrates", „Karl XII.") — Hamsun als Dramatiker — Belebung älterer Bühnendichtungen: F. M. Klinger und Reinhold Lenz, Grabbe, Hölderlin-Sophokles — Gribojedow: „Verstand schafft Leiden" — Flaubert: „Die Versuchung des hl. Antonius" — Schauspiel-Festspiele (Breslau, München, Frankfurt a. M.) — Außergewöhnliche Opern-Belebungen: Händel (Göttingen); E. T. A. Hoffmann: „Undine" (Aachen); Gluck: „Die Pilger von Mekka" (Wiesbaden); Adam: „Gisella" (Darmstadt) — Schluß

Ein schweres Jahr haben die deutschen Theater überstanden, ein vielleicht noch schwereres steht ihnen bevor. Ungeheure Lasten bürden sich den „gemeinnützigen Theatern" auf, also jenen Bühnen im Gesamtorganismus des deutschen Theaters, die sich in erster Linie ihrer Kulturpflicht voll bewußt sind und ohne Gewinnabsicht und ohne Konzession an die Sensationsgier ihrer großen Mission gerecht werden: Institute zur seelischen und geistigen Erquickung und Bereicherung unserer gedemütigten und gedrückten deutschen Mitmenschen zu sein. Ungeheure Summen scheinen es wenigstens dann zu sein, wenn der Steuerzahler nicht auch hier gewillt ist, die Summe von hundert bis zweihundert Millionen Mark Jahresdefizit, die um die Jahreswende 1922 auf 1923 die größten deutschen Staats- und Stadttheater erreicht hatten, durch Eintausend zu dividieren, wie er es bei fast jedem Gegenstand des täglichen Bedarfs zu tun sich längst gewöhnt hat.

Warum so ungünstige Ergebnisse? Der Grund liegt in der sittlichen und kulturellen Pflicht, welche die gemeinnützigen Theater sich auferlegt haben: sowohl künstlerisch wie sozial einwandfrei zu arbeiten. Das heißt: einerseits vornehme und gediegene Kunst in bestmöglicher Form zu bieten, anderseits jedes seiner Mitglieder und Angestellten wirklich auskömmlich zu entlohnen. Es war eine Großtat des erst wenige Jahre alten „Verbandes der gemeinnützigen Theater", der unter der reichverdienten Leitung des Mannheimer Oberbürgermeisters Dr. Kutzer steht, als er sich seinerzeit entschloß, allen



Aus Goethes Schauspiel ‚Die Geschwister'. Bühnenbild von Ludwig Sievert
Schauspielhaus in Frankfurt a. M. (Aufnahme N. u. O. Heß)



Bühnenbild aus E. T. A. Hoffmanns ‚Undine' von Anke Oldenburger im Stadttheater zu Aachen

Lohnbewegungen ein Ende zu machen und die Besoldungen seiner Mitglieder bestimmten Gehaltsklassen des Beamtentarifes anzugleichen, ihnen also damit zugleich ein gleitendes Einkommen zuzusichern. Man weiß ja, in welcher fürchterlichen Notlage die Bühnenangehörigen an solchen Theatern waren und meist noch sind, wo diese Maßnahmen nicht durchgeführt wurden. In Berlin betrug noch im September 1922 die monatliche Mindestgage der Schauspieler, die von ungefähr der Hälfte aller Darsteller bezogen wurde und ihnen zudem vielfach nur für 9 Monate des Jahres garantiert war, 7500 Mark; den Rest mußten sie sehen, sich bei Film oder Kabaretts oder sonstigem Erwerb zu verdienen. — Aber selbstverständlich konnte bei der sprunghaft anwachsenden Teuerung die Steigerung der Eintrittspreise nicht Schritt halten mit jeder Zunahme der Personalkosten. Die Sachkosten — so horrend auch sie gewachsen sind — spielen demgegenüber eine ziemlich untergeordnete Rolle.

Eigentliche Luxusausgaben haben in den Theatern im Reich wohl so gut wie ganz aufgehört. Große Ausstattungen gibt es nur noch vereinzelt, wo die Häufigkeit der Wiederholungen sie noch rentabel macht, oder — wo ein großzügiger Gönner sie stiftet, wie die Deutschamerikanerin Clara Sielcken, die Gattin von Joseph Schwarz, die eine Operninszenierung für die städtische Bühne von Baden-Baden schenkte. Selbstverständlich verhindern heute soziale Erwägungen manche Theaterleitung genau so, wie jedes andere städtische oder staatliche Institut auch, bis zum Äußersten rationell zu arbeiten; der für die Arbeiterschaft der Theater bestehende Achtstundentag verteuert ebenfalls durch seine radikale Durchführung manchen Betrieb noch sehr wesentlich. Aber im großen und ganzen wird ein verwaltungsmäßig korrekt geleitetes Theater heute viel weniger auf dem Wege der Sparpolitik als auf dem der Kulturpolitik seine Erfolge suchen müssen. Worauf es in allen Fällen entscheidend ankommt, ist das: der Bevölkerung muß das Theater gleichsam in Fleisch und Blut eingehen. Schule, Museum, Theater müssen ihr selber als ein Lebensbedürfnis von gleicher Kraft und Wichtigkeit erscheinen. Das Theater muß in die Weite und in die Tiefe wirken. Der letzte Rest des Eindrucks, als ob es Amüsierlokal einer einzelnen bevorzugten Klasse sei, muß verschwinden. Das Theater ist, wo es städtische oder staatliche Bühne ist, Besitz und Sache der Gesamtheit (von der Jugend angefangen). In diesem Sinne muß es verwaltet, muß es geleitet sein. Nur dann hat es noch eine Berechtigung der Existenz; dann aber auch die vollste. Es gibt Städte, wo dieses Bewußtsein in der Bevölkerung schon längst mächtig ist; ganz besonders im Südwesten (in Frankfurt a. M. z. B. und Mannheim). Je größer der Kreis der Theaterbesucher ist, desto gesicherter ist die Existenz eines Theaters. Infolgedessen ist es schon rein aus Gründen der Selbsterhaltung schwer begreiflich, daß verhältnismäßig so wenig für die Jugend von seiten des Theaters in Deutschland getan wird. Eine systematische Theaterpflege für die Jugend besteht eigentlich noch nirgends, obwohl es organisatorisch durchführbar wäre, jedem Kind aus der unreifen Jugend einer Stadt etwa vom neunten Lebensjahre ab alljährlich eine Märchenvorstellung und später jedem gereiften Kind je eine Opern-

und Schauspielvorstellung im Jahre zu bieten. (Wichtige Anregungen enthält „Das Kindertheater“ von Karl Röttger, einem feinsinnigen Lehrer und Beobachter der Jugend, erschienen im Patmos-Verlag in Frankfurt a. M.) Nur ziemlich vereinzelte Städte führen, wie Essen, Saarbrücken, Düsseldorf, Mannheim, neuerdings die Volksschulkinder bestimmter Altersstufen geschlossen ins Theater. Aber das sind erst Anfänge.

Wesentliches zur Erweiterung des Kreises der Besucher leisten die bereits in einem meiner früheren Jahresrückblicke erwähnten Besucherorganisationen durch die Einrichtung der Theatergemeinden, die bereits in vielen Städten von den beiden großen Verbänden: Bühnenvolksbund und Volksbühne-Verband eingerichtet worden sind und sich vor allem durch die Zuleitung ganz neuer Besucherschichten ins Theater große Verdienste erworben haben. Der letztere, für den Dr. Nestriepke die vortreffliche Zeitschrift „Volksbühne“ herausgibt, wirbt v. a. in Arbeiterkreisen, der erstere hat insbesondere katholische Schichten wieder dafür zu gewinnen verstanden; außerdem veröffentlicht er Vierteljahrshefte (geleitet von Dr. Johannes Eckardt bzw. Dr. W. E. Thormann), die durch die vornehme und eindringliche Behandlung einzelner Stoffgebiete (Theaterpolitik, Der Spielplan usw.) weit über den Kreis der eigenen Parteigänger hinaus berechtigte Beachtung gefunden haben. Zu diesen beiden Verbänden ist noch ein dritter, dem Deutschen Handlungsgehilfenverband nahestehender, getreten, die „Deutsche Bühne“, die an ihrem Sitze Hamburg bereits ernsthafte Arbeit geleistet und für 1923 eine wertvolle, sachlich gediegene, literarische Jahresgabe (Verlag Hamburg, Holstenwall), die von keiner engen Doktrin beeinflußt ist, vorbereitet hat.

Auf theaterorganisatorischem Gebiet ist an erster Stelle die Schaffung der Bayrischen Landesbühne zu nennen, die eine Gründung des bayrischen Kultusministeriums zum Zwecke einer großzügigen kulturellen Theaterpflege innerhalb des Staates Bayern ist. Die Bayrische Landesbühne, die ihren Sitz in München hat, organisiert u. a. in Verbindung mit den Gemeindeverwaltungen insbesondere Vorstellungen in früher theaterlosen Städten, die teilweise von einer eigenen Spielgruppe, teilweise von den verschiedenen bayrischen Stadttheatern ausgeführt werden.

Die Bayrische Landesbühne hat dann der Preußischen Landesbühne zum Vorbild gedient, die sich ähnliche Ziele gesteckt hat; unter einer verwaltungsmäßig davon verschiedenen Form, indem hier die beiden Besucherverbände, Bühnenvolksbund und Volksbühne, die Organisation unter dem Vorsitz des preußischen Kultusministeriums gemeinsam in Händen haben.

Die Befürchtung, daß bereits zum Herbst 1922 viele Theater würden schließen müssen, hat sich erfreulicherweise nicht erfüllt. Aber eine Bühne ist von diesem Schicksal allerdings ereilt worden, und nicht irgendeine beliebige. Das Düsseldorfer Schauspielhaus hat nach siebzehnjähriger Existenz (es war im Herbst 1905 eröffnet worden) aufgehört — wenigstens vorläufig. Denn noch besteht die Hoffnung, daß die rheinische Industrie trotz ihren gewaltigen Lasten auch noch die paar Millionen Mark aufbringen wird,



Bühnenbild von T. C. Pilartz zu Shakespeares ‚Richard III‘ im Hessischen Landestheater zu Darmstadt. (Aufnahme Collmann)

welche diese Bühne instand setzen würden, als „Deutsches Theater am Rhein" in einiger Zeit in gesicherterer Form ihre Tätigkeit von neuem zu beginnen. Die Frage, wie man zu bestimmten Kunstauffassungen, wie zu bestimmten Leistungen oder Maßnahmen dieser Bühne stand, ist gleichgültig in einem Augenblick, wo es heißt, die Tätigkeit des Düsseldorfer Schauspielhauses als ein Ganzes zu nehmen. Da soll jede Kritik am einzelnen zurücktreten vor der dankbaren Anerkennung einer — nehmt alles nur in allem — imposanten Arbeit, welche die Tatkraft und das Temperament Louise Dumonts gemeinsam mit ihrem Helfer am Werk, Gustav Lindemann, vollbracht hat in diesen rund zwei Jahrzehnten (mehrere Jahre vor der Eröffnung hatten bereits der Vorbereitung des Unternehmens gedient). Trotz zahlloser Hemmungen, die bald von außen, bald von innen kamen, war das Düsseldorfer Schauspielhaus das künstlerisch großzügigste Privattheater, das die Welt wohl überhaupt gesehen hat. Es ist geradezu ein Sammelbecken der bühnenkünstlerischen Bewegungen unserer Zeit in allen ihren Energien, Widersprüchen, Auswüchsen gewesen. Seine Arbeit war getragen von einer — jeden Einwand gegen Mißgriff oder Unrecht schließlich entwaffnenden — Pflichttreue gegen das Kunstwerk, sie war erfüllt von einem heiligen Ernst, der in der Schule Otto Brahms gereift war, dieses vielleicht treuesten und sachlichsten Dieners des Bühnendichters, der seit Immermann die deutsche Bühne betrat.



Figurine von Schenk von Trapp für ‚Minna von Barnhelm' im Staatstheater zu Wiesbaden

Viele Regisseure, Dramaturgen, Dichter sind durch die ernste, strenge Zucht des Düsseldorfer Schauspielhauses gegangen: keiner ohne Bereicherung, wenn auch nach dem Wesen dieses Theaters jeder von ihnen nur eine kurze Spanne Zeit dort verweilte und eigene Erfahrung ihn zu mancher dortigen Lehre in Widerspruch setzte.

Mehrere Theater sind aus wirtschaftlichen, zugleich aber auch aus künstlerischen Gründen nicht zu einer Einschränkung, sondern — zu einer Erweiterung ihres Betriebes übergegangen. Das Staatstheater in Wiesbaden und das Landestheater in Darmstadt haben zu ihrem Stammhaus noch ein „Kleines Haus" hinzugenommen, das eine rationellere Geschäftsführung insofern ermöglicht, als die Ensembles der Oper und des Schauspiels gleichzeitig beschäftigt werden können. In künstlerischer Hinsicht haben diese Kleinen Häuser sich für jede Art intimer Bühnenkunst — die Mozart-Oper, den Tanz, das als Konversationsdrama zu behandelnde Klassikerwerk usw. — bereits in München (Residenztheater) und in Stuttgart (Landestheater, Kleines Haus) hervorragend bewährt. Intendant Hartung öffnet sein Darmstädter Kleines Haus zugleich an einigen Tagen der Woche dem künstlerischen Film.

⌘ ⌘ ⌘

Gehen wir nun zum literarischen Ergebnis des Jahres 1922 über, so darf man sagen, daß die drei meistbeachteten Erscheinungen des jungen Dramas diesmal die drei „Br": Brecht, Bronnen, Brust sind. Alfred Brusts haben wir bereits im vorigen Rückblick mit einem Bühnenbild vom „Singenden Fisch" gedacht. Brust, der aus dem Memellande stammt und auch die Legende vom „Singenden Fisch" in jenem östlichen Bezirk ansiedelte, ist eine betont philosophische Natur: versponnen und formlos. Er gestaltet nicht Menschen, sondern gibt Ideen, offenbart Stimmungen. „Wo die Stimme versagt, redet die Seele," so heißt es in seiner „Schlacht der Heilande", welcher sich in der Regie von Dr. Kerb das Stadttheater in Halberstadt unter der damaligen Leitung des Intendanten Sioli zuerst annahm.

Arnolt Bronnen, ein junger Österreicher, errang mit der Uraufführung seines „Vatermord" — der krassesten und brutalsten Variation des in den letzten Jahren vielbehandelten Themas vom Gegensatz von Vater und Sohn, die bei Bronnen wie eine Mischung aus frühnaturalistischem Johannes Schlaf und aus Werfel anmutet — am Frankfurter Schauspielhaus Beachtung. Ob er eine Entwicklung vor sich hat, steht dahin.

Bert Brecht aus Augsburg, der diesjährige Kleistpreisträger, verrät in „Trommeln in der Nacht" (Uraufführung an den Münchner Kammerspielen) ursprüngliche, fast zum Volkstümlichen hinstrebende dichterische Kraft, von der man nur wünschen möchte, daß sie nicht so früh sich verpuffe, wie

z. B. Hasenclever, dessen „Gobseck" eine Novelle Balzacs in eine Art Sensationsfilm mit begleitendem Text verwandelt hatte (Uraufführung am Neuen Theater in Frankfurt a. M.).

Der erfolgreichste Dramatiker aus der neuen Jugend war im Reiche dieses Jahr Joachim von der Goltz mit seinem „Vater und Sohn" (Uraufführungen gleichzeitig am Leipziger Stadttheater und Wiesbadener Staatstheater). Der Titel sagt schon, daß auch dieses Schauspiel das „Generalthema" der literarischen Jugend von heute aufgreift; als stoffliche Grundlage diente ihm das, in den letzten Jahren — nach Burte, Böttícher, Paul Ernst und Emil Ludwig — nun zum fünften Male behandelte Verhältnis von Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Kronprinzen Friedrich. Aber Goltz hat zum Problem Vater und Sohn eine andere Einstellung als die Vorgänger. In Hasenclevers „Sohn" oder Bronnens „Vatermord" heißt das Thema ganz radikal und einseitig nur: Jung gegen Alt, Sohn gegen Vater. Goltz behandelt Vater und Sohn, ohne es allerdings verhindern zu können, daß des Vaters Gestalt überragt. Manchmal wird das Thema noch mehr verhüllt als bloßgelegt. Aber es steckt Schönes und Eigenes in dem allmählichen Aufeinanderzukommen und Sichüberwinden der beiden. Es ist ein festes, männliches, unlyrisches Stück.



Wera Donalies, Solotänzerin vom Hessischen Landestheater in Darmstadt, in Adams ‚Gisella'. (Aufnahme Collmann)

Fritz von Unruh ist mit seinem neuesten Drama „Stürme" (Buch bei Kurt Wolff, Uraufführung am Darmstädter Landestheater) tiefer in das Chaos hineingekommen, wo man gehofft hatte, ihn nunmehr den Weg daraus herausfinden zu sehen. Seltsam und fast ein wenig beängstigend: Der erste Akt, der viel früher entstand, setzt blutvoll mit klarer Plastik der Gestalten und Gedanken ein. Aber wie blaß, wie schattenhaft, wie wortreich und bildüberladen bewegt sich dann dieses Drama weiter. Hoffen wir, daß es nicht charakteristisch bleibe für die neuerliche Entwicklung Unruhs, der in einer wundervoll gemeißelten Rede über Friede und Freiheit in Mannheim vor der deutschen Jugend zeigte, wieviel er als Führer unserer Zeit uns zu sein vermöchte.

Recht ergiebig war das Jahr 1922 verhältnismäßig für die Komödie. Es brachte einen begabten neuen Autor — Max Mohr — und zeigte manchen bereits bekannten von einer neuen Seite. Max Mohr — ein junger Mediziner am Tegernsee und von Generalintendant Dr. Zeiß für sein Münchner Staatstheater entdeckt — gibt in den „Improvisationen im Juni" (Buch bei Georg Müller), einem aktuellen Thema (Kontrast Amerika-Europa) eine etwas zu schnörkelreiche, aber aparte literarische Form.

Otto Ernst Hesse liebt kulturhistorische Stoffe mit betont erotischem Einschlag. An einer der Rotterbühnen wurde sein erstes Stück, „Das Privileg", gerade nach dieser Richtung hin vergröbert. Jetzt spielte das Düsseldorfer Schauspielhaus als letzte Uraufführung vor der Schließung eine neue Komödie von ihm, „Der Bigamist", die aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg eine behördlich konzessionierte Ehe zu dreien so behandelt, wie ein weniger konfuser, weniger grober Hermann Essig es getan hätte: derbfrisch, doch übermäßig breit, reinlich in der



Bühnenbild zu Walter von Molos 'Till Lausebums' im Stadttheater zu Bonn
(Aufnahme H. Herff)

Gesinnung, aber stark anekdotenhaft in seiner Durchführung.

Mißlungen ist der Versuch, den Max Roosen mit dem „Letzten Rennen" machte (Uraufführung am Landestheater in Darmstadt): eine deutsche Gesellschaftskomödie zu geben. Er bleibt ein seichter und kitschiger Schwank, der es vergebens Shaw und Wilde gleichtun möchte. Aber der Intendant Hartung fand eine treffliche szenische Gestaltung für das im Rennreiter-Offiziersmilieu spielende Stück, indem er die starr-stereotype Verkehrsform dieser Kreise witzig überssteigerte.

Walter von Molo dagegen hat mit seinem „Till Lausebums" (Uraufführung am Stadttheater in Bonn) einen glücklichen Vorstoß ins Komödienland gemacht. Der Held mit dem lustigen Namen, der sich in der Überlegenheit über die kleinliche Welt auf dem Kirchturm seiner Stadt ansiedelt und sie von dort aus in Schach hält, ist der amüsante Mittelpunkt einer liebenswürdig-ironischen Pfahlbürgersatire, deren romantischer Grundton auch durch ein paar billigere Scherze nicht wesentlich gestört wird.

Hugo von Hofmannsthal gab im „Schwierigen" (Uraufführung am Münchner Residenztheater) eine sehr delikate österreichische Gesellschaftskomödie.

Komödien in antikem Gewand gab es zwei von jungen Autoren. Fritz Schwieferts „Bacchos Dionysos" (Uraufführung am Frankfurter Schauspielhaus), als „mythische Komödie" bezeichnet, ist ein matter, nüchterner Anfängerversuch. H. Wolfgang Philipps „Glühendes Einmaleins" (Uraufführung am Stadttheater in Mainz) hat, obwohl viel zu breit und nur mit Mühe den Abend füllend, mehr künstlerische Anmut und dichterisches Gefühl.

Die Bühnen hielten im vergangenen Jahre, in das des Dichters zehnjähriger Todestag fiel, eifrige Strindberg-Nachlese (Bücher bei Georg Müller). Man holte die frühsten und die spätesten Stücke hervor: Jugend- und Nachlaßstücke von sehr unterschiedlichem Wert. Das zweitälteste von ihm, „Anno 48", das auch in Schweden unbekannt geblieben war (Uraufführung an den städtischen Schauspielen in Baden-Baden) ist ein sehr harmloses, in den Gestalten noch konventionelles Revolutionslustspielchen, als politische Satire keineswegs ebenbürtig etwa Ibsens „Bund der Jugend". „Sokrates" (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater) ist eine allzu enge Dramatisierung der historischen Miniatur „Der Halbkreis von Athen", der fast ganz in Dialogen geschrieben ist, die unter Ignorierung der besonderen Gesetze des Bühnenwerks zum großen Teile wörtlich übernommen wurden. Hierbei hat die Vorlage manchen feinen Reiz eingebüßt. Ein „Miniaturen"-Maler historischer Gestalten von einzigartigem Können, versagt Strindberg, wo er Fresken auf die Bretter werfen möchte. Er bleibt nüchtern, akademisch, schwunglos. Der Überblick über ein Weltgeschehen geht ihm verloren. Er stattet eine manchmal wenig porträtähnliche, eigentlich fast attrappenhaft unlebendige Gestalt mit historischen Daten und Taten aus. Auch „Karl XII." (Uraufführung am Opern- und Schauspielhaus Hannover) beweist dies; er hat bisher wohl nur

einen ganz begeisterten Verteidiger gefunden, und der hieß — Strindberg.

Späte Anerkennung fand Hamsun als Dramatiker, vorläufig erst in Südwestdeutschland. Die drei Bühnen von Heidelberg, Darmstadt und Frankfurt (Neues Theater) brachten jede einen anderen Teil der Kareno-Trilogie: „An des Reiches Pforten", „Spiel des Lebens", „Abendröte". Nicht selten ist Hamsun auf der Bühne Epigone. „Spiel des Lebens" aber, das, wie die großartig balladenhafte „Königin Tamara" Hamsuns von Hartung am Hessischen Landestheater in bedeutenden Inszenierungen gezeigt wurde, ist geradezu progonisch; es macht uns Wedekinds „Erdgeist" künstlerisch fast entbehrlich und nur noch historisch bedeutsam (Hamsuns Dramen erschienen bei Albert Langen in München).

Die Zahl von Neu- und Erstbelebungen aus Deutschlands älterer Bühnendichtung war beträchtlich. Aus dem Sturm und Drang kamen sowohl Klinger wie Lenz wieder zu Wort. F. M. Klingers „Zwillinge" hielt mancher (bei der Premiere am Stadttheater Heidelberg) geradezu für ein expressionistisches Drama. So nahe schien es dem hemmungslos sich entladenden Stürmertum unserer Jüngsten verwandt, selbst technisch, indem es ganz und gar eine einzige Gestalt in den Mittelpunkt rückt. Reinhold Lenz, der dichterisch größere der beiden, wurde mit seinen „Soldaten" (Schauspielhaus Leipzig und Stadttheater Bonn) und seinem „Engländer" (Schauspielhaus Frankfurt a. M.) wiederbegrüßt. Grabbes „Hannibal", eine Weltgeschichtstragödie von allergrößtem Ausmaß, hinterließ, ebenfalls in Frankfurt ans Licht geholt, tiefsten Eindruck. Hölderlins lange unsprechbar und unaufführbar gescholtene Übertragung von Sophokles' „Ödipus der Tyrann" offenbart die mythische Gewalt, die unverhüllt wilde Leidenschaft, das Übermenschengroße dieses ewigen Werks (Uraufführung am Landestheater in Darmstadt in der behutsamen Überarbeitung von Wilhelm Michel). Menander, der liebenswürdige, geschmeidige attische Komödiendichter, hatte mit einer reizenden Aufführung seines „Schiedsgerichts" am Stadttheater in Leipzig (für den dortigen Schillerverein) einen sehr verspäteten, aber großen deutschen Uraufführungserfolg.

Ein klassischer Dichter Rußlands und Frankreichs hat erstmals eine szenische Darstellung erlebt. Gribojedows fast 100 Jahre altes Lustspiel „Verstand schafft Leiden" (deutsche Uraufführung an dem literarisch neuerdings sehr regsamen Stadttheater in Mainz) ist in Rußland populär als eine mutige Satire auf seine „Gesellschaft". Zu uns kam es etwas sehr spät. Tschatzki, der Held, der mit neuen politischen Ideen und Idealen auf die verfilzte, rückständige Gesellschaft einstürmt, ist als Gestalt nicht mehr originell genug für uns.

Eine späte Uraufführung erlebte „Die Versuchung des hl. Antonius" von Flaubert (bei einer Privatvorstellung in Mannheim, unter Leitung von Dr. Hartlaub). In dem Werke selbst begegnet sich auf merkwürdige Weise dichterische Eingebung mit nüchterner



Die Damen Saltern, Krüger, Herterich und Frank in H. v. Hofmannsthals ‚Der Schwierige' im Staatstheater zu München. (Aufnahme Li Osborne)

Gelehrsamkeit. Eine Riesenheerschau von Glaubensformen, Philosophien, Irrlehren, sinnlichen Visionen stürmen auf die Seele des ekstatischen Einsiedlers ein. Die Aufführung gab dem Werk, das erzählende Elemente, Dialog und Pantomime vermischt, eine künstlerische Einheit als Schattenspiel in einer faszinierenden, phantasiereichen Bildgestaltung des Malers Wilfried Otto.

Festspiele auf Schauspiel-Gebiet gab es in Breslau und München. In Breslau, gelegentlich der Gerhart Hauptmann-Festspiele, sah man nach wenig künstlerischem Brauch den üblichen Aufmarsch von männlichen und weiblichen Prominenzen – soweit sie nämlich nicht durch einträglichere Filmverpflichtungen abgehalten waren!

In München hingegen erlebte man bei den Festaufführungen des Bayrischen Staatstheaters im Künstlertheater anläßlich der Gewerbeschau aus eigener Kraft geschaffene Ensembleleistungen mit je einem Werke Hauptmanns („Florian Geyer“), Goethes („Urfaust“), Grabbes („Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“). Die letztere, unter Erich Engels Regie, war eine der stilistisch vollkommensten Ausdeutungen, die einem Bühnenwerk überhaupt zuteil werden können: ein restloses Aufgehen der Gesamtinterpretation im Geist und Rhythmus des Werks. Diese Münchner Festspiele waren ein schönes Zeugnis von der stetig fortschreitenden künstlerischen Entwicklung des Staatstheaters in München unter Leitung von Zeiß. Auch Frankfurt a. M., unter Leitung Richard Weicherts noch immer eines der besten deutschen Schauspielhäuser, setzte gelegentlich der Goethe-Woche zu festlichen Aufführungen an.

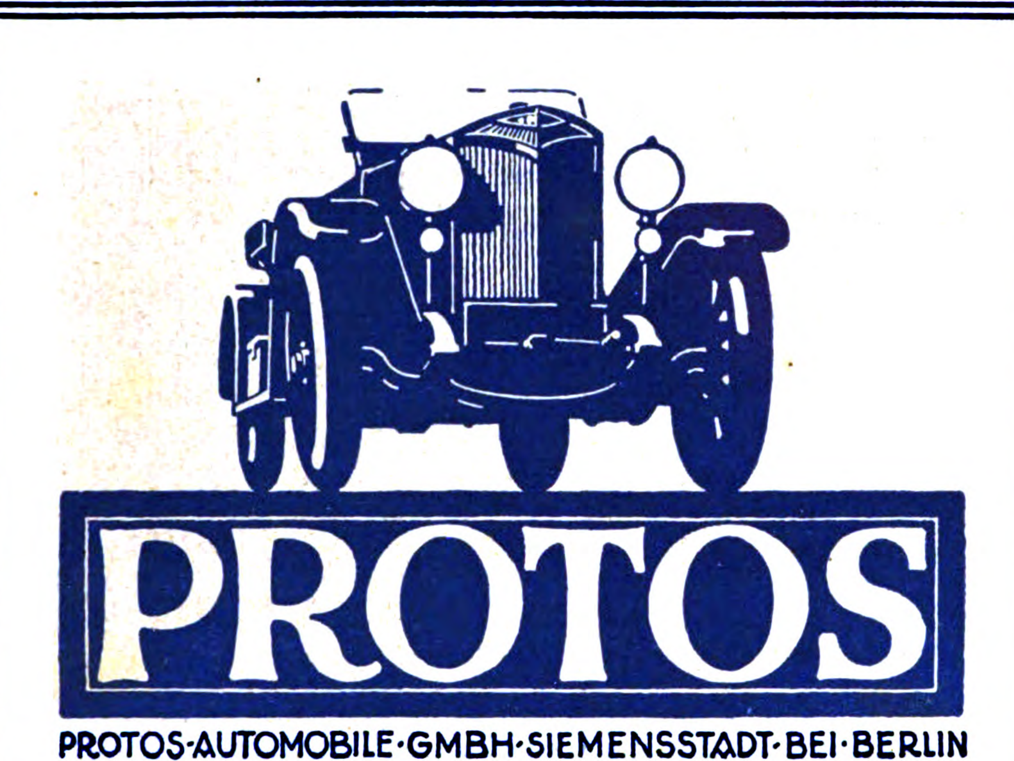


Emmy Pregler als Gretchen im ‚Urfaust‘. Staatstheater in München. Kostümentwurf von Prof. Emil Preetorius. (Aufnahme Li Osborne)

Die Oper, schwerer zu Reformen in Spielplan und Spielweise zu bewegen, hatte diesmal einige interessante und künstlerisch ergiebige Auffrischungen zu verzeichnen. Göttingen erlebte begeistert aufgenommene Händel-Opern („Otto“, „Julius Caesar“) unter Leitung von Dr. Hagen und Regisseur Dr. Niedecken-Gebhardt. Aachen hat Intendant Sioli die erste bühnenmäßige Neubelebung von E. T. A. Hoffmanns „Undine“ zu danken, einem echt- und hochbürtigen Kind der musikalischen Romantik, das ebendort seine Kraft voll offenbart, wo Lortzings „Undine“ am schwächsten ist, im dämonischen Element. Intendant Hagemann hat im Kleinen Hause des Staatstheaters in Wiesbaden ein Singspiel von Gluck belebt, „Die Pilger von Mekka“, die Stoff und Hauptgestalten mit Mozarts „Entführung“ gemeinsam haben: ein anmutig um eine liebenswürdige Fabel geschlungenes Spiel mit Ewigkeitswerten in seinen tiefbeseelten Arien von Entsagung und Liebe, erfüllt von einem ganz originellen Humor. Vom „Postillon“-Adam wurde eine „Stumme Oper“, „Gisella“, wieder aus dem Archiv des Darmstädter Landestheaters hervorgezaubert, eine wirkungsvolle Pantomime mit etwas biederer, aber sehr gefälliger, einfacher Musik, die nur an den bacchantischen Taumel erfordernden Stellen ihres geschickten Librettos versagt.

So hat auch das Jahr 1922 uns an den Theatern im Reiche wieder des Schönen, Neuartigen, die Hülle und Fülle gebracht, das von einer unversiegbaren Arbeitsfreude ihrer Besten beredtes Zeugnis ablegt. Möchte es ihnen auch im neuen Jahre allen drückenden Sorgen unseres vielgeplagten Landes Trotz zu bieten gelingen: zum Segen deutscher Kunst und Kultur.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50


PROTOS
PROTOS·AUTOMOBILE·GMBH·SIEMENSSTADT·BEI·BERLIN



Fischer & Wittig in Leipzig.

37. Jahrg. / Mai 1923 / 9. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b.
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Maiheft zum Preise von 2500 Mark.

Auslandspreis 2,50 Schweizer Franken, dementsprechend 0,50 Dollar amer., 0,90 Pesos argent., 7,50 Frs. luxemb., 3 Milr. bras., 55 Lewa bulg., 3 Pesos pap. chilen., 2,25 Kr. dän., 2 Sch. engl., 12,50 M. finn., 30 Drachm. griech., 1,25 Fl. holl., 1 Yen jap., 7,50 L. ital., 32,50 Din. jugosl., —,85 Dollar mex., 2,50 Kr. norw., 9 Milr. port., 75 Lei rumän., 1,75 Kr. schwed., 2,50 Pes. span., 11,25 Kr. tschechosl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Maiheftes:





Tulpen. Gemälde von Eduard Baudrexel



Günther Ambach und die Baronin

Roman von Georg Wasner

(Fortsetzung)

Dreieichen

Intermezzo

Das eine der beiden Grundprobleme menschlichen Lebens hatte Ambach also kennen gelernt. Ehe er auch das zweite in der üblichen, politischen Aufmachung kennen lernen sollte, hatte er ein Jahr für sich. Über den Inhalt dieser Zwischenzeit konnte er sich nicht beklagen. Bis Neujahr langte, was sich in den Großen Ferien zugetragen hatte; von Neujahr an traten das Abiturientenexamen und im Hinblick auf weitere gute Beziehungen zu Althof die Versetzung Alfreds hinzu; vier Wochen nach seiner Schulentlassung setzte er sich in Königsberg die auch von seinem Vater getragene, grüne Litauermütze auf.

Es war sehr schön und sonnig, dieses erste Fuchssemester, sehr das Selbstbewußtsein hebend. Daß seine Korpsbrüder verhältnismäßig schnell herausfanden, wie wenig er sich für junge Damen interessierte, und sein mitleidiges Lächeln bei ihren Hänseleien falsch deuteten, verfing demgegenüber wenig. Und Ende Juli wurde die große Abschiedskneipe abgehalten, er hätte also nach Hause fahren und sich überzeugen können, ob seine Althöfer Hoffnungen sich erfüllten, aber inzwischen hatte sich der Himmel verdüstert. Vierzehn Tage später machte er auf dem Kasernenhofe die ersten Griffe.

Seitdem waren drei Jahre verstrichen, drei Jahre und ein Monat. Er lag jetzt vor Dünaburg. Doch war es mehr ein Begriff, vor dem er lag, als eine Stadt, denn was er über die Düna hinweg sah, waren nur die beiden weißen Obelisken der Bahnbrücke, mehr nach rechts ein hoher und ein weniger hoher Fabrikschornstein und noch mehr nach rechts das lange Kirchendach mit seinem mächtigen Turme. Und davor, an dem grünen Hange zur Flußsohle, zogen sich im Zickzack deutlich und gelb die feindlichen Gräben, so deutlich und übersehbar, daß selbst der rücksichtsloseste russische General in ihnen keine Truppen zum Angriff bereitstellen konnte.

Hiermit hing es zusammen, daß Ambach sich langweilte. Ganz besonders langweilte er sich seit vorgestern, seitdem ihm der Adjutant telephoniert hatte, daß die Düna bei Üxküll in Richtung auf Riga überschritten worden wäre. Er dachte eben daran, lag mit den Händen unter dem Kopfe in seinem Unterstande auf dem Bette und ließ die Augen an der Wand entlanggleiten, an die mehrere bunte Bilder genagelt waren, Bilder eleganter, junger Frauen in verführerischen Toiletten und Stellungen. Jedesmal aber, wenn draußen ein Abschuß erfolgte und die kleinen Fenster klirrten, richtete er den Blick auf den Haken, der an einem dünnen Drahte von der Mitte der Decke herabhing und beim Abschuß in Schwingungen geriet. Dieser Haken, er war seine Speisekammer, über Nacht wurde das Brot daraufgespießt.

Die Fenster hatten wieder geklirrt, noch schaukelte der Haken, als mit feinem Stimmchen das Telephon sang. Er rappelte sich

auf. „Hier au, ei," antwortete es auf seine Meldung. ‚Au, ei', hieß Sauerbrey. Trotz des y am Ende pflegte der Adjutant seinen Namen so auszusprechen. „Riga ist heute morgen gefallen," setzte er deutlicher hinzu.

„Scheußlich," sagte Ambach. — „Ja, es ist gemein," stimmte Sauerbrey bei, „aber was ist zu machen?" — „Zu machen wäre es auch von hier aus gewesen." — „Vielleicht ein andermal." — „Wieso?" — „Ich meine nur." Der Adjutant lachte, und Ambach kehrte zu seinem Bette in der Überzeugung zurück, daß die vorletzten Worte des anderen keine Andeutung hatten sein sollen.

Nach einer Weile wunderte es ihn, warum ihm plötzlich eingefallen war, wie er damals in Althof auf der Bank hinter dem Zaune gesessen und Ernst gekommen war und ihm geraten hatte, sich nicht unbeliebt zu machen. Er hatte in diesen drei Jahren ja oft genug an jene Zeit gedacht, hatte sie herausgearbeitet und ihr nach dem Gesetze der verpaßten Gelegenheit eine Fortsetzung gegeben, und er begriff es, daß es seit vorgestern wieder mehr geschah, aber warum es nun gerade diese Erinnerung sein mußte, verstand er nicht. Er lag dabei ganz still, nicht einmal die Augen glitten mehr über die Bilder, und als eine neue Erinnerung auftauchte, dauerte es, bis sie sich durchsetzte.

Dann aber mußte er lächeln. Anfang dieses Jahres war er dienstlich in Wilna gewesen und die Georgstraße hinaufgegangen. Ein Musiker war auf ihn zugetreten, hatte ziemlich lässig Haltung genommen und mit nach der Tiefe zu modulierender Stimme gesagt: „Guten Tag, Herr Ambach," hatte sich aber mit einem Glanz auf dem Gesicht verbessert: „Verzeihung, Herr Leutnant."

Ja, dieses Wiedersehen mit dem Kapellmeister eines Landsturmbataillons hatte ihm unendlich viel Freude gemacht. Doch hatte Ernst von seiner Schwester Anna schon lange nichts mehr gehört. Ihr letzter über Schweden geschmuggelter Brief war mindestens ein Jahr alt, besondere Klagen hatte er nicht enthalten. Ob es auch jetzt noch so war, seitdem sie drüben die Revolution hatten? Seine Brauen rückten herab.

⌘ ⌘ ⌘

Eine gute Woche später stand Ambach vorn im Kampfgraben auf dem Schützenauftritt und hatte die Arme auf die Brüstung gelegt. So sah er über die Drahthindernisse in den Septembermorgen hinein. Erlengebüsch und kleine Birken füllten das sumpfige, stark verkrautete Gelände, dessen Grün sich hart gegen den grauen Himmel absetzte; linker Hand ragte der auf der Karte verzeichnete Kugelbaum, der einer geköpften Akazie glich, aber sicher keine war; dicht daneben lagen die Kähne verborgen. Wenn die Neugier, die ja stets ein Teil des Mutes ist, zu groß wurde, machte man bei Nacht einmal einen Abstecher nach drüben, obgleich es dort auch nicht anders war.

Neben Ambach lehnte der Führer der nächsten Kompagnie, der sechsten, Leutnant Ubelohde, in seinem Abschnitt. Nur der Pfosten befand sich zwischen ihnen, an dem die Pforte verankert war, die, zierlich aus Birkenstämmchen angefertigt, in ihrem Giebel die beiderseitige Inschrift trug: ‚Fünfte Kompagnie.' ‚Sechste Kompagnie.'

Auch Ubelohde sah in den Septembermorgen und sagte eben: „Ja, aber vielleicht doch." Er meinte damit, daß sie vielleicht doch noch an die Reihe kämen, jetzt, nachdem ihnen bekannt geworden war, daß in den nächsten Tagen auch das wesentlich nähere Jakobstadt angegriffen werden sollte. „Und dann geht es natürlich bis an den Peipussee," schloß er strategisch. „Das Wetter ist ja noch gut."

Kaum hatte er das gesagt, so erklangen eilige, dumpfe Schritte, ein Unteroffizier bog um die Schulterwehr und rief: „Herr Leutnant, Herr Oberst und Herr Rittmeister!" — Ubelohde sprang herab, auch Ambach stieg, sich den Rock glattziehend, in den Grabengrund und sah sich um. Aber es war hier wirklich mit Liebe gearbeitet worden. Die es getan, hatten ihr Herz daran gehängt. Wie er befriedigt durch die zierliche Pforte in das Gebiet der sechsten Kompagnie blickte, beschäftigte ihn die Frage, was der Alte wollte.

Der Alte, Oberst Berbach, ein großer, schwerer Herr, war Jäger zu Pferde, der Bataillonskommandeur, Rittmeister Nerrlich, Dragoner mit gelben Einfassungen. Ihm folgte Sauerbrey, diesem der Grabenoffizier, als letzter bog Ubelohde um die Schulterwehr. An der Pforte drehte der Oberst sich um und blickte zurück, und Ubelohde meldete sich ab, Ambach nahm seine Stelle ein.

Was der Oberst zum Rittmeister sagte, konnte er nicht verstehen, er sah nur, wie jener prüfende Blicke nach links und nach rechts warf und der Rittmeister immer wieder mit der Hand an die Mütze fuhr, und am Ende des Kompagniebereiches, das zugleich das Ende des Bataillonsbereiches war, blickte der Oberst abermals zurück und nickte. Dann sah er dem Rittmeister ins Gesicht, lächelte flüchtig und sagte: „Wieder vier Monate."

Nerrlich war auf eine derartige Bemerkung nicht gefaßt und stotterte hastig: „Jawohl, Herr Oberst!" Der reichte ihm die

Hand und betrat mit Sauerbrey und dem Grabenoffizier das Gebiet des dritten Bataillons.

Nerrlich und Ambach waren schon ein Stück zurückgegangen, als jener den Schritt stoppte, auf eine kleine Tür in der Grabenwand wies und fragte: „Warum ist die Tür nicht geschlossen?“ Die Tür, auf der geschrieben stand: ‚Altes Eisen‘, war nur angelehnt. Ambach antwortete: „Zu Befehl!“ und drehte den Riegel herum.

Mehr geschah nicht. Erst, als sie an den Anfang zurückgekommen waren, sprach Nerrlich wieder, er sagte: „Um elf werde ich die Unterstände besichtigen. Melden Sie etwa vorhandene Schäden.“ — „Zu Befehl!“ antwortete Ambach auch jetzt, und der Rittmeister hob die Hand und wollte durch die Pforte schreiten, aber es war etwas in Ambachs Augen, es war, daß er selbst eine Freude verspürte, die sich äußern mußte, jedenfalls sagte er noch, indem er ein Lächeln unterdrückte: „Wir werden herausgezogen.“

Allein geblieben, schwankte Ambach, ob er auf Ubelohde, der nun seinerseits dem Rittmeister das Geleit gab, warten oder sich gleich um die Unterstände kümmern sollte. Er schwankte so lange, bis Ubelohde wieder erschien. Kaum sah er ihn, so rief er ihm entgegen: „Hat er dir's auch gesagt?“ Ja, er hatte es ihm auch gesagt. „Und wohin?“ fragte Ambach weiter. Ubelohde hob die Schultern. „Ob etwa nach Riga?“ Auch dazu hob Ubelohde die Schultern. „Oder vielleicht Jakobstadt?“ — „Oder Westen?“

„Nein,“ protestierte Ambach und machte ob der Vorstellung, daß man ihm zumuten könnte, diesen Teil Rußlands zu verlassen, ein schmollendes Gesicht.

⁂

Ambach war jetzt in Mitau. Weil weder seine Division, noch sein ganzes Regiment, sondern nur sein Bataillon und das dritte herausgezogen worden waren, handelte es sich also doch wohl darum, daß sie nach Riga verlegt oder zur Bildung der neuen Front hinter Riga verwandt würden. Riga wäre ihm lieber gewesen, aber auch für den zweiten Fall hatte er begonnen, sich Hoffnungen zu machen. Warum sollte sein Bataillon zum Beispiel nicht den Abschnitt an der See bekommen? So dicht am Rigaischen Busen zu liegen, erschien ihm ebenfalls aussichtsvoll.

Überhaupt Riga! Jedes Auto, das nach Mitau kam oder von dort abging, kam und ging aus oder nach Riga. Jeder Mensch, mit dem er sprach, und hier in Mitau konnte man ja wieder mit Menschen, sogar mit Damen, sprechen, fragte ihn, ob er schon in Riga gewesen wäre. Das Oberkommando hatte schon lange das Schloß geräumt und war drüben; die Feldbuchhandlung baute ebenfalls ab. Nur die Herren der Regierung, ehrwürdige, ältere Herren, die trotz der allmählich knapp gewordenen Verpflegung zum Teil noch Bäuche hatten und Hauptmannsuniformen trugen, waren geblieben. Aber auch ihr Sinnen und Trachten ging einzig und allein nach Riga. Seit zwei Jahren saßen sie nun schon vor seinen Toren, und da jetzt, nachdem es gefallen war, nicht hinkommen . . . Seufzend gestanden sie, wie sie es an sich selber verspürten, daß Mitau immer mehr einschliefe.

Kein Wunder, daß es Ambach unter solchen Umständen erst recht nach Gewißheit verlangte. Es war zweifellos schön, sich einen weißen Kragen für drei Mark kaufen zu können, im Offiziershause in einem Bette zu liegen, das Spiralfedern hatte, und an den Ladenschildern über den Vokalreichtum lettischer Namen zu staunen, aber das Eigentliche war es eben noch nicht. Dem kam man erst näher, wenn man sich auf der Chaussee nach Riga befand. Doch wer durfte sich weit entfernen? Nicht einmal bis an die berühmte Olaistellung, obgleich es bis dahin nur achtzehn Kilometer war, ließ es sich machen. Er beschränkte sich bei seinen Gängen also auf das Stück Chaussee bis zum Walde und einen Kilometer in ihn hinein, wanderte dafür aber immer allein. Ubelohde hatte ihn schon schlau von der Seite angesehen und „Na“ gesagt.

Wie er heute auf dem Rückwege aus dem Walde heraustrat und das flache Land vor sich sah, wunderte er sich darüber, daß es ihm bisher niemals aufgefallen war, wie groß die Ähnlichkeit wäre. Derselbe feine, silbrige Herbstton in der Luft, dasselbe bekannte Grün der Wiesen, die gleichen verstreuten Gehöfte wie zu Hause. Den Kopf schief haltend, dachte er daran, daß er sich Kurland und Livland anders vorgestellt hätte, und sah zugleich das tabernakelartige Denkmal mit den vielen russischen, aber vergoldeten Buchstaben in der Sonne funkeln und sah die Bänke und Büsche. Langsam entwertete sich ihm Riga. Und er nahm den Kopf noch schiefer und schob die Unterlippe in der Überzeugung vor, daß die Oberste Heeresleitung sich nicht nur mit Riga, Dünamünde und Hinzenberg begnügen dürfte, sondern auch Ösel, Moon und Dago besetzen müßte, wenn sie wirklich Herr des Rigaischen Busens sein wollte. Bloß, wie kam man nach Ösel? Aus der Unmöglichkeit, sich das vorzustellen, wurde Unwille, er verzog das Gesicht.

Links folgte das Gut mit der kitschigen Villa als Wohnhaus; Mitau baute seine betürmte Silhouette auf, es kamen Aa und Drixe mit ihren Brücken und das Schloß. Am Markt hörte er einen Pfiff und seinen Namen. — Sauerbrey! Der war wesentlich kleiner als er, zählte aber zwei Jahre mehr und war aktiver Offizier mit einem pfiffigen Kindergesicht und aufmerksam blickenden, braunen Augen. „Also," sagte er und schob seinen Arm unter denjenigen Ambachs, „morgen geht's weiter." — „Nach Riga?" fragte Ambach. Sauerbrey schüttelte den Kopf.

Sofort machte Ambach sich frei und blieb stehen. Hatte sich ihm Riga auch entwertet, jetzt, da er es bedroht sah, war es wieder anders. „Nicht? Wohin denn sonst?" fragte er feindselig. — „Nach Libau," antwortete Sauerbrey. — „Libau liegt ja auf der anderen Seite." — „Ja," sagte Sauerbrey kurz und zuckte mit den Schultern, aber nachdem er sich sichernd umgeblickt hatte, beugte er sich zu Ambach vor und flüsterte: „Ösel." Sich zurückbeugend, sah er ihn an, wie einer, der auf die Wirkung seiner Worte gespannt ist.

Es geschah nichts, Ambach hatte nur den Kopf sinken lassen. Dabei blieb es auch. Erst, als sie die Große Straße betraten, begann er in sich hineinzulachen. Er lachte lautlos, aber immer stärker, seine Schultern flogen auf und ab, seine Hände tanzten.

„Na," meinte Sauerbrey, dem zu viel war, was ihm eben noch zu wenig gewesen, „einiges haben wir doch immerhin schon mitgemacht."

⌘ ⌘ ⌘

In langen, graugrünen Furchen kamen die Wellen heran, kräuselten ein wenig, so daß hier und da ein weißes Spitzengeriesel aufsprang, und zerstoben hochaufspritzend an den schützenden Betonblöcken. Fern im Süden, nach Deutschland zu, verdämmerte die Küste; der hellere Fleck am bewölkten Himmel zeigte den Stand der niedergehenden Oktobersonne; darunter, im schaukelnden Kahn, saßen angelnde Matrosen. Und ganz weit draußen, dem Auge nur durch ihre Rauchfahnen erratbar, lagen Kreuzer auf Wacht. Rechter Hand aber, wo die beiden langen Molen die weite Fläche des Vorhafens umschlossen, wo in zweien der Eingänge noch die Mastspitzen versenkter Schiffe aufragten, war die See glatt. Kaum, daß ein ehemaliger Fischkutter, hoch der Bug mit der Kanone, niedrig das Heck, ihren Saum zum Flüstern brachte. Und irgendwo, am Sommerhafen, am Winterhafen, am Kriegshafen wurde gehämmert, irgendwo klagte eine Sirene, die Kaibahn pfiff, und ein Flieger glitt steil herab, setzte sich patschend auf das Wasser und stieg wieder auf.

Seitdem Ambach in Libau war, war das hier sein Lieblingsplatz, der Kopf der südlichen Mole, an dem der gemauerte Damm sich in das Gewirr der großen Blöcke auflöste. Hier saß er und hier starrte er in die Weite, und wenn er das auch über den einzigen freien Ausgang nach Westen tat, es galt doch dem Lande seiner Griechin.

Nach einiger Zeit zog er den Brief hervor, den er heute morgen von seiner Mutter erhalten hatte. Dieser Brief übermittelte ihm zwei wichtige Nachrichten. Die zweite war ihm wichtiger, doch las er auch die erste noch einmal. Seine Mutter teilte ihm darin mit, daß sie sich nun doch entschlossen hätte, der Bitte ihres Bruders nachzugeben und nach Neujahr zu ihm überzusiedeln, um ihm die Wirtschaft zu führen. Es spielte das schon seit einem halben Jahre, seitdem Tante Gamm aus Gram darüber gestorben war, daß ihre beiden Söhne im Westen gefallen waren. Und es hatte sich solange hingezogen, weil Herr Gamm, Onkel Franz, wie er für Ambach hieß, immer ein Außenseiter der Familie und in seiner Jugend sogar deren verlorener Sohn gewesen war. Aus Amerika zurückgekehrt, hatte er sich in Berlin an einem Fabrikunternehmen beteiligt, war schnell vermögend geworden und hatte nun auch wieder mit der Familie angeknüpft. Daraus hatte er aber freilich kein Hehl gemacht, daß er Beamteneigenschaften nicht grade für höchste menschliche Eigenschaften hielte. Die Wiederanknüpfung war also nur Form geblieben. Erst mit Ausbruch des Krieges hatte eine wirkliche Annäherung stattgefunden, und allmählich hatten beide, Bruder und Schwester, erkannt, wieviel Gemeinsames sie doch noch besäßen.

Ambach meinte das auch, war mit der Übersiedelung einverstanden und lächelte, als er den Schluß des Absatzes las: ‚Wenn Du das nächste Mal auf Urlaub kommst, kommst Du also vielleicht schon nach Berlin und Zehlendorf. Aber wann kommst Du? Ich denke, Ihr erhaltet alle fünf Monate Urlaub?‘

Die zweite und wichtigere Nachricht bezog sich auf die Althöfer. Das letzte Gefecht, das die Russen in jener Gegend auf deutschem Boden gehabt, hatte bei Althof stattgefunden. Das Gut war dabei ziemlich demoliert; inzwischen aber wieder aufgebaut worden. Doch hatte Herr Bergstrand die Lust an Ostpreußen verloren und kehrte nach Hamburg zurück. Frau Bergstrand, die Frau Ambach kürzlich getroffen hatte, war über den Verkauf sehr unglücklich, und von ihrer

Tochter Anna hatte sie berichtet, daß laut deren letztem Brief das Leben auf Ösel seit Ausbruch der Revolution leichter geworden sei. Mit Geld könnte man jetzt alles erreichen.

Das war es, dieses letztere, was auch den heutigen Tag für Ambach zu einem so frohen machte. Während er wieder nach Westen sah, malte er sich aus, daß Dreieichen von den Russen gehalten würde, daß er käme und es nähme, und daß er plötzlich vor die Baronin träte. Vielleicht, daß die Russen sie gerade mit sich schleppen wollten, vielleicht auch, daß sie ihre Ehre verteidigen mußte. Und er spürte den Griff, der dem Panje ins Genick fuhr, und sah, wie sie ihn erkannte, ihm um den Hals fiel. Was weiter geschah, sah er weniger plastisch, doch wußte er ja, daß der Schluß immer derselbe war: Dreieichen bezahlte, was Althof versprochen hatte, und der Baron Edmund war nicht da, zufällig verreist oder schon verschleppt.

Ein Unterseeboot glitt vorüber; ein kleiner Schlepper zog an ebensoviel Leinen zwanzig oder mehr Fischerboote hinter sich her; die graugrünen Furchen draußen auf offener See waren tiefer geworden und rauschten mit zornigem Unterton, er bemerkte von alledem nichts. Windumweht, den Brief in der Hand, mit der Seele drüben, war, was war, außer ihm, See und Libau und Krieg, und in ihm nur das große Wundern, daß es so gekommen war, und die ehrfurchtsvolle Überzeugung, daß jemand da wäre, der es ihm bestimmt hätte.

⁂ ⁂ ⁂

Auf dem Tische stand in einem blechernen Leuchter das Licht, seine Flamme flackerte leise, Sauerbrey saß in Mantel und Helm davor und trug in das Tagebuch ein, was heute geschehen war. Genug war es. Aufbruch um fünf Uhr morgens. Fühlungnahme mit dem Feinde um acht; um zwölf Einrücken in Kergel, nachdem Ambachs Kompagnie, die fünfte, durch Flankenangriff die kleine, feindliche Stellung gestürmt hatte; Einrücken in Irrasse um drei; um fünf versuchter Durchbruch des russischen Grenzreiterregimentes von hinten her durch das Dorf; Vernichtung des Gegners in der Hauptstraße des Dorfes; Abtransport der Gefangenen.

Um sie nicht erst anspitzen zu müssen, leckte Sauerbrey immer wieder an seiner Bleifeder. Er war müde und sehnte sich nach der Streu zu den drei andern, die drüben an der Schmalseite des großen Zimmers im Halbdunkel lagen, gespornt und gestiefelt, wie sie alle gestern gegen Mittag in der Taggabucht aus dem großen Hamburger Dampfer gestiegen waren.

Durch die unverhüllten Fenster blickte die Nacht herein, auf dem Dache knisterte der Regen, sonst war es still. Es war so still, daß man den Wurm im Holze hörte, und daß Ambach, der auf der Streu den linken Flügel bildete, die Worte noch im Ohr nachklangen, die der Maschinengewehroffizier, ein älterer Herr aus Stettin, Fischhändler seines Zeichens, zuletzt vor sich hingebrummt hatte: ‚Einer braucht bloß entwischt zu sein, eine einzige Handgranate genügt.'

Nun, der Oberst hatte es nicht gewollt, daß bei ihm Posten ausgestellt würden, die Leute sollten ausruhen, und außerdem war es egal. Ambach machte ein böses Gesicht.

Er hatte Grund dazu. Sein Bataillon und das dritte waren der die Operation ausführenden Division nur angegliedert, und also hatte man ihnen die langweiligere und undankbarere Aufgabe gegeben, nach Südosten bis ziemlich nahe Arensburg auszuholen und morgen nach Osten weiterzugehen. Hier in Irrasse war er heute also weiter von Dreieichen entfernt als gestern in der Taggabucht. Unmutig wälzte er sich hin und her und meinte nun auch, daß sein Übertritt in den Regimentsstab vollständig überflüssig gewesen wäre.

Um ihr seine Anerkennung dadurch auszudrücken, hatte der Oberst bestimmt, daß die fünfte Kompagnie in Kergel zurückblieb und auf das Gepäck und die Pferde wartete. Ambach hätte das also auch tun müssen, doch war der bisherige Ordonnanzoffizier ausgeglitten und hatte sich eine Sehne gezerrt. Auf Ambachs Bitten hatte Sauerbrey es gemacht, daß er und der Ordonnanzoffizier tauschten. Hiermit jetzt doch nicht zufrieden, blinzelte er stärker, so daß die Kerze goldene Kränze zwischen seinen Wimpern tanzen ließ, und das letzte, was er noch sah, ehe er einschlief, war, daß Sauerbrey sich erhob, den Helm abnahm und auf die Streu zukam.

Ein Murmeln weckte ihn wieder auf. Sauerbrey saß auch jetzt am Tische, der Oberst ebenfalls, außerdem befand sich noch jemand im Zimmer, ein fremder Herr, ein Generalstäbler, der beim Sprechen den Mund ungewöhnlich breit zog. Es mißfiel ihm schon das, und als er ihn auch noch sagen hörte: „Ich gratuliere dem Regiment zu dem Erfolge über die Grenzreiter. Ich bin die Dorfstraße entlang gekommen. Darf ich dem Regiment als Andenken einen Offizierssattel zurücklassen?" dachte er: ‚Schafskopf. Pferde haben wir keine, aber Sättel bringt er uns.'

Doch dann horchte er auf. Der General-

stäbler fuhr fort: „Also, Herr Oberst, Befehl der Division: ‚Das Regiment bricht sofort auf und erreicht die Große Straße nach Moon. Dort wendet es sich nach Norden. Der Feind hat sich hinter Peude gestellt. Die Stellungen bei Thoniel sollen sehr stark sein.‘“

Ambach richtete sich auf. Peude, Thoniel, das waren doch Namen, die auf der Karte gar nicht weit von Dreieichen standen. Er war plötzlich sehr munter, sagte laut und mit Freundlichkeit: „Guten Abend,“ als der Generalstabsoffizier das Zimmer verließ, und hörte dann zu, wie nun der Oberst Befehle gab. Sie waren von Sauerbrey im Duplikat auszufertigen, aber nur kurz: ‚Die Bataillone stehen um Mitternacht am östlichen Dorfausgange von Irrasse.‘

Der Oberst kam herüber und legte sich wieder, denn es war erst zehn; Sauerbrey, der draußen die Ordonnanzen geweckt hatte, kehrte zurück, nahm die Karte aus der Kartentasche und breitete sie auf dem Tische aus; Ambach hatte sich schon erhoben. Beide mit einem Beine auf je einem Stuhle, die Köpfe zusammengesteckt, so fuhren sie flüsternd mit gestrecktem Zeigefinger auf dem Blatte nach Osten, erreichten die Große Straße nach Moon, die Staatsstraße, wie Tante von Rauch sie einst genannt hatte, und fuhren auf ihr nach Norden. Aber während Sauerbreys Finger bei Peude und Thoniel haltmachten, gingen Ambachs Augen weiter, bis sie wieder einmal den beglückenden Namen lasen. Seine Wangen hatten sich in Lächeln gerundet, seine Lippen waren leicht geöffnet, und das Licht flackerte leise, der Regen knisterte auf dem Dache.

⌘ ⌘ ⌘

Die Bataillone marschierten, seit gestern abend um zwölf marschierten sie, und schon war es wieder Abend, war es wieder dunkel geworden. Wenngleich es verboten war, die Taschenlaternen anzuknipsen, flammte in dem langen Zuge hier und dort doch ein Licht auf. Es war neun durch.

Mit den Beinen war es nicht weiter schlimm, sie hatten schon so lange ihre Pflicht getan, daß sie von selbst liefen; auch mit den Füßen war es nicht so schlimm, der dünne, hellgraue Kalkschlamm des nächtlichen Regens und der Spritzer des heutigen Tages kühlte sie; und um den Magen war es sogar gut bestellt, besser als seit langem, die Truppe hatte sich ja im Lande zu verpflegen, aber die Nerven waren überreizt. Niemand sprach mehr, nur die Füße patschten und quatschten, und es kam zu beiden Seiten der Wald, die Dunkelheit wurde noch größer, jeder Windstoß ließ die Tropfen von den Bäumen in das dürre Laub am Boden prasseln.

Zehn Minuten Rast. Im Nu war bis auf ein paar Offiziere die Chaussee leer. Da Sauerbrey, mit dem er zusammenging, es getan hatte, streckte auch Ambach sich jenseits des Chausseegrabens in das nasse Moos. „Das war eben komisch,“ sagte er. „Die Windmühle, die ich ganz deutlich gesehen habe.“

„Windmühle?“ wiederholte Sauerbrey. „Ich habe zuletzt einen Gutshof mit Wohnhaus und Ställen gesehen. Zuerst war es nur Feuerwerk, Sonnen und Sterne, golden und silbern ... Na,“ setzte er hinzu und streckte sich gähnend, „vielleicht sehe ich auch noch eine Windmühle. Aber ich hätte nichts dagegen, wenn wir vorher da wären. Bloß gut, daß der Oberst fahren kann.“

Sie schwiegen auch, die bis zu diesen Halluzinationen ermüdeten Augen schlossen sich von selbst, dann kam es von vorn heran: „Auf!“ Sich aufrappelnd sprangen sie über den Chausseegraben zurück.

Es wurde zehn, es wurde elf. Ambach hatte sich eben mit einer ihm vom Maschinengewehroffizier verehrten, letzten Zigarette das Zifferblatt seiner Uhr beleuchtet. Und wieder dachte er daran, daß, während er hier durch die Nacht laufen mußte, in einer Entfernung von wenigen Kilometern um Dreieichen herum gekämpft wurde. „Los, los,“ drängte er seinen Vordermann, der stolperte, ohne sich umzusehen, vorwärts.

In diesem Augenblick fiel vorn ein Schuß. Schnell folgte ein zweiter und dritter; die Gefangenen, die man im Laufe des Tages in den verschiedenen Gehöften und Ortschaften aufgelesen hatte, und die an der Spitze gehen mußten, schrien in ihrer Sprache in die Nacht hinein: „Brüder, nicht schießen. Wir sind es.“

Angesteckt, knallte es vorn immer stärker, kam wie vorhin das „Auf!“ heran und pflanzte sich nach hinten fort, knallte in den Wald hinein und gegen den Himmel und knallte in Salven und einzeln. Selbst die Fahrer der requirierten Wagen griffen nach ihren Gewehren. Abgeschossene Zweige und Äste fielen rauschend herab, ein ängstliches Raunen lief durch die Reihen, fiebrige Augen suchten die Finsternis zu durchdringen.

Da fing einer an zu weinen und zu klagen, daß er schon den ganzen Tag über Schmerzen im Unterleib gehabt hätte. Sauerbrey sprang auf ihn zu, leuchtete ihm ins Gesicht und schrie ihn an: „Mensch, Lehmann, sei nicht dämlich. Du hast zu fettes Schweinefleisch gefressen. Komm, hak' ein.“ Und ein anderer machte kehrt und ging schnellen

Schrittes und mit eigensinnig ins Genick gelegtem Kopfe zurück, als wollte er nach Hause, ihn griff sich Ambach. So redeten die Unteroffiziere und jungen Offiziere überall zu, es erklangen beruhigende Rufe, einer lachte laut in die Nacht hinein. Auch das steckte an, es lachten andere, lachten sich aus, das Schießen hörte auf, der Zug kam wieder in Bewegung, die Panik war behoben.

Die Füße patschten, der Wald lichtete sich, wirkliche Häuser standen an der Straße. „Andla," sagte Sauerbrey, der mit Ambach jetzt hinter dem Klapperwagen des Obersten herging, „und drüben liegt Müllershof. Hätt' ich auch nicht erwartet, daß es das hier gibt." — „Es gibt doch auch noch andere deutsche Gutsnamen," wandte Ambach ein. „Na ja, aber Müllershof klingt so gemütlich. Sich in Müllershof die Stiefel ausziehen, stelle ich mir anders vor, als in Neuenhof oder Schuppen oder Dreieichen."

„Dreieichen?" fragte Ambach. — „Doch. Das gibt es hier auch, hinter Peude." — Ambach horchte, ob mehr käme, aber es kam nicht mehr.

Es war in der fünfundzwanzigsten Marschstunde, daß vorn gerufen wurde: „Meldung an Herrn Oberst!" Die Spitzenkompagnie ließ sagen, daß sie auf den Feind gestoßen sei. Der Oberst stieg aus, Befehle ertönten, in die Bataillone kam Ordnung. Und noch ein Stück weiter, und das dritte Bataillon, das als erstes marschierte, schwenkte rechts ab; Ubelohde mit seiner Kompagnie erhielt die Weisung, nach links zu Anschluß an die Division zu suchen; im Zischen der ersten Kugeln rückte der Rest in Kapra ein.

Es regnete jetzt wieder. Das Zischen der Kugeln nahm zu, klatschend schlugen sie in die Lehmgiebel der Häuser und mit schärferem Tone weiter hinaus auf die übereinandergeschichteten Kalksteinplatten der Zäune. Dazwischen sang ein Querschläger sein gefährliches Lied. Am Dorfausgang wurde ein Zug vorgeschoben, die anderen verteilten sich links und rechts in die zerstreuten Gehöfte, und schon wurden seitlich Fenster erleuchtet, schon lockte aus einer geöffneten Tür ein gastliches Feuer durch die Finsternis.

„So," sagte Sauerbrey eintretend, stampfte auf den Estrich und schüttelte sich, „so weit wären wir." — „So weit, ja," antwortete Ambach, das erste Wort betonend.

Am nächsten Tage, nachmittags um vier, ließ General Iwanow die weiße Flagge hissen, sein Generalstabschef, auch ein Baron Rothe, kam zur Verhandlung herüber.

⌘ ⌘ ⌘

Seitdem waren drei Tage verstrichen, drei Ruhetage mit Beerdigung der wenigen Toten, mit Aufräumen des Schlachtfeldes, Einsammeln der Gefallenen, Durchzählen einer geschnappten Kriegskasse und mit einem Tee, den der Oberst zwei russischen, weder deutsch noch französisch sprechenden Regimentskommandeuren vor ihrer Reise nach Deutschland gab.

Ambach war einmal bis Peude vorgedrungen und hatte sich über die alte, mächtige Feldsteinkirche gewundert, die zwar auch eine Kirche, mit ihren Schießscharten und der sie umgebenden Mauer zugleich aber auch eine Trutzburg war, und er hatte an der Ecke des Pastorates gestanden und die Chaussee nordwärts hinaufgesehen, aber das war auch alles gewesen. Niemals in seinem Leben hatte er längere Tage durchgemacht und ungeduldig sich immer wieder ein Stück Zucker in den Mund geschoben. Von dem war auf dem Schlachtfelde viel gefunden worden, schöne, große Stücke in kleinen Säckchen. Wen man traf, aß ihn.

Jedoch heute wurde wieder marschiert, nach Orrisar, und Orrisar war das Dorf vor dem Damm nach Moon, bei dem Dreieichen lag. Es war ein schöner Tag, die Sonne schien, weit war es auch nicht. Wer nicht Zucker aß, schwatzte oder pfiff. Die Grasnarbe innerhalb der Steinzäune leuchtete trotz des Oktobers noch immer grün, die runden Tupfen der Wacholderbüsche belebten sie, Ambach war vorn an der Spitze des Zuges beim Führer des dritten Bataillons.

Mit ihm freute er sich über dessen auf den Knien zerrissene Hosen. Er selbst war ja auch nicht gerade in bester Verfassung, am Donnerstag vormittag waren sie in der Taggabucht ausgeladen worden, seitdem war er nicht aus den Kleidern und Stiefeln gekommen, und heute war Mittwoch, aber so abgerissen wie der andere war er doch nicht. Und es machte die Chaussee einen Winkel, es kamen Häuser, vor einer sich senkenden Wiese lag eine mächtige Scheune. Seitwärts davon lagen im Rechteck andere Scheunen oder Ställe, ihnen schlossen sich, hinter einer niedrigen Mauer und dicht gedrängt, gelbe und braune Parkwipfel an.

„Auf Wiedersehen!" rief Ambach dem Führer des dritten Bataillons zu und rannte in wunderlicher Verwirrung zurück, um dem Obersten zur Hand zu sein.

⌘ ⌘ ⌘

Ambach stand an der Einfahrt Dreieichens und sah auf den Hof und zum Wohnhaus hin. Der Hof war sehr groß, viereckig umbaut und an den Seiten gepflastert; das Wohnhaus lag breit und schwer auf der Erde, war zweistöckig und weiß getüncht

und hatte grüne Läden. Nach einem Schlosse sah es mit seiner glatten, nüchternen Front und den ziemlich kleinen Fenstern nicht aus, auch der Hof mit seinen Rohrdächern nicht nach einem Schloßhofe. Doch war es nicht das, was Ambach niederdrückte, sondern ... Nein, als Sieger zog er hier nicht ein, er zog überhaupt nicht ein, die andern, die von der Division, waren ihm zuvorgekommen.

Er hätte es sich sagen können, daß Dreieichen belegt sein würde, da ja nach Moon übergegangen werden sollte, und er hatte es sich flüchtig auch gesagt, aber an den Stab mit seiner spitzen Divisionsflagge hatte er nicht gedacht. Und, was noch schlimmer war, die hier hatten ihr Gepäck und ihre Pferde. Vorhin, der Husarenoffizier war so gepflegt und schnittig aus dem Stall zum Wohnhause gegangen, als ob überhaupt nicht Krieg geführt würde, und die Leute am Nebeneingange des Hauses, die sich lachend mit zwei gleichfalls lachenden Mägden zu unterhalten suchten, taten auch, als ob sie hier schon ganz zu Hause wären.

Ambach sah an sich herunter, strich sich über das unrasierte Kinn und blickte abermals zum Wohnhause hin. Wenn sie jetzt in die Tür trat und ihn hier stehen sah, würde sie ihn natürlich nicht erkennen. Wie sollte sie es? Es war ja schon über vier Jahre her. Außerdem, vielleicht hatte sie ihn überhaupt vergessen, oder sie dachte ungern an damals zurück. Gleich darauf bezweifelte er es, daß die Baronin überhaupt auf Dreieichen wäre, und indem er weiter auf sein Äußeres schob, was eine innerliche Angelegenheit und auch schlechtes Gewissen war, denn er war ja doch gekommen, um etwas von ihr zu verlangen, entschloß er sich, sich weder bei den Leuten am Kücheneingange, noch bei dem Posten zu erkundigen.

⁂ ⁂ ⁂

An dem Abend, an dem der Generalstäbler gekommen war und den Mund beim Sprechen so breit gezogen hatte, war es ein schönes, großes Zimmer gewesen, das dem Regimentsstabe zur Verfügung gestanden hatte. In Kapra, nach dem Marsche von fünfundzwanzig Stunden, hatte die Stube schon anders ausgesehen, gestampfter Lehmboden, offener Rauchfang; hier in Orrisar war sie noch kleiner und enthielt außer der Streu nur einen Tisch und einen Stuhl. Selbst der Blechleuchter fehlte, das Licht stand in seinem eigenen Talg.

Der Oberst saß im Mantel und mit dem schweren Helm auf dem Kopfe auf dem Stuhle und sah in die Flamme, Ambach und Sauerbrey lagen in Ermanglung anderen Platzes auf der Streu. Auch sie schwiegen und warteten darauf, was es zum Abendbrot geben würde, Gans oder Schwein? Auf Ösel hatte es bisher zu dem muffigen, aus Libau mitgebrachten Brote immer Gans oder Schwein gegeben. Und der Oberst strich sich über die Augen und sagte in die Stille hinein: „Übermorgen geht es weiter." — Sauerbrey antwortete: „Jawohl, Herr Oberst!" Ambach dachte: ‚Lieber schon morgen.'

Nach einer Weile sah Ambach den Obersten an, sah in dessen großes, bartloses Gesicht und meinte, daß er sicher Mitte fünfzig wäre. Den einzigen Sohn hatte er auch verloren, er war in Rumänien verschollen. Aber niemals hatte ihn jemand klagen hören, und niemals hatte er verlangt, daß er es besser als sonstwer hätte. Ein starkes Mitleid mit dem stillen Manne erfaßte ihn, er glaubte, jetzt erst richtig zu verstehen, warum Sauerbrey so an ihm hing, in jäh aufsteigender Rührung blinzelte er sich die Träne weg.

Draußen entstand ein Aufruhr. Man hörte Rufe und ferne Antworten, man hörte die Stimme des Maschinengewehr-Offiziers. Hastig wurde die Tür aufgerissen, aufgeregt und ohne Haltung anzunehmen, rief der Herr aus Stettin: „Herr Oberst, das Gepäck ist da," und war wieder weg.

Der Oberst erhob sich, Sauerbrey sprang auf, Ambach dachte: ‚Gepäck?' Plötzlich lag ihm hinter dem Worte Gepäck unendlich viel und lag ihm im nächsten Augenblick noch mehr. Mit einem Satz war auch er auf den Füßen, stürzte hinter den beiden andern her und umklammerte draußen die Rechte des eigentlichen Ordonnanzoffiziers, der wohlbehalten auf seinem Braunen saß, die Schuppenkette unter dem Kinn hatte und lachend auch ihm versicherte, daß wirklich nichts, gar nichts verloren gegangen wäre.

Das Proviantdepot

Die Baronin Anna trat in ihr Kabinett. Es war das der erste Raum links hinten neben der doppelwangigen, weit ausladenden Treppe, die von dem sehr geräumigen Hausflur aus in den oberen Stock führte. „Gut, daß es morgen weiter geht. Was zu viel ist, ist zu viel," sagte sie, stützte sich mit der Hand auf den gepolsterten Sitz eines schönen, alten Mahagonistuhles und ließ sich nieder. „Zu essen werden wir bald auch nichts mehr haben," fuhr sie fort und sah Tante von Rauch an.

Die war bei Ausbruch der Krieges gerade auf Dreieichen gewesen, war dort geblieben, da niemand etwas anderes von ihr verlangt hatte, und lag jetzt in einem Liege-



Schweineherde. Gemälde von Franz Marx

stuhl, hatte die Decke über den Beinen und fragte besorgt: „Ist es wirklich so schlimm?"

„Ach wo denn," antwortete ihre Nichte, „aber Appetit haben sie, das muß man ihnen lassen." An der Tante vorbei blickte sie in den herbstlichen Park hinaus, der dicht vor den Fenstern mit einem Rundbeet anhob und gleich dahinter in gelbe Ahorn- und fahle Eichengruppen überging, hier und da durchschossen von noch grünlichen Eschen oder dunklen Tannen. Die Sonne durchleuchtete die großen Blätter der Ahorne, die Stämme einzelner Birken glänzten silbern, und die sich schlängelnden Wege waren vom Tau der Nacht und dem Niederschlag der nahen See feucht und zogen sich schwarz durch all das Gelb und Braun und Grün.

Da erinnerte sich das alte Fräulein der Aufgabe, die ihr seit der deutschen Invasion zugefallen war, und der zufolge sie zum Schirm und Schutz ihrer Nichte von oben in das Schlafzimmer des Barons Edmund heruntergezogen war, und sagte: „Es ist auch sonst gut." -- „Nun," meinte die Baronin, ihre Mundwinkel vertieften sich.

Nach kurzem Schweigen fragte die Tante: „Was Edmund jetzt machen mag?" Ihre Nichte hob die graden Schultern und blickte weiter in den Park hinaus. Wie alle auf Ösel hatte seit der Einnahme Rigas auch der Baron Edmund darauf gerechnet, daß mehr geschehen würde, aber Woche um Woche war verstrichen, nichts hatte sich ereignet, schließlich hatte er in der Ungeduld des Zivilisten gemeint, es würde überhaupt nichts werden, und hatte seine Reise angetreten. Mochte das Leben seit der Revolution hier auf der Insel auch leichter geworden sein, es kostete unglaublich viel Geld. Um das flüssig zu machen, war er zwei Tage, bevor die Geschütze von der See her gedonnert und diejenigen der Halbinsel Sworbe ihnen geantwortet hatten, nach Reval gefahren.

„Es ist doch nichts zu machen," sagte die Baronin jetzt erst und sah die Tante wieder an. „Dafür sind wir eben in Sicherheit, und von Hause werde ich nach Ansicht des Generals mit der Zeit auch Nachricht bekommen können. Sie müssen in Arensburg nur erst in Ordnung sein." Nochmals blickte sie in den Park hinaus, meinte sinnend: „Was aus Ernst geworden sein mag, und ob sie meine Briefe erhalten haben," und setzte den Kopf zurückdrehend hinzu: „Aber wie still es augenblicklich ist. Nicht einmal nebenan," sie deutete mit der Hand hinter sich.

Den drei nach dem Park zu belegenen Räumen der Baronin, dem Kabinett, dem Toilettenzimmer und dem Schlafgemach, entsprachen nach vorn, nach dem Hofe zu, die drei Räume des Barons, das Bureau, das Arbeitszimmer und sein Schlafzimmer. Wenn in letzteres auch Tante von Rauch übergesiedelt war, schon im Arbeitszimmer lag der Husarenoffizier, der Führer der Stabswache, den Ambach gestern über den Hof hatte gehen sehen, und im Bureau, nach dem die Baronin eben gedeutet hatte, war der Nachrichtenoffizier untergebracht. Alle übrigen, Exzellenz, der erweiterte Generalstab, die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere, die Kriegs- und Intendanturräte, der Stabsarzt, der Pfarrer und was sonst noch dazu gehörte, lagen oben in den Gesellschaftsräumen und Fremdenzimmern oder drüben im Verwalterhause. Nur jenseits des Flurs die beiden Eßzimmer und die Küchenräume hatte man respektiert. Deshalb war die augenblickliche Stille auch wirklich merkwürdig. „Sie bereiten wohl das letzte für morgen vor," sprach die Baronin weiter. „Aber es tut wohl. Ich glaube, wenn sie fort sind, werde ich zunächst einmal vierundzwanzig Stunden schlafen."

In diesem Augenblick klopfte es. Es war die Jungfer, neben dem Inspektor und der Mamsell die dritte und letzte Deutsche, die, wie sie es einst der Landrätin gesagt, die Baronin auf Dreieichen um sich hatte. „Was ist denn schon wieder?" fragte sie.

„Ein Offizier fragt an, ob er Frau Baronin sprechen kann, er möchte Frau Baronin begrüßen," antwortete die Rosalie und kam näher.

‚Begrüßen,' dachte die Baronin verwundert, dachte erst recht verwundert: ‚Visitenkarte,' und nahm das weiße Blättchen. „Günther Ambach, Leutnant im ..." las sie, schenkte sich aber die Regimentsnummer, denn Günther Ambach klang ihr trotz allem, wovon ihr Kopf zurzeit voll war, zu bekannt, als daß sie weiteres interessiert hätte. Und bekannt klang es ihr, weil, wenn sie in diesen Jahren daran gedacht hatte, Althof ihr vorwiegend im Lichte ihres letzten Besuches erschienen war. Dazu aber hatte ja auch er gehört.

„Ist das komisch," sagte sie und sah die Tante wieder an, „eben sprechen wir noch davon. Erinnerst du dich von Althof her des jungen Ambach? Nicht? Mama bildete sich damals etwas ein. Also, ich lasse bitten." Sie erhob sich und schaute, wie sie fortfuhr: „Vielleicht bringt er Nachricht von Hause," schon zur Tür hin.

⁂

Mit übergeschnalltem Seitengewehr, den Helm in der Linken, auf den Händen weiße Handschuhe und auch sonst nach Kräften gestriegelt und gebügelt, klappte Ambach an

der Tür die Hacken zusammen. Aber wenn das auch durchaus formgerecht geschah, in ihm sah es anders aus. Der gestrige Zweifel, ob sie sich seiner noch erinnerte, war wieder über ihn gekommen. Und es dauerte ja auch. Dieser große, breitschultrige Herr mit den beiden Eisernen Kreuzen und noch einem Ordensbändchen, mit den entschieden zusammengenommenen Hacken und dem kriegerischen Blick, es war der junge Mensch von damals nicht mehr. In der unangenehmen Vorstellung, daß er sie über sich erst würde aufklären müssen, blickte er noch trotziger.

Inzwischen hatte sich die Baronin zurechtgefunden, schritt mit den Worten: „Das ist wirklich eine Überraschung,“ auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin, und nach dem Handkuß fuhr sie, sich halb umwendend, fort: „Und hier, Tante von Rauch, Sie kennen sie doch auch noch,“ sah Ambach von neuem an und mußte plötzlich lachen.

Sofort lachte auch er, das stimmte sie noch fröhlicher. „Kommen Sie, setzen Sie sich. Ich kann Ihnen wirklich nicht sagen, wie sehr ich mich freue,“ sagte sie und ging geschäftig voraus.

Sie hatten Platz genommen, auch er auf einem der schönen, roten Mahagonistühle, und hatten sich beide nochmals gemustert, jetzt sagte und fragte die Baronin: „Sie gehören natürlich zum Expeditionskorps. Wo liegen Sie denn?“

„Bei einem Bauern, nur fünf Minuten entfernt,“ antwortete er. — „Da haben Sie es bisher wohl nicht gewußt, daß das hier Dreieichen ist?“ — „O doch. Das habe ich schon in Libau gewußt, als wir die Karte von Ösel erhielten, aber wir sind erst gestern nachmittag eingerückt.“

„Ah so,“ sagte sie, „mit den beiden Bataillonen, die den weiten Marsch gemacht haben. Es wurde bei Tisch darüber gesprochen. Aber wissen Sie, wie es bei uns zu Hause steht? Seit Ausbruch des Krieges habe ich nicht eine Zeile mehr erhalten.“

Hieran, daß er sich auch als Bote aus der Heimat beliebt machen könnte, hatte Ambach bisher nicht gedacht. Um so wertvoller erschien es ihm jetzt, erst recht lächelnd antwortete er: „Dafür sind aber Ihre Briefe eingetroffen. Wenigstens von zweien weiß ich es bestimmt.“

Sie war darüber sehr glücklich und rief die Tante zum Zeugen dessen an, was sie eben gehört hatte, aber wie er dann, sich an den historischen Gang der Ereignisse haltend, auf das Gefecht bei Althof zu sprechen kam und ihr erzählte, daß das Gut dabei teilweise zerstört worden wäre, sagte sie erschrocken: „Also ist doch wahr gewesen, was damals im Heeresbericht stand.“

Sofort beeilte er sich, hinzuzusetzen: „Geschehen ist Ihren Eltern und Geschwistern aber nichts. Sie waren während des Gefechtes in der Stadt. Bis Althof hinein sind die Russen auch gar nicht gekommen, sie haben es nur von der Forst aus befunkt. Außerdem ist es jetzt wieder aufgebaut.“

Noch schwerer traf es die Baronin, als er ihr weiter berichtete, was seine Mutter ihm in dem Libauer Brief geschrieben hatte, den Verkauf des Gutes und die Übersiedlung der Familie Bergstrand nach Hamburg. Die Tränen traten ihr in die Augen, und auch Tante von Rauch sagte: „Schade,“ und machte einen Strich unter Althof. Aber auch jetzt hatte er einen Trost zur Hand, die Wilnaer Begegnung mit Ernst, und diese Begegnung war ja in der Tat erheiternd, um so mehr, als er ihr nach eigenem Augenschein auch schildern konnte, wie Ernst in den Anlagen an der Kathedrale taktiert hatte. Ihr Gesicht entdüsterte sich wieder, ihre Lippen öffneten sich, schließlich rief sie: „Ernst ohne lange Haare! Aber da ist er ja Liszt nicht mehr ähnlich. Könnte ich ihn doch einmal so sehen!“ Den Kopf abwendend, schaute sie zum Fenster hinaus.

Auch Ambach hatte die Empfindung, daß vorläufig genug gesprochen worden wäre, und benutzte die ihm gewährte Muße, die Baronin nun erst gründlich anzusehen. Da sie ihm in der Erinnerung noch schöner geworden war, als sie es ohnehin schon gewesen, fand er sie nicht verändert, obwohl sie mit ihren achtundzwanzig Jahren jetzt in ihrer Mittagshöhe stand, und wenn seine ausschweifenden Wünsche auch mit dem Augenblick still geworden waren, in dem er vor sie hingetreten war, er verfügte noch über genug Reserven, um seine gegenwärtige Beschäftigung zu einem Feste zu machen.

„Was denn?“ fragte die Baronin, den Kopf zurückdrehend, denn auch. „Nichts,“ antwortete er verwirrt. „Nicht? Aber sagen Sie, wenn Sie an Ihre Mutter schreiben, dürfen Sie es doch auch über mich tun? Wir hier dürfen es vorläufig noch nicht. Am liebsten würde ich Ihnen aufsetzen, was ich Mama wissen lassen will. Es geht doch, daß Sie nachher mit uns und dem Stabe zusammen essen?“

Ihre Bemerkung vorhin, daß bei Tisch über den langen Marsch seiner Bataillone gesprochen worden war, hatte Ambach zwar gehört, in seiner Freude des Nichtvergessenseins aber überhört, jetzt ließ sich die Division nicht mehr zur Seite schieben. Er zog

die Brauen zusammen und überlegte, ehe er erklärte: „Ich glaube nicht, daß mich der Oberst solange fortläßt.“ — „Soll ich mit dem General sprechen,“ fragte sie schnell dagegen. — „O nein,“ entgegnete er, „das wäre unmilitärisch.“

„Aber morgen geht es doch nicht mehr, morgen marschieren Sie doch schon wieder,“ klagte sie. Allerdings, morgen marschierte er schon wieder, doch war hieran erst recht nicht zu denken. „Vielleicht darf ich nach Tisch kommen,“ meinte er. — „Ja?“ fragte sie erfreut. „Dann zum Tee. Wir trinken ihn ebenfalls mit den Herren zusammen.“ — „Oder,“ sagte er, „lieber noch nach dem Tee. Dann braucht mich der Oberst bestimmt nicht mehr.“

Sie war auch damit einverstanden, sagte zur Tante: „Wir brechen dann zeitiger auf,“ und endete: „Also, bitte, um fünf, und kommen Sie gleich hier herein, gleichgültig, ob wir schon da sind oder noch nicht.“

Wie von einer Last befreit, atmete sie auf und lächelte ihm zu, und gemessener als bisher gab er das Lächeln zurück.

Nach der hierdurch entstandenen Pause fragte er und war auch im Sprechen gemessen: „Herr Baron ist wohl zu beschäftigt, als daß ich ihm vorgestellt werden könnte?“ — „Edmund ist in Reval,“ antwortete sie. „In —,“ sagte Ambach, mehr sagte er nicht.

„Ja, denken Sie,“ fuhr sie fort und war nun ihrerseits die Erzählerin, und je mehr sie erzählte, desto schwerer wurde ihm das Herz. Zugleich mußte er an die drei oder vier Stäbe denken, bei denen er gelegentlich einmal gegessen hatte, an diese Mauer von Männergesichtern, an diese Reihe von Männeraugen, die schon blank wurden, wenn etwas noch gar nicht so verstanden zu werden brauchte, und mußte die Baronin sich vorstellen vor dieser Mauer und vor dieser Reihe. Nur den Schluß ihrer Worte verstand er wieder: „Gott sei Dank habe ich wenigstens Tante zur Seite.“ — „Ja, das ist wenigstens etwas,“ murmelte er matt.

Die Baronin sprach weiter, von den Kämpfen um Dreieichen herum und der Angst, die sie dabei ausgestanden hatte, davon, wie die ersten Deutschen auf dem Hofe erschienen waren und der Stab ihn wie eine Sturzwelle überflutet hatte, Ambach wurde eins immer unabweisbarer: raus, rüber zu seinen Leuten, am liebsten auch fort von denen.

Wie er es ihrem Gesicht anzumerken glaubte, daß sie an einen Abschnitt gelangt wäre, behauptete er, gehen zu müssen, und stand auch gleich auf. „Aber nein,“ rief sie, die sitzen geblieben war, und streckte den Arm gegen ihn aus, „wir haben ja noch gar nicht von Ihnen gesprochen. Ich will doch auch wissen, was Sie erlebt haben.“ — „Über mich ist nichts zu sagen,“ erklärte er. — „Und dort das Eiserne Kreuz erster Klasse?“ — „Ach,“ sagte er und winkte ab.

„Hast du das verstanden?“ fragte die Baronin, nachdem er ziemlich hastig verschwunden war. „Wahrscheinlich wird er zu lange geblieben sein und Angst haben, daß man es merkt,“ antwortete die Tante.

Die Baronin krauste die Stirn und sagte nachdenklich: „Das war es wohl nicht,“ gab das Nachdenken aber auf und meinte: „Es ist ja auch egal. Die Hauptsache ist, daß er schreibt. Seine Augen sind übrigens noch ganz dieselben, wie sehr er sich auch sonst verändert hat.“

⌘ ⌘ ⌘

Dem sehr großen Eßzimmer war drüben auf der andern Flurseite und nach dem Hofe zu das kleinere Frühstückszimmer vorgelagert. Es hätte den sich zu den Mahlzeiten versammelnden Offizieren also sehr gut als Wartezimmer dienen können. Merkwürdigerweise war aber niemand darauf verfallen, man versammelte sich im Hausflur.

Vielleicht hing das mit der Treppe zusammen. Sie hatte bisher noch jeden überrascht, niemand hätte sie hinter der nüchternen Fassade und den kleinen Fenstern vermutet. Zurückgeschoben, in flachem Bogen ansetzend, füllte sie bis auf die schmalen Zugänge links und rechts die hintere Hälfte des weiten Raumes und war in ihrer goldbordierten, milchweißen Lackierung und dem eleganten Schwung, mit dem sie im oberen Teil nach beiden Seiten auseinanderwich, zweifellos das Glanzstück des Hauses. Dazu kamen neben den Türen zum Büro und Frühstückszimmer je zwei große Rubenskopien, die sich in ihrer Nachdunkelung sehr wirksam von der weißen Wand abhoben, kam von der Decke herab ein Bronzekronleuchter, der eine unglaubliche Menge von kleinen Jagdgeräten allerart als Kranz vereinigte, und kamen noch Vasen auf den Treppenpostamenten. Kurzum der Flur war auch eine Halle und als solche allerdings zu feierlichem Empfang und Umzug geeignet.

Wie immer versammelten sich zur Teestunde die jüngeren Herren auch heute zuerst. Sie tauchten von oben her auf, von links und von draußen und traten zueinander und unterhielten sich gedämpft. Es folgten die höheren Chargen mit dem Intendanturrat als erstem, einem kleinen, patenten Herren, dem man es anmerkte, daß er auf sein Äußeres Wert legte. Auch der Generalstabsoffizier erschien schon, der in Irrasse

den Mund so breit gezogen hatte, und Ambachs besonderer Freund, der Husar. Und es kamen noch andere, und immer war es ein flüchtiges Nicken oder sich Verbeugen, als aber eine etwas schnarrende Stimme erklang, wurde die Unterhaltung schnell zu Ende geführt, die Augen richteten sich die Treppe hinauf. Leise klirrten die Sporen an den sich spitzenden Füßen des Generals und seines ersten Adjutanten.

Somit fehlte nur noch einer, der Chef des Stabes. Wann wäre in diesem Kriege aber jemals ein Stabschef pünktlich zum Essen erschienen? Man rechnete denn auch gar nicht auf ihn. Dafür begannen die Augen nach der Tür zu gleiten, die links von der Treppe zu den Räumen der Hausfrau führte.

„Also wollen wir?“ fragte drinnen im Kabinett die Baronin Anna, sah sich nach der Tante um und streckte die Hand nach der Klinke aus. Die Tante in ihrem ewig gleichen, weiten, grauen Kleide, hatte nichts dagegen, und die Baronin wollte die Klinke herabdrücken, mußte aber erst noch einmal Atem holen. Es war immer ein besonderer Moment, so vor all die Männeraugen zu treten, die aufleuchteten, kaum, daß sie erschien, die ihr folgten, wohin sie auch ging, und die versteckt und nicht versteckt, unbewußt und bewußt alle dasselbe gestanden. Sie hatte Farbe, ihre Augen schillerten, ihr Herz klopfte. Aber es war auch ein erhebender Moment, niemals hatte sie ihre Frauenmacht deutlicher empfunden als seit dem Einrücken des Stabes.

Das Bild, das sich ihr bot, verschwamm etwas, die abermals eingetretene Stille benahm ihr den Atem noch mehr, ihre Mundwinkel vertieften sich aber doch. Und schon war der General bei ihr, verbeugte sich geschmeidig und bot ihr den Arm, sein erster Adjutant tat bei der Tante das gleiche. Zwischen sich neigenden Herren hindurch ging der Weg auf die Tür des Frühstückszimmers zu. Die es bis Dreieichen nicht viel besser gehabt hatten als Ambach, und die es von morgen ab wesentlich schlechter haben sollten als er, sie genossen, was heute noch war, bis auf den Grund. Dann steckte eine Ordonnanz den Kopf in den Flur, überzeugte sich, daß niemand mehr da war, und noch ein Weilchen, und es klirrten abermals Sporen, einsam und allein kam der Chef des Stabes die flachen Stufen der milchweißen Treppe heruntergetrabt.

⁂

Auf den Flügeln hing die Reihenfolge vom Zufall des Eintretens ab, der Kern hatte sein festes Gepräge. Erster Adjutant, Tante, General, Baronin, zweiter Adjutant und gegenüber zu seiten des Chefs die anderen Generalstabsoffiziere, so war es bisher gewesen, und so war es heute. Und zur Butter und zum Honig gab es Brot, nicht das aus Libau mitgebrachte, muffige, sondern weißes, im Hause gebackenes, in der Mitte aber gab es auch Brötchen. Es war das der andere Unterschied.

Die Ordonnanzen, die zunächst am Büfett aufgereiht gestanden, dann aber mit dampfenden Tassen den Saal durchschwirrt hatten, waren zum Büfett zurückgekehrt und blickten aufmerksam; die Unterhaltung war im Gange; die Baronin zündete sich eine Papyros an. Sie tat nur zwei Züge, aber es genügte. Was ihre Anwesenheit den Herren auch sonst bedeutete, darauf hatten sie schon gewartet. Vielleicht sogar, daß sie jetzt erst ganz genossen, was heute noch zu genießen war.

Ohne daß es jemand aufgefallen wäre, trat aus dem Frühstückszimmer ein Kraftfahrer in seinem schwarzen Lederanzuge in die Tür, tat einen Augenblick, als ob er stramm stünde, und sah sich mit derjenigen Selbstverständlichkeit um, die diese Waffe ausgezeichnet hat. Endlich gewahrte ihn eine der Ordonnanzen, sprach mit ihm und geleitete ihn zum Intendanturrat. Der las, was der Kraftfahrer ihm überreichte, erhob sich und stellte sich, leise sich räuspernd, links hinter den General. „Exzellenz,“ sagte der Stabschef, der als einziger der Herren sich das „Euer“ schenkte, und machte eine Kopfbewegung.

Es handelte sich um folgendes. Auf der Tenne der großen Scheune, die Ambach als erstes von Dreieichen gesehen hatte, und die außerhalb des Hofes bei der sich senkenden Wiese stand, befand sich das Proviantdepot. Dieses Proviantdepot sollte von Arensburg aus ergänzt werden, die Kolonne fuhr dort heute noch ab, und je nachdem, wie sie ankam, sollte das ganze Depot der Truppe über den Damm nach Moon folgen. Ankommen aber konnte sie übermorgen gegen abend oder auch erst Sonntag früh. Jedenfalls mußte sofort aufgebrochen werden. Darauf legte man in Arensburg größtes Gewicht.

Nachdem der General zum Intendanturrat gesagt hatte: „Also ordnen Sie es an,“ wollte er sich zur Baronin zurückwenden, doch fiel ihm noch ein, was ihn mit den Fingern knipsen und fortfahren ließ. „Oder wissen Sie, damit wir ganz sicher gehen, ein Offizier soll zurückbleiben und dafür sorgen, daß nicht gebummelt wird. Sagen Sie Heldberg, daß er mich nachher daran erinnert.“

Heldberg war der erste Adjutant, der Intendanturrat übermittelte ihm den Auftrag. Während jener, um es auch seinerseits nicht zu vergessen, sein Notizbuch zog, beugte sich der Intendanturrat an ihm vorbei nach dem Teller, auf dem die Brötchen lagen, zum Kraftfahrer aber sagte er: „Sie können nach Arensburg zurückfahren," und der antwortete: „Jawohl," ließ sich bestätigen und tat an der Tür noch einmal, als ob er stramm stünde.

Draußen vor dem Hause, wo sich eine Anzahl Befehlsempfänger aufhielt, fragte er einen Husaren mit blauem Lappen auf der Bärenmütze: „Is det immer so bei euch, Weiber und feinet Porzellan und Honig?" und setzte, da der Husar, ein schweigsamer Holsteiner Bauernsohn, ihn nur ansah, hinzu: „So wat sollten se in de Zeitung beschreiben. Die in Berlin lesen det jerne." Er griff nach seinem angelehnten Motorrad, das knatterte, und der Holsteiner sah ihm nach und sagte nun erst: „Swienegel."

☒ ☒ ☒

Die Baronin hatte mit angehört, was der General und der Intendanturrat verhandelten, und fragte jetzt: „Es bleibt also einer der Herren zurück, Exzellenz?" — „Jawohl," antwortete der General, „oder wäre es Ihnen lieber, wenn es nicht geschähe?" — „O nein," entgegnete sie, „im Gegenteil. Ich werde mich sicherer fühlen, wenn nicht alles auf einmal abrückt. Sie dürfen nicht vergessen, daß wir unter Esten leben und mein Mann nicht da ist."

„Ah so," sagte der General, setzte beruhigend hinzu: „Es findet aber fortgesetzt Verkehr statt," und beugte sich vor, um die Tafel nach links und rechts entlang zu sehen. Schließlich meinte er: „Ja, Baronin, von meinem Stabe kann ich Ihnen aber niemand hier lassen. Die brauche ich alle." — „Das ist ja auch nicht nötig," erwiderte sie, „wenn es nur überhaupt jemand ist."

Um einiges später dachte die Baronin an das, was sie Ambach aufsetzen wollte, damit über seine Mutter ihre Mutter es erführe. Sie erzählte infolgedessen dem General von dem Besuche Ambachs, den sie zu einem Freunde ihres jüngeren Bruders machte, und davon, wozu er ihr verhelfen sollte. Nachdem der General auf seine Frage vernommen hatte, daß Ambach zu den beiden Bataillonen gehörte, die den weiten Marsch gemacht hatten, knipste er wieder mit den Fingern und sagte: „Baronin, Sie bringen mich auf einen Gedanken." Mit einem: „Bitte sehr um Verzeihung" gegen die Tante rief er an ihr vorbei: „Heldberg, Oberst Verbach soll die Weiterleitung des Proviantdepots übernehmen. Er stellt auch die Begleitmannschaft."

„Jawohl, Euer Exzellenz," antwortete der Adjutant und zog nochmals sein Notizbuch, und der General wandte sich zur Baronin zurück, lachte und versicherte ihr wiederum: „Das war wirklich ein guter Gedanke."

Die Baronin hatte eben unter der Vorstellung, daß es jetzt Zeit zum Aufbruch sein könnte, auf ihr Uhrenarmband gesehen, als der General sagte: „Übrigens, Baronin, da wäre das doch das einfachste." — „Was denn?" fragte sie und lächelte. — „Daß der junge Herr, von dem Sie sprachen, beim Depot bleibt. Oder haben Sie nicht genug Vertrauen zu ihm?"

Es kam ihr sehr überraschend. Ambach bei ihr bleiben? Plötzlich errötete sie. Mochte auch einiges aus den Althöfer Tagen seit heute vormittag in ihr locker geworden sein, ganz so, wie es eigentlich gewesen war, wurde es ihr erst in diesem Augenblick bewußt und gab in naheliegender Ideenverbindung seinem Verbleiben auf Dreieichen ein besonderes Gesicht. „Nicht?" fragte der General, dem das Erröten nicht entging, und der gern bereit war, von Ambach abzusehen.

„Doch ich habe Vertrauen," antwortete sie und suchte etwas zu finden, das das Erröten erklärte. Als sie es gefunden hatte, sagte sie: „Wenn er bliebe, brauchte ich ihm heute auch noch nicht zu diktieren, was ich Mama wissen lassen will. Ich bin noch nicht dazu gekommen, es mir recht zu überlegen. Außerdem... außerdem," sie senkte die Lider, „brauche ich dann auch noch nicht aufzustehen."

Der General wartete, bis sie ihn wieder ansah, und verbeugte sich.

☒ ☒ ☒

Ambach rappelte sich von der Streu auf, klopfte sich ab und stellte sich neben den Obersten. „Gestatten Herr Oberst, daß ich jetzt gehe?" fragte er. Oberst Verbach saß auch heute im Mantel und Helm auf dem einzigen Stuhl, wandte ihm langsam sein großes Gesicht zu und nickte.

Die schwarze Erde des kurzen Hausflures war zerstampft; draußen, keine fünf Schritt von der Tür entfernt, befand sich der Strohhaufen, soviel Menschen und Tiere von ihm übriggelassen hatten; daneben wusch der Architekt, der für den Stab kochte und briet, ein Stück Fleisch in dem langen Viehtrog. Und im Schuppen, in dem seit gestern abend die Pferde untergebracht waren, holte Sauerbrey ein Stück Zucker aus der Hosentasche und hielt es seinem Fuchs hin. Da es ihm lieber war, Sauerbrey nicht erst auf sein

Gehen aufmerksam zu machen, denn der hatte schon am Vormittag ein fast atemloses Interesse für die Baronin bekundet, wandte Ambach im Vorübergehen den Kopf ab.

In drei Minuten war er auf der Chaussee, in einer an der großen Scheune. Unwillkürlich blickte er durch die geöffneten Torflügel auf die Tenne. Eine Anzahl bepackter Planwagen stand da, ein Zahlmeister machte sich an ihnen zu schaffen. Rechts abbiegend, ging er an der sich senkenden Wiese entlang.

Auf dem Gutshofe herrschte allerlei Getriebe; am Wohnhaus schritt der Posten auf und ab; ein paar Befehlsempfänger grüßten. In der resignierten Stimmung, in die er im Laufe des Tages geraten war, dankte er und betrat den Flur. Hier sah er zur Sicherheit nochmals nach der Uhr, aber es war fünf, und sie hatte ihm ja gesagt, daß er eintreten möchte, gleichviel, ob sie schon da wäre oder noch nicht.

Auch im Kabinett hielt seine resignierte Stimmung an. Aber als einige Zeit verstrichen war, wurde ihm das Herz doch wieder schwer. Da stand auf dem Fensterbrett ein Handarbeitskörbchen, lag auf dem Tisch ein Taschentuch, und durch die halbgeöffnete Tür zum Toilettenzimmer konnte er feststellen, daß sie das grau und weiß gestreifte Kleid des Vormittags abgelegt hatte, denn es war über einen Stuhl gebreitet. Auch durchzog ein leiser Fliedergeruch das Zimmer. Etwas hatte er ihn schon bei seinem Antrittsbesuch gespürt, jetzt genoß er ihn ganz.

Über ein kleines ging er, aufmerksam hinter sich horchend, zu der halbgeöffneten Tür und blickte ausführlicher in das Toilettenzimmer. Hohe und niedrige Schuhe standen an der Wand, darüber hingen Unterröcke, neben dem Spiegel auf einem Tischchen lag eine Legion kleiner, glänzender Instrumente zwischen geschliffenen Flakons und Büchsen. Der Fliederduft aber war hier noch stärker, und hinter den Scheiben einer Glastür zog sich der Rand eines kleinen, aufgemauerten Balkons hin. Man konnte also auch vom Park aus in das Toilettenzimmer gelangen. Sein Gesicht verfinsterte sich.

Dabei bemerkte er, daß auch die Tür der Gegenwand ein Stückchen aufstand, und bemerkte in der Öffnung einen Bettpfosten. Kurz machte er kehrt.

⌘ ⌘ ⌘

„Ja, Exzellenz, jetzt muß es sein," sagte drüben die Baronin. — „Wirklich?" fragte er und blickte ihr in die Augen. — „Oder Sie bekommen nachher nichts zu essen," lachte sie. — „Ich glaube, um diesen Preis würde jeder von uns gern verzichten, indessen ..." Er rückte seinen Stuhl, um ihr Platz zu machen, und sie erhob sich.

Sofort schnellten links und rechts auch die Reihen der Herren in die Höhe. Wie sie dem General die Hand reichte, sagte sie noch: „Darauf darf ich also rechnen, daß der junge Ambach bleibt?" — „Ambach heißt er!" antwortete der General. — „Sehr wohl." — Er küßte ihr die Hand.

Im Hausflur blieb die Baronin stehen und sagte: „Ach Tante, vielleicht bist du so gut, in der Küche danach zu sehen, daß Ambach noch Tee bekommt. Lange genug warten hat er müssen." Die Tante ging nach rechts, sie nach links um die Treppe herum, und wie sie die Hand nach der Klinke ausstreckte, war sie sehr neugierig darauf, was Ambach sagen würde.

Seine Verbeugung war gemessen, sich aufrichtend, stutzte er. Da die Baronin geglaubt hatte, damit rechnen zu müssen, daß er jetzt am Nachmittag länger als am Vormittag bei ihr bleiben würde, hatte sie vorhin schon getan, was sie sonst immer erst zum Diner tat, sie hatte sich für alle Fälle schon umgekleidet. Und da der Stab bereits seit drei Tagen auf Dreieichen lag, es also wirklich nicht mehr ganz einfach war, den Zusammenkünften drüben im Eßzimmer auch durch die Kleidung denjenigen Festcharakter zu geben, den sie für die Herren augenscheinlich hatten, so hatte sie, zumal eigentliche Gesellschaftskleider ja nicht in Frage kamen, auf ihre ältere Garderobe zurückgegriffen. Was aber wurde weniger unmodern als dunkelblaues Tuch? Und dunkelblaues Tuch, Strohhaufen, nicht viel hatte in Ambachs Erinnerungen eine größere Rolle gespielt.

Doch nahm sie sein Stutzen nur als einfache Freude des Wiedersehens, reichte auch ihm die Hand, die er an derselben Stelle wie der General küßte, und sagte, während draußen plötzlich ein lautes Stimmenmurmeln entstand: „Seien Sie mir nicht böse, daß es solange gedauert hat. Sie bekommen dafür Tee." Zugleich lachte sie ihn an, daß ihm war, als würde sie mehr sagen. Aber sie sagte nicht mehr, sie lachte nur. Und das Stimmenmurmeln verebbte, eine Tür klappte und klappte noch einmal.

„Was denn?" fragte er endlich. „Heute sage ich Ihnen noch nicht, was Sie an Mama schreiben sollen, erst morgen!" antwortete sie. „Bevor wir abrücken?" fragte er weiter. — „Wann rücken Sie denn ab?" — „Um sieben." — „Da liege ich noch im Bett."

Seine Augen suchten den Boden, seine Stirn krauste sich, und ohne wieder aufzusehen, meinte er: „Dann verstehe ich nicht."

— „Nicht?" fragte sie, und es trieb sie, die Situation zu verlängern. Aber die Tante konnte ja kommen, sie sagte doch: „Sie bleiben noch ein paar Tage bei mir, der General hat es schon angeordnet."

Was noch geschah, geschah schnell, ein unwillkürliches Denken an seine Vorstellungen auf dem Libauer Molenkopf, ein prüfender Blick in ihr Gesicht, sein Schrei: „Anna" und der Sprung auf sie zu. Und schon hatte er sie an sich gerissen, schon küßte er, wohin sein Mund traf.

Wenn er später hieran zurückgedacht und sich zu erklären gesucht hat, was denn auf einmal über ihn gekommen war, hat sich ihm der Ausdruck: ‚Verrückt' eingestellt. Verrückt vor Freude. Aber vielleicht ist er auch darauf verfallen, weil es sich ihm in der Erinnerung festgesetzt hatte, daß die sich wehrende Baronin ihm zugerufen hätte: ‚Sie sind ja verrückt!' Hingegen verstand er es gleich, daß sie sehr böse war, als sie sich erst aus der Klammer seiner Arme befreit hatte, und begriff es, warum sie sich immer wieder ihr Haar zurechtdrückte und ihm mit lodernden Augen versicherte, daß er dessen gar nicht wert wäre, was sie für ihn getan hätte. Am liebsten wäre er vor ihr niedergestürzt und hätte sie um Verzeihung angefleht. Aber auch das getraute er sich nicht, und alles, was er sagen konnte, nachdem sie wohl schon zum zehntenmal eine Erklärung von ihm verlangt hatte, war ein tonloses „Ich weiß nicht."

⌘ ⌘ ⌘

Die Rosalie hatte den Tee gebracht, auch die Tante war gekommen, die Baronin verschwand in ihr Toilettenzimmer und schloß die Tür laut hinter sich. Doch war die Tante ja unbefangen, sie zuckte nur zusammen. Ihre Nichte aber trat nebenan an die Glastür zum Balkon und sah hinaus. Der Intendanturrat schwänzelte, was auch die andern Herren gelegentlich taten, um das Rundbeet, es war ihr gleichgültig, was er daraus folgern mochte, daß sie nicht wegging. Aber zu neuerer Empörung brachte sie es doch nicht mehr. Ambachs ‚Anna!', diese jubelnde Fanfare ihres Vornamens, klang ihr noch immer im Ohr. So hatte sie den Namen in ihrem Leben nicht gehört. Der Bengel war also wirklich noch in sie verliebt. Sie erinnerte sich gehört zu haben, daß so etwas vorkäme, nur erschien es ihr wunderlich, daß gerade ihr das begegnen sollte, und es sich vorzustellen, wie einem solchen Menschen zumute sein mußte, vermochte sie auch nicht.

Sinnend vergaß sie den Intendanturrat ganz, und bei ihrer Rückkehr ins Kabinett schob sie einen Teller mit kleinem Gebäck auf den Tisch, sagte: „Wenn Sie es auch nicht verdient haben," und preßte die Lippen aufeinander. — Die Tante meinte: „Es sind ja auch noch Brötchen draußen," und sah bedauernd auf das Gebäck.

Langsam kam die Unterhaltung in Gang. Ambach erfuhr nun, was es mit ihm eigentlich auf sich hatte, und die Baronin setzte die Worte auch jetzt wieder so, daß er glauben konnte, er hätte es ihr zu verdanken, wenn er morgen noch nicht weiter zog. Schüchtern sah er auf. Sofort sagte sie temperamentvoll: „Ihre Augen sind wenigstens noch dieselben geblieben, wie sehr Sie sich auch sonst zu Ihrem Nachteil verändert haben."

Die Tante, die sich seit seinem Besuch am Vormittag auch an verschiedenes erinnert hatte, dagegen meinte: „Ich finde nicht, daß Herr Ambach sich zu seinem Nachteil verändert hat. Früher war er anspruchsvoller." — „Du mußt es ja wissen," entgegnete die Baronin.

Es erschien der Inspektor und wollte unter Angabe verschiedener Kuhnamen wissen, welches Kalb geschlachtet werden sollte; es erschien die Mamsell und bat die Tante um Hilfe gegen das holsteinische Deutsch eines Husaren. Mit Ambach allein geblieben, schüttelte die Baronin sofort den Kopf. Er senkte die Lider, die langen Wimpern legten sich auf seine Wangen.

„Wenn Exzellenz das wüßte," begann sie und fuhr, von dieser Vorstellung doch wieder aufgebracht, fort: „Überhaupt, wenn ich daran denke, mit welchem Respekt man drüben umgeben wird, vom General, vom Oberstleutnant, von allen, und da kommt so ein junger Leutnant... Wie herabgezerrt komme ich mir vor. Sagen Sie mir wenigstens jetzt, was Sie sich gedacht haben?"

Eben hatte Ambach gedacht: ‚Wenn einer auf den andern aufpaßt, kann ja gar nichts geschehen,' jetzt murmelte er: „Vielleicht war es das Kleid."

„Das Kleid," wiederholte sie erstaunt. — „Sie haben es doch auch auf Althof getragen," murmelte er weiter. Sie besann sich und fragte: „Was meinen Sie denn?" — Er schüttelte den Kopf. „Doch... Ich will es wissen." Nochmals schüttelte er den Kopf und erklärte auf neues Drängen: „Ich kann es nicht sagen. Sie würden wieder böse werden."

Nach einer Weile, in der sie ihn wägend angesehen hatte, fragte sie: „Haben Sie seit damals denn so oft an mich gedacht?" — Sogleich zog er die Brauen zusammen.

„Auch im Kriege noch?... Wo haben Sie, ehe Sie nach Ösel kamen, gelegen?“ — „Vor Dünaburg.“ — „Und vorher?“ — Am Naroczsee.“ — „Und vor dem?“ — „Im Westen.“ — „Da wollen Sie immer an mich gedacht haben?“

Er verstummte wieder, sagte endlich aber wenigstens: „Als mir unser Adjutant in Mitau mitteilte, daß wir nach Ösel gingen, hat für mich ein neues Leben angefangen.“ Ihn weiter anblickend, lehnte sie sich langsam zurück, und die Tante kam wieder. Auch dieses Geheimnis mußte vorläufig unenthüllt bleiben.

Auch im Verlauf der nun folgenden, harmloseren Unterhaltung blickte sie ihn noch einige Mal prüfend an. Selbst, als sie ihm erzählte, daß sie nur deshalb am Anfang des Krieges nicht interniert worden wäre, weil sie zufällig das russische Dokument zur wortgetreuen Übersetzung mitgenommen hatte, in dem vom Zaren dem Gute Althof für ewige Zeiten die Pflege des Denkmals in den Anlagen anvertraut worden war. So mischte sich Altes und Neues, sie geriet darüber in einen nicht unangenehmen Zustand, und als Ambach erklärte, daß er gehen müsse, wollte sie es ebensowenig wie am Vormittag wahr haben.

Er hätte auch noch bleiben können, aber es verlangte ihn zu wissen, ob man es dem Obersten auch wirklich mitgeteilt hätte, daß er morgen nicht marschierte, und diese Gewißheit zu erlangen, war ihm allmählich wichtiger geworden, als noch länger hier zu sitzen...

„Weißt du,“ sagte die Baronin zu guter Letzt zur Tante, „wenn Herr Ambach morgen zu uns übersiedelt, könnte er oben dein Zimmer bekommen.“

In Tantes Zimmer lag zurzeit der Chef des Stabes, es war also ein bevorzugtes Zimmer, hatte ja auch ebenfalls einen kleinen Balkon, der freilich nicht vom Erdboden aus aufgemauert war, sondern frei in der Luft hing. Doch dachte hieran die Baronin nicht, sie fuhr vielmehr fort: „Damals auf Althof hat Herr Ambach dir sein Zimmer überlassen müssen, da ist es nicht mehr als recht und billig, daß es jetzt umgekehrt geschieht.“ In ihrer alten Weise lachte sie Ambach an, in dessen Augen leuchtete es auf, schallend klappte er die Hacken zusammen.

⌘ ⌘ ⌘

Am Himmel stand die schmale Sichel des abnehmenden Mondes, kaum vernehmbar rauschte die See herüber, und in dem kleinen Grasgarten, der, mit dürftigen Apfelbäumen besetzt, hinter dem Hause lag, zog sich in langen Streifen der Nebel. Die beiden mageren Estenpferde, die ihren Schuppen hatten abtreten müssen, wateten darin herum, hoben die Köpfe und grasten von neuem.

Drinnen im Hause schlief alles. Klenke, der eigentliche Ordonnanzoffizier, röchelte dabei. Ambach aber saß auf dem einzigen Stuhl am Fenster, sah in den Nebel des Grasgartens und sah zum Monde empor. Auch die ehrfurchtsvolle Vorstellung war wieder da, wie wunderbar der liebe Gott ihm alles fügte. Aber nochmals so plump wie vorhin wollte er nicht sein! Und doch! Ein Siegesbewußtsein schwellte gerade deshalb seine Brust. ‚Morgen um diese Zeit,‘ dachte er und dachte an das Toilettenzimmer und den dahinterliegenden, aufgemauerten Balkon.

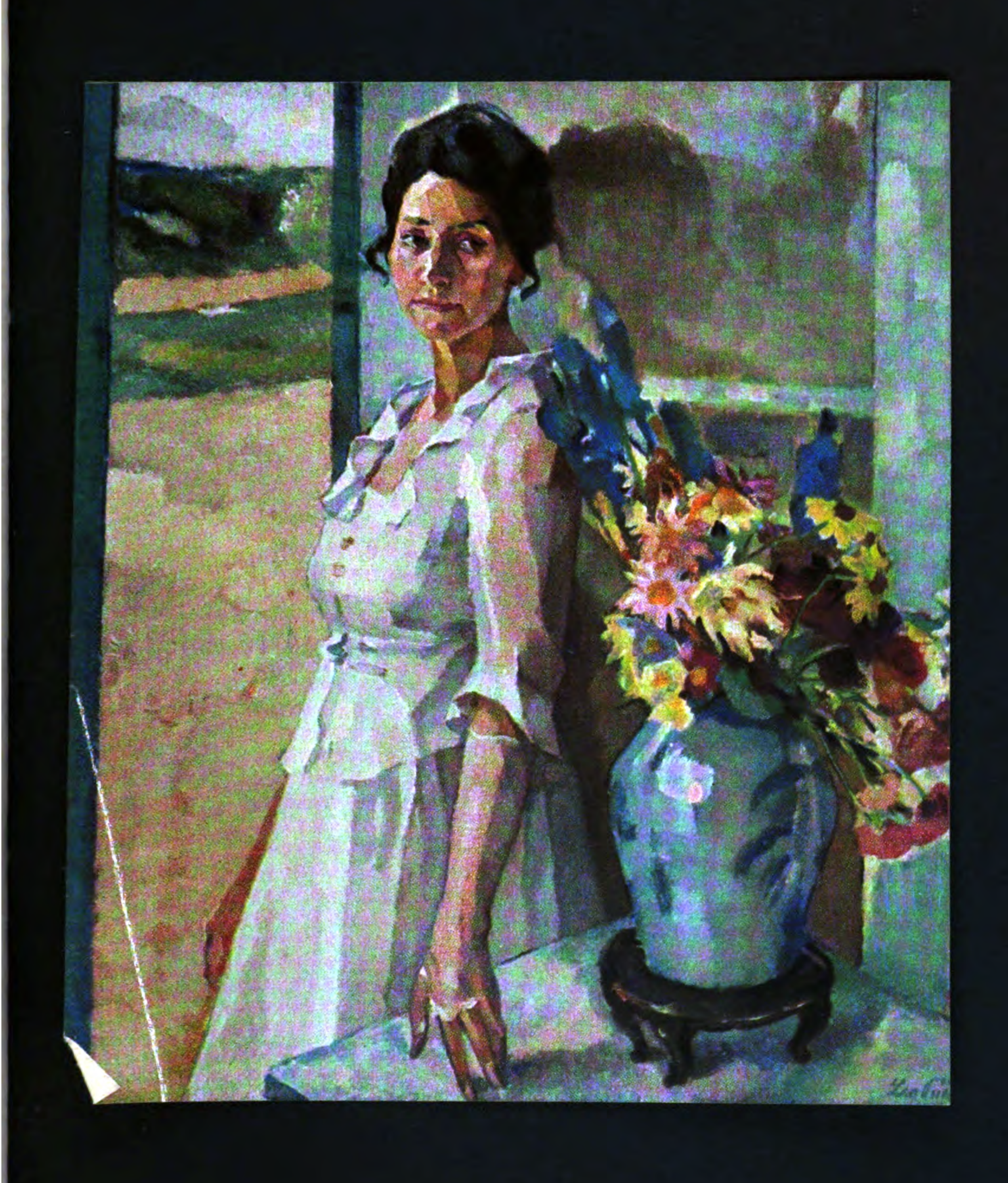
Am Damm nach Moon

Die Bataillone marschierten. Diejenigen der Division zogen hinter dem Gute herum, die beiden Ambachs hatten sich am Dorfeingang versammelt und kamen von dort her. Der Oberst, Sauerbrey, Klenke, alle drei zu Pferde, Ambach zu Fuß, erwarteten sie und ließen sie an sich vorbei. Als hinter Rittmeister Nerrlich das zweite Bataillon und damit die fünfte Kompagnie erschien, gab es Ambach einen Stich. Bis zum letzten Mann hielt er die Hand an der Mütze.

Es folgte Ubelohde, kommandierte: „Augen rechts!“ und warf ihm einen schnellen Blick zu, obgleich er den Obersten schon hätte ansehen müssen. Den Schluß bildeten drei Sanitäter. Kaum waren auch sie vorüber, war hinter ihnen die Luft gleichsam zusammengeschlagen, so gab es Ambach, wie gut er auch wußte, daß auf Moon nicht gekämpft werden würde, einen zweiten Stich, und der Oberst, der auf seinem großen Rappen und mit dem grauüberzogenen Stahlhelm fast übermenschlich aussah, ließ seinen Gaul antreten, nahm auf der Chaussee die Zügel aber kurz und rief: „Ambach!“

Er war vorhin auf dem Gute gewesen, um vom General und von seinem Chef die letzten Weisungen zu erhalten, dabei war der General auch auf den Transport des Depots zu sprechen gekommen. „Ihr Leutnant Ambach ist ein Bekannter der Baronin,“ hatte er gesagt, „ich habe aus Dank für die freundliche Aufnahme deshalb bestimmt, daß er zurückbleibt. Hoffentlich habe ich aber keine Dummheit gemacht. Die Baronin ist sehr schön. Schärfen Sie ihm also noch einmal ein, daß er sofort aufzubrechen hat.“

Dem kam der Oberst jetzt nach, indem er sagte: „Also, Ambach, ich soll Ihnen nochmals sagen, daß, wenn die Kolonne kommt,



Bildnis in Weiß. Gemälde von Prof. Leo Putz



sie füttern mag, aber aufgebrochen wird sofort. Sie wissen ja, wie das bei einer fremden Division ist, andern trauen sie immer alles mögliche zu. Wenn Sie das Depot abgeliefert haben, stoßen Sie so schnell wie möglich wieder zu uns, ich werde mich freuen, Sie wieder bei mir zu haben." Er beugte sich vor und drückte Ambach wie in geheimer Abbitte die Hand, und der fühlte sich bewegt und wußte nicht warum.

Als Ambach in seinem Quartier eintraf, waren die acht Mann, die er zur Bedeckung erhalten hatte, schon da. Sie waren von seiner Kompagnie, er freute sich dessen und sprach ein paar Worte mit dem sie führenden Unteroffizier Schmidt. In der Stube saß sein Bursche auf dem einzigen Stuhl, gepackt war auch schon, es konnte also losgehen.

Noch einen Blick warf er auf die Streu, noch einen auf das Fenster, verteilte draußen seine drei Gepäckstücke an die Leute und wartete darauf, daß sein Bursche das Pferd des Maschinengewehroffiziers aus dem Schuppen brachte. Das war Sauerbreys letzte Liebestat gewesen, er hatte den Herrn aus Stettin in das dem Regiment zur Verfügung gestellte Auto gesetzt, damit Ambach das Depot im Sattel begleiten konnte.

Noch waren sie nicht verschwunden, so erschien die Estenfamilie in der Haustür, der Mann, zwei Frauen, drei Kinder. Der Mann hielt zwei Zettel in der Hand und sah darauf hin. Auf dem einen hatte Sauerbrey den Verbrauch eines Schweines und zweier Gänse bestätigt, auf dem andern stand: „Rutsch mir den Buckel runter. gez. Müller." Der Este betrachtete beide mit gleichem, zweifelndem Vertrauen, aber als sein Blick auf den reduzierten Strohhaufen und den vorhin beim Abmarsch umgeworfenen Viehtrog fiel, leuchtete der Bauernzorn in seinen tiefliegenden, hellblauen Augen auf, er schüttelte die Faust drohend hinter den Abziehenden her. Stumm und wie andächtig schauten Frauen und Kinder zu ihm auf.

* * *

Ambach hatte seine Leute an der großen Scheune haltmachen lassen, hatte mit dem Zahlmeister gesprochen und ging nun zum Gut hinüber. Der ganze, große Hof lag leer, und leer auch waren der Flur, das Kabinett, augenscheinlich auch das Toilettenzimmer, denn er hustete vergebens. Aber war das alles auch leer und lag in dieser Leere auch eine Verlassenheit, es störte ihn nicht, im Gegenteil, ein glückliches Besitzergefühl erfüllte ihn.

Mit dem drang er weiter vor und fand in einer Stube hinter der Küche doch jemand, eine Magd, die auf einem Schemel saß, eine runde Mannschaftsmütze im Schoße streichelte und schluchzte. Er fragte sie, wo die Baronin wäre, sie sah ihm unter Tränen aufmerksam auf den Mund und wies durch das Fenster in den Park. Aber wie er nun auf sich deutete, hiernach auf das Fenster und dann die Schultern zuckte, lachte sie, daß ihre Zähne blitzten, und faßte ihn vertraulich an der Hand, um ihn in die nächste Stube zu führen. Das hier befindliche Fenster war wie drüben bei der Baronin eine Glastür, hinter ihr befand sich ebenfalls ein aufgemauerter Balkon.

Die Baronin war mit der Tante am Ende des Parkes. In der Ecke ermöglichte es ein aufgeschütteter kleiner Berg, über die Mauer zu sehen. Links von ihr auf einer herangerückten Bank standen die Mamsell und die Jungfer, an einer Pforte drängten sich mehrere Mägde. Auch die Baronin hatte Tränen in den Augen. „Es ist ja dumm," sagte sie und lachte verlegen, „aber es ist doch so, als ob sie schon wieder davonzögen."

„Ach wo," antwortete er fröhlich und küßte ihr die Hand. Als auch er über die Mauer blickte, gewahrte er, daß links an der See entlang noch immer Truppen marschierten.

Es war auf dem Rückwege, daß Ambach von dem Äußeren des Hauses einen besseren Eindruck erhielt. Zwar weiß gekalkt und mit grünen Fensterläden versehen war es auf dieser Seite, aber über den beiden Parterreballkons befanden sich vier andere im oberen Stock und bildeten zu je dreien ein V, das Mittelstück war durch zwei Pilaster abgetrennt und gegiebelt; die Kulissen der Bäume sorgten für Farbe und Tiefe.

Am Rundbeet wollte die Baronin auf ihren Balkon zu, sagte aber: „Ach so," und lachte, und während die Tante diesen Eingang doch benutzte, ging sie mit Ambach um das Haus herum. Dabei wurde abgemacht, wo die Leute untergebracht werden sollten. Die Fahrer mußten in der Scheune bei den Wagen schlafen, alle übrigen wollte die Baronin auf dem Hofe haben. Wie sie dann von vorn den Hausflur betraten, meinte sie: „Am besten ist es wohl, wenn ich auch Ihnen gleich Ihr Zimmer zeige. Aufgeräumt wird noch nicht sein, aber das macht wohl nichts."

Nein, aufgeräumt war das Zimmer noch nicht, es lag noch so, wie es verlassen worden war, nur die Tür zum Balkon war geöffnet. „Wird es Ihnen für die zwei Nächte genügen?" fragte sie. — „Oh," lachte er und warf den Kopf. — „Wenn die Kolonne sich verspätet, bleiben Sie aber noch länger,"

sprach sie weiter. — „Natürlich, ich muß ja," antwortete er.

Sie nickte befriedigt und ging auf den Balkon hinaus, er folgte und indem er nach links unten deutete, meinte er: „Das ist Ihr Balkon?" — „Ja," sagte sie, „das ist der meinige. Solange Tante noch hier oben logierte, haben wir manchmal von Balkon zu Balkon ein Zwiegespräch gehalten."

Sie blickte in den Park hinein, in all das Gelb und Braun und Grün und auf die sich schlängelnden, schwarzen Wege, und auch Ambach tat das und sagte nach einer Weile: „Heute ist die See nicht zu hören." Hierüber fielen ihm seine Nachtgedanken ein, er sah sie an. Ohne daß sie das erwidert hätte, lächelte sie.

„Aber jetzt muß ich gehn," sagte sie nach neuer Pause, ließ ihre Augen über die seinigen gleiten und trat in das Zimmer, dessen Tür zum Korridor sie aus Vorsicht aufgelassen hatte, zurück. — Er folgte ihr und antwortete: „Und ich muß mich um die Leute kümmern."

„Als Oberbefehlshaber von Dreieichen," warf sie ein. „Wenn wir uns das damals auf Althof hätten sagen sollen. Nicht?" — „In Althof hatte ich genug damit zu tun, mir vorzustellen, wie ich in Dorpat würde studieren können," erwiderte er.

„In Dorpat?" fragte sie erstaunt. — „Ja, das wollte ich damals und ich glaube, ich hätte es auch getan." — Noch sah sie ihn an und blickte sinnend weg.

Auf der Treppe, auf ihrem unteren, in den Flur mündenden Teil, blieb sie, die um zwei Stufen voraus war, stehen und fragte halblaut: „Was war das gestern mit meinem dunkelblauen Tuchkleide?" — Seine Augen liefen die flachen, weißen Stufen ganz hinab und noch ein Stück den roten Läufer entlang, ehe er antwortete: „Sie hatten es einmal an, als wir in den Anlagen waren."

„In den Anlagen sind wir oft gewesen," meinte sie immer noch halblaut. — „Nachher gingen wir über den Bahnübergang und auf der anderen Schachtseite zurück. Es brannte." — „Brannte?" wiederholte sie. — „Ja, und um zu sehen, wo es brannte, stiegen wir auf den Strohhaufen."

„Daran erinnere ich mich nicht mehr," antwortete sie wieder laut und schritt weiter, doch bemerkte er noch, daß es in ihren Mundwinkeln zuckte, und nichts dünkte ihn schöner, als daß sie sich verstellte.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn die Baronin gestern zur Tante gesagt hatte, das erste, was sie tun würde, sobald der Stab abrückte, wäre: sich ausschlafen, so mußte das der Ausdruck einer momentanen Abspannung gewesen sein. Obgleich sie heute zeitig aufgestanden und gestern abend infolge verlängerten Diners nicht früh schlafen gegangen war, hatte sie vorhin bei Tisch doch selbst den Vorschlag gemacht, sich den Damm anzusehen. Daß die Tante demgegenüber für sich das Recht ihres Alters in Anspruch nahm, schien von ihr erwartet worden zu sein, wenigstens hatte ihre Antwort: „Dafür trinken wir nachher wieder zusammen Tee," wie eine Belohnung geklungen.

Der Tag war grau und mild, auf der Chaussee und neben ihr lag, was eine marschierende Truppe wegwirft. Viel war es noch nicht, noch war der Weg ja nicht weit gewesen. Als sie im Chausseegraben aber doch auf eine Zivilhose stießen und die Baronin fragte: „Wie kommt die denn hierher?", zuckte Ambach mit den Schultern. War er am Naroczsee doch einem Soldaten begegnet, der sich mit einem aus Serbien mitgebrachten Grammophon ohne Walzen schleppte.

Um abzulenken, sagte er: „Ich muß immer wieder an Ihren Herrn Gemahl denken. Es ist doch gar nicht abzusehen, wann er zurückkommen kann." — „Eben," meinte sie. „Sie gehen ja nicht weiter als nach Moon." — Lächelnd fragte er: „Woher wissen Sie das denn?" — „Gesagt hat es mir niemand, aber aus verschiedenem, was ich hörte, habe ich es gefolgert. Stimmt es nicht?"

Wieder zuckte er mit den Schultern und wieder nahm er seine Zuflucht zum Baron. „Ob Ihr Herr Gemahl nicht über Schweden herumkommen könnte?" fragte er. — „Aber wo denken Sie hin?" rief sie. „Außerdem ist er ja auch bei seiner Schwester gut aufgehoben. Sie ist in Reval verheiratet."

Sofort erkundigte er sich: „Ist das die Schwester, die damals, als er krank wurde, an Sie telegraphierte?" — Sie blieb stehen und fragte: „Das wissen Sie noch?" — „Ich?" Er lachte. „Ich glaube nicht, daß es überhaupt etwas gibt, das ich nicht mehr wüßte. Ich weiß sogar noch, daß Sie mir eine Frage schuldig geblieben sind, am letzten Tage, als wir aus den Anlagen kamen. Sie hatten mich gefragt, was für mich bisher das Schönste gewesen wäre, ich hatte es Ihnen gesagt, und wie wir dann im Garten waren und Ihre Frau Mutter Ihnen schon zugerufen hatte, daß ein Telegramm gekommen wäre, sagten Sie, daß Sie mich noch etwas fragen wollten."

„Was denn?" fragte die Baronin nach kurzem Sinnen. — „Was? An sich weiß ich es natürlich nicht, und wenn ich es mir

auch gedacht habe, so kann ich mich doch irren." — „So. Und was war das Schönste, von dem Sie eben sprachen?" — „Das möchte ich Ihnen auch nicht sagen. Wenn Sie es vergessen haben, ist es nicht mehr dasselbe, wie wenn Sie es noch wüßten."

Sie sann von neuem und es war ihr, als wollte sich ein Schleier heben, aber er wollte es nur, und auch jetzt haltmachend, fragte sie: „Sollte das eben ein Vorwurf sein?"

„Aber nein," widersprach er, „das weiß ich doch gut genug, daß es für Sie damals nicht dasselbe bedeutet hat, wie für mich." — „So, und... Wissen Sie auch," ihr Gesicht wurde ernst, „daß ich mir später auf Dreieichen manchmal Vorwürfe gemacht habe, so zu Ihnen gewesen zu sein? Sie waren damals doch nur ein halbes Kind."

Er blickte in die Weite und lächelte, und erst wie sie wieder zu gehen begann, sagte er: „Wenn ich das damals nicht erlebt hätte, hätte ich das Beste meines Lebens nicht erlebt und wäre seit Mitau auch nicht so glücklich."

„Mitau, ach ja, richtig, davon sprachen Sie ja gestern schon," meinte sie. „Rechneten Sie denn darauf, mir zu begegnen?" — „In Mitau hoffte ich es nur, gewußt habe ich es erst von Libau an." — „Wieso?" fragte sie. — „Es ist mir bestimmt," antwortete er.

‚Bestimmt,' dachte sie und fühlte sich gerührt, und auch der Ausdruck seines Gesichtes, dieser wie von innen durchleuchtete, glückselige Ausdruck sprach seine eigene Sprache. „Also brauche ich mir wenigstens keine Vorwürfe mehr zu machen," sagte sie. „Außerdem werden Sie inzwischen ja auch gelernt haben, andere Maßstäbe anzulegen. Wenn ich damals auch Ihre erste Liebe gewesen bin, Ihre letzte bin ich doch gewiß nicht."

Er lächelte auch dazu in der ihm zurzeit eigenen Weise, und es schien, als ob er ihre Behauptung gelten lassen wollte, aber plötzlich ergriff er ihren Arm, drückte ihn gegen seine Brust und flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Anna, heute abend."

Sie sah sich schnell um, sagte: „Das sollen Sie doch nicht tun," und fragte: „Was ist heute abend?" Aber für ihn stand es ja fest, da brauchte nicht erst darüber gesprochen zu werden, er lächelte nur weiter.

Bisher hatten sie das Meer links von sich gehabt. Hier und dort hatte sein blanker Schein zwischen zwei Wacholderbüschen über eine Senke geguckt, jetzt, auf dem Scheitelpunkt der Chaussee, sahen sie es dicht vor sich. Doch war es weder das Meer von Libau noch das von Cranz. Mit seinem Schilfgürtel, seinem glatten, grauen Wasser und dem nur drei Kilometer entfernten, niedrigen Waldufer Moons war es höchstens ein masurischer See, auf den irgendwie ein paar Torpedoboote geraten waren, schöne neue Torpedoboote der großen Art mit zwei Schornsteinen. Ambach kannte sie gut von Libau her. Da hatten sie bei einer Probeverladung so viel künstlichen Nebel gemacht, daß ganz Kurland dahinter verschwunden war. Und wie die Baronin sagte: „Die waren zuerst hier. Daran merkten wir, was geschehen würde," nickte er. Natürlich, sie mußten den Damm sperren, damit die Russen nicht über ihn entwischen konnten.

Aber wo war der Damm? Rechts unten zog sich eine hellgraue, gerade Linie, die auch etwa drei Kilometer entfernt sein mochte, nach Moon hinüber. Also so sah er aus, eine hellgraue Linie, zu gerade und zu hellgrau für die Bedeutung, die er bisher für Ambach gehabt hatte. Er schaute wieder nach Moon hinüber und sagte langsam: „Da drüben sind unsere Leute jetzt."

„Sie möchten wohl auch gern drüben sein?" fragte sie, die eine leise Sehnsucht herauszuhören glaubte. — Ohne den Blick von der Mooner Küste zu wenden, antwortete er: „Ich möchte gern drüben und möchte gern hier sein, aber beides zusammen gibt es ja nie." — „Nein," lachte sie, „an zwei Stellen zugleich kann kein Mensch sein. Ein Kompliment für mich war das aber nicht." — „Doch," sagte er. „Ein siegreicher Vormarsch ist doch das Schönste und wenn etwas ebenso schön ist..." — „Ist es auch das Schönste," fiel sie ein. „Merkwürdig, wie oft Sie heute vom Schönsten sprechen."

„Ach so," sagte er und lachte glücklich, trat zu ihr, ergriff ihre Hände und meinte zum zweitenmal: „Anna, heute abend!" — „Was denn schon wieder heute abend?" fragte sie.

Plötzlich entriß sie ihm ihre Hände, sagte: „Sie sind ja verdreht" und verließ ihn. — Wie er ihr nachrief: „Wir wollten doch auf den Damm?" entgegnete sie ohne sich umzudrehen: „Ich habe die Lust dazu verloren."

Unschlüssig setzte auch er sich auf Dreieichen zu in Bewegung, so gingen sie hintereinander her, und Ambach bückte sich, hob einen Stein auf und schleuderte ihn über den Graben auf das Feld.

„Warum nicht?" fragte er, als er wieder neben ihr war. Sie schwieg mit aufeinandergepreßten Lippen. Schließlich wollte es ihm scheinen, als ob die Sache doch nicht so einfach wäre. Gleichsam zur Entschuldigung

murmelte er: „Ich hatte mich so darauf gefreut," und setzte nach neuer Pause noch hinzu: „Das war vorhin auch falsch. Andere Maßstäbe habe ich nicht. Weder habe ich bisher eine andere geliebt, noch werde ich es jemals, darüber bin ich mir schon lange klar." Er begann den Fehler zu ergrübeln, an dem es liegen mußte.

Um ein Stück weiter wunderte sich die Baronin darüber, daß es ihr wie gestern nach seinen Handgreiflichkeiten so auch heute nicht gelingen wollte, ihm böse zu sein. Da sie eine andere Erklärung nicht fand, meinte sie, es läge daran, daß er allem, was er sagte und tat, durch seine Naivität immer gleich die Spitze abbräche, und als ob es gegolten hätte, sich das zu bestätigen, spürte sie, wie es sie trieb, zu lächeln.

Noch ein Stück weiter und sie sagte: „Was ich Ihnen schon sagen wollte: sehen Sie mich in Tantes Gegenwart nicht immer so an. Tante ist gewiß harmlos, aber noch gestern abend, als wir schon im Bett lagen, machte sie eine Bemerkung darüber."

„Fräulein von Rauch?" fragte er plötzlich und hob den Kopf. — „Soviel ich weiß, heißt Tante so," spottete sie. — „Ja, ja. Aber schlafen Sie denn mit ihr zusammen?"

„Tante schläft natürlich im Nebenzimmer, aber wir lassen die Tür auf," antworte sie und mußte im nächsten Augenblick lachen, zu komisch erschien ihr der Ausdruck seines Gesichtes.

„Was denn?" fragte er empfindlich. — „Nichts, nichts. Ich denke nur an den Lohgerber." — „So? Nun, wenn Sie so sprechen können, dann verstehen Sie es überhaupt nicht, dann verstehen Sie es gar nicht. Was mir vorschwebt, war so wunderbar, so hoch... Aber man kann es natürlich auch so ansehen," schloß er schnell und ärgerlich.

„Kind," sagte sie wiederum gerührt, „Kind mit zwei Eisernen Kreuzen und noch einem Orden, und nun wollen wir Frieden machen. Ich bin Ihnen nicht mehr böse, und Sie, Sie denken nicht mehr daran. Ich will Sie außerdem auch etwas fragen. Sagen Sie, wenn es zum Angriff geht und die Kugeln pfeifen Ihnen entgegen, was empfinden Sie da? Sie müssen doch damit rechnen, daß Sie getroffen werden?"

„Ach!" stieß er in neuem Unwillen aus, aber sie gab nicht nach, und so stieß er hastig und erst recht unwillig nochmals aus: „So hat Mama auch immer gefragt. Es ist halt, wie es ist. Mal ist man in der Stimmung, mal in der, wie sonst auch, und jetzt..." Zum Zeichen dessen, daß er durch solche abseits liegende Fragen in seinem Grübeln nicht länger gestört werden wollte, fuhr er mit dem Kopf eigensinnig durch die Luft, und sie sah ihn an und begriff nicht, wie er ihr zugleich so verständlich und so fremd sein konnte.

⌘ ⌘ ⌘

Sie hatten mit der Tante zusammen Tee getrunken, die Baronin hatte Ambach gesagt, was sie ihre Mutter wissen lassen wollte, und er hatte an ihrem Schreibtisch den Brief geschrieben und ihr versprochen, ihn mit der nächsten Gelegenheit nach Arensburg zu schicken. Dann hatten sie geplaudert, der Abend war darüber hereingebrochen, hatten drüben im Frühstückszimmer gegessen und waren ins Kabinett zurückgekehrt, um weiter Tee zu trinken.

Aber wenn es auch sehr gemütlich klang, dieses Summen des silbernen Samowars auf dem Tische, wenn vor Ambach auch ein ganzes Paket Papyros stand, seine Freudigkeit und Erregtheit fehlten. Fast war es ein wenig langweilig. Eben schlug die Baronin sich mit dem Rücken der Hand auf den Mund.

Da sagte er mit einem Blick auf sein ledernes Uhrenarmband: „Morgen um diese Zeit bin ich wahrscheinlich schon auf Moon." — „Falls die Kolonne gekommen ist," antwortete die Baronin, und wie ihr einfiel, daß es bei dem Gespäch zwischen dem General und dem Intendanturrat geheißen hatte: ‚Sonnabend abend oder Sonntag morgen', stand es ihr fest, daß es ihr lieber wäre, wenn Ambach erst am Sonntag abrückte. Sich aufrichtend, fragte sie: „Und wenn die Kolonne erst um diese Zeit kommt?" — „Breche ich nach dem Füttern natürlich auch gleich auf," entgegnete er entschieden.

Sie sah ihn an, die Lippen ein wenig geöffnet, dann sagte sie: „So hat es der General aber nicht gemeint. Ich war doch dabei." — „Was der General gemeint hat, geht mich nichts an," erwiderte er, „ich habe meinen Befehl, und der lautet, nach dem Füttern aufzubrechen."

„Ja, Anna, so ist es bei den Deutschen," mischte sich nun auch die Tante ein. — „Ach red' doch nicht. Was weißt du denn?" antwortete ihre Nichte ärgerlich und wollte wieder zu Ambach sprechen, aber sie ließ es. Noch war es ja nicht so weit, außerdem war es auch durchsichtig, warum er sich eben so hartnäckig gebärdete. „Also hoffen wir, daß die Kolonne erst am Sonntag kommt," sagte sie und legte sich zurück.

Eine Weile später hatte auch Ambach die Empfindung, daß es fast ein wenig langweilig wäre, oder richtiger, er hatte die Empfindung, daß die Damen auf seinen Abgang warteten. Als nebenan eine Kuckucksuhr

ihren melancholischen Ruf erschallen ließ und die Baronin meinte: „Schon zehn,“ sagte er sofort: „Jawohl,“ erhob sich und trat zu dem kleinen Tische, auf den die Rosalie einen schöngedrehten Messingleuchter mit einem ganzen Lichte gestellt hatte.

Er hatte das Licht nicht angezündet, es war auch nicht nötig. Die Mondsichel hatte sich aus den Wolken herausgearbeitet und legte durch die zwei Fenster über dem Podest einen bleichen Schimmer auf die Treppe. Eben stellte er von der Seite her den Fuß auf die unterste Stufe, als er an der gegenüberliegenden Seite der Treppe ein Wispern vernahm, das auch ein Quieken sein konnte. Nichts Gutes ahnend, ging er die Treppe herum.

So dunkel es in dem schmalen Gange zur Küche auch war, er konnte doch zwei Personen unterscheiden, und da außer ihm nur sein Bursche noch im Hause lag, fragte er auf gut Glück: „Sind Sie verrückt?“ — „Zu Befehl!“ antwortete Strippel, der Bursche. — „Außerdem hatte ich Ihnen doch gesagt, daß Sie in meinem Zimmer auf mich warten sollen.“ — „Zu Befehl!“ sagte Strippel wieder, setzte aber hinzu: „Es hat ihr zu lange gedauert, und oben im Zimmer von Herrn Leutnant war's noch schlimmer.“

„Schweinerei!“ sagte Ambach voll Verachtung und war, während er die Treppe hinaufstieg, aus irgendeinem Grunde überzeugt, daß es sich um dieselbe Estin handelte, die heute morgen die runde Soldatenmütze in ihrem Schoße unter Tränen gestreichelt hatte.

Die Tür zum Balkon stand noch immer auf, das Licht der über dem Garten schwebenden Sichel füllte sie aus. In dem bitteren Gefühl, daß das nun das Ende aller Hoffnungen und die Antwort auf seine weihevolle Stimmung gestern nacht wäre, blies Ambach die Wangen auf und stellte den Leuchter auf den Tisch. Kaum hatte er es getan, so durchzuckte es ihn. Wenn unten die Tante im Wege war, warum nicht hier oben? Unwillkürlich machte er eine Bewegung, als ob er zurückkehren und der Baronin seinen Einfall mitteilen wollte. Und wie er dann, sich auf beide Hände stützend, am Tische stand, nickte er in der Überzeugung vor sich hin, daß er eben kein Glück hätte. Althof oder Dreieichen, es war immer dasselbe.

„Gute Nacht, Tante. Ich bleibe noch einen Augenblick auf dem Balkon,“ erklang plötzlich eine helle Stimme aus dem Garten herauf. Zugleich erklirrte eine Scheibe, wie wenn ein Fenster oder eine Glastür geschlossen oder angezogen würde. Es ging sehr schnell, und draußen auf dem Balkon räusperte Ambach sich.

Sofort wandte die dunkle Gestalt sich zu ihm um, blickte herauf, so daß in dem Mondlicht ihr Gesicht erglänzte, und fragte: „Sind Sie noch munter?“ — „Jawohl,“ antwortete er, „es ist ja noch früh.“ — „Warum haben Sie denn kein Licht gemacht?“ — „Ich überlegte mir etwas.“ — „So,“ sagte sie und lachte.

Ambachs Herz hämmerte. In seiner Erregung trat er noch dichter an das Balkongitter und umklammerte es mit beiden Händen, und als er wieder sprach, tat er es auf Französisch, so gut, wie er es auf seinem Gymnasium gelernt und während des Vierteljahres im Westen der Vergessenheit entrissen hatte.

„N'est-il pas possible de faire encore une promenade au parc?“ fragte er. — „Oh non, monsieur,“ antwortete sie prompt. — „Mais vous m'avez dit cet après-midi que la tante est votre voisine.“ — „C'est ça.“ — „Alors, ici, chez moi, je veux dire, ici en haut, elle n'est pas voisine.“ — „C'est vrai, monsieur.“ — „Venez donc.“

Die Baronin lachte. — „Venez, je vous en prie, je vous en prie de tout mon cœur. Vous ne savez pas, ce que je sens dans ce moment.“ — „Peut-être, monsieur. Mais c'est impossible.“ — „Pourquoi? Si vous le voulez.“ — „Oui, si je le voudrais, mais je ne le veux pas. Et maintenant, bon soir, monsieur.“

„Non, non,“ schrie er und streckte die Arme nach ihr aus, „je vous attends, je vous attendrai toute la nuit. Demain il faut partir.“ Aber sie wünschte ihm nochmals gute Nacht, und während er ihr weiter versicherte, daß er sie erwarten würde, klappte unten ihre Tür und wurde der Schlüssel herumgedreht. Still und für sich blieb die Mondsichel über dem Park zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Das Haus hatte merkwürdige Töne, besonders die Treppe tat sich darin hervor. Je mehr es auf Mitternacht ging, desto gesprächiger wurde sie. Sie knallte scharf wie ein Schuß, sie dehnte sich knisternd, sie schien unter einem Fuße zu seufzen. Wenn Ambach diese Töne auch allmählich kennen lernte, er fuhr doch immer wieder erschrocken auf oder hielt wenigstens den Atem so lange an, bis er es nicht mehr konnte. Allmählich wurde er darüber stark nervös, allmählich hielt er es auch auf dem Sofa nicht mehr aus, mußte zur Tür und horchen, mußte auf den Korridor hinaus, mußte zur Treppe und in den Flur hinabsehen.

Mitternacht war längst vorüber, das Licht

brannte in seinem letzten Achtel, die Mondsichel draußen vor den Fenstern war zur Chaussee gewandert und kämpfte einen verzweifelten Kampf gegen neue Wolken, er wartete noch immer. Er fuhr auch noch immer zusammen, er machte aber auch schon ein finsteres Gesicht. Und die Mondsichel erlag, die Bäume rauschten auf, die Flamme des Lichtes züngelte und erlosch.

Leise, vorsichtige Schritte tasteten auf der Treppe, hielten inne, wenn eine Stufe seufzte, schlichen weiter. Gedämpft klopfte es an der Tür zum Kabinett, klopfte einmal, klopfte zweimal, die Klinke wurde lautlos herabgedrückt, doch die Tür ging nicht auf. Leise, vorsichtige Schritte glitten zur Haustür, auch diese Klinke ließ sich herabdrücken; auch diese Tür war verschlossen. Und wieder klopfte er drüben am Kabinett, ein schwerer Atem zitterte durch den Flur.

Eine Stufe seufzte. Leise, vorsichtige Schritte stiegen die Treppe hinauf. Über Moon begann der Himmel sich zu lichten.

Der Befehl

Die Baronin erhob sich und trat an das Fenster des Frühstückszimmers, Ambach ritt eben über den Hof. Er hatte erklärt, das Pferd des Maschinengewehr-Offiziers bewegen und sich den Damm ansehen zu müssen. Aber natürlich war das nur ein Vorwand und Fortsetzung seines Benehmens beim Frühstück. Obgleich sie an den Ausdruck seines Gesichtes mit seinen matt blickenden Augen denken mußte, meinte sie doch, wenn er es vorzog, anstatt mit ihr zusammen, allein zu sein, so mochte er es.

Nachdem er, die Mütze sehr schräg auf dem Kopfe und mit lockeren Ellbogen, durch die Einfahrt verschwunden war, wollte sie zur Tante an den Tisch zurückkehren, aber weil sie den Inspektor aus dem Verwalterhause treten sah, riß sie das Fenster auf und rief: „Schirrmacher, Schirrmacher!“ Der Inspektor gab ein Zeichen, daß er gehört hätte, und kam auf das Haus zu.

Schirrmacher, ein Hüne mit in den Schultern steckendem Kopfe, blickte die Baronin mit seinen biederen, braunen Augen fragend an. Sie hatte sich auf dem Stuhle umgedreht und begann: „Ist alles in Ordnung?“ — „So weit es das sein kann, ist's, Frau Baronin,“ antwortete er. — „Und die Leute? Ich meine, sind sie anders geworden, nachdem die Deutschen abgerückt sind?“ — „Anders? Was haben die anders zu werden? Der Tätz hat seine Frau verprügelt und andere ihre Marjellen . . .“ — „Gewiß,“ fiel sie ein, „aber also, Sie meinen, daß sie nicht anfangen, aufsässig zu werden, weil wir wieder allein sind?“

„Aber Frau Baronin,“ in hellem Erstaunen zog Schirrmacher die Haut seiner niedrigen Stirn in dicke Falten. — „Nun ja,“ meinte sie befriedigt, „ich habe es mir auch schon gesagt. Außerdem wird ja auch fortgesetzt Verkehr zwischen Moon und Arensburg stattfinden.“ Sie schwieg einen Augenblick, sagte dann freundlich: „Mehr wollte ich nicht wissen,“ und schloß: „Morgen kommen Sie ins Haus. Am besten ist es, Sie quartieren sich in das Büro des Herrn Baron, dann können Sie jederzeit den Hof übersehen.“

Als Schirrmacher gegangen war, sagte die Baronin zur Tante: „Es ist von mir vielleicht überhaupt töricht gewesen, mir einzubilden, daß etwas geschehen könnte. Was soll denn geschehen, wenn es nicht einmal während der Revolution geschehen ist? Und was ihre Weiber betrifft, insofern wird es sogar ganz gut sein, wenn auch Ambach mit seinen Leuten abrückt.“ Sie trank ihren Tee aus.

⌘ ⌘ ⌘

Eine halbe Stunde später stieg die Baronin die Treppe hinauf. Die hatte sich bei Nacht ausgeplaudert und schwieg jetzt. Oben war großes Reinemachen, wohl ein Dutzend Mägde und Scharwerkerfrauen in ihren bunten Röcken und noch bunteren Kopftüchern scheuerten auf und schafften Sofas, Chaiselongues und Betten aus den Gesellschaftsräumen an ihren gewöhnlichen Standort zurück. Sie nahm, den Saal betretend, die Röcke zusammen, gab der Mamsell einige Anweisungen und ging hinüber auf die andere Seite, wo die Fremdenzimmer lagen.

Dasjenige Ambachs wurde zwar nicht aufgescheuert, aber auch diese Tür stand auf. Hineinsehend, erblickte sie Strippel, den Burschen. „Sie sind hier?“ fragte sie, nur um etwas zu sagen, und hemmte den Fuß. Während Strippel, der plötzlich tat, als wäre er beschäftigt, antwortete: „Jawohl,“ betrat sie langsam das Zimmer, ging auf den Balkon hinaus und sah auf den ihrigen hinab.

Überzeugt, daß Ambach kurzerhand vom Balkon herabgesprungen sein würde, wenn sie es gestern abend verlangt hätte, dachte sie wieder an den starren Ausdruck seines Gesichts. Der Unwille, den sie seit seinem Wegreiten gegen ihn empfand, wich, sich umdrehend, fragte sie: „Sind Sie schon lange bei dem Herrn Leutnant?“

Ja, Strippel war schon über zwei Jahre bei Ambach. Er war zu ihm gekommen bei dem großen Vormarsch gegen Wilna,

hatte mit ihm hinter Kowel Brussilow aufhalten helfen, hatte vorübergehend mit ihm bei Baranowitschi bereit gestanden und war nach dem Vierteljahr im Westen mit ihm zum Naroczsee und vor Dünaburg gezogen. Da er nur indirekt daran beteiligt gewesen war, liebte er es, ausführlich zu erzählen. Fast konnte es scheinen, als ob Ambachs Verwundungen auch die seinigen wären. „Ja,“ sagte die Baronin, nahm den auf dem Sofa liegenden Ledergurt und fuhr mit der Hand über ihn, „Herr Ambach hat mir erzählt, daß er zweimal verwundet worden ist. Er geht wohl scharf drauf?“

„Oh der,“ lachte Strippel in kameradschaftlichem Zusammengehörigkeitsgefühl. — „Ja, ja,“ lachte auch sie, „einen solchen Eindruck macht er. Und als Vorgesetzter?“ — „Mit dem gehen wir alle mit.“ — „Sie meinen, daß er beliebt ist, gewiß. Und das da?“ Sie deutete mit dem Kinn nach dem Bett.

Strippel wandte den Kopf. „Das sind Bilder, die Herr Leutnant in seinem Unterstand angenagelt hatte. Ich hab' sie mit eingepackt. Sie nehmen ja keinen Platz weg.“

Die Baronin ließ den Gurt und ging zum Bett hinüber. Hier nahm sie die Blätter auf und betrachtete sie. Nein, Platz beanspruchten sie nicht, im Koffer wenigstens nicht. Indem sie diese eleganten, jungen Frauen in verführerischen Toiletten und Stellungen einzeln auf das Bett zurücklegte, vertieften sich ihre Mundwinkel. Sie sagte aber nichts weiter, sie sah Strippel nicht einmal mehr an. Das Zimmer verlassend, nickte sie nur obenhin, ging draußen bis zur nächsten Tür und machte mit einer Bewegung, als ob sie sich eben anders besonnen hätte, kehrt.

⌘ ⌘ ⌘

Bis zum Essen hatten sie sich nicht mehr gesehen, die Baronin hatte sogar erst die Rosalie hinaufschicken müssen, ehe Ambach erschienen war. Und er war erschienen, wie er weggeritten war, und war es geblieben. Jetzt nach dem Essen, sagte die Baronin: „Den Kaffee wollen wir drüben trinken,“ und erhob sich, und im Flur fuhr sie zur Tante fort: „Bitte, sei so gut, sag' es in der Küche, daß uns der Kaffee hinübergebracht wird.“

Kaum hatte sie das Kabinett betreten, und kaum war auch Ambach eingetreten, so kehrte sie sich zu ihm um und bat: „Ambach, seien Sie wieder gut.“ Zur Antwort verfinsterte sich sein Gesicht noch mehr. „Sie sehen auch schlecht aus.“ — „Ach,“ stieß er aus, und zornig funkelten seine Augen.

„Aber, mein Gott,“ rief sie und legte die gehobenen Hände ineinander, „begreifen Sie denn nicht, was Sie mir zumuten?“ — „Ich weiß nur eins,“ antwortete er wegblickend, „daß mir seit heute morgen ist, als wenn mich mein bester Freund verraten hätte, so hoffnungslos, so wertlos alles.“

Nach kurzem Schweigen sagte sie ziemlich ratlos: „Ich begegne Ihnen aber doch sonst, wie Sie es nur verlangen können, und durchgelassen habe ich Ihnen wirklich doch auch genug.“ — „Durchgelassen,“ fiel er ein, „eben, Sie haben ja keine Ahnung, was lieben heißt. Ich habe nichts getan, was ich nicht hätte tun dürfen.“

‚Nicht?‘ wollte sie fragen, aber es klirrte draußen Geschirr, an der Tür entstand ein Geräusch, ohne es getan zu haben, trat sie von ihm weg.

⌘ ⌘ ⌘

Die Baronin hatte ihrer Jungfer geklingelt, sie wollte sich umziehen. „Das dunkelblaue Tuchkleid, das ich vorgestern anhatte,“ sagte sie. — „Auch wieder das rosa Korsett?“ fragte die Rosalie, meinte aber, daß das für den einen Ambach zu viel wäre, und wunderte sich deshalb, als sie hörte: „Natürlich. Welches sonst?“ — „Frau Baronins Figur hat sich so wenig verändert, daß es gewiß auch das Hauskorsett täte,“ entschuldigte sie sich.

Mit Kleid und Korsett über dem Arm und in der Hand kam sie zurück und faßte schnell mit der Linken zu, die Baronin, die vor dem Spiegel stand, war dabei, sich ihre Bluse auszuziehen. Sie war ihr auch weiterhin behilflich, hatte ihr den Rock auf und löste die Schleife des darunter befindlichen, und während die Baronin, sich auf ihre Schulter stützend, der Kleiderwoge entstieg, sagte sie: „Hoffentlich kommt die Kolonne nicht doch noch.“

„Die Kolonne?“ fragte die Baronin und empfand es unangenehm, an die Kolonne erinnert worden zu sein. — „Die aus Arensburg zur Ergänzung des Depots eintreffen soll,“ erklärte die Rosalie. — „Was geht dich denn die Kolonne an?“ — „Man wünscht es ihnen doch nicht, daß sie in die Nacht hinein marschieren müssen. Herr Gerlach meinte auch, daß es nicht nötig ist. Sie haben nur zwanzig Kilometer zu machen, und wenn sie morgen früh um vier oder um fünf aufbrechen, kommen sie auch noch zur Zeit. In der Nacht kümmert sich doch niemand um ihre Ankunft.“

„Wer ist Herr Gerlach?“ fragte die Baronin nach kurzem Schweigen. — „Der Zahlmeister,“ antwortete die Jungfer. — „Hast du dich mit ihm eingelassen?“ — „Aber Frau Baronin!“ — „Nicht? Da warst du

es also auch nicht, die gestern abend noch im Park war?"

Die Jungfer senkte die Lider, was ihrem Gesicht, da sie eine zierliche Hellblondine mit feinem, krausem Haar und blaugrauen Augen war, einen Madonnenausdruck gab, die Baronin aber fuhr fort: „Ich konnte lange nicht einschlafen, und weil mir war, als ob ich draußen Schritte hörte, stand ich auf. Du warst übrigens nicht die einzige."

Noch immer hielt die Rosalie die Lider gesenkt, ergriff aber plötzlich die Hand ihrer Herrin und küßte sie. „Für dich sind sie wohl auch die Befreier?" fragte ihre Herrin daraufhin. — „Man kann nach dem langen Druck doch wieder aufatmen." — „Bei den andern ist es aber auch nicht anders."

Die Jungfer schwieg abermals, und die Baronin ließ sich das Korsett reichen und sagte nur noch, nachdem sich der Panzer um sie geschlossen hatte, ein wenig atemlos: „Sonst müßte es doch auch für dich bequemer sein, wenn sie heute abend schon aufbrechen."

Die Toilette war beendet, die Baronin maß sich im Glase und war zufrieden, ja, sie meinte sogar, daß sie heute ihren besonders guten Tag hätte, besser noch als vorgestern. Sich vom Spiegel lösend, sagte sie: „Zieh' drin die Vorhänge vor, wir wollen bei Licht Tee trinken, zünd' auch noch eine zweite Lampe an und ruf' Herrn Ambach, wenn es so weit ist. Der Tante werde ich es sagen," und wollte, als sich die Rosalie entfernt hatte, die Tante rufen. Aber da mußte sie wieder an die Kolonne denken, sie setzte sich auf einen der leichten, vergoldeten Stühle, hob ein Bein und umschlang, in den Park hineinblickend, das Knie mit beiden Händen.

So saß sie, bis ihr auf einmal in ihre Gedanken hinein der Blick zweier Augen eines der Herren vom Stabe einfiel, dieser zehrende Blick zweier dunklen Augen. Ärgerlich erhob sie sich.

⁂ ⁂ ⁂

In welchem Zustande Ambach sich auch befand, überrascht war er beim Eintritt doch. Die doppelte Beleuchtung, in ihr die schlanke, dunkelblaue Gestalt, die ihm entgegenkam, als wäre er ein Gast, den sie zum erstenmal empfing, auf dem Tisch außer dem kleinen Kuchen eingemachte Früchte und eine Karaffe mit Kognak, der das Kriegsverbot überstanden hatte, es hatte das alles einen Feierlichkeitsanstrich. Aber ihm war ja wirklich elend zumute, kaum hatte er sich gesetzt und sah auf die am Samowar sich betätigenden Hände der Baronin, so erfolgte der Rückschlag. Daß sie nach ihrem letzten Gespräch vorhin, ehe der Kaffee gebracht worden war, noch glaubte, sich so kleiner Mittel bedienen zu sollen, erschien ihm spielerig.

Nachdem auch sie sich niedergelassen hatte, kam das Gespräch mehr in Fluß. Aus ihm heraus fragte sie ihn, was er nach dem Kriege machen würde. Er war sich hierüber noch nicht einig, für das Studium waren schon drei Jahre verloren und würden es noch mehr werden, auf der anderen Seite war damit zu rechnen, daß sehr viele beim Militär bleiben wollten. „Also, wie auf Althof, damals schwankten Sie doch auch," sagte sie und lächelte ihm zu.

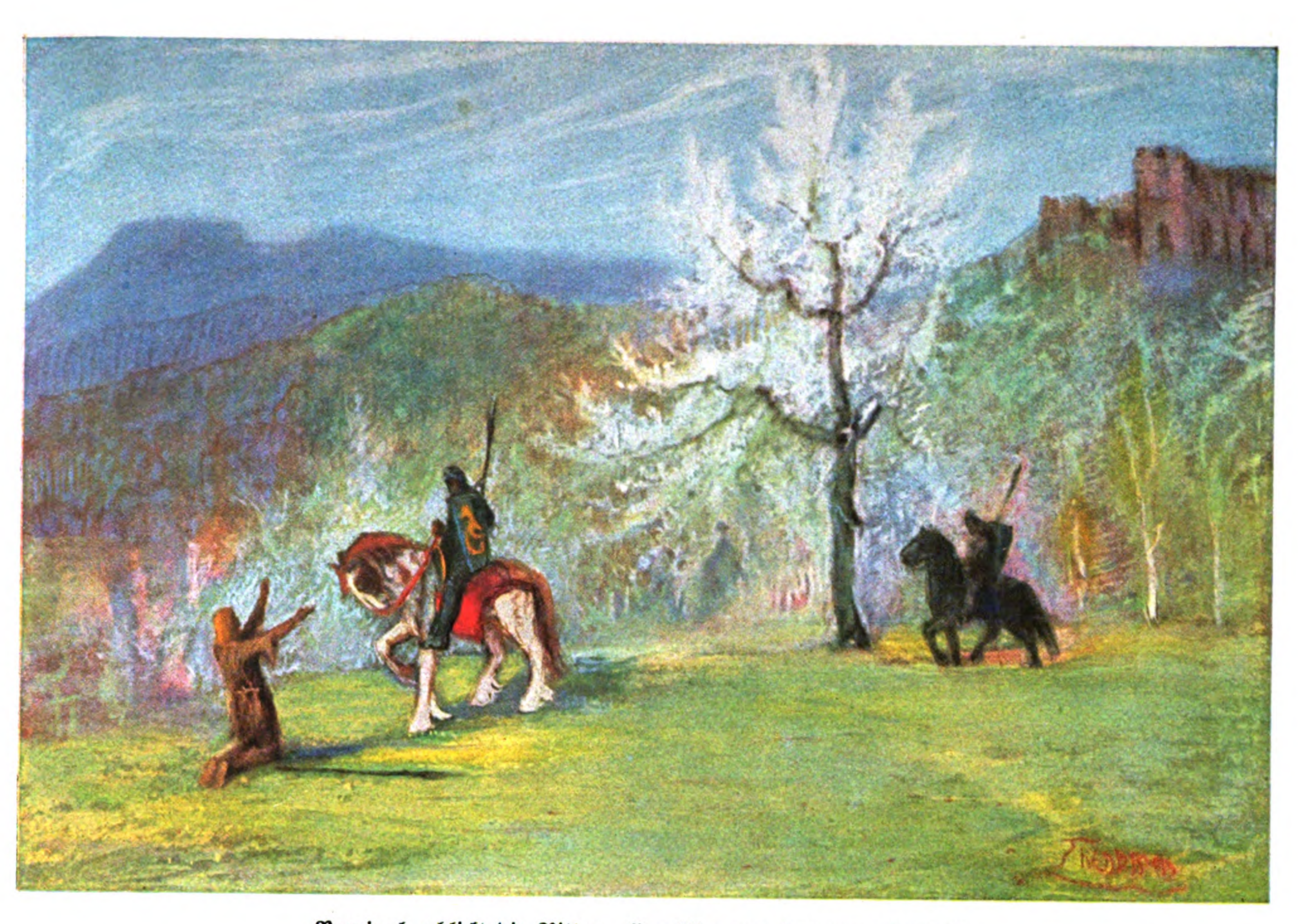
Er antwortete: „Gewiß," ärgerte sich gleich darauf aber auch über dieses Lächeln und setzte hinzu: „Außerdem ist es ja auch egal. Wer weiß, wo man bis dahin verscharrt liegt. Wenn hier nichts mehr los ist, gehe ich sowieso zu den Fliegern."

Sie wollte sich von dieser unerfreulichen Aussicht nicht beeinflussen lassen, aber das Wort: „Verscharren" besaß eine zu große Bildlichkeit für sie, mit gestreckten Fingern an der Tischkante entlang streichend, sagte sie halblaut: „Das dürfen Sie Ihrer Mutter nicht antun, sie hat doch nur Sie."

Einen ebenso unerquicklichen Ausgang nahm es, als sie sich um einiges später nach der Übersiedelung seiner Mutter zu ihrem Bruder und damit nach Berlin und Zehlendorf erkundigte, und auch wissen wollte, warum er diesen Onkel Franz früher niemals erwähnt hätte. Er gab ihr Bescheid, insbesondere auch über die Eigenart der Verhältnisse, wie sie bis zum Kriege zwischen Onkel und Familie bestanden hatten, aber als sie nun sagte: „Da werde ich Ihre Mutter ja wohl einmal wiedersehen. Sie sind doch überzeugt, daß Sie den Krieg gewinnen werden, die Herren vom Stabe meinten es auch. Wir werden also zu Deutschland kommen, und Berlin wird auch unsere Hauptstadt werden," — als sie das sagte und ihm auch jetzt zulächelte, zuckte er mit den Schultern und drehte in sprechender Bewegung den Kopf weg. Gedemütigt senkte sie den ihrigen.

Und doch durfte es so nicht bleiben. Ihn sich abrücken denken, ohne daß er wieder derjenige von gestern und vorgestern geworden war, es erschien ihr unmöglich, und unmöglich auch, daß er drüben auf dem tristen Moon, auf das sie als Öselanerin mit Mitleid hinabsah, den ganzen Winter sitzen und nicht gern an sie herüberdenken sollte.

Überlegend griff sie nach dem Teelöffel und drehte ihn zwischen den Fingern, legte ihn hin und griff nochmals nach ihm. Da-



Parzival erblickt die Ritter. Gemälde von Hermann Hendrich

bei warf sie einen Blick auf die Tante. Die saß auf dem Sofa und tat eben, was sie schon des öfteren getan hatte, sie beugte sich mit wählerisch gezückter Konfektgabel über die Früchte.

„Auch wenn Sie auf Moon drüben sein werden, bleibt Arensburg doch Ihre Etappe," begann sie. „Vielleicht führt Sie Ihr Weg also einmal dorthin, oder Sie gehen auf Urlaub. Jedenfalls rechne ich darauf, daß, wenn Sie an Dreieichen vorüberkommen, Sie es nicht auslassen. Edmund hat die ganze Fahrt auch immer an einem Tage gemacht, unsere Pferde sind daran gewöhnt."

Erwartungsvoll und überzeugt, daß sie es nun richtig getroffen hätte, sah sie ihn an, aber er hing nur weiter auf den Sessellehnen, auf die er die Ellbogen gelegt hatte, und wie sie, schon unsicher werdend, noch fragte: „Haben Sie noch nicht daran gedacht?" entgegnete er, um so viele Male mehr sich im Recht wissend, als sie sich um ihn Mühe gab, kurz: „Nein."

Die Baronin hatte den Kopf wieder sinken lassen und wollte sich empören und sein Verhalten unpassend und respektlos finden. Jedoch, Dame und Altersunterschied in allen Ehren, übriggeblieben war nur noch eine junge Frau, die sich von dem schlecht behandelt fühlte, von dem sie gut behandelt werden wollte. Sie stützte den Arm auf den Tisch und legte den Kopf in die Hand, und die Tante wunderte sich trotz Kuchen, Früchten und Kognak und sah von ihr zu Ambach und zurück.

Da schlug draußen die Haustür zu. Über den Flur kamen leichte, hastige Schritte heran, gleichfalls hastig wurde geklopft, die Rosalie trat ein und sagte atemlos: „Die Kolonne ist da."

Die erste, die sprach, war die Baronin, sie sagte rauh: „Woher weißt du es?" — „Ich stand gerade in der Einfahrt, Herr Gerlach ging fragen und rief es mir zu," antwortete die Jungfer und drückte, noch immer laut atmend, die Hand auf das Herz.

Langsam drehte die Baronin Ambach den Kopf zu. Er blickte eben auf sein ledernes Uhrenarmband und sagte sachlich: „Fünf Minuten nach sechs." Sie wollte auch zu ihm sprechen, ließ es aber und herrschte dafür die Rosalie an: „Was stehst du noch?" und als die erschrocken verschwunden war, sah sie Ambach wieder an.

„Wie ich es mir gedacht habe," sagte er mit einem hochmütigen Ausdruck im Gesicht und erhob sich. Sofort fragte sie: „Wohin wollen Sie?" — „Nach oben," entgegnete er, „um mir die Mütze zu holen und in die Scheune zu gehen." Sie blickte nieder, und er wartete einen Augenblick und machte ihr eine leichte Verbeugung.

Auch, nachdem er gegangen war, saß die Baronin in ihrer Haltung, und die Tante sagte: „Schade," und nahm eine neue Frucht. Aber da schreckte die Baronin über der Vorstellung auf, daß die Zeit verging und nichts geschah, ohne weiteres Besinnen sagte sie: „Wart' mal," und verließ das Zimmer ebenfalls.

⌘ ⌘ ⌘

Ambach stand mit gekrauster Stirn am Tisch und sah auf dessen Decke. Auch als er durch die offengelassene Tür Schritte und das Rauschen eines Rockes hörte, änderte er nichts daran.

„Ambach," sagte die Baronin und blieb, nicht minder laut atmend als vorhin die Jungfer, auf der Schwelle stehen, „Sie brechen heute noch nicht auf." — „Doch," antwortete er und begann, den Kopf schräg nehmend, mit den Fingern Figuren auf den Tisch zu zeichnen.

„Es sind doch nur zwanzig Kilometer," fuhr sie fort und kam heran, „und ob Sie heute nacht eintreffen oder morgen früh, ist dasselbe. In der Nacht kümmert sich außerdem niemand um Sie, die Herren schlafen. Stimmt das nicht?"

„Und dann?" fragte er und gab das Figurenzeichnen auf. „Soll ich wieder so eine Nacht durchmachen, wie es die letzte war, wieder liegen und lauern und mich aufregen und 'runter zu Ihrer Tür schleichen und dabei noch wissen, daß ich einen Befehl nicht ausgeführt habe? Also," mit einer hastigen Bewegung hob er den Arm mit dem Armband, „es ist jetzt zwanzig Minuten nach sechs. Zwei Stunden brauchen sie zum Füttern. Punkt halb neun steht die Kolonne zum Abrücken bereit." Er machte eine Bewegung, als ob er sie verlassen wollte.

„Nicht," sagte sie und streckte den Arm aus. „Und?" fragte sie, und ihre Augen drangen in die seinigen. — „Was und?" gab er schroff zurück. — „Es hält Sie nichts bei mir?" — „Daß es das tut, wissen Sie gut genug." — „Und ich? Glauben Sie, es ist mir gleichgültig, in welcher Stimmung Sie mich verlassen?"

Er blickte nieder, sein Gesicht verdüsterte sich noch mehr, schließlich fragte er: „Was meinen Sie denn?" — „Ich meine," antwortete sie, „daß, was wir hier zusammen erlebt haben, mir ein Recht darauf gibt, daß Sie Dreieichen mit gutem Gedanken an mich verlassen. Sie sollen drüben auf Moon gern an mich zurückdenken."

Nach neuem Schweigen sagte er: „Dafür ist es doch ganz gleichgültig, ob ich in zwei

Stunden oder morgen aufbreche." — „Das wäre es," widersprach sie, „wenn Sie heute noch so wären, wie sie gestern und vorgestern gewesen sind. Daß Sie es nicht mehr sind, haben Sie ja eben erst unten gezeigt. Das tut mir leid, es bedrückt mich. Ich will Ihnen helfen und mir zugleich die Freude machen, Sie noch bei mir zu haben, und ich will, wenn Sie dann wirklich fortmüssen, in der Gewißheit von Ihnen Abschied nehmen, daß Sie so gehen, wie Sie gekommen sind. Ambach," sie streckte ihm beide Hände hin, „Sie dürfen es ja wirklich tun. Wem ist es denn nicht egal, ob Sie morgen früh um acht oder neun, oder heute nacht um zwölf und eins ankommen? Es ist doch nur Ihr Eigensinn, der Sie jetzt schon forttreibt."

Er blickte noch immer nieder, er machte auch noch immer sein finsteres Gesicht, und wie er den Kopf doch hob und sprach, geschah es sehr langsam und als ob jedes Wort körperliche Schwere hätte. „Wissen Sie, woran ich eben denken muß? Daß Sie jetzt ebenso tändeln, wie Sie vorhin unten und wie Sie überhaupt getändelt haben. In der Überzeugung werde ich Dreieichen auch verlassen." — „Meinen Sie?" rief sie, „meinen Sie das wirklich? Auf Althof habe ich getändelt, hier aber nicht. Hier sind Sie mir lieb geworden. Aber ich war doch weder auf Ihr Erscheinen vorbereitet, noch hatten Sie in der Zwischenzeit für mich dieselbe Rolle gespielt wie ich für Sie. Ich mußte also erst hören, mußte mich erst hineinfinden. Können Sie sich das nicht vorstellen?"

Doch, vorstellen konnte er es sich und hatte es sogar schon getan, aber das Eigentliche war ja auch das nicht. Einen Augenblick zauderte er, sah ihr dann seinerseits fest in die Augen und fragte kurz: „Und?" und kaum bemerkte er, daß ihre Augen unruhig werden wollten, so sagte er verächtlich: „Eben," und fuhr, sich nach seiner Mütze umsehend, gleich fort: „Ich muß jetzt wirklich gehen."

Die Mütze lag auf dem Bett, er ging hin und setzte sie sich auf und schon war er wieder mit der Baronin auf gleicher Höhe, als sie schnell fragte: „Aber wenn ich es getan hätte, würden Sie bleiben?" — „Wenn Sie es getan hätten," antwortete er, „würden Sie vielleicht gar nicht von mir verlangen, daß ich bleibe, denn da wären Sie mir ja wirklich gut."

‚Wirklich gut,' dachte sie betroffen, sah zugleich, daß er seinen Weg fortsetzen wollte, und ganz hingenommen von dem, was augenblicklich die Hauptsache für sie war, von seinem Zweifel, schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals und flüsterte, während er es an seiner Wange spürte, wie ihr das Blut heiß ins Gesicht schoß: „Günther, gut bin ich Ihnen aber wirklich."

Er hatte unwillkürlich den Arm um ihre Taille gelegt, so sah er an ihrem Haarknoten vorbei zum Balkon hin. Dabei ging ihm die Frage durch den Kopf, ob er jetzt glücklich wäre. Wie, um das herauszubekommen, blickte er auf sie hinab. Nach einer Weile sagte er: „Wenn bloß der dämliche Befehl nicht wäre!"

Einen Augenblick lag sie noch an ihm, dann nahm sie den Kopf zurück und schaute ihm ins Gesicht. — „Der liegt doch noch immer vor," fuhr er fort. — „Aber," sagte sie, löste ihre Arme, blieb indes in dem seinigen und bog den Oberkörper nach hinten. — „Doch. Vor liegt er noch," sagte er noch einmal, und ihre Augen irrten ab und kehrten wie fragend zu ihm zurück, und sie wollte wieder sprechen, aber zum zweitenmal schoß ihr das Blut ins Gesicht und zum zweitenmal umschlang sie ihn und drückte ihren Kopf an den seinigen. Gleichzeitig sagte sie mit einem eigenartigen, kindlichen Ton in der Stimme: „Du darfst mich jetzt doch nicht mehr quälen."

Das Licht war über den raschen Bewegungen, die sie eben wieder gemacht hatte, in neues Flackern geraten, beruhigte sich aber auch jetzt, und Ambach schob mit dem Kinn ein paar feine Haare zur Seite, die ihm den Weg zu ihrem kleinen Ohr versperrten. Doch war es nun schon so lange her, daß die Kolonne angekommen war, er hätte sich eigentlich schon wundern müssen, warum es ihm noch nicht gemeldet worden war. Die Haustür krachte wieder, genagelte Stiefel polterten im Flur, die Stimme der Jungfer klang zu ihnen herauf: „Herr Leutnant ist oben in seinem Zimmer."

„Es kommt wer," sagte Ambach, zog, da das nichts half, den sie umschlingenden Arm zurück, legte beide Hände flach an ihre Taille und drängte sie von sich. Sie gab auch nach, aber der Blick, mit dem sie ihn dabei ansah, war der Gegenwart so entrückt, schaute so in eine andere Welt, daß er merkte, sie hatte nichts gehört.

„Es kommt wer," sagte er nochmals, brachte es nun aber nicht fertig, sie einfach aus seinen Händen zu entlassen, sondern küßte sie erst schnell. Von ihr in die Tür tretend, rief er in den Korridor hinaus: „Ich bin hier," und kam ein paar Schritte zurück.

Es waren zwei, die erschienen, Strippel, der Bursche, und Ambachs Unteroffizier Schmidt. Der stand stramm und wollte sprechen, zögerte aber, wie er die Baronin sah. „Reden Sie nur," sagte Ambach, „Frau

Baronin war so gütig, mir sagen zu kommen, was Sie mir wahrscheinlich melden wollen. Ich," er deutete auf seine Mütze, „war schon auf dem Sprunge."

„Zu Befehl!" sagte Schmidt. „Die Kolonne ist aus Arensburg eingetroffen, die Leute behaupten aber, nicht weiter zu können, die Pferde müßten sich ausruhen."

„So," sagte Ambach, zog die Brauen zusammen und fragte: „Ist kein Unteroffizier dabei?" — „Zu Befehl! Einer vom Train." — „Was sagt der?" — „Er sagt dasselbe." — „Hat auch der Zahlmeister mit ihm gesprochen?" — „Zu Befehl! Mit ihm und mit mir. Er meinte gleichfalls, daß auf die Pferde Rücksicht genommen werden muß."

Ambach merkte, wie seine Gedanken abschweifen wollten, aber da war es ihm, als ob er die Baronin sich rühren hörte, schnell begann er wieder zu fragen: „Wo hat die Kolonne übernachtet?" — „In Meggiskuhr oder... Ich habe den Namen nicht recht verstanden." — „Meggikurla," sagte hell und laut die Baronin und trat einen Schritt vor.

„Danke sehr," entgegnete Ambach mit einer schiefen Verbeugung. „Ist das weit?" — „O ja, es ist weit. Für beladene Wagen ist es eine Tagestour." — „Danke sehr," sagte er nochmals, hatte jetzt aber erst recht das Bedürfnis, zu sprechen. „Wann sind sie aus Arensburg abgerückt?" fragte er weiter. — „Am Donnerstag," antwortete Schmidt. — „Ach ja, richtig, das ist mir ja mitgeteilt worden, also heute ist es der dritte Tag," meinte er und rieb sich das Kinn.

Als er den Unteroffizier wieder anblickte, befremdete es ihn, daß der ihm nach wie vor fest ins Gesicht sah, nichts weiter, nur fest und mit dem Helm auf dem Kopfe. Er rieb sich das Kinn von neuem, glaubte zugleich zu wissen, wie ihn die Baronin eben ansah, und meinte, daß es ihm leichter fallen würde, wenn sie jetzt nicht dabei wäre. Auch an einen anderen Blick mußte er denken, an den seines Obersten, wie der sich gestern beim Abschiede auf der Chaussee von seinem großen Rappen herabgebeugt und ihm die Hand gedrückt hatte. Und natürlich war das Ganze Schwindel. Die Kerle wollten einfach nicht.

Er räusperte sich, er fühlte den ihm geleisteten Widerstand körperlich und schon war er gar nicht mehr fähig zu überlegen, ob sich nicht vielleicht doch beides ohne besondere Pflichtverletzung vereinigen ließe, bleiben und abrücken. Dicht zum Unteroffizier hintretend, fragte er kurz und scharf: „Glauben Sie, was die Leute sagen?"

„Zu Befehl — nein," entgegnete Schmidt ohne jedes Besinnen. — „Sind die Leute betrunken?" — „Das nicht." — „Aber?" — „Ihr Unteroffizier hat keine Gewalt über sie." — „Ah so. Und wenn sie heute nacht wirklich so weit zurückgelegt haben, müssen sie in den Tagen vorher gebummelt haben. Überanstrengt sind die Pferde also nicht."

Er wandte sich Strippel zu, kommandierte: „Meine Mütze," korrigierte sich mit einer Bewegung nach dem Kopfe aber: „Ach so," und schloß, an ihr vorbeisehend, zur Baronin hin: „Verzeihung. Ich muß das drüben erst in Ordnung bringen. Die Leute stecken augenscheinlich voll Etappengeist."

Die Baronin blickte ihm und den beiden andern auch noch nach, als nur noch der hastige Schall ihrer Schritte zu hören war. Ganz verstanden, was zuletzt vorgegangen war, hatte sie nicht, aber sie hatte auch nicht nicht verstanden, und als sie es, aus ihrer Bestürzung erwachend, doch zu verstehen glaubte, verstand sie es erst recht nicht.

Den Oberkörper leicht vorgebeugt, näherte sie sich langsam dem Tische, meinte, daß es ja gar nicht möglich wäre, meinte, daß er alles andere eher getan haben könnte als das, und wollte sich an seine letzten Worte halten. Er würde die Leute zur Rede stellen, er würde sie wegen ihres Bummelns heruntermachen, aber er würde bleiben, bleiben und... Nachfühlend, was sie empfunden hatte, als sie an ihm gelegen, wollte sie aufatmen. Doch wie von selbst verzog sich ihr Gesicht, in stoßweisem Schluchzen begann sich zu lösen, was nicht nur die beiden letzten Tage von ihren Nerven verlangt hatten.

⌘ ⌘ ⌘

Ambach ritt an der Spitze des Zuges.

Er hatte den Mantel an und den Kragen aufgeschlagen, die Mütze saß ihm schief, aber er sah sich nicht um. Wozu? Ösel lag ja genau so hinter ihm wie Moon vor ihm. Und daß er sie nicht mehr gesehen und gesprochen hatte, daß sie ihm durch die Tante hatte sagen lassen, sie fühlte sich nicht wohl? Vielleicht war es am besten so. Oder vielleicht hätte er auch bleiben sollen. Jedoch, darüber konnte er ja drüben auf Moon nachdenken. Ungeduldig verzog er sein Gesicht.

Die Übergangsstelle vom Mauerwerk zum Lande war tief ausgefahren, wie ein schwarzes Loch lag sie in dem ungewissen Lichte. Sein Gaul wollte nicht hinüber. Wütend hieb er ihm die Sporen in die Seiten. Mit einem gewaltigen Sprunge flog das Tier über das Loch und raste den Weg entlang in den Wald hinein.

Als er es wieder in der Gewalt hatte und umwandte, konnte er ruhig zurücksehen. Ösel war hinter den Bäumen verschwunden.

(Schluß folgt)

Mai. Von Karl v. Berlepsch

Samtene Primeln und schlanke Narzissen,
Phlox stickt leuchtende Blumenkissen,
Grellgelb flammen die Gartensonnen,
Flieder ist eben der Hülle entronnen,
Tiefatmend im Licht.

Blätterwolken voll Duft gesogen
Sind den Bergen angeflogen.
Wälder weiden die Wipfelherde.
Falterzart ist die ganze Erde
Und der Himmel ein Beet Vergißmeinnicht.

Sonett. Von Ilse Spendelin

In meinem Auge trug ich noch den Schimmer
Des blauen, frühlingsfrischen Haveltals,
Indes das Plaudern eines großen Mahls
Mich einfing in der Großstadt engem Zimmer.

Die Bahnen rasseln, schmal nur fällt das Licht,
Elektrisch Glühen brennt auf Treibhauspflanzen,
Verzerrte Lächeln über Masken tanzen,
Zerrissen hastig ist, was jeder spricht.

Da dachte ich in friedevollem Schweigen,
Daß dämmergraue Schatten nun sich bald,
Nur eine kurze Stunde wohl von hier,

Sanft auf die Klarheit jener Seen neigen,
Auf gelbes Schilf und grünen Kiefernwald,
Die ich heut mittag noch geschaut mit dir.

Liebeslied. Von Erika Terviel

Sieh den Zweig, mit schweren Tropfen behangen,
Zitternd harren der segnenden Sonnenglut,
Ach so bin ich vor Heimweh nach dir vergangen,
Und so hab' ich in tiefer Erwartung geruht.
Trennende Wolken zerreißt eine goldne Faust,
Und die heimliche Orgel des Lebens erbraust.

Hochauf ist ein jubelnder Quell gesprungen
Silberner Töne, die hin und wider fliehn,
Höhen und Tiefen zu einer Lust verschlungen,
Überglänzt von himmlischen Melodien.
Komm, laß uns lauschen dem seligen Widerhall,
Du mein Schönstes, mein Allerschönstes im All.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Geist und Adel: Bernhard von der Marwitz

Von Otto Grautoff



Wir alle, die Krieg, Revolution und Nachkriegszeit erlebten, sehen den Tod anders als früher. Er ist uns nicht mehr fern und fremd. Er ist der Hintergrund, auf dem sich jeder unserer Tage abspielt. Wir haben gelernt, ihn in unser Leben einzubeziehen, ihn als Ziel zu empfinden, das in unsere Gegenwart hineinwirkt. Für viele ist außerdem der Tod ein Tor geworden, durch das ihre Liebsten hinausschritten in eine unbekannte Ferne. Manche erfuhren auch, daß die von ihnen Gegangenen im Geiste wiederkehrten, lebendiger, deutlicher, deutlicher als sie im Diesseits erschienen; denn der Tod vollendet erst die Gestalt des Menschen, hebt sie aus dem Vielfältigen der Augenblicke empor und schmilzt alle Einzelzüge zu einer Einheit zusammen. Unwesentliches versinkt. Die leuchtenden Stunden, in denen der Mensch ganz er selber war, stehen auf und erhellen die Persönlichkeit. Unverrückbar und unverlierbar gibt sich der Tote den Lebenden; ungetrübt von den Schwankungen des Empfindens und den Wirbeln des Tages schenkt sich der Tote den liebenden Herzen, bleibt er ihnen der, der er in seinem ganzen Reichtum war. Der magische Zauber der Vollendung, der von Toten ausstrahlt, hält die Menschheit dauernd im Bann. Immer wieder greift sie zu Büchern über Abgeschiedene und sucht gerade in ihnen den Sinn des Lebens zu ergründen. Immer wieder versuchen Gelehrte und Schriftsteller, Verstorbene für die Lebenden neu zu erwecken, weil ihre nicht mehr trübbare Gestalt die Gegenwärtigen zu läutern vermag.

Der Name von der Marwitz ist in die Geschichte Brandenburgs eingegraben als der eines Geschlechts, das den Preußenkönigen viele Offiziere geschenkt hat, Gutsherren und Landedelleute, die zusammenfassend als preußische Junker bezeichnet werden.

Preußischer Junker, einstmals ein Ehrentitel, ist für viele Deutsche ein Scheltwort, für die außerdeutsche Welt ein Sammelbegriff aller bösen Eigenschaften geworden. Wenn auch die Umprägung eines Ehrentitels in einen Spottruf sich niemals allein aus innerpolitischen Kämpfen ergeben kann, sondern auf irgendeinen Mangel, irgendwelche Schwächen derjenigen Kreise, die die Beschimpfung trifft, zurückzuführen ist, so lebt das preußische Junkertum gegenwärtig vor der Allgemeinheit in einem Zerrbild, das den historischen Tatsachen und den persönlichen Erfahrungen widerspricht. Es soll, es kann nicht geleugnet werden, daß der preußische Adel in den letzten Jahrzehnten versäumt hat, in geistigen Dingen führend zu wirken; es wäre aber ungerecht, wollte man aus der zeitweiligen Indolenz jener Kreise gegen die höchsten Bildungswerte ihrer Zeit folgern, daß preußische Junker niemals und nirgends geistige Interessen gepflegt haben. Diejenigen, die so sprechen, verkennen die Rolle, die der Adel zu vielen Zeiten als Mäzen von Kunst und Wissenschaft gespielt hat. Sie kennen nicht die märkischen Schlösser, hinter deren schlichter Architektur sich in Möbeln und Gerät, in Bibliotheken und Sammlungen oft eine tiefe und lange vererbte Kultur des Geistes und des Geschmacks verbergen. Solch eine Stätte ist auch Schloß Friedersdorf, der Sitz der Marwitz, von dem hier besonders gesprochen werden soll. In Friedersdorf befindet sich ein großer Bibliotheksaal mit einigen Erinnerungen aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen. In Schränken aus geflammtem Birkenholz, hinter deren Glastüren idyllische und heroische Stiche aus dem 17. und 18. Jahrhundert eingelassen sind, stehen in wohlgeordneten Reihen die Erstausgaben deutscher und französischer Klassiker, kostbar in Leder gebunden, neuerdings sorgfältig katalogisiert, dauernd ehrfurchtsvoll gepflegt: Goethe und Voltaire, Molière und Schiller, Montesquieu und Franz Kugler, Folianten mit prachtvollen Kupfern, Geschichtswerke, altmodische Atlanten, landwirtschaftliche Werke. In einem besonderen Schrank ist die Kupferstichsammlung verwahrt. Sie enthält Schätze, deren Besitz jedes staatliche graphische Kabinett neidisch machen muß: Etwa ein halbes Hundert Watteauscher Stiche in Originalabzügen, Stiche von Boucher, Lancret, Pater, über ein Dutzend Stiche von Charles Lebrun in übernaturgroßem Format, Stiche von Rubens und eine herrliche Sammlung von Stichen und Holzschnitten Albrecht Dürers. Kein Protzentum, kein Zufallserwerb. Für die alte Kultur des Schlosses sprechen die behaglichen Barock- und die zartlinigen Empire-

möbel, die Wahl der Stoffe, die Stellung eines jeden Dinges und Gerätes, die Ölbilder und Aquarelle an den Wänden. Aber unerbittliche Nörgler werden sagen: „Ja, so mag das preußische Junkertum im 18. Jahrhundert gewesen sein; aber heute? —" Ich führe weiter und öffne einen anderen Bibliothekschrank. Die vorgeschrittensten Literaten unserer Großstädte würden sich hier gerne niederlassen; denn hier stehen sorgfältig aufgereiht: Heinrich Heine in Leder gebunden, Rodin, Die Kathedralen, in Leder-Handeinband, Rainer Maria Rilke, sämtliche prosaischen und poetischen Schriften, Rudolf Alexander Schröder, Hölderlin, Novalis, Dehmel, Fritz von Unruh, Claudel, Gide, Paul Fort — kurzum nahezu alles, was ein moderner Literaturfreund sich nur wünschen kann. Und steigen wir in das höhere Stockwerk, so finden wir dort eine Sammlung von etwa dreißig Gemälden und ebensovielen Zeichnungen von einem expressionistischen Maler: Götz von Seckendorff, also eines Gegenwartkünstlers von Rang. Der jetzige Besitzer von Friedersdorf, der nichts als Landwirt ist, der keine künstlerischen Ziele und Prätentionen hat, verwaltet den ihm vererbten Besitz in Ehrfurcht vor der alten und in Ehrfurcht vor der neuen Kunst. Er müht sich in seinem Schlößchen das Alte und das Neue in Einklang zu bringen. Es wird ihm gelingen; denn auch er ist erfüllt von der Tradition seines Hauses und ein lebendiger Gegenwartsmensch. Er hat sich eine Scheune in großen Dimensionen in schönen, ruhigen Formen erbaut und die Tore in den lustigsten Farben gehalten. Künstlerischer Geist verwaltet dieses adlige Erbe.

Wer aber hat die moderne Gemäldesammlung, die neuzeitliche Bücherei zusammengebracht? Bernhard von der Marwitz. Wer diesem märkischen Edelmanne, der als Frühvollendeter im großen Kriege gefallen ist, in jüngeren Jahren begegnet wäre, hätte ihn nicht als den erkannt, der er war, hätte ihn vielleicht nur für eine durchschnittliche Erscheinung aus den Kreisen junger Offiziere und Gutsherren gehalten.

Wie alle reichen Persönlichkeiten wirkte er verschiedenartig auf die Menschen. Wer ihn im Kreise seiner Regimentskameraden sah, den Mund unter hellem Lächeln verschlossen, den Blick gewissermaßen negativ, aufnehmend, annehmend, beobachtend, im ganzen Wesen heitere Zurückhaltung und durchgeistigte Konvention, vermutete nicht Leidenschaft, nicht Feuer in seinen Augen, nicht die Kraft des Ausdrucks, die aus ihm herausbrach, wenn er sich unter Gleichgesinnten wußte, wenn er von Kunstwerken sprach, die ihn bewegten, von einer Landschaft, deren Stimmung er mit allen Sinnen in sich hineintrank, oder von dichterischen Arbeiten, die ihn beschäftigten. Dann vibrierten seine beweglichen Züge und sein Mund formte sich zu jener beseelten und beschwingten Schönheit, die die Lieblinge der Götter strahlend macht. Und wie anders erschien er wieder im Kreise seiner Schwestern und Brüder, die mit verständnisvoller Teilnahme jedem seiner Gedanken folgten, während er gabebereit und liebevoll stets seine Gedanken, seine landschaftlichen und künstlerischen Erlebnisse mit ihnen zu teilen suchte. Wie zart und lebendig war der Ton zwischen den Geschwistern, mit welcher Innigkeit dankte jedes dem anderen seine Liebe, seine Fürsorge, sein Eingehen. Die Arbeiter des Gutes hingen an ihrem jungen Herrn, weil sie in ihm einen Ernst, ein Verantwortungsgefühl, ein soziales Gewissen wahrnahmen, das sie mit ihm in Kameradschaft verband. Dennoch — wenn er im Kreise der Seinen auch noch so sehr gefeiert wurde, selbst die Angehörigen übersahen, solange er lebte, nicht im ganzen Umfang seine Bedeutung. Er war ihnen zu nah. Die Familie ahnte nicht, daß die körperliche Nähe so früh aufgehoben werden würde, daß seine geistige Nähe einen anderen, einen höheren Sinn erhalten sollte. Bernhard von der Marwitz hat wie manche Abgeschiedene seine ganze Wirkungskraft erst vom jenseitigen Gestade entfaltet, zuerst im Kreise der Familie, nachdem sie Einblick in seinen literarischen und brieflichen Nachlaß genommen hatte, dann im Kreise seiner Freunde, die Bruchstücke aus seiner Hinterlassenschaft kennen lernten. Demnächst wird auch die breite Öffentlichkeit von ihm erfahren. Velhagen & Klasings Monatshefte werden noch im laufenden Jahr eine heitere Prosaarbeit von ihm veröffentlichen, die zeigen wird, daß dieser ernste, versonnene Dichter wie manche Romantiker des vorigen Jahrhunderts gelegentlich auch leichte, sonnige Töne anzuschlagen wußte. Im Frühsommer gibt der Sibyllenverlag in Dresden einen von mir besorgten Auswahlband seiner nachgelassenen Schriften heraus, der ein abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit geben wird.

Leider hat Marwitz nur Fragmente hinterlassen: Novelletten, dramatische Entwürfe, Gedichte, Übertragungen der Oden von Paul Claudel, mannigfache Aphorismen und als einzig vollendete, größere Arbeit: Die drei Bitten, eine große Messe mit Rezitativ und Gesängen — nicht viel, um ihn als Dichter zu bemessen, aber reichlich genug, um sein Wesen, sein Sinnen und Trachten zu erkennen. Seine

Persönlichkeit hat sich am unmittelbarsten in Briefen an seine Geschwister, an seine Freunde, an Joachim von Winterfeld und Götz von Seckendorff gegeben. Darum bilden Briefe in dem Auswahlband auch das Rückgrat. Die Briefe erhalten Wert durch die Zartheit seines Herzens, durch eine hochgespannte, überkonfessionelle Religiosität, die von früh auf den jungen Marwitz durchglühte, durch eine schöne ethische Kraft, die ihn im Leben stark machte uud rein erhielt und über den Tod hinaus vorbildliche Bedeutung gibt. Dieser Grundstimmung seiner Natur entsprach eine ehrfurchtsvolle Demut vor dem göttlichen Geist, dessen Atemzug er nicht nur in dem weiten Blick über die märkische Ebene fühlte, sondern dessen Wirken er in jedem Strauch, in jedem Blatt, in jedem Vögelchen erkannte. Marwitz vergeistigte jeden Sinneseindruck und hat mit wundervoller Meisterschaft auf dem Instrument der Sprache zu spielen verstanden, um Naturerlebnisse in den feinsten Wortschattierungen lebendig zu machen. Sein adliger Geist adelte die Sprache. Seine Seele suchte den Umgang mit den größten und erhabensten Geistern. Ein unzeitgemäßes Buch, die Bibel, war sein ständiger Begleiter. An seine jüngste Schwester schrieb er 1916 aus dem Felde: Mir stießen heute aus dem „Agamemnon" des Äschylos diese Verse auf, die mich bewegten:

> Überall ist der Bürger Aufgebot
> Fort zu Feld; ohne Trauerzeichen stehn
> Rings die Pforten mißgeduldig.
> Vieles liegt schwer doch auf der Seele,
> Denn wen er hinausließ,
> Hat keiner vergessen:
> Und wieder sieht er die Rüstung
> Des Helden allein und die Asche.

Der Chor singt diese Verse, als Klytämnestra, durch Flammenzeichen unterrichtet, ihm die Siegeskunde von Trojas Fall mitteilt. Während ihres schweigenden Opfers umrauschen sie die düstern Chorlieder; dann der atemlose Herold: Mein Argos, endlich nach zehn Sommern bin ich doch zu dir, dem Lande meiner Väter heimgekehrt!

Ist die Zeit nicht reif, daß wir uns diesem Riesen wieder nähern? Wenn Friede ist, werden wir uns beide noch einmal im alten Museum die archaischen Marmorstücke ansehen, die dies Zeitalter des Äschylos schmückten, und wieder lernen, daß aller Inbegriff von Größe und Wucht in diesen Linien steckt, in diesen Tiermasken und gesteigerten Götterbildern! Aber der Kentaurenkampf von damals ist zerbrochen; und heute erleben wir einen größeren, lebendigeren. Wollen wir die Steine ansehen? Ich denke oft in einer anderen Sphäre an dich . . .

Neben den Griechen war Hölderlin vor allem der Führer, dem sich Marwitz anvertraute. Er trug ihn immer bei sich und verbrauchte mehrere Exemplare. Im Schützengraben berauschte er sich am Hyperion und am Empedokles und flocht in seine Briefe in die Heimat immer neue Betrachtungen über diesen Romantiker, dem er wesensverwandt war. Unter den Dichtern der Gegenwart standen ihm Rilke und Schröder an nächsten. Auch sie begleiteten ihn ins Feld. Als er 1918 die Todeswunde empfing, fand man ein Notizbuch bei ihm, in das er sich Verse von Rilke abgeschrieben hatte. Aber auch Malerei und Plastik ergriffen ihn. Über Rembrandts Bilder im Louvre schrieb er wundervolle Worte an seinen Freund, den Maler Götz von Seckendorff. In Paris bewegten ihn Rodins Skulpturen aufs tiefste. Auf einer Urlaubsreise durch Freiburg i. Br. stand er, wie er auf einer Postkarte an Carmen Hertz berichtete, eine Stunde lang mit entblößtem Haupt vor den Skulpturen des deutschen Münsters. Kann man sich ein schöneres Bild denken, als diesen märkischen Edelmann, diesen brandenburgischen Junker, diesen preußischen Offizier mit dem Helm in der Hand, in Andacht vor deutscher Plastik? Muß nicht jede Kritik am preußischen Junkertum vor diesem ergreifenden Bilde verstummen? Haben sich hier nicht Geist und Adel verbunden? Bernhard von der Marwitz' Persönlichkeit, die durch die Weihe des Todes mythisch geworden ist, hat für uns Nachlebende symbolhafte Bedeutung und gewinnt die Kraft eines hohen und idealen Vorbildes. Dazu kommt, daß seine Naturschilderungen in gebundener und ungebundener Form von einer einfachen und reifen Schönheit sind, die in den Herzen vieler Menschen Widerhall finden werden, wie der folgende Gesang auf den Sommer, der im Juni 1914 entstanden ist:

> Nun rufst du, Herr, zu deinem vollen Mahl,
> Zu deinem Tag, den dieser Sommer schuf.
> Wie selig löst sich doch mit einemmal
> Aus der entzückten Erde solch ein Ruf!
>
> Brach nicht der Sturz der vollen Rosenblüte
> Wie eine dunkle Wunde quellend auf?
> Und seinem jubelnden Geblüte
> Verschenkte sich der junge Strauch!
>
> Die schmale Feuerlilie steigt empor
> Und bildet groß das Ornament
> Von einer Hand, die feierlich beschwor,
> Von einer Fackel, die entlodert brennt.
>
> Du selber wandelst in den Herrlichkeiten
> Und weigerst dein Gelübde nicht,
> Aus deinen tiefsten Einsamkeiten
> Erhebt sich die Gebärde, die es spricht.

In Friedersdorf ist Bernhard von der Marwitz aufgewachsen. In dem behaglichen, altmodischen Bibliothekzimmer ist dieses Gedicht entstanden, während die alten Bäume des Schloßparkes zum Fenster hineinrauschten

Friedersdorf ist nicht nur ein Museum. Ein anderer Schaffender, heute halb Vergessener, Alexander von der Marwitz, der Freund der Rahel, hat bereits vor hundert Jahren dieser Stätte seine Weihe gegeben. Es ist ganz seltsam, wie in Bernhard und seinem Zwillingsbruder Gebhard von der Marwitz, der ebenfalls im Kriege gefallen ist, sich Anlage und Schicksal seiner Vorfahren Alexander und August von der Marwitz wiederholt haben. Gebhard war wie sein Urgroßvater August, dessen Erinnerungen Friedrich Mensel 1908 bei E. S. Mittler herausgegeben hat, der militärisch und staatsmännisch Begabte, ein heiteres, sonniges, mehr nach außen wirkendes Temperament, während der Urgroßonkel in Bernhard wiedergekehrt zu sein scheint. Auch Alexander war tief im Ethischen verankert, rang um die höchsten Güter, kämpfte mit der Sprache und entfaltete sein Bestes in seinen schönen Briefen an die Rahel. Ganz ähnlich wie Bernhard klagte er in Briefen darüber, daß das Wort nicht das völlig zu fassen scheine, was er in sich fühle, daß es arm und bloß wirke gegenüber der Fülle, die ihn bedrängte. Auch er ist in einem großen Kriege, 1813, den Heldentod für sein Vaterland gestorben. Bernhard empfand sich selbst wie die Wiedergeburt des Großonkels, als einen erneuten Versuch des Schöpfers, die Form zu vollenden und zur allen sichtbaren Schönheit zu gestalten, die in Alexander einmal zu früh zerbrochen war.

Der äußere und innere Parallelismus zwischen Alexander und Bernhard von der Marwitz erscheint dem Außenstehenden noch merkwürdiger als dem Urenkel. Als ich den mir anvertrauten Nachlaß Bernhards bearbeitete, wurde mein Staunen täglich größer. Zufälligkeit schien immer mehr ausgeschlossen, je tiefer ich in den Stoff eindrang. Immer fester wurde in mir die Gewißheit, daß hier ein Schicksalswille, der göttliche Geist gewirkt habe. Wenn man aus dem Beispiel der beiden Menschen diesen Glauben gewonnen hat, festigt sich das Zutrauen zu der Kaste, deren Träger sich einmal durch kulturelle Leistungen vor vielen ausgezeichnet haben. Es ist unwesentlich, ob einmal eine Generation geringer, schwächlicher erscheint. In einem späteren Geschlecht wird die Führerkraft des Geistes neu erstehen und der Menschheit in wiedergegebener Kraft voranleuchten. Solchen Glauben schöpfen wir aus dem Leben des Bernhard von der Marwitz. In ihm können wir die traditionellen Werte unseres Landes verehren lernen, die wir ausbauen, vertiefen und erhöhen müssen.

Reiterlied. Von Bernhard von der Marwitz

(Aus dem letzten Notizbuch, 22. März 1917)

Nun gürtet mir die Pferde
Und rückt die Klinge an,
Es zittert schon die Erde,
Das Morgenrot bricht an.

Trinkt aus, trinkt aus die Perle,
Zur Neige trinkt das Glas,
Wir sind verfluchte Kerle,
Fragt einer wie? und was?

Und wem nicht unterm Schenkel
Die weiche Stute wippt,
Wer nicht vom vollen Henkel
Den Krug zum Boden kippt,

Dem fließt das Blut nicht freier,
Die Adern sind ihm eng,
Dem springt das klingend Feuer
Nicht aus dem Schwertgehäng'.

Kam'raden! Auf, Kam'raden!
Wir reiten bald Galopp,
Die Büchse bleibt geladen,
Es gibt kein Halt und Stopp.

Im Tode brüllt das Toben
Der Mörser Donnerschlacht.
Der darf den Herren loben,
Der selbst recht mitgemacht!

Ein jeder muß erringen
Des Daseins höchstes Gut,
Dem läßt's der Herr gelingen,
Der wirbt mit seinem Blut.

Und ist's bestimmt zu sterben
Und sinkt die Nacht herab,
Wir wollen nichts erwerben
Als nur ein Reitergrab.

Bernhard Buttersack, ein Landschafter der Heimat

as neue Leben, das uns aus Not und Erniedrigung wieder aufwärts führen soll, schließt ein neues Erleben unseres Verhältnisses zum Heimatboden in sich. Heimatboden ist uns aber nicht nur der geographische Bezirk des Heimatlandes, von irgendeinem staatspolitischen Begriff gar nicht zu reden, sondern ebensosehr, wenn nicht noch mehr, die Erde selbst, die Natur. Hölderlin, der uns neu erstanden ist, hat auch das, man möchte sagen: für uns, in sich erlebt, was es ist, wenn das Leben der Natur und das Leben des Vaterlandes auseinanderzufallen drohen: „Wohl dem Mann, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlüge der Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt ... ich ... wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umherliegt ...

„Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf ..." (Hyperion).

Wenn es gilt die Liebe zur Natur, dann steht die Malerei hinter der Dichtung nicht zurück. Und wenn es die Liebe zur heimatlichen Erde gilt, nicht die Liebe zur kosmischen Größe der Welt, dann erhält die Münchner Landschafterschule einen Ehrenplatz, mag ihr auch in rein künstlerischer Hinsicht etwas von lokaler Enge geblieben sein, wie Karl Scheffler unlängst schrieb. Ganz gewiß ist auch ihre rein künstlerische Bedeutung größer, als Richard Hamann sie in seiner den Zusammenhang mit dem Leben herausstellenden Geschichte der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert gemessen hat. Seit dem Erwachen und Erstarken des Landschaftsrealismus am Ausgang des 18. Jahrhunderts haben die Münchner Landschafter die Liebe zur heimatlichen Natur von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben, nicht ohne bedeutende künstlerische Anregung und Förderung vom Norden und auch vom Westen her. Die Namen sind bekannt: Georg von Dillis, Wilhelm von Kobell, Wagenbauer, Dorner d. J., Christian Morgenstern, Bürkel, Schleich d. A., Spitzweg, Langko,



Weg mit alten Weiden



Mooslandschaft. (Ausstellung Heinemann, München)

Seidel, Lier, Sperl, Haider, Baer. Es sind das nicht alle Namen. Carl Rottmann steht für sich: stark nach Süden gewendet. Ein gutes Buch über die Münchner Landschaften hat Uhde-Bernays vor zwei Jahren geschrieben.

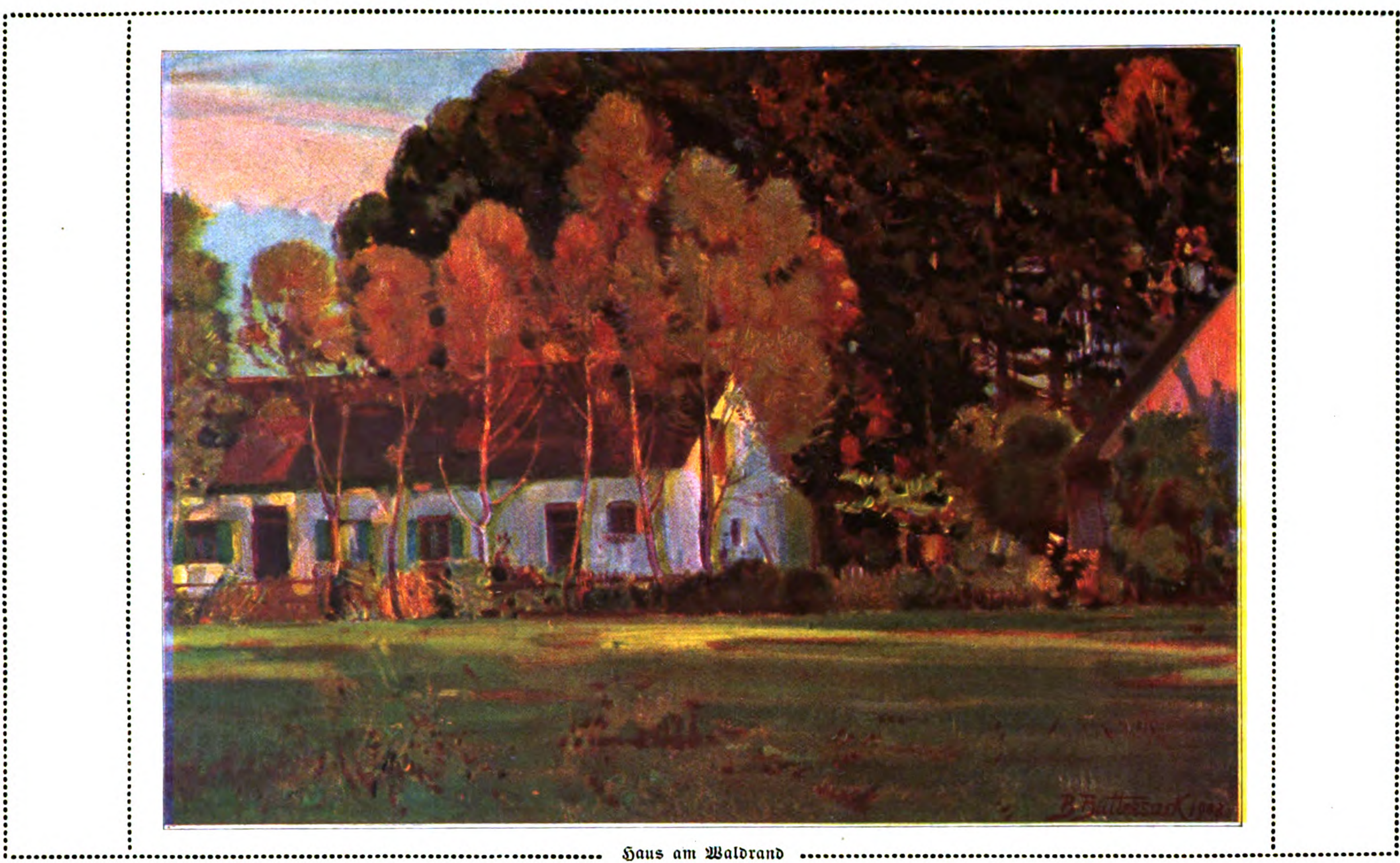
Es ist wahr, es ist Abend geworden und der Tag der Münchner Landschafter hat sich geneigt. Später allerdings als der Tag der Historienmalerei. In den letzten Jahren sind Wenglein und Röth von der Erde geschieden.

In der Landschaftsmalerei von Bernhard Buttersack, die mit einer heute seltenen Ausschließlichkeit seine ganze Malerei ausmacht, ist noch ein Zusammenhang mit der alten einheimischen Landschafterschule zu erkennen. Buttersack war Meisterschüler von Baisch, der mit Schönleber und Wenglein und anderen Liers „Tradition weitergeführt" hatte.



Eichengerippe. Zeichnung

Wie Baisch war Buttersack Schüler der Stuttgarter Kunstschule. An die „exakte, aber trockene" Art seines Lehrers K. Ludwig erinnert die Baumstudie aus Polling (von 1879), mehr noch das Eichengerippe. In der Baumstudie ist aber schon ein feines Spiel von Licht und Schatten und eine landschaftliche Weite. Es wäre sehr interessant, die weitere zeichnerische Entwicklung des Künstlers zu verfolgen. Er hat nach seinem eigenen Wort mehr gezeichnet als gemalt. Und er glaubt auch, daß die deutsche Be-



Haus am Waldrand

gabung in der zeichnerischen Formbildung liege. „So malen wie die Franzosen können wir nicht.“ Seine Zeichnung wurde mit den Jahren bildhafter, malerischer, größer in der Form. Besonders ergiebige Jahre waren etwa 1883, 1892, 1902. Wir hätten gern unter den Abbildungen Proben davon gebracht. Ich sah in den Skizzenbüchern schöne Blätter: ausgeführte, öfter noch unvollendete.

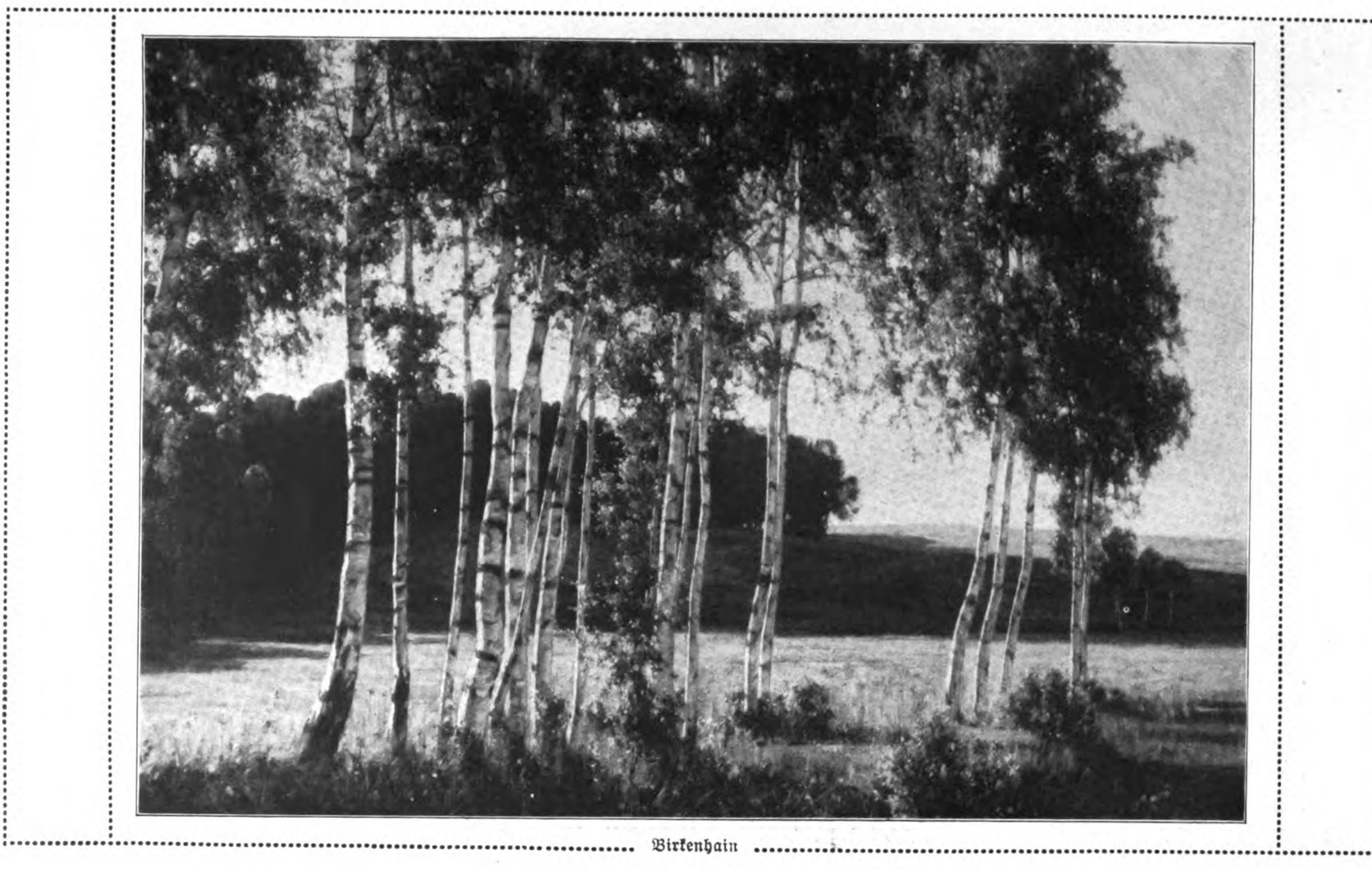
Aus der Zeit der Baumstudie stammt aber auch schon eine der besten Landschaften Buttersacks: Im Bereich der Felder. Ein Fleck Erde, ein Ausschnitt. Mit Bildnistreue wiedergegeben. Aber was mehr ist, zum Ganzen einer in sich ruhenden Welt Saft ziehend. Den Strauch mit den roten Blüten hat er, möcht' ich meinen, hineinkomponiert. Eine Liebe zur engumgrenzten Natur der Heimat kommt einem entgegen, die an die Meister von Barbizon, die einige Jahrzehnte früher waren, denken läßt. Es ist aber doch unverkennbar Münchner Art, der der leicht schwingende Rhythmus abgeht, die schwerer, dafür auch erdiger ist. Am sicheren Aufbau der kleinen Welt mag man ein stärkeres architektonisches Gefühl zu erkennen glauben. Buttersack wollte anfangs Baukünstler werden. Die Zeichnung vom Klostertor in Polling hat etwas von einem architektonischen Schaubild an sich.



Baumstudie aus Polling

vertieft durch das farbige Leben vor allem, durch das Zusammengehen der leicht ansteigenden, fein geteilten Bodenfläche und des darüber ansteigenden Lehmhanges mit der bewegten, das Bildchen nahezu in der ganzen Breite durchziehenden bedachenden Saumlinie. Die Malerei ist locker. In der Farbe mag man noch Reste des alten Goldbraun erkennen. Aber darüber schwingen sich Grün und Blau auf: „Ach, du klarblauer Himmel, und wie schön bist du heut!... Ach, du lichtgrüne Welt, und wie strahlst du voll Duft!“ Die Landschaft ohne Staffage: ohne Mensch und Tier. Kein Lieb unterm Lindenbaum. Das sieht der Dichter stehn. Der Maler sieht die Bodenbewegung und die aufgebrochene Erde: alles in Farben. Und allerhand Bodenwuchs vom Bodenwasser den

Ein Urelement alles Bauens, auch ein Urelement der Malerei, die Raumbildung, besonders in ihrer kubisch allseitigen Form, tritt bei Buttersack deutlich zurück. Wiederholt bildet er eine Vorderwand (Birkenhain) oder eine Rückwand im Bild (Haus am Waldrand). Und der Himmel steht mehr über der oberbayrischen Hochebene (Haimhauser Park), als daß er sich wölbt. Die Durchbildung der gegenständlich-dinglichen Form wechselt. Im Birkenhain (um 1905) hat sie an Bestimmtheit zugenommen. Die Birken sind so stark an den vorderen Bildrand herangerückt, daß man denkt, es sollte dadurch das reiche Detail beglaubigt werden. Sonst liebt der Künstler doch die ins Große gehende Formbildung. Aber was man liebt, erreicht man nicht immer.



Birkenhain

Es darf als ein Zeichen inneren Lebens gelten, wenn ein Künstler sich wandelt. Auch wenn er mit anderen, die er um sich, vor sich sieht, sich auseinandersetzt. Nur darf er sich und seine Welt und seine Form nicht verlieren. Im Birkenhain ist die Welt eine andere als zwischen den Feldern. Dem Motiv, der Natur nach, aber auch der Auffassung nach. Ich sehe im Birkenhain (diese Fassung) ein, ich möchte sagen, mythologisierendes Abstandnehmen von der Natur: etwas von der Art Böcklins. Es gehen mir Erinnerungen an den „Sommertag" und an den Hain mit den Priestern, die zum Opfer schreiten, durch den Sinn. Wieder eine Annäherung an die Natur, besser gesagt, an die Wirklichkeit, im nüchternen Sinne dieses Wortes, bedeutet das Haus am Waldrand (von 1908). Von der reichen Farbigkeit, die im Original feiner gebunden ist, sei abgesehen. Formal klingt es an Liebermann an. Farbig teilweise an Trübner. Ohne die Absicht eines peinlichen Messens darf gesagt werden, daß das farbige Leben in gleichzeitigen Bildern von Trübner, wo sie gut sind, feiner und die Formenrhythmik reiner ist. Im Bild vom Haimhauser Park (von 1914) ist der gewittrige Wolkenhimmel für die Bildwirkung von größerer Bedeutung als der Baumriese, dem das Linear der Linde fehlt.

Was Buttersack im Haus am Waldrand nicht gegeben hat, finde ich in Weiden am Fluß, einem seiner glücklichsten Bilder (Wiedergabe leider nicht möglich). Es trägt die Jahreszahl 1917. Zeichnungen dazu in den Skizzenbüchern gehen auf 1892 zurück. Eine Weidenreihe, dazwischen dünn aufragende Stämmchen, dem Fluß, der Flachland durchschneidet, auf der rechten Seite folgend. Das Motiv ist groß gesehen. Die Form besonders der Weidenstöcke ist angespannt. Viel Licht am Boden ist gegen starken Schatten in den Weiden gesetzt. Beherrschend ist der Gegensatz der Wagrechten im Boden und der Senkrechten der Stämme. Hier gab Buttersack das Seine gegenüber Liebermann und Trübner: im Motiv, in der Auffassung, in der Form, in der Malweise. In guter Mitte zwischen dem Bereich der Felder und den Weiden am Fluß steht der Weg mit alten Weiden (nach Angabe des Künstlers von 1883). Dem Motiv nach möchte man es als



Im Bereich der Felder. Sammlung Paul Rauers, München



Der Riese im Haimhauser Park. Sammlung Reichel, Harlaching

Vorläufer der Weiden am Fluß bezeichnen, so verschieden die innere Welt der beiden Bilder ist. Die Doldenblüten im jungen feinen Gras, die Schößlinge auf den Weidenstrünken, die senkrecht gestellten und wagrecht gelegten Zaunstecken geben dem Bild einen naturhaft frischen Klang. Im Gegensatz dazu die alten Weiden, die so grau, bei Buttersack so schwarz scheinen. Das alte Kunstgesetz des Gegensatzes erscheint auch, nicht in abstrakt-rechnerischer Form, sondern lebendig-anschaulich, im Verhältnis von Wiese und Weiden nach ihren Grundlinien. Die Böschung vermittelt und trägt so zur Sicherung des naturhaften Eindruckes bei. Die in die Tiefe gehende Linie der Weidenreihe, der Wegrichtung, die oberen und unteren Böschungslinien bilden die Dominante, die von links unten durch die Bodenbewegung gekreuzt wird. Es liegt in dem Bild etwas musikalisch Klingendes. Ein Lied steigt von der jugendfrischen Erde auf in die Luft. Man kann in der Zaunlinie, in der der Richtungsgegensatz von wagrecht zu senkrecht gleichsam als Motiv anklingt, den leisen Ansatz erkennen. Mit dem ersten Weidenstrunk kommt das starke Anschwellen, das durch die Lichtstreifen und Schattenflecken, die über die Böschung leicht sich legen, skandiert wird. Der Abschluß durch den hochragenden Baum erscheint mir nicht als guter Ausklang. Der Raum jenseits der Weiden hat zu wenig von der notwendig orchestralen Wölbung. Will man das liebe Naturbild in eine Formel zwängen, dann ließe sich in ihm ein feiner, früh sich zeigender Impressionismus erkennen, darauf ein frisches Sehen gestellt ist, das das Leben im Augenblick erhascht, nicht grausam die Formen zerlegt, noch weniger aber sie gemächlichem Abtasten bereitlegt. Diese feine Mäßigung kommt diesem Impressionismus aus seinem Zusammenhang mit der in Malerei und Empfindung zu erkennenden Malkultur der einheimischen Tradition. Ich glaube nicht, daß mit diesen „Erklärungen" dem Kunstwerk Gewalt angetan wird. Nicht daß der Künstler das alles so gedacht und gewollt haben muß. Aber er hat das innerlich organisierte Naturmotiv empfunden. Und beim Malen war sicher

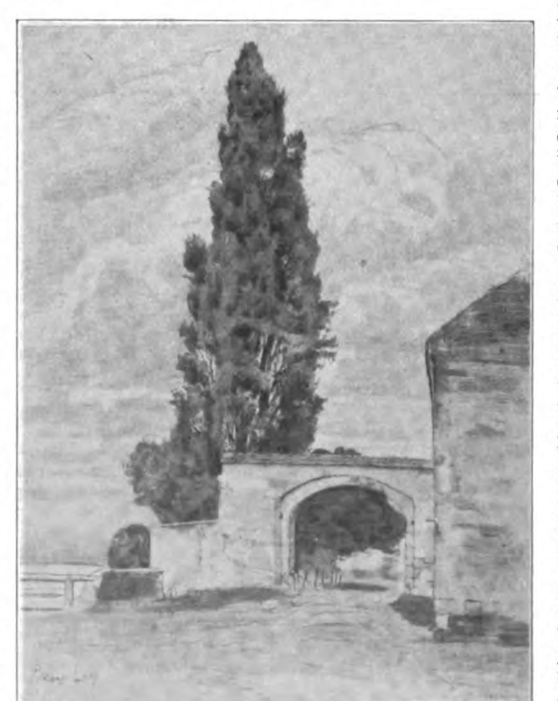


Flußlandschaft. 1883. (Ausstellung Heinemann, München)

ein ordnender Kunstverstand tätig: regulativ, nicht konstitutiv, um diese Begriffe aus der Kantschen Philosophie hier in analoger Anwendung zu gebrauchen.

Bernhard Buttersack ist am 16. März 1858 in Liebenzell im Württembergischen geboren. 1881 kam auch er, wie so mancher andere „Auswärtige", in den Bannkreis von München. 1882 wurde er, einer Aufforderung folgend, Schüler von Baisch, der in Karlsruhe Professor geworden war. Dort kam Buttersack auch in unmittelbare Berührung mit Schönleber. Das ist sein Zusammenhang mit der Lierschule. Von Karlsruhe ging er nach ein paar Jahren wieder nach München zurück. Und von der Stadt zog er schließlich aufs Land, in die Dachauer Gegend, nach Haimhausen. Er erzählt: wie er in der Mittagsglut von München nach Dachau fuhr und das Moor sah, da fühlte er sich daheim. Was ihm Stuttgart mit seiner bepflanzten und bebauten Umgebung nicht geben konnte, das fand er hier: heimatliche Natur. Er wurde Lehrer einer Schule. 1914 baute er sich auf der Höhe von Icking im Isartal ein stattliches Haus: wie's sein muß, nach vielen mageren, arbeitsreichen Jahren. In der Münchner Sezession, die inzwischen zur alten Sezession geworden ist, gehört Bernhard Buttersack zum Stamm, wirklich zum Stamm. Neben ihm als Landschafter: Crodel, Bürgers, Lehmann, Pietzsch.

Dr. Schwaiger.



Klostertor in Polling

Josepha

Erzählung von Johannes Jegerlehner

In einem Seitental des französischen Wallis, allwo noch ein unverschliffenes Patois von Mund zu Mund geht, liegt ein Dörfchen hoch ob der Gletscherzunge und dennoch schwarz gebrannt vom Sonnenglanz. Die Kühe und Ziegen weiden das schmackhafteste Futter, die Sennen hirten hemdärmlig und kraxen die fettesten Käslein in die Speicher.

Von meinem Alpenheim aus wanderte ich zuweilen nach dem Stafel hinüber, gaffte dem Melken zu und verplauderte ein Stündchen oder zwei mit den biedern Leuten, bis der Abend niedersank. Am See, der sich ob den Hütten spiegelt, kauerte das Älplervolk auf dem Milchgeschirr, lange bevor die Hirten das Vieh aus dem obersten Weidgras heruntertrieben, und verhandelte die belanglosen Dinge seiner patriarchalischen Lebensart. Von Hühnern und Schafen, den Kartoffeläckern unter dem Wald, von heilsamen Teekräutern und den Heupreisen war die Rede, und etwa auch von ihren Kindern, die ohne Gummilutscher und Gängelband aufwachsen wie die Lilien im Feld. An Milch und Butter, harten Brotrinden und einem gesunden Schlaf mangelt es ihnen ja nicht, und für das übrige empfiehlt man sie der Obhut des Herrn aller Heerscharen.

Ohne Postamt und Zeitungen liest man in dieser Hochgebirgseinsamkeit nichts Gedrucktes, studiert dafür um so beflissener in der unerschöpflichen, an Geheimnissen und Wundern überreichen Naturchronik der Berge, die ewig alt, doch niemals veraltet und immer neue Rätsel zu lösen gibt. Man spürt nichts von dem Getöse, der Hitze und Hast der Stadt und ihren staubigen Gassen, nichts von politischen Kämpfen und sozialen Evolutionen. Die Luft ist rein und voll Blumenduft, und die Leute, mitten unter die Tiere und Pflanzen, ihre Ernährer, gestellt, hausen eins mit dem andern und für das andere.

Da horch — die Alpherde. Zorniges Muhen hallt zum See herab, Treicheln schlagen an, ihre Klänge schwellen und verschmelzen zum unentwirrbaren Kühergeläute. Unter dem Hoio der Hirten schart sich der Trupp und gleitet rasch der Tiefe entgegen, voran und seitab die ungestümen, spritzigen Rinder, die immer voller Flausen, am Schluß die Saumseligen und Bequemen, und dazwischen der gelassen wandelnde Klumpen der vom Herdengeist Besessenen. Die Erde stäubt von den kampflustigen Bullen, die, hornend und boxend und mit der Quaste in der Luft, voransprengen. Am steilen Ranft des Sees aber bremsen sie plötzlich ihren Lauf, stutzen und brüllen, spreizen die Beine, rutschen über die Böschung ans Ufer und schlürfen gemächlich den Abendtrunk.

Mit wiegenden Köpfen schnauft die Vorhut in den Lagerplatz. Die Älpler nehmen Kübel und Melkstuhl in die Hand und begeben sich zu ihren gehörnten Freunden, die gierig eine Handvoll Geleck verschmatzen und stillehalten, bis sie gemolken sind.

Ein verlassenes Kühlein schaut sich um, stampft unwirsch und ringelt den Schweif. Die Hornspitzen sind weiß, wie schwarzer Sammet der Muffel, die Haut nelkenbraun, das Euter tiefhängend.

Da taucht auf dem Damm, der den See gegen die Hütten sperrt, eine hohe, schlanke Jungfrau auf, das Brentlein am Rücken und an ihrer Hand ein zappeliges Bübchen. Aufrecht schreitet sie daher, die Brust gewölbt, das rote Kopftuch im Nacken verknüpft, und bei der Kuh macht sie halt, schiebt ihr das Geleck in den aufgesperrten Rachen, klopft mit ein paar Worten des Zuspruchs den Hals und setzt sich zum Melken.

Unterdessen tändelt der Knabe am Wasser mit flachen Steinen, bis die Hirtin das Kübelchen anschnallt und ihn ruft, zwei-, dreimal mahnend, denn er ist arg verzogen, und den Nachbarn freundlich zunickend, führt sie den Kleinen über den Wall hinweg, immer hoch und straff und verschwindet wie ein schimmerndes Abendwölkchen.

Bei dem alten Fridolin, der gleichsam als Oberhirt das Sennendörfchen betreut, erkundigte ich mich nach der auffallenden Erscheinung.

„Es ist da nichts Besonderes zu melden," erwiderte er trocken. „Sie hat einen hochgemuten Gang, die Josepha, das ist wahr, trägt aber, wie wir alle, auch ihr schweres Kreuz. Nur mit dem Unterschied, daß sie es scheinbar hinnimmt, wie wir den Schnee, der vom Himmel fällt, und das Leid tief in ihrem Busen verschließt. Ihre Eltern sind tot, die Schwester verheiratet und der einzige Bruder an einem Unfall aus dem Leben geschieden. Nicht, daß sie etwa armmütig den Unterhalt erkummern müßte. Was man vom See aus an Weidland mit den Augen erfaßt, ist rundum ihr eigen. Fahrhabe und Alprechte hat sie jedoch bis

auf eines verpachtet und treibt, um keinen Brosamen satter als andereins, mit dem kleinen Alex ihre einsamen Jahre dahin. Geld ist ja freilich eine schöne Sache, aber den Kummer schlägt man damit nicht tot. Da die Mutter des Alex im Kindbett verschied und sein Vater auswanderte, nahm sie den Fratz an sich und wurde ihm Mutter, sicher eine bessere, als die leibeigene geworden wäre."

Ein andermal, als Fridolin besonders aufgeräumt und plaudersam war, erzählte er mir, Josepha habe mit dem Vater des Kindes ein Verhältnis gehabt, eine jahrelange Liebschaft, und das sei eben ihr Kreuz, allein ihm stehe kein Recht zu, sich darüber des nähern auszulassen. Sie hätte manchmal heiraten können, wenn es ihr darum gewesen wäre, einstmals sogar einen vornehmen Engländer, der bei Sonne und Regen vom Hotel herübergestelzt sei. Wie er aber mit der Sprache herausrückte, habe sie ihn einfach ausgelacht und dem Narrenwerk ein Ende gemacht.

Ob mich die Vergangenheit Josephas anfänglich auch wenig interessierte, richtete ich doch meine Spaziergänge immer häufiger nach dem See und seiner stillen Hirtengemeinde, und mein Knabe, der mich auf allen Streifereien begleitete, fand an dem kleinen Alex bald ebenso großen Gefallen wie ich an der Sennerin, und zumal es der Zufall fügte, daß ich ihr einen Dienst erweisen konnte, ward ich in ihrer Hütte allgemach heimisch.

Die erste und breiteste Sonne fing das Dach dieser Alphütte auf, die aber nichtsdestoweniger ein überaus schlichter und bescheidener Schlupf war, der gegen die Nachbarschaft nur die höhere Lage und einen weitschermigen Giebel ringsum voraus hatte, sowie die Sauberkeit. Sogar der Feuerkessel glänzte, und das Gemach, viel geräumiger als die üblichen Älplerstuben, war mit schneeweißen Vorhänglein und einem Sofa ausgestattet, die Diele mit Tüchern belegt und über das Bett eine selbstgefertigte Wolldecke gestrafft, in der eingehäkelte Schafe und Kühe, sowie ein kapriolendes Ziegenböcklein herumspazierten und das bunte Gras rauften. In der Stube öffnete sich eine Tür zur Nebenkammer, die eine Bank und ein Tischchen enthielt, auf das die Lampe niederhing.

Eines Tages pilgerte ich mit meinem Sprößling nach einer entfernteren Spitze, in der Absicht, bei einem befreundeten Sennen zu nächtigen. Wir waren jedoch tapfer ausgezogen und auf dem Rückmarsch noch so frisch und leicht zu Fuß, daß wir den Stafel, der uns einen Umweg gekostet hätte, beiseite ließen und stracks unserem Heim zusteuerten. Kurz vor dem See krachte ein Hexenwetter auf uns nieder, Blitz und Donner funkten und knatterten ohne Zwischenpause, und unversehens dunkelte es ein. Ohne Mantel noch Decken waren wir im Hui bis auf die Knochen naß.

Vor dem Hause Josephas, an dem der Weg vorbeischlängelte, zögerte ich, unschlüssig, ob unterkriechen oder stramm zulaufen, als ihre Stimme aus der offenen Türe erscholl und sie uns anrief. Ich werde doch nicht so unvernünftig sein und bei dem untanen Wetter noch zwei Stunden mit dem Kinde in Nacht und Regen hineinstapfen. Der Bub könne mit Alex zusammen das Bett teilen, und wenn mir ein Heuschaub tauge, so sei die Sache in Ordnung.

Froh über die willkommene Einladung hing ich die Röcke zum Trocknen an den Feuerherd und ging durch die Stube in die Nebenkammer, wo der Milchtopf dampfte. Josepha brachte noch zwei Tassen aus der Küche, und alle vier saßen wir um den Tisch und labten uns an Milch, Käse und Brot. Nach dem Mahle bettete sie die Kinder ein, stellte eine Kanne würzig duftenden Kräutertee auf das Tischchen und zündete die Lampe an. Ich stopfte die Pfeife und streckte die Beine aus.

Zum erstenmal sah ich sie ohne Kopfputz. Tiefbraun schimmerten ihre Haare im Schein des Lichtes, die Zähne glänzten marmorweiß und ein zufriedenes Lächeln hellte das Gesicht. Auf das Dach trommelte und klatschte indessen der Regen und an den Läden rüttelte der Wind und hoirte seine schauerlichen Posaunenstöße. Behaglich stemmte ich beide Arme auf die Platte und dampfte blaue Wölkchen, während sie mit einem Blechlöffel die Zuckerbrocken rührte.

Die Kinder schwatzten noch und gähnten laut in ihrem Bett, und der kleine Alex rief: „Mutter, gut' Nacht," und bald darauf: „Mutter, warum habe ich keinen Vater? Ich möchte auch einen Vater haben!"

Josepha schloß seufzend die Tür bis auf ein Spältchen, und als die Buben verstummten, kam sie ins Reden und spann sich allgemach in den Faden ihrer Liebschaft.

Heute, wo ich die Geschichte niederschreibe, ist mir, als sitze sie gegenüber am Tischchen, das anmutige Gesicht mir zugekehrt, den Lampenschimmer auf ihrem reichen Haar und dem Braun ihrer Arme und plaudere in dem singenden Dialekt ihres Bergtales. Ich kann nicht anders, ich muß sie selbst erzählen lassen und dabei wieder zuhören.

⌘ ⌘ ⌘

Ilius, der Vater des Alex, war Waise und wurde in unserem Haus auferzogen. Seine Eltern und die Geschwister starben binnen kurzem an einer Seuche. Bei der verschütteten Wasserleitung ob dem Dorf stand ihr Heim, mitten im streitbarsten Boden, und weil nach ihrem Tode niemand auf das Gütlein bot, lag das Land brach und verwilderte, und die Hütte geriet in baufälligen Zustand. Ilius, um vier Jahre älter als ich, wurde mit uns Kindern groß, und als er die Schule verließ, diente er meinen Eltern als Knecht. Ein wächer Arbeiter, was man eine Werkader nennt, war er nie, so wenig als ich. Er streifte am liebsten auf den hohen Gräten herum, sammelte seltene Kräuter und Strahlen, vergnügte sich mit den Arvenzapfen, Himbeeren und Vogelnestern und verkehrte an den Orten, wo die ersten Flühblumen und Alprosen hervorbrachen, deren er mir manchen schönen Buschen zutrug. Schau nur diese Farben, die drolligen Blumenblätter, wie sie sich zu Trichterlein und Krönchen runden, fabelte er lustig, zerpflückte etwelche Blüten und belehrte mich über das Wesen und den Sinn der Pflanzen, wie er sich den Zusammenhang vorstellte. Ich hörte ihm gerne zu, obschon ich seinen Worten nicht zu folgen vermochte, besonders, wenn er von der Seele der Blumen redete.

Er klomm denn auch halbe Nächte in den Flühen und Halden herum und lauschte ihnen die seltsamsten Dinge ab. Sogar die Steine, meinte er, verkehrten in den heiligen Zeiten miteinander und lispelten in einer Sprache, die noch aus dem Heidentum stamme und wie von einer andern Welt herklinge.

Gewiß sah Ilius mehr als andere, und seine feinen Ohren, geschärft an mannigfachen Beobachtungen, vermochten Erscheinungen wahrzunehmen, die uns verborgen bleiben. Von dem Lächeln der Blumen sprach er wie von dem Lächeln einer hübschen Dirne und wußte es so gut zu deuten, daß ich schließlich selber daran glaubte. Sobald die Schatten weichen und der erste Sonnenstrahl die Matten streift, heben und dehnen die Blumen ihre Köpfe, tändeln zusammen und nicken sich zu wie Verliebte. Von derlei Dingen wußte er stundenlang zu berichten.

Im verborgenen steckte ich ihm manchen Bissen zu aus dem Küchenschrank; denn ich mochte ihn famos gut leiden, und wir waren zusammen wie zwei Finger an der Hand. War ich um den Weg, so mußte ich ihm das Rauchzeug stopfen und anzünden, worauf er zu scherzen pflegte, aus meiner Hand schmecke ihm die Pfeife, als ob er Herrentabak rauche. Aus seinen traumhaft braunen Augen guckte er mich dann an, so eigen sanft und schmeichlerisch, während sie im Handkehrum, wenn sich etwas gegen seinen Willen kehrte, wild und heiß wie feurige Tannäste loderten. O, nie hab' ich einen Burschen gesehen mit schöneren Augen.

So gingen die Jahre. Einstmals stieg er von den Felsen nieder, und mein Vater, ohnehin in schlechter Laune gegen Ilius, der sich von der Arbeit fortgeschlichen hatte, sah ihn kommen. Ich trillte vor dem Haus die Milch zu Butter, als er mir freudig einen Büschel Alprosen in den Schoß warf. Ich nahm die roten Rosen, begehrte aber auch die weiße, die er zurückbehielt. Er jedoch verweigerte sie, weil sie Unheil stifte, und da stritt ich mit ihm und auf einmal umhalste und küßte er mich. In diesem Augenblick erschien der Vater. Zornig griff er nach einem Bengel, jagte Ilius von dannen und schüttelte mich an den Zöpfen, daß mir die Sterne vor den Augen flimmerten. Abends kehrte Ilius zurück, packte sein Bündelchen und verließ ebenso geräuschlos, wie er gekommen, unser Haus, obschon es der Vater nicht so gemeint hatte.

Meine Eltern, die ein ansehnliches Vermögen ererbt, das sich im Verlauf ihrer Ehe durch Sparsamkeit und einträgliche Wirtschaft mehrte, waren in dem althergebrachten, allgemein verbreiteten Glauben befangen, ein Jüngling, der um eine begüterte Tochter freie, müsse sich über den währschaften Vermögensstand seiner Eltern oder eines ledigen Erbonkels ausweisen können, und da sie aus ihrem Grundsatz kein Hehl machten, mieden die Bauernsöhne, von denen keiner sich der Hablichkeit rühmen konnte, unser Haus, was mir eben recht war, denn in meinem Herzen hatte ich längst den Vorsatz gefaßt, mit niemand anderem als mit Ilius einmal mein Brot zu teilen. Heimlich hoffte ich, mit der Zeit werde es mir gelingen, den Widerstand der Eltern zu brechen, oder irgendein Wunder werde sich zutragen und Ilius in ihre Gunst bringen. Ich zählte achtzehn Jahre und hätte, auch wenn ich mündig gewesen wäre, nichts gegen den Willen meiner Erzeuger unternommen, zumal nicht in einer Heiratssache, die mir, statt ihren Segen, Schimpf und Fluch eingebracht hätte.

Unterdessen trieb Ilius sich arbeitslos im Tal herum, bis er eine Stelle fand, die ihm ein dürftiges Auskommen bot, und biederte sich einem gewissen Franz an, der kürzlich aus Amerika heimgekehrt war und als Nichtsnutz in den blauen Tag hineinlungerte.

Dieser Tagedieb schwatzte meinem Ilius

den Kopf voll, wie man in Amerika ohne Mühe und sauren Schweiß steinreich werden könne und es kuhdumm sei, sich hier den Rücken schief zu rackern, um doch ewig ein armer Schlucker zu bleiben. Schon seit geraumer Zeit brütete der Amerikaner über einem alten Zauberbuch, das die Eigenschaft besitzen sollte, verborgene Schätze aus der Erde ans Tageslicht zu fördern, insofern es gelang, am richtigen Ort den dazu passenden Spruch auszuwählen, laut welchem der Höllengeist sich hätte offenbaren müssen.

Nichts Besseres konnte sich Ilius wünschen, als unverhofft reich zu werden und ein Vermögen anzusammeln, das ihn mit einem Schlag aus der Armutei erlöst und instand gesetzt hätte, ohne eine Abweisung zu befürchten, um meine Hand anzuhalten. Deshalb unternahm er nun mit Franz insgeheim allerlei Schatzhebungsversuche, die natürlich zu keinem Resultate führten. Nicht gewitzigt durch den erfolglosen Ausgang, zumal der alberne und oberflächliche Mensch in Dingen, die ihm Erfolg versprechen, ja doch allzuschnell bereit ist, unbesonnen und kopflos zu handeln, zogen sie, mit allen Winden in die Abenteuerlust hineingetrieben, einen dritten, namens Philipp, ins Vertrauen. Dieser brüstete sich, in den Teufelskünsten einige Kenntnisse und Erfahrungen zu besitzen, war aber in Wirklichkeit nur ein Possenreißer und abgefeimter Schalk. Item, nach umständlichen Erwägungen und Vorbereitungen kamen sie überein, bei der Burghalde, wo nach dem Gerede der Leute ein Schatz schlummern soll, ihr Glück zu versuchen. Franz fuhr mit einem Wägelchen, vor das ein Esel gespannt war, dorthin, um den Schatz gleich aufladen und wegführen zu können. Es war eine stürmische Regennacht, im Walde schrien die Käuze und in den Lüften ertönte schauerliches Gekrächze.

Als die Geisterstunde schlug, zog Philipp den Zauberkreis und murmelte den Spruch aus dem Buch, und nicht lange, so vernahmen sie Schritte durch den Wald, Kettengerassel und in einer Sprache, weder in Mannes- noch Weiberstimme rufen, was ihr Begehr sei. Während die beiden andern ihre Fassung verloren, blieb Philipp standhaft und wiederholte: „Geist, erscheine ohne Lärm und Gestank und offenbare, wo der Schatz liegt!“

„Folgt mir!“ gebot der böse Feind und führte sie durch das Wäldchen zu einer verlassenen Scheune, in die er voranging. Die andern tappten nach, und kaum waren sie drinnen, als von außen lautes Getöse und Gelächter erscholl, die Tür zugeschlagen und verrammelt wurde. Franz und Ilius saßen gefangen, indessen Philipp samt dem vermeintlichen Geist sich schleunigst davongemacht hatte. Philipp hatte nämlich einige Kameraden gedungen und einen von ihnen bewogen, mit Kuhschwanz, Pferdekummet und Stallkette den Teufel zu spielen, und nachdem die List so trefflich gelungen, zogen die Burschen im Hallo zu dem Wägelchen, setzten sich drauf und fuhren ins Dorf zurück, wo sie beim Wirt, der nach ihrem Geheiß aufgeblieben, sich auf ihre Heldentat ein Ersprießliches gönnten.

Am nächsten Tag ward der Streich ruchbar und weit im Tal herumgeboten, das Zaubersprüchlein lief die Runde, und Franz und Ilius brauchten für den Spott nicht zu sorgen.

Ilius, dem das Abenteuer tief ins Blut ging, verlebte böse Zeiten; und er ergriff die erste, beste Gelegenheit, von dem Schauplatz der Schande abzurücken. Mit andern Burschen verabredete er, sich Franzen, der Ende August nach Amerika zurückfahren wollte, anzuschließen. Einiges Geld hatte er unterdessen zusammengespart, und den Rest versprachen ihm die Gefährten vorzuschießen.

Allein, wie die Stunde des Abschiedes sich kündete, ward er unlustig und schlich mutlos und niedergedrückt herum. Gerne hätte ich ihn ins Gebet genommen und die lose gewordenen Fäden unserer Freundschaft wieder festgeknüpft, denn nicht sobald hörte ich von seinem Entschluß, als mir ein Frösteln über den Rücken lief und mich deuchte, die Sonne gehe unter, um nie mehr aufzustehen. Nein, das konnte und durfte nicht geschehen, um alles in der Welt nicht. Noch war es Zeit, den Wahnwitzigen und Betörten von seinem Vorhaben abzubringen, aber wie? Sah ich ihn doch nicht mehr in unserm Dorf, und drunten wich er mir aus und verkehrte nur noch mit Franz und seinem Anhang.

Am Tag vor seiner Abreise nahm er den Weg zu uns herauf. Ich wusch am Dorfbrunnen und sah ihn kommen. Das Herz klopfte mir vor Freude. Jetzt wird alles wieder gut, jubilierte es in mir, ich will schon dafür sorgen, daß er mir nicht mehr zu den Kameraden davonläuft und hier bleibt. Soviel in meinen Armen Platz hat, nehm' ich und halt' es fest und gebe kein Fädchen mehr zurück. An die Eltern dachte ich nicht, nur an ihn und meine heiß aufwallende Liebe.

Schüchtern trat er auf mich zu und sagte mit nassen Wimpern: „Obschon ich mich vor dir in die Erde verkriechen sollte, muß ich dich doch noch einmal sehen und von dir Abschied nehmen.“ Er war ärmlich gewan-

det, und die Spuren der Entbehrungen allerart furchten sein Gesicht.

Wie ich ihn so verzagt und demütig vor mir sah, zerschmolz mein guter Vorsatz, und statt ihm mit sanften Worten die Torheit und Aussichtslosigkeit dieses rappelhaften Amerikafiebers zu schildern und ihn aufzurichten, fuhr ich ihn, weil es in mir anfing zu kochen, hart an, was ihm einfalle, auf so jämmerliche und feige Weise davonzulaufen und einem Abenteurer ins Ungewisse nachzustreichen. „Raff' dich auf," sagte ich, „und mach' dich in unserm Dorfe nützlich. Es sind Leute genug, die deine Arme schätzen, sonst geh' hinter die verschüttete Wasserleitung und bring' das Gut deiner Eltern wieder zu Ehren." Seine heruntergekommene Gestalt empörte mich dermaßen, daß mir nichts Besseres einfiel, und da er schwieg und mich unsäglich traurig anblickte, traten mir die Tränen des Zornes in die Augen, und ich stampfte mit den Füßen und nannte ihn Feigling, erbärmlichen Überläufer und Ausreißer.

Er aber, statt endlich zu antworten, tastete nach meiner Hand, als ein derber Zuruf meines Vaters ertönte. Ilius zuckte zusammen und bäumte sich auf. „Auch du hast mir immer zuleide gelebt," stammelte er ganz verwirrt, trollte sich davon und in einem Lauf bergab, um mit seinen Reisekameraden verabredungsgemäß bis Mitternacht zu zechen und dann nach der Station aufzubrechen, die etliche Stunden entfernt lag.

Ich war nach der Küche geeilt, und mit mir und der Welt im Widerstreit, floh ich in meine Kammer und schloß mich ein. Erst jetzt, wo ich ihn verlieren sollte, dämmerte mir die Gewißheit auf, daß er für mich bestimmt war und wir zusammengehörten. O wie ich da meine törichte Rede verwünschte, die just das Gegenteil von dem, was ich erreichen wollte, bewirkt hatte. Ich zündete die Lampe an und warf mich in den Kleidern auf dem Lager hin und her, stellte mich ans Fenster und beschloß hundertmal, fortzuschleichen, hinab ins Wirtshaus und ihn den Zechgenossen zu entreißen. Ich tat es nicht, rief dagegen voller Inbrunst den Himmel an und flehte um ein Zeichen, ein Wunder, um irgendein Hindernis für seine Abreise. Es mochte gen Mitternacht rücken, als die Lampe erlosch und ich mich zur Ruhe begab.

Inzwischen saßen die Auswanderer im Tal beim Wein, alle in prahlerischer Stimmung und Ilius der ausgelassenste unter ihnen. Auf einmal begab er sich ins Freie, im Glauben, es habe ihn jemand gerufen. Vielleicht hoffte er doch noch, ich würde ihm nachlaufen und nochmals versuchen, ihn zum Bleiben zu bewegen.

In der frischen Luft wurde ihm unversehens hell im Kopf, und zumal das Licht meiner Stube wie ein tiefes, einsames Sternchen flimmerte und hinter dem Bergrücken der Mond aufging und sein elterliches Haus mit Silber überrieselte, schlug sein Gemütszustand jählings um. In den seltsamen Anblick versunken, vergaß er Franz und Amerika und spann sich in die verflossenen Jugendjahre, die sachte heraufrückten, schön, reich und zauberisch wie die Berghalde in der Mondeshelle, während daneben die Monate, welche er mit Franz vertrödelt und die absolut ungewisse Zukunft, einer trostlosen, blumenleeren Steinwüste gleich, ihn anstarrten. Er sah und roch die Blumen, die er so über alles liebte, hörte die Steine flüstern und lispeln, und da fiel ihm die Wasserleitung ein und das brachliegende Grundstück seiner Eltern, an das ich ihn gemahnt hatte. Flugs holte er den Hut im Lokal, und ohne den Genossen ein Wort zu sagen, entfernte er sich, stürmte den Weg hinauf ins Dorf, klomm ins verlassene Gütlein empor und begann mit Pickel und Schaufel die Wasserleitung zu säubern.

Die ersten am Morgen fanden ihn unentwegt an der Arbeit, die er, einmal begonnen, nicht mehr aufzugeben willens war. Mit dem Geld, das er sich für die Ozeanfahrt zusammengeklaubt, dingte er Gehilfen, die den Schutt aus dem Graben entfernten und die Stollen wieder öffneten. Als das Werk ernsthaft vorwärtsschritt und die Dörfler beobachteten, mit welcher Entschlossenheit Ilius die Ausführung überwachte und zu sicherem Ende entgegentrieb, wuchs das Interesse. Freiwillige meldeten sich, und der willkommene Zuwachs spornte wiederum seinen Eifer. Mit verdoppelten Anstrengungen förderte er die Arbeit und kommandierte das Trüpplein, das sich ihm gerne fügte, als ob er nie etwas anderes getan hätte. Im Archiv stöberte er die alten Pläne auf, paßte sie den veränderten Verhältnissen an, sprengte neue Tunnel und Felsrinnen aus, und von dem Arbeitsgeist mitgerissen, ließ sich auch mein Vater herbei und begünstigte die Unternehmung mit Geld und Zuspruch.

Noch vor dem ersten Winterschnee war die Leitung bis an die Stockfluh, weit über die Hälfte hinaus erstellt, und es blieb nur noch das Felsende übrig, allerdings die schwierigste Strecke, nacktes, steiles Gewände, wo man das Wasser durch Holzschalen leiten mußte. Nun gab es welche, die, sich der vergangenen Zeit erinnernd, von der Fortsetzung abrieten und vor den Gefahren

warnten. Ganz früher nämlich, als die Gletschermilch noch floß, fiel bei der Ausbesserung der Winterschäden an der Stockfluh jedes Jahr einer zu Tode, bis einstmals aus der Tiefe eine Stimme heraufschrie: Hände weg von dem verfluchten Werk, sonst geht abermals ein Mann drauf! Augenblicks stob die Mannschaft auseinander, keine Hände rührten sich mehr, die Kännel vertrockneten und zerfielen, und der Wasserlauf füllte sich mit Schutt.

Ilius, durch die bösen Erfahrungen mit den Teufelsbeschwörern gewitzigt, ließ sich nicht aus der Fassung bringen, donnerte die abergläubischen Furchthänse nieder, sobald ihre läppischen Befürchtungen an sein Ohr drangen, und beschwor die Kameraden, der falschen Propheten nicht zu achten und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Während ein geringer Teil, von Aberfurcht abspenstig gemacht, sich der weitern Arbeit enthielt, blieben die andern ihm treu.

Im Winter fällten sie in unserm Wald die Tannen, höhlten sie aus zu Känneln, die Gemeinde erwarb ein zweihundert Meter langes Seil, und zeitig im Frühjahr nahmen sie die Arbeit wieder auf.

Durch den Strang gesichert, glitten je zwei und zwei an der Fluh in die Tiefe und befestigten die Holzrinnen an den alten Krapfen, die noch vorhanden waren. Es war ein langwieriges, gefährliches Unternehmen, doch gelang alles aufs beste. Umsonst hatten die Kleinmütigen gewarnt, auch an der Stockfluh wurde die Wasserfuhr ohne Unfall vollendet. Ende Mai strömte das Wasser, dicke, fette Gletschermilch, berieselte und düngte die Hänge, das dürre Erdreich ergrünte zu neuer Fruchtbarkeit und gedieh zu mannshohem Heu, das die Anstößer des Kanals schmunzelnd einheimsten. Im Herbst hieß es, was die Leitung an Geld und Kraft gekostet, zahlte der Ertrag in einigen guten Jahren zurück.

Überhaupt von dem Sommer an waltete ein milder Stern über unserm Dörfchen. Handel und Wandel gediehen, Korn und Kartoffeln ergaben Jahr für Jahr volle Speicher und Scheunen, das Vieh stieg im Preis, und aus den Waldschlägen löste die Gemeinde beträchtliche Summen.

Den Stall des Ilius bevölkerten zwei Rinder, das eine von meinem Vater geschenkt und etwas Schmalvieh. Als eigener Herr und Meister regierte er nun auf seinem Heimwesen, daß es eine Freude war, mit ihm zu verkehren. Nebenbei betrieb er einen kleinen Holzhandel, und so kam neues Leben in ihn; das armselige Knechtlein von dazumal ward ein flotter, aufrechter Bürger, dem man das Armengut und andere Ehrenstellen anvertraute.

Allein, wo der Teufel die Hand im Spiel hat, läßt der Herrgott kein Gras wachsen. Heimlich und offen munkelte man im Dorf, früher oder später werde sich die Vertrauensseligkeit rächen, da an dem Wasserwerk nun einmal der Fluch hafte. Das Mißtrauen wuchs, und angesichts der immer mehr um sich greifenden Zurückhaltung der Leute gelang es Ilius nicht, für die Leitung einen ständigen Wächter aufzutreiben, obschon er einen schönen Taglohn versprach. Die Gemeinder mußten die Hut in der Kehr, das heißt, wechselweise selber übernehmen. Neben dem Häuschen, in dem der Wächter schlief, klopfte der Wasserhammer seinen einförmigen Takt. Verstopft oder beschädigt ein Erdrutsch oder sonst ein Naturereignis den Kanal, so fließt das Wasser nicht mehr, der Hammer ruht, der Hüter wacht auf und ist verpflichtet, sofort die Strecke abzulaufen und das Hemmnis zu beseitigen. Zuweilen ist es nur ein Aststrunk oder ein Felsbrocken, der den Lauf ablenkt. Die Reihe kam auch an meinen Bruder, und zwar an einem Tag, wo er zu einem Festmahl geladen war. Da der Wechsel jeweils erst um Mitternacht erfolgte, genoß er über das ihm zuträgliche Maß von dem guten Wein, der bei solchen Gelegenheiten aufgetischt wird, und schwer geladen machte er sich auf den Weg zum Hüterhaus. Bald nach seiner Ankunft muß an der Leitung eine Störung eingetreten sein. Er lief ein Stück weit, stürzte ab, und am Morgen drauf fand man ihn bewußtlos unterhalb der Fuhre, an einer sonst harmlosen Stelle, und nach einigen Stunden verschied er. Es war am Tag von Mariä Himmelfahrt, als man ihm zum End' einläutete.

Mein Vater, der mehr an dem Buben hing als an uns Töchtern und das Unglück dem verhängnisvollen Fluche zuschrieb, tat von der Stunde an wie gestört, und verwünschte Ilius als den Urheber der Schuld. Die Propheten und Besserwisser hoben wieder ihre Köpfe, ließen ihre Warnrufe erschallen und fanden überall Gehör und Zustimmung. Die bestellten Wächter weigerten sich, das Amt weiterzuführen, trotzdem die lange anhaltende Trockenheit ununterbrochenes Wässern erforderte, und so übernahm Ilius die Hut.

Eine Woche nach dem Begräbnis meines Bruders erschien er in unserm Haus und sprach sein Bedauern aus über das Unglück am Wasserwerk. Als der Vater nichts dazu bemerkte, hielt er das Stillschweigen für ein gutes Zeichen und bat im Verlaufe des

Abends ungeschickterweise um meine Hand. Da brauste der Vater auf und schrie ihn an: „Den Sohn hab' ich verloren, deinetwegen, denn du bist der Anstifter zu dem Lumpenwerk, in dem der Teufel umgeht, und nun begehrst du noch meine Tochter. Jedoch, solange ich hier noch ein Wort zu sagen habe, daraus wird nichts und damit fertig."

Ilius, der auf Widerstand gefaßt war, blieb ruhig und erwiderte besonnen, er könne ja an einem andern Tag wiederkommen, wenn besseres Wetter sei. Doch damit goß er erst recht Öl ins Feuer, und da ich beschwichtigend dazwischentrat und mich zu Ilius bekannte, brannte der Vater hell auf und warf ihm ein Wort an den Kopf, das ihn aus der Fassung brachte. „Teufelsschmecker" nannte er ihn und rührte damit an seine schwache Seite, die ihm von der Schatzgräberei her geblieben war.

Völlig blaß vor Zorn verkrampfte Ilius die Fäuste, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, hätte ich ihn nicht mit beiden Armen umschlungen und zur Tür hinausgeschoben. Grimmig schritt er an meiner Seite das Dorf hinaus, und wie ich ihn bat, sich zu gedulden, dem Vater zu verzeihen und an meine Liebe und Treue zu glauben, wir seien noch jung und könnten warten, und was man in dergleichen Umständen etwa sagt, er knirschte nur mit den Zähnen, ließ mich fahren und stieg in sein einsames Gütlein hinauf. Er habe endlich einen Wächter gefunden, rief er gehässig zurück, und müsse ihn heut abend noch anleiten. Ich dachte mir weiter nichts dabei und kehrte zu den Meinen zurück.

Ein Weilchen, und im Dorf ging die Rede, Ilius habe eine liederliche Weibsperson zur Hut bestellt, wohl mehr zu seiner Kurzweil als für die Leitung, schlafe sie doch häufiger bei ihm als in dem Wärterhäuschen. Wenn sie die Hut auch richtig versehe, so sei das noch kein Grund, in einem ehrbaren Bergdorf solch lästerlichen Verkehr zu dulden. Ich ließ aber nichts auf Ilius kommen und stieg zu ihm hinauf, um mit ihm zu reden und vor den bösen Zungen zu warnen. Er hatte in der Tat eine Italienerin angestellt, die unten im Tal Kellnerin und Dienstmagd und ein fahriges Blut gewesen war und schon manchem Burschen den Kopf verdreht hatte. Seit etwa zehn Jahren waren ihre Eltern bei uns ansässig, heißt das, der Vater schaffte drüben im Italienischen und kam nur ab und zu, seine Familie zu besuchen und in der letzten Zeit nicht mehr.

„Ich mag vornehmen, was ich will," brummte Ilius auf, „ich kann es den Leuten nicht mehr recht machen. Geht die Leitung ein, so werde ich wieder bettelarm, und davor bewahr' mich der Himmel. Ich hab' anderes zu tun, als Tag und Nacht am Wasser zu hocken. Einen Mann fand ich nicht, da lief mir die Italienerin an, und die fürchtet weder den Tod noch den Teufel, läuft wie eine Katze die Kännel ab und tut ihre Pflicht, besser als je einer zuvor."

„Tu' mir den Gefallen und entlaß sie," beharrte ich, „damit kein Flecklein deinen guten Ruf schändet."

„Nein, grad den Lästermäulern zum Trotz behalte ich sie."

Ich blieb jedoch standhaft bei meinem Verlangen und verließ ihn erst, als er mir das Wort gab, sie am Ende des Monats zu entlohnen, was er dann auch tat. Die Jungfer verschwand von der Leitung und kehrte zu ihrer Mutter zurück.

Im August brach im Tal eine ansteckende Krankheit aus, die auch die Hangdörfer nicht verschonte und mir Vater und Mutter dahinraffte. Es war eine schreckbare Zeit. Man hörte nur noch zusammenläuten und zusammenläuten, zum End' und Begräbnis. Allerorten war großes Sterben, Klage und Trauer.

Mein Schwager übernahm das elterliche Gut, und als der Winter vor der Tür stand, sagte die Schwester zu mir: „Geh hinauf zu Ilius und lad ihn ein zum Abendsitz." Gut, erwog ich, so können wir an dem Abend grad unsere Verlobung feiern, und freudig klomm ich den Berg hinauf.

Als er mich kommen sah, erblaßte er und gab mir verlegen die Hand. Er saß vor dem Haus im Gras und rauchte die Pfeife. Der merkt, was in mir vorgeht, dachte ich, und freudig setzte ich mich neben ihn. Die Sonne schien noch warm und ein heißer, föhniger Wind strich über die Matten. Unruhig rutschte Ilius hin und her und schien etwas, das ihn quälte, zu verbergen. Ich legte deshalb den Arm um seinen Hals und küßte ihn, jedoch seine frostige, scheue Art kühlte mich, und ich fragte: „Liebst du mich nicht mehr?" — „Doch, doch," versetzte er, „nie hab' ich eine andere geliebt als dich." — „So komm heut zum Abendsitz und dann, denk' ich, können wir verkünden lassen." Da knickte er ein und schlug beide Fäuste an die Stirn.

„Was ist dir, Ilius? Red' doch, liebst du mich nicht?"

„Solange noch ein Atemzug in mir ist, werde ich dich liebhaben, Josepha," sagte er und sah mich unsäglich elend, voll Angst und Trauer an. „Aber — o, ich darf's nicht

bekennen. Ich bin ein schlechter Hund — du weißt, die Italienerin — an dem Tage, wo ich den Auftritt hatte mit deinem Vater, da habe ich mich an ihr vergessen. Nur einmal, ein einziges Mal, das kann ich beschwören, und sofort habe ich es bereut."

Eine Weile war es still zwischen uns und dann sagte ich: „Ich verzeih' dir, Liebster. Trotz allem — heut abend verloben wir uns." Er aber: „Nein, unmöglich, ich darf nicht, sie erwartet ein Kind von mir."

Da stand ich auf und schrie: „Schande über dich!" und rannte in wilder Verzweiflung davon.

Um einiges später verkaufte Ilius seinen Viehstand, drehte den Hausschlüssel um, ließ ihn aber stecken und stieg ins Tal hinab. Bald darauf hieß es, er sei nach Amerika ausgewandert.

Das Kind der Italienerin, die im Wochenbett starb, nahm ich in Obhut und Pflege, und das ist der kleine Alex, der drüben im Bette schläft. Er hat die blauen Augen und den Träumerblick seines Vaters, und nun ist es meine einzige Freude, ihm Vater und Mutter zu ersetzen, so gut ich kann. — Ilius aber hat nie eine Zeile geschrieben, und sechs Jahre allbereits warte ich auf seine Wiederkunft. Sein Haus ließ ich neu schindeln und flicken, damit es ihn freundlich begrüßt, wenn er es wiedersieht, und in der Stube blieb alles beim alten, wie er es zurückgelassen. Die Wasserleitung dagegen ist heute in üblem Zustand und unbrauchbar, und daran wird keine Hand etwas ändern, es sei denn, es wachse ein neu Geschlecht herauf, das die Scheu überwindet und den Abergläubischen zu trotzen vermag.

Oft ist mir, als sei er unterwegs. Hurtig nehme ich alsdann mit meinem Büblein den Aufstieg zur Kuppe hinterm See, von wo aus man den Weg, den er kommen muß, heraufklimmen sieht. Es wachsen auf der Anhöhe gute Milchkräuter für die Ziegen, und kehre ich mit der Hutte voll Grünzeug ins Alpdörfchen zurück, so denkt sich niemand etwas dabei.

❀ ❀ ❀

Ich klopfte die kalt gewordene Pfeife aus und erhob mich. Josepha zündete die Laterne an, löschte die Lampe, und mit einem Blick auf die Wange an Wange schlummernden Kinder leuchtete sie mir ins Gaden voran, wo ich mich ins Heu verkroch. Sie holte noch eine Decke, die sie über mich spreitete, und grub sich neben mir ein. Immer noch klatschte der Regen aufs Dach und an die Wand, und während die Hirtin bald in Schlaf versank, blieb ich noch lange wach.

Am Morgen glänzte der Himmel vor Bläue und Sauberkeit, die Gräser funkelten, und vor den Hütten klangen die Dengelhammer. Nach dem Frühstück schlug Josepha die Sichel in die Hutte, schwang sie an den Rücken und, den zappeligen Alex an der Hand, klomm sie frohgemut längs dem schäumenden Wässerchen bergauf, nicht um der Ziegenkräuter willen, sondern um ihre Sehnsucht talwärts fliegen zu lassen, nach dem Weg, den er kommen muß — heute vielleicht kommen wird, wenn der schöne Traum der vergangenen Nacht sie nicht betrog.

Ich aber und mein kleiner Begleiter wandten uns auf dem geraden Saumweg heimwärts. Bei dem Alpmäuerchen holten wir den alten Fridolin ein, der auf uns wartete. „Habt ihr gut geschlafen?" fragte er, „wohl etwa noch lang gedorfet, ich sah bis spät noch Licht bei der Josepha."

„Sie hat mir von Ilius erzählt, und nun weiß ich alles. Seht, oben rechts am See taucht sie eben auf und nimmt Richtung gegen die Kuppe. Sie hofft immer noch auf ihn."

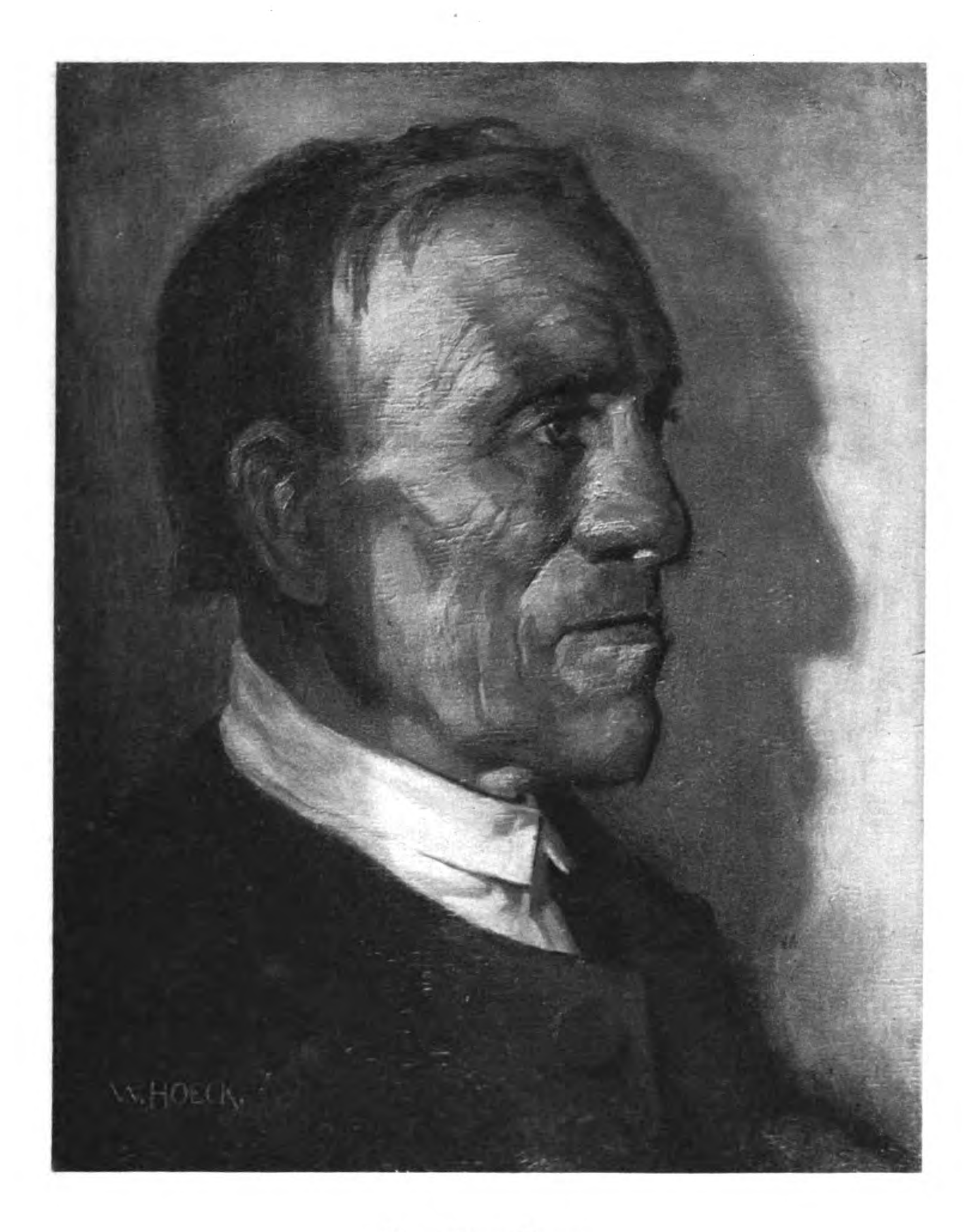
„Aber er kehrt nicht mehr zurück," unterbrach mich der Alte. Umständlich grübelte er einen Taschenkalender aus dem Busensack und knitterte einen vergilbten Zeitungsfetzen auseinander. „Da — lest — da Ihr's nun wißt, so kann ich Euch den Inhalt schon anvertrauen. Das ist aus einer Zeitung, die hier nicht gelesen wird, und es weiß sonst niemand darum."

Gespannt überflog ich die wenigen Zeilen, laut denen man an der untern Rhone einen Mann aus dem Wasser gezogen, der offenbar schon mehrere Tage darin gelegen und, weil von unbekannter Herkunft, auf dem nächsten Gottesacker bestattet hatte.

„Diese Notiz erschien acht Tage nach seiner angeblichen Abreise nach Amerika, kam jedoch zu spät in meine Hände, als daß ich noch Nachforschungen anstellen konnte."

„Das ist kein Beweis, ganz und gar nicht," bestritt ich.

„Wieso kein Beweis! Sonst wäre er ja längst wieder da. Einem Mann, der von Kindsbeinen an in unsern Bergen gelebt und mit der Josepha eine Liebschaft hatte, kann die Fremde nichts bieten, rein nichts. Schon am ersten Tag läuft ihm das Heimweh übers Herz. — Es ist aber gut, erhofft sie seine Heimkehr und glaubt immer noch daran. Der Glaube ist ein zuverlässiger Kamerad, der ihr das Kreuz tragen hilft."



Deutscher Bauer
Gemälde von Walther Hoeck



Die Frau im Spiegel. Von Max von Boehn

Mit sechs Wiedergaben von Originallithographien von Charlotte Berend



Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?" — „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen über den Bergen, bei den sieben Zwergen, die ist noch viel tausendmal schöner als Ihr!" Märchen haben eben die Erlaubnis, mit Wahrheit und Wahrscheinlichkeit ganz nach eigenem Ermessen umgehen zu dürfen, sonst müßte man sich wohl darüber entsetzen, mit welchem Gleichmut hier eine Erfahrung auf den Kopf gestellt wird, die so alt ist wie die Menschheit selbst. Noch nie hat ein Spiegel, den ein weibliches Auge um sein Urteil befragte, eine andere Antwort gegeben als rund und geradezu die: „Ihr seid die Schönste und keine andere", und noch niemals, seit die Welt steht, ist ihm dieser Freimut verübelt worden. Seit die Welt steht? Natürlich! Längst ist sich die Wissenschaft darüber einig, daß Eva im Paradies nicht durch die Genußsucht verführt wurde und nicht durch ihren Wissensdurst, dazu war die alte Schlange viel zu klug. Der berühmte Apfel ist nur ein Symbol, der Versucher beschenkte die Stammutter des Menschengeschlechts mit dem Spiegel. An der Eitelkeit hat er sie gepackt und an ihr hat er sie festgehalten bis auf den heutigen Tag.

In dieser Erkenntnis des wahren Tatbestandes war die Kunst der Wissenschaft längst voraus. Wenn unsre mittelalterlichen Meister moralisch wurden und sich darauf besannen, daß die Welt im Grunde doch nur ein elendes Jammertal sei, und daß der Verlust des Paradieses allein der Eva zuzuschreiben wäre, so malten sie sie mit einem Spiegel, in dem die arme Seele aber nicht ihr eigenes liebes Gesichtel erblickt, sondern Tod und Teufel, die sie einladend angrinsen. Andere Zeiten, andere Sitten. Die alten Griechen haben darüber ganz verschieden gedacht. Sie kannten den Spiegel und den





timitäten des inneren Lebens bringt sie die doppelte Befähigung der Frau und der Künstlerin mit, die eine gestattet ihr die liebenswürdigsten Indiskretionen über anmutige Schwächen, die andere erlaubt ihr den Griffel mit einer Sicherheit zu führen, die ihr der Stärkste beneiden muß. Sie treibt angewandte Psychologie, aber sie experimentiert auf einem Gebiete, mit dem sie innig vertraut ist. Die Lorbeeren sind noch frisch, die sie mit ihren geistreichen Blättern aus dem Bühnenleben pflückte, und wer in der Welt, in der der schöne Schein alles ist, so genau Bescheid weiß, wie sie, für den hat auch das Theater der weiblichen Seele keine Geheimnisse mehr. Sie hebt den Vorhang, und in mehreren Aufzügen sehen wir ein Schauspiel mit an, das schwer zu definieren ist; kein Trauerspiel, bewahre; durchaus kein Lustspiel, eher

Reiz, den er ausübt, aber nach der Legende, die bei ihnen umging, war er für das starke Geschlecht weit gefährlicher als für das schwache, denn, einem on dit zufolge, hätte sich bei ihnen ein Mann in sein eigenes Abbild verliebt! Der gute Narziß; es muß wohl etwas Wahres daran sein, wenn der Volksmund behauptet, schönen Männern fehle es gewöhnlich im Kopfe; einer Evastochter hätte ein so grobes Mißverständnis nie passieren können. „Du bist der Schönste im ganzen Land" flüstert ihm der Spiegel zu, und diese erfreuliche Wahrheit raubt ihm sofort den Verstand; tausend Spiegel haben dasselbe tausend Frauen glaubhaft versichert, und keine verlor deswegen den Kopf, aber jede von ihnen beschloß alsbald, daß alle anderen ihn verlieren sollten. Dem einen gefährlich, der andern unentbehrlich. Ein süßes Gift; ihm schadet es, denn in kurzsichtiger Gier nimmt er zuviel davon, ihr bekommt es vortrefflich, denn sie kriegt nie genug. Den Mann entnervt der Spiegel, der Frau dient er psychologisch als Muskelstärker.

Bei dieser angenehmen Beschäftigung hat Charlotte Berend eine Reihe schöner Frauen beobachtet und in schnellen, raschen Strichen die Resultate dieser seelischen Gymnastik festgehalten. Zur Niederschrift derartiger Intimitäten

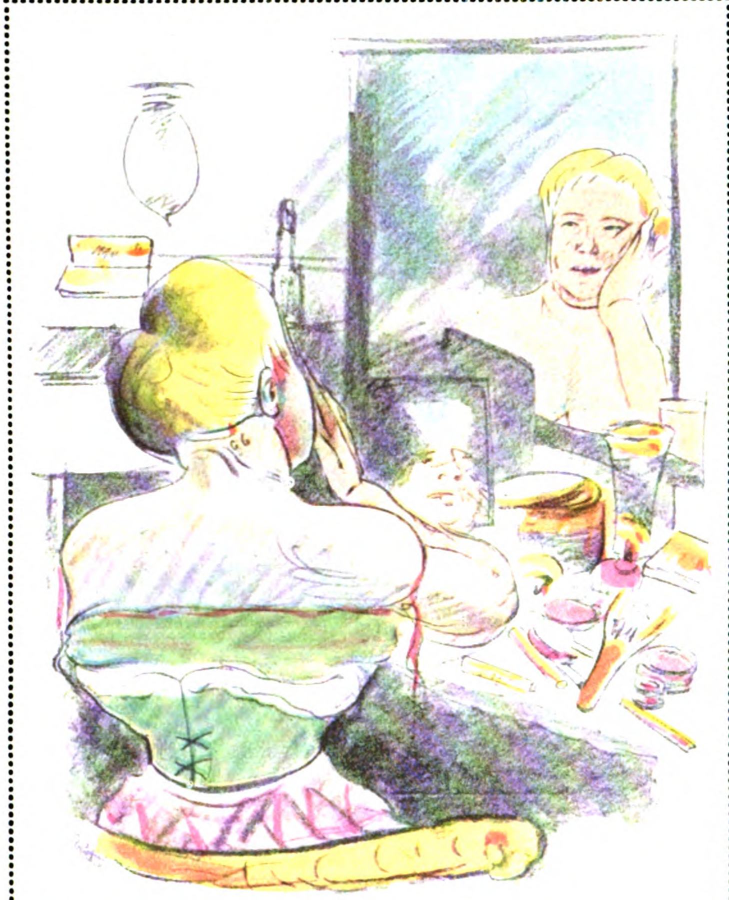
Variationen über ein prickelndes Thema, ein komischer sketch mit ernsten Ausblicken, mit einem Wort: Leben, modernes Leben.

Unsere Großväter unterschieden vier Temperamente: melancholisch, sanguinisch, cholerisch, phlegmatisch; o du liebe Zeit, so billig geben wir es nicht mehr. Wir sind kompliziert, unendlich kompliziert und würden uns direkt schämen, nur auf einen Ton gestimmt zu sein, je mehr Disharmonien mitschwirren, desto besser. So dürfen wir die Damen, die Charlotte Berend uns vorführt, auf mindestens 24 verschiedene Temperamente schätzen, ihre Bezeichnung muß noch gefunden werden, im großen ganzen fallen sie unter die Rubrik: a bissel Lieb und a bisserl Treu und a bisserl Falschheit is allweil dabei.

Wie verschieden der Blick, mit dem sie sich mustern! Gleichgültig, sie weiß Bescheid und ist ihrer Sache sicher; neugierig, denn noch ahnt sie nur und möchte doch so gern alles wissen; kritisch, mit der aufkeimenden Sorge im Hintergrund der Gedanken; behaglich, zufrieden mit der Welt und noch zufriedener mit sich selbst; dumpf animalisch, kokett begehrlich, Einzelkapitel aus ebensoviel Novellen, lauter Fragen an das Schicksal, und niemand steht dafür ein, daß sie ehrlich beantwortet werden. Für die Wahrheit ist der Spiegel nun einmal nicht gemacht, die

Lüge ist seine raison d'être, wer würde ihn noch fragen, verstände er nicht zu schmeicheln? Er sagt der Alternden, daß es niemand merkt, und füllt die Rätselaugen des jungen Geschöpfes mit den lockendsten Bildern; er zeigt der einen die Vergangenheit und der andern die Zukunft und er betrügt sie beide. Wer vermag im Spiegel die Gegenwart zu sehen? Wer sieht sich so, wie ihn die andern sehen? Vor dem Spiegel wird selbst ein Tyrann nachsichtig. Wenn der Palastmarschall Daru Napoléon I. die (außerordentlich geschmeichelten) Miniaturbilder vorlegte, die Isabey von ihm gemalt hatte, so verglich der Gewaltige sie vor dem Spiegel und äußerte sich sehr ungehalten über die mangelnde Ähnlichkeit, niemals fand er sich hübsch genug. Je mehr Geheimnisse der Porträtmaler dem Spiegel abzulauschen vermag, um so größer wird sein Erfolg sein. Georges Du Maurier gab einmal seinen Kollegen den Rat, daß sie, um auf dem Gesicht ihrer Modelle jenen liebenswürdig interessierten Zug hervorzubringen, der im Gemälde den Beschauer so lebhaft fesselt, gar nichts anderes nötig hätten, als einen Spiegel neben ihnen aufzustellen, dann fände sich der geistvolle Ausdruck ganz von selbst ein.





Grad seelischer Belebung, der ihren Darstellungen innewohnt, durch ein höchst einfaches Mittel: sie läßt ihre Modelle eine Zwiesprache mit dem eigenen Spiegelbild halten. Diese Unterhaltung ist stumm, aber sie braucht keine Unterstützung durch Pantomimen, um verständlich zu sein. Sehnsüchtig, hoffnungsvoll, leichtsinnig, triebhaft, wie immer diese Sprache lautet, ihren Sinn kann man nicht mißverstehen und ihre Forderungen nicht überhören, dazu ist die Charakteristik zu sicher, sind die Typen zu lebendig gesehen. Alle diese Damen gehören der Welt an, in der man sich nicht gern langweilt, aber ob sie nun schon Filmsterne sind oder es erst werden wollen, hinter der Sicherheit ihres Auftretens, unter der Maske ihres Lächelns lauert doch und trotz alledem eine Angst, die sich verrät, ohne daß sie sie aussprechen. Man denkt an Mime, der viel mehr ausplaudert, als er will und möchte, der seine Seele ganz wider seine Absicht bloßlegt. Sie möchten ihr Dasein genießen wie schöne Blumen im Sonnenschein, ganz dem Augenblick dahingegeben, und doch ist irgend etwas da, das sie quält und beunruhigt, das die schönen Augen mit Nachdenken füllt und einen Schatten über die Züge wirft, die das Alter noch nicht angetastet. Welche Sorge kann sie quälen, die doch die Jugend noch ihr eigen nennen, welcher Zweifel kann sie beschleichen? Ist es nur die Furcht, daß hinter allen Freuden, die die Welt ihnen bietet, doch am Ende die große Langeweile gähnt und daß auch sie ihr nicht entgehen werden? Hören sie durch die rauschenden Akkorde von Lust und Liebe schon das Finale, das nicht ausbleibt? Gab die Künstlerin den Geschöpfen ihrer Laune zu viel von der eigenen Seele, zu viel Sehnsucht, zu viel Streben, zu viel von jenem unendlich feinen Gefühl, in dem der Schaf-

Gewiß der Spiegel lügt, wie der Arzt, der auch das Grausamste verschweigt und dem Patienten überläßt, es zu erraten, kann der Spiegel dafür, daß seine Patienten die Wahrheit gar nicht zu erfahren wünschen und alles hineinsehen, was sie in ihm zu finden hoffen? Er ist ein Instrument jenes Kultus, den der Mensch mit sich selbst treibt und den er gewissenhafter befolgt als die Riten des Glaubens, gewissenhafter selbst als die sozialen Traditionen. In diesem Sinne hat ihn die Künstlerin aufgefaßt. Sie gibt ihn der Frau in die Hand, wie ein Symbol ihres Priesterberufs der Schönheit, wie ein zauberisches Mittel, um in ihrer Seele jene Stimmungen und Gefühle auszulösen, deren sie bedarf, um der Liebe zu walten, um sich selbst zu finden und ganz sie selbst zu sein. Nehmt ihr den Spiegel und ihr stürzt sie aus einer Welt von Glanz und Herrlichkeit in den grauen Dämmer eines Zwischenreiches ohne Freude, ihr reißt sie aus kühnen Visionen und verurteilt sie zu Zweifel und Unsicherheit.

Charlotte Berend erreichte den hohen

fende sich verzehrt? Oder ist es nur die eine große Wahrheit: sie leben, also leiden sie?

Der Stift der Künstlerin ist so viel beredter als das Wort, daß es hieße, der Blume den Schmelz abstreifen, wenn man sich darauf einlassen wollte, alle Nuancen, die sie ihrem Werk mitteilt, wieder herauszuholen und zu zergliedern. Alles scheint nur ein Getändel, und doch steckt ein Ernst dahinter, an dem man nicht müde wird herumzudeuten und herumzuraten. Man kommt von diesen Blättern nicht los und immer aufs neue ist man in Gefahr, die Psychologie höher zu stellen als die Zeichnerin, so tief hat sie in die Seele ihrer Modelle hineingeblickt. Sie hat sich so ganz auf die Wiedergabe des Ausdrucks konzentriert, daß sie ihm alles andere unterordnete und sich, was die Umgebung ihrer Figuren angeht, auf einige Andeutungen beschränkte. Nicht daß ihr die Äußerlichkeiten unwichtig wären, dazu ist sie glücklicherweise zu sehr Frau, aber sie rückt sie an die zweite Stelle und räumt ihnen nur eine nebensächliche Bedeutung ein. Darin unterscheidet sich Charlotte Berend so sehr wesentlich von Vorgängern auf diesem Gebiet und auch von Zeitgenossen in der Kunst, die gerade in dieser Hinsicht gern recht wortreich und ausführlich werden und verführt von dem betörenden Frou-Frou der Seide und der Spitzen dem Beschauer kein Detail ersparen mögen. Auch bei ihr spricht die Umgebung mit, aber doch nur als die leise Begleitung zur Melodie der ersten Stimme, sie unterstützt die Wirkung, ohne sie zu übertönen. Ein Toilettentisch, eine Zigarette, eine Ecke aus dem Boudoir der Weltdame, ein Winkelchen in der Garderobe der Schauspielerin, das ist alles und doch genug, um das Milieu überzeugend darzustellen und den Hintergrund abzugeben, der das Theaterchen, das hier gespielt wird, artig einrahmt. Man atmet förmlich den schwülen Duft, der sich aus Wohlgerüchen und parfümiertem Tabak so seltsam zusammenbraut, man sieht den Puderstaub auf Stoffen und Geräten und hört das lächelnde Gezwitscher süßer Stimmchen und ihre lockenden Verheißungen.

Die gleiche Zurückhaltung übt die Künstlerin in bezug auf die Art, wie sie ihre Damen kleidet. Es stehe dahin, ob sie sie anziehen kann, sie auszuziehen versteht sie jedenfalls glänzend, und hier spielt das über-



legene Wissen der Frau mit, die in den Dingen zu Hause ist, an die der Mann nur so herantappt. Erzählt das klaffende Korsett nicht mehr von dem Wesen seiner Trägerin, als es die eingehendste Seelenanalyse vermöchte? Ja, ja, laßt zehnmal das Schlanke Mode sein, das Mollige behauptet sich doch und läßt sich nicht verdrängen; mag es auch die Mode nicht für sich haben, es hat dafür die Männer auf seiner Seite. Paßt es nicht vorzüglich zu dem gutmütigen Gesicht mit den fröhlichen Augen, von dem gesundes Behagen förmlich in Wogen auszugehen scheint? Solche kleinen Züge, so umschrieben sie sind, sprechen doch lebhaft im Bilde mit und ergänzen die beabsichtigte Wirkung neckisch und schalkhaft.

Die Zeichnerin war sich gewiß gar nicht bewußt, daß sie in dieser Beziehung ein Gebiet betrat, auf dem ihre Darbietungen den Wert zeitgenössischer Kulturdokumente erhalten. Entsinnen wir uns aber einmal, daß es noch gar nicht so lange her ist — manche Großmutter wird es noch recht gut wissen — daß die Frau zu vierzehn Unterröcken verurteilt war, sage und schreibe vierzehn Kleidungsstücke unter der Robe, so werden uns angesichts dessen, was hier gezeigt wird, ganz merkwürdige Aufschlüsse über den Unterschied der Zeiten zuteil. Wie viele Vorurteile mußte die Frau besiegen, wie viele Irrurteile richtigstellen, ehe sie dazu kam, den Pyjama anlegen zu dürfen!? Die Frau, die sich für die Nacht als Mann kleidet, diese Mode wirft ein Licht auf den Geschmack unserer Zeit und ihre Tendenz, das gewisse Zustände höchst merkwürdig beleuchtet. Man sieht die Gegenwart auf einmal wie im Scheinwerfer, und die Künstlerin ist es, die ihn richtet.

Das sind Nebensächlichkeiten, Zufallswirkungen, an die Charlotte Berend sicher nicht gedacht hat, denn so wenig sie den Ton auf die Umgebung legt, so wenig gestattet sie der Kleidung ein Vordrängen, sie verliert sich niemals in die Wirklichkeit mit all ihren Belanglosigkeiten. Wenn Stil haben so viel heißt, als auf das Unwesentliche verzichten können, so besitzt die Künstlerin in der Tat einen ganz eigenen und höchst persönlichen Stil, denn wenn sie auch durchaus versteht, jeden Reiz des Details zu fassen, um ihn an der rechten Stelle rhythmisch einzugliedern, so geschieht das doch niemals zum Schaden der Gesamtwirkung. Sie wollte Charakterstücke geben, keine Modebilder und so hat sie, um die erstrebte Verinnerlichung des Ausdrucks zu erreichen, darauf verzichtet, allerlei kleine Reize zu pflücken, die sich ohne Mühe und wie von selbst geboten hätten, nur um die zeichnerische Durcharbeitung der Hauptsache zuzuwenden, auf die es ihr ankam: der psychologischen Frage und ihrer Beantwortung. Sie geht dem Gefälligen nicht aus dem Wege, aber sie sucht es nicht, das bringt ihr den Vorteil, daß ihre Kunst niemals der Gefahr erliegt, süßlich zu werden.

Am Ernst der Auffassung liegt alles. Wer das Werk von Charlotte Berend kennt und die Blätter gesehen hat, die sie der Massary, Max Pallenberg, Valeska Gert, Erna Morena widmete, der weiß, wie treffend ihre Charakteristik ist und daß sie in der Gestaltungssicherheit, die ihr eignet, nicht leicht fehlgreift. Sie besitzt gewissermaßen den Anschlag des großen Pianisten, bei dem schon der erste Ton zu erkennen gibt, daß er Thema und Instrument völlig beherrscht, und dem der Hörer um so williger folgt, weil er das Gebiet der Kunst mühelos betritt und die Schranken handwerklicher Gebundenheit in der Ausübung gar nicht gewahr wird. Sie hat alle Mittel einer subtilen Technik beisammen und versteht es, die Eindrücke, die ihr die Außenwelt vermittelt, jederzeit leicht und flüssig hinzuschreiben. Die Handschrift ist ganz einheitlich, der Strich geistreich, denn mit wenigen kurz und energisch hingesetzten Linien erreicht sie eine bewundernswerte Fülle des Ausdrucks. Alles erscheint wie flüchtig skizziert, aber nur die Oberfläche zittert in der nervösen Hast einer Eile, die den Augenblick erjagen und festhalten möchte, darunter verbirgt sich eine strenge zeichnerische Durcharbeitung, die sich dessen, was sie will und kann, voll bewußt ist. Die Auffassung ist ungemein lebendig und die Art, wie sie das Gesehene aufnimmt und in das eigene Wesen umsetzt, außerordentlich fesselnd. Aus diesem Grunde darf sie sich in den Alltag wagen; selbst wenn sie nichts tut, als eine Dame bei der Toilette zu beobachten, so wird ihr die Kette von Handlungen und Tätigkeiten, die sich dabei ergeben und aneinander reihen, Visionen erschließen, deren ganzen geheimnisvollen Reiz nur der Künstler zu genießen vermag. Stoffe und Falten, Bewegung, Farbe, Licht, die Linien und ihre Überschneidungen treffen sich im Raum, gleiten aneinander vorbei oder komplizieren sich, und erst im Auge des Künstlers ersteht aus ihren Elementen das kleine Wunder, das sich zum Kunstwerk gestalten kann. Diese Gabe, auch dem Unscheinbaren sein Geheimnis abzufangen, besitzt Charlotte Berend und in noch höherem die Liebenswürdigkeit, die das Empfangene übergoldet und verschönt weitergibt.

Die vorliegenden Blätter sind in bunten Stiften entworfen, und wenn irgend etwas dazu beiträgt, den Feingehalt der Stimmung zu bewahren, so ist es die Farbe. Die Künstlerin vermeidet es, die harten Gegensätze von Schwarz und Weiß unvermittelt aufeinanderprallen zu lassen, sie arbeitet in gedämpften Halbtönen. Aber auch die Farbe ist äußerst zurückhaltend orchestriert, reiche Leute sind sparsam. Sie kennt die Bedeutung jeder Nuance und sie handhabt sie mit jenem köstlichen Feingefühl, das der unbedingten Beherrschung des Materials entspringt. Zartes Lila, mattes Grün schmeicheln dem Blick, ab



und zu ruft ein grelles Rot den Eindruck des Ruhelosen, Unrastigen hervor und dient dadurch so vorzüglich der Charakterisierung dessen, was hier dargestellt ist. Charlotte Berend braucht ihre farbigen Stifte, wie eine Magierin die geheimnisvollen Zirkel und Zeichen ihrer Beschwörungen zieht, sie weiß, welche Kräfte sie bergen und welche Wirkungen sie hervorrufen. Ein Punkt mit dieser, ein Strich mit jener Farbe und die Ruhe wird friedlos, das Gute böse; die Farbe teilt ja mit den Tönen der Musik die unheimliche Gewalt, ganz unmittelbar zu den Sinnen zu sprechen. So wenig es der Künstlerin darum zu tun war, in diesen Blättern malerische Effekte anzustreben, so stark und lebhaft spricht doch anderseits die koloristische Wirkung mit, um den beabsichtigten Eindruck hervorzurufen; hier und da eine Andeutung von Farbe, ein Schimmer, ein Leuchten, ein nur leise gedeckter Grund, und das künstlerische Ziel ist erreicht, das Auge überzeugt.

Es muß dem Dichter mit der Palette so unverwehrt sein, sich sein Thema nach eigenem Gefallen auszusuchen, wie der Reiter auf dem Pegasus sein Rößlein lenken kann, wohin er will; Charlotte Berend griff nach dem Vorwurf „Die Frau im Spiegel“ und sie hat ihn mit Geist und Grazie gelöst. Sie hat Eigenes zu sagen und sie sagt es eigentümlich und bedeutend; sie ist kein Pedant, der immer alles sagen muß, sie ist Prophet, Dichter, Künstler mit einem Wort, sie zeigt das Land der Verheißung nur, aber sie führt uns nicht hinein, sondern überläßt es jedem, ob er davon Besitz ergreifen will oder nicht.

Die Wiedergabe der Originallithographien erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Thyrsos-Verlags, Wien

Das zaghafte Mädchen. Von Hedwig Forstreuter

Wenn ich in den Spiegel schaue,
O, wie gut ich dann begreife,
Daß du mich nicht lieben kannst.
Allzu düster droht die Braue,
Und daß mir kein Segen reife,
Sorgen noch die dunklen Augen,
Da du lichte lieb gewannst.
Reizlos mag ich dir erscheinen,
Bild aus nie geschauten Räumen —
Und in allen meinen Träumen
Muß ich Arme bitter weinen.

Schwerer Zauber, der mich bindet,
Dessen Sinn ich nicht verstehe,
Seltsam, wie im Spiegelbild
Sich die Welt gezeichnet findet,
Welt, in der ich dich nur sehe,
Glück und Labsal meinen Augen,
Stark und sonderbar und wild.
— Ach, wie kommt es, fremde Seele,
Daß ich dir so sehr vertraue
Und so töricht — tief mich quäle,
Wenn ich in den Spiegel schaue.



Stilleben. Gemälde von Peter Emil Recher

Große Tatmenschen im Rückblick auf ihr Werk

Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D., Dr. h. c.



Bedeutende Menschen fühlen sich nicht selten, wenn sie auf das von ihnen Geschaffene zurückblicken, von tiefer Traurigkeit befallen, und zwar stellt sich diese nicht immer erst im höheren Alter ein. Sie ergreift sie gelegentlich noch inmitten ihrer schöpferischen Tätigkeit. Das Leben entspricht nicht dem Ideal, das ihnen vorschwebte. Große Erfinder und Führer im Wirtschaftsleben, sowie Gelehrte und Künstler sind hiervon nicht ausgenommen. Zwar gilt für sie in erster Linie Rankes Wahlspruch: „Labor ipse voluptas", indessen gerade unter ihnen gelingt es nicht jedem Talent, sich Bahn zu brechen. Wie manches Künstler- und Gelehrtendasein ist nicht von herber Tragik durchzogen, wie oft wird nicht hier selbst eine große Begabung erst von der Nachwelt richtig gewürdigt? Die folgenden Betrachtungen sollen sich auf große Tatmenschen beschränken, auf Herrscher, Staatsmänner und Feldherren. Ihnen zuzurechnen sind die Religionsstifter, die Erneuerer und Förderer des Glaubens. Unter ihnen allen mögen diejenigen hervorgehoben sein, die uns als Bahnbrecher der Menschheit in der Geschichte am sichtbarsten entgegentreten.

Sie sind keineswegs immer, aber doch recht häufig, wie Theodor Lindner ausführt (Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung) „von ihrem Werke mit Nichtbefriedigung geschieden. Durch die Veränderung bestehender Verhältnisse haben sie Kräfte hervorgerufen, die sich von dem ursprünglichen Ausgangspunkte ihrer Zwecke entfernten und nicht mit ihren Absichten übereinstimmten. An Stelle der überwundenen Schwierigkeiten traten andere, und die neuerweckten Geister ließen sich nicht bannen".

Alexander der Große wurde in der Blüte der Jahre dahingerafft. Aus einem Rachezuge des unter ihm geeinten Griechentums gegen die Perser war die Unterwerfung des Orients erwachsen. Der König der Mazedonier wandelte sich in noch währender Eroberung teilweise zum orientalischen Despoten. Man wird annehmen müssen, daß ihm selbst die Undurchführbarkeit seiner gigantischen Pläne und damit das Vergebliche seines Werks wenigstens zeitweilig zum Bewußtsein gekommen ist, zumal das Heer sich zuletzt der Durchführung seiner Unternehmungen versagte. Manches in seinem späteren Verhalten scheint auf die Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn zu deuten. Diese ist wenigstens insoweit nicht abzuleugnen, als wir bei sehr vielen großen Männern Zustände antreffen, die, am Durchschnittsmenschen gemessen, als pathologische Anomalien bezeichnet werden müssen. Alexanders Reich ist nach seinem Tode zerfallen. Die Errungenschaft seines Lebens aber blieb die Verbreitung des Hellenismus über das westliche Asien und Ägypten.

Im Gegensatz zu diesem weit ausgreifenden Eroberer war Cäsar eine durchaus harmonische Natur. Ob sie wahr sind oder nicht, die Worte, die er dem zagenden Schiffer zuruft, dem er befiehlt, ihn über das sturmgepeitschte Adriatische Meer zu setzen: „Was fürchtest du, fährst du doch Cäsar und sein Glück," enthalten den ganzen Cäsar. Er ist wohl der vielseitigst begabte Mann der Tat, den die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr nur Lebemann und Demagog, erweist er sich plötzlich als ein vollendeter Staatsmann und wird zu einem der größten Feldherrn aller Zeiten. Nicht minder bedeutend ist er als Schriftsteller und Redner. Er offenbart eine unerreichte Herrschaft über die Gemüter. Vor seinem gewaltsamen Tode sah er seine Absicht nahezu verwirklicht. Sie ging dahin, das verfallende römische Staatswesen zu erneuern und neu aufzurichten mit Hilfe der Heeresmacht. Diesem großen Zwecke diente ihm alles, so auch die Unterwerfung Galliens. Alle weitere Entwicklung Roms ruht auf ihm und den von ihm getroffenen Einrichtungen. Sie haben zum Teil den Untergang der alten Welt überdauert. Das deutsche Kaisertum des Mittelalters knüpft an römisches Imperatorentum an. Schiller verleiht dem Ausdruck, wenn er seinen Wallenstein sagen läßt: „Was tu' ich Schlimmres als jener Cäsar tat, des Name noch bis heut das Höchste in der Welt benennet." Cäsar hat sein Werk nur mit der größten Anstrengung und unter vollem Einsatz seiner Person durchführen können, er ist oft nahe daran gewesen zu scheitern, aber die Tragik des Helden, der unbefriedigt auf sein Werk blickt, ist ihm erspart geblieben. „Menschlich wie geschichtlich," sagt Mommsen (Römische Geschichte III), „steht Cäsar im Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltiger Schöpfungskraft und doch zugleich von durchdringendstem Verstande; nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und die hellenistische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann."

Ein Menschenalter, nachdem dieser größte Römer unter den Dolchen der Verschworenen im Senat gefallen war, ging in Palästina das Licht auf, dessen Schein im Laufe von drei Jahrhunderten die antike Welt und von ihr aus Europa mit seinen Strahlen sieghaft durchdringen sollte. Im Zusammenhange dieser Betrachtungen haben wir Jesus von Nazareth rein menschlich als Religionsstifter zu betrachten. Auch für einen durchaus gläubigen Menschen dürfte darin nichts Verletzendes liegen, bleibt doch Christus darum immer der Mensch, in dem sich Gott am vollkommensten offenbart hat, der Gottmensch. Diese Auffassung ist übrigens, wie es scheinen will, durchaus mit der christlichen Glaubenslehre zu vereinigen. Gewiß bedarf die Kirche ihrer in festerer Formulierung, der einzelne Gläubige aber wird sich, auch wenn er der Kirche anhängt, zu sagen haben, daß alle menschliche Ausdrucksweise für die höchsten und letzten Dinge vor Gott immer nur ein kindliches Stammeln bleibt. Hier gilt mehr oder weniger das gleiche, das der Apostel Paulus vom Gebet sagt: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist vertritt aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen." Jesus, so ist gesagt worden (Cornill, Der israelitische Prophetismus), hat im Gegensatze zu dem pharisäischen Judentum seiner Zeit bewußt angeknüpft an den altisraelitischen Prophetismus, und Ranke faßt Christi Werk in die Worte zusammen (Weltgeschichte III): „Das höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseits aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellektuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet."

Der solches vollbrachte, hat ein Leben voll tiefster Tragik bis zum Ende am Kreuz durchkosten müssen. Von seinem eigenen Volke wurde er nicht verstanden. So überzeugt er gleichwohl von seiner göttlichen Sendung war, und so entschlossen er den Weg des Leidens ging, haben ihn Zweifel und Sorgen am Erfolge immer aufs neue befallen. Zu seinen Jüngern spricht er: „O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mit euch leiden?" Petrus weist er mit den Worten ab: „Hebe dich, Satan, weg von mir, denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist." Er ist bei seiner unendlichen Menschenliebe doch weit davon entfernt, die Menschen zu idealisieren, nimmt sie vielmehr, wie sie sind, mit allen ihren Schwachheiten. Völlig verstanden haben ihn auch die nicht, die ihm am nächsten standen. So ist er innerlich einsam durch sein kurzes Leben gegangen, darin ähnlich so manchem großen Menschen. Und doch entringt sich ihm in höchstem Selbstbewußtsein das kühne Wort: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen."

Daß solches in Erfüllung gegangen ist, dazu hat niemand mehr beigetragen als der „mehr gearbeitet hat, denn sie alle", der Heidenapostel Paulus. Inmitten einer feindlichen Welt, umgeben von Widerständen allerart, siechen Leibes ist er in seinem Missionswerk unbeirrt fortgefahren. Bittere Enttäuschungen und Nachstellungen haben ihm seine eigenen Landsleute, die Juden, bereitet. Aber damit nicht genug. Das Verhältnis zu seinen Gemeinden ist nicht selten getrübt worden. Vor allem wendeten sich die Judenchristen gegen ihn, den hellenistischen Juden, und scharfe Auseinandersetzungen mit dem Urchristentum sind ihm nicht erspart geblieben. Dessen Anhänger haben versucht, ihm seine Erfolge streitig zu machen. All dem hat er getrotzt in der felsenfesten Zuversicht seines Glaubens, im Bewußtsein einer ihm gewordenen göttlichen Sendung. Ohne ausgesprochenes Selbstbewußtsein und ohne Leidenschaft ist ein derartiges Wirken freilich undenkbar. In Paulus ist denn auch etwas von jenem starren Trotz, wie er in Luther lebte und ihn in Marburg die dargebotene Hand Zwinglis zurückstoßen ließ. Nur in solchen Naturen kann sich indessen jener unbezwingbare Mut entfalten, der sie freudig alle Folgen ihres Tuns auf sich nehmen läßt bis in den Märtyrertod hinein. Den Enderfolg seines Werks: die völlige Sprengung der Schranken des Judentums durch das Christentum, wie er ihn erfüllte, und wie er dank seinen Briefen uns noch heute erfüllt, hat Paulus nicht mehr erlebt.

Die Tiefe und Mannigfaltigkeit des Christentums geht dem Mohammedanismus durchaus ab. Er ist ein starrer, wenn auch starker Glaube. Auch sein Stifter hat wechselnde Schicksale zu ertragen gehabt und sich nur unter Kämpfen und Bedrohungen durchzusetzen vermocht. Den Sieg seiner Lehre in Arabien hat er noch erlebt. Die reißende Ausbreitung des Islams, dem im Laufe des 7. Jahrhunderts n. Chr. einer Sturmflut gleich Asien, Nordafrika und Spanien zum Opfer fällt, ist das Werk seiner Nachfolger im Kalifenamt gewesen. Der Islam war nicht nur eine religiöse, sondern im Gegensatz zum Urchristentum zugleich eine politische Bewegung. Hatte schon sein Stifter der neuen Lehre nur mit Waffengewalt Eingang zu verschaffen gewußt, so hat sie ihre weitere Ausbreitung überall durch das Schwert erzwungen. Sie ist dabei keineswegs kulturfeindlich. Unter der Herrschaft der ebensosehr kriegerisch wie kaufmännisch beanlagten Araber belebt sich in den eroberten Gebieten überall der Handel. Es erblüht unter ihrer Herrschaft eine neue, hohe Kultur.

Im Gegensatz zum Islam suchte das Christentum den kriegerischen Neigungen der besiegten Völker entgegenzuwirken. Nur lang-

sam drang es in die Waldlandschaften der rechtsrheinischen germanischen Gebiete ein, indem es sich geschickt alteingewurzelten heidnischen Gebräuchen anpaßte, die sich unter ihm noch Jahrhunderte hindurch erhielten. Die am meisten hervortretende Gestalt unter den großen Bekehrern der Deutschen ist Bonifacius, nicht minder bedeutend als Missionar wie als Organisator. Die Begründung zahlreicher Bistümer in unserem Vaterlande ist ebenso sein Werk wie die enge Verknüpfung der deutschen Kirche mit Rom. Erst durch ihn gelangt der Papst, das oberste Haupt der abendländischen Kirche, zur allgemeinen Anerkennung. Es bedurfte dieser einheitlichen Machtstellung der Kirche, um die Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern zu sichern. In seiner „Kirchengeschichte im Grundriß" sagt Sohm: „Indem Bonifacius die Macht des römischen Stuhls aufrichtete, hat er nicht etwa die deutsche Kirche wie eine Sklavin an Rom verkauft, sondern der deutschen wie der ganzen abendländischen Christenheit die entscheidenden, mächtig fruchtbaren Lebensantriebe gegeben, aus welchen die Kirchenherrlichkeit und mit ihr die Kultur des Mittelalters hervorging." Der begeisterte Verkünder, zugleich der Lehre Christi und der Macht des Papsttums, erlitt im Jahre 755 von den heidnischen Friesen den Märtyrertod. Dieses Ereignis veranlaßt Ranke in seiner Weltgeschichte zu dem schönen Wort: „Es ist das Schicksal und die Größe des großen Mannes, daß er sich durch seine eigene Leistung endlich entbehrlich macht." Ein aus Anlaß des Rücktritts Bismarcks geschriebener Aufsatz von Constantin Rößler in den „Preußischen Jahrbüchern vom April 1890" wendete diesen Ausspruch Rankes auf Bismarck an, wie wir jetzt wissen, leider nicht ganz mit Recht, denn „entbehrlich" war Bismarck, wenigstens auf dem Gebiet der äußeren Politik, nicht. Von Bonifacius wird in dem Artikel gesagt: „Sein Schicksal war, daß die Ideen, die er lebendig gemacht, die Verbindungen, die er geschaffen, endlich über ihn hinweggingen."

Die deutsche Geistlichkeit des früheren Mittelalters ist denn auch weit entfernt davon gewesen, die Sklavin des Papsttums zu sein. Sie hat öfter zu diesem als Stütze der Kaiser im Gegensatz gestanden als an der Seite der Päpste Front gegen die weltlichen Herrscher gemacht. Eine überragende Macht gewann Rom erst durch einzelne bedeutende Päpste, die lebhaft die kirchlich-mönchischen Reform-Ideen ihrer Zeit ergriffen, die Kreuzzugs-Begeisterung für ihre Zwecke auszubeuten verstanden und an diesen Bewegungen zugleich Rückhalt gegen die weltlichen Mächte zu gewinnen suchten. Das Papsttum hatte einst seine Stütze am fränkischen Königtum gefunden. Es zu fördern hatte im Interesse Karls des Großen gelegen. Nicht minder lieh ihm Otto der Große seinen mächtigen Arm. Er begründete, obwohl nur Herr über den östlichen Teil der karolingischen Gesamtmonarchie, das Imperium Karls neu auf der Grundlage einer engen Vereinigung mit der Kirche. Der große Frankenherrscher hatte das Werk Karl Martells und Pippins, aus einem Chaos eine Staatsgewalt zu schaffen, durch den Ausbau einer ordnungsmäßigen Verwaltung fortgeführt. Sein Ruhm als Gesetzgeber überstrahlt noch den seiner Kriegstaten. Seine Produktivität an Gedanken war außerordentlich. Sein eigentümlich wirtschaftlicher Verstand überragte hoch die Durchschnittsbildung seiner Zeit. Die unmittelbaren Ergebnisse seiner Regierung blieben zwar gering, aber er wirkte durch den Eindruck eines Mannes, der sich großen Aufgaben ganz hingab, und hat einen ungeheuren Eindruck auf die Mitlebenden gemacht, der sich auf die Nachwelt übertrug (Nitzsch, Geschichte des deutschen Volkes I). Gleichwohl erscheint zutreffend, was Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" von Kaiser Karl sagt: „Auch dieses große Fürstenleben verfiel dem Schicksal, welches aller irdischen Größe bereitet wird. Die größte Menschenkraft vermag nicht bis an das Ende ihrer Tage dem Bedürfnis der Nation Genüge zu tun. Gerade durch das Größte, was der Mensch getan, wird er beschränkt, die Folgen seiner Taten, nicht der argen allein, auch der guten, verengen ihm den Pfad. Wer ein Volk in seine Bahnen zwingt, der beschränkt ihm auch den künftigen Erdenweg, und vieles, was er nicht zwingen kann, empört sich, während er lebt, oder nachdem er gestorben, gegen seine Schöpfungen."

So ist Karl der Versuch, aus den großen Bauernstämmen eine einheitlich geordnete Monarchie zu machen, mißlungen. Otto hat dann zwar eine die deutschen Stämme überragende Stellung gewonnen, ist aber dabei, wie Nitzsch ausführt, noch hinter Karl zurückgewichen, indem er auf eine Zentralregierung verzichtete. Seine Bedeutung liegt in der Fortführung und Ausdehnung des Werkes seines Vaters, Heinrichs I., in der Einigung der Deutschen nach außen hin. Das um ein nationales Königtum gesammelte deutsche Volk tritt als solches, und jetzt zuerst mit dem Namen des „Deutschen" bezeichnet, kraftvoll in die Geschichte ein. Ein hoher sittlicher Ernst zeichnet Otto I. aus. Die enge Verbindung, die er mit der Kirche einging, ist keineswegs eine Unterwerfung unter diese. Sie diente vor allem politischen Zielen. Der Kaiser benutzte die geistlichen Fürsten dazu, die weltlichen im Gehorsam zu halten, und gleichzeitig erwuchsen aus dieser Verbindung zwischen Königtum und Kirche, auf die Otto das Imperium neu begründete, die wirtschaftlichen Kräfte der unteren deutschen Stände zu jener ungeheuren Leistungsfähigkeit, die zwei Jahrhunderte später die Kolonisation des Ostens ermöglicht hat. Diese Verbindung des Königtums mit der Kirche bildete

die eigentliche Grundlage unserer damaligen Kultur. Die ottonischen Ordnungen haben im wesentlichen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts, wo die Reichsgewalt zu einem Schatten wurde, die städtische Entwicklung kräftig einsetzte und die Geldwirtschaft die Naturalwirtschaft zu durchsetzen begann, in Deutschland Geltung behalten. Versuche der Salier und Hohenstaufen, sie durch die absolute Monarchie zu ersetzen, sind stets gescheitert. Trotz fehlender völliger Einheit und trotz zahlloser innerer Streitigkeiten bildete das Reich der Ottonen und Salier eine kräftige, dank deutscher Waffentüchtigkeit als erste Macht im Abendlande angesehene Schöpfung. Als der gewaltige Sachsenkaiser, der dieses Reich begründet hatte, 973 in Memleben die Augen schloß, konnte er mit Befriedigung auf sein Werk zurückblicken.

✠ ✠ ✠

Nicht ohne Mühe vermögen wir uns Wesensart und Antriebe unserer mittelalterlichen Vorfahren zu vergegenwärtigen. Unendlich viel näher steht uns bereits Luther, wiewohl auch er, wie es nicht anders sein konnte, in vieler Beziehung noch tief im Mittelalter wurzelt. Was ihn uns Heutigen so nahe bringt, das ist vor allem seine echt deutsche Natur, die alle Gegensätze in sich birgt, die dem deutschen Charakter eigen sind, und das Geschenk, das er unserer Sprache in Gestalt der Bibelübersetzung gebracht hat. „Dieses neue geistige Eigentum unserer ganzen Nation rettete uns wenigstens an einer Stelle die Einheit, die uns eben zur selben Zeit politisch und kirchlich verloren ging, und dieser unermeßlich wertvolle Besitz hat die schwerste Zeit unserer Geschichte überdauert" (Häußer, Geschichte des Zeitalters der Reformation). Luther hat sich sehr bald gegen diejenigen zu wenden Anlaß genommen, die seine Lehre zu politischen Zwecken auszunutzen bestrebt waren und in Schwarmgeisterei verfielen. Er wollte kein Demagoge sein, nicht, wie er sagte, den „Herrn omnes, der keine Vernunft hat, zum Herrn machen". Im Grunde eine durchaus konservative Natur, suchte er nur um so mehr Anschluß an die evangelischen Fürsten. Er fühlte sich als Hüter des göttlichen Rechts unter den Deutschen, der bürgerliche Ordnung und Sitte zu schützen, die Meinung der Menschen zu leiten, nicht ihr zu folgen habe. Darum ist er, wie Treitschke von ihm sagt, „schon bei seinen Lebzeiten dem tragischen Geschick der Verbannung, das keinem großen Mann und am wenigsten dem Kämpfer erspart bleibt, nicht entgangen". Die stürmische Freude, mit der ihn die Nation in den hoffnungsreichen ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens begrüßt hatte, verrauchte. Als sich sein Zorn über die aufrührerischen Bauern ergoß, verwünschten ihn die kleinen Leute, die Humanisten wandten sich vielfach von ihm ab, dogmatische Zänkereien verbitterten ihm das Leben. Er wurde mit den Jahren um so reizbarer, je mehr er in sich das Gefühl trug, ein Werkzeug Gottes zu sein. So ist es dahin gekommen, daß Luther den Nachlebenden anfänglich kleiner erschien, als er tatsächlich gewesen war. „Wenig Sterblichen", sagt von ihm Gustav Freytag, „ward eine gleichgroße Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt vergönnt. Aber wie jedes große Menschenleben macht auch das Leben Luthers den Eindruck einer erschütternden Tragödie, sobald man die Hauptmomente desselben zusammendrängt... Immer ist der letzte Teil eines großen Lebens erfüllt von Resignation, Bitterkeit und stillem Leiden."

Der eigentliche Urheber und Bahnbrecher der Reformation ist Luther gewesen. Gleich den übrigen ersten Anhängern des Evangeliums in Frankreich hat auch Calvin wesentlich unter dem geistig-religiösen Einfluß des deutschen Reformators gestanden, so sehr sich auch die Lehre des Franzosen in ihrer strengen Methodik und in der scharfen Ausprägung, die er der Prädestination gab, von Luthers Auffassung unterschied. Vor allem die abstoßende Härte, die Calvin zur Schau trug, lag Luthers Weitsinn völlig fern. Calvins an Fanatismus grenzender Glaubenseifer weist Züge auf, die an den Todfeind der Evangelischen, an Ignaz von Loyola gemahnten. Während Luther immer aufs neue von Zweifeln befallen wurde, die es zu lösen gab, sind solche dem Beherrscher des Genfer Kirchenstaates erspart geblieben. Er hat nicht gezögert, Vertreter abweichender Meinungen auf das Blutgerüst zu bringen. Dennoch ist er ohne Reue, in der Überzeugung, Gottes Werk getan zu haben, verschieden. So bietet er das Bild eines in sich gewissen Lebens, das eben dadurch fruchtbare Anstöße geben konnte für die Religion des Kampfes, als welche sich der Calvinismus in unversöhnlichem Gegensatz gegen das katholische Christentum offenbarte. Aus der unverrückbaren Einseitigkeit dieses Glaubens gewannen Niederländer und britische Puritaner die Kraft des Ausharrens in ungleichem Kampfe. Insbesondere bei den Angelsachsen durchdrang sich der Calvinismus stark mit alttestamentlichen Vorstellungen, die viel von einem Diesseitsglauben hatten. Die Meinung, das auserwählte Volk zu sein, beherrscht die Briten bis auf den heutigen Tag, die Bekenner der Hochkirche nicht ausgenommen.

Der hervorragendste Vertreter starren Puritanertums im 17. Jahrhundert ist Oliver Cromwell. Dieser eigenartige Mann weist nicht bis zum Schluß die gleichbleibende Sicherheit Calvins in seinem Denken und Handeln auf. Die große, politische Bühne, auf die er sich gestellt sah, ließ solches nicht zu. In seinen letzten Lebensjahren machte sich im Lande steigender Widerwille gegen sein autokratisches Regiment geltend trotz äußerlich erfolgreicher Führung der Reichsgeschäfte. Immer neue Verschwörungen gegen sein Leben, die aufgedeckt wurden,

erfüllten ihn mit Unruhe. Die Frage, ob es recht gewesen, das Blut des Königs zu vergießen, die Furcht vor Strafe im Jenseits quälten sein Gewissen, wenn auch die independistischen Prediger ihn dahin zu beruhigen suchten, daß er ein Werkzeug Gottes sei. Cromwell ist erst 59 Jahre alt umdüsterten Gemüts gestorben. Ranke nennt ihn (Englische Geschichte III): „Eine Kraft von tiefem Antrieb, ureigner Bewegung, breiter Mächtigkeit — langsam und feurig, beständig und treulos, zerstörend und konservativ — die den ungebahnten Weg immer geradeaus vor sich hintreibt; alles muß vor ihr weichen, was ihr widerstrebt, oder es muß zugrunde gehen."

꙳ ꙳ ꙳

In Deutschland haben die Dinge den entgegengesetzten Verlauf genommen wie in den Einheitsstaaten Frankreich und England. Immer mehr ging die Gewalt auf die Territorien über. So war es für unsere nationale Entwicklung ein Glück, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege durch drei große Fürsten aus dem Hause Hohenzollern in Gestalt Preußens neben Österreich im Norden ein zweiter Staat entstand. Sein Begründer ist der Große Kurfürst. Das Leben dieses Fürsten ist in vollstem Sinne Mühe und Arbeit gewesen. Er hat seine Lande aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges emporgehoben und sich mit Glück inmitten der Wirrsale der europäischen Politik behauptet. Schwere Enttäuschungen sind ihm freilich nicht erspart geblieben. Sie haben den Sieger von Fehrbellin, der im Grunde seines Wesens kerndeutsch war, zeitweilig auf die Seite Frankreichs geführt. Wohl zumute ist ihm niemals bei dieser unnatürlichen Verbindung mit Ludwig XIV. gewesen. Sie lockerte sich, als der Kurfürst entschieden für die verfolgten Hugenotten eintrat, und am Ausgang seines Lebens sehen wir ihn eifrig um das große Bündnis bemüht, das Wilhelm III. von Oranien gegen den König von Frankreich zustandezubringen bemüht war. In seinen letzten Lebensjahren sind dem Kurfürsten mannigfache häusliche Sorgen nicht erspart geblieben, hervorgerufen durch das schlechte Verhältnis seiner zweiten Gemahlin zu den Kindern erster Ehe, vor allem dem Kurprinzen Friedrich. Schweres körperliches Leiden trat hinzu. Das alles trübte die Freude an seiner Staatsschöpfung, die er mit seinem alles durchdringenden Geiste zu erfüllen gewußt hatte.

Gemessen an diesem Fürsten und noch mehr an Friedrich II. erscheint König Friedrich Wilhelm I. bei flüchtiger Betrachtung wenig bedeutend. Und in der Tat ist in dieser derb bäuerlich-bürgerlichen Despotennatur nichts von dem, was man gemeinhin als genial bezeichnet. Dennoch ist er mit Recht als Preußens größter innerer König bezeichnet worden. Das Preußentum in seiner herben und schroffen Art, aber auch in seiner höchsten Leistung, der strengen Rechtlichkeit und ausgesprochenen Pflichttreue ist auf ihn zurückzuführen. Als Organisator kann man ihn füglich den großen Männern zurechnen. Über der Schroffheit seines äußeren Gehabens darf ferner nicht außer acht gelassen werden, daß diesem heftigen Menschen auf dem Throne, weil er überaus leidenschaftlich empfand, auch alle Lebensschicksale schwer an das Herz griffen. Der Konflikt mit dem Sohne, der ihn äußerlich als brutal erscheinen läßt, hat ihn in innerster Seele erschüttert und in ihm einen schweren Kampf zwischen dem Vater und seiner vermeintlichen königlichen und kriegsherrlichen Pflicht kämpfen lassen. In den späteren Jahren seiner Regierung haben politische Sorgen, veranlaßt durch die Enttäuschung, die ihm Österreich bereitete, verstimmend auf ihn gewirkt.

Das oberste Gebot der Pflicht, das dieser rauhe Zuchtmeister seinem Staate einpflanzte, ist auch der eigentliche Leitsatz im Leben seines großen Sohnes gewesen, so grundverschieden beider Naturen waren. Das Bewußtsein, das eigene Selbst ganz seinem Staate unterordnen zu müssen, hat Friedrich allein befähigt, die ungeheuren Seelenspannungen des Siebenjährigen Krieges auszuhalten. Er ist über sie vorzeitig zum alten Mann geworden. Wohl ruhte er von der schweren Arbeit der Kriegführung und Politik bei der Philosophie, der schönen Literatur und der Musik aus und fand so einen Trost in den Lebenskämpfen, wie er nur den reichst begabten, vielseitigsten, wahrhaft genialen Naturen wird, aber der Glorienschein, mit dem die Welt ihn nach den furchtbaren sieben Jahren umgab, ließ ihn kalt. Er ist verbittert, in stiller Resignation aus dem Kriege heimgekehrt. Die Berliner, die ihm einen feierlichen Einzug bereiten wollten, und den Hof, der im Schloß seiner harrte, ließ er den ganzen Tag warten. Er hatte unterwegs Wichtigeres zu tun, denn er ließ sich von den Landräten über die Schäden berichten, die ihre Kreise betroffen hatten. Den Prunkwagen, den ihm die Stadt Berlin anbot, lehnte er ab. In seinem Reisewagen fuhr er bei Dunkelheit in das Schloß ein. Er klagte, daß er in eine Stadt zurückkehre, von der er nur noch die Mauern kenne, wo er die alten Bekannten nicht mehr vorfinde und wo unermeßliche Arbeit seiner warte. Diese Arbeit, die er sofort auf sich nahm, galt dem „Retablissement" seiner Provinzen und der Herstellung der Armee. Den Kriegsruhm, den er erworben hatte, wollte er nur aus der Ferne betrachtet als schön gelten lassen. An ihm hafte zu viel Jammer und Elend. Die Härte, die in ihm die bitteren Kriegsjahre hatten entstehen lassen, hat er, obwohl von Hause aus weichen Gemüts, nie wieder ganz abgestreift. Sie ist ihm auch in weiteren dreiundzwanzig gesegneten Friedensjahren eigen geblieben. Die Pflicht hielt ihn aufrecht, inmitten einer neuen Generation,

die ihn nicht mehr verstand. Voll Sorge sah er in die Zukunft, wo sein Preußen, für das er gelebt hatte, schwächeren Händen anvertraut sein würde.

Die innere Größe und die Erhabenheit über die Dinge, wie sie Friedrich besaß, hat Napoleon durchaus gefehlt. Indem er beide vergleicht, schreibt Ranke (Ursprung des Siebenjährigen Krieges): „Das Erbteil, das Friedrich seinem Staate hinterließ, war die Rettung seines Daseins, das Erbteil Napoleons war der militärische Ruhm Frankreichs." Und doch ist Taine im Recht, wenn er meint, in diesem Genius sei der Dichter noch größer als der Feldherr, Weltbezwinger und Organisator. Das Überwiegen einer gewaltigen dichterischen Einbildungskraft hat die Entwürfe Napoleons scheitern lassen. Mehr und mehr gewöhnte er sich, die Dinge so zu sehen, wie er sie zu sehen wünschte. Er verfing sich in dem Netz seiner eigenen Lügen. Die Verachtung aller in den Völkern lebendigen sittlichen Kräfte hat sich an ihm schwer gestraft, wie sie sich einstmals an den heutigen Franzosen strafen wird.

Das Feldherrntum größten Ausmaßes ist nach Friedrich Napoleon zuteil geworden, hierauf Moltke. Dieser verkörpert in sich recht eigentlich den „harmonischen Verein der Kräfte", in dem Clausewitz das Wesen des kriegerischen Genius sieht. Seine echt menschliche Größe tritt am sichtbarsten in seiner Bescheidenheit hervor. Immer wieder hat er alles Verdienst der Trefflichkeit der Truppen zugeschrieben. Der Mann, der bei Königgrätz, als die Umgebung des Königs wegen des verspäteten Eingreifens der Armee des Kronprinzen unruhig zu werden begann, mit ruhiger Sachlichkeit äußerte: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug", hatte das lebhafteste Mitgefühl mit dem geschlagenen Benedek, dem ruhmvollen Führer aus vergangenen Kriegen. Auch auf der Höhe der Erfolge verließ Moltke das Gefühl für die Unberechenbarkeit des Kriegsglücks nicht. Auf der Rückfahrt vom Schlachtfelde des 18. August 1870 sagte er zu seinen Begleitern: „Mit welchen Gefühlen würden wir jetzt hier fahren, wenn wir geschlagen worden wären!" Drastischer gab er solchem Empfinden nach dem Kriege von 1870/71 Ausdruck, als ihn bei Gelegenheit eines Kaisermanövers die Bevölkerung jubelnd begrüßte, indem er sagte: „Ja, jetzt schreien die Leute Hurra. Wenn wir 1870 geschlagen worden wären, würden sie sagen: ‚Da fährt der alte Esel.'" Trotz der ungeheuren Erfolge, die er davongetragen hatte, sprach der Feldmarschall gelegentlich aus, das menschliche Leben bestehe eigentlich nur in Enttäuschungen. Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis kaum in die Erscheinung getreten sei, entschied für ihn den Wert eines Menschenlebens. „Wissen wir doch selbst nicht," so schrieb er 1880, „was wir andern oder einem höheren Willen zuzuschreiben haben." Beim Öffnen einer neuen Rangliste sagte er: „Jetzt bin ich ganz oben hinausgewachsen, vom Glück emporgetragen. Wie mancher viel besserer Mann ist untergegangen."

Ähnlich empfand Blücher. Als man einst vor ihm seine Taten rühmte, wehrte er solches mit den Worten ab: „Es war ja nur meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des gnädigen Gottes Barmherzigkeit." Bei aller sonstigen Verschiedenheit dieser beiden großen Soldaten spricht sich doch übereinstimmend darin das klare Bewußtsein von der Schwierigkeit des Handelns im Kriege aus. Niemals hat dieses eine Heerführung schwerer zu empfinden gehabt als die deutsche im Weltkriege, und wie traurig hat sich im Vergleich zu den volkstümlichen Helden des Befreiungskrieges und von 1870/71 das Geschick unserer Führer aus dem Weltkriege im Rückblick auf ihre soldatische Laufbahn gestaltet! Ihr Denken und Trachten gehörte dem von Bismarck begründeten Reiche an. Sein Werk galt es für sie zu verteidigen. Werfen wir zum Schluß einen Blick auf das Verhältnis des gewaltigen Staatsmannes zu diesem seinem Werk.

Das Eigenartige seiner Genialität bestand in der sich früh ankündigenden unerreichten Sicherheit des Auftretens. Er überragt alle Mitmenschen wie körperlich, so auch geistig um Hauptеslänge. Ein leidenschaftlicher Wille beherrscht ihn und treibt ihn vorwärts. Und doch übermannt ihn zwischendurch tiefer Weltschmerz. 1859 schreibt er aus Petersburg, unmutig über die preußische Politik jener Zeit: „Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt." Das Gefühl, nicht so zu können wie er möchte, drängt sich ihm immer wieder auf. Bereits in Frankfurt äußerte er: „Ja, wenn man so über das Ganze disponieren könnte! Ja, wenn man selbst beschließen und befehlen könnte!" In seinen Tischgesprächen zu Versailles entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Wenn ich doch nur einmal die Gewalt hätte, zu sagen: ‚So wird es und so wird es nicht!' Daß man nicht zu beweisen, zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen! Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich dem Großen." Bismarck war zum Herrscher berufen, aber doch nicht Herrscher. Abgesehen von allen Reibungen, die sonst von ihm zu überwinden waren, hat er mit seinem Könige und Kaiser Wilhelm I. oft genug mühsam ringen müssen. Bei der Ausrufung des Kaisertums in Versailles hat der Monarch ihn zeitweilig seine Ungnade deutlich fühlen lassen, und auf die Krönung des Werks seines großen Ministers einen Schatten fallen lassen. Der Nervenzusammenbruch des

leidenschaftlichen Mannes 1866 in Nikolsburg, als er sein Friedenswerk gefährdet sah, entsprang diesem Gefühl des Behindertseins im freien Schalten. Darin liegt die Tragik seines Lebens, „und diese Tragik stieg zur letzten und steilsten Höhe am Tage der Entlassung empor". (Liman, Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote.)

Gleich Luther hat dann Bismarck in seiner späteren Wirksamkeit zu empfinden bekommen, daß sein eigenes Werk ihm unter der Hand sich in Richtungen auswuchs, die er nicht beabsichtigt und nicht hatte voraussehen können. Daher schreibt Martin Spahn (Die Großmächte) für die spätere Zeit von Bismarcks Wirken nicht unzutreffend: „So sehr Bismarck seinem einzigen gleichwertigen Vorgänger unter den Baumeistern der innereuropäischen Großmächte, Richelieu, an organisatorischer Kraft und damit an Wirkung in die Tiefe voraus gewesen war, so wenig erreichte seine Staatskunst die des Franzosen an Tragweite in die Zukunft. Er war, wie germanische Helden zu leicht, ein Einsamer gewesen. Der Zug der Zeit war wider ihn. Er hatte sich zwar ihre Strömungen trotzdem dienstbar gemacht, wo er sie brauchte, sie aber niemals in das Strombett seiner Anschauungen und Entwürfe hinüberzuleiten vermocht. Den deutschen Parteien waren durch die jahrhundertelange Verzögerung der deutschen Staatsbildung die Überlieferungen der europäischen Großmachtpolitik nicht in Fleisch und Blut übergegangen ... Innere Kämpfe nahmen sie fortwährend in Anspruch. Der materielle Zug, der durch die Gewalt des wirtschaftlichen Aufstiegs schon bald nach 1871 in das deutsche Wesen kam, verhinderte erst recht, daß der Blick der gesamten Nation zu den Höhen staatlichen Weitblicks und kraftvollen Willens hinaufgezogen wurde, von denen aus der greise Kanzler den Weltlauf übersah."

Die Genialität des alternden Bismarck in allen Fragen der auswärtigen Politik tritt uns in den neuerdings veröffentlichten Akten des Auswärtigen Amts mit besonderer Deutlichkeit entgegen. Hier offenbart sich uns eine unerreichte Meisterschaft. Zugleich aber ermessen wir darin, wie schwierig es selbst diesem Geiste erster Klasse war, das geeinte und erstarkte Deutschland vor der Reaktion zu bewahren, die inmitten des europäischen Staatensystems diese Neuschöpfung hervorrufen mußte. Wir lernen begreifen, daß schwächere Nachfolger diesem Problem nicht gewachsen waren. Haben doch die von Bismarck angewandten Mittel, der französischen Revanchelust und dem russischen Panslawismus ihre aggressive Wirkung zu nehmen, zum großen Teil versagt. Das erstrebte Zusammengehen mit England zu erreichen, ist auch ihm nicht gelungen. In inneren Fragen glückte es ihm nicht, die Verhältnisse nach Wunsch zu meistern, vor allem nicht auf dem Gebiet der auftauchenden sozialen Frage. Aus den „Bismarck-Erinnerungen" des Freiherrn von Lucius gewinnt man den Eindruck des Sprunghaften beim alternden Fürsten. Er ändert fortgesetzt seine Ansicht. Das von Lucius wiedergegebene Urteil Bennigsens, der Fürst beherrsche die inneren Fragen nicht gründlich genug, ist sicherlich in mehr als einer Hinsicht berechtigt. Lucius, der einer seiner treuesten Gehilfen und größten Verehrer ist, muß doch zugeben, daß Bismarck in der letzten Zeit überaus reizbar gewesen, das Zusammenarbeiten mit ihm immer schwieriger geworden sei. Rottenburg findet 1889, daß der Fürst doch nicht mehr der Alte sei, an Frische und Energie verloren habe. Dabei nahmen das starke Selbstgefühl und die großartige Einseitigkeit dieser ausgesprochenen Herrennatur mit dem Alter naturgemäß zu. Diesem Titanen war es nicht gegeben, in Frieden und Genügsamkeit aus seinem Amte zu scheiden und ohne Bitternis seine Erdentage zu beschließen.

Auch auf Bismarck trifft Treitschkes Wort zu: „Die Größe der historischen Helden besteht in der Verbindung von Seelenkräften, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen. Aus diesem Grunde sind wahrhaft große Tatmenschen nicht mit gewöhnlichem Maße zu messen. In ihrem Leben häufen sich Gegensätze, die in sich die Möglichkeit schwerer tragischer Konflikte in weit höherem Maße bergen, als sie für gewöhnliche Menschen bestehen. Und doch sind die Großen des Menschengeschlechts nur dessen hervorragendste Vertreter. Ihre Seelenqualen sind diejenigen aller Menschen, nur daß sie uns bei ihnen sichtbarer entgegentreten.

Und noch in anderer Hinsicht hat ihr Leben für uns symbolische Bedeutung, in einer so bewegten Zeit wie wir sie jetzt durchleben, wo so manches dem Wandel unterworfen ist, ganz besonders. Die meisten großen Menschen erleben an sich selber, was das Schicksal der gesamten Menschheit ist. Ideen, die sich in ihr zur Geltung durchringen, tragen bereits die Kräfte in sich, die sie wieder zerstören. „Die geschichtliche Entwicklung ist ebenso unbarmherzig," sagt Lindner, „wie die Natur; auch sie geht über das nicht mehr Passende, mag es sich die größten Verdienste erworben haben, zur Tagesordnung über. Die Idee, die so lange als Herrscherin waltete, scheidet langsam aus dem Bestande der Zeit aus." Damit haben auch wir uns heute abzufinden. Die Geschichte ist ein ewiges Werden. Nicht minder aber dürfen wir uns dessen getrösten, daß „von jeder Wendung ein Bestand des Erworbenen und Weiterwirkenden zurückbleibt, das seinen Wert behält". Nicht müde Resignation darf uns befallen, vielmehr findet auf den großen Einzelnen wie auf die gesamte Menschheit Rankes Behauptung Anwendung: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst."

Der Tanz. Von Rudolf Kissel

Mit drei Lithographien von M. Vertes, Budapest

Eben erst hatten sie sich kennengelernt.
„Darf ich bitten?"
Das Neigen ihres Goldhauptes gab ihm die Antwort.
Unter den lockenden Klängen der Geige fühlten sie sich ineinander, zuerst war's ein unsicheres Tasten, dann spürt sie den Meister . . .
Sie tanzen . . .
Sie vergessen alles um sich her, sie schweben in einer anderen Welt.



Ein Wille scheint diese Gelenke zu zwingen, ein Blut durch diese Adern zu kreisen.
Das Gewühl um sie her lichtet sich, hier bleiben zwei stehen und dort wieder und dort!
Sie aber: Tanzen . . . allein!
Inniger scheint die Geige zu singen, innerlicher wird ihr Tanz.

Und alles drum herum: Steht und schweigt!

— — — — — — — — — — —

Tosend fällt der Menge Beifall ein;
nur wenige sind's, die versonnen beiseite gehn, das sind aber die, die tiefer fühlen:
Sie wissen, daß hier zwei sonnige Menschenkinder die innere Harmonie erfühlt haben . . .
Wieder lockt die Geige . . .
Doch . . . zwei fehlen.
Das Lied ist aus.
Ein letztes Schweben, und sie kehren zurück, zurück aus jenem Zauberland, dessen erhabene Schönheit der Glanz ihrer Augen verrät . . .



Hagelbö. Gemälde von Walter Bertelsmann

(Aus Ed. Schultes Kunsthandlung, Berlin)

Das

Na

Ich war nach
auf deutschen
Lehrer in Mü
seinen Schüle
meisterliche Strenge i
weise hielt. Er hatte
men, gehörte aber we
erkannten Größen,
Öffentlichkeit verwöhn
dern hatte nur eine
Freunden und Bewun
Modelle zuführten.
zwischen trockneren u
beiten ein Männer- o
los glücken. Diese B
einer fast wissenschaftli
lichkeit der Durchbildu
benzauber, der bein
Ein bekannter Kunst
alten, reichen Münch
war der persönliche F
gewesen und hatte
artigen Grundstück
Schwabinger Straße
lichen Garten zulau
Malerwerkstätten geb
haus des nun schon
stand fast immer versch
lebte mit einem lun
Süden; und da der
Haus und Garten be
treu ergeben war, s
schränkt in der grünen,
Welt, die durch hohe
welt getrennt war.
Erde, ein großer, ho
Schülern. Eine schm
mit einem scharfen K
des Meisters hinauf
dann mit einer ge
Heiligtum betraten.
schon in der zweite
aber sein schön gesch
sicht mit dem langen
war noch sehr frisc
blauen Augen hatten
ten, unerbittlichen A
zählte man sich, der
Jugend gewesen, n
Aber als der arme
storbenen Handwerke
witwete Mutter un
sorgen müssen und
können; und wie er
Ruhe kam und Ein

Das Bild der Jolanda

Novelle von Else Ernst

Ich war nach mancherlei Irrfahrten auf deutschen Kunstschulen zu einem Lehrer in München geraten, der bei seinen Schülern unerbittlich auf altmeisterliche Strenge in Zeichnung und Malweise hielt. Er hatte einen geachteten Namen, gehörte aber weder zu den amtlich anerkannten Größen, noch zu den von der Öffentlichkeit verwöhnten Modemalern, sondern hatte nur einen kleinen Kreis von Freunden und Bewunderern, die ihm seine Modelle zuführten. Ab und zu konnte ihm zwischen trockneren und gleichgültigeren Arbeiten ein Männer- oder Frauenbildnis restlos glücken. Diese Bilder hatten dann bei einer fast wissenschaftlichen Treue und Gründlichkeit der Durchbildung einen luftigen Farbenzauber, der beinahe märchenhaft war. Ein bekannter Kunstsammler, welcher einer alten, reichen Münchner Familie angehörte, war der persönliche Freund meines Lehrers gewesen und hatte ihm auf seinem parkartigen Grundstück an einer der stillen Schwabinger Straßen, die gegen den Englischen Garten zulaufen, ein Häuschen mit Malerwerkstätten gebaut. Das große Wohnhaus des nun schon verstorbenen Freundes stand fast immer verschlossen; denn die Witwe lebte mit einem lungenkranken Sohne im Süden; und da der brave Pförtner, der Haus und Garten betreute, unserm Meister treu ergeben war, so herrschten wir unumschränkt in der grünen, schattigen, vogelreichen Welt, die durch hohe Mauern von der Außenwelt getrennt war. Die Werkstatt zu ebner Erde, ein großer, hoher Raum, gehörte uns Schülern. Eine schmale, steile Treppe führte mit einem scharfen Knie in den Arbeitsraum des Meisters hinauf, den wir selten und dann mit einer gewissen Scheu, wie ein Heiligtum betraten. Unser Lehrer stand schon in der zweiten Hälfte der Fünfzig; aber sein schön geschnittenes, schmales Gesicht mit dem langen, graublonden Vollbart war noch sehr frisch. Seine strahlenden, blauen Augen hatten einen merkwürdig harten, unerbittlichen Ausdruck. Es war, so erzählte man sich, der glühende Wunsch seiner Jugend gewesen, nach Italien zu kommen. Aber als der arme Sohn eines jung verstorbenen Handwerkers hatte er für die verwitwete Mutter und jüngere Geschwister sorgen müssen und an Reisen nicht denken können; und wie er später zu einem gewissen Rufe kam und Einnahmen hatte, da hielt ihn eine unerklärliche Scheu von dem ersehnten Lande fern. Er hatte Italien nie betreten. Seine junge und schöne Frau aber, Jolanda mit Namen, war eine Italienerin. Sie war als blutjunge Waise aus Rom in die Familie seines reichen Freundes gekommen, als eine Art Gesellschafterin der Töchter, mit denen sie italienisch sprechen mußte. Nach deren Verheiratung und dem Tode des Freundes hatte der Maler das arme und verwandtenlose Mädchen geheiratet.

Wenn Jolanda, die irgendwo in einer uns unbekannten Schwabinger Mietswohnung hauste, um die Mittagszeit in einem grauen Kapuzenmantel durch unsre Werkstatt huschte, gefolgt von einer altjüngferlichen Dienerin mit einem großen Korbe, dann pflegte es mit unserm Arbeitseifer für den Vormittag vorbei zu sein. Der warme, heitere Blick ihrer großen, dunklen Augen streifte uns freundlich und blieb bald an diesem, bald an jenem einen Augenblick hängen; ihre zierlichen Füße trippelten rasch die steile Treppe hinauf; und wenn sie den Absatz an der Biegung überschritten hatte, pflegte sie uns über das Geländer der oberen Treppe weg noch einmal zuzunicken. Dann fiel ihr die Kapuze in den Nacken. Ihre vollen, schwarzen Haare, die in großen, weichen Wellen ihr Gesicht umrahmten und hinten in einen losen Knoten geschlungen waren, kamen zum Vorschein, und wir ahnten mit klopfendem Herzen irgendein reizendes, buntes Gewand unter der unscheinbaren Hülle. Wenn wir dann ihre raschen Schritte oben hörten, ihr lebhaftes Geplauder in einem etwas fremdartigen Deutsch, das Klappern der Teller, das Fauchen der Gasflamme, darauf dem mitgebrachten Essen die letzte Vollendung gegeben wurde, dann legten wir, im stillen seufzend, unsere Pinsel aus der Hand, wuschen uns und zogen in eine nahe Künstlerkneipe, die uns ein billiges Mittagsmahl bot. Nachmittags pflegte es über uns sehr still zu sein. Dann hockte Jolanda, wie wir wußten, mit einer zierlichen Näherei in einer Ecke und stichelte; oder sie saß ihrem Mann Modell in einem ihrer vielen schönen Kleider, die aus kostbaren, seltenen Stoffen höchst einfach und sinnreich genäht waren. Gegen Abend, wenn wir unsre Paletten reinigten, setzte sie sich manchmal an das wohlerhaltene Spinett, das unser Lehrer in seiner Werkstatt stehen hatte, und sang mit schöner,

sammetweicher Altstimme ein Liebeslied aus einer längst vergessenen italienischen Oper. Wenn wir die heißen, sehnsüchtigen Töne über uns hörten, kam es wie eine Lähmung über uns alle, und wir lehnten atemlos lauschend an den Wänden herum. Manchmal stieg auch der Lehrer mit der jungen Frau zu uns herunter. Dann machte sie uns Tee, und der Jüngste mußte zum Bäkker laufen und Kuchen holen. Im Winter saßen wir lachend und scherzend um den großen Ofen, im Sommer schwatzend und schwärmend im dunkelnden Garten, wo Leuchtkäfer schwirrten, Nachtigallen in den Büschen schluchzten und Flieder und Faulbaum dufteten. Jolanda nannte uns alle beim Vornamen, und wir waren wie eine große Familie. Meine Name „Gerhard" machte ihr wegen des h einige Schwierigkeiten, und sie nannte mich Gerard.

Einmal im Winter, als ich tagelang in meiner trostlosen, düsteren Bude krank an einer Grippe lag, erschien plötzlich die altjüngferliche Dienerin mit dem mir wohlbekannten Korb und brachte mir Kuchen und allerhand zierlich zubereitete kalte Speisen. Sie gab mir ein Briefchen von ihrer Herrin und zog sich dann schnell zurück. Das Briefchen, in feiner lateinischer Schrift geschrieben, lautete: „Caro Gerard, die andern sagen, Du liegst krank. Mein Mann erlaubt, daß ich Dir Essen schicke. Mache, daß Du schnell gesund wirst. Addio. Jolanda." Mein Zustand besserte sich von Stund an zusehends, und schon am nächsten Nachmittag fühlte ich mich stark genug, zur Arbeit zu gehen. Die andern empfingen mich mit geheimnisvollen, beschwörenden Zeichen und tuschelten mir zu, der Meister male Jolanda in einem bezaubernden Kleid, und das Bild werde schöner als alles, was er bisher gemacht habe. Er müsse schon früher einmal daran gemalt haben, denn es sei schon beinahe fertig. Wir dürften heute abend wieder hinaufgehen und es ansehen. Ich war noch schwächer, als ich angenommen hatte. Die Pinsel flogen mir in den Händen, und als es endlich anfing, leise zu dämmern, und der Meister uns hinaufrief, versagten mir fast die Knie den Dienst. Oben war es noch hell. Jolanda schlüpfte bei unserm Nahen hinter den Vorhang, vor dem sie gestanden hatte. Ich sah einen Zipfel ihres silbrig bunten Kleides verschwinden. Wir traten vor die Staffelei. Die junge Frau war in Vorderansicht und bis zu den Hüften dargestellt. Sie hielt die Augen ein wenig gesenkt, aber unter den langen, schwarzen Wimpern brach ein heißer, dunkler Blick hervor, der dem Beschauer folgte, wenn er sich vor dem Bilde bewegte. Das Kleid war von silbrig schimmerndem Brokat, darein bunte Blumen gewirkt waren. Es ließ den schönen Hals frei und war im Geschmack der Zeit um 1815 unter dem Busen von einem Band zusammengehalten. Die Frau hielt die schmalen, weißen Hände unter der Brust gekreuzt. Der Stoff war mit allen Launen des Lichts und der Falten in greifbarer Schönheit gemalt; es lag ein zarter, silberner Schimmer über dem ganzen Bild, und nur in der Gegend des Herzens fiel eine Blume mit einem dunklen Mittelpunkt, wie mir schien, etwas heraus. Das Bild war der Vollendung nahe. Wir standen lange andächtig, in stummer Bewunderung, und drückten beim Abschied dem Meister wortlos die Hand. Jolanda zeigte sich nicht.

Nach einigen Tagen trat unerwartet noch ein verspäteter Schneefall ein, und an einem sonnigen Vormittag wurde beschlossen, nachmittags einen Ausflug mit Schneeschuhen zu machen. Einer lief, das Modell abzubestellen, das wir für den Nachmittag angenommen hatten; und wir verabschiedeten uns mittags von unserm Lehrer. Beim Essen in der Künstlerkneipe schien mir der Plan plötzlich kindisch und überflüssig. Ich dachte meiner unfertigen Arbeiten, dachte der vielen Tage, die ich durch meine Krankheit verloren hatte, und sagte den Kameraden kurzerhand, ich wolle vernünftig sein und lieber zu Hause bleiben, denn die Folgen meiner Krankheit seien noch immer nicht beseitigt.

Als ich in die Werkstatt trat, kam von oben Jolanda herunter in dem silbrigen Brokatkleid, darinnen ich sie gemalt gesehen hatte. Wie sie meiner ansichtig wurde, blieb sie stehen, bog sich über das Geländer und sagte mit einer leichten Befangenheit in der Stimme: „Du bist es, Gerard. Ich dachte, mein Mann kommt. Er ist nach Terpentin gegangen. Das Bild wird heute fertig." Sie machte eine Wendung, als wolle sie wieder nach oben gehen. Plötzlich aber besann sie sich eines andern, kam fliegenden Fußes die Treppen herunter, lief auf mich zu, warf die Arme um meinen Hals und küßte mich. Als ich ihre heißen Lippen fühlte und den weichen, warmen Leib in der schmiegsamen, seidnen Hülle, da faßte ich sie, preßte sie an mich und küßte sie glühend und wild. Draußen knarrten Fußtritte auf dem Schnee; wir fuhren auseinander. Sie flog die Treppen hinauf; ich warf den Mantel auf einen Stuhl, griff nach Palette und Pinseln und trat vor meine Arbeit. Mein Lehrer kam herein, blieb erstaunt an der Tür stehen und sagte mit einer eigentümlichen Schärfe im Ton: „Nun, ich denke, man macht einen

Ausflug?“ Ich fühlte, wie ich rot wurde, und stotterte: „Ich war noch nicht wohl genug.“ Er brummte: „Soso!“ und ging mit schweren Schritten die Treppen hinauf. Ich hörte die beiden oben ein paar Worte wechseln; ich hörte leichte Schritte, dann war alles still. Ich mußte mich setzen, denn mir schwindelte. Das Blut hämmerte mir in den Schläfen; meine Arbeit tanzte mir vor den Augen; ich war unfähig, einen Strich zu malen. Endlich raffte ich mich auf, warf den Mantel um und ging.

Am nächsten Vormittag warteten wir vergeblich auf unsern Lehrer. Es wurde hin und her geraten, was wohl die Veranlassung dieses ganz ungewöhnlichen Ausbleibens sein könne. Ein Fürwitziger stieg hinauf in das Heiligtum des Meisters; wir andern folgten zögernd und sahen das Bild der Jolanda vollendet stehen. Es hatte beinahe etwas Unheimliches in seiner Lebendigkeit. Die heißen, dunklen Blicke schienen von einem zum andern zu wandern, und der Jüngste rief plötzlich: „Sie hat ja ein Loch im Herzen.“

Wir sahen uns entsetzt an. Ich bezwang mich, trat an das Bild heran und sagte leise: „Es ist eine Blume im Gewebe. Der Mittelpunkt ist merkwürdig dunkel. Es sieht beinahe aus wie ein Loch.“ Ein andrer flüsterte: „Und Blutstropfen ringsherum.“ Ich gab zurück: „Das sind die Staubgefäße.“ Mir schwindelte wieder. Ich hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Ich ging die Treppen hinunter und hielt mich krampfhaft am Geländer fest. Die andern folgten mir langsam. Es herrschte eine beklommene Stille in der Werkstatt. Als unser Lehrer nachmittags wieder ausblieb, ließen wir uns von dem Pförtner seine Wohnung nennen, und einer ging, sich zu erkundigen; denn wir fürchteten, er könne erkrankt sein. Der Ausgesandte kam mit dem Bescheid zurück, Jolanda liege mit hohem Fieber zu Bett, und man wisse nicht, was ihr fehle. Es folgten Tage der Angst und Unruhe. Die Boten gingen hin und her. Am neunten Tage kam die Todesnachricht. Ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Ich fühlte, daß ich nicht bleiben durfte, und es schien mir doch, als dürfe ich nicht ohne Abschied von meinem Lehrer gehen. Von der Beerdigung hatte ich mich ferngehalten. Am Tag danach trat der Meister, uns allen unerwartet, bei uns ein. Er war sehr gealtert. Sein Bart war eisgrau geworden. Er trat schweigend auf mich zu, rieb sich, wie es seine Gewohnheit war, langsam die Hände und sah mich mit einem harten, durchdringenden Blick an. Dann wandte er sich und ging schweren Schrittes die Treppen hinauf in seine Werkstatt. Ich fühlte mich von ratlosem Staunen umgeben. Man mochte wohl annehmen, das merkwürdige Gebaren des Meisters habe Mißbilligung ausgedrückt über mein Fernbleiben von der Beerdigung. Ich reinigte Pinsel und Palette, packte rasch meine Sachen zusammen, gab einem Kameraden die Hausnummer einer befreundeten Familie und bat ihn leise, meine Arbeiten, wenn sie getrocknet seien, dort hinzubringen. Ich sprach von einem Auftrag, der mich zwei Monate fernhalten werde, und sagte, der Meister wisse Bescheid; dann ging ich. Im Lauf des Winters hatte ich ein paar Bilder gut verkauft, hatte bares Geld und war schon ein paar Tage später auf dem Wege nach Rom. Ich hoffte, die mir ganz neue Welt mit ihren ungeheuren Eindrücken werde mich aus dem Kreislauf meiner quälenden Gedanken befreien. Aber ich irrte verängstigt und mit einem Gefühl grenzenloser Verlassenheit in Kirchen und Ruinen umher. Ich versuchte zu arbeiten, aber Stift und Pinsel wollten mir nicht gehorchen. Da hörte ich zufällig von Frascati sprechen, von seiner stillen Ländlichkeit, und von den heitern französischen Nonnen, die dort Fremde beherbergten. Ich fuhr hinaus, trat, freundlich empfangen, durch das dunkle Kloster, das in einer schmalen Gasse lag, auf einen saubern, sandbestreuten Platz hinaus, der sonnenbeschienen, hart am Rande des oberen Städtchens lag und auf die Dächer der Gassen hinuntersah, die sich steil zur Campagna senken. Die dehnte sich im ersten, blassen Frühlingshauch unendlich weit vor den Blicken, bis zu den fernen Sabinerbergen, die in zarten, weißen Umrissen am Horizonte standen. Ich gewahrte das saubere Gästehaus zur Rechten, zur Linken ein heiteres Gärtchen mit zartbegrünten Lauben, das sich wie eine Halbinsel in die Dächer unten vorschob. Ich mietete rasch entschlossen ein kleines Zimmer. Aus meinem Fenster sah ich draußen in der Campagna, wohl eine Viertelstunde von den letzten Gassen entfernt, ein einsames, stattliches Haus kahl und hoch in ummauertem Garten stehen, gelblich mit gelblichem Dach, das sich flach zum First hob, mit hoher, doppelseitiger Freitreppe, die zur schmalen Tür hinaufführte, und mit gleichmäßig verteilten Fenstern, die alle mit Läden verschlossen waren. Ich setzte mich und zeichnete rasch mit feinen Linien das hohe, gleichseitige Rechteck des Hauses, das kahl und unvermittelt aufstieg und doch in Farbe und Umrissen mit der Landschaft verwachsen war; ich zeichnete mit klopfendem Herzen die zarten Formen der fernen

Berge dahinter. Der Stift gehorchte mir wieder; es war, als sei ich nicht mehr verlassen, und als sei alles um mich her mir traut. Ich zog nun Morgen für Morgen in die stundenweiten, mauerumfriedeten Gründe der stolzen, alten römischen Sommerhäuser, die an den Hängen der Albanerberge liegen, malte in den einsamen, silbergrauen Olivenpflanzungen, in den grasüberwucherten Baumgängen uralter Zypressen, wo halbwilde, lebhafte Rinder weideten, in den schattigen Steineichenhainen mit den bemoosten Brunnenbecken und verfallenen Wasserkünsten. Ich sah aus dem zarten Frühling den üppigen Sommer werden. Wenn ich aber, der quälenden Wirklichkeit entrückt, zum Essen an den Gästetisch kam, den die freundlichen Nonnen heiter bedienten, dann riß das alberne Geschwätz der Fremden, die mir wie wesenlose Masken schienen, mich wieder hinein in die unbegreifliche Sinnlosigkeit des Lebens.

Ich fing allmählich an, mich mit den Eingeborenen zu verständigen, dank eines früher fleißig erlernten Italienisch, das durch Jolanda, die aus dem ihr fremden Deutsch manchmal in ihre Muttersprache zurückfiel, auch meinem Ohr vertraut war. Ich fragte nach dem einsamen Haus in der Campagna, dessen Gartenpforte ich bei meinen Streifzügen immer verschlossen fand, erkundigte mich, wem es gehöre, und ob man ein Zimmer darin mieten könne. Man starrte mich entsetzt an und belehrte mich, dort könne niemand wohnen; denn es sei ein Spukhaus. Über die Natur des vorgeblichen Spukes konnte ich nichts erfahren. Nun schien es mir beinahe lockend, nach der gespenstischen Gesellschaft an der Gästetafel mit wirklichen Gespenstern umzugehen, und eine peinigende Neugierde, vereint mit dem sehnlichen Wunsch nach ungestörter Einsamkeit, trieb mich zu dem Mann, von dem man mir sagte, daß er für einen fernen Besitzer die Schlüssel verwahre. Der war entsetzt über mein Anliegen, sagte, er könne mir sehr wohl das Erdgeschoß mit Küche und Zimmern vermieten; Möbel und Hausrat seien darin, und Betten könne er mir liefern; als guter Christ aber müsse er mir dringend abraten, denn das Haus sei ein Spukhaus und er betrete es nur in dringendem Notfall und im Beisein mehrerer Begleiter. Über die Natur des Spukes und die Vorgeschichte des Hauses konnte ich auch von ihm nicht das geringste erfahren. Seit er denken konnte, stand das Haus unbewohnt. Ich blieb bei meinem Wunsch, bot eine Summe, die den Mann zu locken schien, und er machte sich endlich mit mir und einer Magd, die auf einem Handwagen Betten, Besen, Eimer und allerhand Geschirr zog, auf den Weg. Wir durchschritten auf sonnigem, selten betretenem Pfad den verwilderten Garten, der mit niedrigem Rosengestrüpp, Ginster und Gras überwuchert war, gingen die Freitreppe hinauf und traten in das dunkle, kühle Haus. Der Mann schlug die Fensterläden zurück, und die Sonne flutete in helle, große Räume, darinnen ein paar Stühle und Tische standen, die aus dem Anfang des vorigen Jahrhunders stammen mochten. Die marmornen Fußböden und die hellgestrichenen Wände waren in leidlichem Zustand; ich wählte ein Zimmer mit einer großen Bettstelle; die Magd säuberte es, richtete das Bett und trug das Geschirr in die Küche. Eine breite Treppe führte aus dem Erdgeschoß nach oben. Der Mann sagte, der Schlüssel zu dem obern Zimmer sei verloren gegangen und noch nicht wieder ersetzt. Ich holte meine Sachen aus dem Kloster herbei, besorgte mir allerlei Eßwaren, schloß das Gartenpförtchen hinter mir zu und ging in der rötlichen Abendglut im Garten auf und nieder. An der Mauer war ein laufendes Brünnlein, das leise plätschernd die Stille brach. Nicht weit davon stand eine niedrige Steinbank auf einem Fleck, der von den wuchernden Ranken des Gestrüpps etwas verschont war. Ich setzte mich. Der Stein war von der Sonne durchglüht. Ich blickte in müder Gedankenlosigkeit auf die verwitterte Platte; da sah ich dicht neben meiner Hand, auf die ich mich stützte, ungeschickte Buchstaben in den Stein gegraben. Ich las das Wort „Jolanda“. Ich starrte auf den Namen, der mir so teuer war. Ich zog das Briefchen aus der Tasche, das mich nie verließ, und las das zierlich geschriebene: Caro Gerard. Die Sonne war untergegangen, es wurde rasch dunkel. Ich ging ins Haus und legte mich ins Bett. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Ich hatte ein Fenster offen gelassen und hörte das Brünnlein in der Stille plätschern. Eine fieberhafte Unruhe peinigte mich. Ich stand auf und trat ans Fenster. Da fiel vom obern Stockwerk her ein Lichtschein in den Garten. Ein leichter Schritt war über mir. Dann erklangen die zirpenden Töne eines Spinetts. Eine Lähmung, die ich kannte, fesselte mir die Glieder. Eine Weise, die ich kannte, schlug mir ans Ohr. Eine Stimme, die ich kannte, voll und sammetweich, sang das heiße, sehnsüchtige Lied, dem wir so oft in der Werkstatt gelauscht hatten. Das Lied verklang; leichte Schritte gingen zum Fenster. Ich hörte Seufzer und dann ein leises Weinen. Ich wollte rufen, aber die Stimme gehorchte mir nicht. Ich wollte zur Tür stürzen; aber die Beine versagten

mir den Dienst. Da erlosch das Licht, und alles war still wie zuvor. Nur das Brünnlein plätscherte leise. Die Starrheit meiner Glieder löste sich; ich schleppte mich ans Bett, warf mich zitternd darauf nieder und fiel in einen tiefen Schlummer. Als ich erwachte, war es heller Tag. Ich zog mich rasch an und ging die Treppe hinauf. Ein schwacher Lichtschein fiel vom Treppenhaus her auf den dunklen Vorplatz. Ich tastete nach der Klinke der einzigen Tür. Sie wollte sich nicht öffnen. Ich ging in den Garten und umkreiste das Haus. Die Läden im oberen Stockwerk waren alle geschlossen. Nur an der Seite, nach der mein Schlafzimmer lag, fehlten sie. Ich sah trübe Fensterscheiben. Ich suchte mir einzureden, es sei alles ein Traum gewesen. Ich frühstückte und ging an meine Arbeit. In einer ländlichen Wirtschaft aß ich zu Mittag und wanderte dann durch Staub und Hitze nach meiner einsamen Behausung zurück. Es zog mich zu der durchglühten Steinbank. Ich starrte auf den eingegrabenen Namen. Mein Blick glitt geblendet nieder ins Gras. Da sah ich einen großen, rostigen Schlüssel liegen und bückte mich danach. Mit einem merkwürdigen Angstgefühl eilte ich ins Haus und die Treppe hinauf. Der Schlüssel paßte. Ich öffnete die Tür und trat in ein großes, helles Zimmer. Die Noten des Liedes standen auf dem offenen Spinett. Es war ein zarter Duft wie von verbranntem Wachs in dem Raum. Ein zierlicher Schreibtisch stand an einem der Fenster und darauf ein messingner Leuchter mit einer gedrehten Wachskerze. Dicke Tropfen Wachses waren niedergelaufen auf den gelben Rand des Leuchters. Der Docht stand hoch und schwarz. Ein messingnes Tintenfaß war da und eine Gänsefeder. Ich sah einen zierlichen Briefbogen liegen, darauf nur die Anrede geschrieben war. Ich las in der feinen Schrift, die ich kannte: „Caro Gerard!“ Mir zitterten die Knie. Da fühlte ich einen heißen, menschlichen Blick und sah erschrocken auf. Gegenüber dem Schreibtisch hing an der Wand, vom seitwärts auffallenden Lichte hell beleuchtet, das Bild der Jolanda, das Bild, das ich meinen Lehrer hatte malen sehen. Unter den halbgesenkten, langen Wimpern hervor traf mich heiß der dunkle Blick. Ich stürzte aus dem Zimmer, warf die Tür zu, schloß ab und rannte, den Schlüssel in der Hand, die Treppe hinunter und in den Garten hinaus. Lange hockte ich im kurzen Schatten des Hauses zwischen blühendem Ginster. Dann raffte ich mich auf, holte mein Arbeitszeug, setzte mich in den breiter werdenden Schatten der westlichen Gartenmauer und versuchte ein Rosengestrüpp mit allen Einzelheiten zu zeichnen. Aber als ich lange gearbeitet hatte, schien mir alles ein sinnloses Liniengewirr. Es war Abend geworden. Ich ging ins Haus. Ich konnte mich nicht zum Essen zwingen und warf mich erschöpft und angekleidet aufs Bett. Da mußte mich der Schlaf unvermutet gepackt haben, denn als ich die Augen aufschlug, war es dunkle Nacht. Ich hörte den leichten Schritt über mir, sprang auf und ging ans Fenster. Da fiel der Lichtschein von oben in den Garten hinunter, und ich vernahm die zirpenden Töne des Spinetts; und dann hob sich heiß und sehnsüchtig die weiche Stimme und lähmte mir die Glieder.

Ich lauschte und fürchtete mich vor dem Augenblick, da sie verstummen würde. Die Töne klangen leise schwingend aus; die Schritte gingen zum Fenster; ein heftiges Schluchzen ertönte. Wieder wollte ich rufen; aber der Laut blieb mir in der Kehle stecken. Das Licht erlosch und alles war still. Nur das Brünnlein plätscherte im Garten. Ich konnte mich nur mit Mühe bis zu meinem Bette schleppen und sank schwindelnd darauf nieder. Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch. Ich nahm mich zusammen, würgte ein paar Früchte hinunter, stieg die Treppe hinauf und öffnete rasch die Tür mit dem rostigen Schlüssel. Die Kerze war ein gut Stück weiter hinuntergebrannt. Der Briefbogen war zur Hälfte beschrieben; ich las in der feinen, lateinischen Schrift, die ich kannte, in dem fremden Deutsch, das mir von Jolanda her vertraut war, die Worte: „Was werde ich sein, wenn Du nicht mehr bist in dieser Stadt, wenn ich nicht mehr kann horchen auf Deinen Schritt, auf Deine liebe Stimme? Dann ist die furchtbare Angst nicht mehr vor den Heimlichkeiten, die ich so sehr doch ersehne. Dann ist ein Nichts und kein Leben mehr.“ Da riß der Brief ab. Ich fühlte den heißen Blick auf mir ruhen und sah auf. Ich ging um den Schreibtisch herum auf das Bild zu. Die dunklen Augen ließen mich nicht. Ich sah den silbrigen Glanz des Kleides, die schmalen, weißen Hände, die schweren Wellen des schwarzen Haares, und dann fiel mein Blick auf die Blume in der Gegend des Herzens. War es eine Blume, war es ein Loch? Das Bild hing nicht hoch. Ich streckte den Arm. Mein Finger fuhr durch die Leinwand. Da war ein Loch wie von einer dreikantigen, scharfen Waffe. Und Blutstropfen waren herumgemalt, dicke Blutstropfen. Oder war es wirkliches Blut?

Das Grausen von gestern ergriff mich wieder. Ich stürzte hinaus, warf die Tür zu,

schloß ab und lief die Treppe hinunter. Ich packte meine Sachen und bereitete mich zum Gehen. Wie ich aber aus dem kühlen Schatten des Hauses hinaustrat in die Glut des Julitages, da hatte ich plötzlich ein Gefühl, als ob draußen um die Mauern dieses Gartens sich eine fürchterliche Wüste dehne, fremd, feindlich und unermeßlich, und als ob hier zwischen den Mauern meine Welt sei, meine ganze Welt. Ich ging ins Haus zurück, zog die Fensterladen halb vor und warf mich aufs Bett. Es war ein leises Summen von Fliegen im Halbdunkel und draußen das Plätschern des Brünnleins. Sonst war alles still. Die heißen Stunden zogen langsam im Halbschlaf an mir vorüber. Dann rührte ein Lüftchen an die Fensterläden. Ich sprang auf, ging hinaus und setzte mich in den breiter werdenden Schatten der Mauer. Als es dämmerte, aß ich meine letzten Früchte und mein letztes Brot und legte mich angekleidet aufs Bett. Ich lag lange wach; aber alles blieb still. Da müssen mir die Augen zugefallen sein. Ich erwachte von den Klängen des Spinetts. Ich wollte aufstehen, aber ich konnte mich nicht rühren. Die Stimme hob sich voll und weich. Sie hatte noch nie so schön, so sehnsuchtsvoll geklungen. Ich sah den Lichtschein vor meinem Fenster. Es war, als quöllen die Töne mit dem Lichte nieder, als drängen sie wie eine heiße Flut ins Zimmer, als umhüllten sie mich ganz. Das Lied verklang; ich hörte die leichten Schritte; ich hörte bitterliches Weinen und Schluchzen. Dann erlosch das Licht, und alles war still. Eine bleierne Müdigkeit überwältigte mich, und als ich aufwachte, war der Tag schon vorgeschritten. Ich wusch mir Augen und Gesicht und ging hinauf in das Zimmer. Die Kerze war ganz herunter gebrannt. Der Briefbogen war voll geschrieben. Ich las: „Meine Dienerin, die alte Jungfer, hat alles durchschaut. Vielleicht, daß sie gelauscht hat. Ich sehe es an ihren Blicken, ihren Mienen. Morgen kommt mein Gatte zurück. Fliehe von diesem Ort, der will uns beide verschlingen. Fliehe schnell. Es ist nicht bestimmt, daß Du hier verderben sollst. Wir sehen uns nicht wieder. Addio. Jolanda." Ich fühlte den heißen, brennenden Blick und fuhr auf. Ich hörte hastige Schritte im anstoßenden Zimmer, hörte den wilden Schrei einer Frau, einen Sturz, ein Röcheln. Ich stürzte zu der Tür neben dem Bilde und riß sie auf. Ich stand auf der Schwelle eines großen, halbdunklen Zimmers. Ein Fenster nur war ohne Laden. Zwei große, leere Bettstellen gähnten dunkel. Die Luft war dumpf und moderig. Auf dem weißen Marmorboden, im Schein des trübe einfallenden Lichtes, war ein großer, eingetrockneter Blutfleck. Ich warf die Tür zu, eilte mit zitternden Knien zur ersten Tür, warf auch sie zu, schloß ab und lief hinunter. Dort raffte ich meine Sachen zusammen und ging. Ich schleppte mich durch die glühende Hitze, schwer beladen. Ich brachte dem Mann die versprochene Miete und händigte ihm die Schlüssel aus. Als ich in der Tasche nach dem rostigen Schlüssel suchte, fand ich ihn nicht. Der Mann sah mich mit Augen an, die rund waren vor Entsetzen. Er fragte, ob es mir nicht behagt habe in dem Haus. Ich versuchte zu lächeln und sagte mit schwerer Zunge, ein Eilbrief rufe mich nach Deutschland zurück. Als ich im Zug saß, griff ich, einer nun schon alten Gewohnheit folgend, in die Brusttasche nach Jolandas Briefchen. Ich zog es heraus. Es war nicht der zerknitterte Bogen, den ich so oft in Händen gehabt hatte. Es war der Brief von dem Schreibtisch oben in dem hellen Zimmer des Spukhauses.

Als ich in München eintraf, kam ich in die erste Aufregung des nahenden Krieges hinein. Ich hatte in Italien keine Zeitungen gelesen. Alles war überraschend und schien mir doch selbstverständlich. Ich ging durch die wildbewegten Straßen zum Meldeamt, um mich zu stellen. Da stieß ich auf einen der Kameraden aus der Werkstatt meines Lehrers. Er erzählte mir, der Meister sei vor einer Woche gestorben. Die Werkstatt sei von irgendwelchen Erben am Tag nach der Beerdigung ausgeräumt worden. Er wußte mir nicht zu sagen, wo man die Bilder des Verstorbenen hingebracht habe. Acht Tage später war ich schon auf dem Weg nach der Grenze.

Plauderei. Von Hans Anna Haunhorst

Wie zarte Schmetterlinge leichtbeschwingt
Den bunten Staub von ihren Flügeln stoßen
An glatter Spiegelscheiben Protzentum,
So stießen deine zärtlich-heitern Worte
Sich wund und müde an der starren Maske
Der andern, der du Liebes sagen wolltest,
Und sanken mutlos in die kalte Leere,
Verwundert und betäubt — wie Schmetterlinge.

Ein Graphiker des Ruhrgebietes Hermann Kätelhön

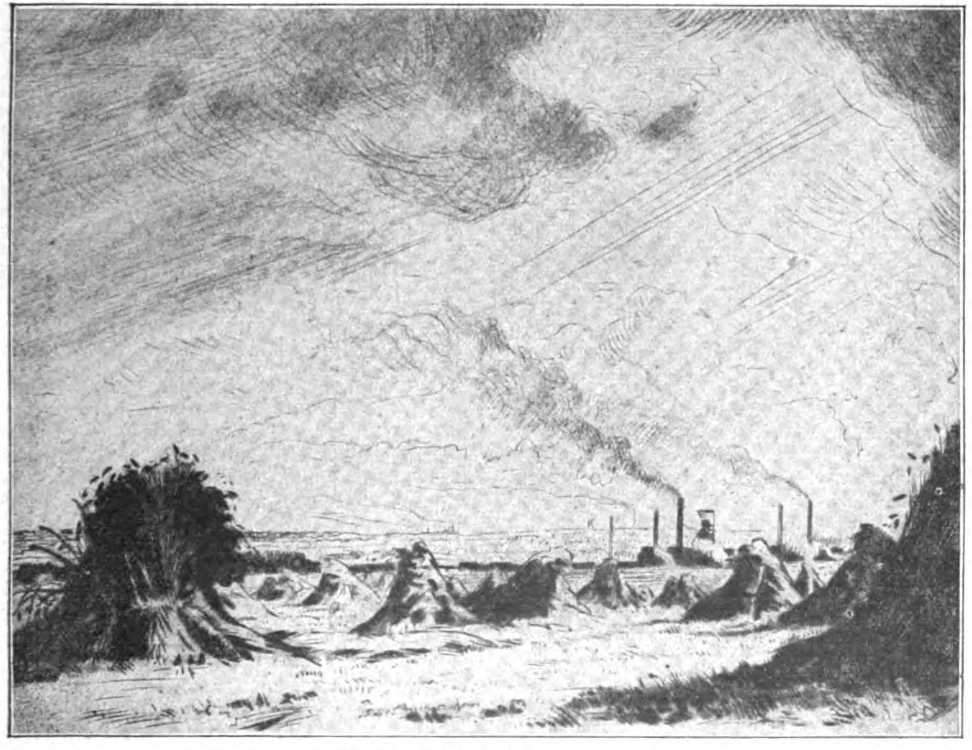
Von Dr. Georg Gronau



Unter den hessischen Graphikern, neben Thielmann, Ubbelohde und Otto, hat sich in zäher Arbeit langsam vorschreitend Hermann Kätelhön eine anerkannte Stellung zu erringen gewußt. Man hat ihn mit Recht als Heimatkünstler im guten Sinn des Wortes schätzen gelernt, und sein Name ist allmählich über die engere Heimat ebenso hinausgewachsen, wie er selbst von allzu enger Einstellung seines künstlerischen Strebens sich freizumachen verstanden hat. Marburg, Willingshausen und Essen — das sind die Namen, welche die äußeren Etappen dieser Laufbahn bezeichnen, seinem Lebens- und Entwicklungsgang als Überschriften dienen können.

Erst die in Marburg verlebte Jugend, die ersten Anregungen künstlerischer Art durch die heimische Töpferei, der er neue Anregungen zuführt. Dann, da ein zarter Körper schwerer Arbeit nicht gewachsen ist, bekommt die zeichnerische Begabung das Übergewicht. Ein erster Besuch in Willingshausen, der alten hessischen Künstlerkolonie, bringt den 24jährigen in Berührung mit den Künstlern, denen er damals und fernerhin die stärksten Anregungen verdankt: Carl Bantzer und Wilhelm Thielmann. Von ihnen geleitet und durch ihre gereifte Kunst angeregt fühlt sich sein Auge ein in die zarten Reize der hessischen Landschaft. Er bringt dem Heimatboden die hingebende Neigung des Menschen mit, der sich mit ihm eines fühlt, und das befähigt ihn nach kurzer Lehrzeit, echte Heimatkunst zu schaffen. Denn nicht die Motive sind es, die den Heimatkünstler machen, sondern die Art, wie er sie sieht, seine Auffassung; im Werk muß man die Vibration des Schaffenden spüren. Hier macht Kätelhön, angeregt durch Thielmann und Otto — den Düsseldorfer, der jedes Jahr in die hessische Heimat zurückkehrt —, die schwere Kunst der Radierung sich allmählich zu eigen.

Lange Zeit hat die Radierkunst, deren Blütezeit in das 17. Jahrhundert fällt, neben den anderen graphischen Techniken gefeiert. Die reproduzierende Graphik hatte über die originale obgesiegt, wie das Mittel, dessen sie sich bediente, der Linienstich, über die malerische Radierung. Gleichzeitig blüht die



Ernte im Ruhrgebiet. Radierung

lithographische Kunst und als Buchschmuck der Holzschnitt. Auf weiten Umwegen über Paris und England ist im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Radierung in Deutschland wieder bekannt geworden, um dann, von den Führern der damals jungen Kunstbewegung erfolgreich geübt, sich erneut die erste Stellung auch unter den Liebhabern der Graphik zu gewinnen. Heute hat sie überall in Deutschland ihre Jünger — viel zu viele fast, denn die eigenste Sprache der Radierung begreifen doch immer nur wenige. Es ist doch nicht so, daß jede beliebige Zeichnung einfach auf die Kupferplatte übertragen werden darf; man muß die Bedingungen der Technik gefühls- und erfahrungsgemäß erfaßt haben, die besonderen Reize all der zarten Übergänge, die sie möglich macht, die Strichelchen, Punkte, Häkchen, die Höhen und Tiefen in den Fingerspitzen haben: erst dann kann man das Besondere ausdrücken, das sich so eben nur in dieser Technik sagen läßt. Die Radierkunst ist vielleicht mehr als irgendeine andere Form, in der man etwas Erschautes wiedergibt, die Kunst des Fortlassens, eine Sprache, in der Andeutungen besondere und bezeichnende Kraft gewinnen; von echten Künstlern gehandhabt vermag sie die Phantasie seltsam anzuregen. Wirkt der Kupferstich durch die Präzision seiner Linien und die Klarheit der Umrisse, so löst sie, die Radierung, deren Bestimmtheit auf; ihre Kraft besteht in der Wiedergabe wechselnder und vorübergehender Erscheinungen; hellstes Licht und tiefstes Dunkel und alle Übergänge zwischen beiden Polen vermag sie mitzuteilen.



Prof. Paul Baum. Radierung

Wie jede Kunst verlangt die Radierung die Hingabe des ganzen Menschen, und zwar so, daß diese Hingabe durch das volle Menschenleben Dauer haben muß. Ein Fertigsein gibt es hier nicht, weil der Künstler zu klarerer Erkenntnis des Wesentlichen nur allmählich reift und alle Ausdrucksmittel erst in langer Erfahrung ganz meistern lernt. Dem Künstler, von dem wir sprechen, darf man nachrühmen, daß er sich's nie leicht gemacht hat. Mit strengem Ernst ist er an die Aufgaben, die er sich stellt, herangetreten und ist sich selbst nie ein milder Kritiker gewesen. Und dann gebot er über den Fleiß, der selbst dem Genie, also gewiß dem Talent unentbehrlich ist, ohne den es keinen Preis gibt; Arbeit und Mühe bedeutet ihm, wie jedem, dem es mit seiner Kunst ernst ist, Leben, und zugleich hat für ihn „Leben“ stets ebensoviel bedeutet wie „Schaffen“. Daher denn sein „Werk“ bereits einen stattlichen Umfang angenommen hat, ohne jedoch das richtige Verhältnis zu überschreiten. Allerdings ist Kätelhön im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Radierer „nichts als Graphiker“; in kluger Erkenntnis seiner Fähigkeiten hat er frühzeitig sich zu beschränken gewußt und heiße Wünsche zurückgedämmt: wie oft mag es ihn nach Farbe verlangt haben; er aber wußte und fühlte, daß auch in der scheinbaren Einengung des Schwarz-Weiß sich das feinste Gefühl für Tonwerte aussprechen kann.

Als Künstler geboren werden, bedeutet nicht nur die künstlerische Anlage mitbringen; vielmehr scheint mir, daß jedem von vornherein die Richtung, man könnte fast sagen: das Format vorbestimmt ist. Dies zu erkennen, um der besonderen Anlage seine Kräfte zu widmen, entscheidet meist über den künstlerischen Erfolg. Kätelhöns Begabung ist ausgeprägt stiller, mehr lyrischer Art, und wer ihn kennt, versteht, daß es ihn am meisten zur Landschaft zog in ihrer schlichtesten, einfachsten Form. Das war es auch, was ihn an die engere Heimat, an die Schwalm, zu der Willingshausen gehört, fesselte. Hier gibt es keine großartigen und überraschenden Züge zu entdecken; Wiesen und Feld, an deren Rand einzelne stolze Baumgruppen stehen, verschwiegene Wasserläufe, kurz Klein- und Stilleben der Natur. Echt deutsch, wie der Charakter dieser Land-



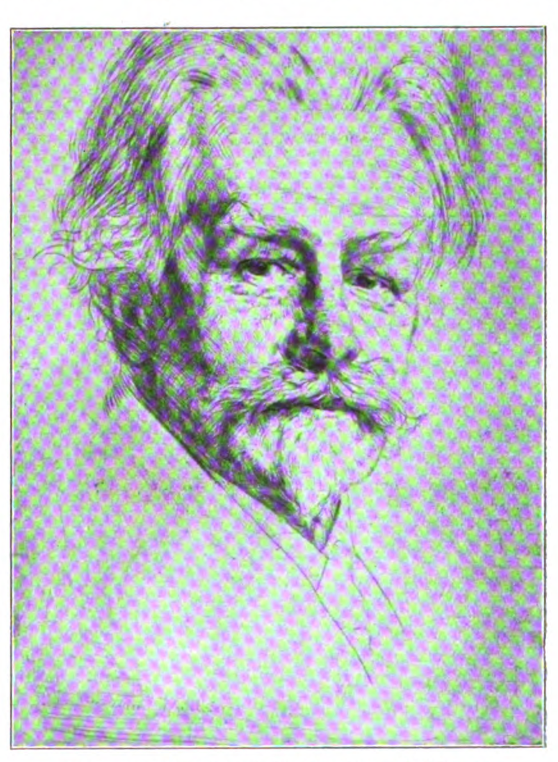
Selbstbildnis des Künstlers. Radierung

Stift zur Hand zu nehmen; frühzeitig ist er mit Porträtradierungen an die Öffentlichkeit getreten. Und nun griff er sich in der Schwalm von den kernigen, scharf gefurchten Typen heraus — von jenen Köpfen, die nie so recht jung gewesen sind, in die die stete Arbeit im Freien, aber auch das auf den Vorteil stets Bedachtsein charakteristische Linien zeitig graben. Gerade solche Bauernköpfe haben beigetragen, im hessischen Land Kätelhöns Namen zu festigen und ihm eine angesehene Stellung, zunächst im engeren Kreise, zu schaffen.

Nur selten ist der Künstler, durch die langen Jahre der Entwicklung hindurch, über die Heimat hinausgegangen. Bedeutungsvoll wurde, durch persönliche Beziehungen vermittelt, ein wiederholter Aufenthalt in Bayern; bezeichnend aber ist, daß die Motive, die er sich in neuer Umgebung wählte, von den früheren grundsätzlich nicht verschieden sind. Das Hochgebirge leuchtet, mit zarter Nadel umrissen, von fern herüber, die Gegend andeutend, wo am Wiesenrand der durchfurchte Weg in den Wald hineinführt. Nicht minder bezeichnet es seine kluge Selbstbeurteilung, daß er unter den bayerischen Künstlern sich an denjenigen näher anschloß, der seiner Sonderart am meisten zu geben hatte: an Peter Halm, den feinen und echten Künstler, dessen Tod in diesen Tagen schmerzvolle Teilnahme auslöst. Im tiefsten Grunde verwandte künstlerische Temperamente fanden sich hier zusammen, und der jüngere konnte nur lernen, was er eigentlich schon besaß.

Was Kätelhöns Kunst als so ausgesprochen schaft, ist die Art, wie der junge Künstler sie anschaut, wie er mit nachfühlender Nadel das feine Geästel der Sträucher im knospenden Vorfrühling, die Gräser und Ähren, die von leichtem Wind bewegt sind, wiederzugeben vermag. Es ist eine fast zeitlose Kunst, die — unbewußt — an früheste Anfänge der deutschen Landschaftsdarstellung anknüpft, eine Kunst, wie sie immer wieder Vertreter und Liebhaber gefunden hat; am ehesten würden sich noch Beziehungen zu der Landschaftskunst in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erkennen lassen. Seine Innerlichkeit ist der Art, daß man sie am treffendsten wohl als romantisch wird bezeichnen dürfen. Seine Blätter wecken Sehnsucht nach friedlicher Natur, nach Stille, nach dem Duft der Wiesen und dem Schatten unter den hohen Buchen, während ringsum alles im Sonnenglanz liegt.

Aber Kätelhön hätte nicht in Willingshausen die für seinen Werdegang entscheidenden Eindrücke erfahren müssen, im vertrautesten Umgang mit Bantzer, Thielmann, Otto, wenn nicht auch das Interesse an den Menschen, die diesen Boden Heimat nennen, in ihm lebendig geworden wäre. Dazu kam, daß er frühzeitig sein Interesse an der Darstellung des Menschen betätigt hatte. Es ist für ihn bedeutsam gewesen, daß er in Marburg mit Vertretern der Universität in nahe Berührung gekommen war; die feine Geistigkeit manches Gelehrtenkopfes hatte ihn gelockt, den



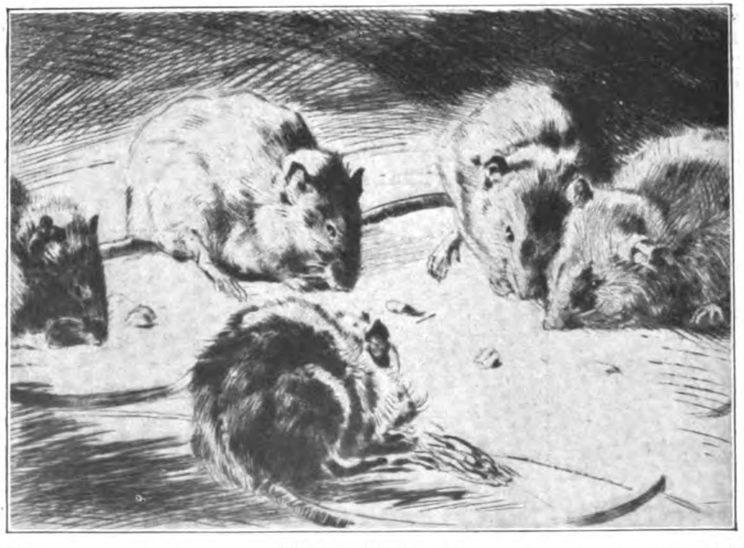
Prof. Dr. Hans W. Singer-Dresden. Radierung

deutsch anmuten läßt, ist seine Liebe, man könnte fast von Andacht sprechen, zum Kleinen. Ohne das große Ganze zu verlieren, geht er dem Einzelnen sehr feinfühlig nach. Der Weg mit seinen Furchen und Rinnen, die kleine Erderhöhung, deren Umrisse von Gräsern bewegt sind, die Rinde der Bäume, das Geästel und der Charakter des Blattwerks, Blüten und Ähren: das alles dünkt ihn als Bestandteil der Landschaft, die er wiedergibt, wesentlich; es sind Züge, die er nachschaffen muß, um treffender zu charakterisieren. Im letzten ist es das gleiche, was uns so tief berührt, wenn wir die Graphik unserer alten Meister betrachten; der Deutsche, der von Dürer mit Verehrung spricht, hat doch gerade diesen Zug seines Wesens, die Treue des Kleinen, im Auge. Wer hätte nicht einmal mit Bewunderung den „Hasen“ oder das „Rasenstück“ sich angesehen oder in den Kompositionen all die kleinen Züge belauscht, die überall die begleitende Unterstimme abgeben? So empfinden wir Kätelhön als ein neues Glied in einer großen künstlerischen Tradition. Und was den Landschafter bezeichnet, gilt ebenso für den Porträtisten; er geht den Einzelheiten mit fast überscharfem Auge nach, prüft und kontrolliert die Oberfläche; keine Krähenfalte entgeht ihm; er nimmt alles gleichsam unter die Lupe, so daß man manchmal fast meinen möchte, nun sei es genug, damit das Zuviel nicht das Gesamtbild trübe. In seinen reiferen Arbeiten, von denen zwei hier wiedergegeben sind, hat er sich von der ihm eigenen Subtilität schon wesentlich befreit; er hat den Mut gefunden, große Flächen als hellen Ton stehen zu lassen und nur einige, nun um so wirkungsvollere Linien hineingegraben. Wer ihm in diesen Arbeiten das



Studie. Radierung

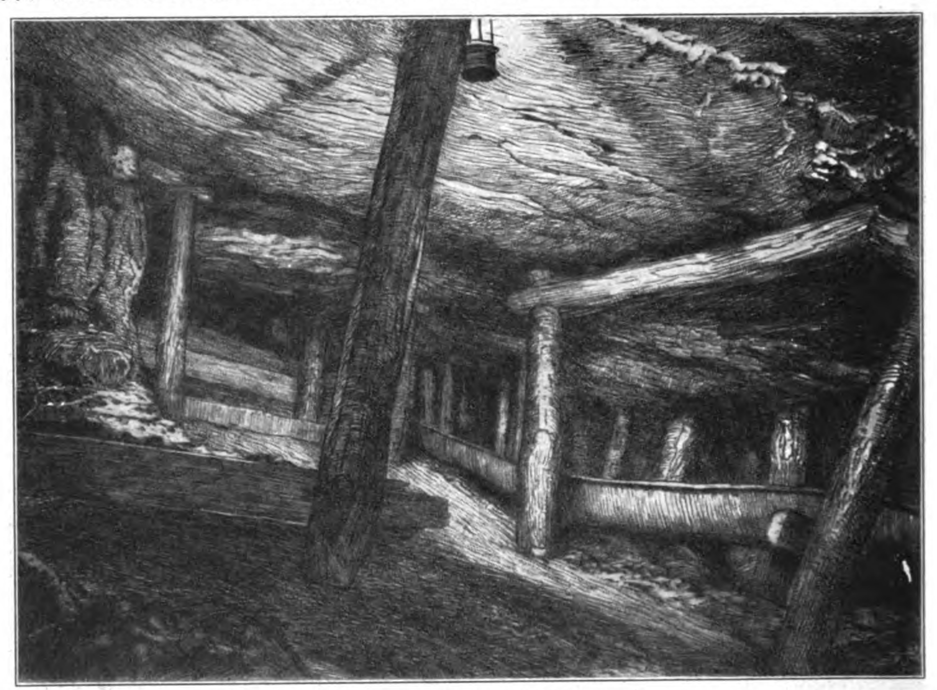
große Vorbild abgab, wird man nicht leicht verkennen, und es ist ein ganz natürlicher Vorgang, wenn der Radierer, der Vertreter des eminent malerischen Zweigs der Graphik, sich dort Rat sucht, wo diese Gattung zur höchsten, nie wieder erreichten Vollendung gebracht worden ist. Von den zwei Bildnissen gibt das eine einen Forscher, Professor Hans W. Singer vom Dresdener Kupferstichkabinett, als Verfasser viel benutzter Handbücher allen Freunden graphischer Kunst bekannt, das andre einen unsrer besten deutschen Meister, Paul Baum, wieder, mit dem Kätelhön seit Jahren in vertrauten Beziehungen steht; konnte er doch von wenigen so viel auch für sein eigenstes



Mäuse. Radierung

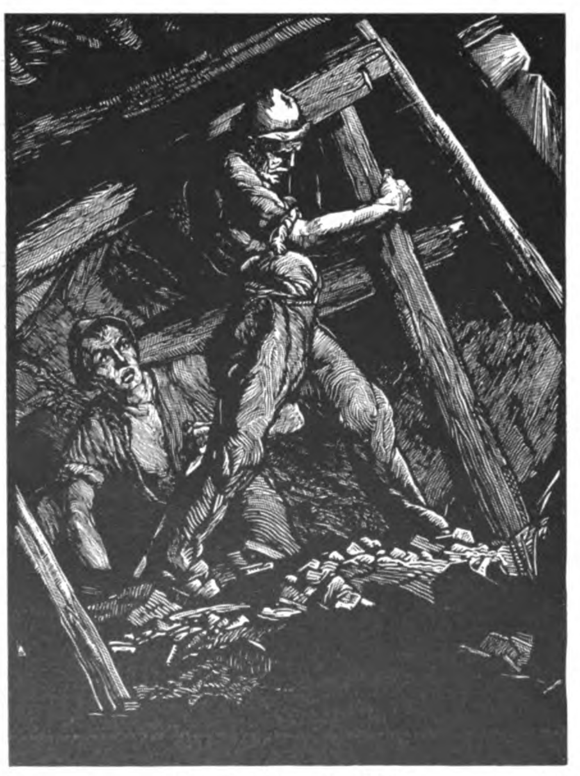


Am Chiemsee. Radierung

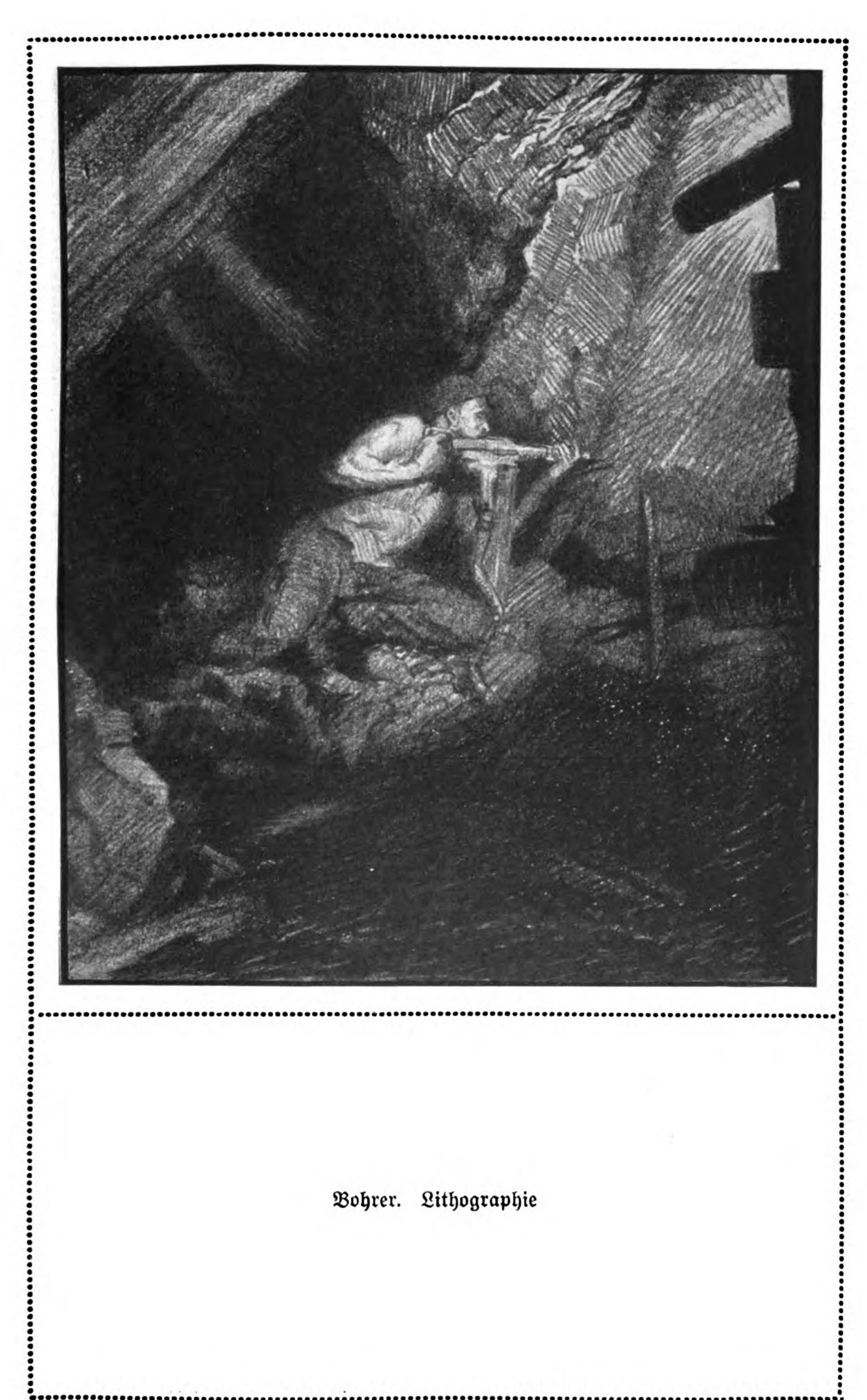


Flöz Sonnenschein. Radierung

Gebiet lernen. Seine Stellung als treffsicherer Porträtradierer wurde die Ursache zu einer einschneidenden Veränderung in seinem Leben. Gute Freunde, wie ihm seine menschlich liebenswürdige Art und seine vielseitige Begabung stets und überall zuführten, veranlaßten ihn, vorübergehend seinen Wohnsitz nach Essen zu verlegen, und hier dehnte sich der Kreis so rasch aus, daß endlich eine vollständige Übersiedlung daraus wurde, als ihm äußerlich die angenehmste Art zu schaffen ermöglicht wurde. Er hat hier sich das eigene Haus gründen können und kann, für den Graphiker die Hauptbedingung, daheim an eigenen Pressen in jedem Stadium den Fortgang seiner Arbeiten erproben. Indem er sich nun in neuer Umgebung befindet, fühlt er sich tastend in deren Charakter ein. Er sieht Menschen von einem andern Schlag, als er ihm bis dahin begegnet war; Männer geladen mit Tatkraft, Herrennaturen. Er tritt in eine Landschaft, in der nicht die Stille, die Abgeschlossenheit, das Weltfremde zu finden sind.



Beim Zimmern. Holzschnitt



Bohrer. Lithographie



Die Lampe. Lithographie

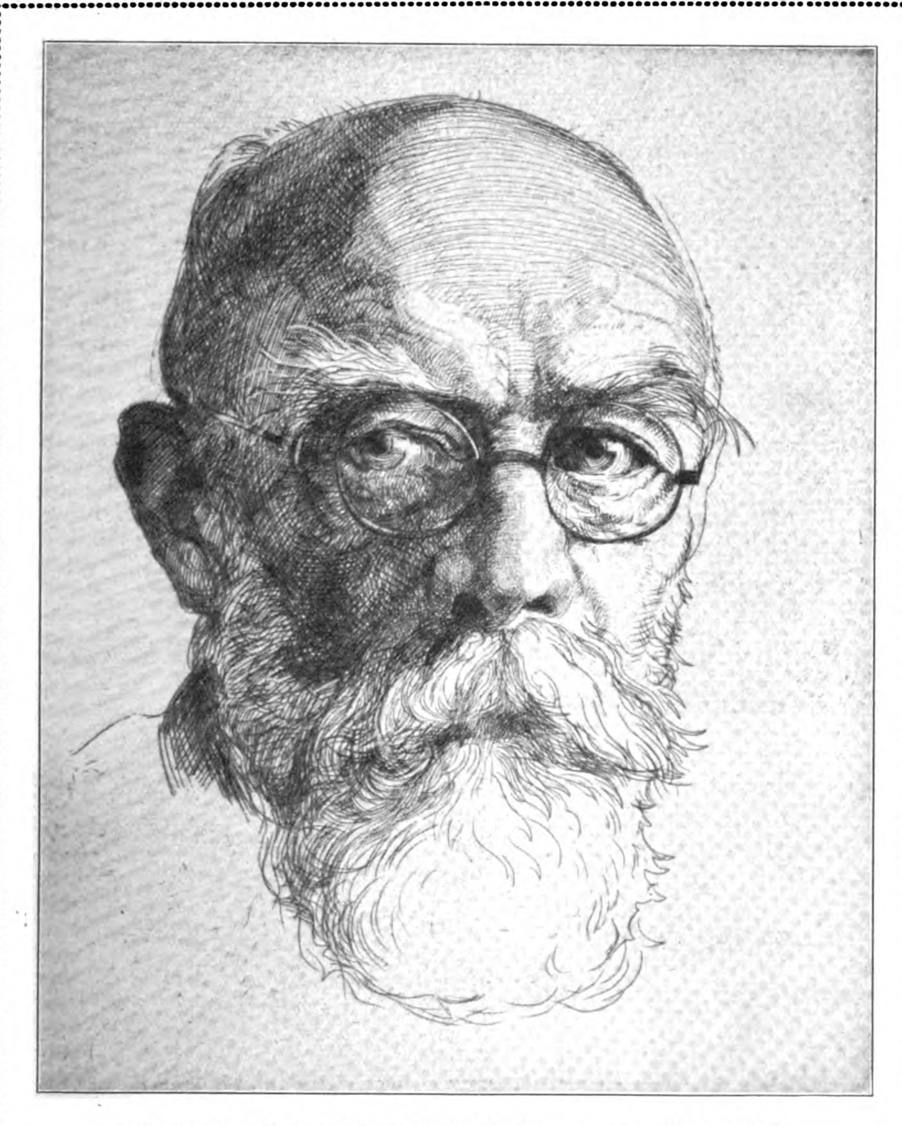
Charakteristisch, wie er zunächst sich gleichsam abwartend verhält. Es entstehen Blätter, wie deren ein paar hier abgebildet sind, bei denen man wieder an das friedliche Hessenland denken könnte, läßt man den Blick auf den zu Bündeln geschichteten Ähren haften, wenn nicht in der Ferne die rauchenden Fabrikschornsteine aufragten. Wir befinden uns an einer Stelle, wo sich die beiden stärksten Faktoren des modernen Lebens begegnen, Land- und Stadtarbeit, die Tätigkeit des Bauern mit der des Fabrikarbeiters.

Allmählich wird er in neuer Umgebung heimisch und lernt verstehen, was nötig ist, will man die Eigenart dieses Landes künstlerisch erfassen. Er begriff bald, daß hier sich etwas würde geben lassen, was so noch nicht da war. Wohl war schon hier und da einmal die dem 19. Jahrhundert allein eigentümliche Form der Arbeit, die hunderttausende im Bann der Maschinen festhält oder unter der Erde sich betätigen läßt, künstlerisch behandelt worden; im Grunde steht die Produktion dieser Art in keinem Verhältnis zu der Bedeutung, welche die Industrie im Leben der Völker der Neuzeit behauptet. Gewiß: wir besitzen ein Meisterstück in Menzels Bild des Eisenwalzwerks und ein großer belgischer Bildner, Meunier, hat mit seinen Figuren von Bergwerksarbeitern vor Jahrzehnten berechtigtes Aufsehen erregt. Was Kätelhön anstrebt, ist doch mehr. Er will die neue Heimat in ihrer Ganzheit fassen, in all ihren Vertretern, wie in dem, was ihren Söhnen das tägliche Brot gibt. Einzelnes tritt zum Ganzen zusammen, und so verdichten sich in seinem Innern zerstreut bildhafte Eindrücke zu einem Epos, dem er den stolzen Titel „Arbeit“ gegeben hat, und von dem er jetzt die erste von drei geplanten Folgen vorlegt: 12 Blätter z. T. größten Formats.

Wer das Leben des Volks im Bilde wiedergeben will, darf es nicht so machen, wie vor drei Jahrhunderten David Teniers, als er seine Bauernbilder malte. Der hat sich stets als Grandseigneur gefühlt, der sich einmal populär macht. Auf seinen Kirmeßbildern sieht man ihn wohl gelegentlich in modisch eleganter Kleidung in einer Ecke stehen und sich den Tumult ringsum überlegen betrachten. Darum wirken die Bilder, die er gemalt hat (von ihrer unleugbaren malerischen Bravour abgesehen) so überaus frostig: wer fühlte wohl aus ihnen einen Strom von Fröhlichkeit ausgehen? Ein Pieter Breughel oder Brouwer hatten das Leben des Volkes ganz anders erfaßt, weil sie sich selbst als Teil dieses Volkes fühlten. In neuerer Zeit hatte Wilhelm Leibl aus



Bergmannskopf. Lithographie aus dem Werk „Arbeit“



Geheimrat Dr.-Ing. h. c. Emil Kirdorf. Radierung aus dem Werk „Arbeit"

dem gleichen Grunde die Bauern in Oberbayern so unübertrefflich zu schildern gewußt, weil er jahrzehntelang mit und unter ihnen lebte. Kätelhön wußte wohl, daß er selbst mit den Bergleuten untertags leben müsse, wenn anders er es unternehmen wollte, von deren Leben und Arbeit das künstlerische Abbild zu geben; so ist er, bei der Zartheit seiner Konstitution doppelt bewundernswert, in eine Belegschaft eingetreten und ist wie ein Bergmann mit den andern eingefahren. Nur so konnte er neben den optisch-visuellen auch die psychologisch wertvollen Beobachtungen sammeln, deren er für seine Aufgabe bedurfte.

Es ist keine Szenenfolge, die er bisher gegeben hat: einzelne herausgegriffene, charakteristische Bilder, die in ihrer Gesamtheit die Besonderheit dieses Landes anschaulich machen werden. Daher auch der Wechsel in der Form der graphischen Kunst. Es dominiert die Lithographie, anderes ist im Holzschnitt festgehalten; die Radierkunst fehlt nicht. Kätelhön gibt gefühlsmäßig jedesmal dem Material das Wort, das er am ehesten für geeignet hält. Die Lithographie, in ihrer eigentümlich weichen Form der Übergänge, in dem Reichtum der Kontraste, die sie zugleich gestattet, weckt ahnende Vorstellung von dieser tief unter der Erdober-



Badende Kinder. Radierung

fläche liegenden Welt, von der Phantastik ihrer durch gewaltige Balken gestützten Wände, von dem Leben der Menschen, die in harter Arbeit sich mühen, das wertvolle Gestein zu lockern. Höhlen und Gänge tun sich auf, als wären es Wohnstätten urweltlicher Geschöpfe. Man glaubt Giganten am Werk zu sehen. Wie jede Lebensform dem Menschen, der sie lebt, ihre Spuren ins Angesicht gräbt, so modeln sich die Züge der Bergarbeiter zeitig, sie werden streng und hart, mit scharfen Linien durchzogen; oder sie bekommen einen Zug ins Große, wie ihn auch die Bewegungen, welche die Arbeit erfordert, haben; das hatte schon vor Jahrzehnten Meunier erkannt, als er seine Statuetten schuf. In dem großen Kopf des Bergmannes, mit dem beobachtenden Blick, den Kätelhön in dem scharfen, einseitigen Grubenlicht gezeichnet hat, faßt er gleichsam den Stand, gibt den Querschnitt durch das Leben dieser Menschen. Die Grundmelodie dieses Kopfes (wenn man diesen Ausdruck zulassen will) wird man variiert bei allen übrigen wiederfinden, selbst bei dem jugendlich anmutigen Bergmann, der eben seine Lampe prüft. Wieviel Kraft und Energie sind latent in diesen Formen enthalten!

Was die Heerführer für eine Armee, bedeuten jene Männer, die man wohl „Industriekapitäne" genannt hat, für die Industrie. Die unzähligen Fäden, die durch die ungeheuren Getriebe laufen, finden sich in dem Gehirn, in der Energie einiger weniger zusammen. Wer das Epos von der „Arbeit", von dieser Arbeit, dichtet, muß diesen Heroen die ihnen zukommende Bedeutung geben. In dem Werk von Kätelhön werden die führenden Persönlichkeiten, deren Namen längst über den engeren Wirkungskreis in die ganze Welt hinausgedrungen sind, den ihnen gebührenden Platz erhalten. Liegt es aber einmal geschlossen vor — es stehen mindestens zwei weitere Mappen aus —, so werden wir eine künstlerische Verherrlichung dieser Welt besitzen, wie sie noch niemals versucht worden ist.

Auf diese Welt richten sich gerade jetzt aller Augen. Wir haben in Deutschland von jeher gewußt, daß dort im Ruhrgebiet das Zentrum unseres Industriestaats liegt. Die Namen „Essen" und „Krupp" hatten gleichsam symbolische Bedeutung gewonnen. Heute aber sammeln sich unsere Gedanken mehr als je an dieser Stelle, die unendlich viel mehr geworden ist, als die Stätte der höchsten produktiven Arbeit. In einem ganz andern Maße als zuvor ist sie uns Symbol geworden. Das ungeheure Ethos, das in der Arbeit liegt und von ihr ausgehend sich dem mitteilt, der sie leistet, ist uns in diesen Tagen sieghaft vor Augen getreten. Kätelhöns Epos hat eine ungeahnte Gegenwartsbedeutung gewonnen.



Sommer. Holzschnitt

Gedichte von Robert Faesi

* * *

Zwischen Himmel und Meer

Wo ist mein Glück? — Von Himmel und Meer umspült,
In blau leuchtenden Abgrund verloren,
Von Sonnenglut durchwärmt, von Flut gekühlt.
Weltatem stürzt auf mich aus tausend Toren,
Ich trink ihn ein mit allen meinen Poren,
Ich fühle, wie sich Licht und Wasser fühlt.

In hellster Weite hab' ich mich versteckt,
Das große Schweigen zum Gesang erkoren;
Umblaut von Träumen werd' ich erst erweckt,
Aus fernsten Welträumen neu geboren;
Ich habe mich der Einsamkeit verschworen
Und die Unendlichkeit entdeckt!

Flut in den Watten

Der morgenkühle Sand schmiegt sich an meine Glieder,
Und lautlos, wie er durch die Finger rinnt,
Dehnt sich das träge Watt, bis dort, wo hin und wieder
Ein Schimmer feucht die Flächen überspinnt.

Zuletzt, wo des Geflügels kalter Schrei im Raume
Ertrinkt, hebt sich ein mädchenblaues Band;
Dort dämmert sagenhaft das Meer im Morgentraume,
Und bloß ein Lächeln haucht um seinen Rand.

Es ist, als sehnte sich das Ferne dir entgegen,
Es ist, als sei ein Festes weggewischt;
Ein weißer Schwarm beginnt sich ängstlich aufzuregen
Und flattert her; ein Streifen Schlick erlischt.

Demütig schmeichelt sich die Flut in flache Mulden
Und kämmt das Gras landein. Der rauhe Stein
Muß ihrer Werbung zähe List erdulden,
Das Blau um ihn wird kühn und er wird klein.

Behende huscht es her und heuchelt Schwäche,
Da es die Weiten schon verzehrt;
Leis wird die flache Anmut seiner Rieselbäche
Vom Unerschöpflichen genährt.

Sein sanfter Schritt ist unerbittlich wie Geschicke,
Wenn es der Möwen heis're Flucht erzwingt;
Schon glänzt es hart wie Stahl aus seinem blauen Blicke,
Der wie ein Basilisk sein Opfer schlingt.

Am Strand die hilflos hingefall'nen Schiffe
Hat es zu richten schon die Kraft;
Schon leckt es meinen Fuß, schon hat mit sicherm Griffe
Es meinen Leib in seinen Arm gerafft — — —

Oft kommt das Große leis und so allmählich:
Du wirst's nicht inne, bis es sagt: Ich bin!
Die Gnade wächst geheim und hebt dich selig,
Verhängnis überfällt unwiderstehlich
Und geht wie Flut ob deinem Scheitel hin.

Einen Sang will ich singen

Einen Sang will ich singen
Von den tausend Dingen der Welt,
Von den greifbaren, die ich erfahren,
Von den lockendfernen über den Sternen,
Einen Sang, der euch und mir gefällt!

Und die frohen Dinge, die bangen,
Die schlichten und krausen, die holden und grausen
In das Netz meiner Worte will ich sie fangen.
Als goldene Fische und bunte Korallen,
Als ein Gewimmel
Von glitzernden Nixen, von schillernden Schlangen und Quallen,
Von Krebsen und Perlen sollen sie triefend drin hangen.

Schiffer der Fläche, Schiffer der Tiefen und Himmel,
Schiffer der Seele zieh ich auf Fang.
Und der Wind, der mein Segel schwellt,
Heißt Überschwang,
Und mein Segel Mut,
Und mein Steuer Geist. —
Und die Welle, die mein Netz zerreißt
Und mein Boot zerschellt...?

O noch dir, Welle Tod, wie du bitter seist,
Stolz im Untergang noch aus der Flut
Einen Sang, der dich preist!
Einen Sang, der dir gefällt! —
Einen Sang will ich singen von all-allen Dingen der Welt.

Der Gasthof „Zur Erde"

Im Gasthof „Zur Erde" stieg ich ab für ein paar Nächte;
War wohl ein weites, wunderreiches Haus
Mit tausend Kammern jedem Wunsch zu Rechte,
Sein grüner Garten ging bis an das Meer hinaus.

In Saal und Hallen schwer gedeckte Tische;
Greif zu und labe dich an Frucht und Wein;
Fehlt nichts, was Mund und Hand und Herz erfrische,
Und hinter jeder Türe ruft's: Herein!

Aus aller Herren Ländern bunte Gäste,
Das Abenteuer lockt heiß unter kühnen Brau'n,
Von Schleppgewändern rauschen Tanz und Feste;
Das kommt und geht, um Mittag, Nacht und Morgengraun. —

Wie man's begleiche, Wandrer, willst du wissen?
Pack' Gold und Silber in den Beutel ein!
Gebucht wird jeder Trunk, bezahlt bei jedem Bissen;
Das Silber heißt Begier, das Gold heißt Pein.

Du fragst mich, Weltenwandrer, nach dem Wirte?
Seltsam, ich sah ihn nie. Nur der beflissʼnen Diener Schar,
Die, jedem Schritt eilfertig folgend, mich umschwirrte,
Die treusten nennt man Schmerz, Angst, Unglück, Sorge, Haß, Gewalt,
[Gefahr.
Und hast du's weidlich satt nach ein paar Nächten,
Hilft dir der hag're Hausknecht schweigend ins Gefährt
Und schließt den schwarzen Schlag. — Je nun, ich will nicht rechten,
Doch glaub' ich kaum, daß einer wiederkehrt.

Französisches=Allzufranzösisches

Von Rudolph Stratz

Meine frühesten Kindheitserinnerungen aus Frankreich — eigentlich nicht mehr Frankreich — und innerlich doch? Das war in der letzten Elsässer Wetterecke — da unten in Mülhausen — 1873, drei Jahre nach dem großen Krieg, und ich selbst ein Knirps von acht Jahren, der verblüfft im Hotelzimmer aufhorchte, als mein Vater plötzlich, sobald der Kellner eintrat, mit meiner Mutter russisch zu reden anfing. Wir waren damals zwar noch russische Staatsangehörige, aber wir empfanden und sprachen sonst ausschließlich deutsch. Und nun plötzlich das Russisch? Sehr einfach: die im Gemach anwesenden Handelsfreunde — die Dollfus oder Gmelin oder wie die großen Spinner hießen — konnten es nicht wagen, in deutschen Landen in deutscher Sprache vor den Ohren eines Kellners Geschäfte zu machen...

O Straßburg ... o Straßburg — du wunderschöne Stadt — in dir trat ich fünfzehn Jahre später, als junger Volontär an der „Straßburger Post", mit ein paar Leutnants vor einem Regenschauer in den Hausflur einer Volkskneipe. Verzweifelt steht der Wirt vor uns: Bei ihm stechen die Protestler ihr Schöppchen!... Preußische Uniformen unter seinem Dach und er ist nicht geächtet!... Deutsche sind gutmütig. Ihre Säbel klirrten ein Haus weiter...

Und 1913, als ich zum letztenmal im „Roten Haus" am Kleberplatz abstieg, war es genau so, wie vierzig Jahre früher, 1873. Immer noch wehte den ‚Wackes' der Wind von Westen, waren die Reichslande „das dritte Land" zwischen den beiden Schützengräben des Friedens — hier Deutschland — dort der böse Feind, der mit Ernst es meint: Frankreich.

Ich habe schon als neunjähriger Junge ein halbes Jahr in Südfrankreich und am Mittelmeer zugebracht. Ich galt dort, ohne es zu wissen oder zu merken, als kleiner „Russe", obwohl ich in Deutschland geboren und aufgewachsen war und kein Wort russisch sprach. Aber eben darum fühlte ich instinktiv den heißen Haß gegen alles Deutsche, und dieses Gefühl der Kinderzeit hat mich nie wieder verlassen und ist immer wieder in mir erwacht, sowie mein Fuß französischen Boden betrat.

Dieser Haß siedete nicht. Er fror. Er war eisig, unbeirrbar, ein geheimes Gemeingut aller Menschen unter welscher Sonne. Er wuchs auf der Volksschulbank, in dem Beichtstuhl, in der Kaserne, im Salon, auf der Straße, überall. Er schmolz scheinbar, nur scheinbar, wenn es um die Geschäfte ging — die Rotweinfässer von Bordeaux, die Roben von Paris, die Seidenfäden von Lyon, das Öl von Marseille. Alle Welt sah ihn. Nur der Deutsche nicht. Mir gingen 1889 in Paris, zur Zeit der Boulangitis, die Augen auf. Ich wohnte nicht im Hotel, sondern bei französischen Verwandten auf dem Boulevard Sebastopol mitten zwischen der Grande Nation. Meine Gastfreunde mißbilligten zwar, wie die Großkaufleute aller Nationen, das geschäftstörende Säbelrasseln. Aber wie leuchteten doch die Augen, wenn da unten auf der Straße in langem Gänsemarsch die Zylinder auf den erhobenen Spazierstöcken zuckten, nach dem Takt des: „c'est Boulange qui nous faut" und dagegen die Blusenmänner hoch vom Verdeck des Omnibus herab auf die Zylinder spuckten — wenn er selbst, der brave General, auf dem Zirkusschimmel über das Pflaster courbettierte und die Musik schmetterte: En revenant de la revue! — wenn die Herren durch Hutabnehmen die Adler Frankreichs grüßten, die Damen sich verbeugten, die Camelots der Republik dazwischen das Couplet ausheulten: „le général barb' en fuite" — eine Anspielung auf die Flucht des schönbärtigen Generals auf der Lokomotive nach Brüssel — wenn das alles schrie und tobte, bis es zum Handgemenge kam und die republikanische Garde zu Pferd in die flüchtenden Massen einhieb.

Eine Minute darauf war der breite Boulevard des Capucines menschenleer, von herrenlosen Hüten, Stöcken und Schirmen übersät. Ich saß mit meinem alten Pariser Onkel an einem Kaffeehaustischchen im Freien und forderte ihn erregt auf, sich doch umzudrehen und den Tumult anzusehen. Der alte Franzose war zu faul dazu. Er meinte trocken: „Lieber Neffe, da, wo wir jetzt sitzen, bin ich schon durch Blut gewatet, um nach Hause zu kommen. Was geht mich diese Katzbalgerei an?"

Aber wenn es auch nicht mehr als ein Krawall war — ein Zeichen der Zeit war es für mich doch! Ein Fanal der Revanche. Das erste Knurren des Tigers vor den Flammenaugen seines, kaum ein Jahr später abgedankten Bändigers Bismarck...

Der obige Onkel besaß ein paar Eisen-

bahnstunden von Paris einen Landsitz. Wir brachten den Sonntag dort zu. Nachbarn kamen. Alles natürlich Franzosen, darunter ein alter General, der uns, meinen Bruder und mich, für Russen hielt. Ich ärgerte mich über diese Russenwirtschaft und sagte ihm, der Wahrheit gemäß, daß wir deutsche Reserveoffiziere seien. Das Gesicht des alten Herrn veränderte sich nicht. Aber gleich darauf war er „auf französisch" verschwunden und der Oheim bestellte uns bekümmert, der General sei untröstlich, aber seine Empfindungen gestatteten ihm nicht, die Luft des gleichen Zimmers mit deutschen Offizieren zu atmen.

Die anderen konnten es. Sie übten Nachsicht. Wir galten ihnen als bessere Barbaren. Selbst die Dame des Hauses tuschelte uns vertraulich zu, es gäbe nachher Krebse. Wenn wir die nicht zu essen verstünden, wolle sie es uns noch rasch draußen in der Küche zeigen!

Ich hatte andere, sehr reiche Verwandte in Paris, draußen in den Champs-Elysées. Naturalisierte Deutschrussen, die eben darum französischer als die Franzosen waren. Bei ihnen fand man tout Paris, war mitten in jener winzigen Welt des Boulevardromans, die wir Deutsche beharrlich und irrig mit dem französischen Volk verwechseln. Die roten Bändchen schimmerten in den Knopflöchern der Fräcke, die langen Lakaien an den Türen trompeteten die Namen der eintretenden Gäste in den Saal, die Unterhaltung bei Tisch drehte sich in einem rasendschnellen Pariser Argot, ausschließlich nur Klatsch und Kleinigkeiten, zwischen dem Triumphbogen und dem Stadthaus. An einem solchen Abend, den ich, meiner Überzeugung nach, unter lauter mit Seinewasser getauften Vollblutparisern verbracht, fuhr ich mit einem der Gäste, einem alten Junggesellen, auf dem Métropolitain, der Untergrundbahn, nach den Boulevards zurück. Unterwegs stieg er aus, drückte mir die Hand und sprach: „Grüße Sie mir mei' Frankfort!"

Es war ein alter, deutsch-französischer Kaufmann, der seit Jahrzehnten in Paris lebte, aber jetzt noch nicht wagen durfte, an der Tafelrunde seiner Geschäftsfreunde auch nur eine Silbe seiner Muttersprache in den Mund zu nehmen. Mein Verwandter in den Champs-Elysées, mit dem ich am nächsten Tag darüber redete, fand das ganz in der Ordnung. „Meine Dienerschaft versteht natürlich kein Deutsch!" erläuterte er, „aber sie erkennt sofort am Klang, wenn deutsch in einem Hause gesprochen wird, und meldet es unverzüglich Déroulède und der Patriotenliga. Dann komme ich, als Mann der Geschäfte und Ritter der Ehrenlegion, in des Teufels Küche."

Zu gleicher Zeit — es war zu Anfang dieses Jahrhunderts — wimmelte Paris von deutschen Vergnügungsreisenden. Die Boulevards waren unter Bayrischbier gesetzt, so drängte sich eine Brasserie an die andere — deutsche Zeitungen, namentlich der „Simplizissimus" mit den Karikaturen deutscher Offiziere — wurden auf der Straße feilgeboten, in vielen Gasthäusern und Läden sprach man deutsch. All diese Zugvögel vom Rhein, unsere Landsleute, lebten in ihrem Paradies der Fremdenindustrie und merkten nichts von dem Acheron unter ihren Füßen, von dem wirklichen, dem heimlichen, dem hassenden Frankreich. Es war auch kein Wunder. Schrieb doch das treffliche und unentbehrliche Reisehandbuch dem Paris-Fahrer für den zweiten Vormittag nach Ankunft den Besuch der assyrischen Altertümer im Louvre vor. Und dort merkte man allerdings nichts von der Revanche, die aus den verdorrten Kränzen der Straßburgstatue raschelte, aus dem Hörnergeschmetter des Zapfenstreichs gellte und wie Licht und Luft unfaßbar, überall jeden umgab, der die Augen zum Sehen im Kopf hatte. Seltsamerweise empfand ich das zuerst drüben in Deutschland, und zwar durch folgendes:

Ich hatte damals viel mit französischen Verlegern zu tun. Verschiedene meiner Werke erschienen im Feuilleton des „Temps" oder auch, sogar illustriert, in Buchform. Eine fabelhafte Ehre — nach dem naiven Eingeständnis der Franzosen — eine besondere Gnade Gottes, durch die ein armer Sauerkrautfresser von jenseits des Rheins erst eigentlich die niederen Weihen als Dichter empfing! Unter meinen Übersetzern befanden sich, außer einer Dame, der Tochter meines Verlegers, auch französische Offiziere. Ein Generalstäbler, dessen richtigen Namen ich nie erfuhr, nannte sich „Otto von der Trense". Mein ständiger und Hauptübersetzer war ein Professor der deutschen Sprache an der Militärschule von St. Cyr, ein optierter Elsässer, der deutsch und französisch gleichmäßig sprach. Ich war oft mit ihm in Paris zusammen und besuchte ihn in seinem Landhaus in Boulogne und er mich in Deutschland, unsere Beziehungen waren so die besten. Erst allmählich merkte ich, in meiner Arglosigkeit, daß die Franzosen bei mir und bei anderen mit Vorliebe solche Bücher sich aus dem Deutschen auswählten, in denen irgendwie von Entartungszeichen, Niedergang, Unzufriedenheit in Deutschland die Rede war. So lag auch darin das

System: den schweigenden, tödlichen Haß bis zur großen Stunde der Entscheidung in Hoffen und Harren wider Deutschland zu stählen.

Das war der Hexenkessel an der Seine. Die große Babylonierin. Die Lichtstadt aus Dreck. Und der arme, kleine Rest Frankreichs — die Provinz?

Ich bin einer der nicht zahlreichen Deutschen, die die französische Provinz kennen. Ich habe mich an allen Ecken und Enden Frankreichs von den Vogesen bis zu den Pyrenäen aufgehalten. Und eines war da allerdings unverkennbar: Je weiter weg von den Vogesen, je näher den Pyrenäen — desto leiser, fast unhörbar wurden die Atemzüge des schlafenden Tigers, der Revanche.

An der französischen Ostgrenze zitterte stets Fieberstimmung. Geheimagenten stiegen dicht vor Pagny oder Avricourt in den Abteil und „beschatteten“ geräuschlos die nach Deutschland Reisenden; manchmal schon vom Pariser Ostbahnhof aus. Ich fuhr einmal, direkt von Petersburg über Heidelberg nach Paris. An der französischen Grenze erregte ich — wahrscheinlich wegen meiner sechs Fuß Länge — Verdacht! Ich wurde höflich zur Seite gebeten. Ob ich Papiere bei mir habe? O gewiß! Ich besaß, von Rußland her, einen Paß und auf ihm die dort vorgeschriebene, zur Ausreise unerläßliche Bescheinigung, daß ich im Zarenreich keine Schulden gemacht habe. Diesen Vermerk in russischen Lettern hielt ich den welschen Zöllnern und Sündern unter die Nase. Es war um die Zeit des Verbrüderungsrummels zwischen phrygischer Mütze und Knute in Kronstadt, die Wirkung also prompt. Ich galt als Bundesbruder, als Kosake. „Bon voyage, monsieur!“ Liebenswürdiges Lächeln besonnte meine Abfahrt nach Nancy und Paris.

Dies Nancy war die übelste Nummer unter den welschen Grenzstädten des Ostens. Der Chauvinismus gedieh da in Reinkultur. Geheime Fäden spannen sich von hier durch das ganze Elsaß. Korsische Offiziere schmuggelten sich von hier als italienische Erdarbeiter bei den neuen Befestigungsbauten von Metz und Straßburg ein, Spioninnen schwärmten von hier als Kindermädchen in die altdeutschen Familien der Reichslande aus.

Je weiter gen Westen, desto ruhiger wurde Galliens Gesicht.

Welch ein — scheinbarer — Gottesfrieden lächelte über dem alten, silbergrauen Toulouse. Luchon, unter dem weißen Schneemantel der Maladetta, Arles mit der schwarzen Schwermut seiner Zypressentürme, seines altersgrauen Kolosseums, Cette zwischen flammendblauen Sümpfen, die nachtfarbenwallenden, heiligen Wasser von Lourdes, der haushohe Donner der See an den Klippen von Biarritz, die sauberen, breiten, ehrbaren Straßen von Lyon und die beinah ebenso langweiligen Flußufer von Bordeaux — über all diesen Städten, Städtchen, Nestern, die ich in Frankreich durchschritt, lag etwas wie Staub. Gähnte die Zeit, dämmerte Mattigkeit. Gascogne, Provence, Languedoc schienen zu unselbständig und verschlafen, um aus eigener Kraft, mit geballter Faust, zu hassen — überließen die große nationale Geste den Teilen Frankreichs, die von alters her den Krieg und deutsche Heere kannten: Paris und dem Osten.

Nur eine Stadt in Frankreich außer Paris lebt! Nur eine lacht. Nur eine lärmt. Goldstrahlend vor dem blauen Himmel blickt vom Weiß der Kreidefelsen Notre Dame de la Garde auf Marseille, das ewig heitere, hinab. Oftmals in meinem Leben bin ich in Marseille gewesen. Es ist die einzige Stadt Frankreichs, in der ich mich je wohl gefühlt habe. Denn hier, in dem Gewühl der Cannebière, schien mir wirklich die Revanche erstorben an dem Geist des Welthafens, dem Wagen und Winnen, der Levantinerart der Bevölkerung, der Nähe des schwarzen Erdteils.

Ein halbes Dutzendmal bin ich von Marseille über das Mittelmeer hinüber nach Nordafrika gefahren, in das zweite Frankreich, das weite Gebiet seiner Kolonien. Ich habe diese Reiche Mohammeds bis tief in den Süden hinab durchstreift, vom Schnee des Atlas bis zu dem grell flimmernden Weiß der ländergroßen Salzsümpfe und, auf schmalem Pfad über ihren schlammigen Abgrund, bis zu dem schwefelgelben, endlos gewellten Sandmeer der eigentlichen Sahara. Hier, in der Militärzone, am Brackwasser verschanzter artesischer Brunnen, sah ich das alte kriegerische Frankreich von einer ganz anderen Seite. Das war nicht mehr Napoleons grande armée, der ewige Räuber am Rhein — das war das neue, große, seit 1871 entstandene farbige Kolonialheer — blau umflatterte Kamelreiter, die „Zéphirs“, Pariser Windhunde in orientalischer Tracht als leichte Infanterie, Zuaven, pechschwarze Turkos in roten Schärpen und Pluderhosen, arabische Spahis auf milchweißen Stuten und — in der Tracht der französischen Linienarmee — die „Fremdenlegion“, richtiger die „Fremdenregimenter“ Nr. 1 und 2.

Der tollste Truppenteil der Welt, eine Disziplinarabteilung der Fremdenlegion, lag in der südtunesischen Oase Gafsa, wo ich

mich längere Zeit aufhielt. Leider befanden sich viele Deutsche unter diesem verlorenen Haufen. Eines Tages waren zwei von ihnen in die Wüste hinaus, der nahen tripolitanischen Grenze zu, desertiert. Die Spahis, die mit ihren finstern kaffeebraunen Gesichtern und in ihren langen blutroten Mänteln wie berittene Scharfrichter aussahen, galoppierten zu meinem Erstaunen nicht hinter ihren Spuren her, sondern ritten gemächlich im Schritt in entgegengesetzter Richtung das kahle Steingeripp eines hohen Bergs hinauf. Von dessen Spitze erspähten ihre Falkenaugen die beiden unglückseligen, wandernden Punkte in der fernen Ebene und nun ging es, was die mageren, struppigen Katzen von arabischen Vollblutgäulen laufen konnten, wieder bergab und den Flüchtlingen nach. Am Abend brachten sie die armen Teufel in einer erbärmlichen Verfassung, mit Stricken an ihre Sättel gebunden, wieder heim.

An einem der nächsten Abende ging ich rasch durch den Palmenwald nach Hause. Es gibt keine Dämmerung in diesen Gegenden. In wenigen Minuten wandelt sich der glühende Tag zur eisigen Nacht. Eine Gestalt tauchte im Schatten hinter einem Dattelbaume auf. Ein Flüstern: „Monsieur — je suis disciplinaire" und plötzlich, ganz leise, auf deutsch: „Ich bin Strafsoldat! Helfen Sie einem Landsmann! Nur zwanzig Frank!"

Ich tat, als hätte ich nichts gehört, und ging weiter. In einiger Entfernung ließ ich scheinbar achtlos ein Goldstück fallen. Zwanzig Frank in Gold hatten damals dort am Ende der Welt eine ähnliche phantastische Kaufkraft wie heutzutage ein goldenes Zwanzigmarkstück bei uns. Ob dem verspielten deutschen Landsmann damit die Flucht aus der Sklaverei der Legion geglückt ist — ich weiß es nicht. Ich hütete mich schwer, die Offiziere der Fremdenlegion, mit denen ich täglich zusammen war, danach zu fragen.

Unter diesen Kolonialoffizieren war ein merkwürdiger Mensch, ein Hauptmann, mit dem ich noch nachher jahrelang von Deutschland aus in Briefwechsel stand. Er war eigentlich Generalstäbler. Nur der Abenteurerdrang hatte ihn nach Afrika getrieben. Er sprach — ganz ungewöhnlich für einen Franzosen — vier oder fünf Sprachen und war, um sie zu erlernen, in ganz Europa herumgekommen. Nur hatte er sich nirgends einen Sprachlehrer genommen, sondern, als echter Sohn Frankreichs, sich in jedem Lande, wie der Münchner sagt, ein „G'spusi" angeschafft. Natürlich waren das keine Baronessen oder Kommerzienratstöchter gewesen, sondern Kinder des Volks, und so sprach er deutsch ganz geläufig, aber genau in der Mundart eines Wiener Wäschermadels, und ebenso Englisch ohne „h" am Anfang der Worte und ähnlich, soweit ich es beurteilen konnte, Spanisch und Italienisch.

Das dritte Wort aber dieses sehr gescheiten Capitäns und aller seiner Kameraden war ein sehnsüchtiges: „Ah — quand nous irons à Maroc!"

Das war der Schlüssel zur Seele dieses zweiten Frankreichs — nicht der alten Gottesgeißel des europäischen Festlands, sondern der mächtigen Nebenbuhlerin Englands im Kampf um die Weltherrschaft. Ich begriff jetzt, auf meinen Reisen in Nordafrika, warum Bismarck nach 1870 die Franzosen direkt zur Gründung eines großen Kolonialreichs ermutigt hatte. Das mächtige farbige Heer, das hier entstand, bedrohte in erster Linie England. Der Geist, der dieses Heer beseelte, dachte nicht an den Rhein, selbst nicht an das Elsaß. Er hieß ein einziger heißer Haßgesang gegen England ...

Wie eine Ohrfeige brannte der britische Sauhieb von Faschoda, dem schwarzen Olmütz, auf der französischen Wange. Sedan war hier in Afrika über Faschoda vergessen. Die Stimmung geradezu deuschlandfreundlich. Wir nutzten sie, wie immer, nicht. Wir verläpperten eine unwiederbringliche Zeit mit Denkmalsenthüllungen, Festwochen, innerem politischen Stank. Wir ließen die Franzosen nicht nach Marokko gehen, bis die Engländer ihnen, um sie zu versöhnen, Marokko schenkten. Dann gingen wir selbst hin und bezogen unser eigenes Faschoda in Form von Algesiras und Agadir. Und von Stund' ab bildete die farbige Armee Frankreichs „die schwarze Gefahr" nicht mehr für Großbritannien, sondern für uns!

Es gab in Berlin einen Geheimrat in leitender Stellung, der sich dienstlich intensiv mit dieser schwarzen Gefahr befaßte. Er besaß, in vielen Registerbänden, alles, was an gedrucktem Material, Karten usw. darüber irgend beizubringen war. Er wünschte auch meine Ansicht zu hören, da ich ehemaliger aktiver Offizier war. Zu meinem Erstaunen ergab es sich, daß er die ganze Angelegenheit nur aus seinen Büchern kannte. Ich sagte ihm: „Lassen Sie sich doch in Gottes Namen ein paar Monate Urlaub geben und fahren Sie einmal nach Afrika an Ort und Stelle!" Diesen Gedanken lehnte der Geheimrat energisch ab. Dazu habe er keine Zeit! Er sei zu sehr damit beschäftigt, die quellenmäßigen Unterlagen für die afrikanische Truppenmacht der Franzosen in Berlin zu sammeln und zu sichten ...

So verrauchte Faschoda. So verwehte die Gnade der Stunde. Schon bei meinem letzten Aufenthalt in Tunesien, wenige Jahre vor dem Weltkrieg, merkte ich den Umschwung der Stimmung, den jäh, seit unseren Marokkohändeln, auch hier um sich fressenden Deutschenhaß. In einem Gasthof in Tunis wurden meine Frau und ich gut, wie sonst, aufgenommen. Nach einigen Tagen mußten wir unser Quartier wechseln. Die in dem Hotel verkehrenden französischen Plantagenbesitzer und Farmer der Umgegend hatten sich bei dem Wirt über die Anwesenheit von Teutonen unter seinem Dach beschwert.

Und ebenso fanden wir es in den früher gastfreundlichen Gegenden Frankreichs. In dem sonst so wohlwollenden, südlich leichtlebigen Avignon verweigerte man uns in dem Hotel das Mittagessen, so daß wir in eine Kneipe nebenan gehen mußten. Es gab für uns keinen Platz im Omnibus zur Bahn. Unser Handgepäck sollten wir selber tragen, da Zimmermädchen und Hausknecht keinen Finger rührten. Schließlich wurde es mir zu bunt. Ich rief eine Droschke und beorderte, mich zum Souspräfekten zu fahren. Das wirkte: plötzlich fand sich eine Fahrgelegenheit für uns, die Koffer wurden gebracht und der Hotelier konnte auf einmal deutsch und wünschte eine glückliche Reise.

In den letzten Jahren vor 1914 war es für Deutsche gefährlich, im Auto Frankreich zu bereisen. Die Franzosen wußten genau, daß das behördlich vorgeschriebene „D" hinten am Wagen „Deutschland" hieß, wenn sie selbst es auch „Allemagne" aussprachen. Sie schmissen mit Steinen hinterher, riefen Schimpfworte und hoben die geballten Fäuste gegen die „sales Prussiens!" Daß zu gleicher Zeit z. B. in München die französischen Kraftwagen massenhaft mit flatternder Trikolore am Kühler unbehelligt herumsausten, brauche ich kaum erst zu erwähnen. Die deutsche Regierung rührte natürlich keinen Finger, getreu ihrem Grundsatz, die Große Nation „durch Ritterlichkeit zu entwaffnen".

Vor allem aber Paris! Ich war, in der letzten Zeitspanne vor dem Krieg, jedes Jahr ein-, zweimal in Paris und sah besorgt den Manometer des Deutschenhasses immer rascher bis auf 99 steigen! Der überheizte Dampfkessel der Revanche zitterte schon in allen Fugen, ohne daß unsere, massenhaft dort mit dem roten Baedeker unter dem Arm sich tummelnden Landsleute es merkten.

Sie konnten es auch nicht. Denn zwischen dem Paris der Fremden und dem Paris der Pariser gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Aber wer wie ich in diesem eigentlichen Paris verkehrte und in dessen Seele sah, der sah mehr, als ihm lieb war.

Was man sah? oder mehr ahnte? Des Tigers Erwachen! Tausend Kleinigkeiten. Jede für sich belanglos und doch ein Mene Tekel! Gute alte Pariser Bekannte von früher konnten ihre Gereiztheit im Verkehr nicht mehr unterdrücken. Ich speiste mit einem von ihnen im Grandhotel. Wir sprachen vom Einmarsch der Franzosen in Marokko. Ich erwähnte, nach meiner Kenntnis dieses sonnenverbrannten Räuberstaats, durch den ich schon in jungen Jahren geritten, daß zu der Expedition mehr als die vorgesehenen 50000 Mann nötig sein würden. Wie ein Puterhahn kollert plötzlich mein sonst so umgänglicher gallischer Gast auf: „Ah — die Zeiten sind vorbei, wo ihr Deutschen uns militärische Lehren gabt! Bald werden wir es umgekehrt machen!"

Hurra! — Hurra! braust es dumpf von jenseits des Rheins aus dem ewig festefrohen Deutschland herüber. Irgendwo waren da wieder Fahnen und Feiern. In Paris spielte man damals l'Aiglon mit der Sarah Bernhardt, auf die, wie auf die Pyramiden, beinahe vier Jahrtausende herabschauten. Schon zehn Jahre früher, als ich, von ihrer Kunst gebannt, einmal sagte: „Das ist eine große Frau", hatte mich ein alter Pariser ernsthaft belehrt: „Madame Bernhardt n'est pas une femme! C'est une institution!' Das ist keine Frau, sondern eine Einrichtung der französischen Republik!

Jetzt, 1913, war diese historische Einrichtung noch im vollen Gang. Die göttliche Sarah, greise, kurzatmig, halblahm, riß doch als Napoleonide in ihrer Schilderung des Siegs von Wagram das Publikum zu rasender Begeisterung hin. Ein Herr im Gehrock trat vor den Vorhang und verkündete, man werde für die französische Luftflotte sammeln. Über rasch gelegte Holztreppen stiegen die schönen Schauspielerinnen der Bühne, geschminkt und im Kostüm, in das Parkett und schritten durch die Reihen. Napoleonsd'or und Hundertfranknoten flogen auf ihre Teller und nervenpeitschend schmetterte die Musik das alte Angriffslied, die Marseillaise:

„Auf, Kinder Frankreichs, zu den Waffen!
Der Tag des Ruhms ist endlich da."

Das war schon der erste, ferne Donner des Kriegsgewitters, wenn der Sturm auch nicht am Rhein, sondern an der Save ausbrach und Frankreich bei den ersten Blitzen staatsklug sich scheinbar hinter Rußland barg. Aber dieser Krieg war durch fast ein halbes Jahrhundert für Frankreich der Sinn und Zweck seines Seins gewesen. Der Weltbrand



Frühstück im Garten. Gemälde von Georg Walther Rößner

im Osten mußte kommen, so sicher wie die Sonne im Osten aufging. Und er kam . . .

Vielleicht hätte er sich hinausschieben — durch ein Wunder Gottes sogar am Ende verhüten lassen, wenn wir, nach Bismarcks Sturz, die Franzosen richtiger behandelt hätten. Die kalten Wasserstrahlen des eisernen Kanzlers verstanden sie. Für unsere übereifrige Betulichkeit und unnütze Dienstfertigkeit — etwa beim Frieden von Schimonoseki — hatten sie nur ein geringschätziges Lächeln. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß französische Männer untereinander besonders höflich seien. Gegen hübsche Frauen sind sie wehrlos. Aber im gegenseitigen Verkehr bevorzugen sie eher eine barsche, trockene, troupierartige Tonart. So schien dem Durchschnittsfranzosen unsere zeitweilige Liebedienerei nur ein Verlegenheitszeichen von Schwäche, und um so mehr schwoll ihm der Kamm.

Das zeigte mir, bei meinem jedenfalls für immer letzten Aufenthalt in Paris, ein Jahr vor Kriegsausbruch, ein Blick in die Schaufenster der Buchläden. Ich habe mir einige Titel der Werke, die da auslagen, notiert: „Le partage de l'Allemagne" — Die Teilung Deutschlands — mit einer Umschlagskarte, auf der von dem Deutschen Reich eigentlich nur noch ein Großthüringen mit Weimar als Hauptstadt übrig geblieben war, — dann „Le sourire de l'Alsace". Das Lächeln des Elsaß — daneben: „La fin de la Prusse" — Preußens Ende . . .

Das war der Geist von 1913. Die seelische Verfassung Frankreichs vor dem Weltkrieg. Ein Jahr darauf ließ die vereinigte Menschheit den gallischen Tiger als ihren Bundesgenossen wiederum aus dem Käfig.

Wer in Europa, wer auf der Welt fängt ihn wieder ein?

Vergeblicher Einsiedler. Von Hugo Salus

Meine letzte Sehnsucht war einsam sein.
Bin jeder Gesellschaft entkommen.
Nun bin ich allein; bin ich allein?
Schon daß ich mich frage, ist Antwort: Nein!
Hab' in die Klause mit herein
Mich selbst als andern genommen.

Von früh in die Nacht geb' ich auf mich acht
Und wollte doch Frieden finden!
Die Einsamkeit hat mir ihn nicht gebracht,
Sie hat mich zu meinem Wächter gemacht,
Der sich tags und nachts bespäht und bewacht,
Ohne sich je zu ergründen.

Keinem Fühlenden wird je die Einsamkeit,
Weil ihn sein Ich stets begleitet.
Je mehr allein, je mehr zu zweit!
Bis endlich der wallende Ahasver Zeit
Ihn von dem quälenden Andern befreit
Und ihm seine Kammer bereitet . . .



Andacht. Von Heinrich Zerkaulen

Du liegst wie eine Stadt in mir
Mit hohen Kirchen und Kapellen,
Wenn ich die Augen schließ' in dir,
Hör' Glocken ich an allen Stellen.

Ich ziehe wie ein Pilger ein
Durch deiner Liebe hohe Pforten.
Die Stunden tönen von Schalmei'n
Und sind bekränzt mit Liebesworten.

Mein Blut geht wie ein breiter Strom,
Will über beide Ufer treten.
Ich knie in unsrer Liebe Dom,
Bis alle Seligen mit mir beten!

Die Zuflucht

Novelle von Hans Heinrich Ehrler

m 2. Juli vormittags 9 Uhr, die Wanduhr schlug gerade, wurde Faber von dem Schrecklichen betroffen. Auf dem Papier vor ihm stand ein von seiner Feder angefangener Satz. Dieser sollte ein ihm wohl vertrautes Wort Goethes werden und begann: „In einem erweiterten Herzen verdrängt . . .“

So stand der Satz angefangen dort und ließ sich nicht fertig schreiben. Als hätte die Uhr seine zweite Hälfte aus der Erinnerung weggeschlagen, blieb er, ein arges Bruchstück, stehen. Genau eine halbe Stunde lang.

Aber auch alles andere schwand, was Faber noch schreiben wollte; schon vorgeformte Gedanken waren auseinandergelaufen, entleerten sich, versanken, waren nicht mehr da und ließen sich nicht mehr holen.

Er nahm den Vorgang wissend wahr und empfand ihn wie etwas in ihm Getötetes, als wäre auf einmal sein Hirn in der Schädelhöhle gewichen.

Nach der grauenhaften halben Stunde, die Uhr schlug wieder, fing indes die Feder gleichsam von selber zu schreiben an und der Satz stand fertig und erhellt auf dem weißen Blatt: „In einem erweiterten Herzen verdrängt . . . der höhere Vorteil den niederen.“

Auch die folgenden Gedankenreihen stellten sich ein, frischer leuchtend, gleich einer geschenkten Kette Geschmeides. Das ganze Schriftstück wurde eine ihm selber überraschend edel gefügte Erläuterung des zerrissenen und wieder zusammengewachsenen Wortes.

Es war als ob der weise Spruch eben an ihm Erlebnis geworden sei. Und doch wußte Faber, daß ein Verhängnis über ihn gekommen war. Die unheimliche Arbeit kam nicht zur Post und zum Drucker, sondern in die Schublade.

Dann saß er vor einem neuen Papierbogen und dachte laut: „Es wird wieder kommen . . . und kommt es nicht, so droht es zu kommen, immer, überall.“

Er hörte dreimal die zwei Buchstaben aus dem Selbstgespräch heraus, seine Hand malte sie groß und mitten auf das von einem spukhaften Lichtschlag noch weißer gewordene Blatt: Es.

⌘ ⌘ ⌘

Nachher heftete Faber das Zeichen mit vier gelben Reißnägeln gegenüber dem Schreibtisch an die Wand unter Goethes Bild und ging aus dem Haus in die Stadt hinab. Er bemerkte, da er sich so die Straße hinuntersenkte, zum erstenmal, wie hoch er wohnte; von einer Reise kam er aus anderer Welt unten an, als sei seine verlassene Stube ein stundenfernes Landhaus.

Die Augen, welche hinübergeschaut hatten ins andere Reich, waren anders, größer, übersichtig geworden, auch für die tausend Gesichter und Geschehnisse der Gassen. Dennoch führte ihn ein leichtes Vergnügen. Er hatte nichts mehr mit dem zu schaffen, was in dem Kessel so unglaubhaft ernst genommen wurde. Er sah, es saß jedem der Gänger und Läufer ein Sack auf dem Rücken, da stak ein grausig Lebendiges, ihr Schratt darin. Oder Spaßiges, darein sie unsichtbar gekleidet, lief mit ihnen zu einem närrischen Ziel. Gern hätte er von allem die Hülle eines Wahnes abgeschüttelt, diese als ein plötzlicher Wind aufgeblättert und ihren Trägern gezeigt.

Und jeglicher trug etwas von Tieren zur Schau, ein Färblein, einen Tritt, eine Gebärde. Verkleidet schaute er Erzvater Noahs wunderlich gerettete Arche. Er tupfte die Eiligen mit einem guten Gedanken; sie merkten es, mancher zögerte und schaute ihn wie aufgeweckt an.

Da und dort begegnete er einem Bekannten oder einer Dame und grüßte sie in Zeremonie. War es nicht etwas Ungemeines, solch eine Begegnung unter hunderttausenden? Er war ihnen seit einer Stunde Fremdling geworden und hatte sie dennoch lieber als vordem.

Und er dachte: ‚Du . . . du und du, sitzt in dir auch schon der dunkle Punkt, in deinem Hirn, in deinem Körper, und du Lachender, du Prangender weißt es nicht?‘

Faber ging gar nicht auf dem Boden, sondern auf einer halbzölligen Luftschicht, gleichsam dahingetragen durch die Dinge seines Wandels.

Vertauscht, unwirklich schien alles geworden. Seine Sinne mußten erst prüfen, ob er nicht in einem Traum träume.

Er besuchte ein Gemäldemuseum. Nicht er, sondern der in ihm sah die Bilder an den zum Horchen stillen Wänden an. Zum wievielten- und doch ganz zum erstenmal? Die Meister der Zeiten! Heiliges Theater der Welt! Und die vielfältigen Bilder schienen nicht von vielen Händen gemalt, sondern von einer Hand, zeitenlos in einer frommen Stunde entstanden. Den Lärm von draußen hörte man wie aus einer anderen Welt. Es

ging nur noch ein Jüngling durch die Säle. Er sah dessen blaue Augen an den Bildern sternhaft werden und wurde sich so zweifach des Glückes bewußt, welches ihm der Schaugang schenkte.

Er ging in die Kirche. O war das nur der Torbogen einer Kirche, der jahrhundertealte, steinerne, unter dem er in die Halle bunter Dämmerung eintrat? Geschah nicht eine feierliche Handlung, eine Erweiterung seines Maßes von Leib und Seele? Er kannte noch aus der Ministrantenzeit die Worte: Introito ad altare Dei ... Ich will hintreten zum Altar Gottes ... Ein inständiger Wunsch dachte in ihm: ‚Wenn jetzt einer um den andern von den Menschen draußen hier mit einginge, jeder für sich in den Raum des Heiligtums, unter dem Torbogen, gebenedeit, geweitet und gereinigt?‘

Wieder auf die Gasse gekommen, wußte Faber, das eine ihm Bestimmte werde nicht schwer werden. Denn war er nicht eigentlich von seinem ersten Erdentag gleichsam nur ein seltsamer Gast im Menschenspiel, irgendwie von oben herabgeschickt, etwas Welthaftes zu erleben und dann wieder irgendwie hinaufgehoben zu werden?

Er stieg den Turm der Stiftskirche empor. Daher kannte er die Stadt wie kein Baumeister, in ihren Zeitläuften und Ringen, seit Jahrhunderten, von der Zelle am Nesenbach bis hinauf über die Reben- und Waldberge. Er durfte nur seine Arme hinunterbeugen, um alles als sein Besitztum zu umgreifen.

Und dort oben entknüpfte sich das Rätsel seiner seitherigen Wege, er sah die eigene Gestalt von diesen herzukommen auf seinen Turm.

In jedem Städtlein, das er durchwanderte, ging er in die Kirche und stieg er auf den Turm, das unten herumgeklebte Nest der Gemeinde von oben zu durchschauen. Daheimher trug er's noch im Gefühl, daß der hohe, viereckige Stadtturm mit dem Zwiebeldach, seine Uhr und seine Glocken, Achse und Herzkammer des umlagernden Menschen seins war, der aus der Siedelung Mitte gewachsene, jeden Pulsschlag bestimmende Zauberstein von Leben und Tod, der Zeuge der Zeiten, Bürge von diesseits und jenseits. Alle Geschichte und Geschichten waren in seinen kühlen, dunklen Stiegenschacht gespeichert bis ins Gestühl der Glocken. Wer der Heimat entwanderte, wurde von ihm angezogen, blieb in seinem Bann, wie die Nadel des Kompasses; wer draußen starb, hörte sein Geläut.

Und der Großvater war Turmwächter gewesen auf dem blauen Turm in Wimpfen, Musiker im Angesicht des Herrn.

Der Vater aber, als er fünfundsiebzigjährig zu sterben kam, richtete sich die Giebelstube des Vaterhauses mit altem Hausrat ein, zog sich dorthin zurück, hinauf, und gab dort seine fromme, weise Seele in die Sterne.

Und die Dinge der Jugend zeigten sich auf der Zinne dem betrachtenden Mann. Ein spielendes Gespinst von Luftgeweben umspannen ihn die Erinnerungen.

Die Rumpelkammer auf dem väterlichen Dachboden beherbergte ihn tagelang. Dort stand auch des Großvaters Stundenhorn. Mit zwölf Jahren vermochte er dem metallenen Ungetüm den ersten vollen Ton zu entlocken, daß draußen der Marktplatz davon erschrak.

In Vetter Engerts Hof zu Seidelklingen im Unterland stand ein Taubenschlag, so wie man ihn noch in den Bilderbüchern sieht, mitten im Hof, hoch und frei auf einem Mast errichtet. Dorthin stieg der Knabe täglich, wenn er zu Besuch war, und setzte sich zwischen das gurrende Gefieder.

Als frommer Knabe, wenn in der Kirche die Orgel spielte und seine Seele tief im Gebet versenkt lag, war es ihm plötzlich, er knie in der Luft schwebend vor dem Tabernakel des Hochaltars.

Die Eiche am Hohlweg in Ellwangen wuchs vor ihm auf. Ihre Krone war in einsam hingesäumten Stunden des Primaners Aufenthalt. Das Eichhorn lief nicht mehr vor ihm davon, und vertraut hatte der Baum den Jüngling in sein verschlossenes Wirken genommen, ihm seine Wünsche offenbart, die vergeblich aus dem Grund in die Lüfte locken; und hatte von seinen Säften auch durch den Körper des Verwunschenen emporgeschickt, welcher inmitten der Welt saß, ganz in der wunderbaren Mitte.

Einmal sah er unten Klara Specht, die er liebte, mit dem Robert Grüneisen daherkommen und diesem gerade unten einen Kuß geben. Das tat weh, aber merkwürdig nicht so, wie wenn er sich die Sache etwa von unten hätte mitansehen müssen. Er war schon, als der Schmerz traf, gleichsam über den Schlag hinausgehoben und entrückt. Leicht durchwehten Geblütes mußte er heimlich lachen.

Jetzt entdeckte Faber auf dem Stiftsturm inmitten über der Hauptstadt des Schwabenlandes, die Eiche hatte damals eine Art Wunder an ihm verrichtet, das bei trüben Eingriffen des Geschickes unvermerkt half. Seine Jahre waren eins ins andere eine Lehre gewesen, leicht zu werden. Mußte er beim Wandern nicht manchmal nach dem Brustkorb greifen, ob er sich nicht selber davongelaufen war? Es ging immer so etwas wie eine Destillation innerhalb seines Wesens

vor; er spürte Stoff sinken und Luftiges (durfte man es Geist heißen?) steigen.

Geschah dies all nicht, um ihn für diesen Tag des Schicksals zu bereiten?

Mit der kleinen, geheimnisvollen Lücke im Denkwerk war auch vieles andere in ihm gelöst und unangeheftet geworden, jederzeit irgendwie auf einer Fahrt des Gefühles. Saß er daheim an der Wand gegenüber dem Fenster und schaute mitten ins abgründige Blau, dann wurde die Stube auf einmal eine helle, geräumige Kalesche, die ihn lautlos hinaushob.

Wenn ihm ein Staunen, eine Erwartung, ein Glück, ein gutes Abenteuer ins Herz fiel, war's dann nicht, wie wenn man anflöge? Wurde das Herz nicht wie ein Ballon?

Und nachts der Sturm nahm die Schlafkammer gedrückt unter geisterhafte Flügel; er lag lustvoll unheimlich in der zitternden, dunklen Kabine eines Flugzeuges, darumher draußen der Luftstrom floß.

Oder ganz in der Stille, wenn kein Atem sich regte aus der finsteren Welt herein zu dem Halbschlummernden und in sich mehr Wissenden als bei der Wache, merkte er auf einmal, daß er ... mit der ... Erde fahre ... Doch es gab kein Wort, davon zu sprechen mit Menschenmund. Es sagte ihm nur wieder tief, daß er sich vor keiner Grenze zu fürchten brauche.

So wurde Faber Zuschauer des großen und kleinen Weltverlaufs. Nichts ging ihm verloren, alles wurde Augenweide; er sah an allem noch etwas mehr, als es zeigte, aus seiner Einsamkeit, auf der er überall saß, wie auf dem Baum inmitten der Welt, zwischen den zwei Welten. Die von der Gefahr gelockerten Gehirnwände wurden ein Gnadenraum, worin jegliches, was ihm je Frohes und Trauriges geschah oder nahte, zusammenwob. Nimmer Zerstreutes, nimmer Zufälliges, sondern ein Schleier geworden. Also daß die Erlebnisse auch keine Summe mehr waren, sondern inwendig verwandt und wie ein einziges, Ton und Form der Welt im Heiligtum vermählt.

Er sah die Wolken, die Nebel, den Regen, Kinder der Erde und der Wünsche vor den Rahmen seines Fensters kommen und gehen. Was sollte darum in ihm von den flüchtigen Dingen der Lebenstage bleiben? Was sollte er danach greifen?

Aber über Regen, Nebel, Wolken erschienen dieselbe Sonne, dasselbe Blau, dieselben Gestirne. Ewige Götterlüfte und der Äther fielen darausher in die Stube.

Der Fensterrahmen wurde ihm eine wie von geisterhaften Händen gefügte, unverrückbare Türe, seine Augen immer wieder in das Land der Sternwiesen, der Hintergründe und des Glaubens zu führen.

Gleich als mit den Büchern der Dichter und Weisen war es, die an den Wänden im Schaft standen. Er wußte, wenn er eins herausnehme, halte er ein Gedicht, eine Geschichte, ein gelehrtes Wort in der Hand. Gleichgestimmt, widerstrebig, wechselnd umleuchtet vom Spiel des Gefühles und des Gedankens, das Blut des Urhebers in sich tragend. Doch zusammen schlummerte in den gereihten, geschlossenen Bänden derselbe Schein. Der Schaft war das Geschwister des Fensters. Wenn er nur in der Stube saß, merkte er die Bücher und spürte, was sie bergen, von ihnen auf sich ausgehen.

Faber schrieb zu dieser Zeit Aufsätze und Geschichten in Zeitschriften, so hellgesichtig, daß die Leser beglückt daran erschraken. Keiner wußte, dies geschehe, weil ein zu Tod Getroffener sie schrieb.

⌘ ⌘ ⌘

Eines Tags stieg er ganz in der Frühe wieder zur Stadt hinunter im Morgendunst, als die ersten Menschen aus den Türen erschienen und es wie ein aufgedrehtes Spielwerk war, dessen Figuren noch träumen oder einen kleinen Stoß brauchen. (Ihn hatte die Amsel droben geweckt.)

Sein liebster Platz zwischen Stiftskirche und altem Schloß beim Schillerdenkmal war noch einsam. Der Dichter schien, des Gottes voll, von oben her auf das Postament getreten, ein Wort aus seinen unsterblichen Werken herunterzusprechen.

Faber kam, als noch das Zwielicht sich eben durchblaute. Da lag, wo er sonst gern stand, zwischen den Kandelabern an den Stufen auf ausgebreitetem Mantel und mit gestreckten Armen ein Mann. Als wäre sie herabgeflogen und wie auf ihren Flügeln lag die Gestalt da. Angst rührte ihn, ein Unglück sei geschehen. Aber der Mann lag lächelnd da und mit weit offenen, fremd seligen Augen, und es war Faber ... Ihr Widerspiel sehend, blieb die Erscheinung noch eine Minute liegen, als wollte sie sich recht erkennen lassen, oder als gelüste sie ihm zu sagen: Von deinen Augen muß noch ein Häutlein weg!

Dann aber lief das Gespenst, in den Mantel geschlagen, fort.

Am andern Vormittag, es war etwa ein Monat vergangen, wiederholte sich der Vorfall vom 2. Juli; und nach einer halben Stunde konnte der Schreibende, wie damals, den unterbrochenen Satz vollenden.

Er ging zu einem befreundeten Arzt, kehrte aber an der Türe wieder um. Es schien

ihm grob, daß ein Mensch in das von jenseits hereingeworfene Gewebe seines Schicksals greifen solle. Und Faber vertraute sich mit offenen Augen und sicherem Herzen dem Tod. Der konnte ihm nichts tun. Das in ihm wußte, wie der Dunkle, den wir wohl kennen aber noch nicht erkennen, auch nichts anderes ist, als das Leben in anderer Farbe, anderem Maß, ein Weg in freieres Gelände, hinter gefallenen Dünsten in die Sphären, die Symphonie, der Fund unseres eigenen Wesens, dem wir hier nur verhüllt begegnen.

Oft starb er dann auf seinem Lager vor sich selber, hineinversenkt durch alle Stufen hindurch, manchmal bis sein Gerippe da lag und sein Schädel mit den hohlen Augenbechern, welche dann wieder sich vom Licht der Erdenbilder antranken, wie Kinder an einem Schauspiel, und sich vollsteckten gleich einem Haus voll Kerzen.

Merkwürdig erwachte er dabei immer hoch, nie auf dem Boden, sondern wie in einer Schaukel, die aus dem Himmel hängt.

Die zwei Buchstaben an der Wand gegenüber dem Schreibtisch blieben das Zauberzeichen. Er selber wurde dessen gebannter Gegenstand und geriet nie mehr aus seiner magischen Wirkung heraus. Auch wenn er nachts aufstand, schien es im Dunkel zu leuchten.

⌘ ⌘ ⌘

Aber noch etwas war mit dem Verwandelten geschehen. Eine überallhin ausstrahlende milde Liebe zu dem Menschen wuchs in ihm. Auf Tritt und Schritt mußte er jemandem Gutes wünschen, Trübnis von Stirnen streichen und Augen beglänzen, allen, die er sah, zogen seine Gedanken leichtes, reines Gewand an.

Zeitweilig ging er in eine Kneipe, wo Arbeiter zusammensaßen mit aufgestemmten Ellenbogen, ans Spucken gewöhnten Mundwinkeln, galligen Reden und verschworenen Augen. Man spürte arge Zeit und sah in den Spalt eines auseinandergebrochenen Volkes mit bösem Atem und feindseligem Blut. Aber sie hörten auch ihn an, zuerst als einen Sonderling, dann als einen guten Kerl, am Ende als einen Philosophen. Er erzählte ihnen vom Armsein, von der freiwilligen Armut, und wie die viel leichter und reicher sei als die eitle Knechtschaft Mammons. Wie das Auge Sehen und Schauen verlerne, und das Herz seine morgenreine Freude, wenn es sich an das Geld klebe. Er lehrte sie den Satz glauben, den er sich aus einem Dichterbuch herausschrieb und der die Wahrheit spricht: „Es ist doch alles Gold, was glänzt!“

Vom Franziskus und sogar von der Bergpredigt wagte er es, zu reden. Ja, in schon emporgehobenem Augenblick zog er ein Testamentlein, das er als geliebtestes Buch seit Wochen trug, aus der Tasche und las ihnen vor.

Es geschah auf einmal eine Wandlung und war so: Christus stand im heißen galiläischen Mittag über der Menschenwelt und seine Worte gingen in die Herzen der Völker: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!

Und seltsam war es, wie ein Licht in den Köpfen. Einer sagte, er habe geglaubt, die geistlich Armen seien die Beschränkten und die Einfältigen. Jetzt sehe er, daß es die Weisen seien.

Die Welt war den Menschen verwandelt und gütig geworden, das Harte fiel aus den Augen. In der grau durchqualmten Stube wurde schließlich himmelblau gesungen.

Dachte er über solch eine Szene nach, dann fragte er sich wohl: „Ist, was ich getan habe, nicht auch Bestätigung, wie ich absonderlich geworden bin und unveränderter Art? Wer berief mich zum Apostel? Woher kommt mir der Geist? Hätte ich das früher auch gemacht?“

Überdachte er vor dem Einschlafen droben solch einen Tag, schien ihm, er hätte auf seinen Gängen Freundliches drunten gelassen, mancher hätte etwas gespürt, das unbekannt gütig war; und Faber wußte, er sei ein Bote gewesen aus gelockerten Schichten der Luft.

Ein Sonntagnachmittag führte ihn zufällig zu einem Fieberkranken. Er stand zwischenhinein allein an dessen Bett und wünschte ihm, alle seine Gefühle hingelenkt, daß der Feuermantel um den armen Leib schmelze. Da schauten ihn auf einmal zwei Augen an; ein Mund aber sagte, merkwürdig dreimal abgesetzt in drei Sätzen:

„Wer sind Sie?“

„Woher kommen Sie?“

„Es tut wohl.“

Mit jedem Satz schien ein Tuch von dem gequälten Mann genommen. Dann schlossen sich die Augen in dem gelinderten Gesicht. Der Kranke wurde wieder gesund.

⌘ ⌘ ⌘

Indes ein anderes Mal saß eine frühere Freundin mit ihm zusammen, eine junge Witwe. Plötzlich lehnte sich die Frau an ihn und weinte uferlos in ihn hinein. Er mußte die Arme und Hilflose legen; da spürte er, wie ihm ein Leben zufließe und ein Menschenblut zu ihm steige. Doch nach Augenblicken überfiel ihn der Schrecken, wie

wenn ein Verbrechen sich ereignen wolle, als wären seine Hände Knochen zog er sie von den warmen Schultern weg.

⌘ ⌘ ⌘

In der Nacht wachte Faber in seinen fünfundvierzigsten Geburtstag hinüber. Am Morgen fuhr er aus der arg gewordenen Stadt nach dem alten Kloster, wo er schon manchmal Zuflucht gefunden hatte vor dem Druck der Dinge.

Er nahm einen Entschluß mit. An dem Tag, wo er wisse, sein Wesen sei ganz still und rein und leicht geworden, werde er beim Dunkel auf dem Nachen in den Altküstensee hinausfahren. Das werde keine Flucht sein, sondern ein freiwilliger Heimgang, und solle geschehen, daß das Ende ihn heiter finde, nicht getrübt noch lebenden Leichnams.

Wunderbarer Herbst blaute über dem milden Gelände. Noch schwankten Garbenwagen der verspäteten Ernte durch die Gassen und der Schmied dengelte vom Morgen bis in den Abend. Früchte reiften an den Bäumen. Bei den Weingärten konnte er von Tag zu Tag messen, wie die Beeren quollen. Vom Rebhügel ging es in den noch ganz grünen Buchenwald, der golddurchfunkelt im Abend wartete, um ihn in sein Reich zu verflechten. Bis hoch in den Himmel hinein stieg darüber stilles Licht. Der Gang war immer wie ein Sinnspiel seines Zustandes.

Die Menschen hatten den lang vertrauten Fremden gern. Er wurde in Stuben und an Tischen willkommen. Edle, erdgesunde Bürgersfräulein führten ihn in Gärten, wo die Herbstblumen hochfarben blühten um letzte Rosen, die Führerinnen brachen ihm Pflaumen, Zwetschgen, Mirabellen, Birnen von Zweigen; so süß schmolz noch kein Fruchtfleisch in seinem Gaumen. Der biedere Vater lud ihn zum Steintisch, allda ein kühler Krug Wein stand. Wo er im Städtlein ging, hingen Kinder an ihm gleich Trauben, und eines davon, ein blondes, kleines Mädchen bebte jedesmal vor zugeneigter Freude, wenn es sein Körperlein herschmiegte. Ja, die Kleinen lockten ihn in die Kinderschule, wo er Märchen erzählte und sich Sandtorten backen ließ.

Es war Paradies und des Paradieses klargewehte Luft, worin Faber wandelte. Niemand wußte, daß ein schon aus der Welt Gegangener unter ihnen sich ergötze. Und wie Heilduft wehte der Atem der Dinge in die gerne offenen Sinne des Abgestorbenen.

Auf dem Hochfeld des Weges hörte er eine Lerche aus dem Äther. Da sagten sich seine Lippen einen Reim:

„Ich bin Leib
Und wandre, bis ich Seele.
Zeitvertreib
Ist unsichtbaren Vogels Kehle.
Herz, meine Herze, singe dich empor,
Bis du Lied bist in dem ewigen Ohr!"

Der Klosterhof, in das grüne Tal wie in einen Sessel gesetzt, war gleich einer kleinen, irgendwann übriggebliebenen Stadt, im Viereck ummauert und umwehrt. Steinbauten, gewaltige Fruchtspeicher, ein Schneckengiebel, farbiges Fachwerk, scheinbar zufällig ringsum zerstreut und doch sinnig zusammengemeindet vollbrachten den Zauber der Verwünschung. Rote Vogelbeeren leuchteten an gelbverputzten Mauern. Kastanien wölbten runde Kronen. Und hinten vor dem Kloster rauschten die alten Linden und der Röhrenbrunnen. Auch die Menschen des Tages, welche in dem Hof schafften und liefen, trugen von damals Vergessenes, Vererbtes an sich. Die Gesetze ihrer Gebärde und Hantierung schienen von Jahrhunderten ihnen anverleibt. Zeitengeweihtes Handwerk, unter Gottes Uhr gewachsenes Gewerbe.

Fremde staunten umher, Maler standen an Staffeleien. Faber schaute ihnen zu und entzückte sich kinderhaft frisch an der Magierkunst, wie auf viereckiger Leinwand durch Menschenaugen und Menschenhände hindurch die Siebensachen rätselhaft wiedergeboren wurden. Er dankte Gott für eine Offenbarung.

Ausgeschnitten aus der Zeit war das Stück Welt und hatte ihn bergend aufgenommen, als gebe es keine Rückkehr mehr. Es war die Zuflucht.

In einem der Häuser, unter dem Schneckengiebel hatten die guten Bürger ihm eine Stube eingeräumt, das Amt ehrend, welches Dichtern vom Himmel gegeben ist. Auch sie wußten nicht, daß sie schon einen Schatten beherbergten.

Nachts hörte er die Mühle klappern und sah im Dunkel den Segen der Speisung über das Land rinnen.

⌘ ⌘ ⌘

Nachdem er, würdig zu sein, den Leib mit vielem Wasser gewaschen und in frische Wäsche gekleidet, ging er unter den Linden in die Kirche und das Kloster hinein. Allein. Seit Jahresfrist war er nicht mehr drinnen gewesen.

Auch da geschah ihm das Wunder. Über die Schwelle anderen Lebens war er hinübergetreten. Der Tritt klang anders und sein Herz schlug anders. Eine geheime Hand führte ihn in die verlassenen, verwitterten Räume und in abgelebte, auch ihn über Vergessenheit wegnehmende Vorwelt.

Mit Blicken, von einem Zauberspruch aufgeblättert, sah der Entrückte, wie vor schier einem Jahrtausend Mönche die ersten Steine ihres Bauwerks fügten zu den Hallen des Heiligtums. Schwer und ernst, mit dem Meißel, der schier noch in den Katakomben geklungen zu haben schien.

Und als wäre er selber jeweils einer von den Baubrüdern entdeckte er, wie dann die den Steinschoß noch an sich tragende Form Knospen trieb und aufblühte, der Rundbogen, zuerst aus engem Gebot der Tragkräfte, nachher aus wissender Freude, sich spitzte, die Gewölbe sich hoben, die kantigen Rippen sich kehlten, die quadrigen Würfel sich kelchten, die lastschrötigen Pfeiler sich schlank säulten, die runden Dreiaugen der Gucklochfenster zur Zier des Kleeblattes sich wandelten, gleichsam aus dem Stein zur Pflanze, dann sich vervielfältigten, ausstreuten, und am Ende verschwammen. Wie aller Schmuck des Waldes, des Feldes und des Wassers sich an die Wände setzte zum Preis des drinwohnenden Herrn der Schöpfung.

Er baute mit, an lebendiger Kette, gleich den Schwalben, in einfältig unbekümmerter Lust, was es damals unter den Steinmetzen der Christenheit jeweils Neues und Frisches gab, nebeneinander, nacheinander, und zierte es aus mit saftesfrohen Farben der herrlichen, frommen Einbildung an allen Wänden hin.

Oft den Atemzug vernahm er, in dem die Gebilde sich damals wandelten von einer Form zu der nächsten.

Stunden war er gegangen, seit er vorne in das Portal der Kirche eingetreten und als er hinten aus dem Herrenhaus austrat; und vier hundert Jahre von Anno Domini eintausendelfhundert bis eintausendfünfhundert war er insgleichen gegangen unter einem Dach in rätselhafter Gemeinschaft des Augenblicks und der Gezeiten. Welch eine Gnade! dachte sein Herz. Und ist denn etwas gestorben in diesen Hallen, kann überhaupt etwas sterben in dieser Welt?

Das Kloster wurde seine Zelle. Der Stein wurde ihm traut, als wäre er selber eben aus ihm herausgetreten und die Mauer schlösse sich geheim hinter ihm zu. Aus jedem Farbfleck erschien das Ornament, und aus steiler Gewandfalte, aus verblichener Aura legendisches Bildwerk. Ein wiedergekehrter, heiliger Bruder, den er mit Namen nannte, wandelte ungesehen ihm zur Seite auf den Fließen, sie sprachen zusammen von den gottinnigen Lehren Ekkehards.

Der Begleiter begleitete ihn zum Hochaltar, wo die heilige Jungfrau, die einstige Patronin des Monasteriums thronte, ein morsches Bildwerk zwischen dem vom Kreuz genommenen und zu Grabe getragenen Sohn. Aber schier ewiger schön saß die Benedeite. Die Zeit konnte sie zerbröckeln, allein der Schimmer, worin der Schnitzer einst die Makellose sah, war nicht gewichen.

Faber saß im Kirchenschiff unter dem ragenden Steinkreuz, das den schönsten Manneskörper trägt, welchen je ein deutscher Bildner an den Pfahl der Erlösung heftete, im edelsten Ebenmaß geformt, anders schier als damals in gotischer Zeit Brauch der Steinmetzen gewesen ist.

Er saß allein dort, indes von oben der Organist ihm Bach spielte und unendliches Licht von den Wolkenstufen der Toccata in den Kirchenraum stürzte. Dann als die Orgel schwieg und die Holzbank unter dem Horchenden verzitterte, als es ganz still geworden war, da hob sich auf einmal die Brust des Gekreuzigten, der Leidensmund aus der schweren Krone und den Haarflechten, das Haupt der Schmerzen sprach ein Wort. Einen Atemzug lang, unhörbar. Aber doch war das Mirakel geschehen. Faber, als er wieder hinaus unter die Menschen kam, wurde gefragt, was ihn betroffen habe. Sein Gesicht sei streng geworden. Nur mit den Kindern konnte er fortan noch lachen.

Im Kreuzgang, dem seligen, steinernen Laubenweg vom Gotteshaus zum Gotteshaus, rückte er mit seinem Klappstuhl in einsamen Morgenstunden dem Sonnenlicht nach, welches durch die Fenster fiel und das Maßwerk auf die Grabsteine des Bodens zeichnete gleich wachsenden und schwindenden Blumen der Iris. Das Licht wärmte bis ins Geblüt und der Brunnen klang aus der Kapelle in immer singendem Fall. Der Schatten des Turmes ging langsam über ihn weg durch das Licht, einziges Zeichen, wie noch Zeit war in der stillen Ewigkeit.

Das Gehäus des Friedens hatte sich um ihn gebaut, es gab keinen Wunsch mehr, und tausend Jahre waren wie ein Tag.

☙ ☙ ☙

Einmal lockte ihn ein Menschenton von seinem Sitz in das Herrenrefektorium. Dort saß in weißem Kleid ein blondes Mädchen mit Ohrschnecken auf der kleinen Kanzel, wo einst die Tischlesung vor sich ging, und sang zur Laute. Nirgends noch, in keinem Raum der Erde sang wer so schön und rein.

Die Sängerin wollte aufhören, wie sie den fremden Mann an der Türe sah, er aber bog ihr leicht zusammengefaltet die Hände entgegen und sie sang weiter: Ave Maria.

Als das Lied in der hohen Säulenhalle wundersam schwieg, trat er hinein. Ein neues Lied begann: es ist ein' Ros' ent-

sprungen ... Und zum drittenmal erhob sich die Stimme: Leise, leise ...

Faber mußte die Augen schließen. Golden hörte er: Leise, leise, fromme Weise ...

Als er die Augen wieder aufschlug, war das Mädchen fort, die Erscheinung weggetaut.

Draußen sammelten sich gleich Perlen die Schwalben an den Telegraphendrähten. Auf dem Herbstgang fiel ihm ein, es sei schon weit mehr denn ein Monat vorüber, seit die zweite Schwäche ihn betroffen habe.

Dann dachte er, eigentlich ließe sich ein edles Buch schreiben aus den vergangenen Tagen der heiligen Stätte, das auch Gott der Herr in stiller Stunde wohl einmal lesen würde.

Mitten in der Abendsonne kniete Faber sich am Wegrand nieder.

Gedichte von Johanna Zaeske

Die Heidin

Auf ihrer Lagerstatt aus Jade thronen
Die Heidenkönigin und Salomon,
Umgeben von der Freuden Traumdämonen,
Der goldnen Götzen Glanz, der Engel Hohn.

Drei Seraphime halten schweigend Wache,
Von Jahwe ausgesandt in lautrem Zorn;
Mit tausend schwarzen Häuptern steigt der Drache
Der Wollust aus der Nächte rotem Born.

Es wachsen aus der unentwirrten Wildnis
Hyänen, blaue Panther ohne Zahl,
Und jedes wird ein Gleichnis und ein Bildnis
Der wilden sündigen Liebe Bacchanal.

Der König Salomo hat hundert Frauen,
Doch keine ist wie Sabas Königin,
Er wendet sich von ihr in Todesgrauen,
Denn Schlangen — Schlangen blühen um ihr Kinn.

Sie weiß das alles nicht — sie sieht nur Sterne —!
Sie kennt das Grauen nicht und nicht die Gier,
Aus ihres Auges schwarzem Sonnenkerne
Entsteigt ein rosafarbes blasses Tier.

Es steht im Frühlicht in der Iriswiese,
Wie eine Hindin stumm und bleich und zart,
Das unbefleckte Tier der Paradiese,
Das von der Sünde nie berühret ward.

Die Baumfrau (archaisch, 700 v. Chr.)

Es wächst aus eines schwarzen Baumes Rinde
Ein schmales Weib. Es hat die Augen zu.
Nimmst du von seinem Haupt die grüne Binde,
Schaut es dich dunkel an und lächelt „du".

Perser-Teppich

Er ist der Liebenden halbwaches Träumen,
Kein Zaubergarten prangt so farbenfroh;
Sie liegen unter blassen Purpurbäumen
Und blauer Blumen tiefem Indigo.

Es wiegt ob ihrem Haupte sich im Takte
Der Blaustirn-Amazonen leichte Schar,
Sie tragen lichte Reife und gezackte
Goldkronen königlich und wunderbar.

Es dämmert matt auf mosaiknem Throne
Des alten Orients versunkne Pracht;
Ein Tropfen fällt in abgemeßnem Tone
Durch abertausendeundeine Nacht

Dort in das ausgehöhlte Sandstein-Becken,
Wo Paare safrangelber Tauben trinken,
Um dann berauscht in Aloe-Verstecken
In seligem Selbander zu versinken.

Jungindische Kunst

Von Prof. Dr. Curt Glaser. Zur Ausstellung in der National-Galerie zu Berlin

Die Wiedergabe der Bilder dieses Aufsatzes wurde uns liebenswürdigst von der Indo-Europäischen Handelsgesellschaft, Berlin, gestattet

Daß der Nationalitätsgedanke, der nach einer Ära kosmopolitischer Ideale dem zwanzigsten Jahrhundert das Gesicht geben zu sollen scheint, auch in Indien Fuß gefaßt hat, kann nicht Wunder nehmen, da nirgend stärker als in einem unter dem Druck fremder Herrschaft lebenden Volke die Sehnsucht nach eigenem Besitz, die Selbstbesinnung auf angestammte Rechte sich zu äußern vermag. Aber nirgendwo hat es eine nationale Bewegung, wie sie von den besten Geistern Jung-Indiens ins Leben gerufen wurde, schwerer, an Boden zu gewinnen als gerade in Indien, das so groß ist wie Europa, das von vielen, einander fremden Volksstämmen bewohnt wird, die ihre eigene Sprache haben, deren historische Überlieferung, soweit sie überhaupt im Bewußtsein der heut Lebenden noch wach ist, keine Gemeinsamkeit verbürgt, deren Religionen selbst vom Hinduismus zum Buddhismus, Jainismus und Mohammedglauben den verschiedensten Systemen folgen.

So könnte es scheinen, als sei das Ideal eines allindischen Geistes nicht weit entfernt von der längst preisgegebenen Utopie des gemeinsamen Europäertums, als müßte gerade die Stärkung des nationalen Gedankens jene innere Zerspaltenheit indischen Volkstums fördern, auf die sich die Möglichkeit englischer Herrschaft überhaupt gründet. Auf der anderen Seite liegt es aber im Wesen des Hinduismus, der Religion, die etwa ein Siebentel der Menschheit zu ihren Gläubigen zählt, über alle Schranken trennender Überlieferungen und selbst widersprechender Gottheitsbegriffe hinweg ein einendes Band zu schlingen. Der Hinduismus gründet sich nicht auf ein festes Glaubensbekenntnis oder die Verehrung bestimmter Götter, er gilt den Orthodoxen lediglich als das Gesetz, das in den heiligen Schriften des Landes offenbart ist, und er kann alle Anhänger anderer Glaubenssekten und Religionen in sich begreifen, ganze Gemeinschaften in sich aufnehmen, wie es praktisch auch heut noch durch die Absorbierung niederer Sekten geschieht.

So schafft der Hinduismus den Boden einer gemeinsamen Kultur, die in dem metaphysischen System ebenso ihren faßbaren Ausdruck findet wie in den alten Heldengesängen des Landes, deren Gestalten alle in dem großen und wandlungsreichen Götterhimmel Aufnahme gefunden haben, wie end-



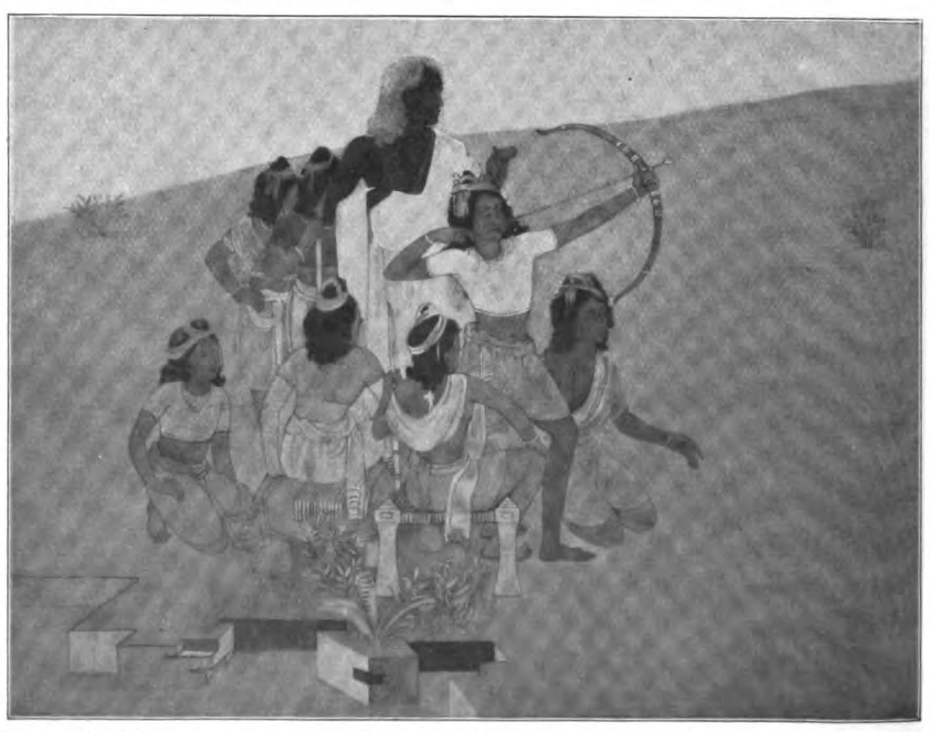
Der Schreiber. Von Bireswar Sen. (Copyright Indo-Europ. Handelsges., Berlin)

lich in den künstlerischen Denkmalen, die das stärkste sichtbare Symbol indischer Einheit geblieben sind. Die Inder selbst sind sich dieser Bedeutung der eigenen künstlerischen Überlieferung noch nicht seit langem bewußt geworden. Das archäologische Interesse für die Objekte der Kulthandlung ist erst jüngeren Datums und eigentlich erst durch die Engländer wachgerufen worden, die sich um die Erforschung der Tempelruinen, um die Erhaltung der Denkmäler und die Bildung einheimischer Museen verdient gemacht haben. Mit dem Namen Havells, der die Kunstschule in Calcutta begründet und geleitet hat, werden die Anfänge einer verständnisvollen Erfassung indischer Altertümer ebenso verbunden bleiben wie die Entstehung einer neuindischen Kunst, die hier in Calcutta ihre erste Pflege fand. Der Nachfolger Havells, der Inder Abanindra Nath Tagore, wurde der erste und berühmteste Künstler des jungen Indien, der eine begeisterte Anhängerschaft um sich scharte und dem Gedanken der künstlerischen Erneuerung die nationale Wendung gab, die schließlich zu der kühnen Idee einer panasiatischen Gemeinsamkeit führte.

Es ist charakteristisch, daß die jungindische Kunst in Japan einen nicht geringen Widerhall fand, daß ihre eigenen Erzeugnisse nicht nur beachtet wurden, sondern daß auch ein Einfluß auf das Schaffen gewisser Maler des Inselreichs unverkennbar ist. Die Japaner knüpfen an die gleiche Tradition einer altbuddhistischen Malerei, deren Ursprünge in Indien liegen, an, wie die Inder selbst, wenn sie deren Beispiel folgen. Aber sie finden sich in einer günstigeren Lage, da in ihrem Lande eine Überlieferung noch lebendig und zeugungsfähig ist, die im einstigen Mutterlande selbst seit langem unterbrochen wurde. In Japan gab es während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts nicht nur sehr fruchtbare Malerschulen, sondern es gab vor allem ein aufnahmewilliges und kunstbedürftiges Publikum, es gab Sammler in großer Zahl, und selbst das einfachste Haus beanspruchte seinen künstlerischen Schmuck; für die Teezeremonie, die in weitesten Volkskreisen geübt wurde, verlangte man Bilder, so daß das Schaffen der Maler einen natürlichen Rückhalt in den Lebensgewohnheiten der Menschen findet.

All dies fehlte in Indien. Es fehlte der natürliche Zusammenhang einer ungebrochenen künstlerischen Tradition, es fehlte die selbstverständliche Zweckbestimmung des malerischen Schaffens und damit auch ein angemessenes Stoffgebiet. Es mußte gleichsam im luftleeren Raume ein neuer Bau errichtet werden, es wurde ein künstliches Gewächs geschaffen, und man konnte nur hoffen, daß es langsam seinen Mutterboden finden werde wie die Luftwurzeln eines tropischen Baumes, die sich von oben herniedersenken, um endlich im Erdreich sich zu verfestigen. —

So fehlt dem Schaffen der jungindischen Maler eines vor allem: die ursprüngliche Naivität. Die Blüte ihrer Kunst erwuchs



Drona bildet die Pandavas aus. Von Nanda Lal Bose. (Copyright Indo-Europ. Handelsges., Berlin)



Sindhu trägt seine Eltern. Von Nath Day Sailendra. (Copyright Indo-Europ. Handelsges., Berlin)

an einem seit langem verdorrten Aste, sie wurde in einem Treibhause gezüchtet, das alle Mittel modern europäischen Betriebes nützt. Der Ausgangspunkt ist die altindische Miniatur, deren Tradition seit dem achtzehnten Jahrhundert langsam verloren gegangen war, ihre Neubelebung vollzog sich im Rahmen einer nach europäischer Methode arbeitenden Kunstschule, ihre Förderung durch Kunstausstellungen und Propagandazeitschriften, nach einem System, wie es fremdartiger an seinem Orte nicht erdacht werden konnte.

In der englischen Zeitschrift „The Studio" erschien schon im Jahre 1902 der erste öffentliche Hinweis auf die neuindische Malerei. Es war charakteristisch, daß es dort geschah, denn den Engländern mußte und konnte diese neue Kunst, die einer der Ihren ins Leben gerufen hatte, als die Frucht eigener kolonisatorischer Bemühung erscheinen. In dieser scheinbar nationalen Kunst lebte nicht wenig vom Geiste des Herrenlandes, und in all ihrer exotischen Fremdheit erschien sie als Zweig einer gemeinsamen Kunst des angelsächsischen Weltreiches. Der Geist des nicht minder künstlichen, des ebenso rückschauend archaisierenden Präraffaelitentums, dem gerade der „Studio" im besonderen huldigte, hatte auch in Indien seine Wirksamkeit entfaltet. War ein Zeichner wie Aubrey Beardsley nicht wenig durch das Beispiel japanischer Farbenholzschnitte befruchtet worden, so konnte um so leichter sein dekadenter Linienstil auf die indischen Maler zurückwirken, die eine Verwandtschaft zwischen den Vorbildern ihrer eigenen, altnationalen Kunst und diesem durch die Schule Asiens gegangenen Stile europäischer Zeichenkunst empfinden mußten.

In mannigfacher Abwandlung und Verkleidung scheint der Stil Beardsleys nach dem Osten gelangt zu sein. Er wirkte noch in seinen schlimmsten Nachahmungen, in den süßlichen Illustrationen orientalischer Märchen, wie sie im heutigen England sich hoher Beliebtheit erfreuen, die den indischen Künstlern nicht selten als unmittelbare Vorbilder dienen konnten. Die Inder selbst sind sich dieser Abhängigkeiten und Zusammenhänge wohl bewußt, und sie deuten sie in ihrem Sinne, wenn sie sich darauf berufen, daß in dem „Einfluß der japanischen Kunst sowie des Präraffaelismus und sogar der Cézanneschen Entwicklungen im zeitgenössischen Okzident" sich die geistige Einheit der gesamten modernen Kunstwelt offenbare.

Wahr ist, daß östliche Kunst nicht nur durch das Medium japanischer Farbenholzschnitte, sondern mehr noch gerade durch den starken Eindruck altindischer Bildwerke in neuer Zeit auf das europäische Schaffen eine bedeutende Wirkung geübt hat. Erklärlich ist es darum, daß Züge dieser von

Asien befruchteten Moderne den heutigen Indern vertraut und verständlich erscheinen, zu verwundern eher, daß sie so wenig, als daß sie überhaupt rückwirkend einflußreich geworden sind. Allein in den Bildern einer Frau, der Sunayani Devi, fühlt man etwas von jenem starken Ausdrucksstreben, das den Europäer von heut verwandt anmutet, weil es ihn an Werke der großen und weitverbreiteten Schule erinnert, die Gauguins Tahitibilder erzeugt haben. Und Gogonendra Nath Tagore scheint ebenso die spätesten Werke von Franz Marc gesehen zu haben, denen er in einer Phantasie aus dem „Vogellande" sich anschließt, wie Feiningers Variationen über architektonische Themen, an die sein in reinem Schwarz-Weiß gezeichneter „Tempel" von fern erinnert. — Im allgemeinen aber folgt die große Mehrzahl der indischen Künstler dem in präraffaelitischem Geiste verstandenen Vorbilde altindischer Miniaturen, das durch die Mittel ostasiatischer Tuschmalerei vorsichtig bereichert wird, bleibt ihr Stoffkreis ebenso treulich archaisierend in der illustrierenden Interpretation der uralten Legenden aus dem Ramayana und Mahabharata und den anderen Dramen und Erzählungen der indischen Vorzeit befangen.



Haraparvati. Von Nanda Lal Bose

Auch in dieser archäologischen Richtung ihres Schaffens offenbart sich der rückschauend orientierte Geist, der die Präraffaeliten ebenso zu den altenglischen Dichtwerken führte, wie die deutschen Nazarener, die sich vor hundert Jahren um die Neubegründung einer nationalen Kunst bemüht haben, zum Nibelungenlied und den alt volkstümlichen Märchen.



Holi. Von Nanda Lal Bose. (Copyright Indo-Europ. Handelsges., Berlin)



Chinesische Prinzessin. Von Romendra Nath Chakravarty. (Copyright Indo-Europ. Handelsges., Berlin)

Nanda Lal Bose, der als erster Schüler Abanindra Nath Tagores zu Berühmtheit gelangte, erscheint als ein Kenner altindischer Literatur, und wenn man seine Bilder verstehen will, so ist es notwendig, etwas von der inhaltlichen Bedeutung seiner Darstellungen zu wissen. Einige Andeutungen wenigstens mögen darum folgen: Eine der beliebten Gestalten indischer Malerei ist Parvati, die Bergestochter, die Gattin des großen Gottes Shiva. Die weiblichen Gottheiten nehmen im hinduistischen Pantheon eine besondere, nicht leicht zu deutende Stellung ein. Sie sind einerseits selbständige Naturgottheiten, anderseits erscheinen sie nur als ergänzendes Gegenstück der männlichen Götter, als deren Gemahlinnen sie verehrt werden, oder sie symbolisieren deren eigentliche Kräfte, so daß sie ihnen an Macht überlegen sind und im Glauben und Gottesdienst höher geachtet werden als die ursprünglich männlichen Symbole. So erscheint die „Shakti", d. h. die Kraft des Gottes Shiva, unter weiblichem Namen zuerst



Zebunissa. Von Abanindra Nath Tagore. (Bildausschnitt)

als Sati, die sich durch Feuer selbst den Tod gab, als ihr Vater den Gott Shiva beleidigte, da er bei einem großen Roßopfer ihn nicht zu Gaste lud. Sie wurde wiedergeboren als Parvati, die Tochter des Bergkönigs Himavan. Der Liebesgott Kama stiftete auf Verlangen der Götter den Bund, und Shiva, der aus Trauer um den Tod Satis ein heimatloser Büßer geworden war, entbrannte in Liebe zu Parvati. Shiva und Parvati werden in den Puranas als liebendes Paar besungen und von der Kunst auf dem Berge Kailasa in bräutlicher Umarmung dargestellt.

Eine der beliebtesten Gestalten der indischen Mythologie ist Krishna, einer der größten Helden der Vorzeit, der als eine der Verkörperungen des Gottes Vishnu verehrt wird. In zahlreichen Dichtungen werden seine Taten gefeiert, unter seinen Liebesabenteuern wird vor allem seine Leidenschaft zu der schönen Radha von den Dichtern besungen. Das zehnte Buch des Bhagarada-Purana, in dem Krishnas Liebesspiele mit den Gopis, den Hirtinnen, unter denen auch Radha erscheint, beschrieben werden, ist ein Lieblingsbuch des indischen Volkes. Wie immer wird den ganz menschlich und mit stärkster Sinnlichkeit geschilderten Vorgängen ein tieferer, philosophischer Sinn untergelegt. So gilt Radha als die ruhelos die Welt durchirrende menschliche Seele, die in der Vereinigung mit der gütig umfangenden Gottheit Frieden findet.

Die Geschichte der Pandavas entstammt dem großen Epos Mahabharata. Pandu wurde nach dem Tode seines Vaters König der Bharatas, da sein älterer Bruder Dhrtarastra blind geboren war. Er zeugte fünf Söhne, die Pandavas, die nach seinem Tode mit ihrer Mutter Kunti an den Hof des Blinden übersiedelten, vor dessen eigenen Kindern sie sich durch übernatürliche Stärke auszeichneten. Der waffenkundige Brahmane Drona wurde ihr Lehrmeister, und in einem berühmten Wettkampf zeichnete sich vor allen Arjuna, einer der Pandavas, im Bogenschießen aus. Die kriegerischen Schicksale der Brüder, die endlich in den Himmel eingehen, wo sie Göttergestalt annehmen, schildert das umfangreiche Epos.



Rasaleela. Von Khitindr Nath Mazumdar

Die Beispiele mögen genügen, um eine Andeutung von dem Stoffkreis der indischen Malerei zu geben und zum Verständnis einiger in den Abbildungen dargebotenen Proben beizutragen. Daß eine neue geistige Durchdringung der alten Märchenerzählungen erzielt wäre, läßt sich schwerlich feststellen. Der mytho-



Radha und Krishna. Von Olindra C. Gangoly. (Copyright Indo=Europ. Handelsges., Berlin)

logische Gehalt wird als ein vorgebildetes Gefäß hingenommen, in den ein rein formales Gestaltungsbedürfnis einströmt. Er ist mehr Vorwand als Inhalt des künstlerischen Bildungsprozesses. Wenn Nanda Lal Bose das göttliche Liebespaar darstellt, so gibt er ein zierlich artistisches Linienspiel, eine allgemeine Erinnerung an die Formenwelt indischer Tempelskulpturen, aber kaum etwas von menschlicher Leidenschaft oder überirdischer Bedeutsamkeit. Und wenn



Haraparvati. Von Bishnupada Roy Chowdhuri

Bishnupada Roy Chowdhuri das gleiche Götterpaar über dem heiligen Stiere zeichnet, so sucht er wohl nach dem Ausdruck einer feierlichen Stimmung, aber er bleibt in einem Symbolismus befangen, der an den Belgier Fernand Khnopff erinnert.

Der strengeren Richtung, als deren Repräsentant Nanda Lal Bose erscheint, stellt sich eine freiere Auffassung der überlieferten Themen in Olindra C. Gangolys Radha und Krishna gegenüber. Man glaubt mehr vom Ausdruck

eines persönlichen Willens in diesen Köpfen zu empfinden, so sehr die allgemeine Form der zeichnerischen Anlage in den gewohnten Flächenrhythmen verharrt. Es ist schwer, zu sagen, wohin der Weg dieser Kunst führen wird, schwer zu entscheiden, wo in ihr die zeugungsfähigen Keime liegen.

Überall in Asien trat durch die intensive Berührung mit Europa die Kunst in ein kritisches Stadium. Selbst in Japan, wo die alte Malerei am meisten von ihrer ursprünglichen Lebensfähigkeit bewahrt hat, bereiten sich langsam entscheidende Neubildungen vor. Wie viel schwerer wird es in Indien sein, das noch schwache und schonungsbedürftige Pflänzlein einer neuen nationalen Kunst durch alle Stürme und Gefahren hindurchzuretten. Die Gefahr ist die Überflutung durch Europa, und diese Gefahr ist schon darum drohend, weil die Entstehungsart und die Lebensbedingungen der jungindischen Kunst europäisch beeinflußt waren.

So lange Kunst lediglich ein Bildungsprodukt ist, so lange sie, „mit archäologischen Forschungen und völkerkundlichen Studien" sich selbst in eine Reihe stellend, eine Angelegenheit der Gelehrten und Parishats (Akademien) bleibt, kann sie zu einer im eigentlichen Sinne produktiven Entfaltung nicht gelangen. Ob es aber eine indische Kunst, so wie ihre heutigen Verkünder sie träumen, einmal geben wird, vermag erst die Zukunft zu lehren.



Blumenornamente. Von Dhirendre K. Dev. Varman

Eines nur ist sicher: wenn sie entstehen soll, so darf nicht die Vergangenheit, sondern muß der heutige Geist indischen Volkstums von neuem sich schöpferisch erweisen.

Ist das Kennzeichen dieses Geistes, der im Hinduismus seine stärkste gemeinschaftbildende Kraft bewährt, eine tiefe Religiosität, so scheint damit auch der Kunst ihre Aufgabe gewiesen. Findet sie den Zusammenhang mit dem lebendigen Gottesglauben, nicht auf dem Wege archäologischer Rückschau, sondern schöpferischer Betätigung wieder, so erreicht sie ein Ziel, das vielen Künstlern in Europa heut unerfüllbare Sehnsucht ist.

Der Weg zu diesem Ziele ist weit. Aber große Entwicklungen brauchen ihre Zeit, im Osten mehr noch als im Westen.

Wenn die Indian Society of Oriental Art selbst nicht mehr gewesen ist als die erste Keimzelle einer solchen neuen nationalen Kunst Indiens, wird ihre Arbeit nicht umsonst getan sein.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Ein bunter Strauß Lyrik: Alfred Kunze im „Göttinger Musenalmanach" (Göttingen) — Wilhelmine Schroeter-Marheine: Und dennoch Seelchen singe (Leipzig) — Klabund: Das heiße Herz (Berlin), derselbe: Der kleine Klabund (Leipzig) — Johannes Schlaf: Das Gottlied Seele (Weimar) — Heinrich Zerkaulen: Lieder vom Rhein: (Warendorf) — Theodor Birt: Helle und dunkle Klänge in Poesien (Leipzig) — Karl v. Eisenstein: Menschenseele (Dresden) — Hans v. Hülsen: Die kleine Agnete (Potsdam) — Peter Scher: Panoptikum (Dachau)



Der Uhlandsche Imperativ „Singe, wem Gesang gegeben" hat im letzten Jahr merklich weniger Unheil angestiftet, als sonst. Zwar singen noch immer ein paar Selbstgenügsame, denen weniger Gesang, als ein zur Bestreitung der Druckkosten ausreichender Geldbeutel gegeben ist, zwar sind jene schmalen, schlechtgedruckten Bändchen noch nicht verschwunden, die in Ritzebüttel, Ohrdruf oder Elsterwerda so verlegt sind, daß sie niemand findet, außer den Tanten, Basen und Großmüttern des Dichters, die ein unbestreitbares Anrecht auf seine Reime haben. Aber im allgemeinen haben zum wunderschönen Monat Mai (als alle Preise sprangen) mir noch niemals so wenige Gedichtbücher vorgelegen, wie heuer. Es wird aber wohl im deutschen Dichterwalde nicht so sehr an Sängern, als an grünen Zweigen fehlen, auf denen sie sitzen können, an Blättern, die ihre Lieder tragen. Denn schon die Verse, die in diesen Monatsheften gleichsam als Mohn- und Kornblumen zwischen die Ähren der Prosa gestreut sind, beweisen, daß den Deutschen keineswegs „der Lieder süßer Mund" verstummt ist, wenn auch Gram und Zorn heute unseren Dichtern häufiger die Zunge lösen als „Lenz und Liebe".

Zu denen, die noch nicht auf einen grünen Zweig gekommen sind, gehört ein junges Talent, dem es anscheinend bisher nicht einmal geglückt ist, einen Verleger zu finden. Im „Göttinger Musenalmanach auf 1923" sind eine Anzahl Gedichte von **Alfred Kunze** abgedruckt; wer sie liest, wird sich diesen Namen merken und dem Herausgeber des Almanachs, Börries Frhr. von Münchhausen, Dank wissen für die Veröffentlichung dieser Gedichte. Möge der Leser selber prüfen. (In der Lyrik sagt eine Kostprobe oft mehr als die gründlichste kritische Betrachtung.) Kunze singt:

Ins Herz getroffen

Du trafst den Gram auf meiner Spur,
Und siehst mein Antlitz frei und licht — ?
Die tiefsten Wunden schmerzen nicht,
Die tiefsten Wunden bluten nur.

Segen

Wozu hätten wir die kühlen Hände,
Wenn sich keine heiße Stirne fände?
Und wie blühte uns das Glück, zu trösten,
Tränen wir auf keinen Unerlösten?
Wenn das Leid der Welt ungelitten bliebe —
Ach, wo sollten wir denn hin mit aller Liebe?!

Aus einem anderen Gedicht Alfred Kunzes, „Penaten", setze ich nur eine Zeile her: „Sehnsucht und Ehrfurcht, ihr Schwestern, ihr habt mich im Leben geleitet." In diesem Hexameter liegt ein Bekenntnis, das den Dichter über einen ganzen Schwarm „gefragter" Lyriker der Neuzeit emporhebt, die alles andere haben, nur keine Ehrfurcht und keine (höhere) Sehnsucht, zwei für den Wert eines künstlerischen Menschen immerhin wichtige Eigenschaften. Daß aber Alfred Kunze mit dieser Ehrfurcht nicht etwa ein „Ersterben" vor irgendwelchen Götzen meint, sondern ein heiliges Erschauern vor dem Zarten, Leisen, Schönen, dafür möge sein Gedicht „Saft" zeugen:

Lag ich nah dem alten Ahorn
In der niedern Fichtenschonung,
Über mir den Abendhimmel
Eines selig-stillverklärten
Wonnigwarmen Märzentages.

Kam des Weges rank ein Knabe,
Machte halt am Ahornbaume,
Sah mit scheuen Unschuldsblicken
Vor und hinter sich des Weges —
Zog ein Messer, und mit tiefen,
Sorglich raschen festen Zügen
Grub er in die schwarze Rinde
Einen lieben, kurzen Namen,
Seiner Liebsten Namen ein.

Aus den weißen Frühlingswunden
Quoll der Saft in klaren Tropfen —
Junges Blut des alten Stammes.
Und der Knabe schlug die Arme
Um den dunklen Waldesbruder,
Preßte seine jungen Lippen
In die scharfen, hellen Lettern,
Trank aus seiner Liebsten Namen
Süße Tropfen frischen Lebens,
Erdensaftes Überdrang ...

Wie erwachend dann, verwundert,
Strich mit scheuer Hand die Locken
Von der Stirne er, und wandte
Noch wie trunken sich zum Gehen —
Und die Dämmerung nahm ihn auf.

Solche Wahrnehmungen macht nur ein echter Dichter. Einen schlichten Vorgang (in dem etwa ein nüchterner Forstbeamter nichts als Waldfrevel erblicken würde), weiß er so zu schauen, so zu gestalten und zu schmücken, daß eines der lieblichsten Sinnbilder des Lebens daraus wird. Es ist des

Künstlers Kunst, „den Krug zu rücken, daß ihn der Mondstrahl trifft", wie Otto Ludwig es einmal ausdrückt. Um „die gemeine Deutlichkeit der Dinge" webt er goldenen Duft, oder, wie Schillers Wallenstein von Max sagt: „Im Feuer seines liebenden Gefühls erhoben sich, mir selber zum Erstaunen, des Lebens flach alltägliche Gestalten." Aber Kunze weiß nicht nur künstlerisch zu sehen, sein Gott führt ihn auch in die Höhle, und seiner „eignen Brust geheime tiefe Wunder öffnen sich":

Mutter

Solang' schon ließ sie uns allein,
Mußten wir Kinder einsam sein,

Mußten, vom leersten Weh zerrissen,
Mütterlein unter den Narren wissen.

Suchte mein Herz sie fern und nah: —
Aber Mutter war nicht mehr da.

Keine Antwort, wie wir auch lauschten,
Und die Jahre rannen und rauschten ...

Langsam ist sie wiedergekommen,
Hat mein Herz in die Hände genommen,

Alles gelöst, was mich beschwert,
Hat mich wieder das Kindsein gelehrt.

Und am Abend, wenn zwischen den Dingen
Einende Brücken der Dämmerung schwingen,

Wunsch und Sehnsucht müde sich neigen ...
Dann hör' ich meine Mutter schweigen.

Natürlich stehen nicht alle Gedichte Kunzes, die das Buch bringt, auf gleicher Höhe, einige hätten, ohne Schaden für den Verfasser, fortbleiben können, obschon auch ihnen die typischen Merkmale des Dilettantismus fehlen. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß dieser begnadete Poet bald einen Verleger findet.

Welches sind denn solche typische Merkmale des Dilettantismus? Es lohnt sich das kurz zu erläutern. In einem Heft Lyrik „Das frühe Fest" (da ich leider nichts Günstiges darüber sagen kann, sei der unbekannte Name des Verfassers, oder vielmehr der Verfasserin nicht genannt) beginnt, unbeholfen genug, ein Gedicht:

Der Himmel ist aus viel Zement gemauert
Sehr nah. Und grell mit Tünche übermalt
Von jenem Blau, das Litfaßsäule strahlt,
Aus Winkeln dumpf und schwer. Verhängnis lauert.

Ein wirklicher Dichter kommt gar nicht darauf — es sei denn in satirischer oder humoristischer Absicht — das Blau des Himmels durch das an einer Litfaßsäule anschaulich machen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß die blaue Farbe keineswegs kennzeichnend für den Begriff einer Litfaßsäule ist, — es fehlt da eine bestimmte Vorstellung, die doch offenbar erweckt werden soll — was gewinnt denn der Dichter dadurch, daß er den Himmel als eine blaugetünchte Zementmauer bezeichnet? Er beseitigt den Begriff der Größe durch das kleine Bild, ohne eine Imagination hervorzurufen. Denn wollte er das Enge, Gedrückte eines Landschaftsbildes darstellen, auf dem selbst der Himmel schwer wie eine Zementmauer lastet, so muß es schon ein grauer, nebelschwangerer Himmel, nicht ein hell- und grellblau getünchter sein. Aber die Anwendung von richtigen und falschen Wortbildern liegt mehr im Gefühl, als im Bereich kritischer Beweisführung. In einem anderen Gedicht dieses Buches heißt es: „Draußen ging dunkler Vögel schwerer Flug flatternd vorbei." So sieht ein Dilettant, ein Dichter hat es im Gefühl, daß der Begriff des Flatterns den des schweren Fluges dunkler Vögel wieder aufhebt.

Auf der Grenze zwischen Dilettantismus und Dichtung steht Wilhelmine v. **Schroeter-Marheine**. Sie hat wohl poetisches Empfinden in ihrem Büchlein: **Und dennoch Seelchen singe**, mitunter klingt es auch an etwas wie künstlerische Form an, aber der Glanz ist meistens nicht echt.

Ein schlankes Kelchglas stand vor mir zum Trunk,
Gefüllt mit Wein, mit jenem edlen, roten,
Darin verborg'ne Gluten oft schon lohten,
Die Glut der Liebe und Begeisterung.

Die beiden ersten Verse könnte ein wirklicher Dichter geschrieben haben. Nimmermehr aber die beiden letzten. Was soll es heißen, daß in diesem Wein, der eingegossen ist, verborgene Gluten oft schon lohten? Wie banal ist die nachhinkende „Liebe und Begeisterung", deren Glut (also jetzt plötzlich Einzahl) in eben jenem Trunk schon oft „geloht" hat, so daß der besondere Fall nichts Bemerkenswertes hat. Man möchte sagen: Scherz beiseite! Aber wer kann sich des Lachens wehren, wenn Wilhelmine Schroeter das bäumende Streitroß der großen Ritterballade besteigt. Da heißt es:

... Von Ellernried die Grafen all
Die blickten wild und hart.
Sie brachen Herzen wie Kristall,
Und Art ließ nicht von Art.

Oder, noch schöner in der Ballade „Waldhüters Töchterlein"; sie beginnt:

Und Junker Jürgen zäumt sein Pferd,
Sein Schwarzroß Junker Jürgen zäumt,
Und gürtet um sein blankes Schwert,
Das silberblitzend Siege träumt;
Schwarzroß und Schwert sind stolz — und doch
Viel stolzer ist Jung Jürgen noch.

Ein verfluchter Kerl muß das gewesen sein, dieser Junker Jürgen! Natürlich läßt er das arme Waldhütertöchterlein unbeachtet:

Was träumt das stolze Ritterschwert?
... Es träumt wie Stolz der Liebe wehrt
Und Mädchenfüße einsam gehn ...

Damit sei es genug der unfreiwilligen Komik. Etwa ein Dutzend Gedichtbücher, aus denen ein ähnlicher Geist sprüht, lege ich schonend beiseite, es ist ein zu billiges Vergnügen, sich darüber lustig zu machen. Wilhelmine Schroeter gehört noch nicht zu den Unbegabtesten, mitunter gelingt ihr eine hübsche Strophe, aber berufen ist sie nicht. Das ist um so mehr **Klabund**, der unsern Lesern nicht mehr unbekannte. Es klingt ein anderer Klang, wenn in dem Gedichtbande **Das heiße Herz** sein „Schnapphans" singt:

Woher?
Vom Meer.
Wohin?
Zum Sinn.
Wozu?
Zur Ruh.
Warum?
Bin stumm.

Leider ist **Klabund** ein Vielschreiber und Schnelldichter, der mit der Anfertigung seiner Gedichte der Notenpresse unserer Reichsbank ernstlich den Rekord bedroht. Viel Spreu wirbelt einem aus seinen Gedichtbüchern entgegen. Fast scheint es, daß er sich über den Leser lustig macht, wie über sich selber, dem widerspricht nur, daß er sich im Grunde verteufelt ernst nimmt. Man kann in seinen Büchern Dutzende von Seiten lesen, ohne daß man anders gefesselt wird als durch einen verwegenen Salto mortale der Form, oder einen vereinzelten Einfallblitz, der eine gehäufte, wenn auch in Takt und Rhythmus immer noch achtenswerte Mittelmäßigkeit durchbricht. Aber dann stößt man zur Entschädigung wieder auf Poeme, die diesem Dichter so leicht kein Gegenwärtiger nachmacht. Man lese die

Ballade vom deutschen Landsknecht

Wir taten unsere Pflichten stumm mit grauen Mienen
Und pflügten schweigend unser Feld.
Nun schweifen wir wie Beduinen
Ach durch die Wüste dieser Welt.

Uns dörrte die verdorrte Sonne Flandern,
Der Polensumpf war uns nicht fremd.
Man hieß uns nach dem Goldnen Horne wandern,
Wir wuschen in der Drina unser Hemd.

Doch wenn des Frühlings heilige Mythe
Den Schnee um unsere Herzen schmilzt,
Steht eine Kiefer aus der Mark in Blüte
Zu unsern Häupten, dunkel und verfilzt.

O Deutschland unser, das du bist im Himmel!
Wir fühlen tausendfach dein Weh.
Und deiner Söhne graueste Gewimmel
Ist Stein zu deiner ewigen Statue.

Aber Klabund arbeitet ohne Selbstkritik. Was soll man dazu sagen, daß dieser berufene und auserwählte Künstler in seinem „Kleinen Klabund" unter den „Kleinen Liedern an Irene" ein so unsäglich kitschiges Gedicht stehen läßt, wie dies:

Wenn die Matten rosa dämmern
Und die Sonne schön erscheint,
Eile ich mit meinen Lämmern,
Wo man gut es mit uns meint.

Er schenkt der Irene das jüngste Lamm und „dichtet" dazu:

Liebes Mädchen, nimm die Gabe!
Wenn mein Wangenrot erblich,
Weide es auf meinem Grabe
Und gedenke dann an mich!

Ist es zu glauben, daß dies der selbe Klabund hingeschmiert hat, der gleich darauf dem Leser ein so poetisches Meisterstück schenkt:

Du hast die Sonne durch dein Aug' berückt,
Daß sie die goldnen Strahlen heller zückt,

Du hast den Mond bezaubert in der Nacht,
Daß er noch tags vor deinem Fenster wacht.

Als einst dein Fuß an einen Stein gerührt,
Den Stein ein Flügelpaar ins Weite führt.

Als deine Hand auf meiner Stirne lag,
Da ward die ewige Nacht zum ewigen Tag.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Oder:

Einmal noch den Abend halten
Im versinkenden Gefühl!
Der Gestalten, der Gewalten
Sind zu viel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erste Sterne, erste Tropfen regnen,
Immer süßer singt das Blatt am Baum.
Und die brüderlichen Blitze segnen
Blau wie Veilchen den erwachten Traum.

Eins seiner schönsten Gedichte, „Als Gott der Herr auf Erden ging", anklingend an den Stil und Tonfall alter Kirchenlieder, ist leider zu lang, um hier wiedergegeben zu werden; es gehört zum Besten neuerer Lyrik. Klabund ist ein Modepoet und unternimmt reichlich viel auf einmal, neben Kabarettstücken schreibt er beiläufig eine „Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde", die übrigens besser ist als mancher dicke Wälzer. Das Außerordentlichste leistet er in lyrischen Übersetzungen. Er ist ein Dichter, an dem man nicht vorübergehen kann.

Das ist auch der mehr als sechzigjährige **Johannes Schlaf** ohne Frage. Aber gerade seinen alten Verehrern macht er es diesmal recht schwer, ihm ein Wort der Anerkennung zu sagen. Die beiden Gedanken- und Weltanschauungsdichtungen **Seele** und **Das Gottlied**, die er jüngst veröffentlicht hat, verleugnen zwar das ernste Streben und Ringen Schlafs so wenig wie die zarte Innerlichkeit seiner Gedanken. Aber an seinen wundervollen „Frühling" darf man dabei nicht denken, auch nicht an die Skizzenbändchen aus Dingsda, wo die idyllische Stimmung schon in herbstlichen Akkorden ausklingt, weil ihr Dichter sich von da an gedanklichen und religiösen Problemen zuwendet. Hier ist er nun ganz wissenschaftlicher und gottsuchender Grübler geworden, die Poesie tritt zurück und nur sein geliebtes Vorbild Walt Whitman scheint manchmal aus den langhinwallenden Rhythmen versähnlicher Sätze hervorzutauchen; in der Hauptsache ist es Prosa, nur daß der Fluß einer guten Prosa fehlt und der Leser durch ein wunderliches Gewirre von Worten und Bildern, von unklaren Anschauungen und wissenschaftlichen Doktrinen sich hindurcharbeiten muß, ohne befriedigenden Gewinn. Zusammenhängende Sätze gibt es kaum noch, ein formloses Anhäufen von Haupt- oder Beiwörtern, ein verschwenderisches Aufschichten von Synonymen machen das Lesen zu einer Arbeit, wie wenn man über Steingeröll einen weglosen Berg erklettern muß. Nur ein Beispiel. In seinem „Gottlied" sucht Schlaf eine Schöpfungsgeschichte zu schreiben, die, das soll gern anerkannt werden, einer gewissen Wucht und Großzügigkeit nicht entbehrt. Nachdem er geschildert, wie die Weißglut des Erdkörpers sich mit einer Rotglutschicht bedeckt, die den „grauenden Uranfang" irdischen Lebens vor-

bereitet, beschreibt er die nun entstehenden Stoffe wie folgt:

> O, welche Herbeiraffung, Auslese, Einigung, Sonderung und Bindung
> Jeglichen Stoffes!
> Denn, wahrlich, sie enthalten in sich und sind
> Erde, Wasser, Feuer, Luft
> Und sind ihr bester Auszug.
> Und sie sind Eisen, Nickel, Titan,
> Mangan, Chrom, Brom, Chlor, Jod, Fluor,
> Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff.
> Und sie sind Kobalt, Vanadium, Zirkon,
> Cerium, Kalzium, Neodymium, Lanthan,
> Niobium, Magnesium, Palladium,
> Aluminium, Kadmium, Rhodium,
> Zink, Kupfer, Kiesel, Blei, Gold, Silber, Platin,
> Kalium, Uran, Iridium, Helium,
> Quecksilber, Schwefel und Thallium,
> Selen, Phosphor,
> Und nimm welches Metall, Gestein und welchen Grundstoff du willst,
> Und sind ihr bester Auszug.
> Und dies alles in und mit ihnen
> Ein Neues und Sonderes
> Und Unvergleichlichstes:
> Gott, Göttin, Gott-Elite!
> Elite!

Und das soll noch Dichtung sein? Gar ein Lied, ein „Gottlied"? Ich fürchte, der liebe Gott wird die Zueignung dieses Liedes freundlich ablehnen, denn so gewiß er emsigen Fleiß achtet und lohnt (auch den Worthamsterfleiß), scheint er doch den Grundsatz der organischen Verknüpfung, des Aufbaues und ursächlichen Zusammenhanges dem der toten Abladung und Anhäufung praktisch vorzuziehen. Schade um die Zeit und Mühe, die ein Dichter wie Schlaf an dies schwierige und von ihm nicht bewältigte Thema — von der „Seele" gilt das gleiche — gewendet hat. Das große Wollen — dem man seine Achtung nicht versagen wird — allein tut es nicht*).

Nach so ermüdender Arbeit im Wortgeröll und Gedankengestrüpp erquickt es, einem frischen, warmherzigen Sänger zu begegnen, der auch in der Form gefällig ist und die Welt mit offenen Augen ansieht. **Heinrich Zerkaulen** kommt da gerade recht mit seinen **Liedern vom Rhein**. Es sind nur wenige, aber dafür erlesene. Gleich das erste kann man nicht ohne Ergriffenheit lesen, so tief ist es mit heißer Heimatliebe und Heimatsehnsucht erfüllt. Dann verleben wir ein paar Nächte mit dem träumerischen Dichter an seinem lieben Heimatstrom:

> Es steigt die Nacht an goldner Leiter hoch,
> Auf Sternenstufen bis zum vollen Mond.
> Der steht ganz einsam da und lächelt bloß,
> Wie einer der viel weiß und manche schont.
>
> Der Strom geht still und schläft schon bald wohl ein.
> Er zieht die Nebel wie ein Bettuch an,
> Schiebt sich am Brückenpfeiler sacht vorbei,
> Und gluckst und dreht sich auf die Seite dann.
>
> Ein einsam Schifflein treibt noch seine Bahn.
> Wer mag da sitzen bei dem roten Licht!
> Der Strom hat es vergessen, glaub' ich fast.
> Und auch der Mond tut so, als wüßt' er's nicht.

*) Um so erfreulicher ist Schlafs neues „Dingsda"-Buch: „Das Wildgatter schlag' ich hinter mir zu." Wir kommen im nächsten Heft darauf.

Mehr braucht zur Empfehlung des kleinen Liederbuchs wohl nicht gesagt zu werden. Wer sich an dem Humoristen Zerkaulen erfreuen will, der lese das Gedicht „Der Mond steht schief".

Ernster und lehrhafter (wenn ich nicht irre auch vierzig Jahre älter) als Zerkaulen ist **Theodor Birt**. Ihm fehlt das leichte „Tirili" der Lerche, die, im Morgenduft emporsteigend, um keinen Preis ihre kleine Kehle beschwichtigen könnte — so nämlich ist es bei dem geborenen Lyriker. Birt gibt in seinen **Hellen und dunklen Klängen** vielmehr beschaulichen Abend- und Wipfelsang. Er überblickt seine Welt mit ernstem, sinnendem Auge und spricht sich über alles, was ihm die klugen Gedanken und das warme Herz bewegt, mit geschulter Formsicherheit aus. Das ist gewiß nicht das Höchste, aber es ist viel. Aus dem Buch tritt uns das Bild eines hochkultivierten Deutschen, der ein tiefempfindender Mensch ist, entgegen, man weilt gern ein paar Stunden an seiner Seite und hört seinen gescheiten Betrachtungen, denen es nicht an gediegener Form und sogar nicht an melodischem Klang fehlt, gern zu. Eine bereichernde Bekanntschaft.

Dichterisch ursprünglicher gibt sich **Karl v. Eisenstein** in seiner **Menschenseele**. Auf ihn paßt besser das Bild von dem unbezwingbaren „Tirili" in der Lerchenkehle; er singt wie ihm der Schnabel gewachsen ist und blickt mit kecken Augen übers Feld. Eisensteins Kriegsgedichte gehören zu den besten ihrer Art, sie sind schlicht und phrasenlos, voll Gefühl und klarer Beobachtung. Und er ist nicht einseitig, Freude an behaglich-realistischer Schilderung („Stadthof am Sonntag"), lächelnde, leicht sarkastische Laune („Sommerfrische"), wechseln mit ernster Betrachtung, die sich zu männlicher Zuversicht erhebt:

> Glaube, all dein Harren
> Wird einmal gestillt,
> Wenn auch jeder Morgen
> Jeden Gestern-Abend
> Einen Narren schilt.

Seine dichterische Vision führt ihn in das Kämmerlein eines Sterbenden, der seiner Kuckucksuhr lauscht, und läßt ihn mit unbändigem Sturmwind über die Erde fegen. Wühlend greift er in die schlafenden Wälder, zerzaust ihre Gipfel, er heult in alten Burgruinen und peitscht das empörte Meer mit mächtigen Schwingen —

> Morsche Kränze riß ich von Gräbern, pfiff raschelnd sie vor mir her,
> Ich fuhr über ächzende Dächer bis an ein kleines windschiefes Haus.
> Drin glomm ein müdeinsames Lämpchen. Leise blies ich es aus.

... Der Raum wird knapp, es heißt zusammendrängen. Eine kleine Anzahl Mit- und Nachläufer der Modeliteratur, die wir zum Teil schon in früheren Maiheften betrachtet haben, seien für diesmal aufs nächste Jahr vertröstet, mit gutem Grunde: man

sieht bei ihnen kaum eine Spur von Entwicklung. Wenn aber gewisse Anzeichen nicht trügen, steht wenigstens bei den Fähigsten und Selbständigsten von ihnen eine Wendezeit nahe bevor, in der sie dem Programm, der Manier nicht mehr verhaftet, sich freier regen, sich aufschwingen und ihren eigenen Rhythmus finden werden. Die „neue" Bewegung, die man mehr aus Bequemlichkeit als mit Recht unter dem Namen Expressionismus zusammenfaßt, war notwendig und von der Kultur beglaubigt, weil sie so lange gewährt und so viele fähige Köpfe an sich gezogen hat. Aber ihre Zeit ist nun wirklich vorüber, und wir, die wir aus Überzeugung und Kunstanschauung nicht jeder Tagesmode die Schleppe tragen, nur weil sie eben die Mode ist, können an den neusten Gedichtbüchern sachlich feststellen, daß ihr Pensum erschöpft ist. Noch immer tönen große Worte, jagen gigantische Bilder, noch immer spürt man den durchdringenden Geschmack nach Literatur, statt nach Leben. Das Dunkel der Unverständlichkeit täuscht Tiefe vor, das Suchen nach entlegenen Motiven, (z. B. aus Asien oder Afrika), Vielseitigkeit, das Ausschalten kritischer Hemmungen Originalität. Die einen entdecken jetzt plötzlich Jesus, die anderen zum hunderttausendstenmal Franz von Assisi mit seinem „Bruder Baum" und „Bruder Tier"; alles dreht sich im alten Kreise. Wir wollen übers Jahr sehen, wer sich aus ihm gelöst hat.

Ein behaglich-freundliches Idyll gibt **Hans v. Hülsen** in seiner **Kleinen Agnete**. Das Büchlein besingt in Hexametern die ersten Freuden einer jungen Ehe. Wie die Eltern sich finden, wie die kleine Agnete erwartet, geboren und getauft wird, erzählt der glückliche Papa mit einer bemerkenswerten Sicherheit und Findigkeit epischer Kleinkunst, mitunter glaubt man einen modernen Johann Heinrich Voß zu lesen. Das Büchlein wird sich namentlich bei jungen Eheleuten viel Freunde erwerben.

Sehr unterhaltend und belustigend ist wieder **Peter Scher**, der an blendenden und zündenden Einfällen reiche Humorist. In seinem **Panoptikum** gibt er eine Sammlung jener pointenreichen und überraschenden Großstadtbilder, die man aus dem „Simplizissimus" kennt, aber auch aus dem „Bücherwurm" scheinen einige seiner scharfen und immer treffenden Satiren beigesteuert zu sein. Peter Scher erinnert in vielem an den großen Christian Morgenstern, aber er hat seine eigene Art, die zwischen kecker Ausgelassenheit, „springlebendem" Übermut der Form und scheinbar ruhiger philosophischer Betrachtung mit überlegenem humoristischen Augenzwinkern die Mitte hält.

Illustrierte Rundschau

Unterjochung. Bildwerk von Oswald Causin — Das Weib. Bronze von Ferdinand Flosdorf — Industriestadt und Kriemhild an der Leiche Siegfrieds. Farbige Teppiche von Richard Geßner jun., Werner Priner und Fritz Burmann aus der Dreimann-Werkstätte in Düsseldorf — Zu unsern Bildern

Nach dem schwer bedrängten deutschen Westen richten sich in diesen Tagen, in denen unser Maiheft in die Druckpresse wandert, aller Augen. Jedes neue Zeitungsblatt bringt neue Hiobspost von Gewalttaten eines Feindes, der den Ruhm für sich beanspruchen will, mit Tanks und Maschinengewehren, Revolver und Peitsche ein waffenloses Volk von friedlichen Arbeitern, Frauen und Kindern zu „besiegen". Mitten ins Herz des Ruhrgebiets leuchtet die ernste Arbeit Kätelhöns, dem einer unserer künstlerischen Beiträge gewidmet ist. Und von dem jungen Graphiker der Märtyrerstadt Essen wendet sich unser Heft in dieser Rundschau noch weiter westwärts, zeigt das Aufstreben des neuen, jungen Künstlergeschlechts in Düsseldorf. Die „Düsseldorfer Schule" der älteren Genrekunst ist es längst nicht mehr, die wir hier finden. Ernste, schwere Gedanken, ernste, schwere Formen treten uns hier entgegen. Gleich das Bildwerk, das unsere Rundschau auf S. 335 zeigt, ist wie aus dieser grauenvollen Franzosenzeit an Ruhr und Rhein geboren, aus dieser Zeit eines blut- und beutelüsternen Zäsarenwahnsinns, der noch nach Jahrhunderten in Geschichte, Sprichwort, Ballade und Epik fortleben und deutsche Herzen und deutschen Haß nimmer zur Ruhe kommen lassen wird. Der Künstler, dessen Düsseldorfer Werkstatt das Bildwerk „Unterjochung" entstammt, Oswald Causin, zählt erst dreißig Jahre. Er erzählt von seinem Künstlerwerden, daß er seiner Umgebung schon als Kind durch seine Vorliebe für die Herstellung kleinerer Plastiken aus Sand auffiel. Seine Lernzeit auf der Düsseldorfer Kunstakademie (bei Professor Netzer) währte nur wenige Jahre. Frühzeitig folgte er seinem eigenen Drang zum selbsttätigen Schaffen. Was sein Werk „Unterjochung" darstellen soll, empfindet heute jeder Deutsche. Als der Künstler es schuf, war der siegreiche Einfall der „In-

genieure“ von Seine und Senegal noch nicht erfolgt. „Mein Werk soll den Druck darstellen, der auf der gesamten Menschheit lastet, vom Reichsten bis zum Ärmsten, denn ob Sieger oder Geschlagener, keiner ist freier Mensch,“ sagt der Künstler. — Der zweite Düsseldorfer Plastiker, mit dem wir unsere Freunde hier bekannt machen, ist Ferdinand Flosdorf, dessen Bronze „Das Weib“ expressionistische Werte aufzeigt, Werte, die auch jenen Beschauer fesseln, der zunächst die ewigen Gesetze ehrlicher künstlerischer Arbeit erfüllt sehen will. — Düsseldorfer Kunstgewerbe bieten die nächsten beiden künstlerischen Gaben, die „Dreimann“-Wandteppiche von Richard Geßner jun., Werner Priner und Fritz Burmann. Diese farbigen Teppiche „erzählen“. Aber Selbstzweck ist die künstlerische Arbeit, die sie bieten. Zeichnung und Farbe, Technik von Entwurf und Ausführung lassen erkennen, daß in dieser „Dreimann“-Werkstätte mit innerlicher Ehrlichkeit gearbeitet wird. Die drei Künstler, die sich hier zusammengetan haben, sind jung und mutig, des guten Kernes ihrer Zeit teilhaftig.

Den lichteren Maicharakter läßt sich unser Heft trotz allen Zeitnöten nicht nehmen. Von allen Blättern klingt Lyrik, wo immer nur ein Plätzchen blieb. Im Anschluß an den leichtbeschwingtesten unserer Maiaufsätze erscheint als künstlerische Note zum lyrischen Auftakt die Wiedergabe eines bunten Straußes im Rahmen des feinen Stillebens von Peter Emil Recher. Und dem Rhythmus der Lyrik gesellt sich ein Tanzklang, der an die wenigen Stunden des abgelaufenen Winters erinnert, in denen junges Volk sich der Zweisamkeit im Ballsaal hingeben konnte. Mit etwas Spottlust, feiner Beobachtungsgabe und flottester Handschrift hat M. Vertes, ein starkes humoristisches Talent, in einer Mappe „Dancing“, die bei Rudolf Brettschneider in Wien erschienen ist, in zehn handkolorierten Original-Lithographien das anmutige Thema behanhandelt. Wir bieten auf S. 288 davon ein paar kleine Proben.

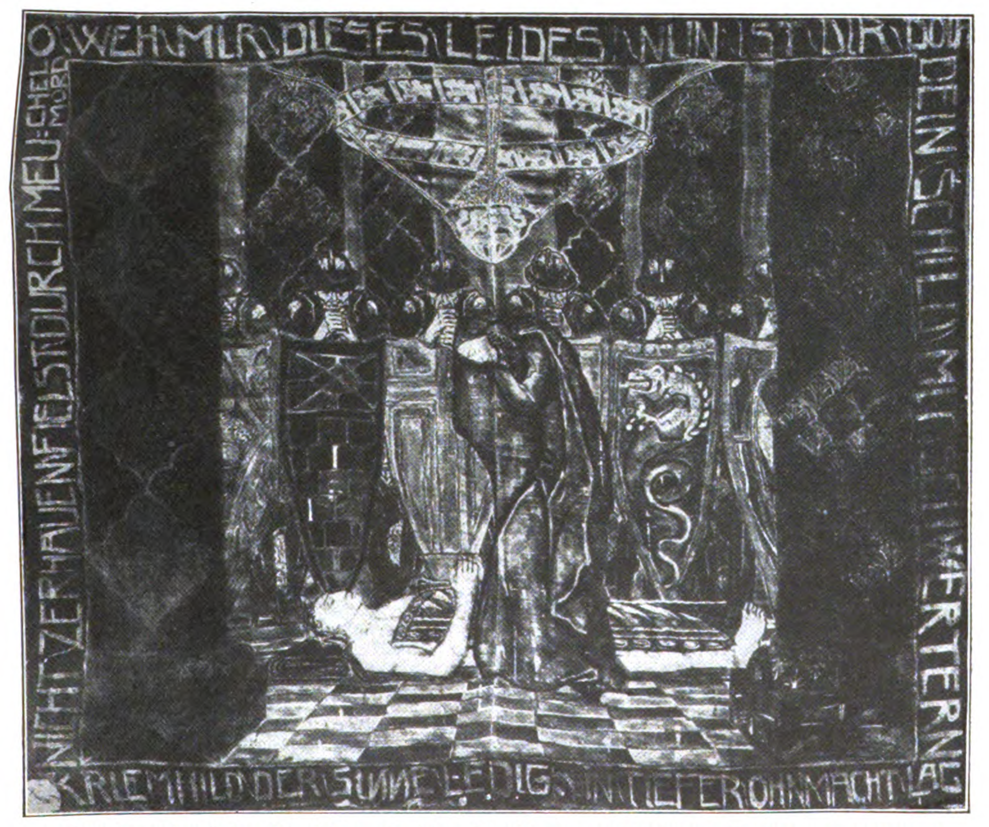


Das Weib. Bronze von Ferdinand Flosdorf

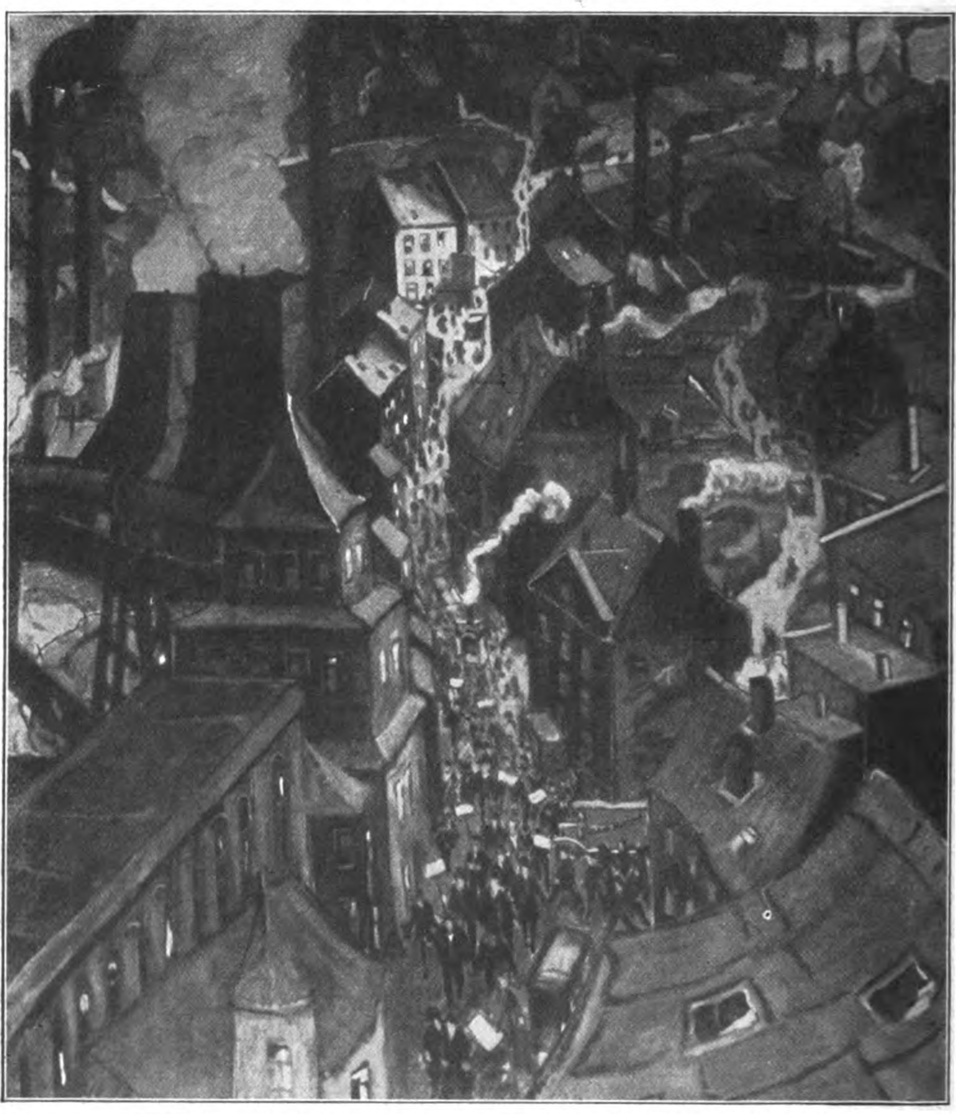
Der Tulpenstrauß von E. Baudrexel, dem Münchener, dessen Landschaften und Bildnisse weit über seine bayrische Heimat hinaus geschätzt sind, eröffnet als fröhlicher Maiengruß das Heft. Und Abergläubischen mag die appetitliche „Schweineherde“ von Franz Marx beim ersten Aufschlag gleich frohwillkommen sein. Eine feine, meisterliche Arbeit übrigens. Franz Marx stammt aus der Zügelschule. All' seine Tierbilder atmen lichte Weite. Er stellt sich niemals leichte Aufgaben. Duftige Ferne zu zeigen, weit sich dehnendes Land, das Spiel des Sonnenlichts auf Körpern von Mensch und Tier gelingt ihm wie wenig andern. Man wird wirklich guter Laune, wenn man so ein hellgestimmtes, Landschaftsbild betrachtet. Man fühlt die Sonne, die über diesem kleinen Weltausschnitt liegt. Über unsern verehrten, all unsern Lesern längst bekannten Meister Leo Putz brauchen wir heute kein Wort zu sagen. Sein Frauenbildnis in Weiß, das alle Vorzüge seiner reifen Kunst besitzt, spricht für sich. Die in den Blütenzauber eines Maitags getauchte Landschaft, in die Hermann Hendrich seine Parzivalszene stellt, wirkt besonders eindrucksvoll durch den Gegensatz zu den schweren Tonwerten, die dem Hintergrund verliehen sind. Mit Vorliebe behandelt Hendrich ja die Musikdramen des Bayreuthers. Von seinen Hauptwerken sind sonst die bekanntesten: die Walpurgishalle (der Hexentanzplatz im Harz), die Sagenhalle (Mittelschreiberhau im Riesengebirge) und der Hendrichsaal in Tirol. Walter Bertelsmann, von dem unser Heft die überaus wirkungsvolle „Hagelbö“



Unterjochung. Bildwerk von Oswald Causin



Kriemhild an der Leiche Siegfrieds. Farbiger Teppich aus der Dreimann-Werkstätte in Düsseldorf



Industriestadt. Farbiger Teppich aus der Dreimann-Werkstätte in Düsseldorf

bringt, ist Worpsweder: ein Schüler von Hans am Ende. Walter Hoecks prachtvoller Kopf eines deutschen Bauern ist als Tiefdruck-Kunstblatt wiedergegeben. Gerade die plastisch herausgearbeitete Schädelform mit dem charakteristischen Schatten, das Runenwerk, das Arbeit und Wetter in die harte Haut gegraben haben, eignet sich für diese Technik der Wiedergabe. Mit dem „Frühstück im Garten" landen wir wieder bei der Jugend: Georg Walther Rößner gehört der Berliner Sezession an. Das hier wiedergegebene Werk bildete einen der Hauptanziehungspunkte der letzten Ausstellung und wird mit seiner sonnigen Stimmung auch solche Betrachter bezwingen, die sonst der „älteren Schule" den Vorzug geben. Der Mai komme zu seinem Recht! H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50


Feurich
Flügel
Pianos
LEIPZIG/COLONNADENSTR. NR. 30

MARKE „JACOBI 1880"

DEUTSCHER WEINBRAND



ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREIBUTTER!

Fischer & Wittig in Leipzig.

37. Jahrg. / Juni 1923 / 10. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Juniheft zum Preise von 2500 Mark.

Auslandspreis 2,50 Schweizer Franken, dementsprechend 0,50 Dollar amer., 0,90 Pesos argent., 3 Milr. bras., 55 Lewa bulg., 3 Pesos pap. chilen., 2,25 Kr. dän., 2 Sch. engl., 12,50 M. finn, 30 Drachm. griech., 1,25 Fl. holl., 1 Yen jap., 7,50 L. ital., 32,50 Din. jugosl., 7,50 Frs. luxemb., —,85 Dollar mex., 2,50 Kr. norw., 9 Milr. port., 75 Lei rumän., 1,75 Kr. schwed., 2,50 Pes. span., 11,25 Kr. tschechosl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Juniheftes:

Seite

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

Selbständige Textbilder:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.





Im Gebet. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

(München, Glaspalastausstellung 1922)



(Schluß)

Zehlendorf

Hockey

Nochmals waren drei Jahre verstrichen. Ambach war jetzt fünfundzwanzig und war Kaufmann geworden. Onkel Franz Gamm, der Bruder seiner Mutter, hatte sich nach Anbruch der neuen Zeit den Gang der Dinge eine Weile mit seinen amerikanisierten Augen angesehen und war eines Morgens auf dem Kontor in das Zimmer seines Kompagnons getreten, um ihm zu sagen, daß er es für besser hielt, wenn sie Bestände und Maschinen den Ausländern verkauften und etwas anderes anfingen. Der Kompagnon hatte nicht glauben können, daß die Schwierigkeiten mit den Arbeitern wirklich so groß werden würden, auch hatte er sich, obgleich zwei Jahre jünger, schon für zu alt gehalten. Nach längeren Verhandlungen hatte er Onkel Franz' Beteiligung mit einer Summe abgelöst, die sich selbst vor den erzielten Kriegsgewinnen nicht zu verstecken brauchte. Worauf der Onkel auf seiner Zehlendorfer Villa eines Morgens auch in das Zimmer seines Neffen getreten war und ihm mitgeteilt hatte, daß er nun lange genug Einwohnerwehr gespielt hätte und sie ein Exportgeschäft gründen würden, Glas, vom Lampenzylinder bis zum besseren Dessertteller und nach Amerika.

Es war dann eine kurze Zwischenzeit gefolgt, in der Ambach es sich hatte angelegen sein lassen, gleichzeitig zu studieren, da nicht Jura, so wenigstens Volkswirtschaft. Indessen, bald hatte es ihm scheinen wollen, als ob Volkswirtschaft keine Wissenschaft wäre, wie er sich eine solche bisher vorgestellt hatte. Es schwankte ja alles. Onkel Franz hatte gelacht, und er hatte den Professoren den Rest der Kolleggelder geschenkt und begonnen, englische Stunden zu nehmen.

Das war nun auch schon wieder über ein Jahr her, und heute, am ersten Sonntag im November, einem richtigen: Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden-Sonntag mit grauem Nebel und feuchtglänzenden Wegen, stand Ambach in seinem Schlafzimmer vor dem Spiegel und rasierte sich. Am Sonntag wurde der anderen Hälfte dessen, was jetzt den Inhalt seines Lebens ausmachte, gehuldigt, dem Sport.

Nachdem er sich abgewaschen hatte, zog er die kurzen Unterbeinkleider und die nicht längeren, schwarzen Oberbeinkleider an, die beide die Knie freilassen mußten, griff nach den gelben Stutzen und schnürte sich die schweren Stiefel fest. Hierauf zog er über das weiße Flanellhemde die schwarze Wolljacke mit den gelben Aufschlägen, holte den Hockeyschläger aus der Ecke und nahm unten im Hausflur, der weder eine Halle, noch ein Anbau, sondern eine Diele mit rotlackierten Korbmöbeln war, den weiten, dicken Ulster vom Haken.

Bis zum Spielplatz hatte er eine gute Viertelstunde Weges. Es ging über die Brücke des Waldsees, eine langweilige Straße entlang, über das Feld. Schon von weitem

sah und hörte er, daß heute großer Betrieb war. Bunte Gestalten schossen durcheinander, das dumpfe Puffen des Fußballes tönte herüber, das Trillern einer Pfeife erklang.

Seine Leute hatten die hintere Hälfte der Wiese inne. Zwei Paar Tore waren hier aufgestellt, zwischen ihnen liefen, vorläufig nur übend, geschwinde Beine unter gelben Streifen kurzer Röcke oder in gelben Stutzen. Aber als er, den Schläger unter den Arm geklemmt, die Fußballer umgangen hatte, ließ eine der Damen vom Ball und kam ihm entgegen. Indem sie ihn mit Handschlag begrüßte, sagte sie: „Herr Ambach, ich möchte Sie bitten, heute bei uns zu schiedsrichtern."

„Haben Sie denn Wettspiel?" fragte er wenig angenehm berührt. „Ja, denken Sie," erwiderte sie, die Worte der Wichtigkeit der Sache entsprechend tief aus der Brust holend, und erzählte die Geschichte. Die andern, der Berliner Verein, der einzige ebenbürtige Gegner Zehlendorfs, er trat nicht, wie ursprünglich abgemacht war, über acht Tage zum Kampfe an, da mußte er in Leipzig spielen, er tat es schon heute. Und also mußte Ambach eben schiedsrichtern.

Der blickte über die Wiese. Da waren doch genug andere Herren. Aber er kannte es schon, sie wollten immer ihn haben. Schnell nahm er seinen Schläger unter dem Arm hervor, lief auf einen Ball zu, der über den Rasen rollte, und gab ihn zurück, und nun, über seine Enttäuschung hinweg, sagte er: „Gewiß, gern," und die Kapitänin antwortete befriedigt: „Danke," fragte: „Haben Sie eine Pfeife?" und lief ebenfalls auf einen Ball zu.

Es kam der Gegner, er kam in langem Zuge, die üblichen elf Mann hoch, und, als ob bei den duftenden Reseden die letzten Astern nicht fehlen dürften, in roten Röcken. Das war hübsch, das brachte in das Grau und Grün einen fröhlicheren Ton. Ambach begrüßte ihren Schiedsrichter, stellte seinen Schläger in die Torecke und zog den Ulster aus.

Es war doch immer dasselbe alte Lied. Sie fanden am Anfang ihre Beine nicht. Da, ließ der rechte Außen sich nicht den Ball wegnehmen? Unglaublich. Aber die kleine Kalepky glich es wieder aus. Schneller, schneller, schneller, Donnerwetter. Linker Läufer, wo steckst du? Gut. Fräulein Ruhland war überhaupt gut. Halt, um den Ball gedreht, er pfiff ab. „Freischlag für Berlin!" kommandierte er und setzte auf den vorwurfsvollen Blick der Dame, die es nicht getan haben wollte, hinzu: „Doch. Um den Ball gedreht."

Das Spiel ging weiter, bald war es drüben bei dem anderen Schiedsrichter, bald wieder bei ihm, und er lobte Fräulein Schulz in Gedanken und gab ebenso dem Mittelläufer den Rat, seine Kräfte zu schonen und nicht überall sein zu wollen, nur in Gedanken und allenfalls mit dem Herzen. Oder er trabte nach vorn und zurück und bestimmte: „Zehlendorf rollt!" Und wie er bestimmte, so liefen die Damenbeine in den langen, schwarzen Strümpfen und wallten die roten Röcke und die mit den gelben Streifen. Doch das kommt beim Sport ja nicht in Frage, nur zuschauende Laien bemerken es. Für ihn war ein Bein nur da, wenn es der Gegnerin den Ball sperrte. Als aber den Berlinern ein Durchbruch gelang, als der erste Verteidiger überspielt wurde und der sonst so sichere zweite vorbeischlug, als der Torwächter weberte wie ein Bär im Käfig und dicht am Tore ein wütendes Handgemenge entstand, das erst der von ihm gerügte linke Läufer rettend entschied, da war ihm so warm geworden, daß er sich nun auch den schwarzen Sweater mit den gelben Aufschlägen auszog.

Am Rande des Spielfeldes hatte sich eine Reihe Zuschauer eingefunden: zufällige Spaziergänger, Stammgäste, die meinten, auf eine andere Weise den Sonntagvormittag auch nicht besser verbringen zu können; um zu lernen, die Angehörigen der zweiten Damenmannschaft; sonstige Klubmitglieder. „Bitte, sein Sie so gut!" rief Ambach, schleuderte ihnen den Sweater zu und trabte auch jetzt nach vorn. Gerade noch, daß er nicht weit von den Mitgliedern eine Dame in schwarzem Tuchkostüm stehen sah, die eine Skunksstola um die Schultern gelegt und die Hände in einen gleichen, platten Muff gesteckt hatte, und von der es ihm war, als ob er sie kenne.

Es kam das tragische Moment. Vergebens kämpften die Stürmer, vergebens liefen die Läufer, vergebens stürzten sich Verteidigung und Torwächter dem feindlichen Angriff entgegen. „Tor!" erklang es inhaltsreich.

Ambach dachte: ‚Natürlich werden sie jetzt den Mut verlieren,' und lächelte der Kapitänin, die ihn mit einem so düsteren Blick ansah, daß er zu einem Vorwurf gegen die ganze Welt gereicht hätte, ermutigend zu. Und weil auch nachher noch Zeit war, blickte er zu den Zuschauern hin und meinte mit Bezug auf die schwarze Dame, daß er sie doch nicht kenne, sondern nur manchmal gesehen habe.

⌘ ⌘ ⌘

Die Pause war abgepfiffen, es stand eins zu Null gegen Zehlendorf. Ambach war auf dem Wege zu seinen Damen, die sich in der Mitte auf einem Haufen versammelt

hatten. Dabei rief ihm eins der Klubmitglieder zu: „Ambach, Frau Wegner friert. Darf sie Ihren Sweater anziehen?“ Frau Wegner wollte des öfteren etwas von ihm, und manchmal störte es den Betrieb, aber gegenwärtig war es ja nicht so, entgegenkommend antwortete er: „Ja, natürlich. Bitte sehr,“ und verbeugte sich im Gehen.

Auch die schwarze Dame beugte sich vor, betrat sogar das geheiligte Gebiet des Spielfeldes und lächelte ihm zu. Da durchzuckte es ihn, er machte jäh halt und mit beiden Händen eine Bewegung, als ob er in die Luft greifen wollte. — „Ja,“ sagte sie, „ich bin es.“

„Dabei habe ich noch gestern abend an Sie gedacht,“ gestand er ihr und sagte damit nur die Wahrheit, denn als sein Blick gestern abend zufällig darauf gefallen war, hatte er tatsächlich in den Konzertanzeigen der Zeitung nach dem Namen Ernst, des Pianisten, gesucht und sich gewundert, daß er auch von ihm niemals mehr gehört hätte.

„So, denken Sie noch manchmal an mich?“ fragte sie, ihm die Hand, die er noch immer hielt, entziehend, und blickte an ihm vorbei zu den kleinen Krüppelkiefern an der Schmalseite der Wiese. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Sofort wurde ihm bewußt, was unbewußt wohl ohnehin von vornherein dagewesen war. Zu oft hatte er damit rechnen zu müssen geglaubt, daß es wie so vielen vom baltischen Adel auch ihr ergangen wäre. Und weil es nun auch Bedeutung für ihn bekam, daß nicht nur ihr Kostüm und Pelzwerk, sondern auch ihr großer Hut mit den Straußenfedern schwarz waren, fragte er unsicher: „Trauern Sie?“ — „Trauern nicht mehr gerade, aber man trägt seine alten Sachen auf,“ entgegnete sie.

Er zog die Brauen zusammen und sah weg, sah sie fragend aber wieder an. Sie sprach sofort weiter: „Ja, Edmund ist auch ermordet worden. Dabei waren wir schon in Arensburg, um mit dem letzten Dampfer abzufahren. Aber der Inspektor kam uns nach und erklärte, unsere Esten dächten gar nicht daran, uns zu verjagen. Edmund ließ sich überreden, drei Wochen später hörte ich in Riga, daß sie beide umgebracht worden wären.“

„Und Ihre Eltern?“ fragte er nach neuem Schweigen noch gedämpfter. — „Bei denen war ich, ehe ich nach Berlin kam,“ antwortete sie, „gut geht es ihnen natürlich auch nicht. Mamas russische Papiere sind ganz wertlos geworden und die Zinsen von dem, was Papa für Althof bekommen hat, heutzutage ... Er hätte eben nicht verkaufen sollen. Außerdem sind ja auch Lili und Alfred bei ihnen.“

„Ja, ja,“ sagte er, als hätte er das schon angenommen, sträubte sich jetzt aber dagegen, nur Unerfreuliches zu hören, und fragte deshalb ein wenig lächelnd: „Und Ernst?“ — „Ernst,“ wiederholte sie und lächelte ebenfalls ein wenig, „erinnern Sie sich noch Denis'? Er ist mit Ernst nach Südamerika gegangen, Nachricht haben wir aber noch nicht.“

Nun, das war wenigstens etwas. Sich freier fühlend und stärker lächelnd, erkundigte er sich: „Wie kommen Sie denn nach Zehlendorf?“ — „Ich wohne jetzt hier,“ antwortete sie. — „Nein,“ entfuhr es ihm, auch trat er in freudiger Überraschung einen Schritt zurück. — „Doch. In der Machnower Straße. Eine von uns hat in Potsdam eine Stelle bei einer Auskunftei gefunden und ist dorthin übergesiedelt. Dadurch ist das Zimmer freigeworden.“

Kaum hatte sie ausgesprochen, so klang es mehrstimmig und melodisch über die Wiese: „Herr Ambach!“ Unwillig drehte er sich um. „Die zehn Minuten sind gewiß schon vorüber,“ klang es weiter.

Er sah auf sein Uhrenarmband, es war nicht mehr aus Leder, es war aus Gold, und mußte beistimmen. Im Augenblick war er entschlossen, sich vertreten zu lassen, aber schon meinte er, daß es sich vielleicht auch anders machen ließe, und fragte: „Haben Sie noch Zeit? Nur noch fünfunddreißig Minuten. Auf Spielen verzichte ich heute.“

Sie bejahte, er pfiff, und auch sie wandte sich und hatte, in die Nähe der Klubmitglieder zurückkehrend, keine Ahnung davon, was seine letzten Worte für ihn als Sportler bedeuteten.

Um einiges später sagte der rechts Außen zum Mittelläufer, mit dem zusammen er zu einer Ecke der roten Röcke ging: „Was ist denn jetzt mit Ambach? Schon zweimal haben sie drüben Stock gemacht.“ — „Ja,“ antwortete der Mittelläufer, „mir war es auch so.“ — „Man müßte es ihm sagen, daß er besser aufpaßt.“ — „Tun Sie's doch.“ — „Ach ich,“ meinte der rechts Außen.

Nun, diese Ecke konnte infolge einer wunderbaren Flanke des rechts Außen verwandelt werden, Zehlendorf zog gleich. Das entlastete die schwarzgelben Gemüter und vor ihnen auch Ambach. Und auch sonst meinten seine Damen es jetzt mit ihm gut, sie bewegten sich vorwiegend im Gebiete des anderen Schiedsrichters.

Währenddessen hatte die Baronin, durch nichts mehr abgelenkt, dem Spiele größere Aufmerksamkeit geschenkt. Es war das erste-

mal in ihrem Leben, daß sie einen Hockeykampf sah, sie fand ihn abscheulich. Wenn es noch junge Dinger von sechzehn oder siebzehn gewesen wären, aber in diesem Alter so kurz und die Beine so auseinanderreißend, also abscheulich. Weil auch die Dame, die Ambachs Jacke angezogen hatte, wieder an ihr vorüberstrich, wandte sie sich ab und begann zu gehen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Frage, welches eigentlich die erste Damenmannschaft Deutschlands wäre, war auch heute nicht geklärt worden. Mit Eins zu Eins hatten nacheinander die Zehlendorfer und Berliner Damen das dreifache „Hip, hip, hurra!" auf den Gegner ausgebracht. Als es beiderseitig auch noch hieß: „Den Herren Schiedsrichtern ein dreifaches ‚Hip, hip, hurra'!" war Ambach schon im Tore und zog sich den Ulster an. An den Sweater dachte er erst, als Frau Wegner ihn ihm brachte. Er nahm ihn ihr ab, sagte: „Danke sehr," und ließ sie stehen, und kaum bei der Baronin angelangt, fragte er: „Warum haben Sie Mama denn noch nicht besucht?"

Sie hatte es nicht getan, weil sie nicht mehr wußte, welchen Vorort als künftigen Wohnsitz er ihr einst genannt hatte. Aber wie er sich hiermit nicht zufrieden gab und darauf hinwies, daß sie, Ambachs, im Telephonbuche ständen, kam es heraus, daß sie auch noch andere Gründe hatte. „So nahe habe ich Ihrer Mutter doch nicht gestanden," sagte sie. „Außerdem, wir sind doch Flüchtlinge. Man weiß also nie, ob man gern gesehen ist."

„Das heißt," fiel er ein und blickte böse, „Sie haben es absichtlich nicht getan?" — „Es war nicht grade Absicht, es war eben ..." Sie zog die Rechte aus dem Muff und machte mit ihr eine kleine Bewegung, dann fragte sie ablenkend: „Wo wohnen Sie denn?"

„Drüben in West am Waldsee," antwortete er noch immer mürrisch und deutete kurz mit dem Kopfe nach rechts. Unwillkürlich sah sie in der angegebenen Richtung über das magere Feld nach dem Walde, hinter dem das reiche Zehlendorf-West lag, fuhr aber plötzlich fröstelnd zusammen und erklärte: „Ich muß jetzt gehn."

Ohne erst zu fragen, ob es ihr recht wäre, schloß er sich ihr, barhäuptig und mit dem Sweater über dem Arm, in Richtung Zehlendorf-Mitte an.

Erfreuliches war unter dem, was sie noch erzählte, nicht. Von Riga war sie, als ein längeres Verweilen gefährlich geworden wäre, nach Königsberg zu Tante Rost gegangen, und war von dort ein Vierteljahr später, nachdem sich auch noch die letzten Hoffnungen verflüchtigt hatten, nach Hamburg weiter gefahren. Nach Berlin aber war sie gekommen in der Absicht, sich eine Stellung zu verschaffen, die es ihr ermöglichte, sich von ihren Eltern unabhängig zu machen. Und sie lebte von dem wenigen, was die ihr geben konnten, und von ihrem Schmuck. „Gott sei Dank wird er ja noch immer gut bezahlt," sagte sie, „obgleich nicht mehr ganz so wie zuerst." Im übrigen war sie schon zufrieden, daß sie jetzt ihr eigenes Zimmer hatte, und auch mit ihren Wirten, einem betagten, freundlichen Ehepaar, hatte sie es gut getroffen, schade nur, daß ein Kolonialwarenladen unter ihrem Zimmer war, die Klingel stand den ganzen Tag nicht still. „Aber das ist ja das wenigste," schloß sie in leichter Ungeduld. „Die Hauptsache ist, daß ich endlich etwas finde."

„Und Sie?" fragte sie dann, „Sie sind also glücklich aus dem Kriege zurückgekehrt?" — „Ganz gut, ja. Bloß noch eine kleine Schramme," antwortete er. — „Was tuen Sie jetzt?" — „Ich bin Kaufmann geworden." — „Kaufmann?" wiederholte sie überrascht. — „Ja, mit Onkel zusammen." — Sie sah ihn von der Seite an, er tat ihr leid.

Wenige Minuten später waren sie die Hauptstraße zu Ende gegangen, hatten die Bahnüberführung passiert und waren in der Machnower Straße. „So," sagte sie, „hier wohne ich."

Auch er machte halt und betrachtete das Haus. Es sah so weit ganz ordentlich aus, aber da war freilich der Kolonialwarenladen. Von dem schaute er zum ersten Stock hinauf. „Welches sind Ihre Fenster?" fragte er. — „Fenster?" gab sie zurück, „ich habe nur eins, das hier, das letzte."

Er nahm auch das in Augenschein, doch unterschied es sich nicht von den andern, und plötzlich erkundigte er sich: „Aber jetzt kommen Sie zu uns," und setzte, weil sie nicht gleich antwortete, hinzu: „Oder noch besser, Mama schreibt Ihnen, da sind Sie auch sicher, sie zu treffen. Sie wird sich riesig freuen."

Von dieser Überzeugung enthusiasmiert, plötzlich auch fühlend, daß er vorerst einmal allein sein müßte, beschleunigte er den Abschied, und nur das tat er noch, ehe er mit langen Schritten zum nahen Bahnhof ging, er prägte sich die Hausnummer ein.

⌘ ⌘ ⌘

Zu seinem Leidwesen erfuhr er von dem neuen Stubenmädchen, daß seine Mutter Besuch hätte, Frau Geheimrat Wallraff. „Schon lange?" fragte er; hörte: „Seit etwa einer halben Stunde," und sagte: „Ei weh, erst!"

Immerhin mußte er sich ja sowieso umziehen. Gleich wieder in Gedanken, stieg er die in ihrer unteren und oberen Hälfte sich kreuzende Treppe hinauf.

Als er aus seinem Zimmer auf den Flur trat und unten auf der Diele die Stimme seiner Mutter und diejenige Frau Wallraffs hörte, dachte er mit Unterschätzung der Zeit, die er in seiner Versunkenheit zur Toilette gebraucht hatte: ‚Geht sie doch schon?‘ und blieb auf der obersten Stufe stehen.

Nach einer Weile wurde er ungeduldig, nach noch einer setzte er sich mit dem Gedanken: ‚Geh lieber, als daß du solchen Unsinn schwatzest,‘ auf die oberste Treppenstufe, legte die Ellbogen auf die gespreizten Oberschenkel, verschlang die Hände und ließ den Kopf darüberhängen. Bis es ihm schließlich wie dem Müller erging, der aufwacht, wenn die Mühle stillesteht. Er horchte auf und sprang mit einem laut herausgeschmetterten „Mama!“ aus dem Sitz die Treppe hinab.

„Junge,“ sagte unten Frau Ambach und wandte sich zurück. — „Ja,“ lachte er, „ich lauere schon. Verrückte Schraube. Aber ...“ Mit sich überstürzenden Worten erzählte er und griff dabei nach den Händen seiner Mutter, seine Augen strahlten, sein Lächeln lief durch alle Schattierungen.

Spurlos waren die sieben Jahre an Frau Ambach nicht vorübergegangen. Zwar war sie noch immer blond, aber nicht mehr ganz, und wenn sie auch noch ihre stolze, aufrechte Haltung hatte, Teint und Taille hatten sich ebenfalls um einiges verändert. Was aber den kühlen Blick ihrer grauen Augen betraf, so ließ sich zurzeit schwer etwas darüber sagen. Seitdem sie sich während des Krieges so um ihn hatte sorgen müssen, genügte es noch immer, daß sie ihren Sohn ansah, um nicht kühl zu blicken. Geschweige denn jetzt, da er mit seinen Lackkappen auf den Stiefelspitzen, den tadellosen Bügelfalten, dem übergeknöpften, grauen Jackett und der schwarz- und rotgestreiften Krawatte so heiß in seiner Sache vor ihr stand. Fast kam die Sache selbst darüber zu kurz. Immerhin sagte sie in aufrichtigem Bedauern schließlich: „Die arme Frau!“

„Ja, nicht wahr?“ fragte er erfreut und behandelte ihre Hände wie ein Spielzeug. „Ich habe ihr übrigens gesagt, daß du ihr umgehend schreiben würdest.“ — „Gewiß,“ antwortete sie und fragte: „Ist sie noch immer so schön?“

„Schön?“ Er zog die Stirnhaut hoch. „Darauf habe ich nicht geachtet.“ — „Nicht?“ sprach sie weiter, „nun nein. Wenn man das alles hört. Aber nun gib mich frei. Ich muß in die Küche. Wir wollen nachher mehr darüber sprechen.“

Sie nickte ihm zu, und er schob die Hände in die Seitentaschen, sah sich auf der Diele um und begann zu pfeifen.

⁂ ⁂ ⁂

Es war am Nachmittage dieses selben Tages, bald nach dem Essen, daß Ambach sich entschloß, nochmals auf den Sportplatz zu gehen. Zwar spielte sein Klub um diese Zeit nicht, aber die Leichtathleten oder Fußballer taten es. Er zog den Überzieher mit dem Gürtel an, setzte den weichen Hut mit der herabgezogenen Krempe auf und verließ die Villa.

Auf der Brücke über den Waldsee und in dem langen, von grünen Hecken eingefaßten Gange, der die Brücke nach beiden Seiten verlängerte, bewegte sich das übliche Sonntagspublikum, das schon vom nahen Schlachtensee kam oder jetzt erst hinging. Er mischte sich dazwischen, fing allerlei Bemerkungen auf, falsch sentimentale über die Schönheit des Sees und ehrlich gemeinte über die reichen Leute, die natürlich gerade hier wohnen mußten, und überquerte jenseits des Sees die andere Straße, um denselben Weg wie am Vormittag einzuschlagen.

Seine Gedanken waren jetzt bei der Zeit, die derjenigen von Ösel gefolgt war. Etwa sechs Wochen nach Ablieferung des Depots hatte er infolge günstigen Zufalles sein Urlaubsgesuch einreichen dürfen. Doch waren sechs Wochen noch zu wenig gewesen, um sich schon darüber klar zu werden, wer eigentlich die Schuld trug, die Baronin Anna, weil sie vierundzwanzig Stunden zuviel Zeit gebraucht, er, weil er sich als wesentlich besserer Draufgänger denn Taktiker der Liebe erwiesen hatte? Er war also an Dreieichen vorübergefahren. Und auf dem Rückwege, auf dem es dann anders hatte sein sollen, hatte er doch nur deshalb, obgleich Bergstrands schon nach Hamburg übersiedelt waren, die zweimal zwei Meilen nach und von Althof bei Nordost zu Fuß gemacht, um der Baronin beschreiben zu können, wie das Gut in seiner neuen Gestalt aussah — auf dem Rückwege war er, kaum an der Mole von Arensburg aus dem Schiff gestiegen und noch nicht einmal in Höhe des Bischofsschlosses, auf Sauerbrey gestoßen.

Der hatte allerlei in der Stadt zu besorgen, hatte sich aber bereit erklärt, ihn morgen früh in Dreieichen abzusetzen, wenn er ihm heute Gesellschaft leistete. Jedoch, am nächsten Tage hatte es nicht geklappt. Als ihr Auto am späten Nachmittag die Staatsstraße entlang jagte, mußte es die höchste Geschwindigkeit einschalten. Schon im März aber war der Vorstoß nach dem Festlande erfolgt, und gleich, nachdem Am-

bach in Reval eingerückt war, hatte seine Dünaburger Division die beiden Bataillone zurückverlangt. Über Riga war es nach Westen, Richtung Reims, gegangen, Ösel war erledigt.

Damals. Und jetzt? Daß die Baronin während der schweren Zeiten, die sie hatte durchmachen müssen, nicht an das gedacht hatte, was auf Dreieichen geschehen war, erschien ihm wahrscheinlich. Ebenso glaubte er feststellen zu müssen, daß sie heute vormittag durch nichts gezeigt hätte, es wäre ihr wieder eingefallen, während es in ihm doch gleich vom ersten Augenblick an dagewesen und auch nicht ganz verschwunden war, als sie ihm all das Traurige erzählt hatte. Aber was nicht war, mußte noch kommen, wenn sie öfter zusammentrafen, oder er half nach. Obgleich ihm ihr Schicksal natürlich so lange gewisse Rücksichten auferlegte, bis es ihr wieder besser ging. Da er hierüber schon nachgedacht hatte und ihm verschiedenes eingefallen war, was zu diesem Ziele führen konnte, so zuckte ein schnelles Lächeln um seine Lippen; er nahm den Stock, den er über den Arm gehängt hatte, herab, um mit seiner Stahlzwinge nach Steinen zu schlagen, die auf dem Wege lagen.

Auf der Wiese wurde gespielt, Fußball und Faustball. Jenes taten aber nur Jugendmannschaften, es gab für ihn also nichts zu sehen, und aus Faustball machte er sich so wie so nichts. Langsam setzte er sich in Richtung Mitte wieder in Bewegung.

Hinter dem Kirchhof, an den Anlagen, hörte er sich von links her angerufen. Es war sein Klubkamerad Wenglin, einst Marineleutnant, jetzt Journalist. Der erkundigte sich, wohin er ginge, Ambach sagte: „Ich bummele," und Wenglin fuhr fort: „Ich geh' zu Pieper. Wir wollen Doppelkopf spielen." Dann fragte er: „Eins zu Eins?" — Ambach nickte, und Wenglin meinte: „Ja, die Berliner Damen haben zugelernt. Aber übrigens, wissen Sie es schon? Sie sollen in der repräsentativen Mannschaft aufgestellt werden. Hellermann brachte es mit. Ich glaube, Sie waren nicht mehr da."

Hellermann war der Kapitän der ersten Herrenmannschaft und offizieller Vertreter des Klubs im Verbande, er konnte es also wissen. „Ich?" fragte Ambach trotzdem. — „Warum denn nicht?" entgegnete Wenglin, „welcher Verteidiger ist denn besser als Sie?"

„Na," sagte Ambach und dachte an einige, die auch für Koryphäen der Verteidigung galten. Für schlechter als sie hielt er sich aber freilich nicht, und so zu den Repräsentativen zu gehören, zu denen also, die aus allen Berliner Mannschaften zusammengestellt wurden und gegen Nord- und Süd-, Ost- und Westdeutschland, wenn nicht gar gegen das Ausland anzutreten hatten, es war schon was.

In der Hauptstraße trennten sie sich, Wenglin betrat das Haus, in dem Pieper wohnte, und Ambach ging weiter. Hinter der Bahn bog er in die Machnower Straße. ‚Keine Gegend,' dachte er. Aber das Haus war wirklich passabel, nur eben der Laden. Ob sie daheim war? Überhaupt, von jetzt ab zu wissen, daß er ihr jeden Augenblick begegnen konnte, sobald er von West herüberbummelte, es schien ihm, als würde das sehr merkwürdig sein. Wie es ja auch merkwürdig war, daß er sie doch noch einmal getroffen hatte. Obgleich freilich, wohin hätte sie sich sonst wenden sollen? Die meisten der anderen Vertriebenen waren ja auch nach Berlin gekommen.

Dann mußte er amüsiert lächeln. Jener andere Günther Ambach von vor drei Jahren war ihm eingefallen, der todsicher nicht hier unten gestanden und zu ihrem Fenster emporgesehen hätte, sondern hinaufgegangen wäre. ‚Ach ja, der Krieg, tempi passati,' dachte er und setzte langsam seinen Weg fort. Und indem er sich jetzt ganz darauf konzentrierte, die Baronin aus ihren kümmerlichen Verhältnissen herauszuheben, meinte er, daß es allzuschwer nicht sein würde. In der Villa war Platz genug, und sowohl seiner Mutter wie des Onkels glaubte er sicher sein zu dürfen. Nur Zeit mußte er sich lassen und vorsichtig operieren.

Er war dazu auch entschlossen, nahm sich noch vor, der Baronin morgen Blumen zu schicken, Blumen und Konfekt, das hatte gleichzeitig Nährwert, und machte kehrt.

⌘ ⌘ ⌘

Mutter und Onkel saßen, als Ambach daheim wieder eintraf, schon beim Tee. Es wurde jetzt auch Tee im Hause Ambach-Gamm getrunken, Kaffee nur noch nach Tisch, der Onkel hatte es so haben wollen. Und sie saßen gleich links von der Diele mit den rotlackierten Korbmöbeln in dem nach der Straße zu belegenen, grünen Wohnzimmer, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort um diese Stunde.

„Wo warst du denn?" fragte Frau Ambach und sprach nach erhaltener Antwort: „Auf dem Sportplatz," besorgt weiter: „Du übertreibst, Günther. Vormittags und nachmittags ist zu viel."

„Aber was denn," korrigierte er sie. „Am Vormittage habe ich geschiedsrichtert und jetzt zugesehen, gespielt habe ich heute überhaupt nicht." Ebenfalls Platz nehmend, fügte er hinzu: „Wenglin läßt sich empfehlen."

„Danke," erwiderte seine Mutter. „War er auch da?" — „Ja, er war auch da. Er erzählte mir übrigens von Bekannten, die jetzt auch Zwangsmieter bekommen haben. Sie sind natürlich wenig erfreut darüber und hatten gebeten, sich ihre Mieter selbst aussuchen zu dürfen, aber man hat ihnen geantwortet, das hätten sie vorher tun müssen, jetzt wäre es zu spät."

„Siehst du," sagte Frau Ambach und blickte ihren Bruder vorwurfsvoll an. Der war klein, rundlich und graubärtig mit hellblauen Augen unter buschigen Brauen. Davon, daß er einst der Revolutionär der Familie gewesen war und immer nur hatte tun wollen, wonach ihm der Sinn stand, war ihm nichts mehr anzumerken. Eher sah er mit seinen ungewöhnlich weichen, weißen Händen und dem bequemen Klappkragen nach dem Apotheker einer kleinen Stadt aus, der sich zur Ruhe gesetzt hat, von früh bis spät raucht und beschaulich daran zurückdenkt, wieviel Mixturen er in seinem Leben gemischt hat.

Auf den Anruf seiner Schwester hin lächelte er, und als sie erklärte: „Eines Tages wird es auch für uns zu spät sein," ging das Lächeln in ein Schmunzeln über. Mit gewechselter Front stieß sie infolgedessen aus: „Es ist heutzutage außerdem sowieso ein Verbrechen, mehreren politischen Parteien auf einmal anzugehören."

„Ihnen Beitrag zu zahlen, meinst du, Marie," sagte der Onkel nun doch und beugte sich vor, um die Asche seiner dicken Zigarre abzustreichen. Sich wieder in den Sessel zurücklehnend, fuhr er fort: „Wer sich aus dem nichts macht, was ihn nicht angeht, hat um so eher den Nutzen davon. Warum also nicht?"

Frau Ambach, die auch damit nicht einverstanden war, stieß mit dem Kopfe vor, und ihr Sohn, der die Augen gesenkt hatte, seitdem er auf Wenglin zu sprechen gekommen war, warf dem Onkel einen unzufriedenen Blick zu.

✠ ✠ ✠

Ambach nahm den Hut vom Haken und trat aus der Haustür. Bei der etwas versteckten Lage der Villa hielt er es nicht für ausgeschlossen, daß die Baronin Anna, die heute zum Tee kommen sollte, den Weg nicht fände.

Jenseits des Sees, auf der anderen Straße, machte er schon wieder halt, da es jetzt zum mindesten zwei, wenn nicht drei Möglichkeiten gab, woher sie erscheinen konnte. Zugleich war er mit der Dämmerung unzufrieden, nicht an sich, sondern weil seit vorgestern gestreikt wurde und die Laternen nicht brannten.

Er irrte sich aber doch nicht, als er meinte, die Dame, die auf anderthalb hundert Meter vor ihm um den Zaun bog, wäre die Erwartete, und antwortete lachend auf ihre Frage: „Ja, es war doch möglich, daß Sie nicht fanden." Noch mit demselben Atem fügte er hinzu: „Feingemacht haben Sie sich auch," und sah ihren dunkelblauen Hut in gewollter Bewunderung an, und wie sie ihm für Blumen und Konfekt dankte und wissen wollte, ob er sich solche Ausgaben denn leisten könnte, rief er: „Aber," und schlug mit der Hand durch die Luft.

Vor der Villa machte die Baronin eine kleine Bewegung mit dem Kinn. Etwas vorbereitet war sie ja schon, denn als sie die Brücke passierten, hatte Ambach nach rechts gedeutet und gesagt: „Das ist unser Garten," und sie hatte in diese Idylle von Trauerweiden, gepflegten Rasenflächen und neckischen Bootshäuschen gesehen. Aber was sie jetzt vor Augen hatte, ging doch noch darüber hinaus. Gitter und Haus, die kleine Terrasse mit dem berühmten Putto, der seinen Delphin so drückt, daß er Wasser speit, die edle, florentinische Terrakottaumrahmung der Tür. Obgleich sie es eigentlich nicht wollte, fragte sie, durch den Vorgarten auf die Villa zuschreitend, doch: „Wohnen Sie allein, oder haben auch Sie Zwangsmieter aufnehmen müssen?"

„O nein," antwortete er und unterdrückte ein Lächeln, „Onkel hat nur noch den Burschen meines ältesten, gefallenen Vetters als Gärtner ins Haus genommen und hat ihn heiraten lassen, da wohnt er, auf der Seite der Portier."

Die Baronin hatte sich nicht nur mit dem dunkelblauen Hute feingemacht, sie hatte es nach Kräften auch sonst getan, hatte das beste der Kleider angelegt, die sie von Ösel her noch besaß, ein schwarzgraues, rauhhaariges Kleid auf Figur gearbeitet wie ein Reitkleid und an Hals und Handgelenken weiß vorgekantet, und trug auch noch einigen Schmuck. Das aber feststellen zu können, das Reitkleidmäßige sowohl wie den Schmuck, war Ambach wesentlich lieber, als daran zu denken, daß sie ihre alten Sachen auftrüge, und wie sie vor dem Spiegel auch noch beide Arme hob, um sich das Haar zurechtzudrücken, biß er sich auf die Unterlippe wie einer, der gern ein unbedachtes Wort zurücknehmen möchte.

Das Zimmer Frau Ambachs war in Blau gehalten und entsprach seiner Lage nach dem Wohnzimmer, hatte die Fenster aber nach dem Garten zu. Die Vorhänge waren zugezogen, es brannten zwei Lampen, und noch ehe die Baronin den Vergleich zwischen

ihnen und dem nur noch halben Talglicht bei sich zu Hause ziehen konnte, war Frau Ambach schon bei ihr und küßte sie, hielt sie ein Stückchen von sich ab und küßte sie abermals. Dann sagte sie: „Sie müssen mir alles erzählen. Ich habe meinen Bruder gebeten, Sie erst später zu begrüßen, Günther stört ja wohl nicht."

Nein, Ambach störte nicht, nicht am Anfang; solange das Gespräch noch unsicher hin und her flackerte, und nicht nachher, als es sich seinen Lauf schon gegraben hatte. Er hätte es auch gar nicht gekonnt. Welches auch sonst der Unterschied zwischen den beiden Frauen war, in einem stimmten sie durchaus überein: Frau Ambach ging nur wenig aus und hatte auch sonst nicht viel Verkehr, da ihr Bruder auf diesem Gebiete vollständig versagte, und die Baronin hatte mit Ausnahme ihrer Wirtin, der alten Frau Radicke, überhaupt niemand, mit dem sie sich aussprechen konnte, war seit Hamburg auch keinem mehr begegnet, der sie aus ihrer Glanzzeit her kannte, und war noch immer von ihren Erlebnissen voll.

Aber Ambach wollte auch gar nicht stören. Dazu kannte er seine Mutter denn doch zu gut, um nicht zu wissen, daß ein Argwohn seine Pläne zunichte gemacht hätte. Zudem, auch ohne sein Zutun bekam sie ja feuchte Augen und wußte sich vor Bedauern nicht zu lassen, und auch ohne sein Zutun fiel der Baronin immer noch etwas Neues ein. Er begnügte sich also damit, in sich hinein zu lächeln, wenn es sich ihm wieder einmal besonders aufdrängte, wie gut alles klappte, und er dachte absichtlich an anderes, wenn gar zu traurig war, was die Baronin noch zu erzählen hatte. Als er, reichlich viel später, aber doch aufmerksam wurde und die Baronin wie fragend ansah, ging auch das schnell vorüber.

Sie hatte zuletzt erzählt, welche Schritte sie schon unternommen hätte, um eine Stellung zu finden, und welcher Bescheid ihr bisher immer zuteil geworden war, und hatte, die Lider senkend, geschlossen: „Oder man muß mit dem anderen rechnen. Dabei sollte man doch meinen, daß, wer hört, wie es unsereinem ergangen ist, solche Absichten nicht durchblicken läßt."

Deshalb sah er sie an, sah von ihr zu seiner Mutter, die ebenfalls niederblickte, und stutzte auch darüber. Aber schon gab Frau Ambach, die um nichts in der Welt ein solches Thema in Gegenwart ihres Sohnes weiter verfolgt hätte, nach einigen nichtssagenden Worten dem Gespräch eine Wendung, indem sie sich nach der Wohngelegenheit der Baronin erkundigte, und dieses ja auch für ihn interessante, kleine Zimmer mit dem einen Fenster lenkte ihn ab, und ließ ihn ganz vergessen, als ihm in naheliegender Ideenverbindung einfiel, ob die Baronin wohl auch am nächsten Sonntag auf den Sportplatz kommen würde. Am nächsten Sonntag hatten sie, die Herren, ein nicht ganz einfaches Wettspiel.

Dann setzte die kleine Alabasteruhr auf dem Renommierkamin ihr eiliges Ticken aus und schlug siebenmal fein und silbern. Aufschreckend blickte die Baronin zu ihr hin. In der Bedenklichkeit und ängstlichen Vorsicht, die der Niederschlag der letzten schweren Jahre in ihr waren, hatte sie sich zu Hause schon vorgenommen, diesen ihren ersten Besuch hier in der Villa nicht zu lange auszudehnen, und fürchtete nun, gleichzeitig nachträglich meinend, daß sie zu viel gesprochen haben könnte, davon abgewichen zu sein. Sie erklärte also, aufbrechen zu müssen.

Mutter und Sohn wollten es nicht wahr haben, und wenigstens an eins hatte Ambach für den heutigen Tag doch gedacht. „Sie müssen sich doch erst noch unser Haus ansehen," sagte er. Aber gerade mit diesem Vorschlage stieß er bei seiner Mutter auf Widerstand. Wem es so schlecht ergangen war wie der Baronin, dem zeigte man nicht gleich beim erstenmal seinen Reichtum. „Heute? Das Elektrische brennt doch nicht. Beim nächstenmal," sagte sie.

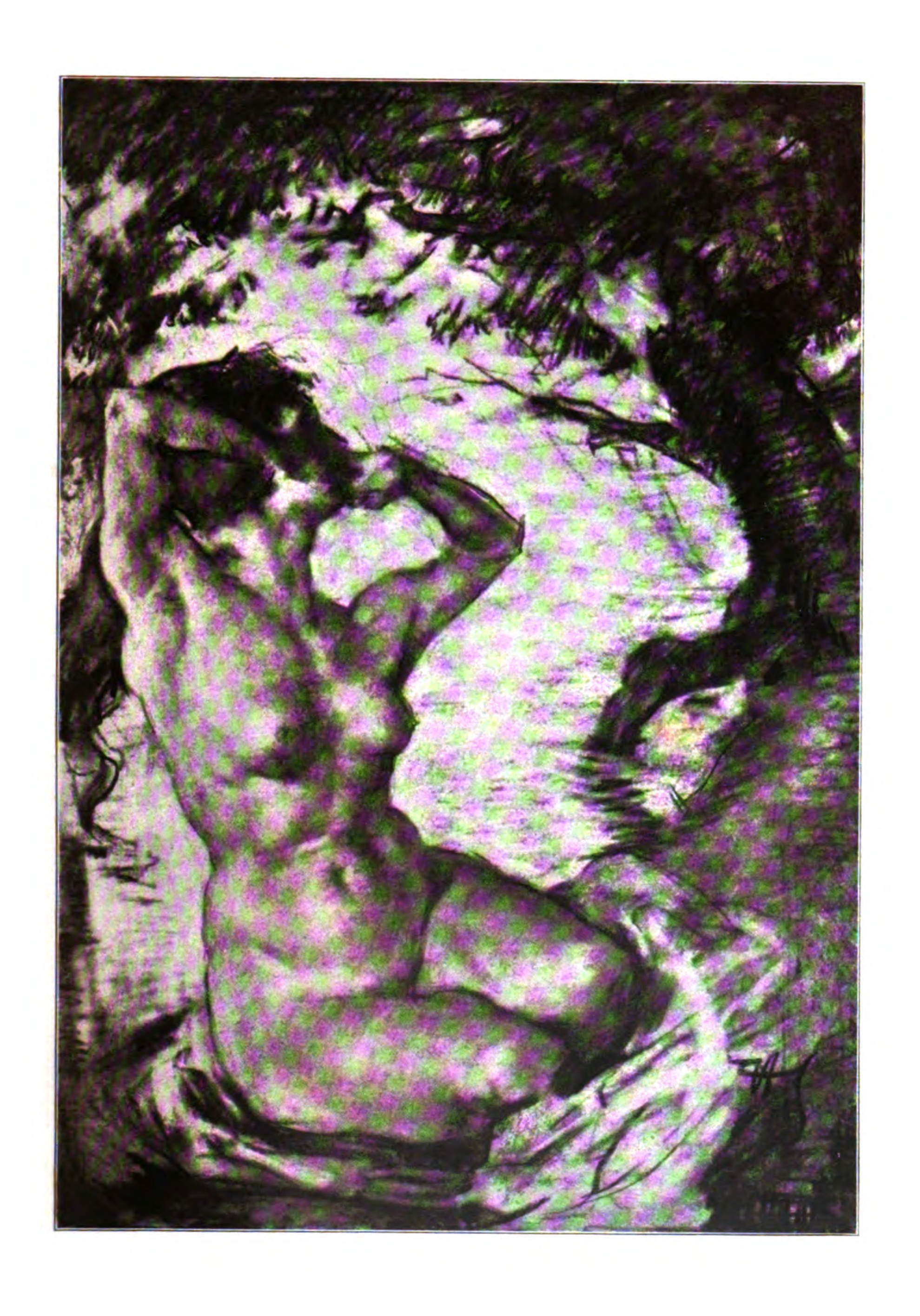
Ambach maß die auf dem Tisch stehende Lampe, aber das war eine hohe und schwere Bronzelampe, die zweite nicht anders, die Brauen verziehend, gab er nach, und auch die Baronin gab nach, eine Viertelstunde, erklärte sie, noch zulegen zu wollen.

⌘ ⌘ ⌘

Auch diese Viertelstunde war herum, die Baronin hatte nochmals versprochen, daß sie bald wiederkommen würde, zu dreien traten sie auf die Diele, auf der ebenfalls eine Lampe brannte. Da fiel Frau Ambach ein, was sie erschrocken sagen ließ: „Herrgott, mein Bruder."

Der saß drüben in seinem Zimmer in dem großen Ledersessel, hatte den Tee für sich getrunken und rauchte. „Morgen kommt Mister Stallforth," empfing er seinen Neffen. „Ja, ich weiß," antwortete Ambach uninteressiert. „Zäher Bursche. Werden mal sehen," fuhr der Onkel fort. „Ja, ja, aber du möchtest jetzt kommen, die Baronin geht schon, und was ich dich bitten wollte: sei freundlich zu ihr."

„Warum denn nicht?" fragte der Onkel und erhob sich. „Mama faßt die Sache zu sentimental auf. Man soll sie doch auf-



Akt am Wasser. Gemälde von Prof. Hermann Groeber



heitern." — „Allright," sagte der Onkel, nachdem er Ambach aufmerksam ins Gesicht gesehen hatte.

Die Baronin hatte sich inzwischen zurechtgemacht und war erstaunt. Niemals hätte sie Frau Ambach einen so kleinen Bruder zugetraut. Sie errötete auch, denn der Onkel, der schnell herangekommen war, sagte: „Habe gehört, tut mir leid, haben es aber doch überstanden," und sah ihr so aufmerksam ins Gesicht wie eben noch seinem Neffen. Und vielleicht, weil ihm dessen Bitte noch im Ohre klang, sprach er gleich weiter: „Wird schon werden. Sprechen Sie englisch?" — „Nein," antwortete sie. — „Spanisch?" — „Auch nicht." — „So. Hm. Wird aber doch werden." Da mehr nicht kam, sondern er sie nur noch immer ansah, blickte sie zur Seite und beeilte den Abschied.

Draußen auf der Brücke fragte sie den ihr das Geleit gebenden Ambach: „Ihr Onkel ist als Geschäftsmann wohl sehr tüchtig?" — „Blendend," antwortete er. „Noch vorige Woche hat er es so gedreht, daß wir trotz der dämlichen Ausfuhrabgaben pro Zylinder zwölf Pfennige Reingewinn hatten." — „Zylinder," wiederholte sie. „Ja, Lampenzylinder. Wir hatten eine halbe Million Stück nach den Staaten zu liefern." In dem Bedürfnis, zu multiplizieren, drehte sie den Kopf zurück.

Jenseits der Brücke gingen sie nicht, wie die Baronin vorhin gekommen war, sondern bogen nach rechts, Ambach wollte ihr zeigen, wie kurz und bequem die Verbindung mit der Bahn wäre. Und im Bahnhof trat er zum Schalter und erklärte, zurückgekehrt, daß er sie auch noch weiter begleiten würde, die Fahrt dauere nur fünf Minuten. Das tat sie wirklich, in Zehlendorf-Mitte stiegen sie die Treppe wieder hinab, die sie in Zehlendorf-West heraufgestiegen waren, nochmals fünf Minuten, und sie waren am Ziel.

Das Haus lag ebenso dunkel wie die ganze Straße, nur nebenan, im Laden, brannten ein paar Kerzen. „Den lieb' ich," sagte Ambach und deutete auf den Laden. Dann fragte er: „Kommen Sie am Sonntag wieder auf den Spielplatz? Am Sonntag haben wir Herren ein Wettspiel. Ein bißchen anders als bei den Damen ist es schon." — „Das glaube ich gern," antwortete sie, „nur, ich verstehe ja nichts davon." — „Das lernt sich," versicherte er ihr. „Mama ging es zuerst auch so, sie fand es bei den Damen sogar häßlich, jetzt weiß sie schon ganz gut Bescheid."

„Also vielleicht," sagte sie nach kurzem Zögern und reichte ihm die Hand, und er küßte sie ihr und sprang vor, um ihr die Haustür zu halten. Wie sie im dunklen Flur so dicht an ihm vorüberging, wie gleich zu Ende sein mußte, was trotz der Gegenwart seiner Mutter doch schön gewesen war, glaubte er plötzlich, die Baronin könnte sich über seine während des ganzen Nachmittags gezeigte Enthaltsamkeit wundern, und flüsterte verliebt: „Anna, ich bin zu glücklich." In ihr zuckte es auf.

⁂ ⁂ ⁂

Mutter und Onkel saßen am Teetisch, als Ambach in der Villa wieder eintraf. Er bejahte die Frage Frau Ambachs, ob er die Baronin ganz nach Hause gebracht hätte, unter Hinweis auf die nicht brennenden Laternen und wunderte sich dann. Kaum hatte er ausgesprochen, so taten die beiden, was sie augenscheinlich auch schon vorher getan hatten, sie sahen nachdenklich vor sich hin. Der Onkel rauchte dazu, seine Mutter zerdrückte ihr Taschentuch im Schoße. „Was ist denn?" fragte er, den es in der Gehobenheit seiner letzten Tat mehr verlangte, zu sprechen als zu schweigen.

„Wenn wieder einmal so etwas an einen herantritt, weiß man hier in unserer Behaglichkeit erst, wie es jetzt draußen eigentlich zugeht," antwortete seine Mutter. „Man weiß, was man wissen will," berichtigte der Onkel und fuhr, sich aufrichtend, fort: „Also, da überleg' dir's doch. Ich habe nichts dagegen."

„Wogegen?" erkundigte sich Ambach von neuem. „Ach," sagte seine Mutter und verzog das Gesicht leicht: „Ich habe natürlich daran gedacht, daß wir sie zu uns ins Haus nehmen."

Sofort ging er und setzte sich, und in dem Bedürfnis, sich auch noch zusammenzukrümmen, beugte er sich vor und griff nach dem vor ihm herabhängenden Zipfel der über den achteckigen Tisch gebreiteten Decke. In dieser Haltung fragte er, daß es wie bedrückt klang: „Willst du es nicht?"

„Man muß sich an eine solche Vorstellung natürlich erst gewöhnen," antwortete sie. — „Andere Bedenken hast du nicht?" — „Ich? Nein. Du?" — „Ich? Nein. Ich auch nicht. Ich bin auf Dreieichen und Althof ja auch ihr Gast gewesen."

„Sprich aber nicht etwa schon mit ihr darüber," nahm Frau Ambach das Gespräch wieder auf. „Schließlich kommt noch etwas dazwischen. Außerdem so wie du Gast ihrer Eltern auf Althof gewesen bist, wird es sowieso nicht sein." Gleich darauf erhob sie sich, sagte noch: „Sie ist ihrem Bruder Ernst übrigens ähnlich geworden, um das Kinn herum. Ein Wunder ist es ja nicht," und

schritt auf die Tür zu, um sich um das Abendbrot zu kümmern. Aber weil sie ihren Bruder hinter sich sagen hörte: „Sollte wieder heiraten," wandte sie sich zurück und entgegnete mitleidig: „Aber Franz!" — „Warum denn nicht? Scheint mir dazu am ersten veranlagt zu sein." Frau Ambach zuckte mit den Schultern und verließ das Zimmer.

Nach einer Weile stand auch Ambach auf. „Ich glaub's nicht," sagte er. — „Was glaubst du nicht?" fragte der Onkel. — „Daß sie wieder wird heiraten wollen. Glücklich, glaube ich, ist ihre Ehe nicht gewesen."

Draußen, auf der Diele, nahm er, ohne an die Störungen zu denken, die er damit vielleicht verursachte, die gelbe Messinglampe und stieg mit ihr in der Hand die Treppe hinauf, daß die Flamme spitz aus dem Zylinder schoß, und oben besichtigte er zuerst das Zimmerpaar, das dem seinigen gegenüberlag und den Blick auf Garten und See hatte, und besichtigte hierauf dasjenige, das jenseits der Treppenmündung dem seiner Mutter entsprach und eine Badestube besaß. Die Badestube erschien ihm gefährlich.

Das Konfekt

Frau Radicke, Frau Amtmann Radicke, wie sie sich gern nennen hörte, denn viele Jahre hatte ihr Mann bei einem, der auch ein Baron gewesen war, eine Stellung innegehabt, die so ungefähr dem Titel entsprach, Frau Radicke war ein freundliches, bescheidenes Frauchen. Was sie ihrer herzlich und respektvoll von ihr bemitleideten Mieterin antun konnte, tat sie. Vielleicht sogar, daß, wenn Rechnen ihre starke Seite gewesen wäre, sie gefunden haben würde, sie täte zu viel. Rechnen war aber nicht ihre starke Seite, und um nicht zu teilen, solange es noch etwas zu teilen gab, dazu war sie zu altmodisch.

Deshalb war es ihr jetzt, da sie ausgehen mußte, auch schrecklich peinlich, die Frau Baronin zu bitten, falls es klingeln sollte, zu öffnen und der Plätterin die Kragen für ihren Mann abzunehmen. Aber es mußte geschehen, sonst war ihr Mann gezwungen, die Versammlung zur Begründung des deutschen Bürgerbundes heute abend mit einem schmutzigen Kragen zu besuchen, und von dieser Begründung, mit der Zehlendorf Deutschland ein gutes Beispiel geben wollte, versprach sie sich viel.

„Gern, Frau Radicke. Was ist denn dabei," sagte die Baronin und hielt ihr Ambachs Karton hin. Dann nahm sie selbst noch ein Stück Konfekt, stellte den Karton in das Spind und kehrte zur Lampe zurück. Während sie das weißverkrustete, innen gefüllte Herz mit der Zunge zerdrückte, beendete sie im Abendblatt den Artikel über den Grafen Wrangel. Der hatte nunmehr auch noch die Krim verlassen müssen, sein Versuch, Rußland wieder aufzurichten, war somit als endgültig gescheitert anzusehen.

Fertig geworden, ließ sie die Linke auf Blatt und Tisch liegen und lehnte sich zurück. Die Klingel unter ihr schlug unentwegt weiter an, allmählich hörte sie es nicht mehr. Und sie sah Dreieichen, das weiße Haus, den Park, wie sie ihn von ihren Zimmern aus vor Augen gehabt hatte, sah See und Sund und dachte an sommerliche Sonnentage und winterliche Sturmnächte. Sie dachte auch daran, daß sie doch wieder dorthin zurückkönnte, daß ihr wieder zufiele, was ihr einst gehört hatte, irgendwie. Mit nichts hatte sie sich die Zeit seit ihrer Flucht so vergoldet, und nichts stand noch immer so offen, wie dieses Irgendwie. Aber vorweggenommen und ausgekostet hatte sie es schon hundertmal, und noch immer besaß es seinen vollen Reiz. „L'homme est misérable, mais ces misères sont les misères d'un roi détrôné," und das ist zugleich der Trost.

Als sie es wieder klingeln hörte, meinte sie, es wäre unten im Laden. Erst beim zweiten Klingeln fielen ihr Herrn Radickes Kragen ein. In der Beleuchtung der Flurlampe stand aber nicht die Plätterin vor ihr, sondern eine Dame heroischen Ausmaßes mit großem Felbelhut und kühn vorspringender Nase, ihre Vormieterin hier bei Radickes, eine Baronesse Dobbler.

Seitdem die ihr das Zimmer abgetreten hatte, hatten sie sich nicht mehr gesehen, die Freude der Baronin war also groß. Doch hieß es, diese Freude komprimieren. Die Baronesse hatte nur so lange Zeit, bis der Potsdamer Zug kam, und das waren zwanzig Minuten. Deshalb sagte sie mit tiefer Stimme auch: „Eigentlich hat es keinen Sinn, daß ich mich setze," setzte sich aber doch, und auch sonst erwiesen sich die zwanzig Minuten als genügend, ja, ihre Hälfte reichte schon aus, um der Baronin einen Begriff von dem Getriebe einer Auskunftei mit ihrem peinlichen Innehalten des Alphabetes und mit ihrer Legion von Klappkästen zu geben. Von neun bis vier täglich und mit dem Blick auf die graue Havel und die Baracken am anderen Ufer. „Ja," lachte die Baronesse, „wenn ich meinen Hunden pfiff und auf die Dünen ging, war die Aussicht über den Rigaischen Meerbusen anders. Nun, und Sie?"

„Noch immer nichts," antwortete die Baronin und senkte die Lider. — „Ob Sie es nicht

falsch anfangen?" — „Ich tue, was ich kann, aber ..." Sie hob die Schultern, und die Baronesse fühlte sich gerührt, empfänglich, wie sie selbst bei ihresgleichen für das war, was die Natur ihr so ganz versagt hatte, und meinte gutmütig: „Einmal wird es schon werden, nur den Mut nicht verlieren." Dann fragte sie: „Sonst haben Sie nichts erlebt?"

„Doch," sagte die Baronin und sah wieder auf, „ich habe eine große Freude gehabt, ich habe frühere Bekannte getroffen." — „Und" ... fiel die Baronesse schnell ein und zog die Brauen hoch.

„Ich habe natürlich auch schon daran gedacht," erwiderte die Baronin wie beschämt und sah nochmals nieder, „ich bin vorgestern aber erst zum erstenmal bei ihnen gewesen." — „Aber sie haben Platz?" — „Sie haben sogar eine ganze Villa für sich, es ist nur .. Also." Sie errötete.

⁂

Ambach saß auf seinem Kontorbock dem Prokuristen gegenüber, hatte den rechten Arm aufgestützt und fuhr sich langsam mit dem Mittelfinger über die rasierte Oberlippe. Vor ihm auf dem schrägen Pulte lag das Angebot einer Glasschleiferei, aus dem er Auszüge zu machen hatte, um sie dem Onkel vorzulegen. Weil bei dem zurzeit aber Mister Stallforth war, dachte er lieber an das Wettspiel der ersten Herrenmannschaft morgen vormittag, bei dem es sich namentlich darum handeln mußte, ob es der diesseitigen Verteidigung gelänge, den stärkeren Sturm der Gegenpartei aufzuhalten.

Im Zusammenhang hiermit erschien es ihm angebracht, bei der Baronin auch morgen wieder ein Schachtel Konfekt abzugeben. Zwar hatte ihm seine Mutter noch heute früh gesagt, daß sie den Besuch in den nächsten Tagen erwidern und dann auch gleich von der Übersiedelung in die Villa sprechen würde, aber das war ja kein Grund, der Baronin nicht auch morgen schon ein mustergültiges Spiel vorzuführen. Und kaufen wollte er das Konfekt dieses Mal nicht in Zehlendorf, sondern in dem Laden der Leipziger Straße, in dem er manchmal kaufte.

Nach einem Blick auf den Prokuristen zog er die Schublade auf und wählte Kuvert und Karte. Auf letztere schrieb er in zweifellos schon kaufmännisch wirkender, gut lesbarer Schrift: „Sonntagsmorgengruß. Kommen Sie nachher auf den Sportplatz? 11 bis 12½ Uhr. Ihr getreuer G. A.", und schrieb mit noch mehr Schwung auf den Umschlag: „J. H. Frau Baronin v. Rothe. D. G." Und im Laden der Leipziger Straße gab es so schöne Sachen, daß er nicht ruhte, bis das Paket mittleren Umfang erreichte und er noch einen rechten Hundertmarkschein herausnehmen mußte. Seinen rosa verschnürten Schatz sorgsam gegen die Brust gedrückt, ging er zum Bahnhof.

Der Zug war noch nicht da, er schlenderte nach vorn, wo der erste Wagen zweiter Klasse zu halten pflegte. An der hinteren Treppe hörte er neben sich sagen: „Ich denke, Sie fahren immer erst um drei nach Hause." Ohne anzunehmen, daß ihm das gelte, wandte er den Kopf.

Im grauen Opossumjackett und gleichem Hut mit Veilchensträußchen lehnte Frau Wegner am Treppengeländer und zeigte lächelnd ihre kleinen, pikanten Raffzähne. „Sonst," antwortete er, „am Sonnabend schließen wir um eins." Sie war damit einverstanden, und der Zug kam, aber als Ambach in den von ihm bevorzugten Wagen steigen wollte, meinte sie: „Hier nicht," und ging zurück.

Derjenige Wagen, den sie wählte, war einer von denen, die einst als erster Klasse zwischen Potsdam und Berlin gelaufen waren. Er war jetzt nicht mehr rot, er war grau und zweiter Klasse, und nur das hatte er sich von früher her noch bewahrt, daß jedes Abteil für sich geschlossen war. „Ich fahre in solchem Wagen lieber," sagte Frau Wegner, ein überaus elegantes Persönchen mit dunklen Augen und zierlichen Händen und Füßen, mit kurzem Rock und dünnsten, grauseidenen Strümpfen.

Wie sie sich ihm gegenüber in das Polster warf, nahm er trotz sportlicher Abhärtung diesen Gegensatz zwischen oberer und unterer Hälfte zur Kenntnis, und sie erzählte ihm, daß ihr Mann heute früh nach München gefahren und sie für zehn Tage Strohwitwe wäre. Hierauf wollte sie wissen, was die Herren morgen auf dem Sportplatz vorhätten.

Er machte sie auf die Schwierigkeit des Unternehmens aufmerksam, sie rief begeistert: „Da komme ich auch, ich sehe Sie zu gern spielen," und wollte weiter wissen, wer die große Dame gewesen wäre, mit der er am Sonntag solange gesprochen hatte und davongegangen war.

Gern sagte er ihr auch das, sie fragte erstaunt: „Baronin?" und erkundigte sich, woher er sie kenne, mußte es sich nachher aber gefallen lassen, daß er sie korrigierte. Siebenachtunddreißig war die Baronin ja noch nicht, sondern erst einunddreißig.

In Friedenau stieg darüber der einzelne Herr, in Steglitz das Ehepaar aus, schließlich räumte in Lichterfelde auch das junge Mädchen, das solange als letzte in der anderen Ecke gesessen hatte, das Feld. „So,"

sagte Frau Wegner und knöpfte ihr Pelzjackett, „ich kann es nicht leiden, wenn so viele im Abteil sind.“ Ambach dachte: ‚Hat sie doch richtig kalkuliert.‘

„Was haben Sie denn da?“ fragte sie, deutete auf das Paket, das er neben sich gelegt hatte, und beugte sich vor, als ob sie danach greifen wollte. Er faßte schnell nach dem Paket und antwortete: „Bücher.“ — „Rosa verschnürt?“ — „Warum denn nicht?“ — „Gewiß. Aber wissen Sie, was ich für mein Leben gern möchte, solange mein Mann verreist ist? Einmal abends auf eine Tanzdiele gehen.“

„Tun Sie's doch,“ sagte er. — „Ja, aber mit wem?“ fragte sie. — „Sie haben doch genug verheiratete Freundinnen.“ — „Eine andere Dame soll nicht dabei sein. Lieber will ich als Verhältnis gelten,“ entgegnete sie.

„Ja so,“ sagte er, blickte von ihr weg zum jenseitigen Fenster und machte mit der Rechten eine kleine Bewegung, als ob er für diesen Fall keinen Rat wüßte. Um so besser glaubte er zu wissen, daß, solange er denken konnte, für ihn der Begriff Dame unbedingt immer damit zusammengehangen hätte, um jedes Entgegenkommen kämpfen zu müssen. In dieser hochmütigen Überzeugung zuckte er auch noch mit den Schultern, sagte: „Da sind wir ja schon Mitte,“ und sah weiter nach rechts, wo die Machnower Straße kommen mußte.

Frau Wegner hatte sich das Jackett wieder zugeknöpft und ihre kleinen Pakete aus dem Netz genommen, bündelte sie zusammen und trat an die Tür, durch die auszusteigen war. Erst unten vor dem Bahnhof West sprach sie wieder, sie sagte: „Sehr galant sind Sie nicht.“

„Doch,“ behauptete er. — „Nein; gar nicht. Ich bieg' hier ab.“ — „Sie wohnen ja nicht hier.“ — „Ich bieg' aber doch hier ab.“

Er lachte und drehte ihr nach einem Stück Weges den Kopf nach. Wie es ihrem Gange anzusehen war, daß sie sich ärgerte. Indem er meinte, daß sie bei ihren vierundzwanzig Jahren eben keinen so alten, fetten Konfektionsherrn hätte heiraten sollen, meinte er auch, daß, wenn die Verhältnisse einmal besonders lägen, es schon besser wäre, der Mann zählte einige Jahre weniger als die Frau so viele.

⌘ ⌘ ⌘

Heute war nicht Rot die Farbe des Gegners, heute war es ein Adler auf der Brust. Dafür waren die kurzen, kniefreien Beinkleider weiß. Das erleichterte, wenn man wie Ambach so herumwirtschaften und zugleich nach unten auf den Ball sehen mußte, die Unterscheidung zwischen Freund und Feind ungemein. Und es war wirklich ein scharfes Spiel, ob Schläger, Ball oder Schienbein, es ließ sich bei dieser Überlegenheit des anderen Sturmes nicht immer auseinanderhalten. Zuzeiten sah es sogar aus, als ob Ambach Gras mähte, so schwang er den Schläger. Aber das eben war seine Kunstfertigkeit, diese Technik am Ball, diese raffinierte Technik, die sich den Ball immer dorthin zurechtlegte, wo es der Gegner am wenigsten erwartete.

Die Klubmitglieder, die sich heute noch zahlreicher als vor acht Tagen eingefunden hatten, kargten denn auch nicht mit ihrem Beifall, und schon der zweite Herr, der neben Frau Wegner gestanden hatte, war von ihr gewichen. In ihrer Aufregung fragte sie wenig danach, wem der ihr nächste Arm gehörte, sie kniff ihn.

Dabei war die Baronin nicht einmal gekommen. Am Anfang des Spieles hatte Ambach es anhaltend gehofft, jetzt, da bald zur Pause abgepfiffen werden mußte, fiel es ihm nur noch ein, wenn ihn die Läufer wieder einmal befreit hatten und er wenigstens so viel Zeit fand, um sich mit dem Hemdsärmel über die schweißtropfende Stirn zu fahren. Aber durchgebrochen waren die Adler bisher nicht, und einmal mußte es doch gelingen, daß drüben die Verteidigung überspielt wurde. Dicht daran war Wenglin als links Innen schon gewesen.

Wieder fuhr er sich mit dem Hemdsärmel über die Stirn und faßte den Schläger fester. Es sah ganz so aus, als ob es von neuem losginge. Doch da trillerte die Pfeife, die Körper richteten sich auf, die Schläger sanken. „Gott sei Dank,“ sagte er zu Müller zwei, dem anderen Verteidiger, und der antwortete: „Ja, Gott sei Dank,“ und warf sich, wie er war, auf den Novemberrasen.

Hellermann, der Kapitän und Mittelläufer, kam zu Ambach. „Gut,“ sagte er und nickte anerkennend. „Bloß, können Sie den Ball nicht öfter nach links geben? Anderswo kommen wir nicht durch.“ Ambach zuckte mit den Schultern. „Ja, gewiß. Ich sage es ja auch nur. Übrigens, morgen entscheidet es sich, ob Sie bei den Repräsentativen aufgestellt werden oder nicht.“

Hellermann ging weiter zu Müller zwei, um auch dem einen Rat zu geben, und Ambach atmete noch immer schwer und sah sich doch wieder nach der Baronin um. Sie war auch jetzt nicht da. Gekränkt dachte er: ‚Sie hätte mir wirklich den Gefallen tun können.‘ Und es kam Frau Wegner und sagte: „Sie werden sich erkälten, hängen Sie sich wenigstens meinen Mantel um,“ nachher sagte sie: „Sie

spielen wunderbar. Ich bin Ihnen nicht mehr böse."

Aufs neue trillerte die Pfeife, die beiden Mittelstürmer hackten mit ihren Schlägern auf den Rasen und gegeneinander, Ambach hatte auch jetzt bald vor Müller zwei zu sein, bald hinter ihm, hatte den feindlichen rechts Innen abzudecken oder in das Tor zu springen, wenn dessen Wächter herausgelaufen war, und hatte zu halten, zu schlagen, zu mähen. Und auch diese Spielhälfte dauerte ihre vierzig Männerminuten, selbst die passioniertesten Zuschauer klappten schließlich fröstelnd die Füße gegeneinander oder machten einen kurzen Dauerlauf auf der Stelle. Frau Wegner aber sorgte sich weiter und rief: „Herr Ambach, nur noch sieben Minuten, Herr Ambach, nur noch drei Minuten." Er nickte nur, und weil ihm das „Hip, hip, hurra" am Schluß zuviel Mühe machte, begnügte er sich damit, den Schläger zu heben und ging schleppenden Schrittes auf das Tor zu.

Er war jetzt so fertig, daß er kaum lächeln konnte, als er die Baronin doch neben dem Tore stehen sah.

Sie trug wie am vorigen Sonntag das schwarze Kostüm mit dem Straußenfederhut und der Skunksstola und begrüßte ihn mit den Worten: „Mein Gott, wie sehen Sie aus?" — „Ja, ja," sagte er nur, nahm Jacke und Ulster aus dem Netz und klemmte den Schläger zwischen die Knie. Aber als sie meinte: „Was für ein rohes Spiel," hatte er doch genug Atem, um zu erwidern: „Es ist nicht roh, es sieht höchstens so aus."

In derselben Richtung wie vor acht Tagen verließen sie die Wiese.

Als sie unter den niedrigen Kiefern hervor auf die Straße traten, war er dann so weit, daß er, ohne noch zu keuchen, fragen konnte: „Warum sind Sie denn nicht früher gekommen?" — „Ich konnte es nicht," antwortete sie, „ehe ich mir Kleider und Schuhe reinige, das Bett mache und das Zimmer in Ordnung bringe, dauert es seine Zeit."

Er dachte daran, daß sie am vorigen Sonntag wesentlich früher dagewesen war, gewiß nicht, ohne sich vorher das Bett gemacht zu haben, aber der Umstand, daß diejenigen, bei denen sie wohnte, augenscheinlich kein Dienstmädchen hätten, überwog, er meinte sinnend: „Wenn man daran denkt, in welchen Löchern unsereins während des Krieges gelegen hat, und was man alles hat tun müssen. Aber man war doch immer, der man war." — „Nun ..." sagte sie und preßte die Lippen aufeinander.

„Ich habe eine Bitte," begann sie dann nach kurzem Schweigen. — „Jawohl, gern," versprach er. — „Bitte, schicken Sie mir kein Konfekt mehr."

Er drehte den Kopf zurück, endlich erkundigte er sich: „Warum denn nicht?" — „Weil, was früher eine Aufmerksamkeit gewesen wäre, jetzt eine Gabe für mich ist."

Wieder entstand eine Pause, dann nahm er den Schläger unter dem Arm hervor und hackte mit ihm auf die Erde. Dabei sagte er: „Beim vorigen Mal haben Sie es nicht so aufgefaßt." — „Eine Wiederholung verändert manches," antwortete sie, „außerdem hielt es sich da auch in Grenzen, die ich gelten lassen konnte."

„Ach so," sagte er und hackte abermals auf dem Boden. „Sie irren sich aber doch," setzte er hinzu." — „So," entgegnete sie. Es klang nicht sehr überzeugt. — „Doch. Wenn es diesmal mehr gewesen ist, war es nur, weil ... Also," er verzog das Gesicht und beendete den Satz schnell, „also aus Eitelkeit. Ich wollte, daß Sie kämen und sähen, wie ich spiele."

Langsam entstand zwischen ihren Brauen eine Falte, sie fragte: „Ihrer Mutter haben Sie es aber nicht gesagt?" — „Mama? Aber doch nicht, weil ich es ihr hätte verheimlichen wollen, sondern weil es zu selbstverständlich ist, als daß man erst darüber spricht." — „Und das andere, neulich abend, im Hausflur, als Sie meinen Vornamen nannten?" — „Dabei war doch auch nichts. Ich war noch immer glücklich darüber, daß Sie bei uns gewesen waren."

Nach neuem Schweigen wandte sie ihm den Kopf zu und sah ihn an. „Was denn?" fragte er, als es ihm zu viel wurde. „Früher würden Sie nicht so gesprochen haben. Das Leben hat also auch Sie schlecht gemacht."

‚Mich', wollte er opponieren, aber er ließ es, und schon sprach sie wieder, sie sagte jetzt: „Daß Sie sich freuten, mich wiederzusehen, habe ich natürlich gemerkt, aber um gleich in Rechnung zu setzen, was wir früher zusammen erlebt haben, dazu hatte ich zu viel durchgemacht, dazu war ich zu abgehetzt. Erst Ihr Anna und das heute hat es mir wieder mehr in Erinnerung gerufen. Lieber Ambach, es gibt wirklich nichts, wovor ich mit der Zeit ein größeres Grauen bekommen hätte, als in meinem jetzigen Zustande auch noch in eine Liebelei verwickelt zu werden."

Das Wort Liebelei machte es auch nicht besser. Mit Verachtung sah er den Rest der Spandauer Straße entlang, ehe er antwortete: „Für mich ist es jedenfalls niemals eine Liebelei gewesen."

„Gewiß," sagte sie, sagte: „Ich habe Sie natürlich nicht kränken wollen," und fuhr fort: „Es ist aber doch meine Pflicht, Ihnen

zu sagen, wie es jetzt um mich steht. Außerdem liegt mir auch noch etwas anderes am Herzen. Der Besuch bei Ihrer Mutter hat mir sehr wohl getan. Wenn ich etwas wünsche, ist es, noch recht oft zu Ihnen kommen zu dürfen. Wie leicht aber kann mir das unmöglich gemacht werden, wenn Ihre Mutter etwas merkt und Anstoß daran nimmt. Für das halbe Kind, das Sie damals auf Althof für sie waren, hält sie Sie doch nicht mehr."

Nun, das war noch sehr die Frage. Manchmal schien es ganz so, als ob seine Mutter es doch noch täte. In dieser Beziehung hatte er schon die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Aber das war ja egal, er ließ es, und an die Furcht der Baronin vor seiner Mutter denkend, war es ihm, als ob er jetzt erst richtig verstände. Bei dem Konfekt und der Nennung ihres Vornamens hatte ihm etwas gefehlt.

Sein Gesicht verlor den trotzigen Ausdruck, er sann, dann hellten sich seine Augen auf, und noch ein Gedanke und es leuchtete in ihnen. „Mama will in den nächsten Tagen zu Ihnen kommen," sagte er, und auch seine Stimme klang freier.

„Und?" fragte sie ob dieser so gar nicht erwarteten Antwort erstaunt. — „Da werden Sie ja sehen." — „Was werde ich sehen?" — „Wie sehr Sie sich irren."

‚Irren', dachte sie. Irren konnte doch nur heißen, daß seine Mutter schon etwas gemerkt, aber nichts dagegen einzuwenden hätte. „Wollen Sie nicht mehr sagen?" fragte sie. Er schüttelte den Kopf. „Nicht? Ich verstehe aber gar nicht." — „Morgen oder übermorgen werden Sie es schon," sagte er.

Sie wiederholte sich auch diese Worte, sah, daß der Ansatz eines Lächelns um seine Lippen lag, und geriet in Unruhe. Und da sie seit seinem verliebten Flüstern unten im Hausflur die Möglichkeit, daß er erwartete, ihr Spiel würde auch noch zum drittenmal anheben, ohnehin schon stark erregt hatte, so packte sie auch noch diejenige Angst, die sie wie eine fliegende Hitze befallen konnte und sonst immer die Angst vor dem Leben überhaupt, heute wohl aber auch noch etwas anderes war. Halbmütterliche Regungen auf Althof, auf Dreieichen die Liebe, was blieb bei dieser umgekehrten Reihenfolge für Zehlendorf da anderes übrig als weibliche Bangnis? In dem Gefühl, daß ihr die Augen feucht werden wollten, senkte sie den Kopf.

So passierten sie, schräg auf die Hauptstraße zu, die kahlen, tropfenden Linden und erreichten, ohne daß noch gesprochen worden wäre, den Bahnhof. Unwillkürlich machte die Baronin halt.

„Ich bringe Sie natürlich nach Hause," sagte er sofort. Im Moment war sie willens, sich ihm zu fügen, aber noch einmal meldete sich ihr Widerstandsbedürfnis, an ihm vorbeisehend, antwortete sie: „Lieber nicht. Ich möchte nicht, daß die Leute erst aufmerksam werden."

⌘ ⌘ ⌘

Onkel und Neffe tranken heute den Tee allein, Frau Ambach war gegangen, um den Besuch der Baronin zu erwidern. Es war das schon ziemlich lange her, Ambach wunderte sich, daß sie noch nicht zurückkam. Schließlich meinte er: „Wo Mama bloß bleibt?"

Der Onkel saß ihm gegenüber an der anderen Schmalseite des Tisches, rauchte seine große, dicke Zigarre und antwortete lächelnd: „Wenn du nicht da bist, fragt Mama: wo Günther bloß bleibt, und wenn sie nicht da ist, fragst du: wo Mama bloß bleibt?"

Ambach blickte nieder, er wußte selbst nicht, warum er so unruhig war. ‚Dämlicher Sonntag,' dachte er und blickte wieder auf, da er den Onkel fragen hörte: „Wie gefällt dir Mister Stallforth?"

„So weit ganz gut," antwortete er, „ich verstehe ihn bloß immer nur halb, er nuschelt zu sehr." — „Es liegt wohl nicht am Nuscheln," meinte der Onkel. „Solltest eben mal rüber. Kennst von der Welt ja überhaupt noch zu wenig."

Hiervon hatte der Onkel schon einige Male gesprochen, Ambach hörte es heute noch weniger gern. „Das kannst du doch wirklich nicht sagen," wandte er ein. — „Nicht? Ein Land im Kriege kennen lernen, heißt sicher nicht, es wirklich kennen lernen. Aber sag' mal, bist du eigentlich gern Kaufmann?"

„Doch," antwortete Ambach, „sehr gern. — „Und warum?" — „Weil es mich immer wieder freut, wenn ich sehe, daß du erreichst, was du erreichen willst. Auf diese Weise lerne auch ich, wie es gemacht wird." — „Well," sagte der Onkel und fragte, aufs neue lächelnd: „Und der Sport?"

„Wieso?" fragte auch Ambach, von diesem ihm ganz zusammenhanglos erscheinenden Sprunge überrascht. „Als ich zuerst sah, wie auch du dich drauf stürztest, dachte ich: Sollten mal erst den Engländern das andere nachmachen, ehe sie sich an ihre Vergnügen halten. Aber es ist wohl auch beim Sport so, kein Land erfindet nur für sich. Haben ja auch den Nutzen von eurer Chemie."

Er versank in sein übliches Schweigen und sah vor sich hin, hob dann den Blick wieder und ließ ihn auf seinem Neffen ruhen. Seine beiden gefallenen Söhne gingen ihm dabei durch den Sinn und die eigene Jugend, in

der er es auch ohne Sport gelernt hatte, seinen Willen durchzusetzen. Und da war nun also dieser junge Mann, Ersatz und Nießnutzer nicht immer leicht errungener Erfahrungen. Er freute sich seines properen Schädels und seines hübschen Gesichtes, warf den Rest der Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich. „Wäre besser, wenn du es schlechter hättest," sagte er.

Ambach sah ihn fragend an. „Die jetzt mit einer Stube und einer Küche anfangen, wenn sie heiraten, werden euch erst wieder auf die Beine bringen. Von den andern ist nicht mehr viel zu hoffen." Er ging.

Kaum war Ambach allein, so stand auch er auf und trat an das Fenster, um auf die Straße zu sehen. Es genügte ihm aber auch das nicht, er nahm auf der Diele Überzieher und Hut und verließ das Haus. Draußen besann er sich wieder anders und blieb in der Pforte des hohen Gitterzaunes stehen. Wenn er seiner Mutter über die Brücke entgegenging, kam sie sicher hier die Straße entlang und umgekehrt.

Der Himmel war sternenlos; durch die alten, knorrigen Kiefern im Garten gegenüber zog leise der Wind; ringsum in den Villen waren einzelne Fenster erleuchtet. Er kannte das alles sehr gut, diese Abendstimmung, diesen Kiefernsang, diese in die Dunkelheit hinausstrahlenden Vierecke, lehnte sich mit der rechten Schulter an den Pfortenrahmen und griff, um sie hin- und herzuschwenken, nach der Tür.

Darüber fielen ihm die weißen Beine der Althöfer Füchse ein. So hoch hinauf weiß, bis über das Knie, hatte er selten Beine gesehen. Aber unverständlich war und blieb es, daß seine Mutter noch immer nicht kam. Die Tür lassend, operierte er mit der Uhr, bis ein Lichtstrahl darauf fiel, und fand es noch unverständlicher. Und geschrieben hatte man ihm auch noch nicht, ob er in der repräsentativen Mannschaft aufgestellt worden wäre oder nicht.

„Wartest du auf mich?" fragte Frau Ambach, als sie eingemummt in die kostbare Nerzgarnitur, die ihr Bruder ihr letzte Weihnachten geschenkt hatte, endlich kam. — „Ja. Wo bleibst du denn so lange?" entgegnete er im Tone eines Vorwurfes und ließ sie durch die Pforte an sich vorbei.

Sie antwortete nicht, sondern schritt schnell weiter, und er überholte sie, um ihr die Haustür aufzuschneppern. Hinter ihr die Diele betretend, fragte er: „Hast du mit ihr darüber gesprochen, daß sie zu uns ziehen soll?"

„Freilich," antwortete sie, „sie will nicht. Sie hofft, doch noch eine Stellung zu finden, und meint, daß sie dann vielleicht wird umziehen müssen, oder daß sie Umstände macht, weil ihre Arbeitszeit nicht mit unserer Zeiteinteilung übereinstimmt."

Sie wandte sich ab, um abzulegen, und er ließ es sie in seiner Benommenheit tun, ohne ihr zu helfen, rief aber plötzlich: „Aber das ist doch Unsinn!" — „Es spricht wohl auch noch anderes mit," sagte sie. „Kannst du dir nicht denken, daß man unter Umständen Hilfe lieber von Fremden als von Bekannten annimmt?"

„Nein," erwiderte er und schüttelte den Kopf. „Doch. Man kann auch fürchten, daß man durch angenommene Hilfe mehr verliert als gewinnt."

Von den Kleiderhaken trat sie zum Spiegel, fragte: „Wo ist Onkel?" und griff nach der Haarbürste, und weil ihr Sohn nicht antwortete, fragte sie dasselbe noch einmal. Von nichts war sie auf dem Heimweg so beherrscht gewesen wie von dem Verlangen, ihrer Empörung vor ihrem Bruder Ausdruck zu geben. Nicht wegen der erhaltenen Absage, die war im Gegenteil ziemlich schnell abgetan worden. Vorbereitet auf den Besuch hatte sich die Baronin, für alle Fälle ihre Gründe schon zurechtgelegt gehabt, hatte obendrein auch noch feuchte Augen bekommen, Frau Ambach hatte geglaubt, von weiterem absehen zu sollen, und hatte sich das, was ihr noch fehlte, in der Weise erklärt, in der sie es eben ihrem Sohne vorgetragen hatte. Sondern wegen des andern, wegen dessen, was sich neulich in Ambachs Gegenwart nicht hatte verfolgen lassen, wegen der Zumutungen, die der Baronin bei ihren Bewerbungen gestellt wurden. Sie hatte gefragt, nicht recht verstanden, sich entsetzt und hatte zum Schlusse einen Brief gelesen, in dem man der Baronin monatlich zehntausend Mark bot und sich verpflichtete, ihr die Toiletten zu liefern.

Deshalb hatte sie sich nach ihrem Bruder erkundigt, sah sie sich im Glase so düster an und fragte sie auch noch zum drittenmal nach dem Onkel. Und jetzt deutete Ambach wenigstens auf die zu dessen Zimmer führende Tür, blickte seiner Mutter dann nach und wandte sich langsam, um durch das Eßzimmer und über die hintere Terrasse in den Garten zu gehen.

Unten am See setzte er sich auf die weiße Bank unter der großen Trauerweide, stützte den Ellbogen auf die Lehne und legte das Kinn in die Hand, und während oben um einiges später Frau Ambach kläglich fragte: „Kennst du so etwas denn überhaupt?" und der Onkel mit den Schultern zuckte, wegblickte und antwortete: „Hab' mich in Deutsch-

land nie darum gekümmert," während sie, starr in das Licht der grün beschirmten Lampe sehend, fortfuhr: „Nein, nein, wie hättest du auch darauf kommen sollen," und er ihr einen kurzen Blick zuwarf und rauchte — während dem rechnete hier unten auf der Bank Ambach in seinem Groll das zusammen, was er außer der Weigerung, zu ihnen zu ziehen, sonst noch an der Baronin auszusetzen hatte. Daß ihr immer gleich die Tränen in die Augen traten, daß sie nur von ihren tristen Angelegenheiten sprach oder höchstens noch davon, wovon eine Dame nicht erst spricht, selbst wenn sie derartige Verrichtungen auszuführen hat, daß er sie — es fiel ihm eben ein — nie mehr hatte lachen hören, obgleich gerade das an ihr so schön gewesen war, daß sie auch nicht merkte, wie wenig ihr das schwarze Kostüm stand, und daß sie gar kein Interesse am Sport nahm.

Er zählte nach, es war fünferlei, und als er daran dachte, daß er sich am Sonntag geirrt hatte und es also auch nicht die Angst vor seiner Mutter war, murmelte er vor sich hin: „Albernes Getue."

✠ ✠ ✠

Seitdem Herr Radicke zum Schriftführer des Zehlendorfer Bürgerbundes gewählt worden war, hatte er viel zu tun und seine Frau viel Langeweile. Es kam auch das der Baronin zugute, heute hatte Frau Radicke Äpfel mitgebracht.

Die aßen sie, Frau Radicke erzählte dabei, daß nach Aussage ihres Mannes noch alles im Werden wäre und das Programm erst noch aufgestellt werden müßte, daß man sich aber wenigstens schon über die Höhe der Beiträge geeinigt hätte, und die Baronin nickte und versuchte Anteil zu nehmen.

Dann klingelte es. Frau Radicke huschte hinaus, kehrte zurück und flüsterte geheimnisvoll: „Der Herr vom Waldsee."

Allein geblieben, griff sie nach dem Teller, fegte zwei daneben gefallene Apfelschalen mit der Hand zusammen und entwich, und Ambach nahm draußen auf dem Flur den Hut mit der herabgebogenen Krempe ab, antwortete: „Jawohl, ich" und sah an der Baronin vorbei ins Entree.

Da nach Ablehnung des ihr von Frau Ambach gemachten Vorschlages von ihr aus nichts mehr hatte geschehen können, hatte die Baronin in diesen Tagen mehrfach das Gefühl gehabt, es würde von der anderen Seite aus etwas geschehen. Im ersten Augenblick war das auch jetzt ihre Meinung gewesen, doch hatte sie es verworfen und sagte auf Ambachs Blick ins Entree hin: „Ja, bitte sehr."

Vor ihm hergehend, sprach sie weiter: „Stoßen Sie sich nicht, hier steht eine Kommode," und er folgte ihr den Gang entlang und dachte daran, daß er den Überzieher ablegen müßte. Aber schon waren sie am Ziel, sie warf einen prüfenden Blick über ihr Zimmer, er desgleichen, lang brauchte es ja nicht zu sein, und antwortete nun: „Danke. Mama geht es gut."

„Kommen Sie mir etwas bestellen?" fragte sie dann, nachdem sie Platz genommen hatten, sie wieder bei der Lampe am kleinen Fenstertisch, er zwischen Spind und Bett. „Ich komme Sie etwas fragen," entgegnete er. „Nämlich?" fuhr sie fort und lächelte in ihrem Irrwahn weiter.

„Ich komme Sie fragen, warum Sie nicht zu uns ziehen wollen?" sagte er. Ihr Lächeln zerging, sie fragte: „Hat Ihre Mutter es Ihnen nicht gesagt?" — „Was Sie Mama gesagt haben," antwortete er, „glaube ich zu wissen, aber ich bin nicht Mama."

„Nein, nein," gab sie verdutzt zu, „nur... Was meinen Sie denn?" — „Ich meine, daß, was Sie Mama gesagt haben, nur Scheingründe sind."

Sie blickte nieder, schließlich fragte sie: „Wollen Sie nicht ablegen?" — „O gern," erwiderte er, erhob sich und legte in Ermanglung anderen Platzes Überzieher und Hut auf ihr Bett, und sie faltete die Zeitung zusammen, die sie der Apfelschalen wegen über den Tisch gebreitet hatte, und hatte dabei eine kleine Falte zwischen den Brauen.

Als er wieder auf seinem Stuhl saß, sagte sie, noch immer niederblickend: „Ich habe Ihre Mutter natürlich nicht beunruhigen wollen," und fuhr nach kurzem Innehalten fort: „Es wundert mich aber, daß Sie glauben, mich deshalb zur Rede stellen zu sollen." — „Zur Rede stellen doch nicht," widersprach er, „ich will Sie überzeugen, daß Sie doch zu uns ziehen können."

Sie zog noch einmal die Brauen zusammen, hob den Kopf und sah ihn an. „Jawohl," sagte er sofort und fragte: „Wenn ich Ihren Vornamen nicht genannt und Ihnen nur einmal Konfekt gebracht hätte, wären Sie dann zu uns gekommen?" — „Wenn mir auch sonst nichts aufgefallen wäre," antwortete sie, „wahrscheinlich. Wenigstens habe ich schon, als wir bei meinem Besuche auf die Villa zugingen, gedacht: wenn du doch auch so wohnen könntest."

„Gewiß," fiel er befriedigt ein. „Und wenn ich Ihnen nun versichere, daß derartiges oder Ähnliches nicht mehr vorkommen wird? Nämlich," er beugte sich vor, „glauben Sie etwa, daß, wenn es sich darum handelt, ob Ihr Leben leichter wird, oder ob ich zurückstehen muß, daß ich dann auch nur einen

Augenblick schwanken werde? Ich habe ja meinen Sport, habe das Geschäft und," er schlug mit der Hand durch die Luft, „was ich sonst noch will. Also, das ist das wenigste. Aber ich will, daß es Ihnen besser geht. Und deshalb erkläre ich Ihnen noch einmal, wenn Sie wollen, sogar auf mein Wort: von mir aus wird nicht das geringste mehr geschehen, weshalb Sie werden bedauern müssen, zu uns gekommen zu sein."

Sie senkte abermals die Lider, ehe sie fragte: „Glauben Sie, daß es mir leicht geworden ist, abzulehnen?" — „Aber nein doch. Das kann ich mir schon denken," rief er. — „Und wenn ich," fuhr sie fort, „gleich daran gedacht habe, daß Ihre Mutter mich auffordern möchte ... So wird man in meiner Lage. Ich lebe ja überhaupt nur von Wünschen, obgleich," ihre Stimme schwankte leicht, „obgleich sie es doch gerade sind, die die Zahl der Enttäuschungen so groß machen. Aber," sie schüttelte den Kopf.

„Nicht?" fragte er. — „Nein, es geht auch jetzt nicht." — „Warum nicht?" — „Weil, wenn Sie jetzt auch noch so fest an Ihre Worte glauben, es doch anders kommen würde. Sie sind morgen nicht, der Sie heute sind. Sonst wäre das Leben wesentlich einfacher."

„Das verstehe ich nicht," sagte er nach kurzem Schweigen. „Wenn ich etwas will, so will ich es doch. Man faßt doch nicht seine Entschlüsse, um sie nicht auszuführen. Und mein Wort habe ich auch gegeben. Außerdem, es hängt doch nicht nur von mir ab."

„Eben, auch das ist zu berücksichtigen," stimmte sie zu und sprach gleich weiter, lebhafter und wie in geheimer Unruhe sich steigernd: „Und dabei unter den Augen Ihrer Mutter und Ihres Onkels. Also nein, nein. Ich würde mich schuldig fühlen, auch obgleich ich es nicht wäre, und auch auf Sie würde es wirken, Sie müßten sich verstellen, müßten heimlich tun. Was wären das alles für Zustände?"

Ambach sah sie an, die Lippen ein wenig geöffnet, und fragte: „Was meinten Sie denn eben?" Aber sie schwieg, da ließ er es und machte ein finsteres Gesicht, schließlich sagte er: „Da versuchen Sie es wenigstens probeweise. Von uns fort können Sie doch jeden Augenblick."

„Auch nicht," sagte sie und fragte, ihm flüchtig zulächelnd: „Es hat bei Ihnen wohl auch mitgesprochen, was Ihre Mutter Ihnen erzählt hat?"

„Mama," wiederholte er, nicht bei der Sache. — „Ja. Hat sie nicht auch über die Erfahrungen gesprochen, die ich bei meinen Versuchen, mir eine Stellung zu verschaffen, gelegentlich habe machen müssen? Daran muß man sich gewöhnen. Schon, als wir aus Dreieichen flohen, wo war da die Dame?"

‚Dame,' dachte er und fragte, aufmerksam werdend: „Wieso?" — „Auch damals war man doch schon Freiwild," fuhr sie fort. „Und schließlich, eine andere Empfehlung als mich selbst habe ich bei dem wenigen, das ich gelernt habe, ja auch gar nicht. Es ist mir zuerst gewiß schwer gefallen, zu glauben, daß das noch in Frage käme, aber es scheint doch so. Sie hätten den Krieg eben nicht verlieren dürfen, wenn man uns anders hätte aufnehmen sollen."

Plötzlich und wie horchend hob Ambach den Kopf ganz und erklärte: „Davon haben Sie schon einmal gesprochen, als Sie bei uns waren. Ich hatte es nur nicht verstanden." — „Nicht?" fragte sie arglos. — „Nein. Aber also, das geschieht Ihnen auch, und trotzdem wollen Sie nicht zu uns ziehen. Trotzdem nicht? Das ist ungeheuerlich, ist leichtfertig. Also," er schluckte und stand auf, und fortgerissen wie einst, als er daran gedacht hatte, was alles einer jungen, schönen Frau von einem Divisionsstabe geschehen könnte, verzerrte sich sein Gesicht, stieß er mit der Faust durch die Luft und schrie er sie an: „Also Sie kommen doch zu uns. Ich garantiere es Ihnen." Mit zwei Schritten war er an ihrem Bett und raffte Hut und Überzieher auf.

Er war auch schon an der Tür, als die so jäh aus ihrer Sicherheit Gerissene sich ebenfalls erhob und ihm nachrief: „An mich denken Sie nicht?"

„An Sie?" fragte er, ohne sich umzudrehen. — „Jawohl," sprach sie hastig weiter, „daß der Aufenthalt in Ihrem Hause auf mich zurückwirken könnte, daß ich wieder eine andere würde, daß Sie dann Ihre Geliebte im Hause Ihrer Mutter und Ihres Onkels hätten, und daß die gleichsam auf diese Weise für die Aufnahme zahlte?"

„Was sagen Sie da," fragte er schwer, wandte sich um und kam zurück. — „Was auch wahr sein würde," entgegnete sie sofort außer sich. „Begreifen Sie nicht, daß es jetzt dazu nicht mehr kommen darf, daß auch das jetzt nicht mehr dasselbe wäre? Verstehen Sie den Unterschied gegen früher nicht? Sie waren doch auf Dreieichen schon der Stärkere." Überwältigt von ihren eigenen Gedanken schlug sie die Hände vor das Gesicht.

Mit einem Male war es Ambach, als erwachte er, und es wunderte ihn, hier in ihrem Zimmer zu sein, in diesem kleinen Zimmer mit dem Bett, dem Spind, dem Tisch und mit dem Klingeln unter seinen Füßen.

Langsam strich er sich über die Stirn und sah die hinter ihren Händen Weinende wieder an. „Vor mir brauchen Sie keine Angst mehr zu haben," sagte er halblaut, zögerte und begann zu gehen, und draußen im Entree stieß er sich an der Kommode und gelangte zur Tür.

Onkel Franz

Frau Ambach ging in ihrer aufrechten Haltung über die Diele. Als sie an dem kleinen, rot lackierten Rohrtischchen vorüber kam, nahm sie auf, was da lag. Etwas, das mit Steuern zusammenhing und ihren Bruder betraf; eine Kohlenofferte, an Frau Franz Gamm gerichtet; eine Karte, die links oben in der Ecke eine von einem Kreise umgebene, halb gelbe und halb schwarze Kugel trug. Bei ihr sah sie nicht erst nach der Aufschrift, sondern blickte gleich auf die Rückseite, begann zu lächeln und schaute die Treppe empor. Ihren Rock vorn raffend, stieg sie die Treppe hinauf.

„Du?" fragte Ambach mehr erstaunt als höflich. — „Ja, ich," antwortete sie und hielt die Karte auf den Rücken. „Aber," sie deutete mit dem Kinn auf ein aufgeschlagenes Buch, „du kannst doch jetzt nicht mehr lesen." — „Ich lese ja gar nicht," klärte er sie auf. — „Nicht," wieder lächelte sie, „Herr Repräsentativer?"

Die Überraschung war gelungen. Frau Ambach glaubte nun wirklich, überzeugt sein zu dürfen, daß es nur diese Ungewißheit gewesen wäre, was ihren Sohn in den letzten Tagen so nachdenklich gemacht hatte, und fragte: „Also ist es jetzt gut?" Er antwortete: „Doch," und legte, sich abwendend, die Karte hin.

Aber wenn er sich auch abgewandt hatte, daß sich zugleich sein Gesicht verzog, war zu früh geschehen. „Du hast also kein Vertrauen mehr zu mir," korrigierte sie denn auch sofort ihre bessere Meinung. — „Also Mama, weißt du, jetzt tu mir nicht leid," fuhr er auf. „Ich sage dir, was ist, du aber sprichst so. Auf diese Weise wirst du es noch erreichen, daß ich dir überhaupt nichts mehr sage."

Wieder unten auf der Diele setzte Frau Ambach ihren unterbrochenen Gang nicht fort, sondern tat ihn zurück. Sie fand ihren Bruder, wie sie ihn verlassen hatte, im Sessel und rauchend. „Nein," sagte er, „im Geschäft ist nichts passiert. Daß er sich verrechnet, gehört zu seinen Angewohnheiten."

„Aber was ist es dann?" fragte sie und blickte düster, „ich irre mich bestimmt nicht, oder ich müßte ihn nicht kennen." — „Solche Behauptungen stellen Mütter mit Vorliebe auf," antwortete er. „Klara," es war das seine verstorbene Frau, „tat es auch immer. Dabei wußte sie nur ganz Äußerliches von den Jungen. Ich selbst kam ja schon nicht mehr mit."

„O nein," widersprach sie, „so ist Günther nicht. Er mag kleine Geheimnisse vor mir haben, große gewiß nicht." — „Na schön, Marie. Vielleicht sind übrigens die kleinen die großen. Alles Wichtige hat immer sehr unwichtig angefangen. Weil der erste Kriegslieferant ein paar Prozente mehr verdiente, deshalb wird heute gestohlen und betrogen, was das Zeug hält. Aber vielleicht ist er verliebt."

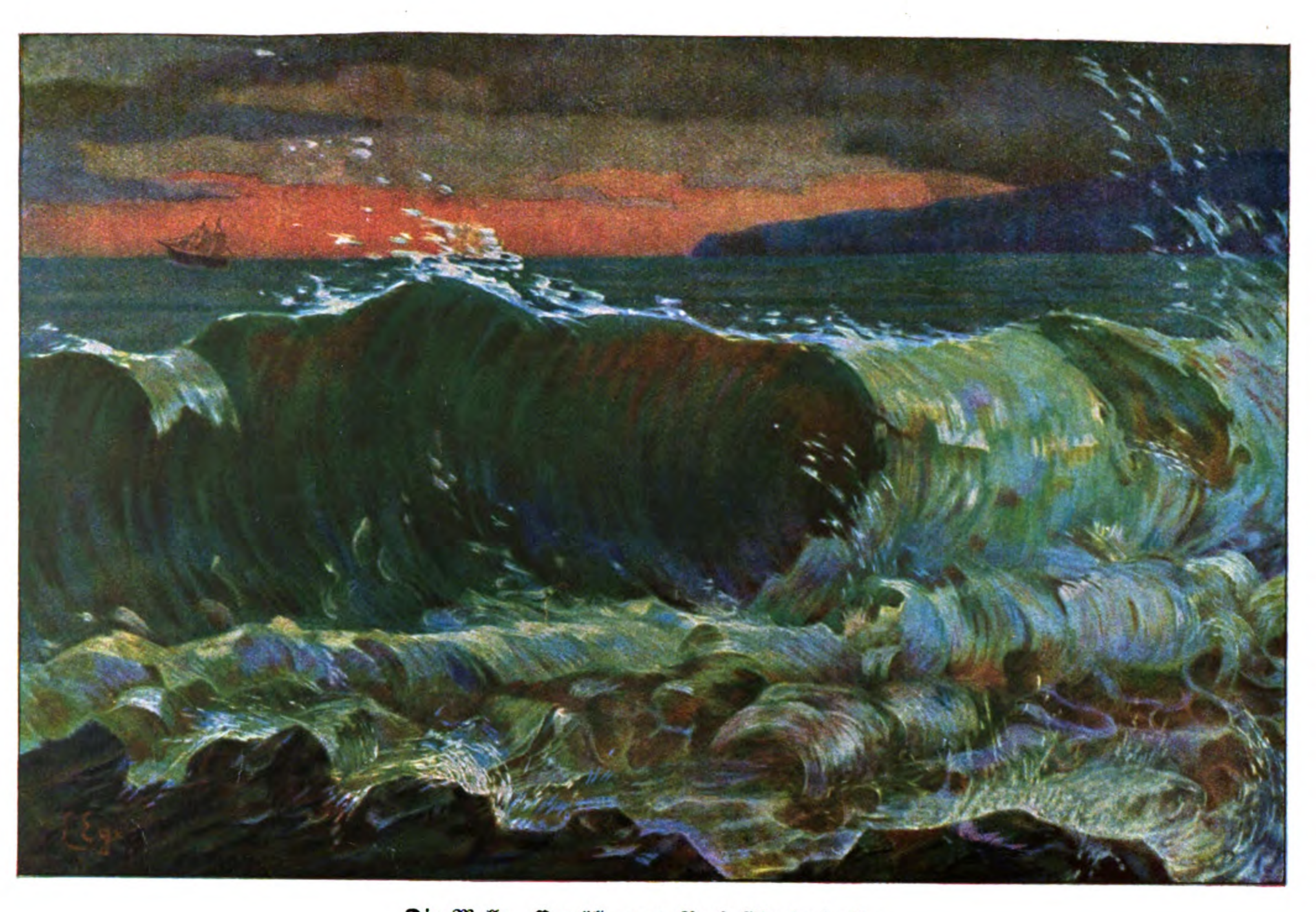
„Franz," rief sie, „ich bin in Sorge, und du ziehst es ins Lächerliche." — „Ins Lächerliche?" wiederholte er erstaunt. „Ehe du dich mit deinem Mann verlobtest, erschien das unseren Eltern auch lächerlich?"

„Ach," stieß sie aus, „jetzt sprichst du gar noch von Verloben." — „Hm, na ja, zwar keine Antwort, aber eine Entgegnung. Na, warten wir's ab. Mit der Zeit zusammen wirst ja auch du stärker sein. Du mußt dir diesen Bundesgenossen nur nicht verscherzen."

Währenddessen wanderte Ambach oben in seinem Zimmer weiter auf und ab. Seine Gedanken waren zu dem Thema zurückgekehrt, mit dem sie sich beschäftigt hatten, ehe seine Mutter gekommen war: wie leicht es gewesen wäre, zu erklären, die Baronin würde doch zu ihnen ziehen, wie schwer dagegen, es zu erreichen. Und da war auch noch anderes. So, daß sie gesagt hatte: Sie waren doch in Dreieichen schon der Stärkere. Was hieß das sonst, als daß sie selbst glaubte, sie würde unterliegen, wenn er nicht nachließe? ‚Auf Dreieichen hätte es geschehen müssen,' dachte er, ‚dann wäre es eine nette, runde Sache gewesen, von der man für sein ganzes Leben was gehabt hätte, aber so ...' Obgleich er ihm nicht im Wege stand, gab er einem Stuhle einen Tritt.

Nach einer Weile griff er nochmals nach der Karte und trat mit ihr dicht an das Fenster. „Als Verteidiger in die repräsentative Mannschaft gewählt. Abgeschlossen sind außer den deutschen Spielen bis jetzt solche mit der Schweiz und Schweden, in Unterhandlung steht der Verband mit Holland," Holland, Schweden, Schweiz, wie glücklich hätte er sein können. Er legte die Karte zurück und meinte nun auch, es hätte keinen Sinn, noch länger zu grübeln.

Licht anknipsend, nahm er das Buch und streckte sich auf die Chaiselongue aus. Doch auch mit dem Buch war es nichts. Wenglin, von dem er es geliehen, hatte gesagt: „Lesen können Sie es immerhin, es ist ganz nett."



Die Welle. Gemälde von Prof. Eberhard Ege

und ganz nett war es ihm zunächst auch erschienen, wie die Studenten in das Restaurant einzogen, wie sie kneipten und sangen, und wie drüben auf dem See im Kahne die Ladenmädel, oder was sie sonst waren, sich nicht unterkriegen lassen wollten und dem: „Ich bin ein Student und ein leichter Gesell," ihre Lorelei entgegenschmetterten. Aber was war inzwischen daraus geworden? Eine langweilige Liebesgeschichte zwischen einem Studenten und einer älteren Frau.

Indem er mit Bezug auf den Titel des Romanes dachte: ‚Da hast du dein Fatum,' warf er das Buch wie ein geschickter Zauberkünstler die einzelne Karte so, daß es sich um sich selbst drehte und platt auf den Teppich fiel, und schob die Hände unter den Kopf.

✠ ✠ ✠

Es war ein häßlicher, naßkalter Spätnachmittag. In kurzen Stößen fuhr der Wind die Machnower Straße entlang. Letzte, schmierig gewordene und zertretene Blätter ließen den Fuß gleiten, im Lichte der Laternen und Schaufenster glänzten Pflaster und Mauern feucht, und die Leute liefen vorgebeugt und mit schräg gehaltenen Schirmen, obgleich die Nässe sich zu eigentlichem Regen nicht verdichtet hatte.

Ambach hatte die Hände in die Überziehertaschen geschoben und stand und starrte zu dem Fenster der Baronin empor. Manchmal zeichnete sich ein Schatten auf dem gelblich weißen Leinwandvorhange ab, manchmal bewegte sich dieser Vorhang ohne Schatten, sonst war nichts zu sehen. Doch war er ja nicht gekommen, um etwas zu sehen, sondern er stand hier, weil er hier ebensogut stehen wie anderswo gehen oder sitzen konnte. Und er war nach wie vor entschlossen, die Baronin nicht im Stich zu lassen, wie wußte er aber immer noch nicht. Ja, wenn z. B. Frau Wegner ihm gesagt hätte, daß sie jemand suchte, der ihr in Abwesenheit ihres Mannes Gesellschaft leistete. Damit, meinte er, würde er sich zufrieden geben können. Frau Wegner dachte aber natürlich den Teufel daran.

Es sprach auch noch anderes mit, um ihm seinen Zustand unleidlich erscheinen zu lassen. Die wieder aufgenommenen prüfenden Blicke seiner Mutter, die vorwurfsvolle Empfindung, daß er schon wissen würde, was tun, wenn er nur vor sich selbst ganz davon durchdrungen wäre, daß er von der Baronin nichts mehr verlangte. ‚Nicht mehr lieben sollte ich sie, das wäre noch einfacher,' dachte er. Aber wie machte man das?

In West ausgestiegen, schlug er den Weg nach Hause ein. Als er so weit war, daß er in den Gang zur Brücke hätte einbiegen müssen, fielen ihm die Blicke seiner Mutter ein, er blieb in seiner Richtung.

So kam er auch zu der Villa, in der Frau Wegner wohnte. An einem gemauerten Zaunpfeiler hielt er an und stellte fest, daß hier nach vorn heraus nur diese zwei Fenster erleuchtet waren. Zugleich begann er in Anlehnung an die sieben Wochentage bis zehn zu zählen. Danach mußte Herr Wegner seit heute früh aus München zurück sein oder mußte heute abend noch kommen.

Dann vermeinte er Frau Wegner drinnen sitzen zu sehen, in einen Sessel geschmiegt und in grauen Strümpfen. Vielleicht auch, daß sie sich langweilte. Er maß die Entfernung vom Zaunpfeiler bis zum Hause und dachte: ‚Unsinn,' aber der Gedanke hatte sich nun einmal gemeldet, mit der Stiefelsohle tappte er auf dem Boden nach kleinen Steinen.

Die beiden ersten riefen keine Veränderung hervor, der dritte klirrte lauter gegen die Scheibe. Da nun doch wer am Fenster erschien und herausblickte, trat er hinter dem Pfeiler hervor und schwenkte seinen Hut. Eine Hand griff in die Höhe, die Innenfenster wurden entriegelt, die äußeren, Frau Wegner fragte: „Wer ist da?"

„Raten Sie," antwortete er. — „Herr Ambach," sagte sie sofort. — „Jawohl. Ich langweile mich scheußlich."

„Ach so," sagte sie nach kurzem Schweigen und setzte leiser hinzu: „Ich komme." Die Fenster schlossen sich wieder, die dunkle Gestalt verschwand, Ambach entfernte sich ein Stück vom Hause.

Als sie kam, sagte sie hastig: „Kommen Sie," und fuhr, halbwegs in Sicherheit fort: „Eigentlich ist es eine riesige Frechheit von Ihnen."

„Ach wo," widersprach er. — „Doch. Aber lustig ist es auch." — „Deshalb habe ich es ja auch getan," antwortete er. „Hätte ich nicht gewußt, daß es Sie amüsieren würde, hätte ich es gelassen."

„Na ja," sagte sie befriedigt, sah ihn, eben unter eine Laterne gelangt, an und lachte. Er nickte nur. „Und dunkel ist es auch," meinte sie. — „Im Dunkeln zusammen spazieren gehen ist ebensogut wie im Zimmer sein," entgegnete er.

Sie hatten in diesem an Querstraßen ungewöhnlich reichen Orte eine solche erreicht und schlugen sie nach rechts hin ein. Frau Wegner war nun über Überraschung und Dunkelheit hinweg und sagte sinnend: „Daß Sie gerade auf mich verfallen sind. Sie haben doch genug Freunde."

„Freunde schon," gab er zu. — „Aber?" fragte sie. Er fühlte sich von diesem Aber unangenehm berührt und verzog sein Gesicht.

und weil ihm nichts besseres einfiel, stieß er aus: „Haben Sie einmal daran gedacht, wie wahnsinnig das Leben ist, wie gleichgültig und grausam? Als ob es aus Stein ist, steht es einem gegenüber. Daß man es packen und schütteln oder daß man eine Hacke nehmen möchte, um ein Loch hineinzuschlagen. Aber es gibt keine Hacke, und wie man sich auch abmüht, es steht einen weiter gleichgültig an. Dabei, man lechzt doch geradezu nach Freude."

„Ich weine, wenn ich nicht erlange, was ich haben will," sagte Frau Wegner. — „Ach was, weinen," lehnte er ab und zuckte mit den Schultern.

„Wann kommt Ihr Manne zurück?" nahm er nach einer Pause das Gespräch ruhiger wieder auf. — „Heute abend," antwortete sie. — „Haben Sie sich in diesen Tagen sehr gelangweilt?" — „Nicht mehr als sonst."

„Sonst langweilen Sie sich also auch," fuhr er fort. „Na ja, Sie sind ja auch viel allein." — „Das ist es nicht einmal," entgegnete sie, „eher . . ." — „Was eher?" fragte er, da sie nicht weiter sprach. — „Ach, ich weiß selbst nicht."

Nach neuer Pause fragte er: „Sind Sie Ihrem Manne eigentlich gut?" — „Doch, ganz gut, er ist ja auch gut." — „Und warum haben Sie ihn überhaupt geheiratet?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte sie, „als im ersten Kriegsjahre so viele fielen, dachte man, man würde überhaupt nicht heiraten. Daß es schon bald darauf anders wurde, daß viel mehr geheiratet wurde als im Frieden, konnte man doch nicht wissen."

„Nein, nein," murmelte er, „man weiß ja überhaupt nichts im voraus."

Abermals versank er in Schweigen, auch sie schwieg, schließlich fragte er: „Woran denken Sie?" — „Ach," sagte sie ausweichend.

„Sie können es mir aber ruhig sagen," versicherte er, „überhaupt so wie ich Ihnen vielleicht erscheine, bin ich gar nicht." — „Es war ja dumm," meinte sie nun, „Sie würden nur lachen." — „O nein," beteuerte er und blieb zur Bekräftigung stehen.

„Also, ich dachte eben daran," sagte sie wie unwillig und ging wieder, „daß die Dame vorgestern nicht auf dem Sportplatz war." — „Daran," entfuhr es ihm, und ohne sich erst zu erkundigen, wen sie meinte, setzte er hinzu: „Das ist doch ganz gleichgültig."

„Nun," sagte sie, nahm den Kopf schräg gegen ihn und strich mit den Fingern der Rechten an den Gitterstäben eines Zaunes entlang.

„Ach, Sie glauben, daß ich deshalb gekommen bin?" fragte er plötzlich.

„Man hat doch Augen im Kopfe," gab sie zurück und setzte zur Erklärung hinzu: „Es spricht auch mit, wie zwei beieinander stehen, oder wie sie zusammen weggehen. Auf dem Bahnhof ist es immer ganz deutlich zu merken, ob eine Frau mit ihrem Manne oder einem anderen Herrn nach Berlin fährt, und auch, ob sie den zufällig getroffen hat, oder ob sie sich verabredet haben."

Das war allerdings richtig, solche Beobachtungen hatte er gelegentlich ebenfalls gemacht, aber daß die Baronin und er sich auch so verhalten haben sollten, erschien ihm gänzlich ausgeschlossen, und sich bewußt werdend, daß er unter diesen Umständen auf Frau Wegners Hilfe sogar direkt verzichten mußte, stieß er in neuem Ärger aus: „Ich finde es empörend, daß Sie von jemandem, von dem Sie doch wissen, was er alles durchgemacht hat, so sprechen."

„Wieso denn?" wandte sie ein. „Ich spreche ja gar nicht von ihr, ich spreche von Ihnen, und . . . und wenn man mit jemandem Mitleid hat, liebt man ihn um so eher."

„Wenn man erst anfängt, mit jemandem Mitleid zu haben," entgegnete er hitzig, „hört die Liebe auf. Das heißt," verbesserte er sich schnell, „wenn man ihn vorher geliebt hat. Aber vielleicht meinen Sie auch das. Ich habe sie nämlich auch als Pennäler schon gekannt."

Gegen dieses Argument wußte Frau Wegner nichts mehr anzuführen, sie blieb stumm, und sie erreichten auf ihrem als solchen nicht beabsichtigten Rundgange den zugigen Platz vor dem Bahnhofe. Auch dessen grauer Turm glänzte feucht, auf dem Perron brannten in langer Reihe die Lichter.

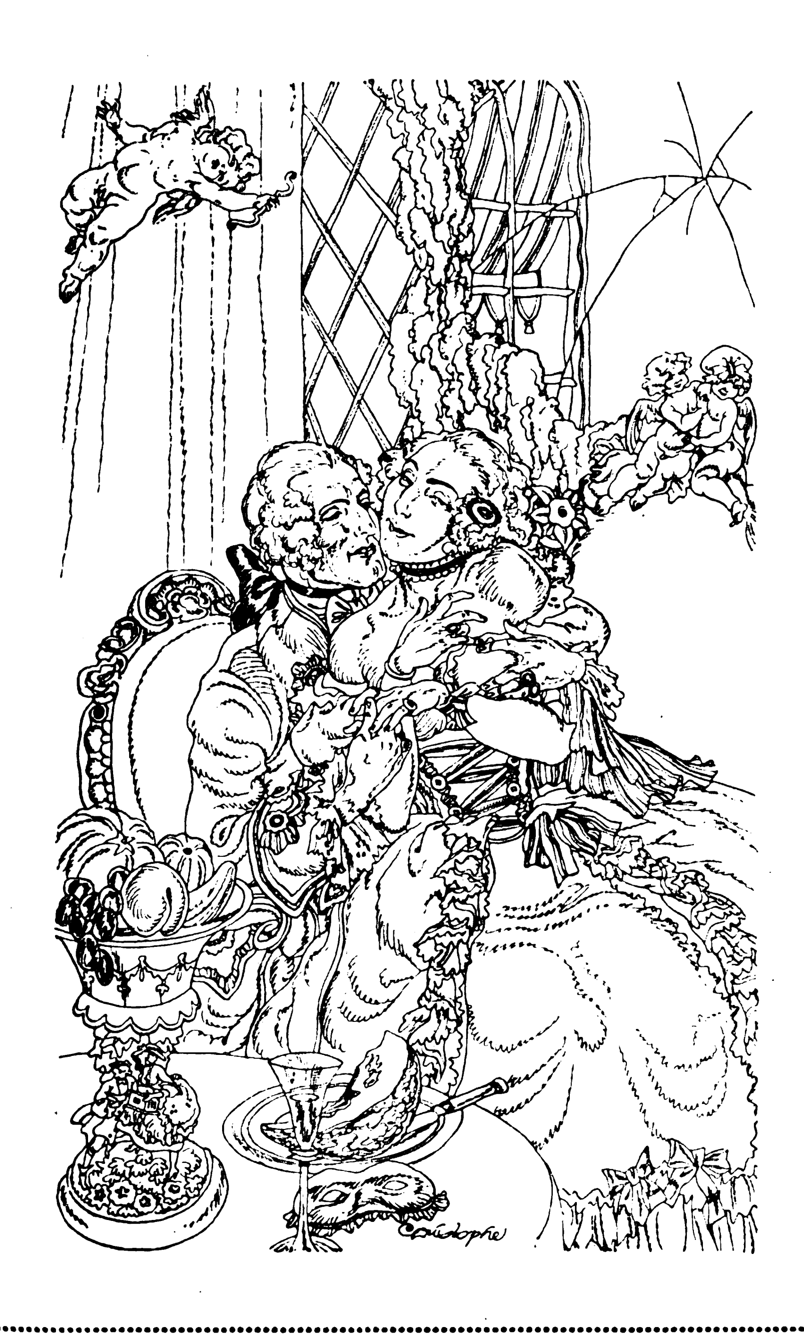
Ambach sah zu ihnen hin und sagte in dem halb widerwilligen Bestreben, wieder einzulenken: „Heute wäre ich wahrhaftig in der Stimmung, eine Tanzdiele zu besuchen." — „Heute geht es doch nicht mehr," antwortete sie betrübt.

„Nein, nein," brummte er, „wenn es ginge, geht es nicht mehr, und wenn es nicht geht, meint man, daß es ginge. Ich verstehe wirklich nicht, wie jemand, der das weiß, noch an eine Vorsehung oder so was glauben kann."

* * *

Einen zweiten Versuch, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, in die sein Besuch bei der Baronin ihn versetzt hatte, machte Ambach infolge eines Gespräches mit seiner Mutter einige Tage später.

Er begann, nachdem der Onkel, der zu Mister Stallforth nach Berlin fahren wollte, sich vom Teetisch erhoben hatte, damit, daß Frau Ambach, die in dem grünen Wohn-



Aus unserer Studienmappe: Rokoko
Federzeichnung von Franz Christophe

und weil ihm nichts besseres einfiel, stieß er aus: „Haben Sie einmal daran gedacht, wie wahnsinnig das Leben ist, wie gleichgültig und grausam? Als ob es aus Stein ist, steht es einem gegenüber. Daß man es packen und schütteln oder daß man eine Hacke nehmen möchte, um ein Loch hineinzuschlagen. Aber es gibt keine Hacke, und wie man sich auch abmüht, es sieht einen weiter gleichgültig an. Dabei, man lechzt doch geradezu nach Freude."

„Ich weine, wenn ich nicht erlange, was ich haben will," sagte Frau Wegner. — „Ach was, weinen," lehnte er ab und zuckte mit den Schultern.

„Wann kommt Ihr Manne zurück?" nahm er nach einer Pause das Gespräch ruhiger wieder auf. — „Heute abend," antwortete sie. — „Haben Sie sich in diesen Tagen sehr gelangweilt?" — „Nicht mehr als sonst."

„Sonst langweilen Sie sich also auch," fuhr er fort. „Na ja, Sie sind ja auch viel allein." — „Das ist es nicht einmal," entgegnete sie, „eher . . ." — „Was eher?" fragte er, da sie nicht weiter sprach. — „Ach, ich weiß selbst nicht."

Nach neuer Pause fragte er: „Sind Sie Ihrem Manne eigentlich gut?" — „Doch, ganz gut, er ist ja auch gut." — „Und warum haben Sie ihn überhaupt geheiratet?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte sie, „als im ersten Kriegsjahre so viele fielen, dachte man, man würde überhaupt nicht heiraten. Daß es schon bald darauf anders wurde, daß viel mehr geheiratet wurde als im Frieden, konnte man doch nicht wissen."

„Nein, nein," murmelte er, „man weiß ja überhaupt nichts im voraus."

Abermals versank er in Schweigen, auch sie schwieg, schließlich fragte er: „Woran denken Sie?" — „Ach," sagte sie ausweichend.

„Sie können es mir aber ruhig sagen," versicherte er, „überhaupt so wie ich Ihnen vielleicht erscheine, bin ich gar nicht." — „Es war ja dumm," meinte sie nun, „Sie würden nur lachen." — „O nein," beteuerte er und blieb zur Bekräftigung stehen.

„Also, ich dachte eben daran," sagte sie wie unwillig und ging wieder, „daß die Dame vorgestern nicht auf dem Sportplatz war." — „Daran," entfuhr es ihm, und ohne sich erst zu erkundigen, wen sie meinte, setzte er hinzu: „Das ist doch ganz gleichgültig."

„Nun," sagte sie, nahm den Kopf schräg gegen ihn und strich mit den Fingern der Rechten an den Gitterstäben eines Zaunes entlang.

„Ach, Sie glauben, daß ich deshalb gekommen bin?" fragte er plötzlich.

„Man hat doch Augen im Kopfe," gab sie zurück und setzte zur Erklärung hinzu: „Es spricht auch mit, wie zwei beieinander stehen, oder wie sie zusammen weggehen. Auf dem Bahnhof ist es immer ganz deutlich zu merken, ob eine Frau mit ihrem Manne oder einem anderen Herrn nach Berlin fährt, und auch, ob sie den zufällig getroffen hat, oder ob sie sich verabredet haben."

Das war allerdings richtig, solche Beobachtungen hatte er gelegentlich ebenfalls gemacht, aber daß die Baronin und er sich auch so verhalten haben sollten, erschien ihm gänzlich ausgeschlossen, und sich bewußt werdend, daß er unter diesen Umständen auf Frau Wegners Hilfe sogar direkt verzichten mußte, stieß er in neuem Ärger aus: „Ich finde es empörend, daß Sie von jemandem, von dem Sie doch wissen, was er alles durchgemacht hat, so sprechen."

„Wieso denn?" wandte sie ein. „Ich spreche ja gar nicht von ihr, ich spreche von Ihnen, und . . . und wenn man mit jemandem Mitleid hat, liebt man ihn um so eher."

„Wenn man erst anfängt, mit jemandem Mitleid zu haben," entgegnete er hitzig, „hört die Liebe auf. Das heißt," verbesserte er sich schnell, „wenn man ihn vorher geliebt hat. Aber vielleicht meinen Sie auch das. Ich habe sie nämlich auch als Pennäler schon gekannt."

Gegen dieses Argument wußte Frau Wegner nichts mehr anzuführen, sie blieb stumm, und sie erreichten auf ihrem als solchen nicht beabsichtigten Rundgange den zugigen Platz vor dem Bahnhofe. Auch dessen grauer Turm glänzte feucht, auf dem Perron brannten in langer Reihe die Lichter.

Ambach sah zu ihnen hin und sagte in dem halb widerwilligen Bestreben, wieder einzulenken: „Heute wäre ich wahrhaftig in der Stimmung, eine Tanzdiele zu besuchen." — „Heute geht es doch nicht mehr," antwortete sie betrübt.

„Nein, nein," brummte er, „wenn es ginge, geht es nicht mehr, und wenn es nicht geht, meint man, daß es ginge. Ich verstehe wirklich nicht, wie jemand, der das weiß, noch an eine Vorsehung oder so was glauben kann."

⌘ ⌘ ⌘

Einen zweiten Versuch, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, in die sein Besuch bei der Baronin ihn versetzt hatte, machte Ambach infolge eines Gespräches mit seiner Mutter einige Tage später.

Er begann, nachdem der Onkel, der zu Mister Stallforth nach Berlin fahren wollte, sich vom Teetisch erhoben hatte, damit, daß Frau Ambach, die in dem grünen Wohn-



Aus unserer Studienmappe: Rokoko
Federzeichnung von Franz Christophe

zimmer auf dem Sofa saß und in einer Modezeitschrift blätterte, sagte: „Die Röcke werden noch kürzer.“

Diese Bemerkung erinnerte ihn an etwas, das ihm vorhin oben auf der Chaiselongue eingefallen war. Er hatte sich mit Frau Wegner beschäftigt, mit ihren kleinen Händen und Füßen und ihren pikanten Raffzähnen, mit ihren schmalen Schultern und dunklen Augen, und hatte dabei die Entdeckung gemacht, daß er sich wie sie, so nach der Mode gekleidet, so kurz und unten herum so leicht, die Baronin nicht vorstellen könnte. Wie seine Mutter das Heft jetzt schloß und ihm zulächelte, fragte er: „Sag' mal, ist es wirklich so schlimm, wenn die Baronin sich um eine Stellung bewerben geht?“

„Woher weißt du das denn?“ fragte Frau Ambach überrascht. — „Wissen?“ fragte auch er und griff nach seinem Teelöffel. „Du hast doch darüber gesprochen.“ — „Ich?“ — „Doch. Neulich, als du von ihr kamst.“

Frau Ambach vermochte sich nur zu erinnern, daß sie mit ihrem Bruder hierüber gesprochen hätte, aber dem war ja die Unterredung auf der Diele vorausgegangen, möglich also, daß sie dabei eine Bemerkung gemacht hatte. „Doch,“ antwortete sie nun erst, „es ist schlimm.“

„Ja aber, inwiefern denn?“ sprach er weiter. „Sie können ihr doch nicht gleich, wenn sie kommt, irgendwelche Zumutungen stellen. Das ist doch unmöglich. Sie müssen doch merken, wer sie ist.“

„Vielleicht wäre es sogar besser für sie, wenn sie nicht Baronin wäre,“ antwortete sie. „Niedrige Menschen lockt es, ihre Macht gerade gesellschaftlich über ihnen Stehenden zu zeigen. Hast du nicht in der Zeitung gelesen, was heutzutage den Adligen in Rußland alles zugemutet wird?“

Das hatte er allerdings, sein Gesicht verdüsterte sich, aber er sträubte sich dagegen, daß die Situation wirklich dieselbe wäre, und den Löffel wieder hinlegend, sagte er: „Ich denke, sie bewirbt sich um eine Stellung als Gesellschafterin oder Hausdame.“

„Damit hat sie kein Glück gehabt,“ sagte Frau Ambach. — „Und in einem Geschäft oder einer Fabrik?“ — „Sie kann ja weder stenographieren, noch Maschine schreiben.“

‚Und wenn sie es können, können sie es doch nicht,‘ dachte er aus dem Schatze seiner Kontorerfahrungen heraus und erkundigte sich weiter: „Worum bewirbt sie sich denn sonst noch?“

„Nun,“ meinte sie und verzog die geschwungenen Brauen, „es gibt doch jetzt allerlei, Tanzklubs, Spielklubs . . .“ — „Was soll sie denn da?“ fiel er erstaunt ein. — „Die Honneurs machen oder was weiß ich sonst. Außerdem, es gibt ja noch anderes, von dem selbst ich bisher keine Ahnung hatte.“

„Nacktklubs?“ fragte er, nachdem er kurz überlegt hatte. — „Günther,“ rief sie entsetzt. — „Was denn?“ Doch er erriet schon, und mit den Schultern zuckend, fügte er abschwächend hinzu: „Das hat doch ebenfalls in der Zeitung gestanden.“

Plötzlich fragte er, und es klang, als ob er seiner Mutter damit ein Ultimatum stellen wollte: „Anders können wir ihr nicht helfen, als daß wir sie zu uns nehmen?“ — „Ich habe ihr natürlich gesagt,“ antwortete sie, „daß, wenn sie in Verlegenheit käme, sie sich sogleich an mich wenden möchte, aber ich glaube nicht, daß sie es tun wird. Sie errötete über und über und bekam sogar Tränen in die Augen.“

‚Natürlich,‘ dachte er und sann weiter, erhob sich und sagte: „Ich geh' auf mein Zimmer.“ — „Warum denn?“ fragte Frau Ambach, die, wenn er zu Hause war, ihn auch bei sich haben wollte. — „Ich muß einen Brief schreiben.“ — „An wen?“ Er zauderte, doch lag ja kein Grund vor, ihr nicht die Wahrheit zu sagen. „An Sauerbrey,“ antwortete er und verließ sie.

Dieser Brief an Sauerbrey, den er eine Stunde später eigenhändig zum Postkasten trug, lautete:

„Lieber Sauerbrey! Wenn ich mich recht erinnere, ist es ein Vierteljahr her, daß ich Deinen letzten Brief erhalten habe. Aber glaube nicht, daß ich Dir deshalb so lange nicht geantwortet habe, weil auch Du es nicht getan hattest, sondern, es war einfach nichts los. Man lebt halt, mehr ist nicht zu sagen. Seit drei Wochen ist es aber anders geworden. Einzelheiten kann ich Dir nicht mitteilen, und Andeutungen möchte ich Dir höchstens mündlich machen, so aus dem Briefe heraus würdest Du sie falsch verstehen. Aber es liegt jetzt so, daß ich wahrscheinlich gezwungen sein werde, unser Haus zu verlassen. Nicht, daß ich mich mit Onkel oder Mama überworfen hätte, davon ist nicht die Rede, aber es wird wahrscheinlich doch notwendig werden. Ich kann jemanden, der im Unglück sitzt, nicht länger unglücklich sein lassen. Du würdest an meiner Stelle nicht anders handeln.

Dabei liegt es insofern noch merkwürdig, als Onkel eigentlich will, daß ich aus dem Hause gehe. Aber er will nach den Staaten, und das lockt mich nicht. England ginge schon eher, aber England läßt uns ja nicht herein und wenn doch, Sport könnte man da sicher noch nicht treiben. Bleibt also Deutsch-

land. Am liebsten wäre mir Hamburg, der dortige Klub ist zum mindesten Ligaklasse, wenn nicht noch mehr. Auch Bremen oder Frankfurt oder München wären gut. Nur gerade nach diesen Städten habe ich keine Beziehungen. Ich muß mich also anderswo umsehen, und da habe ich natürlich zuerst an Dich gedacht. Was ich von Dir wissen möchte, ist: Würde Dein Vater mich in sein Geschäft nehmen? Besondere Ansprüche stelle ich nicht, dabei darf ich wohl sagen, daß ich bei Onkel manches gelernt habe. Ich spreche auch schon ganz gut englisch, bin im Export versiert und weiß auch, wie man mit den Ausfuhrabgaben umgeht. Wenn auch Glas etwas anderes als Wein ist, schließlich kommt es doch nur darauf an, daß man den Dreh heraus hat.

Daß es mich daneben riesig freuen würde, mit Dir zusammen in demselben Geschäft tätig zu sein, wie wir einst in unserem alten Regiment zusammen vergnügt gewesen sind, wirst Du mir glauben. Es ist auch dasjenige, was mir sicherlich am meisten darüber hinweghelfen wird, daß ich hier allerlei aufgebe. So bin ich z. B. seit voriger Woche in der repräsentativen Mannschaft Berlins aufgestellt worden. Mit der Schweiz und Schweden sind schon Wettspiele abgeschlossen worden, mit Holland soll es noch geschehen. Man würde bei den Rückspielen also dorthin kommen. Aber hierauf will ich nicht weiter eingehen, man wird sonst nur sentimental. Übrigens liegt mir auch daran, daß ich möglichst bald in Euer Geschäft eintreten kann. Je früher ich von hier fort kann, desto früher wird in unserem Hause Platz für den, von dem ich schon sprach.

Ach, Sauerbrey, wie ist doch alles vergänglich, und was das gemeinste ist: Wer im Unglück ist, der wird uns ein anderer, mag man sich auch noch so sehr dagegen sträuben und es verächtlich finden. Helfen ja, aber mehr, mehr geht nicht. Bisher habe ich immer gelacht, wenn ich wieder einmal von einer neuen Schuftigkeit hörte, aber ich weiß nicht, wenn man sich selber genau ansieht, vielleicht sollte man lieber nicht lachen. Dabei ist man doch aber noch derselbe, der man früher war, ich meine, so in seinem Gefühl vor sich selber ist man noch derselbe. Ich weiß nicht, wenn das bei denen auch so ist, die ein Verbrechen begangen haben, kann man ihnen schon glauben, daß sie nicht gewußt haben, was sie tun.

Also sei so gut und beantworte mir meine Frage und antworte mir auch darauf, wie weit Ihr mit Eurer Hockeyabteilung seid und was Ihr sonst für Sport in Lüneburg treibt? Wir haben jetzt hier ein Wetter wie damals auf Moon und vorher auf Ösel. Erinnerst Du Dich noch? Wie ich das eben schreibe, sehe ich Dich ganz deutlich auf Deinem Fuchs sitzen wie an dem Morgen, als Ihr über den Damm nach Moon rücktet und ich auf Ösel zurückblieb. In alter, treuer Kameradschaft Dein Günther Ambach."

⁂ ⁂ ⁂

In den Heizröhren gurgelte das Wasser, die blauen Vorhänge in Frau Ambachs Zimmer waren vor die Fenster gezogen, und oben im Kronleuchter brannten die drei Flammen und ließen einzelne der in schlanken Ketten herabhängenden Kristalle in den sieben Regenbogenfarben schimmern.

Da der Onkel schon wieder zu Mister Stallforth nach Berlin gefahren war, Frau Ambach aber an einer umfangreichen Stickerei arbeitete, so hatte sie nicht erst ins Wohnzimmer umziehen wollen, sondern den Tee bei sich servieren lassen. Ihr Sohn saß gewohnheitsmäßig auch hier links von ihr und dachte eben daran, daß es wahrscheinlich auch morgen, am Sonntag, reifen würde, wie es das heute zum erstenmal getan hatte. Er aber liebte bereiften Rasen, nie machte es größere Freude, den Ball zu schlagen, als auf ihm. In der besseren Stimmung, in der er sich seit dem Briefe an Sauerbrey befand, lächelte er.

„Wir müssen die Baronin wieder einmal einladen," sagte Frau Ambach in diesem Augenblick und setzte, einen neuen Faden nehmend und Faden und Nadel weit von sich haltend, hinzu: „Hätte Onkel es nicht offengelassen, ob Mister Stallforth morgen zu Tisch kommt, hätte ich es schon zu morgen getan."

Ambach beugte sich vor und faßte nach dem Zipfel der Decke. Die Baronin einladen, hieß natürlich auch: sie nach Hause bringen. Er glaubte nicht, daß er wissen würde, worüber er mit ihr sprechen sollte. Aber vielleicht antwortete Sauerbrey bis dahin. Wenn er gleich mit seinem Vater gesprochen hatte, konnte der Bescheid schon morgen kommen.

„Wann willst du sie denn einladen?" fragte er. — „Wenn es Onkel recht ist, zu Dienstag," antwortete Frau Ambach. Dienstag ließ sich hören, Dienstag war noch zwei Tage mehr hin. „Gewiß," sagte er.

„Ich wundere mich übrigens, daß sie noch nicht von selbst gekommen ist," setzte Frau Ambach das Gespräch fort. „Sie hatte es doch gewollt, und es muß doch auch," sie seufzte, „schrecklich sein, sich den ganzen Tag nur auf sich selbst angewiesen zu sehen." Den

Kopf hebend, blickte sie zur Tür, das neue Stubenmädchen brachte die Abendpost.

Frau Ambach legte die Arbeit weg und griff nach dem obersten Briefe. Sie lächelte, sie sagte: „Ach," und als sie fertig war, gab sie die Erklärung: „Von Tante Emmy. Mit Ursels Verlobung scheint es doch etwas zu werden."

Der zweite Brief war an ihren Bruder gerichtet, sie tat ihn schnell ab, und das dritte und letzte Stück, eine Postkarte, wandte sie nach einem Blick auf die Adresse zwar um, begnügte sich in heroischer Anwandlung aber damit, nur nach der Unterschrift zu sehen. „Wer ist S.?" fragte sie.

„S.?" fragte auch Ambach. — „Ja. Die Karte ist an dich." — „Weiß nicht," antwortete er und streckte die Hand aus. Doch kannte er die Schrift. „Sauerbrey," sagte er hastig und war schon beim Lesen.

„Lieber A.!" hieß es, „in aller Eile. Bin eben beim Packen. Montag trete ich in Rostock eine neue Stelle an. Mit meinem alten Herrn ging es nicht mehr. Ich habe ihm infolgedessen auch nichts von Deinem Briefe gesagt. Wenn ich ihm schon zu modern bin, würdest Du es erst recht sein. Außerdem Exportabgaben, du lieber Himmel, er hat ja schon vor dem Import Angst. Hockeyabteilung hat sich aufgelöst. Aus Rostock mehr. Gruß. S."

Ambach wollte die Karte vor sich auf den Tisch legen, doch saß ihm seine Mutter zu nahe, als daß er trotz aller Benommenheit nicht an die möglichen Folgen gedacht hätte. Er schob sie in die Tasche und antwortete auf die Frage Frau Ambachs: „Was schreibt er denn?" wie verträumt: „Er tritt aus dem Geschäft aus. Sein Vater ist ihm zu ängstlich."

„Das ist aber unrecht von ihm," ereiferte sich Frau Ambach sofort und erörterte des weiteren die Frage, welche Pflichten den Söhnen daraus erwüchsen, daß ihre Eltern sich während des Krieges so um sie gesorgt hätten. Zuerst entging ihm das in der sich nun erst ganz einstellenden, niederdrückenden Erkenntnis, wie fest er auf das Engagement gerechnet hatte, aber weil sie beim Thema blieb, vielleicht, daß sie pädagogische Zwecke damit verband, hörte er doch darauf und sagte plötzlich ärgerlich: „Einmal muß es doch aufhören. Sonst wird man Großvater und hängt noch an deiner Schürze."

„Aber Günther," sagte sie ebenso erschrocken wie vorwurfsvoll. — „Jawohl. Überhaupt, überhaupt, ist es wirklich das beste, daß ich tue, was Onkel will."

„Onkel?" fragte sie abgelenkt und fragte, da er nicht antwortete: „Was will Onkel denn?" — „Schon lange, daß ich ins Ausland gehe," gab er kurz zurück.

Frau Ambach ließ ihre wieder aufgenommene Arbeit sinken und öffnete die Lippen, ihrem Sohne aber war es ganz recht, daß er so gesprochen hatte, und in dem Gefühl, daß es ihn noch mehr entlasten würde, wenn auch sie ihr Teil zu tragen bekäme, fuhr er fort: „Er kommt wenigstens immer wieder darauf zurück und meint natürlich: ‚Übersee, Neuyork, Chicago, Frisco.'"

Kaum hatte er das gesagt, so fiel ihm die Anordnung dieser sich immer weiter von Deutschland entfernenden Städte auf, er warf seiner Mutter einen schrägen Blick zu. Sie saß ohnehin schon kerzengrade. Da sagte er auch noch das letzte, das zu sagen ihm bisher immer sehr schwierig erschienen war, das ihm jetzt in seinem nachwirkenden Ärger aber ganz leicht vom Munde ging, er sagte: „Die Baronin könnte ja für mich zu dir ziehen."

‚Baronin,' dachte sie und wußte nicht, woher auf einmal auch die noch käme. In einem Augenblick intuitiven Fühlens aber war es ihr, als wüßte sie es doch, alles, das von heute und von gestern und vor acht Tagen, und wenn es auch gleich wieder weg war, der Einsatzpunkt blieb. „Die Baronin?" fragte sie.

„Ja, das ist es doch," antwortete er. „Es war natürlich Schwindel, was sie dir gesagt hat. Ich meine, warum sie nicht zu uns kommen will. Ich dachte es mir gleich und bin deshalb zu ihr gegangen. Sie meint, daß ich noch immer in sie verliebt bin, und glaubt, es deshalb nicht tun zu sollen."

„Willst du mir nicht mehr sagen?" fragte Frau Ambach nach einer Pause matt.

„Mehr? Mehr ist eigentlich nicht," meinte er. „Ich habe ihr natürlich erwidert, daß sie ruhig kommen könnte, aber sie wollte doch nicht. Da bin ich ärgerlich geworden und habe ihr erklärt, daß es doch geschehen würde. Und es ist ja auch wahr, wir dürfen sie ein solches Luderleben nicht länger führen lassen, nur ..." Er zuckte mit den Schultern.

Frau Ambach meinte, daß sie erst einmal Ordnung in das Chaos ihrer Gedanken bringen müsse. Aber soweit war sie noch nicht. Ihr Sohn, ihr Günther, hatte das erlebt und noch dazu gleichsam unter ihren Augen. Was mußte er da erst nicht unter ihren Augen erleben? Eine Bangnis erfüllte sie, ein Gefühl von Hilflosigkeit, ein Schmerz, die Augen wurden ihr feucht.

„Natürlich," sagte er sofort. „Als ob ich es mir nicht gedacht habe? Dir ist ja gar nicht wohl, wenn du dich nicht sorgen kannst." Er schob die Unterlippe vor und machte ein

finsteres Gesicht, aber er erhob sich nach einer Weile auch, setzte sich zu ihr auf die niedrige Sofalehne und ergriff ihre Hand. Dabei sprach er weiter: „Wenn du durchaus nicht willst, daß ich fortgehe, müssen wir eben etwas anderes finden. Zu machen wird es schon sein. Schließlich sagst du ihr eben, was ich ihr nicht sagen kann."

Auch das änderte nichts, er begann, mit ihrer Hand zu spielen, und von neuem sprach er, er sagte jetzt: „Es ist doch auch wieder ganz einfach. Wenn die Prämisse nicht zutrifft, werden auch die Folgerungen falsch, und wenn die falsch sind, können sie nicht maßgebend sein. Habe ich nicht recht?"

„Gewiß," antwortete sie, obgleich sie sich nicht die Mühe gemacht hatte, diesem dunklen Satze zu folgen, und plötzlich voll eines großen Zornes gegen die Baronin, drehte sie sich ihrem Sohne ganz zu und fragte wie drohend: „Wie hat sie dich bei sich empfangen können?"

„Na erlaub' mal, Mama," sagte er, „wenn ich zu ihr komme? Soll sie mich etwa an der Entreetür stehen lassen?" — „Und wie hat sie es dulden können, daß ihr ein solches Gespräch führtet?" — „Was denn? Wenn ich davon anfange? Jetzt verstehe ich dich gar nicht."

Das schien allerdings so zu sein, trotz ihrer Empörung merkte es Frau Ambach. Sie preßte, vielleicht weil sie von der Baronin sprachen, die Lippen aufeinander, und noch einen Augenblick, und sie hatte ihre einst so berühmte Beherrschung doch wiedererlangt. „Wie bist du denn darauf verfallen, daß sie deinetwegen nicht zu uns kommen will?" fragte sie und überließ ihm, da er nach ihr griff, auch ihre Rechte.

„Wie?" Er lächelte und legte ihre Hände aufeinander, um sie mit den seinigen zu umschließen. „Also, ich hatte ihr Konfekt gebracht." — „Du?" fuhr sie auf. — „Ja. Warum denn nicht? Und als ich es zum zweitenmal getan hatte, kam sie auf den Sportplatz und sagte mir, ich sollte es nicht mehr tun. Was früher nur eine Aufmerksamkeit gewesen wäre, wäre bei ihrer jetzigen Lage eine Gabe. Das war natürlich Unsinn, aber zu verstehen ist es ja. Und auch, wie ich sie bis zu ihrem Hause begleiten wollte, wollte sie es nicht. Die Leute könnten aufmerksam werden, sagte sie. Also deshalb habe ich es gemerkt. Daß ich früher in sie verliebt gewesen bin, hat natürlich auch mitgesprochen."

„Das ist doch schon so lange her," wandte Frau Ambach nach kurzem Schweigen ein. — „Na ja, drei Jahre," gab er zu. — „Drei? Sieben meinst du."

Er sah sie im Moment verständnislos an und rief auflachend: „Ach du meinst, in Dreieichen bin ich vielleicht nicht in sie verliebt gewesen? Hast du eine Ahnung, wie es uns im Kriege zumute war. Soviel Verliebtheit hat es überhaupt noch nie gegeben. Und als ich sie jetzt wiedersah, so zuerst... Weißt du," er hob und senkte ihre Hände, „ich glaube, wenn man einmal verliebt war und man trifft sie wieder, so hält man es für ganz selbstverständlich, daß man es noch immer ist. Also ganz unrecht hat sie nicht gehabt."

Frau Ambach blickte nieder und überlegte. Was die Baronin getan hatte, mußte sie als richtig anerkennen, aber beruhigen durfte sich ihr Argwohn dabei natürlich nicht. Und daß ihr Bruder doch recht gehabt hatte, daß es wirklich manches, sogar Wichtiges gab, was sie von ihrem Sohne nicht wußte? Düster blickte sie wieder auf und verstand es nun nicht, daß das Gesicht dessen, an dem sie eben eine so erschütternde Entdeckung gemacht hatte, ihr noch in jedem Zuge so vertraut war. „In Dreieichen auch?" fragte sie.

„Natürlich," antwortete er munter und nickte. — „Wie war es denn sonst da?" — „Wie wird es gewesen sein? Ich war zwei Tage bei ihr und war verliebt, und ich mußte plötzlich weg und war todunglücklich." — „So wart ihr alle?" — „Manche noch ganz anders," versicherte er.

Mit einem Male entzog sie ihm ihre Hände, erfaßte seinen Kopf und bog ihn zu sich herab. „Was denn?" fragte er. Sie antwortete nicht, sie sah ihm nur ängstlich forschend ins Gesicht. „Du, was denn?" fragte er noch einmal. — „Nichts," sagte sie, küßte ihn auf den Mund und gab ihn frei, und er griff sofort wieder nach ihren Händen, und meinte nur noch: „So ist doch der Krieg."

„Jetzt bist du also nicht mehr in sie verliebt?" fragte sie dann. — „Nein," sagte er und schüttelte den Kopf. „Daß sie immer nur von ihrem Unglück spricht und Stellung sucht und so einfach wohnt, ich weiß nicht. Es ist nichts Geheimnisvolles mehr dabei. Aber wie wirst du es ihr denn beibringen, daß ich nicht mehr verliebt in sie bin und sie also ruhig zu uns ziehen kann?"

„Das wollen wir jetzt lassen, Günther," sagte Frau Ambach. „Sie soll uns natürlich weiter besuchen, aber zu uns ziehen darf sie nicht mehr."

Sofort gab er ihre Hände frei, stand auf und sagte: „Dann gehe ich aus dem Hause."

„Aber Günther," tadelte sie, „dabei hätten doch auch wir noch mitzusprechen." — „Wenn ihr zustimmt, ja, sonst nicht."

„Aber Günther," sagte sie zum zweitenmal und zog die Brauen zusammen. — „Nein, nein. Wortbrüchig werde ich nicht. Wenn ich weg bin, und ihr wollt sie verkommen lassen, gut, dann sieht sie wenigstens, daß ich nicht schuld bin. Aber hier bleiben und sie nicht zu uns nehmen, ausgeschlossen. Was dir lieber ist, überlasse ich dir. Umstimmen aber," er streckte den Zeigefinger aus und stieß mit ihm vor, „lasse ich mich nicht. Davon kannst du ganz fest überzeugt sein."

Nach kurzem Warten setzte er hinzu: „Ich geh' noch ein Stück spazieren," und weil auch daraufhin nichts erfolgte, schloß er: „Also auf Wiedersehen," und verließ sie.

⁂

Frau Ambach war auch am nächsten Tage noch benommen. Ein paarmal dachte sie daran, die Baronin aufzusuchen und mit ihr zu sprechen, dann wieder galt es ihr für vollständig ausgeschlossen, sie am Dienstag zu sich zu bitten. Sich aber in einem solchen Schwankezustande zu befinden, war ihr unleidlich. Den ganzen Vormittag ging sie mit Augen herum, die abweisend blickten. Das neue Stubenmädchen, das sich vorgenommen hatte, an dieser sonst guten und wegen der Portiers- und Gärtnersleute auch recht unterhaltsamen Stelle länger zu bleiben, wurde darüber in ihrem Vorsatz irre.

Und es kam Ambach vom Hockeyplatz zurück, im Gesicht von der Luft rot gebeizt, im Verhalten ebenso beherrscht wie gestern beim Abendbrot und heute beim Frühstück, und erschien der Onkel, setzte sich vor seinen Teller und zeigte eine erst recht unerträgliche Ruhe. Schließlich fühlte Frau Ambach sich dem allen nicht mehr gewachsen. Nach der Mittagsruhe suchte sie ihren Bruder auf.

Er saß wie üblich im Ledersessel, rauchte und sagte, nachdem sie geendet hatte: „Mister Stallforth bleibt noch die ganze nächste Woche in Berlin. Falls Günther also mit ihm gehen will ..." — „Gehen! Er soll bleiben," unterbrach sie ihn leidenschaftlich.

„Wirst dich auch daran gewöhnen müssen," sprach er weiter, „aber nach dem Tee." — „Was nach dem Tee?" fragte sie. — „Wird mir bis dahin was einfallen." — „Und daß sie am Dienstag kommen soll?" — „Wenn sie kommt, ist sie da." — „Herrgott, noch einmal," stieß sie aus und trat mit dem Fuße auf. In sehr gerader Haltung verließ sie das Zimmer.

Der Onkel hatte geraucht und seine zwei großen Tassen bitteren Tees getrunken, er hatte auch einiges gesagt, viel nicht, es war überhaupt nicht viel gesprochen worden, jetzt, während er sich erhob, meinte er zu seinem Neffen: „Kannst mal mit rüber kommen."

Ambach machte ein finsteres Gesicht und gehorchte.

„Also," sagte der Onkel, nachdem er sich im Sessel zurechtgerückt hatte, „Mama hat mit mir gesprochen. Wir beide wollen uns aber nur an die Hauptsachen halten, und stell' mir erst einen Aschbecher her. Mir schmeckt die Zigarre immer nur halb, wenn ich weiß, daß ich wegen der Asche aufstehen muß."

Auch das geschah, Ambach stellte den Aschbecher auf das Nebentischchen und setzte sich wieder, und der Onkel begann von neuem: „Bist du überzeugt, daß Frau von Rothe zu uns ziehen würde, wenn keine Hindernisse da wären?" — „Sie hat es mir selbst gesagt, daß ihr der Wunsch gekommen ist," antwortete Ambach.

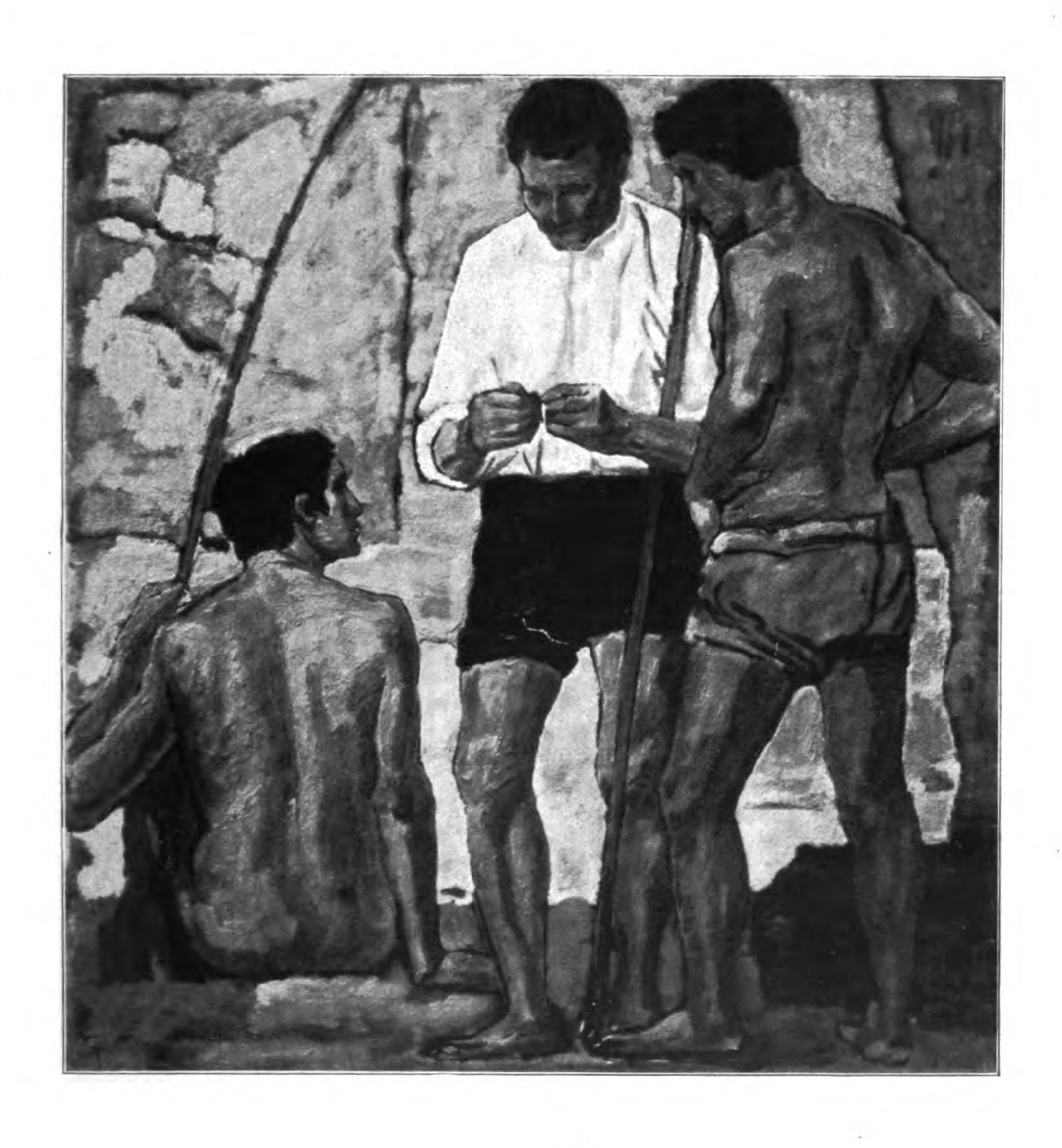
„So. Ist er," fuhr der Onkel fort. „Um das zu ermöglichen, hast du also die Absicht, wegzugehen?" — „Es wäre mir lieber, wenn ich bleiben könnte und sie doch käme, aber wenn das nicht geht, bin ich allerdings dazu entschlossen," entgegnete Ambach und setzte, nachdem der Onkel weiter gefragt hatte: „Und warum wäre es dir lieber, wenn du doch bleiben könntest?" noch hinzu: „Ich bin doch jetzt in der repräsentativen Mannschaft aufgestellt."

Der Onkel wandte den Kopf zum Fenster und trommelte kurz mit seinen kurzen Fingern auf das weiche Leder der Lehne, ehe er, seinen Neffen wieder ansehend, meinte: „Ja, Günther, es könnte aus einem bestimmten Grunde aber doch gut sein, wenn du dich einige Zeit anderswo umsähest. Sagen wir, auf ein Jahr. Ich habe die Absicht, mich wieder zu verheiraten."

„Du?" Vor Überraschung zog Ambach die Stirnhaut hoch. — „Ja. Bin jetzt dreiundfünfzig, wenn also überhaupt noch, dann jetzt. Mit Mama habe ich im Anschluß an das, was sie mir mitteilte, vorhin schon gesprochen, wirst ja gemerkt haben, wie schweigsam sie beim Tee war, aber ich denke, ich stimme sie doch noch um, das Haus ist groß genug. Nur, weißt du, wenn man so eine junge Frau heimführt und man hat einen erwachsenen Neffen im Hause ... Für die erste Zeit ist das nicht angenehm. Also was meinst du dazu, dich Mister Stallforth anzuschließen, wenn er wieder rüberfährt?"

Ambach senkte den Kopf. „Nicht?" fragte der Onkel. — „Wann willst du denn heiraten?" — „Warum?" — „Ach. Es ist ja vielleicht dumm, aber bis du heiratest, könnte ich doch noch bleiben. Ein paarmal wenigstens möchte ich gern als Repräsentativer spielen."

„Das ginge natürlich," sagte der Onkel, „nur, was machen wir unter diesen Um-



Angler. Gemälde von Prof. Heinrich Altherr

ständen mit Frau von Rothe?" — „Da geht es doch sowieso nicht, daß sie zu uns kommt," antwortete Ambach langsam, „aber," er sah den Onkel düster an, „das wäre wohl nicht möglich, daß Mama ihr eine Andeutung macht? Ich habe mich bei ihr doch festgelegt, und wenn sie nichts von deiner Absicht erfährt, auch nichts geschieht, so muß sie mich doch für einen Renommisten halten."

„Und daß du ihr helfen willst," blieb der Onkel beim Thema. — „Ja, ja," sagte Ambach und begann, mit den Fingerspitzen am Stuhlrande hin und her zu fahren. Endlich fragte er kläglich: „Willst du wirklich wieder heiraten?"

Der Onkel wiegte nur den Kopf. „Ja doch," sagte Ambach und schob die Unterlippe vor, rief aber plötzlich: „Oder könntest du sie nicht bei dir beschäftigen? Auf einige tausend Mark, oder wieviel du ihr geben willst, kommt es dir doch nicht an, selbst wenn sie nur Briefe ablegt und registriert." Erwartungsvoll sah er den Onkel an.

„Wollen mal erst weiter sehen," meinte der und fragte: „Sag' mal, was mir Mama auch erzählt hat: Sie sollte es ihr sagen, daß du sie nicht mehr liebst?" — „Ja, ich hatte daran gedacht, ich kann es doch nicht. Aber natürlich wäre es auch für Mama nicht angenehm gewesen, und ob die Baronin es ihr überhaupt geglaubt hätte..."

„Hast ihr damals wohl eilig die Cour gemacht," unterbrach ihn der Onkel. „Was sagte ihr Mann denn dazu?" — „Der war ja in Reval." — „Aha. Und?" Der Onkel kniff das rechte Auge zu und spitzte den Mund. „Aber," sagte Ambach. — „Nicht?" — „Wie kannst du so etwas denken?"

Nochmals wurde es still, und nochmals trommelte der Onkel mit den Fingern kurz auf die Sessellehne, dann sagte er in demjenigen Tone, den Ambach aus entscheidenden, geschäftlichen Zuspitzungen als Finale an ihm kannte: „Ist mir lieb, daß du mir auch diese Aufklärung noch gegeben hast. Diejenige, mit der ich mich verloben will, ist Frau von Rothe." Und ohne seinem Neffen Zeit zu lassen, sich mit dieser Mitteilung abzufinden, fragte er, die buschigen Brauen herabziehend, gleich schroff: „Scheint dir nicht recht zu sein?"

„Du kennst sie ja kaum," murmelte Ambach unwillkürlich. — „Meine Sache," antwortete der Onkel noch aggressiver.

Nach einer Weile warf Ambach dem Onkel einen zornigen Blick zu und sagte gereizt: „Da hättest du mich wenigstens das letzte nicht fragen dürfen." — „Man will sicher gehen," gab der Onkel zurück. — „Auch das zu sagen ist unstatthaft. Man zweifelt nicht an der, die man heiraten will." — „Auch nicht vor dem, der einem allen Grund dazu gibt? Aber noch ist es nicht zu spät. Nur ein Wort von dir, und die Sache ist erledigt. Also?"

Verachtungsvoll zuckte Ambach mit den Schultern. „Well," sagte der Onkel und legte sich in den Sessel zurück.

Während er seinem Neffen weiter in das trotzige Gesicht sah, in dem drei kleine Falten steil über der Nasenwurzel standen und die Wimpern auf den Wangen lagen, verlief sich ein schnelles Lächeln in seinen Bart. Hierauf meinte er: „Scheinen also zwei Wege gangbar zu sein. Bestehst du auf deinen Spielen, so bin ich bereit, damit ihr gleich geholfen wird, sie vorläufig ins Geschäft zu nehmen und mich erst später mit ihr zu verloben, und bestehst du auf deinen Spielen nicht, so verlobe ich mich möglichst bald und übernehme dann auch gleich die Sorge um sie. Was wäre dir lieber?"

Ambach zuckte zum zweitenmal mit den Schultern und sagte wegwerfend: „Daß sie bei uns eintritt, während ich noch im Geschäft bin, ist natürlich vollständig ausgeschlossen." Und wieder mit den Fingerspitzen am Stuhlrand hin und her fahrend, dachte er an die Schweiz, Schweden und Holland und an die Baronin, wie sie in ihrem kleinen Zimmer vor ihm gestanden und hinter ihren Händen geweint hatte. Plötzlich in neuen Zorn geratend, stieß er aus: „Also da verlob' dich schon gleich mit ihr. Ich hab' es satt bis hierher." Energisch fuhr er sich mit der Kante der Hand über die Kehle.

Der Onkel beugte sich zur Seite und strich die Asche seiner Zigarre ab, ehe er gutmütig sagte: „Wollen sie also schon zu uns nehmen, ohne daß geheiratet wird. Wird für Mama gut sein und für dich auch, wird Mama von dir ablenken. Kannst es dir aber auch fürs Geschäft merken: Wer sich verwirren läßt, glaubt schließlich alles."

Er betrachtete seinen Neffen weiter, der hatte den Kopf sinken lassen, nachdenklich sagte der Onkel noch: „Sieben Jahre hat die Geschichte gedauert? Muß doch was in dir gewesen sein, das es nötig gemacht hat. Schwer zu sagen was, wenn man dich ansieht. Na," er machte eine kleine Bewegung mit der Rechten, „wird wohl eine Art Schutzimpfung gewesen sein. Und jetzt schick' mir Mama. Schätze, daß sie lebhaft werden wird."

✠ ✠ ✠

Der Dienstag war da, es ging auf fünf, Ambach verspürte die Unruhe der Entscheidung. Aber wenn er seine Mutter ansah, so begegnete er auf deren Gesicht einem Ausdruck, der ihn lieber glauben ließ, daß sie

doch nichts wüßte. Dafür fiel ihm ein, daß der Onkel schon weggewesen war, als die Firma Hermann Wendt & Co. angerufen hatte. „Ach,“ sagte er drüben, sich entschuldigend, „ich glaubte, du schliefst nicht mehr.“

Der Onkel hob beide Fäuste in Gesichtshöhe, spreizte die Ellbogen und dehnte sich im Sessel. „Wollen morgen wieder anrufen?“ fragte er. Sein Neffe bejahte, nahm vom Schreibtisch den Briefbeschwerer auf und legte ihn zurück. „Wie wirst du es denn machen?“ erkundigte er sich.

„Was?“ fragte der Onkel. — „Mit der Baronin.“ — „Hab' noch nicht daran gedacht.“ Ambach griff noch einmal nach dem Briefbeschwerer, sagte: „Sie muß bald kommen,“ und trat den Rückweg an.

Draußen auf der Diele sah er nach der Uhr, meinte, es könnte ebensogut auch noch eine halbe Stunde dauern, und nahm den Hut vom Haken. Doch ging er nicht vor das Haus, sondern durch das Eßzimmer und über die hintere Terrasse in den Garten, und einmal unten am See, erschien es ihm überhaupt am besten, hier zu warten, bis die Baronin über die Brücke käme. Auf der Diele und in Gegenwart des Mädchens konnte sie es nicht von ihm verlangen, daß er längere Gespräche mit ihr führte.

In Gedanken trat er auf die äußerste Spitze des Steges, der einige Meter in das Wasser hineingebaut war, blickte in die stille, graue Flut und begann auf den Fußspitzen zu wippen. Ohne daß sich eine Episode besonders herausgehoben hätte, wurde seine ganze, lange Liebesgeschichte in ihm lebendig. Wie in helles, freudiges Gelb getaucht schien sie vor ihm zu liegen. Seine Wangen rundeten sich im Lächeln, seine Augen verdunkelten sich in ihrem Blau, er dachte: ‚Schön war's doch.‘ Und weil er in diesem Augenblicke Schritte auf der Brücke hörte, drehte er sich hastig nach rechts und griff mit beiden Händen in die Luft.

Weh getan hatte er sich nicht, er war nur unter Wasser gewesen. Nachdem er nach seinem Hut geangelt hatte, gewann er das Ufer und lief triefend dem Hause zu.

Zu dieser Zeit bog die Baronin Anna, die auch heute zu Fuß kam, um den Zaun. Aber heute stand kein Ambach drüben auf der Straße. Sie meinte, es wäre zu erwarten gewesen und wäre gut, mußte immerhin aber an den Brief Frau Ambachs denken, der in ihr, ohne daß sie es hätte begründen können, ein unbehagliches Gefühl hervorgerufen hatte.

Auch, daß sie auf der Diele nur das Mädchen empfing, legte ihr Vergleiche nahe, und ebensowenig wirkte drinnen, im blauen Zimmer, Frau Ambachs Gesicht diesem Pessimismus entgegen. Zwar lächelte die, aber sie lächelte wie einst als junge Frau, als sie schon Würdenträger zu Tisch geführt hatten, auf die sie nach ihren Jahren noch keinen Anspruch gehabt hatte. Wie sie es ihrem etwas erschöpften Bruder am Sonntag als letztes erklärt hatte: „Gut, ich werde ihr schreiben, aber freuen kann ich mich auf diesen Besuch nicht,“ so war es.

Zum Glück war Ambach ja aber ins Wasser gefallen. Dieses Ereignis beschäftigte ihn noch so, daß er ganz die Verlegenheit vergaß, mit der er der Baronin hatte entgegentreten wollen. Auch seine Mutter vergaß in ihrem Schreck, was sie auf dem Herzen hatte, und fragte immer wieder, ob er sich auch wirklich nichts getan und sich wirklich von Kopf bis Fuß umgezogen hätte. Dann wollte sie, daß er viel Kognak zum Tee nähme, und erging sich über die Sonderbarkeit, daß man ruhig im Zimmer sitzen könnte, während draußen im Garten so etwas geschah. „Ja, eben,“ sagte die Baronin und blickte gleichfalls ernst.

Als der Onkel kam, wurde es besser. Für das kalte Bad seines Neffen zeigte er wenig Interesse, sonst aber war er gesprächig und verbrauchte viele englische Worte, was bei ihm immer ein Zeichen von guter Laune war. Die beiden Frauen vergaßen darüber auch noch das letzte, was sie gegeneinander hatten, und konnten sich wieder ohne Hintergedanken ansehen, und auch Ambach ließ sich mitziehen. Aber als es immer noch dauerte, als ihm die Möglichkeit zuflog, der Onkel könnte vergessen haben, kehrte seine Unruhe zurück.

Er war noch davon in Anspruch genommen, als der Onkel den Gast des Hauses teilnahmvoll fragte: „Haben Sie genug?“ Um sich Frau Ambach gefällig zu zeigen, hatte die Baronin auch eine dritte der großen Tassen getrunken, gegen die vierte wehrte sie sich.

„All right,“ fuhr der Onkel fort, „können uns also jetzt die Zimmer ansehen, die Sie beziehen sollen. Günther hat mit mir gesprochen. Abgetanene Sache. Andere Zeiten, andere Beschäftigungen.“ Sich erhebend, schritt er auf die Tür zu.

Es ging nicht nur Ambach so, daß er erschrocken niederblickte, auch seine Mutter tat es. In dem schmerzhaften Gefühl, jetzt wieder an das andere denken zu müssen, nahm ihr Gesicht den früheren Ausdruck an. Die Baronin aber, die im ersten Augenblick überhaupt nicht verstanden hatte, errötete plötzlich bis in die noch immer blau geäderten Schläfen, und wie der Onkel von der

Tür aus sagte: „Come on," blickte auch sie nieder.

Vielleicht, daß es also noch gedauert hätte, vielleicht auch, daß jetzt schon geschehen wäre, was erst oben geschehen sollte, wenn nicht Ambach noch einmal der Retter gewesen wäre. Leise sagte er: „Bitte kommen Sie," legte den Arm unter den Ellbogen der Baronin und hob ihn sanft.

Genügend war der Onkel über die oberen Räumlichkeiten seines Hauses nicht unterrichtet, er wollte in die beiden Zimmer, die denen seines Neffen gegenüberlagen und den Blick auf Garten und See hatten. Frau Ambach bemerkte den Irrtum aber noch rechtzeitig und rief laut und hastig: „Dort doch nicht, Franz, hier."

Gehorsam umging er daraufhin die Treppenmündung und öffnete die Tür zu demjenigen Zimmerpaar, das dem seiner Schwester entsprach und eine Badestube hatte. „Sieht ja ganz ordentlich aus," meinte er mit einem Blick auf die kretonüberzogenen Möbel und die mullverhängten Fenster. Sich umdrehend, fragte er: „Wird's genügen?"

Obgleich noch immer wie im Traume, wollte die Baronin bejahen. Aber da sah sie über den Mull hinweg in den Seitenteil des Gartens und zwischen zwei eine Perspektive ergebende italienische Pappeln hindurch in den Nachbargarten, und das rief Erinnerungen hervor. Kaum war sie bis zum Stuhl gekommen, so legte sie die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und schluchzte in lauten, klagenden Tönen.

Der Onkel faßte Ambach schnell am Arm und zog ihn mit sich. Draußen auf dem Flur flüsterte er ihm hastig zu: „Kannst dir auch das merken: Läßt sich nicht immer vermeiden, daß sie weinen. Aber wenn sie's tun, soll man sich drücken. Kostet sonst leicht viel Geld, besonders, wenn sie groß sind."

Post festum

Es war in Zehlendorf viel Schnee gefallen. Von der Villa bis zur Pforte zog er sich in hohen Haufen, verklebte die Gitterstäbe des Zaunes und lag drüben auf den Zweigen der Kiefer in weichen, weißen Kuchen. Kam er dort ins Rutschen, so schlug er mit dumpfem Tone zu Boden, noch minutenlang stäubten und flirrten die Kristalle.

Der Schlachtensee war seiner ganzen Länge nach zugefroren, die Polizei hatte ihre Geste der Erlaubnis dazu gemacht, von der Alten Fischerhütte bis Nikolassee lief man Schlittschuh. Und Weihnachten und Neujahr waren auch schon vorüber, nur die Spiele mit der Schweiz, Schweden und Holland standen noch aus. Aber Ambach hatte ja jetzt Zeit. Überhaupt, wenn er einmal daran dachte, was wohl besser sein könnte, fand er mit Ausnahme des Schnees auf dem Sportplatze nichts.

Ähnlich stand es mit Frau Ambach. Hatte sie ihre weiche Stunde, so gab sie es sich zu, daß sie infolge der Anwesenheit der Baronin im Hause von ihrem Leben mehr als früher hätte, und hatte sie die weiche Stunde nicht, so fand sie es wenigstens nicht schlimmer. Ihren Argwohn war sie langsam fast ganz los geworden. Ihr Bruder schwieg, rauchte und schaffte das nötige Geld, allenfalls noch, daß er nach Abendbrot den Patiencen der Baronin zusah, und daß er, wenn er es eine Weile getan, staunend sie selbst ansah. Dahinter war er noch immer nicht gekommen, war freilich auch nie auf Dreieichen gewesen. Und die Baronin Anna machte sich auch sonst nützlich und war seit erstem Januar zur Unterstützung Frau Ambachs fest engagiert.

Vorhin waren die Damen am Schlachtensee entlang spazieren gegangen. Sie hatten dabei die schwarze Schar der Läufer vom Ufer aus beobachtet und die Freude gehabt, ihren Sohn und Verehrer a. D. zu erblicken. Er war sogar herangekommen und hatte sie begrüßt, war ihnen dann aber mit seiner Dame nach Nikolassee zu entglitten.

Jetzt, nach dem Tee, saßen sie in Frau Ambachs Zimmer unter dem Kronleuchter mit den schlanken Kristallketten, Frau Ambach thronte auf dem Sofa und häkelte Spitzen für den Wäscheschrank, die Baronin saß ihr gegenüber und stickte an einem Paradehandtuch für Tante Rost in Königsberg zum Dank dafür, daß die sie auf ihrer Flucht solange bei sich aufgenommen hatte. Die Seide lag vor ihr in einem Körbchen, die drei Birnen des Kronleuchters warfen ein fröhliches Licht auf ihre Buntheit, in den Heizröhren gurgelte das Wasser.

Da sagte Frau Ambach und bekam eine kleine, steile Falte zwischen die geschwungenen Brauen: „Es ist doch merkwürdig, immer sieht man Günther mit Frau Wegner zusammen. Ich will natürlich nichts Schlechtes von ihr denken, aber recht ist es mir nicht."

Die Baronin legte das Handtuch herum, daß dessen Fransen wehten, und fragte: „Kennen Sie Herrn Wegner?" — „Von Ansehen," entgegnete Frau Ambach und zuckte an Stelle einer Beschreibung Herrn Wegners mit den Schultern.

Nach einigem Schweigen meinte die Baronin: „Als er damals bei uns auf Althof war, war auch die Klara Panzer unser Gast, die Nichte von Tante Rost hier," sie hob das Handtuch, „ein hübsches und

angenehmes, junges Mädchen, das es nicht einmal verbarg, wie gut sie Günther war, aber," auch sie zuckte die Schultern.

„Eben," entgegnete Frau Ambach und sprach, als ob sie sich mit der Baronin zankte, „niemals hält er sich zu jungen Mädchen. Ich weiß nicht, wo er das her hat."

Nach neuer Pause sagte Frau Ambach und sprach noch immer ärgerlich: „Auf der andern Seite wieder, wenn man ihn über Frauen reden hört, als ob er von seinen Kameraden spricht. Wissen Sie, ich glaube, der Sport verwischt da manches."

„Daran habe ich auch schon gedacht," bemerkte die Baronin, „nur, geheiratet wird doch noch immer nicht weniger." — „Das ist allerdings auch wieder wahr," gab Frau Ambach zu, „aber daß sie sogar im Sommer zusammen baden gehen und zusammen über die Krumme Lanke schwimmen ... Wenn ich denke, daß wir es mit den jungen Leuten, mit denen wir verkehrten, hätten tun sollen ... Also," schloß sie erst recht ärgerlich, „ich muß jetzt wirklich zum Augenarzt gehen und mir Gläser verschreiben lassen. Wieder habe ich mich verhäkelt."

Draußen auf der Diele klirrte es, dicht an der Tür stampfte es, von der Schneeluft gerötet und hoch und schlank in seinem dunkelblauen Jacketanzuge erschien Ambach.

„Oh," rief er und blies sich in die Hände, „ihr habt es hier schön warm." Seine Mutter sah ihm entgegen und konnte sich trotz des eben geführten Gespräches des üblichen, mütterlichen Empfinden nicht entziehen. Gerührt fragte sie: „Willst du noch Tee?"

„Nein," antwortete er und warf sich zwischen Mutter und Baronin in den knackenden Sessel, „ich hab' in der Fischerhütte ein Glas Glühwein getrunken." Er zog sein Zigarretenetui hervor, zog rasselnd an einer silbernen Kette mit dem Benzinfeuerzeug noch ein halbes Dutzend anderer silberner Gegenstände hervor, sagte zum Stöpsel: „Na," und schob das Pfund Silber an seinen Platz zurück.

„Mit Frau Wegner?" fragte Frau Ambach und beugte sich näher an ihre Häkelei heran. — „Ja," erwiderte er und stieß den Rauch durch die Nase. — „Das Jackett, das sie anhatte, war sehr kostbar. Sie hat es wohl zu Weihnachten bekommen?" — „Ich glaube. Aber zum Schlittschuhlaufen taugt es nichts. Ich hab's ihr auch gesagt: entweder Sport oder Putz, beides durcheinander ist stillos."

„Darfst du denn so mit ihr sprechen?" setzte Frau Ambach das Gespräch fort. — „Warum denn nicht? Es ist doch nur sachlich," entgegnete er. „Denen von der Konfektion haftet eben immer etwas an. Aber," er beugte sich vor und griff nach dem Handtuch der Baronin, „was machen Sie denn da? Das Rot und Blau steht gut zueinander."

„Ja," sagte sie und blickte mit schief gehaltenem Kopf auf die beiden Farben, „es stimmt zusammen," und er sah weiter zu und wollte eben fragen: ‚Haben Sie so etwas nicht schon einmal gemacht?' aber es ging ihm anderes durch den Kopf, er drehte sich lebhaft zu seiner Mutter um und sagte: „Morgen abend gehe ich aus."

„Schon wieder," entfuhr es ihr. — „Wieso?" fragte er. „Heute bin ich zu Hause, gestern war ich es auch." Sie bemerkte hierzu nichts, erkundigte sich aber: „Wohin denn?" — „Ich soll mit Wenglin bei Pieper Doppelkopf spielen." — „Also wenigstens nicht nach Berlin."

Er blickte sie und die Baronin an und fragte die: „Würden Sie auch so ängstlich oder argwöhnisch sein, wenn Sie einen Sohn hätten?" Die Baronin antwortete nicht gleich, dann murmelte sie: „Ihre Mutter ist doch weder ängstlich noch argwöhnisch."

„Na, ich danke," meinte er, stand auf und reckte sich. Die Arme fallen lassend, setzte er hinzu: „Ich geh' noch ein bißchen lesen."

„Was meinen Sie?" fragte Frau Ambach, kaum daß er draußen war. — „Ich glaube nicht," antwortete die Baronin. — „Eben. Wie er mit ihr umspringt, und auch, was er über die Konfektion sagte. Man muß doch unbefangen sein, wenn man solche Beobachtungen macht. Aber," sie seufzte, „ganz einfach ist es nicht mehr, sich in ihm zurechtzufinden. Dabei weiß ich gar nicht, wann er eigentlich angefangen hat, mir zu entgleiten. Manchmal ist es mir, als wäre es erst seit Tagen."

⁂

Frau Ambach schickte das Stubenmädchen zu Bruder und Sohn, damit sie essen kämen. Es war noch immer dieselbe Blondine, Pauline hieß sie. Im Hinblick auf Weihnachten hatte sie sich entschlossen, doch zu bleiben. Sie war auch nicht enttäuscht worden und wollte zum Dank dafür bis April aushalten. Nachher aber sollte es bestimmt anders werden. Auf eine Einwendung ihrer Vertrauten, der Portiersfrau, hatte sie geantwortet: „Was hat man denn, wenn man alt geworden ist? Man will doch was gesehen haben. In Potsdam, Wannsee und hier war ich schon, jetzt geh' ich nach Lichterfelde oder Steglitz und dann nach Berlin. Ich versprech' mir viel davon, wenn man statt Sonntags nach Berlin reinzufahren, hierher rausfahren wird."

Bruder und Sohn kamen und füllten die Lücken des runden Tisches. Die Damen tranken auch jetzt wieder Tee, der Onkel ein Glas Rotwein, Ambach nichts, und es gab Bratkartoffeln mit Setzei und Selleriesalat, nachher Aufschnitt und Käse.

Es war bei letzterem, daß der Onkel, der heute abend ungewöhnlich still gewesen war, über den Tisch zu seinem Neffen sagte: „Werde meine Beziehungen zu Mister Stallforth lösen.“ — „Nein,“ antwortete Ambach in einem Tone, der wie ein Widerspruch klang.

„Doch, werde sie lösen. Bei diesem Geschäft habe ich noch den Nutzen, beim nächsten schon er.“

„Aber ich denke, du hältst so große Stücke auf ihn,“ mischte sich Frau Ambach ein. Ihr Bruder zog die buschigen Brauen in die Höhe und fragte: „Tue ich das jetzt nicht mehr?“ — „Dann verstehe ich dich nicht,“ erklärte sie.

„Doch, doch,“ rief ihr Sohn und setzte lachend hinzu: „Auf seinen Brief freue ich mich schon.“ — „Wer gesiegt hat, braucht keine Rechenschaft zu geben,“ sagte der Onkel. „Ging mir schon seit acht Tagen im Kopfe herum, daß es anders werden müßte, fand den richtigen Weg aber nicht. Man muß die Dinge verlassen können, ehe sie uns verlassen.“

Indem sich ein schnelles Lächeln in seinen Bart verlief, griff er zur Flasche, um sich zur Belohnung noch ein Glas einzuschenken, und sah sich, während ein Tropfen des Rotweins von der schräg gehaltenen Flasche zu seiner Schwester Entsetzen auf das Tafeltuch fiel, auf dem Tische um. „Hol' dir auch ein Glas!“ sagte er zu seinem Neffen.

In diesem besonderen Falle glaubte Ambach von seiner sportlichen Abstinenz abweichen zu können, er erhob sich.

Vorn im Wohnzimmer wurde es wieder still. Der Onkel sagte nur noch einmal: „Liegt doch kein Grund vor, daß sie uns drüben über sind, brauchen's jetzt nötiger,“ und sein Neffe nickte. Sonst hing jeder von ihnen seinen Gedanken nach oder begnügte sich damit, zu fühlen, daß er da war. Die Baronin aber holte ihre Karten, an Stelle des Bruders nahm heute die Schwester daran Anteil. Sie wünschte sich sogar etwas, auf dem Grunde weitergehender Befürchtungen, daß es bald tauen möchte. Erst, als feststand, daß die Patience nicht aufging, fand sie es töricht, von den Karten einen Bescheid zu erwarten.

⌘ ⌘ ⌘

Es war halb elf und Zeit zum Aufbruch. Auf der Diele fiel es Frau Ambach ein, daß sie mit der Köchin wegen des morgigen Mittagessens noch zu sprechen hätte. Die Baronin stieg mit Ambach die Treppe allein hinauf.

Eben wollte der gute Nacht wünschen, als sie ihm zuvorkam. Lächelnd, wie nur Frauen lächeln können, und geheimnisvoll, als ob es im Gegensatz zu Frau Ambach ihr bekannt wäre, daß die, sie selbst und Frau Wegner zusammen eine Einheit bildeten, in die sich Ambachs wechselnde Jahre gedrittelt hatten, flüsterte sie: „Hören Sie, Günther, es ist besser, wenn Mama Sie nicht so oft mit Frau Wegner sieht.“

„Meinen Sie?“ fragte er und sah sie aufmerksam an. — „Es ist besser.“ — „Gut, danke sehr,“ sagte er und öffnete ihr ritterlich die Tür zu ihrem Zimmer. Auch sie sagte: „Danke sehr,“ und neigte den Kopf, und er schloß die Tür hinter ihr, ging um die Treppenmündung herum und stellte sich in seinem Zimmer an das Fenster.

Drüben leuchtete der Schnee auf den Kiefern, der Himmel war mit großen Sternen übersät, bis in die Wipfel hinein funkelten sie. Das sah wunderbar festlich aus. Er riegelte auf und atmete die Schneeluft ein. Und seiner Mutter Schritt und ihr: „Gute Nacht, Günther,“ klangen herein, er rief auch: „Gute Nacht,“ dann wurde es wieder still.

Aber natürlich konnte man auch auf dem Wannsee Schlittschuh laufen, und das da war die Kassiopeia. „Ach,“ sagte er aus tiefstem Innern heraus, beugte sich aus dem Fenster und streckte die Arme zur Kassiopeia empor.

Gutmütig spottend, antwortete der Himmel mit einer glänzenden Sternschnuppe.

Mond überm Schwarzwald. Von Klabund

Goldne Sichel des Monds!
Dich schwingt der ewige Schnitter
Und mäht
Halme und Herzen.

Siehe, ich wandre auf steinichter Höhe
Über dem wolkigen Wald
Und neige willig den Nacken
Deinem erlösenden Streich.

Beethovens letzte Sonate

Von Dr. Konrad Huschke

1821. Wien steht im Zeichen Rossinis, des Schwans von Pesaro, des betörenden Meisters des bel canto. Beethoven, noch 1815 während des Wiener Kongresses begeistert gefeiert, ist halb vergessen. Angewidert von der Verherrlichung des welschen Melodiengeklingels und durch sein schweres Gehörleiden immer scheuer und verschlossener geworden, hat er sich schließlich still in sich zurückgezogen. Körperliche Leiden, die Sorge um den leichtsinnigen Neffen, die Nachwehen der Kämpfe mit dessen unseliger Mutter, der „Königin der Nacht", und das kleinliche Gebaren des profanum vulgus der Wiener Durchschnittsphilister machen ihm daneben noch das Leben bitter. Nur wenn ihm einmal einer naht, in dem er eine gleichgestimmte Seele ahnt, bricht die alte Lebensfreude wieder durch. Meist flüchtet er, oft auf Monate hinaus, allein in die herrliche Umgebung Wiens und findet in einsamer Zwiesprache mit der geliebten Natur den verlorenen Frieden wieder. In den Straßen Wiens sieht man ihn, vor allem wenn der Sturm heult und braust und Donar den Hammer schwingt, das von wirrem grauem Haar umstrotzte mächtige Haupt zum Himmel erhoben, den Oberkörper nach vorn geneigt, vor sich hinsingend, brummend und gestikulierend dahineilen. Im Gasthaus sitzt er dann, die geliebte Pfeife zwischen den Lippen, in tiefem Sinnen, bisweilen aus seinen scharfen, geistreichen Augen unstet um sich blickend, dann wieder mit gesenkten Lidern, seinen schöpferischen Gedanken nachsinnend. Angesprochen oder vielmehr angeschrieen von einem Bekannten schrickt er auf, lächelt wehmütig und reicht ein Heft Papier mit einem Stift hin. Oft nimmt er auch ein zweites, stärkeres Heft aus der Tasche und schreibt mit halbgeschlossenen Augen. Er komponiert. So sah ihn einer, der ihn lieb hatte, manchesmal und suchte grübelnd das Große zu ergründen, das die Seele des tiefsinnigen Meisters bewegte.

Und e w i g e Gedanken waren es in der Tat, die ihm damals nahten und mit denen er in heißem Kampfe rang, die Gedanken der großen Messe und der neunten Symphonie. Der Menge blieben sie verborgen. Außer der Riesensonate op. 106 für das Hammerklavier, die nur wenige verstanden, war in den letzten Jahren nichts von größerer Bedeutung von ihm erschienen, daraus zog die Klatschsucht voreilig ihre Schlüsse, und so erleben wir das groteske Schauspiel, daß sich, während er in seinem Schaffen die Stufen zum Höchsten erstieg, in Wien und auch anderwärts das Gerücht verbreitete, seine Schöpferkraft sei erloschen. Bedauernd berichtete die Allgemeine Musikzeitung im August 1821 von seiner „gänzlichen Abgestumpftheit," und auch sein treuer Gefolgsmann Anton Schindler, der brave Beethoven-Appendix, hörte mit Verwunderung von dem Gerücht und hat es uns in seiner Beethovenbiographie getreulich überliefert, aber er fügt befriedigt hinzu, der Meister, davon unterrichtet, habe herzlich gelacht und alsbald, um den Spöttern zu beweisen, daß er noch auf alter Schöpferhöhe wandle, in e i n e m Zuge drei große Klaviersonaten niedergeschrieben, nämlich die Sonaten op. 109, 110 und 111. Das ist nun nicht ganz richtig, vor allem, soweit die den beiden anderen vorausgeeilte Sonate op. 109 in Frage kommt. Auch die Sonaten op. 110 und 111 hatte er, wie seine Skizzenbücher beweisen, schon lange in Gedanken mit sich herumgetragen und verarbeitet, denn Schubertsches Augenblicksschaffen lag ihm nicht. Aber wahr mag sein, daß er sie nun in kurzer Zeit zu Papier brachte. Im Dezember 1821 und am 13. Januar 1822 wurden sie vollendet.

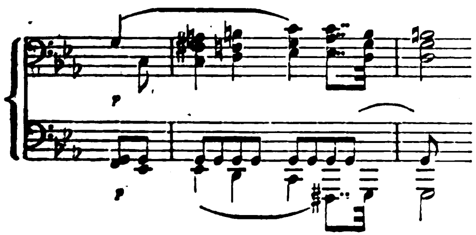
Grundverschieden sind sie voneinander, diese drei gewichtigen Schlußsteine des Beethovenschen Sonatenbaus, nach Anlage wie nach Inhalt, und doch ist jede ein Dokument reiner Meisterschaft. Oskar Bie charakterisiert sie mit feinem Verständnis als Spielsonate, Landschaftssonate und Lebenssonate, die erste auf der Höhe freier Technik wandelnd, die zweite ein geklärtes, objektives Bild und die dritte ganz subjektive Innerlichkeit von unerhörter Echtheit und Größe. Beethoven selbst hat die Sonaten als das Beste bezeichnet, was er für Klavier geschrieben habe, und die letzte galt ihm als die größte. Als Schlußstein aller Beethoven-Sonaten ü b e r h a u p t bildet sie den monumentalen Abschluß einer Reihe genialer Schöpfungen von erstaunlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit, in denen ihr Schöpfer für die feinsten Seelenregungen und Gemütsstimmungen unnachahmlichen Ausdruck gefunden hat, sei es stürmische Leidenschaft, idyllische Beschaulichkeit, hohes Pathos oder elegische Versonnenheit, sei es schmerzvolles Stöhnen, sprudelnde Lustigkeit, tiefes Insichversunkensein oder auch köstlichen Humor und die allein genügt hätten, ihn in seiner Kunst unsterblich zu machen. Und sie steht um so herrlicher da, als sie in dieser glänzenden Sonatenkette einen der höchsten Gipfel bedeutet, unter den letzten Beethoven-Sonaten neben der op. 106 sogar den höchsten, ja es gibt manch tiefgründigen Beethovenkenner, der sie wie der Meister selbst dieser Riesensonate noch vorzieht und an die Spitze der sämtlichen Beethoven-Sonaten stellt.

Sie hat nur zwei Sätze, die zugleich Gegensätze sind. Der erste Satz rückt Beethoven in unmittelbare Nähe von Michelangelo. Er ist von wahrhaft zyklopischem Bau. Heldentum, eiserner Trotz, schweres Ringen, tiefer Schmerz, all das klingt aus ihm in unsere Seele. Bruder ist ihm aus der Beethovenschen Symphonienkette der gewaltige erste Satz der neunten Symphonie, so wie der zweite Satz der Sonate dem träumerischen, verklärten dritten Satz dieser Symphonie nahesteht. Tiefatmend spüren wir in beiden das Wehen dieser ewigen Schöpfung des Meisters, die vielleicht seine erhabenste ist, mag er selbst auch die missa solemnis für sein Höchstes gehalten haben. Wandeln doch oft gerade die Größten unter uns im Urteil über ihre eigenen Werke sonderbare Wege.

Mit einem Thema von eherner Wucht, maestoso, forte, setzt der Satz ein:



um dann, nachdem das Thema noch zweimal, je eine Quart aufwärts, machtvoll erklungen ist, in schmerzlichem Zucken zum pianissimo hinabzusinken. Wir fühlen den Helden in seiner Größe, seinem Trotz, seinem Leid, Beethoven selbst. Das schöne Übergangsthema (erst im Bereich der eingestrichenen Oktave und dann wiederkehrend eine Oktave tiefer in dem der kleinen Oktave):



kann nicht schmerzlich genug aufgefaßt werden. Aber plötzlich verwandelt sich diese schmerzliche Klage unter leisem, dann immer stärker anschwellendem Rollen der Bässe in jähen Widerstand, das Maestoso in ein Allegro con brio ed appassionato, einer der größten Kontraste in den Beethovenschen Klavierwerken:





Das Hauptthema erklingt, ein echtes Titanenthema von grimmiger Schärfe! Mozart gab uns ein ähnliches Motiv in seinem Es dur-Konzert, Rubinstein beginnt sein A moll-Konzert mit den gleichen Intervallen, aber der Zug ins Große, Unerhörte war nur Beethoven beschieden. Treffend wendet Paul Bekker in seinem Beethovenwerk bei der Charakterisierung dieses Themas das Bild vom Stier an, der mit gesenkten Hörnern vorwärts stürzt. Rollende Unisonogänge folgen, wie sie seit der Appassionata nicht wieder geschrieben wurden. Der Widerstand erlahmt, um aber alsbald von neuem loszubrechen. Das Hauptthema erscheint jetzt düster in der Tiefe und wird dann jäh in die Höhe hinaufgetrieben. Dumpfes Grollen der Bässe, aber siehe — ganz unerwartet ein Riesensprung vom Kontra-D zum dreigestrichenen Ces und ein zartes, liebliches Thema setzt ein:



es scheint den Frieden zu bringen, doch schnell verschwindet es wieder und macht einem neuen berauf bergab tobenden Wettersturm Platz. Mit einem rasenden Unisonostoß in jagendem Lauf bis zum dreigestrichenen As hinauf schließt der erste Teil. Auch der zweite bringt keine Ruhe. Das Hauptthema wird fugiert, variiert. Rollende Triller, gewaltige Baßschläge und neue Steigerung aufwärts bis zum Doppelforte, in dem das Hauptthema nun mit zackiger Schärfe triumphiert. Das „Verheißungsmotiv" kehrt wieder, wird aber alsbald in Moll verzerrt und zerpflückt, und nochmals triumphiert das düster-trotzige Hauptthema, bis es schließlich an sich selbst zerbricht und kraftlos zusammensinkt. Der wilde Kämpfer wird unter milden Klängen der Trauer zu Grabe getragen. Damit schließt der erste Satz.

Der zweite, ein Thema mit Variationen, muß sich, will man eine schöne Gesamtwirkung erzielen, dem ersten unmittelbar, ohne Pause, anschließen. Er weist in seiner verklärenden Reinheit über den Tod hinaus, ein Satz voll sehnsüchtigen Hoffens und Schauens, das Thema so edel und tief wie das erste Thema des ihm verwandten dritten Satzes der neunten Symphonie:



Lenz hat den Gegensatz zwischen den beiden Sätzen der Sonate in die Worte „Widerstand" und „Ergebung" gekleidet, Hans von Bülow in die Begriffe „Sansara" und „Nirvana". Das ist geistreich, aber, wie oft bei solchen kurzen Charakteristiken, nicht ganz zutreffend, wenigstens beim zweiten Satze nicht. Von still ergebener Nirvana-Stimmung ist da wenig zu finden. Es quillt aus diesem Satze vielmehr ein inbrünstiges Drängen nach reiner, überirdischer Schön-



Fasanen. Gemälde von Heinrich Schütz
(Ausstellung Heinemann, München)



heit im Gedenken an den bitteren Lebenskampf des ersten Satzes und zur Erlösung von seinen Schrecken. Die Variationen, geistvoll erfunden, sind zyklisch gestaltet, die erste voll wiegender, zarter Bewegung, die zweite, melodisch überaus reizvoll, rhythmischer und belebter, die dritte in kraftvoller Frische auf- und niederspringend, dann wandelt sich das Bild in ein leises Murmeln und Dahingleiten der Klänge nach tieferen Regionen und hoch hinauf in das Reich des Lichts, zuletzt von Trillern umglitzert, und erhebt sich endlich nach kurzem Besinnen zu strahlendem Aufschwung, bis der Satz ins pianissimo zurücksinkt, abermals von Trillern umzittert, und nach schwacher Steigerung wie ein Hauch verklingt. „Die höheren Tonregionen erregen die Vorstellung unnahbarer ideeller Höhen, die Begleitrhythmen zerfließen in wogendes Harfengelispel, ganz oben glänzen im Trillergeflimmer die Sterne. Und zwischen ihnen schwebt die Melodie wie ein Silberfaden, den die Sehnsucht eines großen Menschen von der Erde zum Himmel spannt." Das Übersinnliche, von dem so oft die Rede ist, wenn vom letzten Beethoven gesprochen wird, findet schon hier einen ergreifenden Ausdruck. „Die Erde bleibt unten, die Mollschlüsse sind vergessen, die Formen dämmernder Traum geworden, nur Seele zu Seele gelangt man in dieses Reich ..."

Karl Reinecke schreibt einmal, er hätte diesen Satz von niemandem wieder in solch kongenialer Weise reproduzieren hören wie einst von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Der habe ihn mit einer Klarheit und dabei mit einer Durchdringung von Form und Inhalt gespielt, daß der Hörer sich, trotz der fast analytischen Darlegung, in höhere Sphären gehoben geglaubt habe. Ob wirklich Mendelssohn das Sehnen dieses Satzes erschöpft hat? Kaum einer wird es können. Ich habe ihn von einem unserer innerlichsten Klavierspieler, Conrad Ansorge, vortragen hören und bin noch immer nicht voll befriedigt gewesen. Nur der nicht des Gehörs beraubte Beethoven hätte ihn wohl vollendet gespielt und auch er nur auf einem Ideal-Instrument, das Menschenhand niemals wird gestalten können.

Einige hat es sonderbar berührt, daß Beethoven zu diesen zwei Sätzen nicht noch den üblichen dritten geschaffen hat. So wunderte sich schon der Verleger Schlesinger, bei dem das Werk erschien, darüber und wagte einen kleinen Vorstoß gegen den Meister: „Mit Gegenwärtigem wollte ich nur anfragen, ob Ihre mir gesendete zweite Sonate, wo das zweite Stück die Überschrift hat „Arietta adagio molto semplice e molto cantabile", nicht ein drittes Stück bekommt und mit diesem beendet ist ..." Und auch Schindler war nicht zufrieden, obwohl er wußte, daß sein Meister schon manchesmal vom Schema des Herkömmlichen abgewichen war. In seiner Beethoven-Biographie schreibt er, er habe sich damals erlaubt, den Meister zu fragen, weshalb er denn nicht einen dem Charakter des ersten Satzes entsprechenden dritten geschrieben hätte; gelassen hätte Beethoven erwidert, es habe ihm zu einem dritten Satz an Zeit gefehlt, darum habe der zweite die große Ausdehnung erhalten müssen, und kopfschüttelnd meint Schindler zu diesem Problem: „Ich vermochte und vermag noch immer nicht einzusehen, wie die beiden hinsichtlich des Charakteristischen einander schroff gegenüberstehenden Sätze ein in sich abgeschlossenes, einheitsvolles Ganzes darstellen sollen, denn dort der Ausdruck fast ungestümer Leidenschaft mit nur kurzen Unterbrechungen von einigen lieblich erklingenden Melodien, daneben aber ein fast durchweg düster (sic!) gehaltenes Tongemälde, das in der gesamten Literatur unseres Meisters bis dahin nicht seinesgleichen findet. Es wollte und will noch immer scheinen, der Tondichter habe sich in diesem Satze in bezug auf Mannigfaltigkeit im Formellen und Anwendung eines Übermaßes von Wissenschaftlichkeit über einen so einfachen Stoff als die Arietta (das Thema zu den Variationen) selbst überboten." Si tacuisses, philosophus mansisses, möchte man hier dem redseligen Schindler-Wagner zurufen. Beethoven-Faust hat ihn selbst köstlich abgeführt, und auf seine sonderbaren Anschluß-Betrachtungen näher einzugehen, dürfte sich nach dem, was oben über die Sonate gesagt worden ist, für uns nicht lohnen. Auch Schlesinger wird gewiß eine treffliche Antwort von Beethoven erhalten haben. Sie ist leider nicht auf uns gekommen. Ebenso wollen wir den Schindler-Bericht, daß der Meister eine Auslassung der Berliner Allgemeinen musikalischen Zeitung, in der von der Sonate geschrieben worden sei, daß sie über den Tod hinausblicke, mißfällig aufgenommen hätte, nicht tragisch nehmen, um so mehr, als es sich bei dem Verfasser dieser Auslassung in der Tat um eine etwas übertriebene Vision handelte; er hatte nämlich dem zweiten Satz der Sonate die Überschrift gegeben: „Der Tod des großen Mannes" (d. i. Beethovens) und ihn so ausgelegt: „Schwellen nicht die Harmonien des Themas schon wie die Trauermusik des fern heranziehenden Leichenzugs durch die Nacht? Schon im zweiten Teile Grabgeläute ..." Dabei mag den damals im allgemeinen noch recht kräftigen Meister ein gelindes Gruseln beschlichen haben. Aber es ist gewiß auch nicht zu verkennen, daß, wie Marx es ausdrückt, Deutungen, die tiefer in die Einzelheiten eindringen (wie oben jene Auslassung des Berliner Kritikers) dem Künstler, der sich durch sie gleichsam beim Wort genommen fühlt, gar wohl unbehaglich werden können. „Und wußte denn Beethoven selber," schreibt Marx, „um den tiefverhüllten Inhalt jener Ahnungen? Ging er nicht noch mit Opernplänen und anderen bedeutenden Vorsätzen um? War nicht die neunte Symphonie noch zu schreiben? — Nur daß jene Vorsätze un-

ausgeführt blieben! Nur daß die Symphonie selber ein Scheidewort war! — Geschrieben wurden, von Kleinigkeiten zu schweigen, nur noch die letzten Quartette." —

Der Auserwählte, dem die Sonate (auf Vorschlag Schlesingers) gewidmet wurde, war kein Geringerer als der Erzherzog Rudolf, Beethovens erlauchtester und nebenbei auch sehr talentvoller Schüler. „Da Ew. Kaiserliche Hoheit," schrieb der Meister, „schienen Vergnügen zu finden an der Sonate in C moll, so glaube ich mir nicht zu viel herauszunehmen, wenn ich Sie mit der Dedikation an Höchstdieselben überrasche."

Die Sonate aber zog hinaus in die Welt, von wenigen verstanden, von den meisten verkannt; selbst Ludwig Nohl, der treffliche Musikliterat, wurde ein Opfer dieses Unverstands. Die „Erschlaffung des Beethovenschen Geistes" glaubte er — horribile dictu — auch daraus zu erkennen, daß der in seine Geisteswelt eingesponnene und deshalb der nüchternen Alltagswelt nicht immer untertänige große Meister auf das Originalmanuskript in Gedanken „Ludwig Ludwig" geschrieben hatte! Erst die Zeit hat läuternd gewirkt und der Menschheit die Größe dieses Werkes erschlossen, und trauernd stehen wir vor der Tatsache, daß Beethoven, nach Vollendung der Sonate, indem er aus seiner in jener Zeit im Unwillen hingeworfenen Bemerkung, daß das Klavier nun einmal ein ungenügendes Instrument sei und bleibe, die praktische Konsequenz zog, den Kreis seiner Klaviersonaten für immer abschloß. Mögen ihr auch ebenso wie der Sonate op. 106 unsere Klaviere trotz ihrer hohen Vervollkommnung nicht voll gewachsen sein, eine Reihe weiterer erhabener Klaviersonaten im letzten Beethoven-Stil, Schwestern der letzten unergründlich tiefen Quartette, wäre doch für uns ein köstlicher Besitz. Aber es ziemt sich nicht, gegenüber dem gewaltigen Lebenswerke des großen Mannes, solchen Gedanken Raum zu geben. Erinnern wir uns lieber, indem wir dieses Lebenswerks gedenken und mit ihm das vergleichen, was man sonst wohl unter Musik versteht, des Wortes, das er selbst einst zu Bettina von Arnim gesprochen hat: „Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie," und denken wir auch an das auf ihn gemünzte Wort Richard Wagners, daß dem Weltbeglücker der Rang noch vor dem Welteroberer gebühre. Wenn die Feinde in unsinniger Verblendung uns Deutsche immer wieder zu kulturlosen Barbaren stempeln, so brauchen wir ihnen nur den einen Namen Beethoven entgegenzuhalten, und diejenigen von ihnen, die noch einen Schimmer von Vernunft und Schamgefühl besitzen, müssen die Augen niederschlagen und schweigen.

An Deutschland. Von Franz Groebbels

Aus dieser Welt voll Lug und Schein
Gellt auf zu dir, o Gott, mein Schrei'n,
O, laß uns deutsche Erde sein!
Verschenke nicht dein eigen Brot,
Mein Acker, müd von Leid und Not.
Und wenn ein fremder Pflug dir klirrt,
Ein Stäubchen Volk sich wirr verirrt,
O, halt es fest, o, halt es fest.
Ein Sklave, wer die Heimat läßt,
Mein Land!

Und wenn dein Wipfel scheu sich beugt,
Weil ihm die Welt die Axte zeigt,
O, neig' ihn her, noch ist er schwer,
Noch hängt er voller Gottsgewalt,
Laß uns in eigenen Kräften wehen
Und stehn, wie deine Buchen stehen,
Mein Wald!

Aus dieser Welt voll Tand und Trug,
Heb' ich zum Himmel meine Hand,
Und mögen sie uns wild bespei'n,
Uns elendklein zerreiben,
Wer hat statt eines Herzens Stein?
Es ist genug! Es ist genug!
Groß gellt zu dir, o Gott, mein Schrei'n,
O, laß uns deutsche Erde sein — —
Und bleiben!

Romankapitel „Der Uralische Krieg“

Von Alfred Döblin

Der östliche Menschheitskreis lag stumm auf dem uralten Riesenkontinent. Die dunklen Massen Asiens hatten die Maschinen wie etwas Fremdes empfangen; sie liefen wie eine Raupe über sie. Sie ließen die feinen Apparate, die schweren dumpfen Eisenwesen auf ihrer Erde stehen, die Eisenwesen griffen ihr Herz nicht an. Immer waren aber von den vielen hundert Millionen Menschen Scharen im Westen, sogen mißtrauisch aufmerksam die fremden Kenntnisse ein. Sogar in der Zeit der strengsten Herrengeschlechter nahm eine ausgewählte Schar der Asiaten an den verbotenen Studien teil, wurde in den Besitz der Materialien und Modelle gesetzt. Dies duldete England, weil es friedlich war und die Asiaten sich verbinden wollte. In Asien welkten und blühten Rassen; kaum, daß die Westler Kenntnis von ihrem Ergehen hatten. Bombay, Kalkutta hatten ihr europäisches Gesicht abgelegt. In China waren große neu entstandene europäische Städte von dem östlichen Ansturm weggefegt worden; Einheimische hausten und handelten in den Ruinen und Gewölben der Europäer. Es war nicht möglich gewesen, den gelben und braunen Millionen westliche Bedürfnisse einzuimpfen; sie hatten Gewehre und Waffen nur genommen, um die Fremden zu vertreiben. Langsame seltene Berührungen, zögernde Verhandlungen fanden allein mit dem immer besorgten London statt. Als in Bombay, Lhassa, Peking, Tokio, Kasan, Tobolsk die nach London entsandte Kommission erschien, war man auf alles gerüstet. In den westlichen Kapitalen war die Bewaffnung der Asiaten bekannt, aber man glaubte sich voraus. Es gab schließlich keine Bedenken. Man mußte losbrechen.

Die Apparate hatten sich in den vergangenen Jahrhunderten völlig verändert. Aus Maschinen, in Hallen durcheinander gestreut, waren Maschinenblöcke, Maschinenhäuser, Kolosse und Pyramiden von Anordnung Maschinenorganismen geworden. Große Menschenmassen hatten sie auftürmen und bedienen müssen. Die Energiewirtschaft hatte zur Verkuppelung der Kraftwerke untereinander geführt; der Aktionsradius für die erzeugten und transformierten Energien war ins Riesige gewachsen, die Energien wurden an wenigen Punkten gespeichert. Neben den Krafterzeugungsblock traten die Kolosse mit Sondermaschinen, für einzelne Landstriche und ihre Bedürfnisse arbeitend, und im ganzen Land waren keine vereinzelten Maschinen. Dies war die Zeit, wo die Sonderung unter den Stadtlandschaften sich unwiderstehlich durchsetzte, die Glasstädte, Lichtstädte, Nahrungsstädte, Kleidungsstädte entstanden. Der westliche Völkerkreis wuchs rapide zusammen. In den Versuchsstädten und abseits von den Sonderstädten begannen sich die Erfindungen zu häufen. Die erdumspannenden Konzerne, kraftstrotzend, trieben zu neuer Arbeit. Da stürzten in wenigen Jahrzehnten die Blöcke und Pyramiden der Maschinen zusammen. Neue Naturkräfte, gasförmige, strahlende, schon vor einem Jahrhundert aufgespürt, waren gefaßt, in Apparate gespannt worden. Die polternden Kolosse wurden durch Liliputapparate beschämt. Jahrzehnte, Jahrhunderte von Kraft wurden wehrlos, gelähmt von dem Blick dieser Minuten. Man legte die großen Maschinenstädte nieder. Landstriche verödeten. Frische Menschenmassen, von der Arbeit losgelassen, wanderten unter die Müßiggänger. Unscheinbar standen in geschützten Gewölben die feinen zierlichen Apparate, in denen die Naturkräfte gefangen waren, wie Gespenster in der Flasche. Das Herz stand den ersten Menschen still, als sie die Apparate sahen. Sie gewöhnten sich an sie; lebten unter ihrer Obhut, bequem, kaum dankbar, wie Kinder einer reichen Familie.

Diese wunderbaren, streng behüteten Apparate, die Kraft, der Stolz, das Geheimnis der westlichen Herrengeschlechter, waren im Besitz des Abendlandes wie der Asiaten. Wenig Menschen brauchten sie zu bedienen.

Im Westen flog ein Rausch über die wimmelnden Menschenmassen, als man ihnen Kenntnis gab von den Dingen, die sich vorbereiteten. Schlagartig sank die tiefe zweifelnde Unruhe hin. Als hätte man einem schlaffen Körper Äther und Kampfer eingespritzt, fuhr alles zusammen.

Die Asiaten riefen ihre Völker auf. Zeigten ihnen die Macht der Weißen. „Sie kommen mit den Maschinen. Sollen wir uns wehren? Uns unterwerfen?“ Man kannte die Antwort voraus. Die Inder wußten, wie man Elefanten zähmt, Flüsse überschreitet, betet; die Chinesen, wie man Felder bestellt, Schiffe zieht, handelt; die sibirischen Steppenvölker konnten melken, jagen. Sie dachten, ihren Zauber gegen die

Europäer aufzubieten. Da fuhren Luftschiffe von Süden und Osten her über ihnen und alle fuhren nach Norden und Westen. Wie sich die Schiffe, bei deren Anblick ihr Herz erstarrte, tiefer senkten, winkten ihnen Indier und Chinesen zu, die Blüte ihrer Länder, feine junge Männer, die lachten: „Wir fahren ihnen entgegen nach Westen und Norden." Die Sibirier grinsten. Die Mongolen kollerten ihr Lachen, hoben ihre Kinder hoch. Millionen Zauberformeln gingen hinter den Kämpfern.

Es war ein Kampf, der von London mit tiefer Apathie begonnen wurde. Wechselnd zwischen Verzweiflung und Resignation stimmte London dem Beginn des Krieges zu. Es gab keinen anderen Weg. Man konnte zusehen, was sich bei dem Ringen entwickeln würde. Vielleicht half man sich über Jahrzehnte weg, vielleicht ließ sich noch ein Jahrhundert plänkeln. Aber im Grunde hatten sie erkannt, daß die Maschine der Tod des westlichen Völkerkreises war. Sie hatten in London die Entwicklung begrüßt, die zur Unterdrückung vieler Formen von Erfindungen führte und sich selbst behauptende Stadtschaften schuf. Aber sie sahen das Aussichtslose, Vorläufige dieser Versuche. Die Maschine war nicht aufzuhalten, das westliche Gehirn nicht umzustellen. Als Leuchtmar, Rallignon und ihre kontinentalen Freunde in London erschienen, staunten die Engländer, strichen ihre schwarzen dünnen Bärte. Diese waren unbelehrbar, Kinder. Sie freuten sich an ihnen. Die Männer und diese wilde kraftvolle Wieschinska wollten zweifellos Krieg; sie wollten einen Krieg veranstalten für ihre Massen. Die alten Herrengeschlechter waren doch klüger. Sie hätten vielleicht in diesem Augenblick alle Waffen und Apparate eingezogen, deren sie habhaft werden konnten; hätten hunderttausend Menschen, vielleicht Millionen um sich massakriert. Diese hier aber hatten sich mit den Massen verbrüdert, es gab kaum mehr eine Grenze zwischen ihnen und dem Volk. Sie dachten nicht daran, es sich leicht zu machen, den Krieg vom ruhigen Sitz aus zu führen; zu Hause bleiben und alles erledigen. Sie ließen sich erregen, jagen. Ja, die Buben und Puppen dachten geheim daran, gegen sie, die Engländer, das große weise Mutterreich zu kämpfen. Vielleicht mit den Parolen der alten Geschichtsbücher: Freiheit, Unabhängigkeit. Die Kontinentalen waren dumme Eintagsmenschen. Man mußte mit ihnen den törichten Weg gehen, den sie angaben: kämpfen. Es war vielleicht ermunternd. Diese Kontinentalen hatten noch den Glauben an die Apparate, einen lächerlichen Glauben an die abscheulichen Instrumente, die man versenken sollte.

Leuchtmar, Rallignon, Gru, die Wieschinska, Azagga, Dongod Dulu setzten nach dem Kontinent über. Der westliche Völkerkreis wollte seine Mächte erweisen. Die östliche Erdhälfte war zu bezwingen. Man konnte nicht Feuer nach den Gestirnen werfen, wenn man nicht einmal den Erdball bezwungen hatte und einige Hundert Meilen hinter der Weichsel eine fremde, ablehnende Welt lag. Es war ein neuer Impuls, der in die tändelnden schwelenden Massen fuhr: das Bild einer riesigen Fläche, maßlos hoher Gebirge, wimmelnder exotischer Landschaften und Städte. Über diese sollten sie fallen, in die sich mischen und einschwemmen. Es sollte geschehen. Sie hatten die Apparate. Jetzt sollte dies geschehen. Man hörte von der ungeheuren, noch unausgeschöpften Kraft der Apparate. Mit anderer Seele als vorher wurden die Fahnen mit Feuer und Gestirnen über die Landschaften der westlichen Kontinente getragen. Fiebernde Kraft heizte die Herzen, machte die Muskeln steif. Man hielt die Fahne; sie warf alle zu einem Willen zusammen.

Die Stadtlandschaften bewegten sich. Scharen über Scharen von Männern und Frauen begehrten Einstellung zum Kampf. Die englische Oberleitung, örtliche Führer waren verlegen. Sie konnten sich nicht verheimlichen, daß man die Massen nicht brauchte. Mit einigen zehntausend Menschen, sachgeübten, war der Krieg zu führen. Die Überlegung riet, viele heranzuziehen, zum Beschäftigen und Vernichten. So wurde in allen Ländern von der Führung eine Stelle abgezweigt, die sich mit dem Erdenken sinnloser Arbeit für die Soldaten befaßte, die Stelle B, wie sie London im Unterschied zu der wirklich kriegführenden Stelle A nannte. Die Stelle B wurde rasch in allen Landschaften mit den klügsten politischen Köpfen besetzt, die mit den Technikern und militärischen Fachleuten in einem losen Zusammenhang standen. Der Andrang zu dem Scheinheere B war in den westlichen Kontinenten so stark, daß die anfänglichen Pläne der Leitung nicht ausreichten. Sie betrafen im wesentlichen Kriegsdienste nach früherer Methode; man stellte Kanonen her, ließ Verteidigungslinien aufwerfen, befestigen. Man baute auf den Festungswerken Apparate auf, von denen man den Kämpfern Wunder versprach, an denen sie üben mußten; es waren alte, gefährliche Modelle. London ging weiter, im Sinn seiner früheren Überlegungen. Seine B-Leitung führte große Menschenmassen, starke Regimenter von begeisterten

Kunst und Kunstgewerbe in Finnland

Von Karl Meißner

Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es eine finnische Malerei, die völkische Eigenart mit reifem Können so ausspricht, daß wir sie unmittelbar und ohne historische Einstellung genießen können. Und erst seit einigen Jahrzehnten haben auf diesem jungen Boden gewachsene starke Persönlichkeiten im Bilde der europäischen Kunst ihre eigene Farbe.

Das war in der Dichtung anders. Das finnische Nationalepos „Kalevala", dessen Runen etwa gleichzeitig mit unserem Nibelungenliede entstanden sind, und das, als Elias Lönnrot es in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts neu entdeckt und zusammengearbeitet hatte, den Hauptanstoß zum Entstehen eines starken finnischen Nationalbewußtseins gab, gehört kraft seiner tiefen völkischen Eigenart und seiner dichterischen Höhe zur Weltliteratur. Und als seine Wiedererweckung sich auszuwirken begann, hatte Finnland in Johann Ludwig Runeberg, der zwar noch schwedisch schrieb, aber ganz in Finnland wurzelte und ihm in „Fähnrich Stahls Erzählungen" mit frührealistischer kraftvoller Verspoesie seinen heldischen Endkampf gegen Rußland gestaltete, einen Nationaldichter.

Die Malerei aber blieb durch die Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit ein klimatisch angepaßter Ableger der europäischen, vor allem der schwedischen Malerei, der nur manchmal eigenartig krause Ranken trieb. Das Wort „Ranken" spricht hier von der Sache, denn in manchen alten Kirchen überblüht eine Frucht- und Blumenornamentik die Wände mit leidenschaftlich erfinderischer Üppigkeit, die unschwedisch, die finnisch ist. Die Menschengestalt auf Wandbildern von vier Linien begrenzt, Altarbilder und profane Malerei kommen erst im Jahrhundert nach der Reformation zu allgemeiner Geltung. Die Finnen, die als Heiden einen Geist- und Geisterglauben ohne Bilderverehrung gehabt hatten, waren nur äußerlich katholisiert worden. Erst im Protestantismus, dem sie noch heute zu 98 v. H. anhängen, fanden sie ihre Volksreligion. In der neuen protestantischen Kirche aber war die Malerei nicht sehr wichtig. So müssen die starken finnischen Talente wie Elias Brenner außer Landes Brot und Ruhm suchen, und die als „Konterfeier" und Kirchenmaler ins Land kommen, sind Talente zweiter Ordnung. Wesentliche Künstler aus eigenem Blut, die innerhalb Finnlands Bedeutung gewinnen, gibt es erst im 18. Jahrhundert, und von ihnen überragt nur einer, der Kirchenmaler Mikkael Toppelius. Was im Mittelalter zuerst finnisch wirkte, was in der österbottnischen Bauern-



Gestaltenreihe aus dem Giebeldreieck des Ständehauses zu Helsingfors. Bildwerk von L. E. Wickström



Aussicht in Hammonlaks bei Kuopio. Gemälde von Ferdinand von Wright

kunst des 17. Jahrhunderts sich fortgesetzt hatte: „In ihm tobt sich noch ein letztes Mal jenes dekorative Bedürfnis aus, das keine unbemalten Flächen duldet.“ So sagt Johannes Öhquist, jetzt Attaché der finnischen Gesandtschaft in Berlin, in seiner vortrefflichen, leider nur finnisch erschienenen „Geschichte der bildenden Kunst Finnlands“. Diese Schmucklust, der Rokokozeitstil, sein heiteres, an schalkhafter Lebendigkeit reiches Temperament, seine warme, wirklichkeitserfüllte Phantasie, sein sicherer Sinn für holde Farbharmonien ergibt einen hellen, herzlichen Zusammenklang. Aber auch ihm fehlte im Lande die



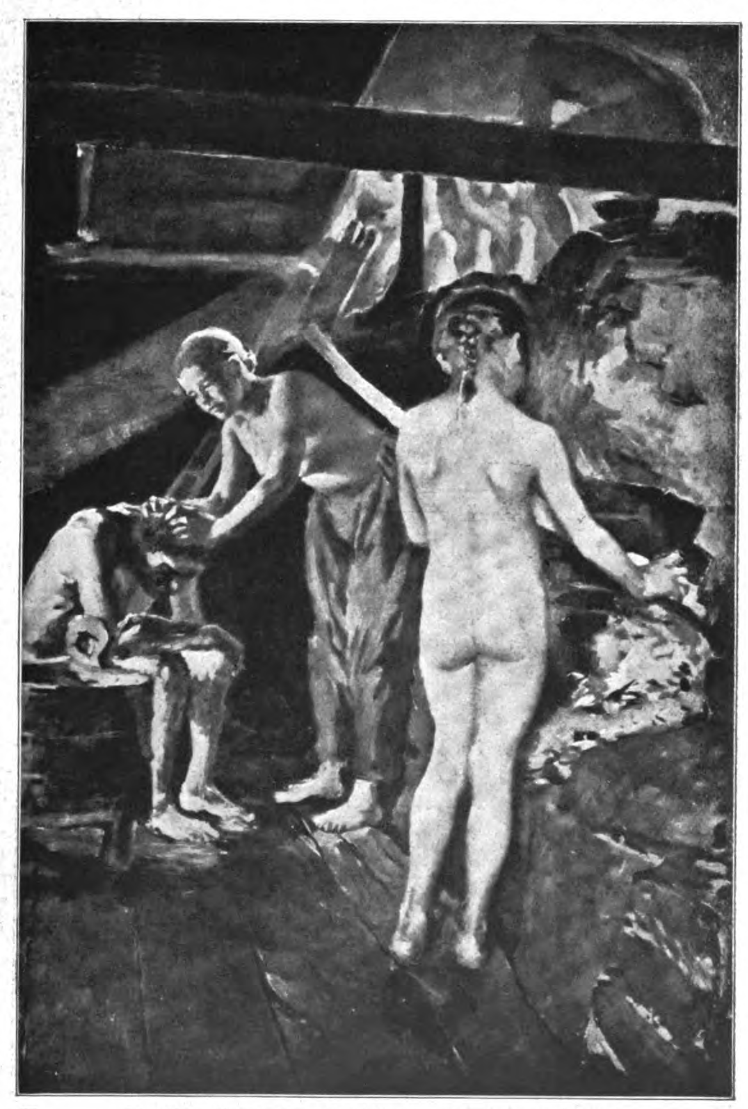
Kindheitserinnerung. Gemälde von Juho Rissanen

Gelegenheit, zu voller technischer Meisterreife zu kommen.

Diese Möglichkeit, endlich um Mitte des 19. Jahrhunderts in Zeichenschulen in Åbo und dann in Helsingfors geschaffen, ist das Hauptverdienst des wackeren Genremalers R. W. Ekman, eines jener lauteren Willensmenschen, deren eigenes künstlerisches Werk vergangen ist, deren praktische Tat weiterwirkt.

Auch was neben ihm stand, wie die Gebrüder Wright, die Landschafts- und Tiermaler, ist Lokalgröße und hat noch keine künstlerische Höhe. Aber wenn sie auch mehr Vedute ist, Heimatliebe spricht aus unserem ersten Bilde, der „Aussicht in Hammonlaks bei Kuopio" doch, das uns mit einem typischen Eindruck mitten in das Land der tausend Seen führt. Versprochene, aber nicht erfüllte Verfassung — der Landtag wurde einfach Jahrzehnte lang nicht einberufen — Zensur und Bevormundung: das waren die ersten Jahrzehnte russischer Herrschaft in Finnland. Durch das kulturelle Mittel, durch Literatur und Kunst erhob und kräftigte sich das Nationalgefühl. Neben die Zeichenschulen trat seit 1846 der finnische Kunstverein, der die Begabten auf Auslandsschulen — zunächst nach Düsseldorf, später nach Paris — schickte, der Ausstellungen machte, Käufer war und seit 1863 in Helsingfors eine Galerie entwickelte, die heute mit über tausend Nummern die Entwicklung der Malerei Finnlands deutlich spiegelt.

Eine große Hoffnung, der Landschaftsmaler Werner Holmberg, ein wirklicher Maler, kein Abschilderer, Szenenarrangeur oder Erzähler, starb 1860 dreißigjährig nach nur sechsjährigem Schaffen. Als er starb, war ein Knabe sechs Jahre alt, dem es in seinem auch nur 51 Jahre langen Leben gegeben sein sollte, die große sichere Brücke zwischen europäischer und finnischer Malerei zu schlagen.



Finnische Badestube. Gemälde von Axel Gallén-Kallela

Zu dieser Mittlerrolle hatten Natur und Umwelt Albert Edelfeldt reich ausgestattet. In Südfinnland bei Borgå aufgewachsen, in einer Gegend zwischen See und Seen, deren kraftvolle Küstenbevölkerung ihn im Volk tief verwurzelte, deren alte schwedische Herrensitze ihm aus Barock-, Rokoko- und Empiretagen die edle Sitte verfeinerter Kultur zutrugen, in einer Umwelt, die gesättigt

war von geschichtlichen Erinnerungen und in der vaterlandstolzen Luft, welche die Dichtung Runebergs, der in Borgå lebte, verbreitete, konnte diese warmherzige und vornehme Jünglingsseele schon früh alles aufsaugen, was seinem Schaffen den Grundcharakter gab. Das Sonnige seiner Natur kam aus einem hellen schwedischen Elternhaus und aus seiner für Finnlands Geschichte glücklichsten Zeit seiner Jugend, da mit Alexanders II. Thronbesteigung auch für Finnland die lange gehemmte freie Entwicklung gekommen schien. Diese glückbeschenkte Siegernatur kommt, ein Zwanzigjähriger, über Antwerpen nach Paris, um die große Historie zu studieren. Und der Vierundzwanzigjährige malt eins der wenigen historischen Bilder, die noch heute ganz lebendig sind: „Herzog Karl die Leiche Klas Flämings verhöhnend." Dann aber führt ihn Bastien Lepage an die frischen und doch schon gereinigten Quellen der malerischen Zeitströmung. Und nun leuchtet „die helle blonde frische Farbe" der freilichtgesättigten neuen Sehweise aus seinen Bildern. Aber auch hier — und darum stand ihm der stets kultiviert geschmackssichere Bastien Lepage so nah — hält er Maß und wird nicht extremer Revolutionär, verliert nichts von dem, was er „bei der Seele" hat, um reiner Maler der Dinge im Licht zu werden. Die Historie ruht, aber er malt nun die Lebensgeschichte seines Volkes. Sein erstes großes Freilichtbild, „Gottesdienst in den Schären", ist wohl sein berühmtestes Werk. Es gibt nicht nur Gestalten im freien Sonnenlicht, sondern andachtsergriffene Menschen, die vor Meer und Himmel, vor stillem Meer und hellem Himmel Gottes Wort vernehmen. Edelfeldts Bild (auf Seite 381): „Frau mit Korb" von 1882 ist wohl mehr (aber nicht ganz) wegen Licht, Luft und Farbe gemalt. Die rot gestrichene Pörte (Hütte) im Hintergrund verrät den Volksboden, aus dem ihm die Kraft zuwuchs.

Es folgen nun Jahre glänzender Malerei im Auslande und zum Teil auch aus französischer Stoffwelt, deren Eleganz seelisch nicht immer tief gründet. Aber sein allem Guten offener Sinn findet neue Wege zur Verinnerlichung. Um die Wende der neunziger Jahre kommt Edelfeldt durch den Einfluß englischer Präraffaeliten zu religiöser Kunst. Vor allem aber gibt ihm die nun politisch schwer bedrohte Heimat wieder von tiefem Leben gesättigte Bilder. Er illustriert Runebergs Heldenlied „Fähnrich Stahls Erzählungen" und beschließt sein reiches Werk mit dem Wandbild in der Helsingforser Universitäts-Aula, auf dem Per Brahe, der schwedische Kulturbringer Finnlands, durch Licht und Sonne zur Domkirche in Åbo zieht, beschließt es, wie er es begann, als Geschichtsschreiber seines Volkes. Albert Edelfeldt hat die europäische Malerei in Finnland und Finnland in die europäische Malerei eingeführt. Ein Europäer der Kultur, ein Schwede der Sprache, ein Finnländer dem Herzen nach und ein Mensch umstrahlt von Glanz, Glück und Güte, war er nicht nur der Mittler zur europäischen Kunst, sondern auch ein Verbindender innerhalb des schwedischen und finnischen Volksteils. In der Liebe und Verehrung für ihn fand sich die ganze Nation.

Es ist tief bezeichnend, daß Edelfeldt auf der Höhe seines Schaffens die Schöpfung Runebergs, die den letzten Heldenkampf Finnlands zur Schwedenzeit besingt, in Bild und Bildblatt gestaltet, und daß Axel Gallén-Kallela die beiden größten Dichtungen des finnischen Volkes, das Kalevala und Aleksis Kivis „Die sieben Brüder", den wohl besten Bauernroman, den ein Volk besitzt, aus der Dichtung ins Augensichtbare übertragen hat. Auch Axel Gallén-Kallela hat einen Bruchteil schwedischen Blutes, auch er hat die europäische Malschule durchlaufen und Europas Kunstwandlungen in sich durchlebt, aber er wurzelt nicht nur mit der Neigung des Herzens, sondern mit allen seinen Sinnen und der tiefen Eigenart seines Geistes im finnischen Volkswesen.

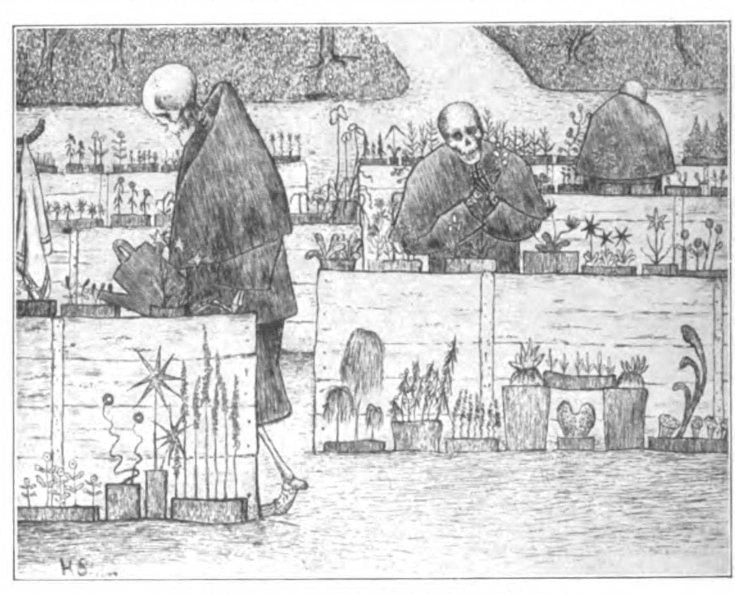


Der Genesende. Gemälde von Helene Schjerfbeck



Alter finnischer Teppich von 1804. (Mit Erlaubnis der Galerie Hörhammer, Helsingfors)

Es war mir, als ich zum letztenmal in Helsingfors war, beschieden, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen Finnlands größten Maler und Finnlands größten Baukünstler kennen zu lernen und dabei an zwei großen Beispielen zu spüren, wie verschiedene Wesensart der Künstlermensch umfaßt. Eliell Saarinen still, ernst, gesammelt. Unter dem Eindruck seines Wesens fiel mir Oraniens Wort ein: „Ich stehe immer wie über einem Schachbrette.“ Rechnend, abwägend, mit jedem Zug dem Ziel, der Vollendung des Werkes näher kommend. — Axel Gallén leuchtend, sprühend von Temperament, stürmisch im Ausdruck wechselnden Gefühls, nun weltmännisch spielend mit dem fieberhaft



Gärtner Tod. Zeichnung von Hugo Simberg

gefühlten Reiz der Dinge, nun dämonisch eingesenkt in den immer neu umgewühlten Grund, aus dem sein Großes emporwächst.

Johannes Öhquist sagt von Axel Gallén: „Es ist etwas mit Strindberg Verwandtes in der Erscheinung Galléns: eine Mystik und ein Aberglaube nicht aus Unwissenheit, sondern aus Überwissen, aus Instinkt und visionärer Kraft. Ein solcher Geist muß sich in der sozialen Welt des modernen Getriebes als Fremdling fühlen. Seine Heimat ist draußen in den Tiefen des finnischen Urwaldes, wo der einsame Bewohner des primitiven Katens alles aus sich selber schöpft, was er zur Notdurft des Lebens bedarf, wo der scheu verehrte Zauberer mit selbstgebrauten Salben Krankheiten heilt und Feinde verdirbt, wo der eisbärtige Stammhalter, der nie eine Lokomotive pfeifen gehört, über Fragen des Menschenlebens vielleicht mit tieferer Einsicht urteilt, als es auf den Kanzeln und Kathedern diesseits der Waldgrenze geschieht.“

Axel Gallén, 1865 in Björneborg geboren, entstammt dem Bauerngeschlecht der Kallela, das durch Generationen hindurch in Mittelfinnland saß, und ist also mindestens durch Frauenblut Finne. Erst sein Vater zog zur Stadt und nahm den in Kallela finnisierten Namen der schwedischen Vorväter: Gallén wieder an. Axel Gallén geht zunächst des Vaters Weg weiter hinein in die Welt und bemächtigt sich seines Handwerks bis zur technischen Meisterreife. In allen Zweigen: nicht nur als Maler, auch als Graphiker und als Kunstgewerbler, vom Kirchenfenster bis zum Hausrat, ja zum Bauwerk selbst.

In der französischen Schule beginnt er an naturalistischen Stoffen sein Können zu proben. Die folgende symbolistische Zeitwelle lockert schon mehr vom Grund seines Wesens. Aber als er dann Bilder malt, in welche die Lust am „épater le bourgeois“ mit hineinspielt, verläßt ihn das bisher willige Gefolge von Publikum und Kritik. „Es ward ihm zum Heil, es riß ihn nach oben!“ Eine volle Tagesbahnfahrt nördlich von Helsingfors baut er sich im Urwald zwischen den Seen eine Riesenhütte. Sieben Jahre lebte er hier, verlernt die „verruchte Geschicklichkeit“, die ihn mit Virtuosentum bedrohte, verwurzelt sich unlösbar im heimischen Urgrund, ringt mit sich wie Abraham mit dem Engel und findet allmählich fern allen Zeitstilübungen seinen eigenen großen Stil. Nun hält er sich für reif, die Träume und tastenden Versuche seiner Jugend, die schon immer dem Kalevala galten, zu erfüllen.

Unsere Gallénbilder ergänzen heute nur, was die Monatshefte August 1918 brachten, freilich mit sehr wesentlichen Stücken. „Sampos Verteidigung“, das Bild, das ich damals an die Spitze stellte, ist Galléns erster künstlerischer Gipfel. Gültige Sicherheit im Schauen und glaubhaften Gestalten auch des Unwirklichen — Louhis und ihrer schlimmen Schar — hat er hier zuerst. Gleiche Strenge der vereinfachten Farbe und der wie geronnenen Linie herrscht auch auf dem „Brudermörder“ und auf „Jukahainens Rache“. Der seelische Ausdruck der Gewissensqual im Brudermörder und der mütterlichen Trostgebärde ist so



Alter finnischer Wandteppich. (Mit Erlaubnis der Galerie Hörhammer, Helsingfors)



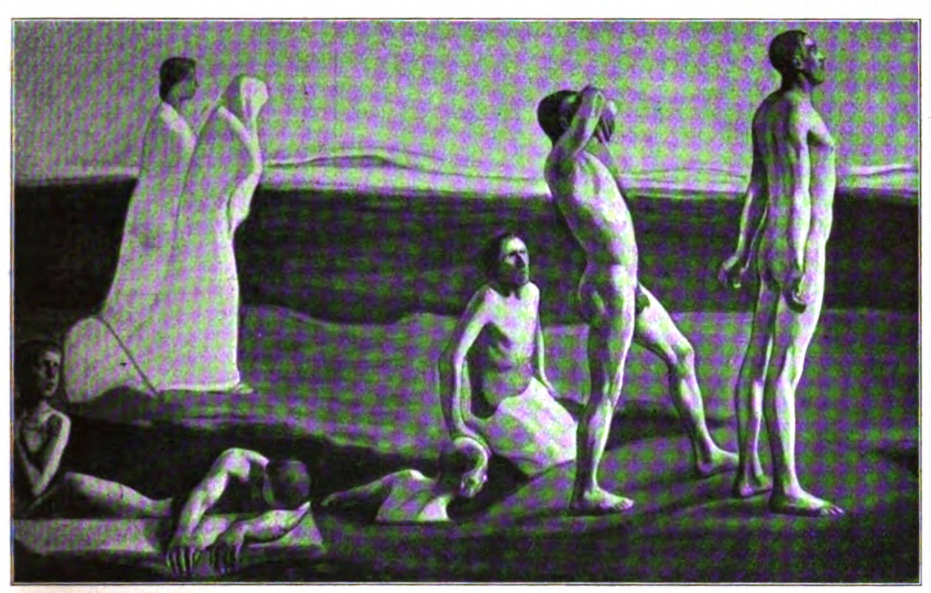
Alter finnischer Wandteppich von 1811
(Mit Erlaubnis der Galerie Hörhammer, Helsingfors)

großlinig zusammengerafft, daß auch ein Teppich seine Wirkung vollkommen ausspräche. Und in Jukahainens Rache ist sogar die Landschaft wie leer und verödet von Haß und Neid des Wütenden.

In sicherem Besitz seiner neuen Ausdrucksgewalt, aber zugleich im ständigen Suchen und Tasten „unbefriedigt jeden Augenblick" wagt Gallén in späteren Kalevalabildern wieder eine durchgebildete Fülle von Einzelheiten. Wohl nur so war die werklaute Urwaldsstille in „Ilmarinen schmiedet Sampo" (die Zaubermühle, die Finnlands Glück bringt) mit ganzer Eindrucksstärke zu geben.

Das gewaltigste der späteren Kalevalabilder aber ist „Der rasende Kullervo" — übrigens der einzige soziale Empörer, den ein Nationalepos kennt — der sich wütend im Schwur — wie alles um ihn — steil emporreckt. Ein farbleuchtendes Freilichtbild im hellsten Sommerfrieden — durchgellt vom Schrei wahnsinniger Leidenschaft. Ganz anders ist die Stimmung der schattenlosen Mittsommernacht im Hirtenknaben am Pannajärvi. Der Ton, der dort dem Horn entströmt, gibt den der Landschaft eigenen dumpfstillen, klagenden Klang.

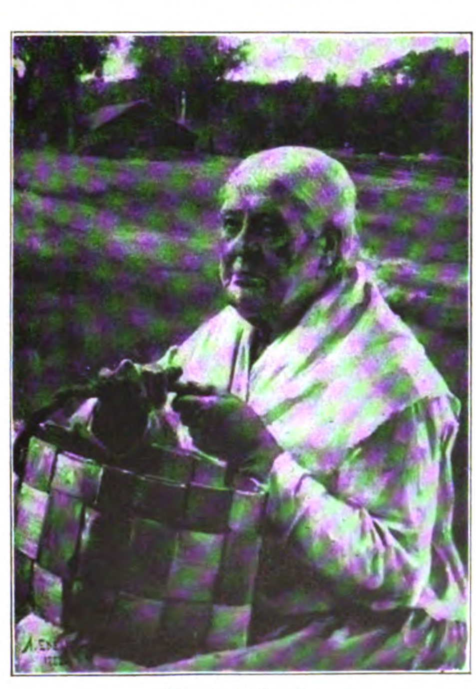
Auch von dem Besten, was Gallén dann



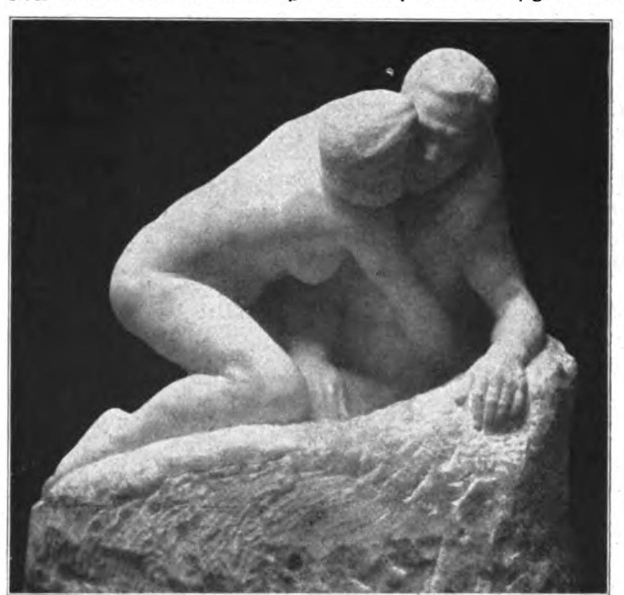
Auferstehung. Ausschnitt aus einem Gemälde von K. M. Enkell

als stilgroßer Freskomaler, als in Seelen eindringender Porträtist und als humorerfüllter Illustrator von Aleksis Kivis „Sieben Brüdern" schuf, gilt dies: Nur wo eine große Malerpersönlichkeit aus den Tiefen ihres Volkstums schöpft, wird Kunst, die uns alle angeht.

Ist durch Edelfeldt die schwedische Geschichte Finnlands, durch Axel Gallén die Kalevala und Kivi zu auf der Fläche sicht-



Frau mit Korb
Gemälde von Albert Edelfeldt



Ein Menschenpaar. Bildwerk von Victor Malmberg

barem Leben erwacht, so ist es, als gewänne die reiche Sammlung finnischer Volkslyrik, der „Kanteletar“, wenn er ihn auch nirgends unmittelbar illustriert, in dem dritten großen Maler Finnlands, in Eero Järnefelt im Bilde Gestalt. Eine lebenswache Lyrik, innig und gesund, singt mit vollendeter künstlerischer Schule und zugleich schlichtester Natürlichkeit aus seinen herzwarmen Bildern. Raummangel ermöglicht es leider nicht, auch diesmal wieder Proben seiner Kunst zu geben; ich muß auf die vier Bilder zu meinem Aufsatz im Augustheft 1918 hinweisen, die uns einen Blick in Herz und Seele finnischer Landschaft tun ließen: ein Heimatsliebe-Lied voll epischer Größe!

Wenigstens mit einem Werk hat sich K. M. Enkell, der sich in Kirchenfresken bewährte, noch in die Reihe der Großen gestellt: Mit seinem Auferstehungsbilde, aus dem wir einen Ausschnitt bringen und das Sonnenaufgangs-Stimmung über kahlweitem Meer und Land mit dem neuem Menschentag zu einer Gesamtstimmung von feierlicher Gewalt und echter Erhabenheit vermählt.

Die Großen stehen nicht allein. Da war der ältere Gunnar Berndtson, der mit Meissonier verwandtem Pinsel ganz sachlich Fischerleben malte. Da ist Pekka Halonen, der die Hauptarbeit des finnischen Bauern, die Waldarbeit, mit einer eigentümlichen, werkstillen Ergebenheit — an Puvis de Chavannes erinnernd — darstellt. Da ist der ein Jahrzehnt jüngere Juho Rissanen, der wenigstens in den Anfängen seiner künstlerischen Laufbahn ein so ganz wirkliches und doch eigentümlich traumhaft wirkendes Werk wie das Bild mit der Tragbahre des verunglückten Mannes aus Jugendeindrücken gestaltet. — Da lebt in Hugo Simberg, der Enkells Mitarbeiter bei der Ausschmückung der Johanneskirche in Tammerfors war, ein philosophisch beschaulicher Idylliker,



Jukahainens Rache. (Aus den Bildern zu den Kalevala-Runen)
Gemälde von Axel Gallén-Kallela



Ilmarinen schmiedet Sampo
(Aus den Bildern zu den Kalevala-Runen)
Gemälde von Axel Gallén-Kallela

dessen Radierung uus den Gärtner Tod still am Werk zeigt.

Da sind ernsthaft schaffende Frauentalente wie Venny Soldan-Brofeldt, die aus der religiösen Sphäre des Sektenwesens ein soziologisch und psychologisch so wesentliches Bild wie „die Erweckten" zum guten Kunstwerk zu formen vermag. Da ist Helene Schjerfbeck, deren „Genesender" neben ein wenig Sentimentalität so lieb durchströmt ist von herzlich mütterlichem Frauengefühl.

Da wäre noch eine ganze Reihe Namen zu nennen, die den Eindruck eines zu selbständigem Maler-Schaffen herangereiften Volkes bestätigen.

⌘ ⌘ ⌘

Von der Plastik nordischer Völker reden ist immer ein wenig Verlegenheit. Weder England, noch Schweden, noch Finnland hat einen Bildhauer hervorgebracht vom Range ihrer großen Maltalente, und der eine Norweger Stefan Sinding bestätigt eigentlich nur die Regel. Da wirkt wohl das Klima, das meist dicke, die Naturformen verhüllende Bekleidung bedingt, und der Himmelsstrich, der mit Nebel und langen, dunklen Zeiten die süße Gewohnheit südlicher Gegenden, den Menschenleib hüllenlos oder doch mit deutlicher Silhouette in klarer Sonne zu schauen, nicht den kurzen Sommer überdauern läßt. Es ist wohl ferner der stärkere Drang nordischer Kunst nach dem Ausdruck seelischer Dinge, welcher dem Wesen der Plastik, die stärker als die Malerei auf reine Wirkung der Form gestellt ist, widerstreitet. Auch Finnland sprengte nicht diese Regel.

Wir zeigen in Wikströms Gestaltenreihe aus dem Giebeldreieck des Ständehauses zu Helsingfors ein Werk jener sympathischen, dramatisch bewegten Klassik, das ein wenig pathetisch warme Vaterlandsliebe ausspricht. Wir sehen den liebenswürdig feinen Viktor Malmberg Innigkeit in einem Menschenpaar ausprägen. Und es genügt zu wissen, daß neben ihnen andere standen und stehen, die anderes und vielleicht mehr konnten.

Das Kunstgewerbe Finnlands kann in dieser knappen Übersicht nur durch die farbenfrohen Proben alter handgeknüpfter Teppiche zum Ausdruck kommen. Es genügt zu wissen, daß auch die neueren Entwicklungsfanfaren des Kunstgewerbes, der Malerei und der Plastik Futurismus und Expressionismus in Finnland Widerhall und Gefolgschaft fanden. Und sicher ist Bemerkenswertes darunter. Aber ebenso sicher ist Axel Gallén, der Siebenundfünfzigjährige, heute noch Finnlands größter Maler. Denn nur wer im Tiefsten aus Eigenem leben kann, gilt der Welt! Und daß Axel Gallén heute dabei ist, nach seiner großen Gemäldereihe das Kalevala in Zeichnungen nachzugestalten, ist das kommende Erlebnis der Kunst Finnlands.



Die Erweckten. Gemälde von Venny Soldan-Brofeldt

Männern und Frauen auf den wirklichen Kriegsschauplatz, der die russische Tiefebene war; sie hatten furchtbare vergebliche Arbeit zu leisten.

Die Asiaten gaben nicht die russische Tiefebene frei. In drei Staffeln rückten die Westländer vor, überflogen, überrannten auf Brücken und Schienen, die sie in wenigen Tagen vor sich auswarfen, aus Polen, Rumänien, Galizien dringend, Witebsk, Mohilew, Poltawa, Cherson. Der Dnjepr und seine Sümpfe lagen hinter ihnen. Die Städte dieses Abschnittes waren ihnen nicht fremd. Manche Orte hatten die wesentlichen Entdeckungen angenommen, die Bauern den Stoffen Mekis gewichen, unentwickelte Herrschaften in den Städten, alte Angst und Aberglaube in den Gemütern, schon die Waffen streckend vor den Werken der Westler. Dichter wurde vor ihnen, unter ihnen das Maschennetz der Dörfer, Gehöfte, verstreuten Siedlungen. Jenseits Jaroslaw, Wladimir, Woronez, Charkow näherten sie sich den Flußläufen, die die große Wolga aufnahm, dem Jergenihügel, dem breiten Bergufer der Wolga selbst. Im Norden stießen sie auf Wjätka und Wologda zu. Da verbrannten, stürzten die ersten Fliegerreihen ab, stürzten im Flug aus dem weißen Himmel auf die stille Ackererde ab. Neue rückten nach; stürzten ab. Durchschritten nicht eine unsichtbar vor ihnen aufgerichtete Barriere. Als Erkundungstechniker nachfolgten, stellten sie die anfließenden Wellen fest, die die Motore in Unordnung brachten. Und wie sie noch nach der Art der Wellen, dem Ausgangsort, ihrer Formel, forschten, fuhr am Boden gegen sie das Ungetüm aufgewühlter Menschenmassen an. Auf Pferden, Wagen, Karren, die Flüsse herunterschleifend auf Schiffen, Booten, Kähnen, rollten, strömten von Osten nach Westen, spülten, drangen, quollen von Norden nach Süden Menschen- und Tierleiber her. Bestürzte, klagende, verwirrte Menschen, Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Rinder, Schweine, die sie trieben, Hühner, die getragen, gejagt wurden. Jammernde schreiende zerlumpte nackte Einzelläufer. Große, stumme, drängende Horden, Dorfgemeinschaften, die sich nicht fragen ließen. Betäubt, die Gesichter, Decken, Kleider schmierig, übernächtig schleppten sie sich vorwärts. Konnten nicht acht haben auf die sterbenden Säuglinge: Das warf sich mit ihnen am Boden hin, weinte, zerkratzte sich die Stirn und Backen, ließ das Tote mit Erde bestreut liegen, konnte es nicht begraben in dem nassen Boden, rannte traumhaft gestoßen weiter. Das griff, was es hatte und fand, an: Holz, Bretter, warf sich aufs Wasser, schwamm, strampelte, stöhnte, ruderte. Das seufzte, kreischte, waren Weibermassen, löste sich die Haare auf, riß an ihnen, biß an ihnen, blickte rückwärts: die weiten wimmernden Blicke auf den grauen, trüben Himmel, der nichts als Wolken zeigte. Hinter ihnen brannte es. Sie schrien. Sie hatten es nicht brennen sehen, aber aus anderen Dörfern waren Menschen gekommen, von weither hatten sie es gehört. Da gewahrten die Fremden zugleich wogende himmelbedeckende Massen von Vögeln, die lärmend und still in gleichmäßigem Zug oder stiebend von Osten nach Westen, von Norden nach Süden stießen, dichte Ballen von Raben, Heerscharen kleiner Vögel, Bergfinken, Tannenhähern, vorüberrauschend mit Zwitschern, Rufen, Flöten die Nächte erfüllend. Der Boden besät mit abstürzenden erlahmenden kleinen Körpern. Sie rauschten, flirrten, pfiffen, flibberten in großer Höhe. Und das Lebendige der Erde selbst setzte sich mit den Menschen in Bewegung. An den Karren hingen Scharen von Fledermäusen: Griff man sie an, stoben sie hoch, schwirrten mit ausgespannten Armen, setzten sich wieder. Am Boden rieselte es zwischen den Füßen der wandernden Menschen und Tiere. Die schwarzen und grauen Mäuse wimmelten über die Wege, die nassen Äcker. An manchen Flüssen bedeckten sie pfeifend die Oberfläche, kleine, glatte, zuckende Rücken, schlagende, spiralige Schwänze. Sie liefen Felsen hoch, stürzten herunter, rutschten an Rinnen herab, ließen sich an Bäumen herunter. Auf und ab die raschen Schatten der Jarboamäuse. Die Menschen, die durch Wologda und Wjätka drängten, trugen Beile und Messer, blutige Wolfspelze an den Wagen. Während sie vorwärts trieben, liefen die Bären, Füchse, Vielfraße aus den Strichen hinter ihnen. Das zickzackte, huschte, kaperte schwarz, braun, grau in Sätzen über die Wege, legte knurrend sich in den Staub, verendete lechzend, taumelte, wurde erschlagen. Auf kleinen schwimmfreudigen braunen Pferden Kirgisen, bukajewsche Horde von den Salzsümpfen, Gesichter schwarz und stumpf: schnalzten, gaben keine Antwort, peitschten die Pferde.

Als die Weißen nichts sahen, nicht vorwärts kamen, vom Brand gestammelt wurde, neue Dörfer und Siedlungen anschwammen, trieben sie Erkunder durch die schrecklichen Tier- und Menschenscharen, bewaffnet, geschützt, auf Pferden vor. Bevor der nicht zerriebene Rest dieser Posten zurückkehrte, hatte man die Barriere in die Luft gesprengt. In der Luft über der Wolga schwebend, die dunstende Kirgisensteppe, Samara, Perm

überschauend, sahen sie die von Menschen und Tieren wühlende Ebene vor sich, im Rücken der Menschen und Tiere aber den großen und unmeßbar weit nach Norden und Süden sich herumbiegenden Rauch und Flammenwall, der mit sichtbarer Bewegung, langsam und kaum pausierend in kleinen Pulsschlägen hinter ihnen herwanderte. Feuer, Rauch, der den Horizont abschloß, keine Lücke ließ, eine rollende Mauer. Soweit sie konnten, näherten sich die Flieger dem Brand, immer in Furcht, von neuen Strahlen gefaßt zu werden. Sahen zuletzt das Feuer sich von der Erde mit der Erde erheben, aus dem nassen Boden spritzen, Hügel Berghöhen überklimmen, über flaches Land und Gebirge hochrennen. Es hielt vor keinem Flußlauf.

Da warfen die westlichen Menschen sich rückwärts, verließen fliegend und fahrend die Linie der Wolga. Von Cherson bis zur Waldaihöhe im Norden bauten sie sich auf. Sie kannten in dem arbeitenden Heere die Millionen Menschen, die in der reichen, wasserdurchlaufenen, ackerbestandenen Ebene wohnten und die, die jetzt vor der Feuerwand einherliefen. Sie hatten überflogen Mohilew, Smolensk, Tschernikow, Poltawa, Kiew, Jekaterinoslaw, Orel, Kursk, Kaluga, Tula, Twer, Nowgorod, Tambow. Das Feuer wanderte von Osten gegen sie an, vom Uralgebirge stieg es herunter, die Asiaten opferten das Land vor sich, dachten, die Westler würden die Woge der Lebendigen, die sich gegen sie herbewegte, aufnehmen, planten, das Feuer über Europa, zum Balkan, nach Polen, an die Ostsee vorzutreiben. Man mußte eine Grenze ziehen, sich wehren. Und wie am Ural herunter Feuer lief, lief nach fünf Tagen das Feuer ihnen entgegen, von Cherson über Poltawa, Mohilew, Pskow zu den Waldaihöhen.

In die Erde wurden metertiefe Stollen gestoßen, Stollen neben Stollen. Blöcke bohrten sich ein, rissen den Boden auseinander, die Linie vom grünen Ladogasee bis zum Toten Meer. Wie eine große Egge griff es in die Erde und hielt den Kopf gesenkt. Die Blöcke warfen unten Sprengstoffe, Gase, Salze vor sich aus. Blöcke über ihnen durchlockerten die Erde, mischten sie mit Gasen und Salzen, durchdrangen sie mit Hitze. Hochgeschleudert unter Donnerschlag rauchte, blutflammte die Erde, verzehrte sich geifernd in die Luft aufgehoben in einem wirbelnden puffenden Qualm. Lohe, Flammengarben sprangen wie Säulen aus dem bloßgelegten Boden, brannten hinter der qualmenden, niederregnenden Masse weiß und grün steil in Riesenhöhe auf. Flamme neben Flamme wie die Blockzähne der großen Egge, über Wiesen, Ackerboden, zwischen Dörfern, Landstraßen, vom Toten Meer zum Ladogasee, Cherson, Poltawa, Mohilew, Pskow, Waldai, den gleichen wolkenbezogenen Himmel angrellend Tag und Nacht, ihn rüttelnd, erschütternd mit Stößen zu Donner und Widerdonner. Menschen, Häuser, Steine, Hügel, Tiere, Wälder, Wiesen restlos zerklafternd, aufhebend, hochwerfend, verschüttend, Flußtäler zerreißend, ausfüllend. Die Betten der Seen und Ströme sprengte das wandernde, Minute um Minute vorrückende, Qualm und Feuer speiende, regnende, sich in Rauch und Hitze sielende Wesen. In den Sümpfen sprühte es auf, mit dem Moor sprangen die Kreuzkröten, die listigen Salamander in die Höhe. Die Wasserfrösche saßen im Schilf, duckten sich vor dem Rauch, der über die Sumpffläche strich; es klatschte um sie, und wie sie einen Satz nach rückwärts machten, waren sie mit dem Schlamm unter den kolbigen Zehen aufgehoben, um sich gedreht, Giftdunst um sie, trockene heiße Flamme vergasende Erde grün aus dem Moor gegen ihre platzenden Leiber.

Die Egge über Wolhynien und den Bug. Das Landvolk wich nach Süden über Jekaterinoslaw auf das Meer aus, auf die Krim zu. Die Egge stach den Dnjepr an, das mächtige Gewässer stürzte randlos nach Osten und Westen, schwemmte, sprudelte, rauschte über die rauchende, vergiftete, zerschnittene, abgehäutete Erde, die ein brodelnder, verwesender Sumpf geworden war. Ströme, Bäche, Seen, ihrer Umfassungen beraubt, kenterten trübe über den neuen Boden, Lehm und Morast wälzend. Hinter den Eggen liefen die Röhren, die Gasspender, Salzmischer, die Hitzeatmer. Selbsttätig zog das furchtbare schnaubende Bergwerk sie hinter sich, entleerte sich seiner Spannung und Ladung, nahm ruhend unter der bloßen, vibrierenden Luft, von der Erdlast befreit, die in Geheul, Feuer und Rauch verging, die neue Nahrung ein; stemmte, spießte, bohrte sich unter die Erdmassen, die ihm vorlagen, und brach gasend, aschend, heizend, explodierend durch unter Bergen, Baumwurzeln, Stadtfundamenten.

Blauschwarze Schwaden, niedrighängende, zogen nach Polen, Galizien, Rumänien, wo das Laub an den Bäumen schwarz wurde, das Vieh auf den Weiden starb, die Menschen flohen und sich nach Westen wandten. Im leeren Osten schäumte die grüne Flut über der abgetragenen Erde. Unter dem Wasser schütterte, bohrte das Bergwerk fort, riß, riß. In Stößen wallte das nasse, trübe

Element ostwärts. Die Erde in Sprüngen geöffnet, das Wasser stürzte in die Risse, die Flammen brausten; die Nässe klatschend im Schwall dazwischen.

Während vom Ural das Feuer herunterlief, vom hohen nördlichen Töl-pos-is, dem Kamme des Jamentau, Iremal, beschickt von den Gelben, die aus den unendlichen Tannenwaldungen und Klüften des Ostabhanges herstiegen, lagen Gasschiffe, Riesenboote, Luftschiffe über dem Ozean im Westen, aufgebrochen aus England, Irland, dem Golf von Biskaya, von den Kap Verdischen Inseln, der Guineaküste. Sie kreuzten das atlantische Wasser, das karibische Meer, breiteten sich, die Durchfahrt von Panama verlassend, an der weiten Westküste des amerikanischen Kontinents im Süden und Norden aus, um dem asiatischen Angriff von Westen zuvorzukommen. Die amerikanischen Geschwader schlossen sich ihnen an. Unterwasserboote, Gasboote, in breiter Front die plumpen Arbeitsschiffe zwischen sich fassend, von Abwehr- und Kundschafterbooten umschwärmt, durchschnitten das große westliche Gewässer, dröhnten an Hawai, Paumotu, Tubai vorüber, zogen bei Neuseeland die südliche Front ein, verdichteten sich im Norden, von Neu-Guinea bis Kamschatka.

Da waren sie in ein zauberhaftes Meer gestiegen. Erfuhren Beunruhigungen, die sie zuerst auf Fehlleistungen der Schiffe, dann auf Täuschungsmanöver der Kommandanten bezogen. Es begannen Schiffe, Tauchboote wie Überwasserschiffe, ihr Tempo zu ändern, rascher zu fahren, rascher, rasend, die Richtung zu verändern, zu stocken, stillezustehen. Ganz unregelmäßig wiederholte sich das, ereignete sich an verschiedenen Stellen der Riesenfront, die langsam vorrückte, einen Gürtel um den Ostabfall des asiatischen Kontinents legte. Dann fing es mit einem plötzlichen Ruck, dem völligen Stillstand einzelner Schiffe an. Im Wasser hielten Schiffe, wühlten rechts und links mit ihren Schrauben, bäumten sich, kamen nicht vorwärts. Langsam wurden sie frei, freier, brausten los, pirschten auf ihren Gegner, rasten in entfesselter Geschwindigkeit, unter dem Wasser, auf der gischenden Fläche, fühlten plötzlich, daß sie sich nicht halten konnten, daß sie stürzten, die Kraft über sich verloren hatten. Man zog sie, riß sie von vorn. Vorn zog man sie, saugte, saugte sie. Tosend sah man diese Schiffe, wahnsinnig, nicht gebunden an das Wasser, von keinem Motor gejagt, über die Wasserfläche rauchen, holpernd, stolpernd, mit den Seitenflächen ausbiegend und fast kenternd, sich überwerfend, aber schleifend geschleift. Bis sie die weiße und schwarze Masse sahen, auf die sie zuflogen, die sie bannte, die selbst auf sie zuflog. Die weiße und schwarze Bank, durch das gischende Wasser anschießend wie sie, das eiserne Schiff, mit ihnen, Spitze gegen Spitze, zusammenprallend, prasselnd sich mit ihnen vermählend, schmetternd mit ihnen verschnürt, zerfallend, versinkend.

Das Geschwader der Philippinen hatte sich Mindowa genähert. Deutlich näherte sich vom Osten her eine Gruppe flacher feindlicher Schiffe. Die Westlichen hatten im Augenblick die Motore des asiatischen Geschwaders gelähmt; die flachen Schiffe küstennah standen unbewegt wie eine Linie Soldaten. Wie Reiter, stolz aufgebäumt raste das weiße Geschwader gegen sie an, im Keil vorstürmend. Die Wellen, geschlagen, schäumten festlich weiß. Das vorderste Schiff stürzte plötzlich, die Spitze des Keils. Es knickte ein, stand nicht auf, sank wie ins Leere. Nichts war an seiner Wand geschehen. Die Motore schwangen. Die nächsten Schiffe rückten an, knickten ein, lagen mit dem Deck unter der Meeresoberfläche. Verschwanden wie in Löchern des Meeres. Als wären sie Pferde, empfingen Schnitte in die Sehnen der Knie, waren, wie sie auf dem Bauch lagen, verschwunden. Schiff auf Schiff. An der Küste die gebannte Linie des gelben Geschwaders. Der Keil stürzte weiter. Das Wasser wurde unter den Schiffen, neben den Schiffen aufgerissen, weggerissen. Das Fahrzeug sank in die Wasserspalte. Die Spalte erst ein Trichter, weitete sich rechts und links kugelförmig aus. Das Schiff, stürzend, torkelnd, am Boden der Wasserschlucht von den herabschießenden Wellen umgeschlagen, war begraben, während das Wasser über ihm sich zusammentat, stürmisch aufhob und glättete.

Das rollende Meer wurde ihnen unter dem Kiel weggerissen. Stürzend ins Leere, in die Lichte von weiten Schornsteinen kamen sie nicht wieder hoch, kenterten kopfüber. Das rückwärtige Geschwader fing zu stutzen an, zögerte. Während es zögerte, riß das Meer weiter rechts und links auf. Vorsichtig schlichen sie um die tosenden Abgründe. Dies und jenes stürzte noch, war in einer Schaummasse versunken. Wenige rasten rückwärts.

Vom westlichen Kontinent kamen über Amerika Berichte vom Krieg in der sibirischen Ebene. Der Feuerkrieg am Ural stieg vor ihren Augen auf. Eine Unruhe über den Geschwadern. Die Führer berieten über Maßnahmen gegen den auffälligen Druck, der sich der Besatzungen bemächtigte, als Befehle von London über Neuyork liefen, zurückzukehren bis auf den Küstenschutz. Den

Pazifik überflohen sie in breiter Linie. Am Ostabfall Amerikas hielten sie; asiatische Angreifer hingen, ihnen auflauernd, schon über der Küste. Die Westlichen waren froh; sie gönnten ihren trüben Besatzungen das Abenteuer. Die Gelben flogen; man ließ sie hemmungslos sich nähern. Wie die Gelben das Meer den Schiffen unter dem Kiel weggerissen hatten, dachten sie ihnen die Luft wegzureißen. Raketen stiegen in der Finsternis von den Borden der weißen Geschwader vor der Küste auf; tasteten die kleinen Flieger ab, die ruhig im Schutz ihrer Abwehrwaffen in der Luft leicht pendelten, die schwebenden breiten Bollwerke der Lastluftschiffe, die die Größe der weißen Arbeitsschiffe hatten. Von dem Kranz der Raketen wurden schwarze Gebilde mit hochgetragen, die wie Ketten zwischen ihnen schwankten. Wie die Raketen farbig zu glühen begannen, dumpften Schläge dazwischen: die Böenbomben an den Ketten explodierten. Von oben nach unten zersprangen sie, wühlten die Luft beiseite, mit jedem Schlag sekundlich den früheren folgend, stießen, sprengten, keilten sie die Luft tiefer weg, unter sich, neben sich. Wie ein Schwimmer, der auf dem wippenden Sprungbrett steht, die Knie beugt, sich zum stolzen Niedertauchen rüstet, das Brett kracht, er torkelt, kippt sich überschlagend, mit den Armen leer greifend, klatscht bäuchlings unter Stöhnen auf die spritzende Wasserfläche, so hingen die gelben Flieger und Luftschiffe, sprung- und wurfbereit; die Füße wurden ihnen abgeschlagen, wehrlos, unwissend, was mit ihnen geschah, klafterten sie abwärts, wirbelten um sich, zersprangen in der finsteren, brausenden Luft, schlugen ins Meer, die Münder geöffnet, die Finger gekrümmt, träumend, erwartend.

Die Flieger, sich zurückziehend, sammelten sich bei Tag wie Scharen schwarzer Raben am Panamagolf. Finsteres Gewimmel den Rio Chagras entlang; von der Limonbucht hingedehnt bis Panama. Sie wechselten jeden Augenblick die Höhe, während die ersten Schiffe des weißen Geschwaders in die Schleuse von Miraflores, Padro Migual eintraten. Man riß aus ihnen mit auftosenden Böen Punkte, Ballen heraus; sie drangen verstärkt zusammen, auseinander. Einzeln tauchten sie herunter, schienen sich bald auf Colon, dem Endpunkt des Kanals, bald auf der ersten Schleuse zu konzentrieren. Dann sausten die Raben in ganzen Scharen auf die Hügelketten um den Kanal, im Angesicht der fahrenden Schiffe. Sie hockten rechts und links da, als täten sie nichts. Hastig wurden die Schiffe durchgeschleust, Paraiso, Sant Pablo, Soldado passiert. Die anfahrenden schienen es nicht für nötig zu halten, die Flieger zu verscheuchen; sie fuhren rasch durch. Unbelästigt liefen die Weißen an Bohio Soldado vorbei, bei Colon aus. Da sammelten sie sich, warteten in der Limonbucht. Schiff um Schiff schleuste durch. Die neu auslaufenden empfingen zu ihrem Staunen kein Zeichen von den wartenden. Eine stumme Schar von Schiffen sammelte sich da, wartete, und immer mehr verstummten. Die neuen glaubten, die Maschinen der anderen seien gestört, warfen Boote aus, booteten, flogen zu ihnen herüber. Und wie sie anstiegen, landeten aus der Luft, lagen und gingen da — lachende Menschen herum. Wilde Salven von Gelächter schlugen ihnen entgegen. An den Masten lehnten sie, über den Bordrand hingen sie, ausgestreckt hier und da, lachend, schlafend, schnaubend. Sie winkten, sprangen herum mit eingezogenem Leib, als würden sie von einem fürchterlichen Kitzel gereizt, brüllten aus vollem Halse ihr Gelächter aus, auf den Fußspitzen tanzend. Mit dem Kopf an den Masten standen einige, den Kopf auf die Brust gesenkt, nach rückwärts gegen das Holz gedrückt. Seitwärts mit den Fahrtbewegungen schwankte ihr Rumpf. Sie schmunzelten in süßer Lähmung vor sich hin, spielten mit den Fingern, rutschten sachte mit den Füßen aus, saßen, fielen um, lagen, prusteten ihr kurzes Gelächter hin. Die Mehrzahl der Männer und Frauen schlief in einer irren Wonne. Die Menschen, die angebootet kamen, konnten die schlafsüchtigen Leiber schütteln; die rissen die Augen auf, blutunterlaufene Augen, geplatzte Adern in der Weiße, plump verzogen das gedunsene Gesicht zu einem vertraulichen Grinsen; ein Kichern, Gurgeln, Grunzen aus dem verklebten, weit geöffneten Mund, sie legten sich sanft um. Die Menschen, die sie rüttelten, standen, gingen nur eine kurze Weile, fühlten sich genötigt, selbst stehen zu bleiben, zu grinsen, zu gähnen, vor sich zu lächeln, zu niesen, kichern, und dann hin zu lachen, daß das Zwerchfell schmerzte. Sie schmetterten in Pausen ihr Lachen von neuem, von neuem, husteten, verhauchten ihre Lungen darin, fühlten sich in den Pausen selig, müde und müder. Einige fanden noch Kraft, auf ihre Schiffe zurückzukehren, wo das Kichern schon begann. Dann flogen Meldungen über die Meerenge. Auf den Hügelketten um den Kanal hockten die Raben stumm, wechselten gelegentlich ihren Sitz. Die Flieger der weißen Geschwader warfen sich über sie. Verscheucht flogen die Raben auf. Wild schwirrten sie hoch, auf der Flucht vor

den Böen. Das Kraftwerk von Cartagena setzte ein. Die verzaubernden Flieger waren im Bereich seines elektrischen Feuers. In das sprühende Geflecht der Wellen Cartagenas gerieten sie. Das unsichtbare Gewitter umfaßte sie, schleuderte sie auseinander, backte sie zusammen, verbrannte, veraschte sie. Als wären sie sehnsüchtige, verliebte Tiere, benahmen sich die Apparate, die unterhalb der Strommassen liefen. Schwankten, zitterten, stiegen auf, unter, rissen sich ab, zuckten hoch. Sie schlingerten, warfen, drehten sich, ihre Propeller arbeiteten blind. Sie waren gefangen wie Fliegen im Spinngewebe. Die Gelben stellten ihre Motore ab; nur wenig sackte die Maschine, dann hing sie fest, ja stieg, stieg. Sie sahen von unten das Schauspiel der Maschinen, die ohne eigene Bewegung in der Luft hielten, als lägen sie auf dem Grund eines Meeres. Motore sah man laufen und stehen. Unwiderstehlich zog die Randstrahlung des Gewitters. Sie vermochten, nach stundenlangem Drängen und Spannen, die dreihundert schweren apparatebeladenen Flieger, die den Kanal zerniert hatten, nicht einmal in das Meer zu stürzen. Nur einige schnallten sich los im Apparat, warfen ihre Kleider in die Luft, sprangen völlig nackt nach, aus ihrem Apparat, der erleichtert im Schwung nach oben schoß. Willenlos gelähmt schaukelten die übrigen in den stählernen Kästen. Stiegen ruckweise höher und höher in die aschestreuende Zone, waren urplötzlich gefaßt, kilometerweit nach vorn gestoßen, schon durchbohrt, durchlöchert, zerfressen, mit kleinem weißen Licht aufflammend, zerfallen.

⌘ ⌘ ⌘

Aus Rumänien, Polen, Deutschland fuhren Beobachter nach dem Osten aus. Über das Atlantische Meer kamen die trüben Geschwader. Zahlreich waren die Schiffe, die auf der Einfahrt zugrunde gingen oder verloren wurden. An den Antillen, den Bahamainseln blieben sie hängen; der tiefe Mißmut zwang sie zurückzubleiben. Wußten nicht, was sie vorhatten, weigerten sich, nach dem alten Kontinent oder Amerika zurückzukehren. Angriffe einzelner Teile des Geschwaders, Schiff gegen Schiff, wurden beobachtet; Zerstörung von Fahrzeugen und Arbeitsschiffen.

Nur einen Teil der russischen Verwüstungszone fuhren die Kundschafter ab, obwohl sie nichts hinderte, bis an die schwarzen Wände des Ural vorzudringen. Sie flogen, wanderten, wo sie Boden fanden, fuhren auf Booten. Das unabsehbare Überschwemmungsgebiet. Einebnung der Landschaften. Keine Wälder, Wiesen, kein Blatt- und Grasgrün, Ähre, Blüte, laufendes Tier, singender Vogel. Schwarzbraun, oft grünlich fließende Seen, auf denen gesplitterte Baumstämme mit Wipfeln und Wurzelwerk schwammen, Teile von Tieren und Menschen, unter der Giftwirkung kaum verwesend, mit hellroter und rosa Farbe. Gelb verbrannte, zerbrochene Bettladen, Schaufeln, Schlittenkufen im dicken Bootengewirr der Oberfläche hinziehend, zu weiten Anhöhen über dem Morast aufgestapelt, spitze Kegel, abgeplattete kilometerbreite Pyramiden: dies war der Ort von Städten und Dörfern. Zusammengepflastert Steinblöcke, Häuserreste, Lehmmassen, Eisenteile, Räder, Fensterladen. Die breiten Krater der Schwarzerde, die wüsten Steinhaufen um Charkow und Kursk hochgetragen bei den Entladungen, zermalmt beim Absturz. Untergepflügt, umgeworfen, fein gemahlen der Boden, der ruhte, aus dem kein Halm trieb, über dem kein Regenwurm sich bewegte, keine Ameise lief. Starke Hügelgruppen am westlichen Ufer der südlichen Wolga waren tief von der Egge der Bergwerke gefaßt worden, Löcher waren ausgerissen worden; die Wolga, im Osten meilenweit ins ehemalige Kirgisenland flutend, spritzte nach Westen aus Sieböffnungen über das tiefliegende Land. Die Wandungen des Siebes bröckelten ab, wurden vom Wasser weggeschwemmt; die Wolga brach nach Westen durch.

Über die Wolga drang kein Kundschafter nach Osten. Manche verkamen, ließen die Vorsichtsmaßregeln gegen die Dämpfe außer acht. Schwer mit Widerwillen, Mißmut, unklarem Schmerz beladen kehrte Gruppe nach Gruppe zurück. Trübsinnig, grambeladen fielen sie in die östlichen Städte ein wie Meteore, die im Niedergehen ihr Feuer von sich geben.

Englische und einige kontinentale Stadtreiche hatten beim sichtbaren Ausgang des Krieges getan, was zu tun war: hatten Massen ihrer untätigen Bevölkerung von sich geworfen, teils in die unmäßig anwachsende B-Armee, die man zuletzt erbarmenlos dezimierte. Man markierte asiatische Angriffe durch Fliegermassen, riß tausende Wehrlose auf den ungeheueren brachliegenden Feldern Rumäniens und Polens hin. Man erprobte auftauchende Waffen am lebenden Objekt. Auf zehn gelbe Flieger, die vor Panama an der Küste unter Böen und Raketen herabgerissen wurden, kamen hundert, in einigen Gegenden tausende weiße, die die Kraft der Böen erprobten. Schneidend und bedenkenlos die Diktatur der Herrscherschichten, die sich nicht so nannten. Als zwischen dem Toten Meer und dem Ladogasee, über Cherson, Poltawa, Mohilew, Pskow, Waldai der sprengende

Bergwerkgürtel gelegt wurde, dem asiatischen gegenüber, da war er in der Walachei, der Poebene, Westfalen, Wales schon mehrmals, vergeblich und mit Erfolg, über den Boden gegangen, hatte mit Gift und Explosion Regimenter der überflüssigen gefordert.

Über die unerschöpflichen wartenden, spielklügelnden Städte fielen die Nachrichten vom Krieg. Die Kundschafter, finsternistriefend, ließen sich in den Menschenmassen nieder. In London, zahlreichen englischen und zahlreichen kontinentalen Stadtschaften wurde in diesem Augenblick die Diktatur, weniger offenkundig. In London bedurfte es keines Kampfes. Mit zwei, drei Schlägen bemächtigte sich Nallignon und seine Kampftruppe der gesamten Ernährungs- und Bewaffnungsanlagen von Paris, Lille, Chalon, Orleans. Die Wieschinska, das Weib, bei der Durchschleusung des Panamakanals unter die nervenlähmenden Strahlen der Japaner gekommen, gehörte zu den wenigen, die sich nach kurzem Siechtum erholten, sie behielt ihren Geist und Willen. Arme und Beine hingen im Stuhl schlaff von ihr; sie beseitigte, mit ihrem noch gespannten, strahlenden Gesicht, ihrer machtvollen, tiefen Stimme die Menschen an sich fesselnd, den zögernden Senat ihres Gebietes, vereinigte Werke und Waffen in ihrer Hand.

Über allen wartenden, getöserfüllten Städten erschien in diesem Augenblick das Gesicht der toten Landschaften. Unverhüllt erschien es. Es hatte niemand Lust, etwas zu verbergen. Keine Niederlage war gemeldet. Sondern nur: man hatte nicht gesiegt. Es hatte sich nichts geändert gegen früher. Die Jungen, die Männer und Frauen, Führer hatten die Fahne erhoben, hatten geschrien von ihrer Kraft. Das Feuer aus der Erde, zwischen den Händen der Menschen, zu den Gestirnen aufbrennend: da war es, in der russischen Ebene, vom Ural bis zu den Waldaihöhen. Das Land zerrissen, die Flüsse entleert, Menschen, Bäume, Tiere verzehrt. Das grauenvolle, tote Land. Das war das Werk der Jungen mit den Standarten. Das konnten sie. Das war das Geheimnis der Apparate, die wunderbaren, eingesperrten Naturkräfte in den kleinen Gewölben. Die Kundschafter, die Rückkehrer der Flotte meldeten, daß es keine Fabel war, was die Techniker und Gelehrten erzählt hatten von den Luftböen, den Wasserböen, den Kurz- und Langstrahlern, den Brandsprengern. Aber nichts war zu leisten damit. Man lief um die Städte wie vorher. Man hatte Treibhäuser für Blumen, Spiele, Zirkus. Was sollte man damit? Versagt hatten die Jungen, die Herren und Herrinnen. Lächerlich ihre Fahnen. Die Erde konnten sie zerreißen, Städte vergiften. Wenn sie wollten, konnten sie auch die westlichen Landschaften vernichten.

Die Kundschafter vom Osten waren Menschen aus der Mitte dieser Städte. Man ließ sie ruhig unter die Massen. Es waren die Träger dieser Augen, sie hatten solche Gesichter, flüsterten wie Wahnsinnige, gellten, warfen die Arme, bedeckten die Augen. Diese Landschaften, die aus den Betten gerissenen Riesenströme. Wälder, Äcker, Gewimmel von Tieren und Menschen: weg. Wohin waren sie? Es gab Städte, in denen Attentate auf die Boten gemacht wurden, in einer Art hilfloser, giftiger, sich selbst zerreißender Wut, weil sie ihnen dies angetan hatten. So tief waren manche Boten, frieden- und spielgewöhnt, weich wie die Massen, von Grauen und Angst ausgehöhlt, daß sie durch die Straßen nur liefen, weinten, andere umarmten. Als hätte man sie bestraft und sie klagten deshalb, sie forderten Sühne und erzählten ihr Unglück, so liefen sie auf die Bühnen, in die Säle, Ratshäuser und riefen. So hat der Held in dem alten Gedicht geschrien, als ihm sein lieber Freund erschlagen war, die Leiche geschändet und entblößt. Es war ein Rest des Schreies der fliehenden Tier- und Menschenscharen vor der Feuerwoge vom Ural, der Tausende vom Asowschen und Toten Meer, die zusammengedrängt, Kosaken, Kirgisen, Slawen, Bauern, Weiber, die blauschwarze Meeresfläche anstarrten, während unter ihnen der Boden von dem wandernden Getier fortgenommen wurde, klatschend und lohend in ihrem Rücken die Brandlinien anrollten. Überall schüttelten sich die trüben, gemästeten Massen in der Qual des Verlorenseins. So tost der Vulkan und rast glücklich, voll Hohn und Wonne, daß schmerzliche Kräfte in ihm aufsteigen, die glühende Lava, von der er sich befreit, die er breit deckend über die stolze Erde gießt. Die Landschaften hätten früher die Herren verbrennen können; sie wollten sich über die Herren gießen, Rache nehmen. Wo damals die Stadtlandschaften nicht durch starke Senate gesichert waren, erfolgten lauffeuerartig Revolten und Zertrümmungen von Straßenzügen, Werken. Anarchische Unruhe.

Nach diesen Vorgängen wurde kein Friede zwischen dem westlichen Völkerkreis und den Asiaten geschlossen. Es geschah nichts. Der Krieg war zu Ende, wie ein Tier, das einen Beilhieb in die Halswirbelsäule empfängt.

Die Staaten schnurrten, schrumpften zusammen. Jede Stadtlandschaft kämpfte um ihr Dasein.



Bildnis. Gemälde von Prof. Carl von Marr

Monarchie und Republik

Von Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

„Über Monarchie und Republik streitet man, so lange es historisches, juristisches und philosophisches Denken gibt. Und die Gründe, die von den Anhängern beider Systeme ins Feld geführt werden, sind seit zweitausend Jahren im wesentlichen dieselben. Die Monarchie, so heißt es, ist die leistungsfähigere, die Republik die menschenwürdigere Staatsform. Der Monarch kann sich die tüchtigsten Menschen als Diener und Beamte aussuchen; er kann ihnen eine durch keinerlei Rücksichten eingeengte, überragende Machtfülle geben. Für alle großen Aktionen der auswärtigen Politik ist die Monarchie leistungsfähiger. Sie kann Verträge abschließen, die wirklichen Wert haben und von dem Gegenpartner hoch eingeschätzt werden, denn der Monarch kann ihre Durchführung verbürgen; er ist unabhängig von den Launen der öffentlichen Meinung. Die Monarchie kann Staatsgeheimnisse bewahren; denn ihre Geheimnisse braucht die monarchische Regierung nur mit ganz wenigen zu teilen. Vor allem aber: die Monarchie ist beständig und sie ist kraftvoll. Was der Monarch nach sorgfältiger Überlegung mit seinen Ratgebern beschlossen hat, das gilt, das wird durchgeführt allen Widerständen zum Trotz. Und sie ist eine wertvolle Bürgschaft für Ordnung und Sicherheit. Die höchste Stelle im Staate ist ein für allemal dem Streit der Parteien, dem Ehrgeiz der Streber entrückt. Jede Republik wird früher oder später einmal von schlimmsten Parteikämpfen zerrüttet, die zum Bürgerkrieg führen können, bei denen das Staatswohl nichts mehr gilt, sondern irgendein Ehrgeiziger sich zur höchsten Macht aufschwingt und dann rücksichtslos den Staat zum besten seiner selbst und seiner Anhänger ausbeutet. Die französische Revolution und die fast andauernden Kämpfe und Revolutionen der südamerikanischen Republiken sind lehrreiche und abschreckende Beispiele.

Aber nicht minder einleuchtend sind die Gründe der Gegenseite: Alle Vorzüge der Monarchie kommen nur zur Geltung, wenn der Monarch eine Persönlichkeit von überragender Bedeutung ist, und das ist er so gut wie nie. Die wirklich bedeutenden Monarchen, die auch in einer Republik den Weg zur höchsten Stelle gefunden haben würden, sind so selten, daß sie kaum nennenswert sind. So kommen also in der Praxis weit mehr die Schäden als die Vorzüge der Einrichtung zur Geltung. Und da ist es unerhört, daß die Monarchie es unmöglich macht, einen notorisch unfähigen Herrscher zu beseitigen. Es ist unwürdig, daß die Millionen geduldig warten sollen, bis es dem Himmel gefällt, sie von einem Tyrannen oder unfähigen Weichling zu erlösen, um vielleicht dann an der Stelle des schlechten einen noch schlechteren zu erhalten. Eine Monarchie bedeutet ferner eigentlich immer die Teilung des Volkes in eine kleine regierende Minderheit und eine regierte Mehrheit. Eine kleine Schicht von herrschsüchtigen Höflingen, Generalen und hohen Beamten pflegt das Vertrauen des Monarchen zu besitzen und den Staat rücksichtslos in ihrem Interesse auszubeuten, und gerade die tüchtigsten, selbstbewußtesten und schöpferischsten Elemente von jedem Anteil an der Regierung fernzuhalten. Eine solche Regierungsform ist mit einem modernen Staatswesen schlechthin unvereinbar, sie ist dazu verurteilt, zu schwinden, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann dieser Prozeß vollendet sein wird.

Und es sieht gegenwärtig so aus, als ob dieser Prozeß schnell zu Ende geht. Vor 100 Jahren gab es in Europa nur eine nennenswerte Republik, die Schweiz, jetzt gibt es eine richtige, kraftvolle Monarchie überhaupt nicht mehr; die letzten, Deutschland, Österreich, Rußland, hat der Weltkrieg gestürzt. In England hat der König in der Politik überhaupt nichts zu sagen, in Holland, Skandinavien, Italien, Spanien, Belgien nicht viel mehr. Es regieren überall die Parlamente, die Organe der öffentlichen Meinung, und die Volksmehrheit macht die Politik, genau wie in einer Republik. In diesem Sinne kann man sagen, die Welt ist bereits republikanisch; die Monarchie wieder beleben zu wollen, ist ein Anachronismus. Und sieht man sich die Monarchen an, die im 19. Jahrhundert regiert haben oder heute noch regieren, so wird das Bild nicht ermutigender für den Monarchisten. Fast alle waren unter menschlichem Mittelmaß. Einige von ihnen waren wohlmeinende, gut bürgerliche, fein empfindende Herren, wie die Könige von Bayern und Württemberg, aber sie hatten nichts Königliches. Gestalten wie Peter der Große oder Friedrich der Große gibt es seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr in der erblichen Monarchenwelt. Einige von ihnen sind hervorragende Diplomaten gewesen — Viktoria von England, Eduard VII. von England, Leopold II. von Belgien, Ferdinand von Bulgarien. Hervorragende diplomatische Begabung findet sich auch noch am ehesten in der Fürstenwelt; denn Kronprinz gewesen zu sein in einer Stellung, wo man von allen Zukunftshungrigen umlagert wird, notwendig in einer gewissen Opposition steht und doch nicht Opposition machen darf und nur soviel Einfluß besitzt, als man persönlich bedeutet, ist eine gute Schule für den Diplomaten. Einige haben für die Kunst Bedeutendes getan, wie Georg II. von

Meiningen und Ernst Ludwig von Hessen. Aber Weltgeschichte haben im 19. und 20. Jahrhundert nur ganz wenige Monarchen gemacht: Eduard VII. von England als Diplomat, sodann der erste deutsche Kaiser Wilhelm I. als Persönlichkeit ohne weiten intellektuellen Horizont, aber als ganzer Mann, der aufrecht, treu und vornehm die großen Männer neben sich walten ließ und durch seine königliche Würde unter ihnen vermittelte, und zuletzt Wilhelm II., der leisten wollte, was er nicht konnte, und sein Reich in die Katastrophe trieb.

Hie und da hat auch die Einführung der Republik eine ungeheure Kräfteentfaltung der Nation mit sich gebracht. Als die französische Revolution den König hinweggefegt hatte, ging es tatsächlich wie eine Welle republikanischer Begeisterung durch das Land, und im Rußland von 1917 war es ebenso. Hier wie dort rissen plötzlich unbekannte neue Männer die Führung an sich, deren Wirkung man für verderblich halten kann, deren Kaliber aber niemand bezweifeln wird: Danton, Robespierre, Napoleon — Kerenski, Lenin, Trotzki. In anderen Ländern dagegen hat der Übergang zur Republik in der Struktur der Regierung gar nichts geändert. In Portugal, in Brasilien hat der Übergang zur neuen Staatsform gar keine Folgen gehabt. In Deutschland bisher ebensowenig. Die Revolution hat einen Mann mit weitem Ideenfeld, Rathenau, in den Vordergrund geschoben und einen Mann mit großer Tatkraft, Noske. Eigentlich ist auch der erste von der Rechnung wieder abzusetzen, denn er hat bereits im Weltkriege, also unter der Monarchie, eine sehr erhebliche Rolle gespielt. Und von den übrigen Zaubergewalten der Republik hat man bisher noch nicht viel gemerkt. Gewiß kann kein Verständiger erwarten, daß eine republikanische Regierung, die mit der Riesenaufgabe der Liquidation eines Weltkrieges betraut ist, noch dazu unter einem unerhörten Druck von außen her, imstande sein kann, plötzlich aus einem zerwühlten und zerrissenen Lande ein Paradies zu schaffen. Aber auch die eine Wirkung, die alle Republikaner mit völliger Sicherheit von der neuen Staatsform erwarteten, ist ausgeblieben, obgleich sie von aller Ungunst der Zeiten unabhängig war: das gesteigerte poltische Interesse aller Bürger. Die Leute, die 1923 im politischen Leben tätig sind, sind im wesentlichen die alte Garde aus der monarchistischen Zeit, und zwar in allen Parteien; der Zuwachs an neuen Kräften ist durchaus der normale geblieben. Das politische Interesse der Wählerschaft hat sich in keiner Weise gesteigert; obgleich ja nunmehr der Druck weggefallen war, der angeblich den Bürger von politischer Betätigung abhielt. Das politische Interesse flammt auf — genau wie früher — in großen Krisenzeiten; sind aber die Dinge wieder ruhig geworden, so kann der politische Ortsleiter aller Parteien nur mit äußerster Mühe eine Versammlung zustande bringen. Zeitungen aller Parteien schränken die Berichterstattung über parlamentarische Reden bis auf ein Minimum ein; was dort geredet wird, interessiert auch in der Republik recht wenige Menschen — aber für Sport und Feuilleton ist trotz aller Papiernot noch Platz in der Zeitung. Ein politischer Zauberstab ist die Republik also sicher nicht. Und merkwürdig genug, in den hochstehenden republikanischen Ländern zeigen sich überall Tendenzen, die der Demokratie schnurstracks zuwiderlaufen und damit auch ihrer politischen Wirkungsform, der Republik. Weitaus die Mehrheit der akademischen Jugend Frankreichs ist antidemokratisch gesinnt. Sie sieht das Heil in allen möglichen Kräften, in der Kirche, in der Militärdiktatur, also in irgendwelcher Form der Autorität, aber recht selten in der demokratischen Republik. In den angelsächsischen Ländern haben wir im letzten Menschenalter zwar keine theoretische Kritik der demokratischen Ideale, aber sicher keinerlei Neigung, auf demokratischem Wege fortzuschreiten. Im Gegenteil in Amerika die deutliche Tendenz, die Macht des Präsidenten zu stärken: Neigung, ihn einmal wiederzuwählen, Ernennung von mehr Beamten als früher durch ihn, Unabsetzbarkeit nahezu aller höheren Beamten, wodurch ein bürokratischer Apparat entsteht, wie er zu den Hilfsmitteln der Monarchie, aber nicht der Republik gehört. In England eine deutliche Tendenz, hinter der demokratischen Fassade das Regiment eines Diktators aufzubauen. Dieser Diktator ist zwar nicht der historische König, aber der Ministerpräsident, der während der fünf Jahre seiner Amtstätigkeit die 600 Abgeordneten der Demokratie in steigendem Maße ausschaltet. Und auch sonst zeigt sich in England überall die Tendenz zur Herrschaft des einzelnen: in der Kirche die bischöfliche Verfassung, in der Schule ein fast völlig autokratischer Schuldirektor, in der Rechtspflege ein Richter, der selbständig Recht schafft wie kein Richter der Welt. Zu einer allgemeinen Republikanisierungsneigung der ganzen Welt wollen diese Erscheinungen nicht ganz stimmen, und das hat seine guten Gründe. Die oben angeführten Gründe für Republik und Monarchie sind nämlich gar nicht die entscheidenden; sie charakterisieren Vorteile, die ihre Anhänger in Festreden begeistert zu loben pflegen — aber entscheidend sind ganz andere Gesichtspunkte.

Es ist zunächst einfach nicht wahr, daß in der Republik der bedeutendste Mann an die Spitze zu kommen pflegt. Wer waren Grévy oder Sadi Carnot, oder Felix Faure oder Loubet oder Fallières, um mit den französischen Präsidenten zu beginnen? Wer waren W. H. Harrison, Tyler, Polk, Taylor, Fillmore, Pierce, Buchanan, Johnson, Hayes, Garfield, Arthur? Die Namen der amerikanischen Präsidenten sind eine geradezu erschütternde Liste von Nichtigkeiten: eine wirklich große Persönlichkeit, Washington, und bald nach ihm der bedeutende Jefferson zu

Anfang, ein sehr bedeutender Mann, Lincoln, in der Mitte, dann um die Jahrhundertwende Theodore Roosevelt, eine Bulldoggennatur mit kolossalem Temperament und starkem ethischen Willen — daß er Präsident wurde, dankte er aber wahrhaftig nicht der Einsicht seiner Wähler, sondern dem Dolch eines Fanatikers, der Mac Kinley ermordete und dadurch Roosevelt zum Präsidenten beförderte, nachdem der Wahlapparat ihn gerade zu dem Posten befördert hatte, der politisch der allereinflußloseste ist, zum Posten des Vizepräsidenten, auf den man gerade die Männer abzuschieben pflegt, die man für das Selbstgefühl der Wahlmacher für gefährlich hält. Ihm ist dann nach einer kurzen Pause (Taft) Wilson gefolgt, ein Mann, den man vom amerikanischen Standpunkte aus als weit über durchschnittlich charakterisieren muß. Aber mindestens die Hälfte der 28 amerikanischen Präsidenten waren ausgesprochene Nichtigkeiten. Nicht die Präsidenten haben amerikanische Geschichte gemacht, sondern der Geist der amerikanischen Oberschicht hat es getan. Es ist eine Schicht von Großkapitalisten und ihren bezahlten Werkzeugen, die die Gesetze macht, die Zeitungen beherrscht, die Wahlen leitet und der inneren Politik zum größten Teil, der auswärtigen Politik ganz die Richtung anweist. Die Interessen dieser Schicht haben über Freihandel und Schutzzoll entschieden, haben den Krieg gegen Spanien gemacht und den Weltkrieg gegen Deutschland. Diese Schicht von Großkapitalisten macht auch die Präsidentenwahlen. Sie herrscht mit Bestechung, Einschüchterung, Überredung, mit Zuckerbrot und Peitsche, je nachdem sie es für gut hält. Sie hat stets ihre Kandidaten für alle wichtigen Ämter, einschließlich des Präsidentenstuhles. Innerhalb dieser Kandidatenliste mag Fähigkeit den Ausschlag geben — aber niemand gelangt überhaupt auf diese Liste, der den herrschenden Machthabern unangenehm ist. Und unangenehm ist ihnen überall der Mann mit überragenden Fähigkeiten, mit unabhängiger Sinnesart. Es kann ihm einmal das Glück hold sein. Wiederholt ist es in Amerika vorgekommen, daß die Verwaltung einer Großstadt oder eines Staates so heillos verrottet war, daß all die anständigen Leute, die sich bisher voll Empörung von der Politik ferngehalten hatten, Mann für Mann zur Wahl kamen und einem anständigen, charaktervollen und starken Mann in den Sattel halfen. Im allgemeinen hat dieser Menschentypus aber keine großen Wahlaussichten. Um gewählt zu werden, ist es nötig, daß große Zeitungen Tag für Tag für ihn eintreten, dazu gehören Wahlflugblätter in Millionenauflage, gehören Parteibüros und Redner zu Hunderten, gehören Agitationsreisen mit kolossalen Hotel- und Dinerkosten für einen ganzen Schwarm von Sekretären, Schreibmaschinenkräften, Telegraphisten, gehören Porto und Telegrammkosten, gemietete Säle u. dgl., die alle bezahlt werden müssen, gehört ein Wahlfonds von Millionen. In den meisten Fällen wird Staatsoberhaupt der Mensch von ausgesprochen zweitem Range.

Das ist auch in den Republiken mit vornehmerer politischer Lebenskultur im Grunde ebenso; es ist nur dem Grade nach anders, nicht der Sache nach. (Städtische Kleinrepubliken, die innerhalb eines großen Staates im wesentlichen lokale Aufgaben zu erfüllen haben, also gar keine große Politik machen, wie Hamburg und Bremen, scheiden natürlich aus der Erörterung aus). Auch in Frankreich sind wirklich ideenreiche, selbständige Politiker nach Thiers nicht mehr auf den Präsidentenstuhl gelangt, weder Gambetta noch Jules Ferry. Hier stehen an erster Stelle zwar nicht die Sklaven einer über Leichen gehenden Maschinerie von Beutepolitikern, wohl aber die gerissenen Advokaten mit den liebenswürdigen Manieren, die für jede verfahrene Situation einen listenreichen Ausweg wissen, die Gegensätze innerhalb der Partei geschmeidig ausgleichen können, die gut reden und repräsentieren, die nach außen hin eine gute Figur machen. Schöpferische Leute aber gelangen nie so weit. In der Schweiz geht sogar das Mißtrauen der Demokratie gegen den bedeutenden Mann so weit, daß sie überhaupt keinen Präsidenten kennt, sondern nur einen jährlich wechselnden Bundesratvorsitzenden, der also keinen großen Einfluß gewinnen kann, mit dem Titel Präsident ausgestattet. Auch für den höheren Typus der Republik ist charakteristisch die Herrschaft einer Partei oder Parteikoalition und ihrer Geldgeber. Nicht daß sie nur mit Bestechung arbeiteten — obgleich dies oft genug vorkommt; der Panamaskandal der neunziger Jahre hat in Frankreich einen fast amerikanischen Sumpf der Bestechlichkeit enthüllt. Aber es genügt, daß der Parteiapparat keine andere Macht neben sich aufkommen läßt als einen anderen Parteiapparat, mit dem er in der Herrschaft wechselt. Es gibt z. B. in der französischen Republik kein unabhängiges Beamtentum. Denn nicht der Präfekt entscheidet, ob sein Departement eine neue Kleinbahn bekommen soll, eine Gemeinde ein neues Schulhaus, ob X oder Y einen Orden erhält, sondern in seine Entscheidungen regiert immer wieder herein der Abgeordnete des Wahlkreises, der in der Hauptstadt Mitglied der großen Parteimaschine ist, und auch der Präfekt, ja sogar der Oberst und General ist mit seinen Hoffnungen auf Vorwärtskommen und Beförderung abhängig von der Parteigruppierung. In der Republik, auch der hochstehenden, gibt es keinen wesentlichen Willen als den des Parteiapparates, und dieser arbeitet mit Flugblättern, Zeitungen, Wahlbüros, bezahlten Rednern, d. h. lauter Dingen, die unendliches Geld kosten — es ist ein Apparat, gegen den sich nur behaupten kann, wer selber viel Geld besitzt oder den gegnerischen Parteiapparat zu dirigieren weiß. Gelegentlich gibt es Gegenbewegungen,

so hat z. B. der amerikanische Präsident im Laufe seiner Amtszeit sich nahezu unabhängig zu machen gewußt, im Gegensatz zum französischen Präsidenten, der im Laufe der Zeit fast alle wirkliche Macht an den Ministerpräsidenten abgegeben hat — aber ob der Präsident wiedergewählt wird, entscheidet letzten Endes wieder die Parteimaschine und damit der kleine Kreis, der diesen großen und kostspieligen Apparat mit Geld versorgt. Die Leute, die zu ihm gehören, brauchen nicht notwendigerweise die Zerrbilder sozialistischer Zeitungen zu sein, aber daß sie in der Republik allein den Ausschlag geben, ist kaum zu bezweifeln.

Anders in der Monarchie. Auch hier treffen wir zunächst auf die analoge Erscheinung, daß nicht der Monarch der entscheidende Mann ist, ebensowenig wie in der Republik der Präsident, sondern entscheidend ist der Apparat, der ihn trägt. Der Präsident ist fast immer ein minderwertiges Abbild der Kräfte, die in einer Republik walten, auch der Monarch ist gewöhnlich nicht der leitende Mann einer Monarchie. Was der Republikaner an der Monarchie auszusetzen hat, daß die meisten Monarchen in einer Atmosphäre von Schmeichelei und Lakaientum aufwachsen, die sie auch bei ehrlichstem Willen nicht zerstreuen können, ist im wesentlichen richtig. Es ist richtig, daß nur die wenigsten von ihnen es aus eigener Kraft zum Ministerpräsidenten gebracht haben würden. Die allermeisten sind hochgezüchtete Individuen einer Rasse, die ihren Höhepunkt überschritten hat. Aber die ausschlaggebende Macht im Staate sind auch gar nicht sie selbst, sondern genau wie in der Republik der sie umgebende und tragende Apparat. Wir haben es an russischen Zaren gesehen, daß sie völlige Gefangene der Bürokratie waren, der sie angeblich befahlen, daß ihre Befehle durch die Interpretation ihrer Untergebenen in ihr Gegenteil verwandelt wurden. Es kommt also letzten Endes auf den Charakter des monarchischen Apparates an, nicht auf den einzelnen Monarchen. Ist der Monarch wirklich ein Genie wie Friedrich der Große, dann läßt sich mit diesem Apparat Ungeheures leisten. Aber auch wenn ein bloßer Durchschnittsmensch an der Spitze steht, wenn der Apparat im wesentlichen auf sich selbst angewiesen ist, dann muß er mehr leisten als der republikanische Apparat; denn er ist anders, und zwar unendlich viel besser, zusammengesetzt.

In der Republik herrscht das Geld, auch in der höchststehenden wie in der Schweiz und den deutschen Hansestädten. Zur Abwechslung kann einmal das Proletariat die Herrschaft an sich reißen, aber nicht auf die Dauer behaupten — auf die Dauer findet das Kapital immer Mittel und Wege, wieder hoch zu kommen — die neueste Entwicklung der bolschewistischen Republik beweist es. In der Monarchie mag Geld ebenfalls eine sehr große Rolle spielen, wie z. B. in der entarteten Monarchie des Börsenspekulanten Louis Philippe oder wie im heutigen England, aber es herrscht nicht allein. Neben dem Geld gibt in der Monarchie den Ton an mittelalterliches Rittertum in der modernen Umbildung als Königshof, Adel, Beamtentum, Reserveoffizierkorps. Am Hofe des Königs gilt nicht das Portemonnaie, sondern der Stammbaum, gesellschaftliche Kultur, Haltung, Auftreten, Person. Das geht nicht ohne Einseitigkeit ab. Wo in einem Kreise adlige Tradition allein herrscht, geschieht es zum Schaden der Gesamtheit. Zur adligen Tradition gehört auch Überhebung, Hochmut, oft ein Egoismus, der zunächst versucht, alle Lasten auf andere abzuwälzen, oft die primitive geschlechtliche Moral des Jägers der Urzeit, für die das Mädchen jeder anderen Schicht Freiwild ist. Zu ihr gehören aber auch Eigenschaften von stärkstem sittlichen Wert: ein hoher Ehrenstandpunkt, unbedingte Aufopferungsfähigkeit für ein hohes sittliches Ziel, unbedingte Treue dem Führer gegenüber, und vor allem eine instinktive Ablehnung des bloßen Geldes, unbedingte Ablehnung des skrupellosen Geldverdienens. Es mag nicht an Entartungserscheinungen fehlen — aber der typische Vertreter dieser Schicht betrachtet seinen Grund und Boden nicht als Kapitalsanlage, sondern als Familienlehen, das er durchhalten muß auch in schweren Zeiten, er hat persönlichen Mut, auch in Lebensgefahr, er gehört zu den Naturen, die sich schenken, die nicht in erster Linie verdienen wollen, und in Zeiten schwerer nationaler Krisen sind sie der Stand, der unter allen Umständen beim Staate aushält. Dieser Stand ist trotz aller Mängel und Einseitigkeiten ein wertvoller Besitz für den Staat. Nur darf er nicht allein herrschen. Aber das ist eben die historische und soziologische Rolle des Monarchen, daß er die Herrschsucht dieser Schicht in Schranken hält, daß er auch anderen Schichten Luft und Licht läßt, und dafür sorgt, daß die vornehmen Instinkte dieser Schicht möglichst Gemeingut der Gesamtheit werden. Daran hat der Monarch ein inneres Interesse. Er muß Gegengewichte gegen den bloßen Adelseinfluß schaffen, denn sonst sinkt er zum bloßen Spielball seiner Aristokratie herab, oder seines Beamtentums und seiner Offiziere. In jeder gesunden Monarchie durchdringen sich daher die verschiedenen Schichten der Gesellschaft. Die Republik ist überall plutokratisch orientiert. Die entsprechende Einseitigkeit, die rein feudal-aristokratische Monarchie, war vor dem Kriege nur noch in Rußland und in Mecklenburg zu finden. Am Hofe Wilhelms II. dagegen verkehrten mehr Industrielle und Kaufleute, als den Feudalen lieb war, verkehrten Gelehrte und Künstler; daß keine Arbeiterführer hinzugezogen wurden, lag an der demokratischen Empfindlichkeit des Arbeiters gegenüber den sogenannten Hofgängern. Daß der Einschlag

des feudalen Elementes noch überragend, noch ungesund stark war, läßt sich nicht leugnen; aber solche Wandlungen vollziehen sich nicht in ein paar Jahren; gegenüber der Bismarckzeit war der Wechsel ungeheuer groß. Der von unten her in die Aristokratie hineinwirkende bürgerliche Geist ist in jeder Monarchie — mit Ausnahme von Rußland — ganz unverkennbar gewesen; aber ebenso auch der von oben nach unten hin wirkende aristokratische Geist. Die gesellschaftliche Führerrolle der Monarchie verbreitet ihn nach unten, und diese ist eine lebendige Kraft, auch wo die Monarchie politisch nichts mehr zu sagen hat wie in England. Wer am Königshofe verkehren kann, ist der bedeutende Mann, angesehen ist auch der, welcher mit denen bekannt ist, die am Königshofe aus- und eingehn. Dort verkehrt aber der bloße Geldprotz nicht. Auf diese Weise dringt der antikapitalistische Geist der Monarchie auch bis in die tiefsten Schichten hinein, die niemals mit dem Zentrum dieses Geistes in Berührung kommen. Dieser ritterliche Geist herrscht auch im Offizierkorps, dringt durch das Reservekorps in tausend Kanälen in den ganzen Volkskörper, er durchdringt das Beamtentum vom Minister bis zum Briefträger. Die Monarchie sorgt dafür, daß es für große Schichten der Bevölkerung auch andere Ideale gibt als das Geld, und das tut nur die Monarchie. Jede Republik empfindet Offizierkorps und Beamtentum als Fremdkörper, die eigentlich nicht zu ihr passen, sie sucht sie finanziell zu drücken und an Einfluß zu beschränken; so ist es in Frankreich, in der Schweiz und gar erst in Amerika. In der Monarchie aber, und nur in ihr, kann ein Mann, der wenig oder gar kein Geld hat, ein sehr hochmögender Mann sein, auch wenn er keine Arbeitermasse kommandiert, so war es in stärkstem Grade in Preußen der Fall.

Und auch für die freien Berufe wirkt die Monarchie günstiger als die Republik. Nicht jede Monarchie: wenn sie zur völligen Autokratie ausartet, wie in Rußland, wo sie getragen wird durch ein völliges Sklaventum der Massen, wirkt sie tödlich auf jeden Geist. Aber die antikapitalistische Einstellung der Monarchie hat von jeher dazu geführt, daß sie versucht hat, den Geist zu pflegen. Sie braucht den tüchtigen Mann zunächst als ihren Diener als Gegengewicht gegen den Adel, dann zum Beamten und Lehrer, deshalb pflegt sie die Wissenschaft. Spannungen und Konflikte gibt es hier wie überall. Auch E. M. Arndt ist als Demagoge verfolgt worden, aber viel stärker als jeder monarchisch-bürokratische Druck wirkt in Republiken auf den Geist die Macht der öffentlichen Meinung. Sie muß es tun, denn gegen sie gibt es dort kein genügend starkes Gegengewicht. Die öffentliche Meinung entscheidet in regelmäßigen Zwischenräumen bei den Wahlen über Sein oder Nichtsein einer Regierung, die Presse ist das Instrument, mit dem die kapitalbesitzenden Machthaber aus Millionen vielfältig denkender Kulturmenschen eine einheitliche Herde schaffen, die rein triebmäßig auf letzte große Impulse und Schlagworte reagiert. Die Presse erhält in den Zeiten aller großen Entscheidungen das Volk in einem Fieberzustand beständiger Sensation und Aufregung, in der es einfach unmöglich ist, ruhig zu denken. In einer solchen Luft gedeiht keine Wissenschaft. Vielleicht können Ägyptologie und theoretische Physik sich in ihr und gegen sie behaupten, aber jeder, dessen Wissenschaft das Leben streift, hat es bitter schwer. Ein Kathedersozialist wie Adolf Wagner wäre in Frankreich oder Amerika nie Professor geworden, wahrscheinlich auch nicht einmal in der Schweiz; in der Monarchie war es möglich. Ein Mann vom Kaliber eines Emerson konnte in Amerika wegen seiner freien Stellung zu kirchlichen Dogmen nicht Professor werden; in der preußischen Monarchie hat ein Harnack geradezu die Universitätskatheder beherrscht. Bei jeder Besetzung einer amerikanischen Professur sind dort drüben Rücksichten zu nehmen auf die öffentliche Meinung, auf Wünsche und Stimmungen hochmögender Stifter oder von solchen, die es werden sollen. Denn die Universitäten müssen nach der Gunst der Stifter gehen; der Staat gibt ihnen nicht genug. Der Staat wird von der öffentlichen Meinung beherrscht, und diese hat wohl immer für irgendeinen Modewissenschaftler, aber niemals für die Wissenschaft an sich etwas übrig. Die öffentliche Meinung hat Verständnis für Röntgenstrahlen, denn diese sind praktisch verwertbar. Aber als es noch keine Röntgenstrahlen gab, sondern nur Kathodenstrahlen, als sich Männer allerersten Ranges darum abmühten, ein Licht zu finden, das man nicht sehen konnte — da hätte die öffentliche Meinung sie verhungern lassen; denn für solche unpraktischen Dinge war sie nicht zu interessieren. Wohl hat auch die öffentliche Meinung Interesse am großen Mann: aber immer nur an dem großen Mann, der ihr gefällt, d. h. an dem Mann, der imstande ist, das in begeisterte Worte zu fassen, was eine große Masse mehr instinktiv fühlt und nicht recht auszudrücken imstande ist. Der ist ihr Mann, der imstande ist, das erlösende Schlagwort zu finden oder eine einzelne große, befreiende Tat zu tun. Die meisten großen Männer der Tat sind es einmal gewesen, Luther sowohl wie Napoleon oder Bismarck. Aber die Masse hat auch ihre eigenen Helden, die eben nichts weiter können als hübsch und flott zu formulieren — und das sind Helden, von denen die Weltgeschichte nichts weiß. Und für fast jeden Helden, den einmal die Masse getragen hat, kommt der Tag, wo er sich entscheiden muß, ob er Eigenmensch sein oder Vertreter des Fühlens der Masse bleiben will, und nur, wenn er den Mut hat, unpopulär zu werden, wird er eine historische Persönlichkeit. Noch andere große Männer — und fast

alle großen wissenschaftlichen Persönlichkeiten gehören hierher — kommen mit der Masse und ihren Instinkten überhaupt in keine Berührung. Was Kant über den kategorischen Imperativ zu sagen wußte, ließ sich nicht recht in Wahlversammlungen ausmünzen. Darum pflegt der bedeutende Mann der Wissenschaft in der Republik die Rolle eines etwas unangenehm empfundenen Sonderlings zu spielen. Man tut ihm nichts Schlimmes, aber man hilft ihm auch nicht vorwärts. Die Monarchie hat dagegen fast überall einen Instinkt für starke und eigenartige Männer gehabt. Sie hat mit ihnen ihre Konflikte gehabt und sie oft zu drücken versucht, aber sich schließlich mit ihnen doch besser zu stellen gewußt als die Republik. Wer sich 1914 bis 1918 in Amerika oder in Frankreich der Kriegspsychose entgegenwarf, wer auch nur den gröbsten Kriegslügen widersprach, wer auch nur ein klein wenig Anstand gegenüber dem Gegner verlangte, wurde niedergeschrien oder ins Gefängnis geworfen; in Deutschland hat der Pazifismus, wenn er nicht an Landesverrat grenzte, sich auch auf Universitätskathedern und gerade dort, im wesentlichen unbehelligt behaupten können.

Die Monarchie hat mit dem unabhängigen Geist sicher auch ihre Fehden gehabt. Aber sie hat sich mit ihm immer wieder vertragen, denn sie braucht ihn. Von alters her geht die Tendenz der Monarchie darauf hin, die Tüchtigsten des Landes in ihre Dienste zu ziehen; deshalb sind aus gelegentlichen Spannungen nie dauernde Konflikte entstanden. Die Republik dagegen ist aufgebaut auf dem demokratischen Gedanken. Aus Millionen von Menschen den einheitlichen Willen zu erzeugen, den die Republik zum Leben braucht, ist aber nicht möglich mit verstandesmäßiger Überzeugung, sondern nur mit dem riesigen Suggestivapparat der Volksversammlung und der Presse. Darum sind ihre großen Männer eben nicht die Männer der Wissenschaft, sondern die, welche aufregen, aufrütteln, begeistern und Entsetzen erzeugen können; nach den Kapitalisten sind die angesehensten im republikanischen Staate daher die Herausgeber der großen Zeitungen. Direkt unbequem ist der Republik dagegen gerade der unabhängig denkende Mensch, der in ihrer Theorie eine so große Rolle spielt. Ein Gegner der Public Opinion zu sein, stempelt in Amerika den Menschen geradezu zum Verbrecher. Es ist daher kein Zufall, wenn die Universitäten in monarchischen Ländern eine sehr viel unabhängigere Stellung haben als in der Republik. In Deutschland fragt man vom Universitätsprofessor: was hat er geschrieben? in Amerika: was ist sein Einkommen? in Frankreich: mit welchem Abgeordneten ist er verschwägert oder befreundet? Die volle menschliche Unabhängigkeit, von der die republikanische Theorie redet, ist nirgends in der Welt g a n z zu finden und kann es nicht sein; denn der Mensch ist eben nur theoretisch ein Individuum, praktisch ein Individuum und Glied der Herde zugleich — aber das relative Höchstmaß an Freiheit findet sich nicht in der Republik, deren Staatsform ganz auf Herdeninstinkten aufgebaut ist, sondern nur in der Monarchie, die den Geist des einzelnen zu schätzen weiß.

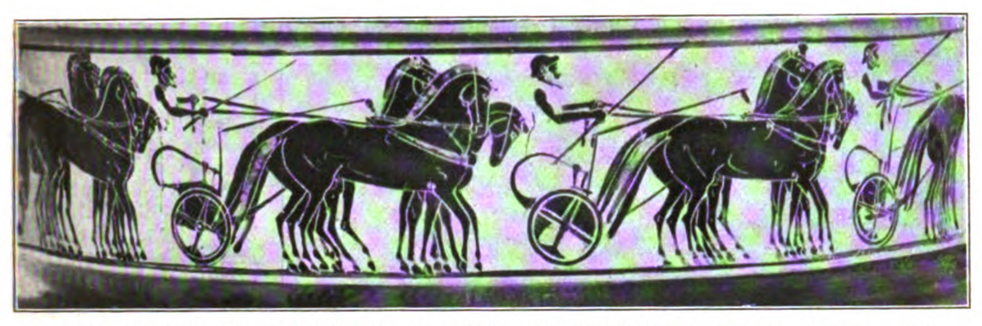
Und weiter: in der Monarchie kann in sehr viel höherem Grade sachlich gearbeitet werden als in einer Republik. Auch wer in einer deutschen Hansestadt gelebt hat, unter lauter deutschen Menschen, die die Neigung zur Sachlichkeit mit der Muttermilch eingesogen haben, weiß, wie schwer dort eine rein sachliche Entscheidung ist. An der Spitze des Staatswesens steht jemand, der gewählt worden ist und wiedergewählt werden will, der Rücksichten zu nehmen hat auf kleine, übelwollende Geister, auf gute Freunde, die seine Wahl gemacht haben. Vetternwirtschaft und Ängstlichkeit sind kaum zu vermeidende Folgen, und diese wirken hinab bis in die letzten Kanäle der Verwaltung. Eine Epidemie, die tausend wirtschaftliche Interessen schädigt, darf nicht bekannt werden, ein schlechter Beamter mit guten Beziehungen darf nicht abberufen werden, ein unabhängiger Mensch mit eigenen Ideen wird leicht zur Verlegenheit für den Staat. Ein Bankgesetz ist nicht eine wirtschaftliche Maßregel, sondern ein Parteimanöver, mit dem man hofft oder befürchtet, einige Dutzend Mandate zu gewinnen oder zu verlieren. Liegt nun diese Neigung zur Sachlichkeit den Menschen nicht im Blut, so kann die Unsachlichkeit Riesendimensionen annehmen. Und kommen gar große, menschliche Leidenschaften bei der Entscheidung in Frage, dann wird jede sachliche Entscheidung übertönt durch den Lärm des suggestiven Preßapparates. Bei dem Dreyfusprozeß hat es die Menschheit erlebt, daß in Frankreich kaum noch jemand war, der sich ernstlich die Frage überlegte, ob der Hauptmann Paul Dreyfus Landesverrat begangen hatte oder nicht. Die Frage war vielmehr zur wilden Kampfparole zwischen Dreyfusards und Antidreyfusards geworden, zwischen Juden, Sozialisten, Radikalen einerseits und Antisemiten, Konservativen und Klerikalen anderseits. Und diese Atmosphäre der Unsachlichkeit erstreckt sich auf alle Dinge, für die man die Öffentlichkeit interessieren und mobil machen kann, ob es nun eine religiöse oder wirtschaftliche oder Erziehungsfrage ist. Diese ungeheure Unsachlichkeit, die einer Rechtsverweigerung gefährlich nahe kommen kann, ist ein republikanisches Gebrechen. Anderseits hat genau wie der Forschergeist, so auch die Gerechtigkeit ihre Spannungen mit der Monarchie gehabt. Aber sie sind leichter zu überwinden gewesen, als der Nebel der Unsachlichkeit, der in der Republik über allen Dingen des öffentlichen Lebens gebreitet liegt. Die Anekdote vom Müller von Sanssouci ist nicht zufällig von einer Monarchie erzählt worden.

Im letzten Grunde unterscheiden sich Republik und Monarchie darin, daß sie eine andersartige Lösung für eins der letzten Menschheitsprobleme geben, das Führerproblem. Die Republik behauptet, daß der Führer irgendwo und irgendwie unversehens als Individuum auftaucht, und daß die dem Menschen innewohnende Achtung vor dem Führer ihm dann schnell zum ersten Platz verhelfen werde. Führernaturen von diesen Dimensionen tauchen aber nur alle paar Jahrhunderte einmal auf, und dann finden sie ihren Weg nach oben, ganz gleichgültig wie die Staatsform beschaffen ist. Meist weiß die Monarchie sie sich als Stützen zu sichern, wie dies bei Bismarck der Fall war, manchmal zerbricht die Monarchie unter ihrem Griff, so war es bei Cromwell. Die Republik kann ihnen ebenfalls erliegen, wie das Beispiel Napoleons zeigt; aber meistens ist ihre Luft für die Führer weniger heilsam als die Monarchie. Solche Führer sind aber eine solche Ausnahme, daß man ihnen den Weg nicht durch besondere Institutionen zu bahnen braucht. Für den Alltag muß ein Volk vorliebnehmen mit Führern, die gerade nur um Hauptes Länge über die sie umgebende Schicht hinausragen. Wenn dies aber so ist, so ist das Wesentliche die führende Schicht eines Volkes. Und diese kann man beeinflussen, diese kann man züchten — die ganz großen Führer vom ersten Typus sendet das Schicksal oder es sendet sie nicht. Und diese Führerschicht versucht die Monarchie zu schaffen. Sie glaubt, daß die Führereigenschaften, die einst zur Entstehung der Monarchie geführt haben, vererbbar sind und daß sie durch tausend Kanäle auch in immer tiefere und breitere Schichten hineingetragen werden können. Sie glaubt, daß Ehrgefühl, Sachlichkeit und Entschiedenheit des Willens die Grundlagen eines Staatswesens sind, und daß sie am ehesten dann gezüchtet werden können, wenn der Ehrgeiz nach der höchsten Stelle im Staate ausgeschaltet wird. Sie herrscht in erster Linie durch ihre Führerschicht, welche die Geschicke des Landes in der Hand hält, und fast immer der Führerschicht einer Republik überlegen ist. Diese Schicht und ihr Geist ist das Wichtigste, nicht der Monarch an der Spitze. Notwendig ist er als ein Symbol. Hat er die persönlichen Eigenschaften dazu, so kann er mehr sein, kann er den gewaltigen Einfluß ausüben, den jede Hierarchie ihrer Spitze gibt. Da aber die Schicht das Ausschlaggebende ist, nicht der einzelne, so ist zu hoffen, daß der wohltätige Einfluß der Schicht sich auch über die Lebensspanne eines einzelnen ausdehnen wird. Die Monarchie kann einen schlechten Monarchen vertragen, genau wie das Papsttum einen schlechten Papst. Gewiß wird sie versuchen müssen, die Macht zu schaden, die von dem schlechten Herrscher ausgeht, zu beschränken. Ganz lösbar ist das Problem nicht; denn der absetzbare Monarch ist kein Monarch. Es bleiben aber möglich: die Einfügung von Hemmungen, in der Gestalt eines Parlaments, das aus Volkswahlen hervorgeht, die Einschaltung eines demokratischen Prinzips neben dem autoritativen, so daß nur die Übereinstimmung beider ein Gesetz macht. Diese Beschränkung hat sich im allgemeinen bewährt, nur darf sie nicht zur völligen Ausschaltung des Monarchen führen. Versagt diese Hemmung, dann ist irgend etwas an beiden Seiten der Maschine nicht in Ordnung. Im Deutschland Wilhelms II. hat sie versagt, aber nicht nur, weil dem Monarchen das nötige Kaliber fehlte, sondern auch dem Reichstag. Jedes Wahlrecht ist eine Maschinerie, um Führertalente aus dem Volke herauszusieben, aber es kann nicht mehr aus dem Volke herausholen, als darin ist. Und daß das kaiserliche Deutschland ein gutes Abbild der Volkskräfte war, hat der Verlauf der Dinge nach der Revolution gezeigt — auch die Republik hat nicht wesentlich mehr finden können, als die Monarchie besaß. Ist die Institution gut, so kann sie ihr unwürdiger Vertreter wohl erschüttern, wohl auch einmal zum Zusammenbrechen bringen, aber nicht gänzlich entwerten. Augenblicksentscheidungen brauchen keine Weltentscheidungen zu sein. Das beginnende 20. Jahrhundert hat den Sturz der letzten eigentlichen Monarchien gezeigt; aber auch eine so ausgesprochen konservative Neigung bei der akademischen Jugend aller Länder (der republikanischen vor allem), ein so lautes Hoffen auf irgendwelche autoritative Form der Regierung (Monarchie, Diktatur, sogar Kirchenherrschaft), daß es sehr wohl möglich ist, daß die demokratische Welle der letzten hundertfünfzig Jahre sich ausgelaufen hat. Der Katholizismus ist schon unendlich oft totgesagt worden, heute ist wieder einmal der Protestantismus an der Reihe und die Monarchie desgleichen. Gebildet sein heißt aber Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden, d. h. unter anderem auch mit Jahrhunderten rechnen können und Glauben an eine Sache haben. —

Und die deutsche Monarchie? Sie hat Gewaltiges geleistet; denn sie hat den preußischen Staat geschaffen und das Deutsche Reich dazu. Nicht sie allein — aber ohne sie wäre es nicht gegangen. Und ihr spezielles Verdienst ist es, daß sie gewisse altritterliche Eigenschaften, Hingebung an ein großes Ganzes, Opferwilligkeit, Weite des Blicks und einen hohen Ehrenstandpunkt gezüchtet und verbreitet hat bis in die untersten Schichten unseres Volkes hinein. Das hat der Weltkrieg gezeigt. Und wenn das deutsche Volk noch heute unter fast verzweifelten Bedingungen sich energisch dagegen wehrt, als Vorbild sich den Neureichen aufzwingen zu lassen, wenn „Kriegsgewinner" fast als Schimpfwort gilt, so ist das Nachwirkung monarchischen Geistes. Wenn ferner heute nach vier Jahren der Republik kaum neue Männer an die Spitze des Staatswesens getreten sind, so ist dies ein Zeichen

dafür, daß die Monarchie wirklich aus der Nation herausgeholt hat, was in ihr steckte; wo aber nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren. Wir leben tatsächlich noch in einem monarchischen Staat wie vor 1918, nur hat er kein Haupt. Wir leben von den alten Kräften, Neues hat die Republik aus der Nation nicht herausholen können. Gestürzt ist die Monarchie nicht über die Unzulänglichkeit ihres letzten Monarchen, sondern über zwei Problemen, die sie nicht hat lösen können, dem des Volksheers und dem der Arbeiterschaft. Sie hat mit ihrem Rittergeist ein gut Teil des bürgerlichen Mittelstandes erfüllen können, nicht aber die Arbeiterschaft. Daß auch der Angehörige der untersten Schicht — nicht in Massen, sondern hier und da als einzelner — in die obere Schicht hinaufgehoben werden mußte, und damit auch Zutritt finden mußte zu höherer Bildung, Beamtentum und Offizierkorps, das hat die Monarchie nicht gesehen, und deshalb hat ein verlorener Krieg auch sie hinweggefegt. Denn im Kriege kam der Riß durch das Volksheer, das kein volles Volksheer war, denn es fehlte der Offizier aus der Unterschicht. Der ganze Heereszuschnitt paßte psychologisch für die Schicht, für die er gedacht war, für den jungen Mann um die zwanzig herum, der das Kommandiertwerden innerlich annimmt, aber nicht für den grauwerdenden Familienvater; ihm aber, der im bürgerlichen Leben daran gewöhnt ist, seinen Gewerkschaftsführern ziemlich blindlings zu gehorchen, hätte der Gewerkschaftsoffizier vielleicht das Gehorchen leichter gemacht. Und jetzt, wo die Monarchie einmal beseitigt ist, ist der kritische Moment der Institution gekommen: wo sie ist, hält sie sich auch unter einem Monarchen von geringem persönlichen Kaliber; aber ein erfolgreicher Kronprätendent muß persönlich etwas sein. Wo es aber keinen Kronprätendenten von hohem persönlichen Range gibt, sind monarchische Putsche von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Und doch entspricht die Monarchie und nicht die Republik den letzten Bedürfnissen der deutschen Nation. Der letzte, entscheidende Faktor für Deutschlands Geschick ist seine geographische Lage. Nahezu völlig ungeschützt nach Osten und Westen lebt es seit Jahrhunderten in der harten Zange der stärksten Militärmächte der Welt, der Völker mit stärkstem Ausbreitungsdrang gegen das Zentrum Europas. Was wir in den Tagen des Ruhreinbruchs voll Zorn, Ingrimm und Verzweiflung erleben, ist typisches deutsches Geschick seit Jahrhunderten gewesen. Es zwingt uns zu stärkster nationaler Konzentration, es gestattet uns einfach den Luxus der persönlichen Freiheit nicht, so gut sie auch passen mag für die durch ihr Meer geschützten Engländer. Der Druck von außen hat immer auch die unkriegerischen Stämme Deutschlands zu Militaristen gemacht, hat Abwehrdrang, Ausbreitungsdrang und Militarismus auch da erzeugt, wo er von Natur nicht wuchs. Das alles fordert Konzentration, Einheitlichkeit, das macht ein faules Behagen auf die Dauer nicht möglich, das züchtet Rittergeist. Das macht den Gedanken an einen dauernden Kampf um den obersten Posten im Deutschen Reiche, wie ihn die Republik auf die Dauer mit sich bringen muß, nahezu unausdenkbar. Von Natur streben die meisten deutschen Stämme und Individuen nach Vereinzelung — was sollte daraus werden, wenn in einem republikanischen Präsidentschaftswahlkampf, wo beispielsweise Sozialdemokraten und Konservative sich mit der üblichen deutschen Rechthaberei und Gehässigkeit befehden, plötzlich eine Krisis wie die von 1914 hineinplatzt? Wir leben noch in einem Staat voll monarchischer Gesinnung, wenn auch mit republikanischem Oberhaupt, und irgendwie wird unsre geographische Lage uns irgendeine Form der Monarchie schon wieder aufzwingen, wenn es nicht die Erbmonarchie einer alten Dynastie ist, dann die Monarchie einer neuen Diktatur. Und die monarchische Form entspricht auch den letzten Bedürfnissen der deutschen Seele. Sie will sich begeistern für Altes, für Gewachsenes, für Irrationales — das ist monarchisch. Sie haßt in tiefster Seele künstliche Gleichmacherei und aufgeblasenes Geldprotzentum, sie ächtet schließlich doch den, der nichts Besseres kann, als mit dem Geldbeutel klimpern — das ist monarchisch. Und wer in den letzten Wochen an der Ruhr die Huldigungen erlebt hat, die sozialdemokratische Arbeiter einem Vertreter der bitter gehaßten Kapitalistenklasse darbringen, nur weil er ein ganzer Kerl ist, weil er Mut hatte und opfern konnte, der kann schwerlich daran zweifeln, daß dies Volk im innersten Herzen monarchisch ist. Es will sich begeistern, es will Führung haben, es glaubt an Werte, die über dem Gelde stehn. Noch zehrt es von der Erbschaft seiner alten Monarchie. Die Beamten, die jetzt sich ins Gefängnis schicken lassen und ihre Familie über den Rhein senden, ohne zu wissen, was aus ihrer Habe wird, sie sind die stolzesten Produkte preußischer Monarchie, und die mannhaften Kohlenarbeiter nicht minder, denn sie sind gegangen durch die Schule des preußischen Heeres. Wo solch letzte Instinkte des Nationalbewußtseins immer wieder durchschlagen, da kann es nicht zweifelhaft sein, welche Staatsform deutscher Naturanlage am besten entspricht. Wer so denkt, wird aber auch warten können. Er wird nicht eine Zeit katastrophaler Not seines Vaterlandes dazu benutzen wollen, um sein Ziel zu erreichen — denn Nation ist schließlich noch wichtiger als Monarchie. Und er weiß, daß für ihn arbeiten die Zeit, die Geographie und die großen Mächte des historischen Geschehens — und die lassen sich durch kein Zufallsergebnis einer Hunger- und Leidenszeit außer Kraft setzen.



Viergespanne der olympischen Rennen. Dargestellt auf einem attischen Gefäß des 5. Jahrh. v. Chr.

Roß und Reiter in Bild und Bronze

Von Prof. Dr. Paul Schubring

Roß und Reiter gehören zusammen, das wußte schon der alte Homer. Alles Heldentum, alles Heroische ist irgendwie mit dem Pferd in Verbindung gebracht worden. Das alte Lied: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" tönt durch die Kriege und die Frieden aller Jahrhunderte. Wenn des jungen Alexander früher Wagemut illustriert werden soll, bändigt er den Bucephalus. Wie eindrucksvoll war es, als im Leichen-



Vor dem Ziel. Ausschnitt aus einem Gemälde von Prof. Angelo Jank



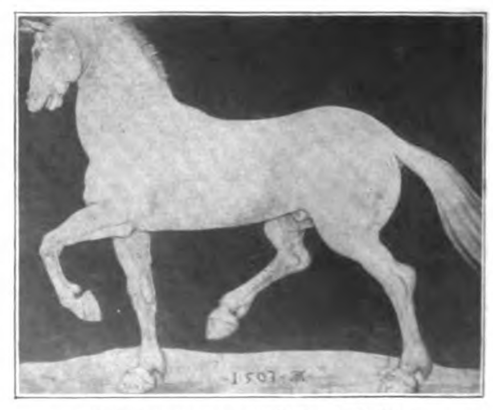
Ritter ohne Rüstung, doch mit Eisenhaube und Halsberge. Aus einer Handschrift des Rudolf von Ems

zug des unvergeßlichen März 1888 das Leibroß des Kaisers Wilhelm I. hinter dem Sarg geführt wurde! Keiner der Fürsten versammelte auf sich so vieler Blicke. Battaglienbilder der alten Zeit, von Paolo Uccello bis Bourgignon, sind stets Reiterkämpfe und Pferdegetümmel. Namentlich in der Zeit vor den Feuerwaffen ist ja der Ansturm der Kavallerie so oft entscheidend für die Bataille gewesen. Richards III. Ausruf: „Ein Pferd, ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!" drückt die Gefühle unendlicher Streiter im Notkampf aus. Odysseus war auch darin klug, daß er den Trojanern ein hölzernes Pferd vor die Mauern stellte; die Lockung war für die Belagerten größer als alle Bedenken. Ritters Brautfahrt und Minnewerben ist stets mit dem „Rößlein im Stall" verbunden gewesen. Das Reiterleben im Morgenglanz und Schlachtgebraus haben viele Dichter besungen.



Ausschnitt aus einem Holzschnitt „Der schlafende Landsknecht" von Hans Baldung-Grien. Um 1545

Die bildende Kunst hat das Motiv um so lieber aufgegriffen, als es sinnlich und greifbar war. Sie müht sich oft quälerisch um Abstrakta, wenn sie Patriotismus, Edelsinn, Liebeszauber und Höllenbosheit darstellen soll; das Pferd dagegen springt dem Bildner fröhlich entgegen und stellt sich mit allen vier Beinen in die Wirklichkeit des Ateliers. Schon die frühen Felsenreliefs bringen das Pferd, das bei den Ägyptern nach der Hyksosperiode auftaucht; und assyrische Löwenjagden sind stets zu Pferde geritten worden. Von Homer war schon die Rede. Was wäre Helios ohne sein Viergespann, das er morgens aus dem Stall lenkt, wenn Aurora den Balken des Tores wegschiebt und nun gelber Glanz die Nacht zerteilt! So stellt es die ganz alte Metope des Tempels in Selinunt dar. Pferde bilden ein Hauptstück der berühmten Giebel von Olympia und dem Parthenon. Dort die Gespanne des Oinomaos und Pelops im Wettkampf — der Sieger darf Hippodameia heimführen, der Besiegte endet in Tod und Schmach. Im Ostgiebel des Athener Parthenon, der bekanntlich in seinen Reliefs das Menschenschicksal im Tagesrhythmus schildert, hebt sich am linken Anfang Helios in der Morgenfrühe mit den Rossen aus den Fluten, seine ersten Strahlen treffen den Bruder Dionysos; langsam steigt der Tag dann bis zur Mittagstunde, die Athenas Geburt bringt, dann senkt sich die Kurve zur Liebesstunde der „Tauschwestern", und endlich landet der Abend mit den müden Rossen, die gierig das Naß des Ozeans schlürfen. Als Goethe den Kopf dieses Rosses in Gips bekam, küßte er ihn in tiefer Ergriffenheit. Bei einem Volk, das, wie die Griechen, im Rossewettlauf den Höhepunkt seiner Spiele sah, ist es nicht verwunderlich, wenn das geliebte Tier in Stein und Bronze



Pferdezeichnung von Albrecht Dürer



Ausritt der Fürstin von Liegnitz im Park des Charlottenburger Schlosses. Gemälde von Franz Krüger

vielfach nachgebildet wird. Pferderennen haben sich aus der Antike bis zur Gegenwart erhalten. Das Italien der Renaissance hat in Florenz, Siena, Rom, Neapel die Plätze für solche Festtage geformt, und auch heute bildet das Palio-Fest in Siena, auf dem weltberühmten Marktplatz Ende April zu Ehren der heiligen Caterina abgehalten, den Höhepunkt der Tage in der alten Ghibellinenstadt. Da steht die Kapelle, in der die Pferde eingesegnet werden, da lockt der marmorne Wasserkasten, die fonte gaya von Jacopo della Quercia, an dem die durstigen Tiere nach dem Rennen saufen dürfen, während auf den Balkons der den Platz umsäumenden alten Palazzi und von den Zehntausenden, die in der Mitte des Platzes stehn, der Sieger jubelnd begrüßt wird. Vor dem Zimmer, in dem ich dies schreibe, steigt das alte bronzene Welfenroß in die Höhe; das Pferd als Symbol einer Dynastie, einer Stadt, ist ebenfalls antike

Tradition, ebenso wie der marzocco von Florenz oder die lupa Roms. Die lächerliche Überschätzung des Menschen als „einzigsten Kulturgutes“ und der Spott über die niederen Instinkte der Tierwelt ist eine moderne, schwächliche und unwahrhaftige Erfindung. Die Alten wußten das Instinktleben der Tiere höher zu verehren und erkannten dessen Überlegenheit an, indem sie Tiere göttlich nannten. Wer hat nicht schon in den Augen der Pferde, Kühe, Hunde, Löwen ein Innenleben gefühlt, demgegenüber jeder Menschenblick kurz und flach erscheint? — Die Reiterstatue fehlt bei den Griechen, die ja überhaupt das Porträt nie besonders gepflegt haben; selbst von Alexander gibt es keine Reiterstatue mehr, und Amazonen werden stets abgestiegen dargestellt, meist verwundet und blutend. Der Römer dagegen hat die Kaiser- und Siegerstatue zu Roß in unendlichen Formen entwickelt. Seine Kunst sucht ja nicht die Idealität, sondern die gesteigerte Wirklichkeit. Augustus ist zwar in der bekannten und ausgezeichneten Statue von Primaporta noch zu Fuß dargestellt; aber schon Cäsars Statue ritt auf seinem Forum, und dann haben fast alle römischen Kaiser ihre Reiterstatue erhalten. Wenn Karl der Große sich als der Erbe des römischen Imperiums in Aachen dokumentieren will, sorgt er vor allem für eine Reiterstatue. Sie ist verloren; aber eine kleine



Die Jungfrau von Orleans
Bildwerk in Reims von P. Dubois



Ein englisches Pferdebild: Jagdsprung. Gemälde von W. J. Shayer

Verlag von A. Ackermann & Sohn, Kunstverlag, London W.

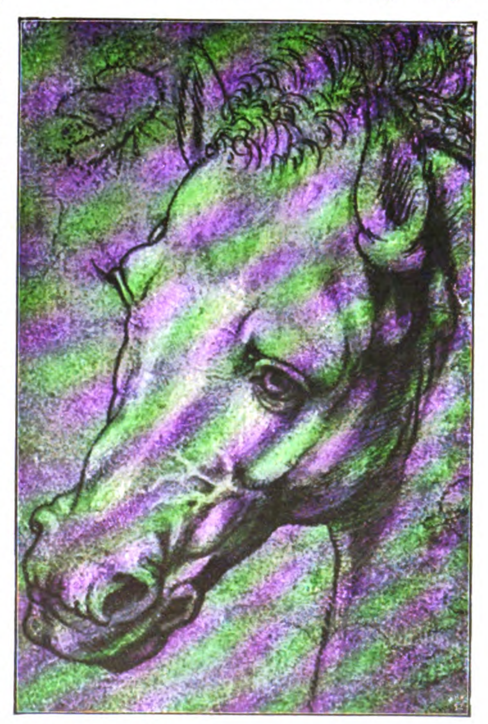


Auf der Flucht. Gemälde von Otto v. Faber du Faur

hundert geschaffen: Donatellos Gattamelata, Verrocchios Colleoni, Leonardos Francesco Sforza. Das letztere ist nur im Modell fertig geworden und dann 1499 von den Franzosen zerschossen worden. Aber der Gattamelata (bunte Katze, der Spitzname des Erasmo de'Narni) steht noch heute auf hohem Sockel vor dem Santo in Padua, bereit, zu neuen Siegen im Salzkrieg gegen die Venezianer auszuziehen. Die Wirkung von Verrocchios Standbild an dem Platz vor S. Giovanni e Paolo in Venedig ist deshalb so stark, weil das Pferd dieses wilden Heerführers Colleoni das einzige Pferd in Venedig ist — wenigstens wenn wir von den vier antiken Rossen absehen, die die Fassade von San Marco zieren. So viele Reiterdenkmäler seitdem geschaffen sind, Donatellos und Verrocchios Güsse werden immer den Ruhm der Erstlingschaft behalten. Schon als technische Leistung im Großguß sind sie von seltener Kühnheit. Verrocchio ist leider an der Hitze in der Gußgrube ge-

Bronze im Musée Carnavalet in Paris, die 1871 beim Brand der Tuilerien im Schutt gefunden wurde, gibt eine Nachbildung aus ältester Zeit. Die deutsche Bildnerei des 10. bis 12. Jahrhunderts hat sich an das Pferd nicht gewagt — wohl an den Löwen, siehe Braunschweig — weil sie eine Kirchenkunst war und die Heiligen, nicht die Kaiser abbildete. Aber im 13. Jahrhundert finden wir dann im Bamberger Dome die wundervolle Reiterfigur, die, wie auch immer der Titel lauten möge, eine einzigartige Illustration des staufischen Heldenzeitalters ist; und an der Fassade des Straßburger Münsters reiten bald darauf ebenfalls vier berittene heilige Helden in den Morgenglanz der Ewigkeit. Manche Heilige, wie Martin, Georg und Hubertus, sind ja Pferdepatrone geworden, und in Kirchenschätzen finden sich silberne Pferdeköpfe als Stiftungen der Ritter.

Die Renaissance greift den alten Gedanken der Reiterstatue wieder auf. Cangrande, der Wirt Dantes in Verona, reitet auf der Pyramide seines Grabmals in Sa. Maria antiqua in Verona im hellen Sonnenschein und grüßt von der Höhe lächelnd die kleinen Nachfahren in der Tiefe. Bernardo Visconti ließ seine Reiterstatue in den Chor einer Mailänder Kirche stellen, so daß die Gläubigen selbst beim Gebet unter der Allgegenwart des schlimmen Tyrannen zittern mußten. Drei große Bronzedenkmäler hat das 15. Jahr-



Pferdekopf. Zeichnung von Lionardo da Vinci in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand



Abgeworfen. Ölstudie von Prof. Georg Koch

Eugen in Wien, während Rauchs Friedrich der Große auf der viel zu breiten Straße der Linden viel kleinlicher wirkt.

In der Malerei finden wir das Pferd schon in den Miniaturen des Mittelalters, bei den Heiligen- und Ritterszenen. Schon die immer wieder dargestellte Huldigung der Drei Könige braucht ja die drei Rosse; und zu den Hauptpferden kommt bald ein ganzer Troß von Begleitern, die ebenfalls zu Pferde oder auf den Kamelen die Fürsten begleiten. Auch bei der Kreuzigung sind die Römer meist beritten. Noch häufiger ist natürlich das Pferd im profanen Bild zu treffen, namentlich auf den Truhenbildern der italienischen Renaissance. Hier wimmelt es in den Triumphzügen Cäsars, Scipios und Vespasians von Kavallerie; im Circus maximus in Rom werden Pferdespiele vorgeführt, um die Sabinermädchen zu betören, die Königin

storben, und erst der Venezianer Gießer Leopardi konnte das Werk vollenden. Michelangelo fügte diesen Reitergedanken einen neuen hinzu, indem er die alte Reiterstatue Kaiser Marc Aurels, die im ganzen Mittelalter, als Zauberer gefürchtet, im Lateran unbehelligt gestanden hatte, auf den hohen Kapitolsplatz setzte, wo nun der alte Imperator, aus großer Vergangenheit zur Gegenwart sich wendend, das neue Rom mit alter Geste grüßt. Und wie man in der dämmernden Ferne hinter ihm die alten Legionen heranziehen glaubt, die Roms Größe mit ihrem Blut gewonnen haben, so reitet auch Schlüters Großer Kurfürst auf der Spreebrücke in Berlin an der Spitze seiner Truppen, die auf den Wassern des Flusses im Anmarsch zu denken sind. Der Fürst kommt in dem Augenblick an, wo er nach langer Abwesenheit das Schloß seiner Väter wieder grüßt, das er in heißem Kampf verteidigt hat. Ähnlich glücklich in der Aufstellung sind Wiedemanns August der Starke in der Dresdener Neustadt und der Prinz



Araber auf Auslug. Ausschnitt aus einem Gemälde von Adolf Schreyer. (Im Besitz von Rudolf Bangel, Frankfurt)



Apfelschimmel. Ölgemälde von Theodor Géricault (München, Ausstellung Caspari)

von Saba kommt vierspännig zu Salomo gefahren, Gott Amors Wagen wird von vier seidigen Schimmeln gezogen, während die Castitas sich mit Einhörnern, der Chronos mit Hirschen, die Mors mit Elefanten bespannt. Jephta reitet seiner Tochter entgegen, die er dann leider als Erstlingsopfer töten muß, Tobias braucht seine lange Wanderung bis zum Tigris auch nicht zu Fuß zurückzulegen. Äneas reitet in Latium ein, Horatius Cocles stürzt sich mit dem Pferde in den Abgrund, Trajan reitet in den Orient, und sein Sohn überreitet dabei den Sohn der Witwe, den der Vater sofort verurteilt, wodurch er sich aus dem Fegefeuer rettet. Ganz besonders häufig kommt das Pferd in den Bildern vor, die Novellen Boccaccios illustrieren. Der Fürst, der die arme Griseldis freit, hat natürlich hoch zu Roß zu erscheinen; jener schlimme Reiter in der Nastagio-Novelle, der seine nackte Geliebte durch den Wald hetzt und ihr jeden Freitag das grausame Herz ausschneidet, kommt auf einem schnaubenden Rappen dahergesaust. All dies Aventiurespiel ist mit Rossen, Schiffen, Kähnen, Hunden belebt, und erst im stillen Gemach der Hochzeitskammer verklingt all der Lärm und das Schnauben und Bellen.

Die Hochrenaissance braucht das Pferd



Beim Aufbruch. Ausschnitt aus einem Gemälde von Prof. Robert von Haug



Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin. Von Andreas Schlüter

Gruppe von berittenen Kämpfern. Selbst Michelangelo braucht das Pferd beim Sturz des Saulus, kurz vor der Bekehrung. Raffaels Schüler Giulio Romano hat in dem Palazzo del Tè in Mantua einen ganzen Saal mit den Lieblingspferden des Mantuaner Herzogs ausgemalt. Tizian setzt mit Vorliebe seine Fürsten und Generäle, die er porträtiert, aufs hohe Roß, und Velazquez ist ihm darin gefolgt. Wo gibt es wieder solch ein frisch daher galoppierendes Tier wie jenes, das der junge Kronprinz Don Balthasar tummelt? Philipp IV. und seine Gemahlin, der Kanzler Olivarez — sie alle erscheinen zu Pferde, während die Hofleute, die Stallmeister, die Narren am spanischen Hofe natürlich zu Fuß bleiben. Ist es bei der Folge der französischen Könige, der englischen Herrscher anders? Aber wir kennen kein Reiterbild Friedrichs des Großen, das zu seinen Lebzeiten, also mit seiner Einwilligung entstanden wäre, und auch Schlüters Denkmal ist erst nach dem Tode des Großen Kurfürsten entstanden. Ein besonderes Wort über Rubens; er ist der beste Pferdemaler aller Zeiten, in anderem Sinn. Ihr pathetischer Stil verlangt die Erhöhung des Helden und die Steigerung der Situation. Wenn Heliodor in den Tempel zu Jerusalem bricht, um die goldenen Gefäße zu rauben, dringt der göttliche Rächer auf Raffaels Stanzenfresko zu Pferde auf ihn ein. Leonardo zeigt auf dem berühmten Karton mit der Schlacht von Anghiari einen Reiterkampf um die Fahne, eine **engverknäulte**



Reiterstandbild des Cangrande († 1328) aus den Scaliger-Grabmälern zu Verona

vielleicht weil er täglich nachmittags ausritt. In seinen Bildern weht das stürmische Pathos eines erhöhten, jubelnden Lebens, und unendlich oft ist es gerade das Pferd, das die Szene hebt und zum brausenden Akkord steigert. dann in England die Pflicht, König Karl I. zu Pferde zu porträtieren, unzähligen Nachahmern ein Vorbild gebend. Im Gegensatz zu diesen Namen spielt das Pferd bei Rembrandt eine bescheidene Rolle. Seine Kunst



Rotfuchs. Gemälde von Wilhelm Trübner

Was wäre der Raub der Leukippiden in München, wenn die Dioskuren nicht zu Roß ihren Frauenraub wagten? Das ist nur ein Beispiel für unzählige Mythologien, Jagd- und Kriegsszenen seines Pinsels. Auch Rubens hat edle Rosse wirklich porträtiert und in den Mittelpunkt der Szene gestellt (Bild in Cassel). Van Dyck folgte ihm und hatte sucht ja nicht das glänzende Schauobjekt, sondern die Symbole der inneren Schau. Bilder wie „Der polnische Reiter“ bleiben eine Ausnahme. Dagegen haben viele Holländer vor und nach ihm, welche die holländische Wirklichkeit abschilderten, neben den Kühen, Hühnern, Hasen und Kaninchen der Heimatsflur auch das Pferd gemalt, und von

Wouwerman heißt es, daß er kein Bild ohne einen Schimmel ins Land gehen ließ. Es gab damals sogar Pferdespezialisten; namentlich die Landschafter ließen sich die Reiter, die vorn am Damm ihrer Felder vorbeiritten, gern von solchen Spezialisten hineinmalen.

In unserer deutschen Kunst heißt der Mann, der für sie das Pferd eigentlich entdeckt hat, Albrecht Dürer. Natürlich gibt es auch in der Malerei und Graphik vor ihm schon Pferde; aber den organischen Bau, die bewußte Formung hat er erst gefunden und damit in die deutsche Kunst an Stelle allgemeiner Andeutungen auch hier den klaren Satz einer fast wissenschaftlichen Fassung gebracht. Er hat schwer um dieses Problem gerungen, und Verrocchios Colleoni hat ihm dabei geholfen. Namentlich im Schnitt und Stich hat er dann solche Meisterschaft verwertet. Die Reiter der Apokalypse sind noch ungeschickt; aber die Tiere auf dem Stich des heiligen Hubertus und namentlich das Pferd des Ritters, den Tod und Teufel verfolgen, wie auch andere „Pferdestiche" zeigen die volle Beherrschung. Neben ihm haben besonders Hans Baldung-Grien und die Behams sich den Pferdestudien zugewandt, unter den Malern auch A. Altdorfer, der sogar die Reiterschlacht am Granikus gemalt hat.

Das 19. Jahrhundert hat, wie auf vielen Gebieten so auch bei unserem Thema, eine Intimisierung gesucht und vor allem das Pferd nicht nur im Zusammenhang historischer und heroischer Szenen, bei denen die Menschen doch schließlich die Hauptsache sind, sondern auch um seiner selbst willen dargestellt. Am Anfang des Jahrhunderts lebte in Berlin ein hochbegabter, sauberer und treffsicherer Naturalist, Franz Krüger, der in der Nachwelt als Pferde-Krüger fortlebt, da er in der Darstellung des Pferdes noch mehr leistete als in der des Menschen. Ihm verdanken wir ein genaues Abbild der Gesellschaft und der Feste des alten Berlin unter Friedrich Wilhelm III. und IV., namentlich die Paraden unter den Linden, wie sie zu Ehren fürstlicher, namentlich russischer Gäste abgehalten wurden. Die Jagdritte der preußischen Prinzen und schöner Frauen, die Stallgeheimnisse jenes Marstalls, über dessen Tür Friedrich



Germane. Skulptur von Prof. Rudolf Maison



Reiter am Strande. Ölstudie von Prof. Max Liebermann

der Große die Aufschrift setzte: „Musis et mulis“ (weil auch die Maler hier einquartiert waren), all das finden wir bei Krüger porträtiert. Er ist der Begründer des Berliner Naturalismus und der eigentliche Vorläufer Menzels und Liebermanns. Zur gleichen Zeit steht Paris im Zeichen Delacroix' und Géricaults. Man kann Delacroix den Rubens des 19. Jahrhunderts nennen; jedenfalls spielt bei ihm die Tierwelt auch eine ganz hervorragende Rolle in den heißen Szenen seiner wilden Kämpfe, Jagden und Rennen. Géricault, der leider so jung Gestorbene, hat wundervolle Pferdeköpfe gemalt. Die Kolonisation Algiers 1830 führte dann die französischen Maler zum exotischen Gestüt, und damit setzt eine Malerei an, die sich deutlich dem Rennsport nähert. Auf diesem Gebiet waren die Engländer schon vorausgegangen, die Deutschen folgten um 1850 nach. Von dieser Art geben unsere Abbildungen zahlreiche Beispiele, so daß sich ein besonderes Wort erübrigt. Wichtiger scheint mir die Bedeutung des Pferdes in der deutschen Monumentalmalerei, wie sie die sogenannten Deutsch-Römer Hans von Marées, Böcklin

und Feuerbach vertreten. Namentlich der Erstgenannte, der allem Historischen und Motivischen so prinzipiell aus dem Wege ging, hat den Helden und sein Roß vielfach zum Ausdruck des Natürlich-Heroischen verwandt. Es gibt ein Triptychon von ihm in München, wo er in drei Bildern seine Forderung an den „Mann" illustriert: „Der Mann sei gütig, sei fromm, sei tapfer." Das erste Bild zeigt den heiligen Martin zu Pferde, als merowingischen Hauptmann am kalten Schneetag, wie er dem nackten frierenden Bettler seinen halben Mantel gibt. Das Bild des „frommen" Mannes ist der heilige Hubertus, der am Karfreitag jagen will, dann aber durch das im Kruzifix erscheinende Kreuz-



Galoppierendes Pferd. Gemälde von H. Daumier
Breslau, Sammlung L. Lewin



Brabanterpferd. Bildwerk von Graf v. Lalaing

bild abgeschreckt wird und niederkniet. Endlich als dritter Sankt Georg, blühend in goldner Jugend, gepanzert zu Pferde gegen den Lindwurm ansprengend. Marées suchte den typischen Menschen, nicht den der Historie und der Zivilisation, daher braucht er ursprüngliche Zeugen des natürlichen Lebens neben ihm. Das sind die Orangenhaine, das Meer, der Kahn und die Fischer, der Zaun und die Steintische, aber auch die Pferde und die Hunde. — Bei Böcklin ist das Pferd gern verwandt, um der Szene Pathos und Ernst zu verleihen. Ich denke z. B. an den Abenteurer, der in schwerer Müdigkeit den Weg zum Quartier sucht.

Ein sonderbares Reittier ist diesem Maler im „Schweigen im Walde" gelungen. Feuerbach hat das Pferd namentlich bei der „Amazonenschlacht" (Nürnberg) in der Kampferregung dargestellt. Beim großen Publikum sind natürlich jene historisch-patriotischen Bilder besonders beliebt, die Situationen aus der großen Zeit von 1870 oder aus den Tagen Friedrich des Großen darstellen. Bei den letzteren denken wir vor allem an Menzel; der „Überfall bei Hochkirch" zeigt seine Meisterschaft auch in der Wiedergabe des Pferdes. Anton von Werner konnte vieles nicht, aber Pferde konnte er. Ich erwähne nur sein bekanntestes Bild: „Bis-



Heimkehr. Gemälde von Prof. Harold Bengen



Steigendes Pferd. Bildwerk von Prof. Ludwig Habich

marcks Anritt bei Donchéry". Freilich ist das Illustration und keine hohe Kunst. Eine sehr starke Rolle hat das Pferd im Impressionismus gespielt, sowohl bei uns wie bei den Franzosen. Alle unsere bedeutenden Maler: Liebermann, Trübner, die Münchener, Stuttgarter usw. haben sich daran versucht, Trübner mit besonderer Zähigkeit. Endlich hat auch der Expressionismus — übrigens schon vor dem Krieg — das Pferdethema mit Vorliebe behandelt, ich brauche nur an den „Turm der blauen Pferde" von Fr. Marc zu erinnern. Daß in den vielen Kriegsbildern das Leiden der armen Kreatur, die so viel dulden muß wie der Mensch und doch nicht weiß wofür, oft einen erschütternden Ausdruck gefunden hat, erwähnen wir mit besonderer Freude. Früher war der Kunst nur der tote oder verwundete Krieger teuer; Schlüters Masken im Berliner Zeughaus bezeugen das. Heute wendet sich die Teilnahme aller leidenden Kreatur zu, die um so tiefer ist, wenn das leidende Tier, z. B. das Pferd, zu ganz anderem Schicksal eigentlich vorausbestimmt scheint. Wir Deutschen wollen uns nicht von jener Tiersentimentalität anstecken lassen, die die englischen Bilder der letzten 100 Jahre pflegen; aber ebenso fern sei uns die Verkennung, daß das Tier, namentlich das Pferd, nicht auch eine Seele habe. Das weiß der Bauer, der Reiter und der Sportsmann zur Genüge. Der Kunst wird das Thema: „Roß und Reiter" nie versanden. Wenn jetzt auch keine Kaiserdenkmäler mehr errichtet werden, das edle Gebilde dieses Tieres wird sowohl um seiner selbst willen als auch im Zusammenhang mit unserem Menschenalltag immer wieder vom Künstlerauge gesucht werden.

Es ist nicht möglich, in den 28 Abbildungen unseres Aufsatzes den ganzen Reichtum auszubreiten, den das Thema „Pferd" der bildenden Kunst geschenkt hat. So begnügten wir uns mit Stichproben, nur das 19. Jahrhundert ist breiter vertreten. Allzu



Rendezvous. Gemälde von G. v. Finetti



Start. Steindruck von Ludwig Hohlwein

Bekanntes wurde nur im Text erwähnt. Viele Menschen, die der bildenden Kunst kein besonderes Interesse entgegenbringen — der Deutsche ist bekanntlich musikalisch! — liebkosen doch gern ein edles Roß, das im Bilde dahergesprengt kommt. Die Sportsleute sind Kenner und verstehen natürlich von den Rassen mehr als die dummen Kunsthistoriker und Schreibtischhocker. Sportsleute, Kavalleristen und Jäger mögen sich hier mit den Bilderfreunden zusammenfinden, um an einem Thema, das fast so unerschöpflich ist wie das der Madonna, zu verfolgen, wie alle Völker, Jahrhunderte und Kulturgruppen nicht müde werden, dem edlen Vierbein den Dank abzustatten, den die Menschheit



Scheuendes Pferd. Gemälde von Prof. Willi Geiger



Rosseführer. Bildwerk von Prof. Louis Tuaillon

ihm schuldet. Neben dem Reittier finden wir den Ackergaul, neben dem Trakehner den Brabanter. Eisenbahn und Auto, Elektrische und Untergrundbahn verdrängen das schöne Tier immer mehr aus dem Großstadtbilde; dazu ist unser Heer zerschlagen und Kavallerieattacken werden nicht mehr befehligt. Aber der Gutsherr und der Sportsreiter, der Bauer und Landwirt, der Totalisator und der Treidler — sie alle und viele andere können und wollen das Pferd nicht entbehren. Diesen allen rufen die Bilder dieser Seiten aufs neue den Gruß zu: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“



Jagdrendezvous. Ausschnitt aus einem Gemälde von Eduard Thöny

Die Wallfahrt nach Berg-Florion

Novelle von Josef Friedrich Perkonig

Der Bauer stand im Tor und sah in den Hof, über den langsam der graue Morgen kam. Er war angekleidet und wartete. Im Stall klirrte eine Kette; dort weckte der Sohn den alten, tauben Knecht und gab ihm mit einigen eckigen Handbewegungen die letzten Weisungen für die Hofhütung. In den Sauloben knarrten die hölzernen Riegel der Futtertröge; die Magd versorgte die Schweine. Angebrannte Milch roch aus der Küche, wo im morgendlichen Halbdunkel die Tochter den Kaffee kochte. Im oberen Stock brannte ein Licht; die Bäuerin mühte sich mit dem Ankleiden. Niemand half ihr und sie wollte es nicht gestehen, daß ihre Finger am Morgen immer angeschwollen waren und keinen Knopf, keinen Haken, keine Schnur richtig fassen konnten.

Der Bauer schimpfte unten auf die langsamen Weiber. Da beeilte sich die Bäuerin so sehr, daß sie die Riemen der Schuhe nicht zusammenband. Auf der Stiege trat sie auf ein Ende, stolperte und fiel einige Stufen hinab. Der Bauer kam aus dem Freien und hob sie auf. Der Schrecken hatte sie so überfallen, daß sie keinen Atem bekam. Die Hand krallte sich in den lodenen Ärmel des Mannes. Er hörte in dem Flurdunkel die luftgierigen Lungen des Weibes.

„Es ist Zeit, daß wir nach Florion kommen," sagte er.

„Heilige ... Maria ..." schnappte sie.

„Frühstück!" schrie die Tochter aus der Küche.

Langsam stand die Bäuerin auf und tastete sich an den Wänden hin. Über den Hof her baumelte eine Laterne, der Sohn kam aus dem Stall. Hinter ihm glänzte ein zweites Licht, die Magd verließ die gesättigten Schweine, die jetzt nicht mehr schrien.

Sie aßen schweigend, der matte Schein der Herdglut lag auf ihren Gesichtern; die Tochter hatte das Feuertürchen geöffnet. Trockenes Reisig roch harzig daraus.

Die Bäuerin stützte den Kopf auf eine Hand, die Schale vor ihr stand unberührt, der leichte Dunst rauchte ihr in die Nase. Die Herdröte war für das Wachs ihrer Haut noch zu schwach.

„Ob sie wohl auf den Berg kommen wird?" zweifelte die Tochter.

„Sie hätt' ja bis Florion fahren können, die Pferde nehmen halt einen halben Tag Umweg," sagte der Bauer.

„Ach," seufzte die Bäuerin.

„Als ob das Steigen und Martern wirklich eine Buß' wär'."

„Laß ihr den Glauben," verteidigte die Tochter die Mutter.

„So sind eigensinnige Leut'," grollte der Bauer. „Wenn es der Doktor wüßte, hängt er sie mit einem Leitseil an. Sie soll nicht auf den Berg; sie soll nicht einmal öfter im Tag auf die Tenn'. Als ob nicht wir allein für sie in Florion bitten könnten."

„Wir hätten sollen schon im Juni wallfahrten," sagte die Magd.

„Und das Heu stehen lassen, daß es verregnet oder sonstwie verkommt," zürnte der Bauer.

„Der eine Tag ist nicht der ganze Sommer."

„Das sagt eines, das keinen Besitz hat. Tätest anders reden, wenn dir eigenes Vieh im Stall schreit."

Der Sohn hatte seine Schale erhoben und trank daraus; sein Gesicht war hinter der porzellanenen Rundung, die das Feuer rötlich färbte, ganz versteckt. Nun setzte er ab und wollte auch etwas sagen.

Da stand der Bauer mit einem schweren Tritt auf.

„Jetzt ist nicht Zeit zum Reden; jetzt ist Zeit zum Gehen."

Sie lösten sich nur langsam und schwerfällig vom Hof und gingen als eine gespenstische Gruppe in die weichende Nacht. Voraus der Bauer, dann der Sohn und die Magd, zuletzt die Bäuerin mit der Tochter.

Zuerst schritten sie auf ebenem Wege. Sie sprachen manchmal noch einige Worte; der Bauer trieb an, die Tochter fragte die Mutter aus Sorge irgend etwas; nur der Sohn und die Magd gingen stumm.

Dann begann die leise Hügelung, und bald darauf hoben den Weg jäher ansteigende Stellen. Jeder der fünf Menschen ging nun einzeln in dem schmäler werdenden Hohlweg. Wald dunkelte zu beiden Seiten, aus seinen Zweigen schien die Dämmerung zu wachsen.

Der Bauer setzte seine Füße bedächtig, weit und fest. Er wußte, daß er der Führer dieser Familie war, die hinter ihm anstieg. Im geheimen glaubte er nicht daran, daß die Wallfahrt der Wassersucht seiner Frau Heilung bringen könnte. Und die Tochter würde auch ohne Berg-Florion wieder gesund aus dem Wochenbett aufstehen. Was anderes sei die Bitte für Hof, Vieh, Feld, besonders aber der Schutz des heiligen Flo-

rian gegen das Feuer. Den konnten sich Wallfahrt und die Messe, die nur für die Familie bezahlt sei, schon erbitten. Also, der verlorene Tag, der da anbrach, war doch gut angelegt.

Der Sohn hinter dem Bauer überzählte seine Jahre und es waren ihrer übergenug. Aber wie der Bauer, der Vater da vorn, noch rüstig ging; er hatte kein Verschnaufen notwendig, die Sehnen versagten nicht. Mit irgendeinem Wort mußte trotzdem einmal Anfang gemacht sein.

Die Magd freute sich über die geänderte Verwendung dieses Tages; sie war froh, einmal aus Zwang und Gewohnheit entlassen zu sein.

Die Tochter dachte sich, daß es die erste Wallfahrt ihres Kindes sei, das sie im Leibe trug. Das Kindbett stand wohl als dunkle Furcht vor ihr, aber sie hatte Tiere zu oft gebären gesehen, wie sie stumpf duldend standen oder lagen, als daß es ihr nicht ganz natürlich, ja fast wehlos gedeucht hätte. Sie wollte die Mutter nach irgend etwas, das in diese Augenblicke drängte, fragen; da gewahrte sie, daß die Bäuerin zurückgeblieben war. Sie stieß nach vorn die Magd an, daß Bruder und Vater gemächlicher wurden, und ging zurück, die Mutter zu suchen.

Die Bäuerin lehnte an der steilen Wand des Hohlweges. Das graue Frühlicht, gemengt mit dem grünen Widerschein von Nadeln und Laub, machte ihr Gesicht noch fahler.

„Ich bin nicht mehr von den Jüngsten," versuchte sie zu scherzen, aber die Tochter sah, wie schnell die Ader am Hals klopfte.

„Wir lassen die anderen vorausgehen," sagte die Tochter.

„Wir kommen zur Meß' zu spät."

„Der Pfarrer wird warten."

„Der Vater wird schimpfen."

„Man kann den Berg nicht hinaufjagen."

Die Bäuerin würgte an einem Wort, das ihr Unbehagen bereitete. Erst als sie wieder auf ihren Füßen stand, konnte sie reden: „Bist Gott sei Dank alt genug worden."

Verständnislos fragte die Tochter: „Wie meinst?"

„Wenn ich stirb."

Der Tochter stach es ins Herz. Sie wollte vom Tode jetzt überhaupt nicht hören. Seltsam, früher war sie nicht so wehleidig gewesen.

„Wir müssen den anderen nachgehen," lenkte sie ab.

Aber die Bäuerin blieb hartnäckig: „Mußt das Kinderhaben schon selber versuchen. Ist auch gut. Der Bauer wird deswegen nicht zu kurz kommen. Bin ich einmal nicht mehr, teilt es euch selber ein."

„Der Vater ruft, Mutter."

„Ich hör' ihn nicht ... für die Totenbahr' zieh du mich an."

„Der Vater ruft."

Die Tochter stieg einige rasche Schritte aufwärts.

„Ich will nicht, daß mich fremde Hände angreifen."

„Was redest du vom Sterben, Mutter? Florion hat schon anderen Menschen geholfen."

„Der Herrgott geb' es."

„Der Vater ruft, Mutter."

Die Bäuerin nahm die Hand der Vorangehenden und überwand einen großen, glatten Stein, um den Wässer die Wegerde fortgewaschen hatten, wenn sie ungebärdig den Menschenweg nahmen.

„Es ist nur wegen des Redens," begann die Bäuerin wieder.

„Was?" Die Tochter blieb stehen.

„Wenn ich stirb, nimmst alles, was mir gehört."

„Sollst es noch lang tragen."

„Greifst alle Näht' ab, wo etwas eingeschlagen ist."

Der Bauer kam den Hohlweg herab. Als ihn die Bäuerin sah, trat sie mehrere Schritte auf, als wäre sie im Gehen.

„So müssen eigensinnige Leut' leiden und die anderen mit ihnen," warf er seinem Weib vor. „Im Wagen wär' ein schönes Fahren gewesen und die Fürbitt' immer noch stark genug."

Sie antwortete nicht und ging, ohne ihn anzusehen, an ihm vorbei. Er aber blieb jetzt in ihrer Nähe.

So war die Tochter mit sich allein. Sie trug nur die Bitte um ein gutes Wochenbett auf den Berg, sonst nichts. Gesund und gerad werde das Kind nach aller Voraussicht sein; das ganze Geschlecht, so weit zurück die Erinnerung auch reichte, war niemals anders gewesen. Es war kein gewünschtes und darum kein geliebtes Kind, ach, wozu daran denken. Die Wallfahrt galt dem eigenen Leib.

Vorne die zwei, der Sohn und die Magd, hatten den Bauer nach rückwärts gehen lassen, nun waren auch sie allein, und das Blut lockte in dem Mann, es irgendwie zu nutzen.

Der Sohn mußte mit auf Berg-Florion, weil er zur Familie zählte, die Magd, weil ein weiteres Gebet vor Gott vielleicht um eine Stimme mehr ausgab.

Der Sohn ließ die Magd vorangehen, indem er vorgab, daß er seinen Anstieg nach dem ihren messen könne. In Wirklichkeit

aber besah er sie wohlgefällig, schätzte die Kraft und Lust ihrer Jugend ab, folgte mit den Augen und einer immer wacher werdenden Gier den Linien ihrer Gestalt. Was ihm an den Tagen unten im Hofe, da ihn die Arbeit oft blind und taub machte, entgangen war, wurde ihm jetzt auf einem kurzen Stücke Weges wie von selbst offenbar. Die Magd erkannte wohl seine Absicht, aber auch nicht durch das leiseste Sträuben oder die geringste Regung von Scham verriet sie etwas davon. Sie fühlte seine Augen in ihren Leib dringen und es bereitete ihr ein körperliches Wohlbehagen. Der Sohn sprang plötzlich nach vorn, riß die Magd wie ein Raubtier seine Beute an sich und hob sie um einiges von der Erde auf. Aber er hörte hinter sich den lauten, kurzen Atem der Schwester und ließ das junge Weib wieder los.

Die Familie ging vier Stunden lang den Berg hinan, immer wieder wegen der erschöpften Bäuerin innehaltend. Zuletzt sprachen sie nicht mehr, jeder war nur mehr mit sich selbst beschäftigt.

Auf einmal blieb die Magd stehen und forderte: „Still!“

Sie hörten eine dünne Glocke durch den Wald herab läuten. Da die Vordersten stehen geblieben waren, fanden sich nun alle fünf zusammen. Ihre Köpfe hoben sich dem Ton entgegen.

„Florion,“ sagte feierlich der Bauer.

„Meß-Zusammenläuten,“ riet die Tochter.

„Es muß nimmer weit sein,“ hoffte die Bäuerin und setzte sich an den flachen Wegrand hin, auf dem in grüner Dichte das Heidelbeerenkraut wucherte.

Rund um die Ruhende, schwer Atmende, standen sie und überließen der Glocke den Laut dieser Minuten. Sie herrschte über das regungslose Meer der Wipfel und rief nach der kleinen Gemeinde, die irgendwo aus dem Tal anstieg und bereits nahe sein mußte.

❋ ❋ ❋

Das war Berg-Florion: Dem heiligen Florian, dem Patron gegen das Feuer, dem auch ein eigener, streng eingehaltener Bauernfeiertag gilt, geweiht; hoch über dem weiten Lande gebaut, das wie eine offene Schale lag, gnadenbedürftig, empfangsbereit: Dörfer, Einschichten, Schlösser, alle in das fernreichende Auge der Wallfahrtskirche gerückt. Rund um sie breitete sich Wiesenboden, auf dem die Prozessionen lagerten; so blieb sein Gras immer kurz und karg.

Häufig wurde hier der Heilige angerufen, die Dörfer schickten ihre Abordnungen, die Sonntage waren hier oben regelmäßig belebt, denn mehr als nur fünfzig einzelne Wünsche zählte das Jahr in dem Umkreis der Gegend, über die der Bergheilige schaute.

Aber nicht allein gegen das äschernde Feuer ward er gebeten. Er, der bei den Bauern einen so guten und alten Leumund hatte, der im Himmel nach dem ländlichen Glauben einen besonderen Einfluß haben mußte, wie es einem geübten, vieljährigen Abgeordneten, als der er gebraucht wurde, wohl ansteht, sollte Fürbitter gegen jeglichen Brand sein, der an dem Gut und Leben der Menschen zehrte.

Hier auf Berg-Florion war der Heilige der Anwalt jeder Sehnsucht bei Gott...

Der kleine Pfarrer, dessen Pfründe im nächsten Dorfe unten lag, aber so mager war, daß er den Wallfahrtsort mit besorgen mußte, sollte er leben können, erwartete die Familie vor der Kirche. Er hielt die Hand über die entzündeten Augen, denen das große Licht des hohen Himmels weh tat. Bäuerin, Tochter und Magd küßten seine Hand.

Der Sohn nahm aus dem Rucksack einen Wachsstock und gab ihn der Mutter; der Bauer setzte Licht auf den Docht.

Unter dem Kirchenvorbau, den zwei dünne, dicht angekritzelte Mauersäulen stützten, stand rechts von dem Kirchentor die Gestalt des heiligen Florian in Holz geschnitzt, die grobe Arbeit eines gewöhnlichen Handwerkers, dem mehr Frommheit als Kunst die ungelenke Hand geführt hatte. Dem Heiligen zu Füßen stand ein Haus, aus dem dicke Flammen schlugen, in die er aus einem Zuber Wasser goß.

Vor der Statue klebten die weißen und gelben Überreste der Wachs- und Unschlittkerzen; dorthin stellte die Bäuerin den brennenden Wachsstock.

Nacheinander traten sie in die Kirche ein, jeder tauchte die Finger in das steinerne Weihwasserbecken und berührte Stirn, Mund und Brust damit.

Der Bauer stand vor dem Eingang in die vorderste Kirchenbank, er wollte den Beschluß machen, gleichsam der Riegel vor der Bank sein. Die Bäuerin lehnte an der Kirchenmauer, sie fühlte die morgendliche Kühle, die davon strömte. Neben ihr kniete die Tochter, in den Gelenken spürte sie eine eigentümliche Schwere. Der Sohn hatte sich so nahe an die Magd gerückt, daß sein Bein das ihre berührte.

Der kleine, kränkliche Pfarrer, der arm, aber klug im Geiste war, vollführte noch die letzten Vorbereitungen zu der gottesdienstlichen Handlung. Er wollte sich auf seinen jungen Ministranten, der kaum erst mühsam

die lateinischen Formeln für die Messe sich gemerkt hatte, noch nicht verlassen, seinen gewohnten Mesner aber konnte er auf Berg-Florion nicht mitnehmen, da er an einem steifen Knie schleppte.

Und wie der Pfarrer so um den Altar herum für die notwendigen Handreichungen, die er dann selber brauchen sollte, sorgte, dabei die Familie in der ausgestorbenen Kirche bewegungslos und erwartend sitzen sah, von den Figuren in ihr Leben deutete, da hier in dem fernsten Kreis der Landschaft jeder des anderen Geschichte genau kannte, geschah es, daß er selber plötzlich ein Gewandelter wurde.

Als er in eben derselben Frühe von der anderen Seite des Berges gegen Florion anstieg, hatte zuerst ein kleiner Triumph in ihm mit der priesterlichen Entsagung geprahlt: Vor dem heiligen Meßopfer nichts essen, nichts trinken, von Mitternacht ab sich enthalten; mein Gott, man saß manchmal mit freundlichen, guten Menschen zusammen, die einsame Seele brauchte zuzeiten jemanden, der sie ansprach oder den sie verstand; aber dann, zur ernsten Mitternacht, beendete eine Klausur, hinter der eigentlich keine Aufsicht drohend stand, jede leibliche Anregung. Das Reich der Seele war nicht versperrt, aber der Körper hatte sein nächtliches Fasten. Und bei dem langsamen Ansteigen lobte er die Härte der Pflicht; seine Meinung klang zusammen mit dem Buchstaben und Sinn des Gesetzes. Es war eine Folge der Ausgeruhtheit, des Bewußtseins von Freiheit, eine Nachwirkung der Bettwärme.

Aber der kleine Pfarrer ging drei Stunden, und wie ein trüber Bodensatz meldeten sich in der beginnenden Müdigkeit die Armut der Jugend, das Entbehren und Versagen, die Mahnung des Neides, die in den Gütigsten nicht dauernd schweigt. Und da war auf einmal jener kleine Triumph tot.

Widerspenstigkeit erhob sich. Sie erinnerte den Gottesdiener daran, daß er nur deshalb so bald erschöpft werde, weil er selten satt zu essen habe. Als Kind hatte er Abend für Abend schwarzen Kaffee trinken müssen; später hatte er faulen oder dummen Kameraden um trockenes Brot geholfen; als Kaplan war er einem geizigen Pfarrer ausgeliefert gewesen. Er hatte also im Zwange des Elends die Sättigung abgebrochen für das ganze Leben von drei Geistlichen, nicht nur für sich selber. Er sollte sich gar nicht an die schwächende Pflicht der Speisenentsagung vor dem Meßopfer halten.

So stritten weltliche und geistliche Stimmen in ihm den Wallfahrtsweg empor.

In dem unruhigen Widerspiel nun sah er die Familie, die die Messe gelesen haben wollte, in der Kirchenbank sitzen, und seine Kenntnis dieser Leute sagte ihm, wie steif, zäh, ja geizig vor dem andern jeder einzelne seine Bitte an den heiligen Florian an sich gepreßt hielt.

Da fiel etwas ab von ihm, daß er leicht, wie aus der Erde gelockert, ohne Beschwernis wurde und auf einmal einen Abstand zwischen sich und jenen aufgetan fühlte. Er legte sich den Unterschied, der ihm mit einer jähen Sicherheit bewußt wurde, nicht aus, indem er den Ursachen nachspürte, er genoß das glückliche Gefühl als Gesamtheit, als Ergebnis.

Er war wie außer den Kreis des Irdischen geraten, in einen Bezirk, aus dem her ihm nun das Leben wie ein offenes Feld übersichtlich ward. Eine seltsame, reine Heiterkeit zwang ihn, zu urteilen: „Ist nicht dieser Bauer dort der Mensch? Gelöst von den Zufälligkeiten des Namens, der Betätigung, des Ortes, der Mensch schlechtweg. Die Sippe, die ihn umgibt, verkörpert in sichtbarer Gestalt die drei großen Stufen seines Daseins. Die Bäuerin ist todkrank, ihre blauen Lippen, die Atemnot, die Angst in den Augen, von der sie selber vielleicht gar nicht weiß, täuschen niemand, der mit Absterbenden irgendeine Gemeinschaft haben muß. Das junge Weib trägt schwer an einem neuen Leben, Reife und Erneuerung sind in ihr. Und den anderen Zwei ist die Gier nach Paarung auf die Stirne geschrieben. Umgibt dort unter der Wölbung Gottes nicht der ewige Ring von Blüte, Frucht und Welken den Menschen? ...“

Der schwächliche Pfarrer mußte sich anlehnen, ein leiser Schwindel befiel ihn; die Gedanken gerieten zu tief in den Irrgang der Erkenntnisse. Der Kopf versuchte an dem Morgen, da ihn noch keine Nahrung gestärkt hatte, die letzten Dinge zu scharf zu fassen.

Mit geschlossenen Augen, daß er in dem nächtlichen Grau der Blindheit Sammlung fände, streifte er sich die Meßgewänder über. Dann gab er alles, was ihm an Gedanken noch irdisch schien, von sich fort; eine künftige Stunde nahm es in Obhut.

Da er mit den fünf Gläubigen in einer Bitte vereinigt sein wollte, bemühte er sich, rein und würdig zu sein, denn er hatte sich über ihnen selbst erhöht.

So las er zu dem heiligen Florian die Messe.

⌘ ⌘ ⌘

Den Weibern waren die Füße steif geworden, sie hatten die ganze Messe hindurch

gekniet. Nun erhoben sie sich mühsam und gingen in einer dumpfen Benommenheit aus der Kirche. Sie hatten ihre Gebete inbrünstig gemurmelt, die Bäuerin den Rosenkranz zwischen den Fingern gedreht, die Tochter in einem Gebetbuch gelesen; auch die Magd hatte ehrlich gegen den Teufel gekämpft, der das junge Blut noch während der heiligen Wandlung schürte.

Die Bäuerin holte ihren Wachsstock wieder ab. Zweimal mußte sie ihren Atem ausstoßen, ehe das kleine Licht erlosch.

Der Bauer schaute sie an und sah ihre wächserne Gesichtsfarbe, die Augen lagen in dunklen Ringen.

„Hast dir zuviel zugetraut," sagte er.

Das Weib wollte lächeln, aber es wurde eine schmerzliche Verzerrung daraus.

„Ist dir nicht gut?"

„Mir ist ganz gut; sitzen möcht' ich bald wieder."

„Wir gehen nicht vor dem Abend zurück."

Nach einiger Zeit, als er sah, wie mühsam sie stand, hieß er sie gehen: „Ich wart' allein auf den Pfarrer und bring' ihn zum Gasthaus."

Sie wollte den hochwürdigen Herrn auch erwarten. So scharten sie sich alle unter dem Vordach.

Kaum befand sich der Pfarrer außerhalb der Kirche, so achtete er wenig des Grußes der Familie und bemerkte nicht, daß der Bauer einige Schritte näher getreten war, dann aber doch ehrerbietig stillstand. Seine hingebende Hast galt einer Zigarette, die er sich mit den nikotingebeizten Fingern selbst drehte und in einem drängenden Hunger rasch entzündete.

Dann erst trat er in den Kreis der Harrenden, teilte ihn und ging vor ihnen eilig in das Wirtshaus, indem er sie so hinter sich herzog.

Es war das Gasthaus der Wallfahrtsorte, nur wegen des eindringlichen Anlasses betrieben. Wenn nicht Wallfahrer, seltene Jäger oder manchmal ein Viehhändler einkehrten, war die grobknochige Wirtin, die als Witwe hier eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, völlig allein.

Der Pfarrer nahm in der niederen Stube sein bäuerliches Frühstück: Milch und Türkensterz. In der Gier seines Hungers bemerkte er nicht die Ehrerbietung des Schweigens um ihn.

Als sich der Bauer erhob und dem Sohn winkte, in das Freie zu kommen, trat er ganz leise auf, als würde durch einen lauten Ton das Mahl des Geistlichen gestört. Die Weiber blieben wie stumme, holzgeschnitzte Bilder zurück.

Draußen sagte der Bauer: „Wir können jetzt nicht heimgehen. Die Mutter fällt uns auf dem Wege zusammen."

„Der Hof ist versorgt," erwiderte der Sohn.

„Wir werden bis zum Abend warten."

„Es wird dann auch kühl, zu gehen."

„Der Pfarrer wird am Nachmittag noch einen Segen halten, wenn ich ihn darum bitte."

„Dann ist der Tag wenigstens voll."

„Ja, er ist voll," nickte der Bauer und ließ den Sohn stehen, um dem Pfarrer seine Bitte zu sagen. Bevor er noch damit begann, legte er das Geld für die Messe auf den Tisch hin.

„Ja, ich kann den Segen halten," versprach der Geistliche freundlich. „Ich werde am Nachmittag wieder heraufkommen; jetzt muß ich zu einem Kranken, eine starke Stunde weit von hier." Und er verließ seinen Platz.

Der Bauer hatte noch einige Banknoten hingelegt, aber der Pfarrer übersah sie gänzlich.

„Hochwürden," mahnte die Tochter.

„Was?" fragte er.

„Sie haben Geld liegen gelassen."

„Ich habe alles genommen, was mir gehört."

„Nehmen Sie doch, Herr Pfarrer," bat der Bauer.

„Für den Segen," ergänzte die Tochter.

„Den will ich gerne auch so halten."

„Niemand kann etwas umsonst verlangen," sagte der Bauer.

Aber der Pfarrer lächelte, während er seinen schwarzen Hut nahm: „Ich bin nicht so arm ... Also am Nachmittag werde ich wieder da sein ..."

„Gelobt sei Jesus Christus," grüßte die Magd.

„In Ewigkeit," dankte der aus der Tür Tretende.

Der Bauer sah ihm durch das Fenster nach, wie er zur Wirtin zurücksprach und dann nachdenklich seinen Weg ging. Seinen Kopf hatte er geneigt, als müsse er nach Spuren in der Erde suchen. Der Bauer behielt seine Gestalt so lange in den Augen, bis sie ihnen hinter einer Versenkung der Berglehne entglitt. Als er sich umdrehte, wurde er dessen gewahr, daß Tochter und Magd die Stube verlassen hatten.

⌘ ⌘ ⌘

Der Bauer war mit seinem Weib allein.

Es saß, in die Mauerecke gedrückt, mit verfallenem Gesicht und geschlossenen Augen. Nun dachte er auch an die Teilnahmslosigkeit der Bäuerin während des ganzen Gespräches. Er schloß, daß der anstrengende Weg und die Messe nun nachzuwirken an-

fingen. Sie sollte ausruhen; ein kranker Mensch fragte wenig nach Ort und Stunde.

Aber die Stille wurde ihm unheimlich, von nirgend her kam ein Laut; es schien, als hätte ein letztes Begräbnis alles Leben aus dem Hause fortgetragen. Keine Uhr schlug, kein Fuß trat auf, kein Tier meldete sich.

Der Bauer blickte sein Weib an und er glaubte, daß sie nun noch wächserner geworden sei, als sie vor der Kirche gewesen war. Er sah an ihr keinen Atem gehen und zum erstenmal, weil ihm Zeit blieb, wie sich die blauen Adern durch die gelbe Haut der Hände hindurch verrieten. Sie war unglaublich mager geworden, er bemerkte es an ihrem Halse und an den Schalen in den Schläfen.

Die Bank und die Mauer waren hart, die Bäuerin konnte sich ja auf das Bett der Wirtin legen. Und er rief sie leise: „Du!"

Dann noch ein zweites und drittes Mal.

Aber sie rührte sich nicht.

Da stieß er sie an; sie öffnete mühsam die Augen und es war, als müßte sie sich erst besinnen, wer er sei.

„Ist dir nicht gut?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

Er riß die Tür auf und schrie in die Flur hinaus: „Wirtin, einen Schnaps!"

Die robuste, mürrische Person brachte den Branntwein; der Bauer zwängte die Lippen des Weibes auseinander und tröpfelte ihm den Wacholder, dessen Duft gleich das niedere Zimmer füllte, ein.

Als wäre ihr Leben eingeflößt worden, regte sich gleich darauf die Bäuerin und sah in einer leisen Verwunderung in dem Raume umher.

„Du wirst dich in das Bett der Wirtin legen," sagte der Mann.

Sie verneinte stumm.

„Du wirst einige Stunden schlafen."

Wieder schüttelte sie den Kopf.

„Wenn es Zeit zum Segen ist, werden wir dich wecken."

„Ich werde verschlafen," sprach sie in einer seltsamen Angst.

„Wir sind unser ja vier, die wach bleiben."

„Trotzdem."

Er schwieg und dachte nach, wie ihre unverständlichen Reden wohl zu deuten wären.

Als er zu keinem Ende fand, begann er neuerlich: „Du wirst dann frisch und stark sein."

Es schien ihm, als hörte sie gar nicht auf ihn.

„Es ist sicher ein gutes, weiches Bett," meinte er in gutmütigem Zureden, als gälte es, ein Kind zu überzeugen.

Es kam keine Antwort.

„Hörst du?" mahnte er.

Aber er sah, wie der Kopf des Weibes vornüber fiel, als hätte er den Halt des Rückgrates verloren.

„Wirtin, einen Schnaps!" schrie der Bauer abermals.

Wieder goß er die stark riechende Flüssigkeit der Schwachen zwischen die Lippen. Nach der Reizung wurde ihr der Zustand bewußt: „Ich bin schwach."

„Tut dir etwas weh?" erkundigte er sich.

„Nein."

„Möchtest du etwas?"

„Habe ich lange geschlafen?" wollte sie wissen.

„Nein."

„Ist der Herr Pfarrer schon lange fort?"

„Noch nicht lange."

Sie formte die Lippen zu dem ersten Wort irgendeines Satzes, aber schwieg dennoch. Dann wünschte sie verzagt, als wäre ungeheuerlich, was sie wolle: „Ich möchte den Herrn Pfarrer haben."

„Er kommt ja am Nachmittag."

„Ich möchte ihn aber jetzt haben."

Die erschreckten, feinen Ohren des Bauers hörten eine Furcht daraus. Da etwas in ihm ahnte, daß es keine Laune war, ärgerte ihn die Hartnäckigkeit nicht.

„Du mußt halt schon warten," beruhigte er.

„Ich kann nicht warten."

Die Bäuerin reckte sich auf, die Lungen hatten wieder zu wenig Luft, das Herz stieß grauenhaft, daß er es am Rücken fühlte, wo eine stützende Hand den Leib der Frau hielt.

Langsam knickte sie ein und ihr Elend füllte wieder den Winkel.

„Mir ist so merkwürdig," sagte sie.

„Wie?" fragte seine Ratlosigkeit.

„Ich brauche den Pfarrer," jammerte sie leise.

„Er ist wohl schon weit drunten."

„Ruf ihn zurück!"

„Er wird mich nicht mehr hören."

„Wenn du laut schreist, wird er dich hören."

Der Bauer konnte das Weib nicht allein lassen, er rief nach der Tochter und der Magd, aber kein Widerhall regte sich, sie kamen auch nicht. Der Mann schimpfte auf die jungen, unverläßlichen Menschen.

„Ich kann ja allein sein," sagte sie stark, daß er es wirklich wagte, hinauszugehen.

Wie er seine noch immer scharfen Augen nun anstrengte, der Pfarrer war auch als dunkles Pünktchen nirgend mehr zu sehen. Der Mann schrie mit aller Gewalt, daß sich seine Halsadern gleich dicken Strängen anspannten, er höhlte die Hände zu einem verstärkenden Rohr und stieß kurze Schreie



Blauer Himmel — reifendes Korn. Aufnahme von Georg Berndt

aus, die weiter trugen als Worte, an deren Lautbildung Tonkraft verloren geht; aber er empfing keine Antwort.

Er fürchtete sich beinahe, wieder zu der Hoffenden zurückzugehen.

Als er bei ihr eintrat, erkannte er in ihren Augen die Frage und er vermochte nicht, ihr die grausame, wahre Antwort zu geben.

„Vielleicht hat er mich gehört, vielleicht wird er kommen," tröstete er.

Nach einigem Schweigen sagte er: „In einer Viertelstunde geht man viel Weg und die Stimme ist nur schwach."

Dann wieder: „Und wenn er mich gehört hat, denkt er vielleicht, daß es ein Hirt ist, der sein Vieh ruft."

Die Lider waren der Wallfahrerin aus Schwäche halb zugefallen; wie aus einem Traume redete sie: „Der Hof wird auch ohne mich sein können."

Unwillig wendete er sich ab: „Versündig' dich nicht."

„Ich werde sterben," sagte ihre Ahnung.

„Ich auch. Wir werden alle einmal sterben," lenkte er ab.

„Nicht so. Ich werde noch heute sterben."

Der Bauer versuchte zu lachen; es klang heiser und gepreßt.

Aber die Bäuerin wiederholte und war gar nicht traurig dabei: „Ich weiß es, ich werde noch heute sterben."

Da wagte er es nicht mehr, gegen ihre andächtige Sicherheit anzukämpfen. Er stärkte sie nur mit einem Gläschen Branntwein.

„Wenn ich den Schnaps trinke, spüre ich das Herz lauter schlagen. Aber es wird bald wieder still."

Der Mann saß, durch den Tisch von der Ahnungsvollen getrennt, so geknickt, als drücke ihn das ganze Gewicht des Schicksals, das über dem Menschen aufgetürmt ist. Vor sich rang jemand, der sein halbes Leben bedeutete, mit etwas Ungeheuerlichem, Unerklärlichem.

Schien er es noch, der da, Kopf, Hände, Bereitschaft zur Untätigkeit verdammt, in einer wachen Lähmung verharrte und sich der Gnade der schleichenden Zeit ausgeliefert wußte. Er, der in dreißig Jahren sein Besitztum gemehrt hatte, um den viele Geschehnisse wechselten und der die Mitte einer Gemeinschaft war. Es mußte doch so gewesen sein, daß irgend etwas von ihm dauerte, wenn er verging, wie es auch ihm vorgezeichnet sein mochte. Aber nichts von alledem war nun an ihm. In dem Unvermögen dieser hilflosen Stunde war er entkleidet all dessen, das ihn zu einem besonderen Stück der Menschengemeinde, zu dem einzelnen mit scharfen, unterscheidenden Merkmalen machte. Jetzt war er nur der arme, nackte Mensch, an dem sich eines der Urgesetze mit grausamer Notwendigkeit erfüllen mußte.

Er rief die Wirtin herein und sie trugen die Bäuerin in das Schlafzimmer der Witwe. Über das Bett lag eine geblumte Decke gebreitet; der Mann riß sie mit der einen Hand herab, mit der anderen hob er die Beine der wieder bewußtlos Gewordenen auf das weiße Bettzeug. Die starke Wirtin hatte ihre Hände unter die Achselhöhlen der Frau geschoben.

Der Branntwein gab ihr, deren Geist dem schwachen Körper immer wieder entfloh, neuerlich das wachende Leben.

Sie verwunderte sich nicht darüber, daß sie nun in einem fremden Zimmer gebettet läge; es schien, als dürfe sie nicht mehr Kraft und Zeit an solche Nebensächlichkeiten vergeuden.

„Das Begräbnis wird am Montag sein," begann sie abermals.

„Red' nicht so unsinnig," antwortete der Bauer mit geheucheltem Unwillen. Aber die Stärke ihrer Gedanken war größer.

„Das Leichenessen richtet in der großen Stube."

„Ich lass' dich allein herinnen," drohte er.

„Wer soll es dir dann sagen?" bat sie weinerlich.

„Du sollst nicht reden, es strengt dich an."

„Solang' wird es schon noch dauern."

„Der Weg war zu weit," grollte er wieder.

„Der Pfarrer hat nicht gehört, er wird nicht kommen," trauerte die Sehnsüchtige.

„Ja, er müßte schon da sein. Aber bis zum Nachmittag dauert es nimmer lang."

„In Florion läßt du alle Jahr eine Meß für mich lesen," verlangte sie.

„Oder du für mich, wenn ich früher stirb."

Sie sah ihn überrascht an, dann bedachte sie, daß er sie auf diese neue Weise von ihrer Ahnung abreden wollte. Sie schwieg und schaute auf die kahle Decke, an der sich die Tünche abschuppte. Als öffnete sich ihr der Raum, redete sie leise, wie zu sich, von Erscheinungen: „Die Großmutter hat es uns Kindern oft erzählt: Eine Stiege führt in den Himmel, die Engel halten daran Wacht... Sie kennen jeden Menschen und wissen, ob er Gutes getan hat in seinem Leben ... Und wenn er hinkommt und will in den Himmel und verdient den Himmel nicht, dann wird er auf einmal von dem Licht blind und findet den Weg nicht hin zur Stiege... Und ..."

Was sie weiter sagen wollte, zitterte noch auf den Lippen, aber der Laut starb.

„Wirtin, einen Schnaps!“ forderte der Bauer in die Flur hinaus. Die Wirtin brachte ein größeres Glas: „Daß du nicht immer rufen brauchst.“

Der Mund nahm die Flüssigkeit nicht, sie rann aus den Winkeln über das Kinn herab. Da legte er den Kopf behutsam auf das Kissen zurück. Als ihm das Warten zu lange deuchte, versuchte er es noch einmal mit dem Branntwein, aber er rann nicht über die Zunge.

Nun griff er in einem jähen Schauder nach der Hand, sie war kalt. Aber das Weib hatte nie viel Blut gehabt. Er legte das Ohr an den Mund und an die Brust, er spürte keinen Atem, keinen Herzschlag. Der Mann setzte sich neben das Bett, er konnte nicht glauben, was wahrscheinlich war. Das Weib rührte sich nicht mehr, solange er auch auf ein Zeichen des Lebens wartete. Er starrte auf das Gesicht, das nun ganz weiß geworden war, und vermochte nicht, sich einen Entschluß abzugewinnen.

Endlich stand er auf. In der Türe sah er zurück, ob sich nicht etwas Unerwartetes begeben hätte. Er kam mit der Wirtin wieder.

„Der Schnaps hilft nicht mehr,“ klagte er.

Die Witwe sah das starre Weib aufmerksam an, nahm eine Hand von ihr und bewegte den Arm hin und her.

„Sie ist tot,“ sagte sie dann.

„Tot,“ wiederholte der Bauer, und sein Wort klang so hohl, als fasse er dessen Bedeutung nicht.

Die Witwe machte das Kreuzzeichen über die Gestorbene und flocht deren steifer werdende Finger ineinander.

„Du wirst einen Wagen schicken müssen,“ riet sie sachlich.

„Du mußt sie halt noch auf deinem Bett liegen lassen, bis wir sie nach Haus führen können.“

„Sie hat ja Platz.“

Die Witwe betete ein stilles Vaterunser und ließ dann Mann und Weib allein.

⁂

Er wußte nicht, was man einem Toten in der ersten Stunde zuliebe tut. Er mühte sich, alles aus der Erinnerung zu heben, das ihm von den Begebenheiten um das Sterben von Verwandten geblieben war. Aber es war wenig und ungeordnet.

Da dachte er plötzlich daran, daß er ja nicht allein auf Berg-Florion sei. Seine Einsamkeit, die wie ein unerklärlicher Zwang gewesen war, brach auseinander. Es kam ihm seltsam vor, daß er nicht einen Augenblick daran gedacht hatte, Sohn, Tochter oder Magd zu rufen. Er war wie ausgeschieden gewesen aus dem Ring der lebendigen, ihm bestimmten Umgebung.

Nun beeilte er sich, die Abwesenden zu rufen, die die Zeit bis zum Mittag und zur Wiederkehr des Pfarrers auf ihre Art nützen wollten. Der in Zeit und Tat genau geteilte Tag war im Hofe auf die Selbständigkeit des Einzelnen gegründet. Niemand sah oder horchte hinter dem andern her, und so fragte der Bauer auch den Dreien nicht nach, als er sie bald nach der Messe entschwunden merkte.

Er sah die Tochter von einem über die Kirche erhöhten Rain kommen, wo sie sich in die Sonne gesetzt hatte, die am Morgen erträglich wärmte. Er schaute ihr entgegen, wie sie, nahe der Erfüllung des Frauenleibes, mühsam abwärts ging und wohl auch unter den Nachwirkungen des beschwerlichen Bergweges zu leiden hatte.

Als sie nahe war, winkte er ihr stumm, rascher zu gehen, und schritt vor ihr her. Das merkwürdige Benehmen des Vaters zog sie mit einer leisen Gewalt gegen das Wirtshaus.

Er ließ sie vor ihm in die Stube treten. Die Tochter sah die Mutter lang ausgestreckt liegen und im ersten Augenblicke glaubte sie, es sei eine fremde Frau, zu der sie geführt wurde. Diese Schlafende in den Kleidern der Mutter schien viel größer, sie füllte das lange Bett von einem Ende zum andern und das Gesicht war schmäler und blässer. Da sah sie die gefalteten Hände und die Stellung, in der sie auf dem Körper lagen, sagten ihr, was geschehen sei.

Eine Frage, die sich fürchtete, in ein lautes Wort zu flüchten, riß ihren Kopf in einer erschreckten Wendung gegen den Vater.

Er nickte stumm.

Alles Blut verließ das Gesicht der Tochter. Sie hatte schon einige Menschen sterben sehen und andere auf der Bahre liegen, als die Ruhr ihre unheimliche Gegenwart zwei Jahre hintereinander grausam bezeugte; sie hatte eine Magd und eine entfernte Verwandte für den Sarg angekleidet, sie war zugegen gewesen, als man das Kind des Müllers unter den Schaufeln des Wasserrades hervorzerrte und den erfrorenen Hausierer aus dem Schnee grub, niemals hatte es näher an sie gerührt, als eben natürliche Vorgänge des Lebens auf natürliche Menschen wirken. Immer freilich war sie auf das Ereignis vorbereitet gewesen.

Hier aber trat sie dem Tod entgegen, und er kündigte sich vorher bei ihr nicht an.

Und es war die Mutter, die er niedergesenkt hatte.

Sie wankte und griff nach dem Bettende, sie wollte etwas fragen und vermochte kein Wort zu formen. Der Vater stand in der Mitte der Stube, sein Körper gehorchte ihm nicht, und alle Bewegungen waren wie zufällig. Er wußte keine der Minuten recht zu nützen.

Die Tochter tastete sich zu dem niederen hochlehnigen Diwan. Sein gemusterter Überzug war alt und franste. In solche ausgerissene Stellen griffen ihre suchenden Hände, denn ein Schwindel täuschte Nacht vor ihre Augen. Entsetzliche Übelkeit befiel sie und in ihrem Leib begann ein Schmerz zu stoßen. In den Hüften wurde er zu einem Krampf.

Zwischen dem toten Weibe und der leidenden Tochter stand der Mann, verdammt zum hilflosen Menschen.

„Ist dir nicht gut?" fragte er, aber er hörte keine Antwort. Er sah nur, wie sie sich unter einer unaufhörlichen Qual wand. Er wollte ihr beistehen und kannte keine Handreichung, die ihr notwendig war.

Ein Groll drängte in ihm durch alle dichte Verzweiflung bis zur Oberfläche empor.

„Der verdammte Weg," fluchte der Bauer.

Er holte wieder die Wirtin herein.

„Es ist ein Unglückstag," sagte er.

„Irgendwo erwartet er einen," erwiderte sie.

Er zeigte auf die Tochter. Das Weib, das vier Kinder geboren hatte, die sie alle wieder dem unbarmherzigen Würger hatte opfern müssen, erkannte gleich, daß hier ein neuer Mensch werden wollte. „Sie hat die Wehen," sagte sie zu dem Bauer.

Er stand blöde, hörte den Ton ihrer Ansage, aber begriff nichts. Die Witwe kümmerte sich nicht weiter um ihn; er starrte auf die jammernde Tochter und hatte die Tote, die hinter ihm in Stille und Frieden lag, völlig vergessen.

Das Gewesene, das Vergangene hatte jetzt keine Bedeutung, kein Recht; das Gegenwärtige wurde so stark, daß es alles verdrängte.

Der Bauer sah, wie die Wirtin aus einer Lade zwei Leintücher nahm. „Das Kind wird kommen."

„Das Kind," wiederholte er in ungläubigem, dummem Staunen.

„Der Schreck macht die Frühgeburt," sagte sie.

Als er noch immer unschlüssig stand, gelähmt von den einander ablösenden Geschehnissen, in einem dumpfen Zustand traumhaften Wachens, schrie ihn die Wirtin an: „Jemand muß die Hebamme holen."

Er nickte und taumelte, in seiner Willenlosigkeit von dem Befehl der Helferin angetrieben, durch die Türe.

Ein Schrei irrte ihm nach. Geschlecht rief nach Geschlecht.

⁂

Der Sohn zog die Magd mit sich. Er sah, daß der Vater dem forteilenden Pfarrer nachhing, daß ihn irgendwelche Gedanken beschäftigten, die ihn nicht verleiten würden, zu fragen, wie der Sohn die nächsten Stunden verbringen wollte. Außerdem konnte dem Bauer einfallen, dem Sohn aufzutragen, nach irgendeinem Vieh in der Nähe zu schauen, das verkäuflich oder ein Vorbild war. Und die Magd konnten Bauer und Bäuerin an sich binden. Nichts dergleichen war nach seinem Wunsche.

Eine leise Angst hielt die Magd an der eben geschlossenen Tür zurück.

„Komm," forderte der Sohn heiser und gedämpft.

Die Magd drückte sich in einer verschämten Widerspenstigkeit an die Mauer, aber sie lächelte. Da faßte er ihren Rock und zog sie hinter sich her in das Freie. Kaum fühlte er ihr halbes Sträuben. Draußen atmete er auf und gab sich den Anschein reinster Unbefangenheit und Absichtslosigkeit.

„Wirst nicht in der Stuben bleiben," sagte er.

Sie sog die klare Luft ein und stimmte ihm bei: „Es ist gut heraußen."

„Die Kirchenbank war eng."

„Und die Luft noch vom Sonntag."

„Von Rauch und Kerzen und Menschen."

Sie waren einige Schritte vom Hause weggegangen. Als er sie beschleunigen wollte, erinnerte ihn die Magd: „Die Bäuerin könnt' mich brauchen; ich muß beim Haus bleiben."

„Der Mutter geht es gut."

„Es könnt' ihr wieder schlechter gehen."

„Es sind noch andere Leut da."

Er preßte ihre Hand in der Erregung über den Widerstand zusammen.

„Du tust mir weh!" schrie sie auf.

„So," spottete er, ließ sie aber nicht los, sondern riß sie nahe an sich heran.

„Spielst mit mir?" fauchte er sie an.

„Ich wüßt' nicht," sagte sie verlegen.

„Hast einen andern?" fragte er drohend.

„Ich mag keinen," trotzte sie.

Er sprang auf sie, wie am frühen Morgen in dem Hohlweg.

„Es könnt' uns jemand sehen," fürchtete sie in der Umklammerung.

„Du hast recht," entgegnete seine lauernde Vernunft, die alle Finten der Weiberbehandlung von Natur her kannte, und er ging

neben ihr, als wäre sie nur seine Magd. Sie aber hielt ihn nun auch durch keinen Einwand mehr auf, folgsam, wie zu irgendeinem Tagwerk, wandelte sie an seiner Seite.

„Wir haben eine lange Zeit vor uns," begann er wieder.

„Bis zum Segen?"

„Oder bis wir Mittag machen."

„Der Bauer wird mich rufen," sagte sie ängstlich.

„Glaub' mir, er braucht dich jetzt nicht."

Nach einigen Sekunden fügte er noch hinzu: „Wir sind früh aufgestanden, wir können bis zum Mittag schlafen."

„Ich kann am Tag nicht schlafen."

„Du bist müde."

„Ich spüre den Weg nicht."

Er drängte sich ungestüm an sie, daß sie ihm zu bedenken gab: „Die Wirtin kann uns nachschauen."

„Wir müssen einen Schatten suchen," meinte er. „Die Sonne wird immer heißer und weckt uns vorzeitig."

„Ich werde nicht schlafen," sagte sie neuerlich.

„Dann sitzt du neben mir und verjagst die Fliegen."

Sie waren die grasige Lehne, die sich hinter der Kirche Florion hinbreitete, ein kurzes Stück angestiegen. Rechts vom Wege stand eine Heuhütte, in der jener Bauer, dem die Wiese gehörte, das Heu der umliegenden Bodenfläche bewahrte, bis er es im Winter mit Schlitten holen konnte. Im Sommer staken die Talscheuern ohnedies voll und das Abwärtsbringen auf den steinigen, tiefgeleisigen Wegen schund die Pferde und fraß die karge Zeit.

Die Hütte legte ein schmales, dunkles Viereck auf die Erde hin.

„Hier ist ein Schatten," frohlockte die Magd; sie lehnte sich gleich gegen die Bretterwand der Hütte und zog die Knie an sich.

„Das Gras ist noch feucht," warnte der Sohn, dessen Hand ein Büschel der tauigen Kräuter abstreifte.

„Dann setzen wir uns in die Sonne."

„Es wird zu warm werden."

„Dann gehen wir zurück."

Der Sohn umkreiste die Hütte; er probierte an den Riegeln und Zapfen des Verschlusses, ergründete ihr einfaches, in dieser Einöde nicht erschwertes Geheimnis, und vermochte die Türe wirklich zu öffnen.

Das Heu roch heraus, wohlige Dämmerung lud ihn ein. Das Blut schoß ihm plötzlich in den Kopf, er spürte, wie es in den Adern am Hals und an den Schläfen schnell dahinklopfte. Er war mit der Magd allein, der Einsamkeit durfte er sicher sein. Die Erregung, die ihn nach dem Anblick des erwünschten Versteckes jäh ergriffen hatte, redete ihm Gewalt ein.

Er zwang sich zu einem unbefangenen Ton, als er die Magd rief: „Schau da her."

Sie kam langsam und mißtrauisch näher, aber da er in das Innere der Hütte zeigte, war die Neugierde stärker als die Vorsicht.

Als sie vor der Öffnung in das Dämmernde stand, umfaßte er ihre Hüften, hob sie auf und trug sie drei Schritte weit hinein, dann warf er sie in das Heu und ging, die Türe zu schließen.

„Da wird uns niemand suchen," beruhigte er sie.

„Ich schreie."

„Es wird dich niemand hören."

Sie wollte ihren Widerstand, der halb Komödie und halb Wahrheit war, in allen Abarten zeigen und schnellte zur Flucht aus dem Heulager auf. Aber die Sehnen des Mannes entließen den weiteren Sprung und er riß die Magd, sie überholend, an sich zurück. Und ein leiser Jubel aus ihrem Munde schwoll nun doch allmählich wieder an.

⌘ ⌘ ⌘

Der Bauer stand im Freien; beinahe war es ihm, als läge ein furchtbarer Traum hinter ihm; hinter den Mauern des verfluchten Wirtshauses.

Der leichte Höhenwind, der als Ausgleich zwischen Tiefe und Berg kaum einmal ruht, wehte ihm Kühle um den dumpfen Kopf.

Wie auf einer Wage hoben und senkten sich zwei ungeheure Ereignisse. Auf dem Bett lag die Bäuerin tot, auf dem Diwan gebar die Tochter ein Kind.

Nur langsam und widerwillig fügten sich die Gedanken zusammen. Er war aus der Stube gewiesen, um Hilfe zu holen. Seine Sendung bestand darin, die Hebamme zu bringen. Die nächste wohnte zwei Stunden fern im Tale, gegen die Seite der Gegend, woher der Pfarrer gekommen war.

Aber er war ja nicht allein auf Berg-Florion, der Sohn und die Magd mußten irgendwo in der Nähe sein. Sie hatten junge Füße, sie sollten zusammen laufen, dann würde ihnen weniger langweilig werden; einer von ihnen, der rascher war, konnte vor dem andern bei der Hebamme sein. Wenn sie aber wo anders einer Wöchnerin beistand? Die Gegend war weit und der jungen Leute nicht wenige. Der Sohn mußte nach der einen Seite des Berges, die Magd nach der andern; er hatte den längeren Weg, aber dafür auch die rascheren Beine.

Er strengte seine Stimme an und schrie

nach dem Sohn; mitten in dem Namen aber stürzte der Ton ein, wie ein zu stark gewölbter Bogen bricht. So war es ein seltsamer, unverständlicher Ruf gewesen.

Der Bauer warf sich vor, wie er in der Nähe eines Toten- und eines Wochenbettes so laut sein könnte.

Er begann zu suchen, sah von einem übergrünten Steinblock nach allen Richtungen, aber nirgend traf sein Auge einen Menschen.

Da ging er längs des Weges, der stetig zu den höheren Almwiesen führte. Immer wieder blieb er in der Hoffnung stehen, die Vermißten zu entdecken.

Die schwere Stille, die ihn ängstigte, trieb ihn immer nach wenigen Sekunden Aufenthaltes weiter. Aber auch sein Gang blieb in der Unruhe nicht beständig, nach wenigen Schritten schon stockte sein Fuß.

In der Nähe der Heuhütte fiel ein Ton in sein Ohr. War es ein Vogel oder sonst ein Tier oder ein loses Ding, das selbst dieser sanfte Wind bewegte? Es war in dieser Höhe der Lautlosigkeit wenigstens ein Laut.

Da der Bauer nun hören konnte, da seine Sinne einen lebendigen Ausdruck irdischer Leiblichkeit zu fassen vermochten, hielt er länger inne. Weil er sich jetzt nicht mehr allein glaubte, fühlte er auch nicht mehr den Antrieb. Er spürte unterscheidend dem Tone nach, schärfte das Vermögen seiner Wahrnehmung und erkannte, daß es eine Stimme sein mußte, die er hörte; eine Menschenstimme.

Auf den Sohlen des Lauernden schlich er an die Hütte heran; er suchte einen Spalt zwischen den trockenen Brettern. Das angehäufte Heu dämpfte ein Gespräch, dessen Einzelheiten ihm nicht verständlich waren. Aber er wußte, daß sich Sohn und Magd nahe waren.

Er wollte ihnen zurufen: von der Mutter, von der Schwester. Aber eine unerklärliche Scheu schnürte ihm den Hals zu. Er schwieg und trat auf den Weg zurück.

Er wußte es nicht, wie ihn ein höherer Zweck geheimnisvoll lenkte, daß in diesen Augenblicken Vergangenheit und Gegenwart wesenlos wurden und sich aller Sinn nur in Künftigem erhob.

Es war nicht sein einfältiger Geist, der die Begebenheiten murmelnd reihte: „Tod ... Geburt ... Hochzeit ..."

Vom Wege aus, einige hundert Schritte zurückgegangen, rief der Bauer eindringlich nach dem Sohn.

Weltgericht. Von Ludwig Fulda

Gewichtig trat als Klagebringer
Ein Engel vor den Thron des Herrn
Und wies mit ausgestrecktem Finger
Hinunter auf den Erdenstern:
„Du, der mit Feuer einst und Schwefel
Den Sündern ihren Lohn verlieh,
Hier blick' hinab auf einen Frevel,
Wie keiner noch zum Himmel schrie.

Was, meßbar und ergründbar nimmer,
Als weite purpurrote Flut
Hier wogt und wallt im Morgenschimmer,
Das ist ein Ozean von Blut;
Von Menschenblut, das Menschenhände,
Damit ihr Werk auf ew'ge Frist
Voll Schmach der Menschheit Namen schände,
Verschütteten im Bruderzwist."

Drauf mit geknicktem Lilienstengel,
Gesenkten Flügels vor den Thron
Des Höchsten trat ein zweiter Engel
Und sprach in dumpfem Klägerton:
„O Herr, der einst ins Herz der Frommen
Das Wort gelegt als heil'ge Saat:
Die Kindlein lasset zu mir kommen,
Blick' hin auf schlimmre Missetat.

Schau dort im Morgenstrahl sich dehnen
Den ungeheuren salz'gen See;
Dies ist ein Meer von Kindertränen,
Geweint um unverschuldet Weh,
Geweint um hungerbleiches Darben,
Um frühen Todeshauch der Not,
Um vorenthaltne goldne Garben,
Um ein versagtes Stücklein Brot."

Und es erhob der Weltenrichter
Die Stimme, die gleich Donner schien:
„Vernichter mordeten Vernichter;
Den Blutvergießern sei verziehn.
Jedoch den felsenhart Verstockten,
Die dieser Salzflut strömend Leid
Schuldlosem Kinderaug' entlockten,
Vergeb' ich nicht in Ewigkeit."



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Vom Trust zum Krach — Neuheiten — für Berlin! — Alte Kamellen — Ehrliche Arbeit — Ausstattungszauber und Ausstattungskunst

Vom Trust zum Krach

Seit langem klagen alle ernsten Freunde der dramatischen und der Schauspielkunst, daß die Berliner Bühnen und grade die namhaften in der Mehrzahl über keine zu dauerhaften Verbänden unter willensstarker Leitung zusammengeschlossenen Truppen verfügen, und auch an dieser Stelle ist wiederholt davon die Rede gewesen. Diese Zersplitterung hat unter dem schädlichen Einfluß des Films, der mit reichem Geldgewinn grade die besten Kräfte künstlerischer Arbeit entzog, schon vor dem Kriege begonnen, und die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse hat sie nur noch beschleunigt. Das Theater ist auch in dieser geschäftlichen Hinsicht die Chronik unserer Zeit: Nach einer kurzen Scheinblüte während des Krieges und unmittelbar nach dem Umsturz stellten sich die Verdienste als das heraus, was sie in Wirklichkeit waren: Zahlen ohne Wert. Man setzte die Eintrittspreise hinauf, erst zaghaft, dann mit einer Art von verzweifeltem Mut. Man sparte an der Ausstattung und versuchte, dem Publikum einzureden, die Armseligkeit sei ein neuer und der einzig richtige Stil. Man band die „Prominenten" — ein schauderhaftes Wort, das weniger den Wert der Großen als die Eitelkeit der Gerngroßen bezeichnet — nicht mehr für eine Spielzeit und ein Theater, sondern für eine Anzahl von Abenden und eine einzelne Rolle und überließ sie im übrigen der Filmindustrie. Die mittleren und kleinen Begabungen aber mochten zusehen, wie sie sich durchschlugen. Warum sollten sie es besser haben als die Angehörigen andrer freier Berufe? Die Forderungen der Theaterarbeiter mußten selbstverständlich bewilligt werden. Hinter dem Kulissenschieber stand eine Organisation.



Werner Kraus als Dr. Jüttner in Meyer-Försters ‚Alt-Heidelberg'. Deutsches Theater, Berlin. Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert

Im letzten Winter haben sich nun auch die Schauspieler besonnen, daß sie organisiert sind. Sie haben sogar einen Streik zustande gebracht, und es sind erträgliche Gagentarife abgeschlossen worden. Leider aber stellte sich bald heraus, daß die Bühnen diese Belastung nicht tragen können. Und wiederum ist es, sehr gegen den Willen der Streikenden, die Truppe als Ganzes, die darunter leidet. Man engagiert eben auch die Kleinen nur noch für Rollen, nicht mehr für Bühnen. Wird ein Stück lange gegeben, so ist der Schauspieler für einige Monate oder doch Wochen geborgen. Gefällt es nicht, so sitzt er nach acht Tagen wieder in der Filmbörse und hofft, daß er der richtige Typ für den Film ist, der gerade gekurbelt werden soll.

Diese Unsicherheit der Existenz des einzelnen mordet natürlich jede Schaffensfreude, und ein gutes Zusammenspiel ist völlig dem Zufall anheimgegeben. Und wenn diese Not-



Tilla Durieux
Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert



Lucie Mannheim als Käthchen von Heilbronn. Staatstheater, Berlin. Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert

behelfe wenigstens den Erfolg hätten, die Theater zu stützen. Aber das ist nicht der Fall. Bühnen von bedeutender Überlieferung und mit wichtigen Aufgaben krachen in allen Fugen, und man versucht es jetzt damit, die baufälligen an einstweilen noch fester gefügte anzulehnen.

Auch dieses Mittel ist alt. Reinhardt, Barnowsky, Meinhard und Bernauer vereinigten zwei und drei Bühnen unter ihrer Direktion. Aber von Konzernen im reingeschäftlichen Sinne konnte man nicht reden. Dann aber traten Leute auf wie Direktor Robert, der zu seinem koketten Boulevardtheater am Kurfürstendamm die ursprünglich dem Expressionismus zugedachte Tribüne in Charlottenburg und das guter volkstümlicher Kunst dienende Schloßparktheater in Steglitz erwarb. Kann ein einzelner so vielfältigen Aufgaben genügen? Muß er nicht die Unternehmen uniformieren? Es kamen die Gebrüder Rotter, die vom Trianon- und vom Residenztheater her Altmans tüchtiges Kleines Theater unter den Linden besetzten und im nächsten Winter Barnowsky, den wertvollen Nachfolger Otto Brahms, aus dem Lessing-Theater verdrängt haben werden. Gegen diese „Verrotterung" hat die gesamte Berliner Kritik in seltener Einmütigkeit Front gemacht. Auf diesen Bühnen wurde für die Literatur nichts geleistet, und selbst ein Ibsen-Zyklus im verflossenen Winter wurde nur als Gelegenheit zu einer Starparade gewertet. Man warf unter dem Strich den Direktoren vor, daß sie das Theatergeschäft betrieben wie andre ihrer Leute eine Trikotagefabrik. Aber im Anzeigenteil der illustrierten Zeitungsbeilagen waren die Lieblinge des Publikums in ihren Rollen abgebildet, und der bezahlte umrahmende Text rühmte mit Posaunenstößen, was der arme Schlucker von Kritikus vermöbelt hatte.

Wirtschaft ist eben stärker als Kunst, und in einer Zeit, wo manches altangesehene Stadttheater im Reich seinen Betrieb einstellen muß, ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch Berlin nicht mehr wie ehedem den Luxus von ein paar Dutzend guten und selbständigen Bühnen leisten kann. Das Lustspielhaus, das nach beachtenswerten Anfängen unter neuer Leitung längst wieder auf der niederen Ebene von Zweideutigkeiten oder Albernheiten angekommen ist, entbehrt schmerzlich den französischen Import, der ihm sein auf oberflächlichen Fremdenverkehr zugeschnittenes Dasein wahrscheinlich noch eine Weile erleichtern würde. Das verdienstvolle Neue Volkstheater hat sich umsonst an die Volksbühne angeschlossen und geht ein. Dieser selbst ist in ihrem schönen Haus am Bülowplatz nicht mehr geheuer; sie wird es, nachdem der gewiß oft unbequeme, überzeugungsstarre Kayßler geht, mit einem neuen Direktor versuchen. Das Zentraltheater hat seine Operettenvergangenheit



Gerda Müller als Tamara in Knud Hamsuns gleichnamigem Drama. Staatstheater. Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert


Else Eckersberg. Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert

kaum vergessen lassen, so fällt es den Rotters anheim. Das Schillertheater sucht eine Anlehnung; vielleicht erbarmt sich das durch Landesmittel erhaltene Staatstheater seiner Not. Vom Deutschen Theater hört man Besorgliches; sein großer Bruder, das Große Schauspielhaus, spielt schon lange nicht mehr den „Hamlet" oder „Die Weber", sondern eine Operette; Hollaenders stärkste Kräfte: Agnes Straub, Krauß, Kloepfer, Hartmann, Thimig, rüsten sich zu gehen. Man sieht: es kriselt an allen Ecken und Enden, und es entsteht die Frage, ob die geriebenen Geschäftemacher, die Trustmagnaten stark genug sind, wie sie es heute scheinen, den drohenden Krach zu vermeiden.

Es ist sehr zweifelhaft, ob man das wünschen soll. Es mag für einzelne vorteilhaft sein, wenn die Betriebe, in welcher Art auch immer, erhalten bleiben. Wem die Zukunft des Berliner Theaters am Herzen liegt, wer überhaupt noch des Glaubens lebt, daß das Schauspiel eine höhere Aufgabe als die der flüchtigen Unterhaltung zu erfüllen hat, der muß wünschen, daß die Vertrustung das Verderben beschleunigt. Das mag grausam klingen, denn nur der kalt rechnende Theoretiker kann sich verschweigen, daß damit nicht nur Bühnen, sondern auch Menschen für überflüssig erklärt werden. Aber auch hier gibt es ein Gedeihen nur auf gesundem, auf gereinigtem Boden.

Vielleicht beschert uns schon der nächste Winter den Beginn der Genesung. Sie setzt da ein, wo die Krankheit begonnen hat: bei der Truppe. Unter diesem Namen sammelt einer der begabtesten Berliner Regisseure, Berthold Viertel, ein Ensemble, in dem er Künstler zu vereinigen sucht, die des ungeregelten Bühnenbetriebes von heute satt und gewillt sind, sich in eine feste Bindung der Gemeinschaft zu fügen. Die „Truppe" wird den Film nicht befehden. Sie wird ihren Mitgliedern dieses lohnende Verhältnis nicht verwehren, aber versuchen, es vernünftig zu regeln, so daß der Theaterbetrieb keinen Zufallsstörungen unterliegt. Die „Truppe" will sich für keine Bühne verpflichten. Sie wird ein Wandertheater darstellen und beweist damit, daß sie die wirtschaftliche Lage erkennt. Der Schauspieler kann nicht mehr erwarten, daß man ihn aufsucht. Er muß zu denen kommen, von denen er Beifall und Brot verlangt.

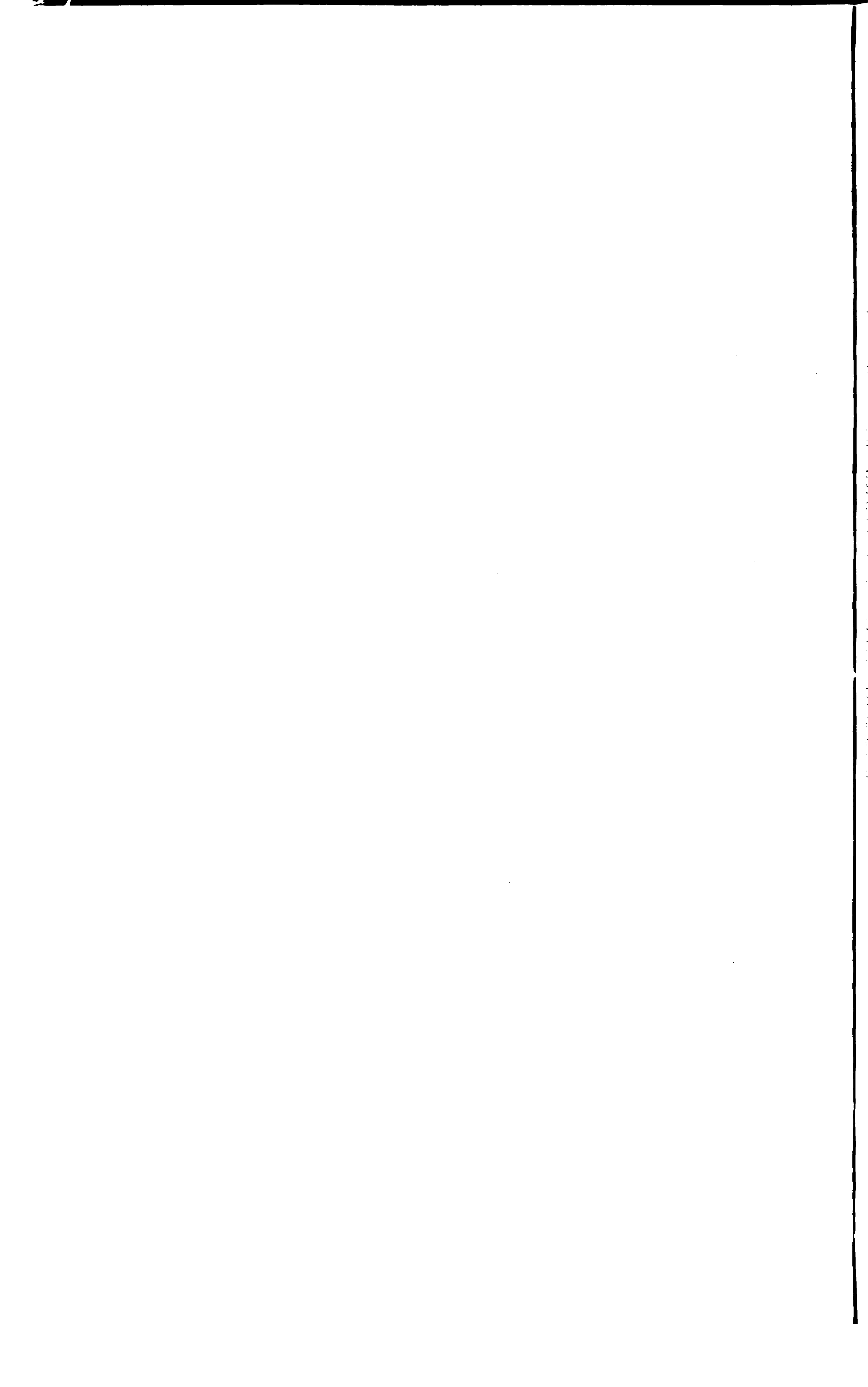
Neuheiten — für Berlin!

Früher wanderten die „Novitäten" von Berlin in die „Provinz". Wie in mancher andern hat sich der Stolz der Reichshauptstadt auch in dieser Hinsicht gelegt, und der Berliner Theaterbesucher muß froh sein, wenn er nach einiger Zeit zu sehen bekommt, was in Kiel oder Kottbus ein waggemutiger Direktor herausgebracht hat, wenn ihm auch die bedeutenden Schauspieler fehlen, an denen die Berliner Bühnen in all ihrer Zuchtlosigkeit noch immer reich sind. So werden vermutlich vielen Lesern die „Improvisationen im Juni" von Max Mohr bekannt sein. Sie wurden im Deutschen Theater erst in der zweiten Hälfte des Winters aufgeführt, und wenn die Komödie auch keinen Schlager hergab: sie hat sich erfreulich lange gehalten, Zeichen dafür, daß jugendlicher Idealismus auch heute noch stärker ist als Meister Klügel. Denn wie unglaublich ist das Ganze. Da zieht die neue Zeit mit einem amerikanischen Milliardär in ein Fürstenschloß, dessen toter Herr von der treuen Dienerschaft eben zu Grabe getragen wird. Die verarmte Witwe — von Luise Hohorst mit unnachahmlicher Vornehmheit gespielt — folgt ihrem Gatten, indem sie sich von einem der Ihren, dem Tierwärter, einem aus der Bahn geworfenen ehemaligen Offizier, erschießen läßt. Ein Improvisator (Heinrich George), ein Gaukler kommt, um mit seinen Künsten und seiner schönen Tochter den lebensmüden Sohn des Milliardärs zu erheitern. Der junge Herr findet in dem Mädchen und dem Tierwärter die ersten Menschen, die nicht käuflich sind, und an dem Stolz dieser lebensmutigen Jugend richtet sich der Milliardärssohn auf, zerbricht der geldhäufende Alte. Es wirkt wunderbar, wenn wenigstens in einer Dichtung ein Mensch eine Million Dollars ausschlägt. George als grotesk-unheimlicher Improvisator, Graetz als steinerner Milliardär, Schweikert als sein Sohn, Dieterle und Liselotte Denera als das Liebespaar ließen den frischen Glanz dieses gläubigen Dramas hell strahlen.

Zwiespältiger war der Eindruck, den, ebenfalls im Deutschen Theater, Bert Brechts „Trommeln in der Nacht" hinterließen. Der Stoff des mit dem Kleistpreis ausgezeichneten Dramas liegt auf der Straße: ein totgeglaubter Soldat kehrt aus der Gefangenschaft heim und findet seine Anna als die Braut eines andern. Die ersten Bilder sind von packender Realität: das Spießerheim der Familie Balicke (Georg August Koch und Margarete Albrecht) mit Palme und Gram-



Im Theater. Gemälde von Robert C. Stübner



mophon, die zwischen romantischer Treue und sinnlichem Trieb schwankende Braut (Blandine Ebinger), der neue Verlobte, Drückeberger und Schieber Friedrich Muck (von Werner Holtmann mit der unnachsichtlichen Roheit der Wirklichkeit nachgezeichnet). In diese verfressene Gesellschaft platzt der verhungerte und abgerissene Soldat (Alexander Granach). Man weist ihm die Tür und geht in die Bar, um Verlobung zu feiern. Dann wandelt sich Brechts Stil. Während die Trommeln der Revolution durch die Straßen dröhnen und das Familienfest gräßlich stören, erweicht sich das bisher knapp und straff geführte Drama zu einer lyrischstammelnden Bilderfolge. Es ist als ob man von den Menschen zu den Schatten stiege. Der Soldat wird zum Führer der Revolutionäre. Was gesprochen und getan wird, bleibt im Dämmern, obgleich Paul Graetz in der Rolle eines weisen, Zigarren rauchenden Journalisten als eine Art Chorus durch die Hölle geistert, und erst am Schluß packt Brecht noch einmal mit überraschend nüchternem Verstand zu, indem er seinen Helden aus der Ekstase erwachen und seine Braut ans Herz nehmen läßt, obgleich sie sich Mutter von dem übeln Heimkehrer fühlt.

Das Komödienhaus machte mit Otto Gebühr und Maria Orska den Versuch, uns mit Fernand Crommelynck, einem flämischen Dichter, zu befreunden. Aber der „Prachtvolle Hahnrei", der seine unschuldige Frau zum Ehebruch mit der ganzen Jugend des Dorfes hetzt, nur um keine unsichtbaren Hörner zu tragen, und der dann schließlich zu seinem Entsetzen und seiner Genugtuung erlebt, wie ihn seine Frau mit ihm selbst betrügt, während er in Wahrheit von ihr auch in seiner Verkleidung erkannt und als der noch immer allein Geliebte empfangen



Friedrich Kayßler.
Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert



Käthe Dorsch als Maria in den ‚Müttern' von Georg Hirschfeld. Lessingtheater, Berlin

wird — dieser Hahnrei ist keine tragikomische Gestalt, sondern ein Narr von ärgerlicher Beschränktheit.

Während das Staatstheater im Rest des Winters nur noch eine einzige Neuigkeit herausbrachte, des großen Romandichters Knut Hamsun georgische „Königin Tamara", ein schwaches Drama mit einer schauspielerisch fesselnden Rolle für die kraftvolle und gestaltungsreiche Gerda Müller, hat sich das Theater in der Kommandantenstraße auch weiterhin als eine der fleißigsten Berliner Bühnen betätigt. Dort sah man die grausigen Großstadtszenen „Der Schrei von der Straße" von Rolf Lauckner in einer mustergültigen Aufführung; die schwächliche, aus literaturgeschichtlichen Erinnerungen an Goethes, Hebbels und Wagners Leben in geschmackvoller Sprache vorgetragene „Legende eines Lebens" von Stefan Zweig; die freundlich indisch-wienerische Schäferidylle „Im Tal der weißen Lämmer" von Hermann Kienzl und das theatergerechte Katte-Schauspiel von Hermann Burte mit dem zuverlässigen Hermann Vallentin als König und dem leidenschaftlich begabten Clemens Schubert als Katte. Diese abseits gelegene Bühne strebt, bei sparsamen und oft hemmenden Mitteln, unter der Leitung von Dr. Eugen Poell unbeirrt nach dem Ruhm, eine durchschnittliche Truppe zu hohen Leistungen zu erziehen und einen literarisch wertvollen Spielplan zu halten. Selbstverständlich bleiben Fehlschläge und Irrtümer nicht aus. Aber wenn das Glück dem Verdienst entspräche, müßte diese Bühne ohne Sorgen durch die böse Zeit kommen.

Das Renaissance-Theater in der Hardenbergstraße, das, freilich mit geliehenen Kräften, beinah germanistisch-gelehrt mit Lessings „Miß Sara Sampson" begann, versucht es, seiner Lage im Westen entsprechend, sich von

Russen und Juden zu erhalten. Die von den Russen gepflegte Unsitte, Episches dramatisch vorzuführen, und wo das nicht mehr möglich ist, die bloße Vorlesung zu Hilfe zu nehmen, wird auch hier gepflegt, zur Langeweile jedes Deutschen. Um so aufpeitschender wirkte das Pogromdrama „Die Juden“ von Tschirikow, in dem nach Alexander Granach der aus Amerika zurückgekehrte Emanuel Reicher in der Rolle eines Patriarchen Triumphe feierte. Das Stück ist nicht viel wert. Aber eine ehrlich vorgetragene Tendenz tut ihre Schuldigkeit.

Alte Kamellen

Wenn unter den alten Kamellen des wackeren, wenn auch etwas trockenen L'Arronge „Mein Leopold“ mit dem prächtigen Humoristen Kayßler als Werkführer Starke und dem gemütvollen Herzfeld als Schuster Weigelt figuriert, so ist damit nichts Despektierliches gemeint. Und wie man sich in der Volksbühne dies Stück Berlin aus der Gründerzeit mit Vergnügen ansieht, so freut man sich im Staatstheater an dem „Polterabend“ von Glasbrenner und dem „Fest der Handwerker“ von Angely. Diesen Idyllen aus dem Vormärz, deren freilich dünnen Humor die Regie von Jürgen Fehling aufs liebenswürdigste zu beleben weiß, sogar im Zwischenakt, wenn Legal mit biedermeierischer Anmut das kleine Orchester in Vatermördern und hohen Hüten ein paar beliebte Piecen vor einem hochwohllöblichen Publico exekutieren läßt. Aber so nett das alles ist, es hat doch keine besondere Bedeutung. Es hat auch wenig zu sagen, wenn das Künstlertheater außer der bayrischen Lokalschnurre „Erster Klasse“ mit dem entzückend schnodbrigen Berliner Max Adalbert das ebenso treu beobachtete wie erfindungsdürre Volksstück „Magdalena“ von Ludwig Thoma neuaufführt. Zwar sah Dagny Servaes in der Titelrolle wie von Leibl gemalt aus. Illa Grüning gab der alten Bäuerin ihre ganze menschliche Güte. Unter den Männern ragten Stahl-Nachbauer, Lind und Kampers hervor. Aber der bald nachlassende Erfolg bewies, daß diesem Stück von dem in der Stadt unrettbar verdorbenen Bauernmädel der dramatische Nerv fehlt. Was ergriff, war die Echtheit der Sprache, die Ehrlichkeit der Empfindung. — Seltsam matt wirkten Hirschfelds „Mütter“. Gewiß, Käthe Dorsch war die arme Marie, die so unwahrscheinlich hochherzig auf den Geliebten aus der „gebildeten“ Klasse verzichtet. Aber man kannte sie schon. Hatte diese Rolle doch ihre Entdeckung bedeutet. Und die übrigen Mitspieler im Künstlertheater — sie schienen sich verabredet zu haben, die sentimentalen, auch unwahren Eigenschaften des Dramas recht fest zu unterstreichen.



Conrad Veidt als „Der letzte Mensch“ in „W. U. R.“ Zeichnung von Marei Wetzel-Schubert

Gehört zu den alten Kamellen auch das „Prinzchen“ von Robert Misch? Ganz gewiß. Wir haben, vielleicht sogar im selben Lustspielhaus — wer kann das behalten — gesehen, wie ein Prinzchen zur Liebe erzogen wird, natürlich nicht ohne kleine Pikanterien. Das ist so wenig neu, als wenn Kalischs „Aktienbudiker“ in einen „Aktienbaron“ umbenannt und von Ed. v. d. Recke und Egon G. Straßburger modernisiert wird. Auch der „Mustergatte“, der das Lustspielhaus ein paar Wochen lang gestützt hat, braucht kaum erst aus England oder Amerika bezogen zu werden. Das kennen wir alle, daß es eine Frau (auf der Bühne) langweilt, einen fügsamen und soliden Ehemann zu haben, bis der Mustergatte versucht, natürlich vergebens, einen kleinen Ehebruch zu begehen. Und auch für die „Großmama“ hätte das Künstlertheater nicht auf Hans Müller zu warten brauchen; das tüchtige Haustöchterchen, das vor lauter Pflichten beinah ihre Jugend vergißt, hätte sich wohl auch bei Toepfer oder Benedix gefunden. Auch sie wurde von Käthe Dorsch gespielt, sehr lustig mit kleinem Strohhut auf dem Kopf und einem eilig gedrehten Knörzchen im Nacken. Und munter wie eine Bachstelze!

Aber das alles ist noch nicht bezeichnend für den Ausgang dieses Theaterwinters. Im Deutschen Theater ist der „Prinz von Homburg“ angekündigt. Wer schlägt den Helden von Fehrbellin? Karl Heinrich, Erbprinz von Sachsen-Karlsburg. Der „Prinz von Homburg“ wäre ein Verdienst gewesen. „Alt Heidelberg“ bedeutet Verdienst. Die Sache wurde geschickt angefaßt: erste Vorstellung zum Besten der Wohlfahrtseinrichtungen der Presse. Wer kann da viel einwenden, zumal Meyer-Förster wirklich ein hübsches Stück geschrieben hat und ihm der aufgefrischte Erfolg von Herzen zu gönnen ist. Und Brausewetter, der jungenhafte Erbprinz,

ist zwar kein Harry Walden, aber ein reizender, gesunder Bengel, und der Krauß als Jüttner, der Gülstorff als Lutz — Prachtleistungen! Auch Grete Mosheims Käthie durchaus im Stil der Lindenwirtin. Und Heidelberg ist wunderschön, wenn es auch bloß auf den Prospekt gemalt ist, und die alte Burschenherrlichkeit ist rührend selbst für die, die sie nie genossen. Es ist alles in Ordnung. Aber der „Prinz von Homburg" hat dran glauben müssen.

Ehrliche Arbeit

Die Überschrift soll nicht bedeuten, daß man Novitäten oder alte Kamellen ohne ehrliche Arbeit auch nur zu einiger Wirkung bringen kann. Selbst das Verfehlte kostet beim Theater viel redliche Mühe. Der Titel will nur sagen, daß die Arbeit, welche auf die unter ihm vereinigten Stücke verwendet wurde, dem Berichterstatter besonders ehrlich, d. h. ehrenvoll erschienen ist. Das gilt auch von einem an sich so schwachen Schauspiel wie „Königin Christine" von Strindberg, das zusammen mit desselben Dichters „Julie" und dem altflämischen Spiel „Lancelot und Sanderein" (Lessing-Theater und Kammerspiele) die Begabung Elisabeth Bergners in mannigfaltiger Beleuchtung zeigt. Sie ist Königin und Dirne, Tiger und Kätzchen, wenn sie Strindberg spielt, aber sie trägt in die unerfreulichen Gestalten einen Hauch von jener zarten Kindlichkeit, die ihre Sanderein zu einer heiligmäßigen Erscheinung verklärt.



Emma Sturm als Vittorina in Straus ‚Törichter Jungfrau'. Großes Schauspielhaus, Berlin

Wertvoll war es auch, Sternheims „Bürger Schippel" einmal wiederzusehen (Lessing-Theater). Der Humor wird leicht abgeschmackt, die Satire stumpf. Es war die Frage, ob diese Komödie von dem Proleten Schippel, der sich in die Kreise der vor Durchlaucht ersterbenden Bourgeois mit Frechheit und ohne Vorurteil drängt, noch heute als wirksam angesehen werden darf. „Schippel" hat die Probe glänzend bestanden. Die um den vierten Mann, den ersten Tenor verlegenen Quartettsänger Hicketier (Ballentin), Krey (Rex), Wolke (Hermann) sind eben doch Typen, die es nach der Revolution so gut wie vordem gibt, ebenso wie ständig junger Nachwuchs gleich Schippel (Granach) mit starken Ellenbogen nach oben schiebt.

Während die Fehlingsche Neueinstudierung von „Hanneles Himmelfahrt" das zarte Hauptmannsche Traumstück um keine neue Wirkung bereicherte, so daß die Aufführung wirklich nur als eine pflichtgemäße Huldigung für den sechzigjährigen Dichter gelten konnte, brachte Karlheinz Martin als Gastregisseur an derselben Bühne Wedekinds „Hidalla" zu ergreifender Wirkung. Kortner gab den buckligen Zwergriesen, der, des Gottes voll, die Welt eine neue Moral der Schönheit lehren will und, von der Gewöhnlichkeit verkannt, als dummer August angesehen, zum Strick greift, eilig, denn zum Einseifen ist keine Zeit. Diese Schöpfung zählt zu den reifsten und bühnengerechtesten Wedekinds und läßt uns einen tiefen Blick in das Herz des mit sich und der Welt zerfallenen Dichters tun.

Erst ziemlich spät hat das Staatliche Schauspielhaus unter Leopold Jeßner die erste große Leistung des Winters vollbracht: eine Neueinstudierung des „Macbeth". Man hatte für die Titelrolle die barbarische Wucht Fritz Kortners, für die Lady die im kühnen Aufschwung zur großen Heroine begriffene Gerda Müller, für König Duncan die abgeklärte Reife Arthur Kraußnecks, für Banquo den scharfen Charakteristiker und glänzenden Sprecher Rudolf Forster. Auch die kleineren Rollen wie Malcolm oder Lady Macduff waren mit ersten Kräften (Lothar Müthel, Johanna Hofer) besetzt. Die in Nacht, Nebel, Blut getauchten Bühnenbilder von Walter Reimann entsprachen mit ungebrochner Folgerichtigkeit dem Grundgefühl des Trauerspiels: dem Grausen. Und dennoch fehlte das Wichtigste. Es fehlte der Sturm der Begeisterung, der alle verstandesmäßigen Bedenken gegen den Hexenspuk und die Balladengreuel der Handlung wegfegt und den Kern des Dramas entblößt: die rettungslose Verstrickung eines Sünders in den eigenen Taten. Der Gang der Handlung wurde, dank glücklichen Strichen Jeßners, in durchsichtiger Klarheit herausgearbeitet. Aber ihre Seele blieb uns der Abend schuldig.

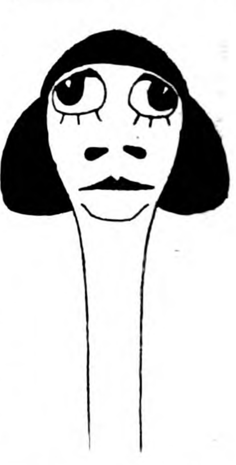


Paul Wegener — Zeichnung von Otto Koffler

Wenn das bei „Macbeth" möglich war, wie würde „Richard II." wirken? Was gehen uns die provinzialen Streitigkeiten im England des 14. Jahrhunderts an, noch viel weniger als das im Sagendämmerlicht beschworne Geschick des alten Schottenkönigs! Aber dem Deutschen Theater gelang es, unter Berthold Viertels Regie die unvergänglichen und zeitlosen Werte des Dramas vom schwachen Gottesgnadentum zu heben. Freilich zeigte sich in der Titelrolle Alexander Moissi nach langer Zeit einmal wieder mit einer neuen Leistung seinen Bewunderern. Deren Zahl hat nachgelassen. Viele können dem Menschen Moissi nicht verzeihen, daß er in politischen Dingen sich taktlos gegen das Land betragen hat, dem er zu Dank verpflichtet ist, denn es ist zum mindesten die Heimat seiner Kunst. Aber er bleibt trotzdem ein guter Musikant, und man muß seinen Richard II. bewundern. Noch immer hat Moissi in seiner Stimme ein kostbares Instrument. Seine Mimik ist jedem Ausdruck gewachsen, und in seinen Gebärden entwickelt er eine oft ergreifende Beredsamkeit. Er erschöpft den schwankenden Charakter dieses Fürsten, der erst im Kerker vollends König wird, und ohne sich eitel zu spreizen, schob er alle seine Mitspieler in den Schatten, sogar Männer wie George, Granach, Diegelmann.

Gegen die Aufführung der „Penthesilea", die das Deutsche Theater (noch vor „Alt-Heidelberg") mit Agnes Straub als Amazonenkönigin und Paul Hartmann als Achill unter der Regie von Richard Révy bot, läßt sich allerlei sagen. Die Griechenhelden sahen aus und gebärdeten sich wie friedliche Abderiten. Die Amazonen steckten unbewaffnet in schuppigen Trikots, durch die man mit einem gespitzten Streichhölzchen stechen konnte. Das Blachfeld von Troja war mit Felsen bestellt, die aus einem erzgebirgischen Spielzeugkasten stammten. Den freilich verteufelt schwer zu sprechenden Kleistschen Vers beherrschte außer der Straub und Hartmann und besser als beide nur Charlotte Hagenbruch als Prothoe. Bei den übrigen war man oft im Zweifel, ob sie wüßten, was sie redeten. Und dennoch — trotz allen Unvollkommenheiten: es war Kleist, und mit unendlicher Dankbarkeit und tiefer Erschütterung vernahm man den harten Schritt eines gewaltigen Schicksals.

Und noch einmal vernahmen wir den Dichter. Wir schauten im Staatstheater die süße Wundermär des „Käthchen von Heilbronn". Fehling war feinfühlig genug, dem Rittermärchen auch dekorativ eine naive Romantik zu gönnen. Ebert als Wetter vom Strahl, ein deutscher Träumer. Käthchen: Lucie Mannheim, die über diese Leistung ihr blasses Hannele vergessen sein ließ. Aber das Beste, das Ergreifendste war doch Schillers „Tell". Jeßner hatte ihn inszeniert; die ihm oft vorgeworfene übermäßige Kargheit war gemildert. Doch blieb den Kostümen und Dekorationen die an Hodler geschulte Strenge gewahrt. Den Geist der Aufführung verriet die erste Szene. Da war nicht der Versuch gemacht, die schwache Lyrik des Fischers, des Hirten, des Jägers zu vertuschen oder zu verlebendigen. Wie aus Stein gehauen standen die drei Männer in einer von links unten nach rechts oben quer über die Vorderbühne gezogenen Diagonale und deklamierten ihre Verse ganz schulmäßig. Der Vorhang fiel, und dann begann das Stück. Auf diese Weise wirkte der erste Auftritt wie ein Prolog: Das ist das Volk, das der Held dieses Stückes ist. Und so hat's Schiller gemeint, wenn er sich die Aufführung gewiß auch anders gedacht hat. Der Tell war Robert Taube: schlicht, herzlich, gar kein Theaterheld; der Geßler Kortner, giftgeschwollen, mit der Reitpeitsche fuchtelnd; Attinghausen Kraußneck, der beste Sprecher dieser Bühne; Arnold von Melchthal Müthel, der schillerischste dieses Abends. Entzückend waren die Knaben Tells. Während der kleine Wilhelm schon durch sein bloßes Dasein wirkte, bot der Walther (Rolf Müller) eine ausgezeichnete schauspielerische Leistung. — Von den schmerzlichen Beziehungen des Dramas der Freiheit zu unsrer Knechtung zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Nur das eine soll gesagt werden: Auch dieses Werk bewährt wie jedes echte, daß das gewandelte Auge es in stets verändertem und immer bedeuten-



Asta Nielsen. Zeichnung von Otto Koffler

derem Lichte sieht. Es ist größer als unser Erleben, und ganz erfassen wir es nie.

Ausstattungzauber und Ausstattungskunst

Zum Schluß dieses Berichts sei noch mit einigen Zeilen auf Werke hingewiesen, die zum Teil nur im losen Zusammenhang mit dem Drama stehen. Es sind Kuriositäten. Hierzu gehören auch die drei Bilder, die die tschechischen Brüder Czapek aus dem Leben der „Insekten" zu kleinen Dramen gefügt und durch einen den Sinn erläuternden Landstreicher zusammengefaßt haben. Da zeigen uns die Schmetterlinge, wie wir lieben (leichtfertig), die Raubkäfer, wie wir raffen (gierig und schmutzig), die Ameisen, wie wir Politik treiben (grenzenlos dumm). So hübsch der Einfall ist, so hübsch ist die Ausstattung im Theater in der Königgrätzer Straße, dessen Sonderheit solche Augenweiden geworden sind. Kurz vor Torschluß ist dort noch „Kreislers Eckfenster" herausgekommen, wie sein Vorgänger eine Art sprechender Film mit Benutzung von Gestalten und Geschichten E. T. A. Hoffmanns. Dekorativ und musikalisch (Reznicek!) höchst reizvoll. Weniger gelungen war auf derselben Bühne „Savonarola", mit ziemlicher Weitherzigkeit aus Gobineaus „Renaissance" zusammengebaut. Ernst Deutsch hatte viel zu reden. Aber nachdem man sich an des Russen Tschelitscheff farbenprächtigen, freilich gar nicht renaissancemäßigen Kostümen satt gesehen hatte, empfand man doch Langeweile. Langweilig war auch die Strausſche „Törichte Jungfrau" im Großen Schauspielhaus. Man soll auch für dies Haus keine Operetten schreiben, die beinah so lange dauern wie die „Walküre". Wie denn überhaupt Kleinkunst nicht in die Arena gehört, mögen musikalische Einzelheiten noch so liebenswürdig erfunden sein, gar nicht zu reden davon, daß man Emmy Sturm und Erika von Thellmann, Karl Clewing und Wilhelm Diegelmann, Hermann Thimig und Hans Waßmann gern bewundert und belacht.



Rosa Valetti Zeichnung von Oskar Koffler

Aus ‚Prominenzen von Bühne und Film in der Karikatur'. Parthenon-Verlag, Berlin

Oskar Straus gehört in ein Operettenhaus oder ins Kabarett. Und wenn von den Operettentheatern nichts Neues zu erzählen ist, so lohnt es sich, vom „Blauen Vogel" zu berichten. Er hat sein Nest in der Goltzstraße in Schöneberg, einer kleinbürgerlichen Gegend, Preise wie am Kurfürstendamm. Abend für Abend knüppelvoll und, ein gutes Zeichen, ohne Nackttänzerin oder ähnlichen Unfug. Die Russen — denn es ist ein russisches Kabarett, das aber auf die deutschen Besucher eingestellt ist — sind Meister der Kleinkunst. Sie ziehen volkstümliche Überlieferungen stark heran, in Melodien wie in Kostümen, und entzücken in gleicher Weise Aug' und Ohr. Auf der schmalen und flachen Bühne ahnt man den Glanz des mittelalterlichen Rußlands, die Schwermut seiner Landschaft, die Geduld seines Menschenschlags. Ritter werben um die Königstochter. Glocken läuten aus der Dorfkirche. Wolgaschiffer schleppen mit taktmäßigem Gesang ihren Kahn. „Sie schleppen. Sie sterben. So war das immer," sagt Juschnij, der Conférencier.

Dieser Conférencier versteht es meisterhaft, den Zusammenhang der Bühne mit dem Publikum zu erhalten. In einem drollig gebrochenen Deutsch erklärt er die Vorträge, nennt die Namen des Verfassers, des Regisseurs, des Komponisten, des Dekorateurs („was das alles Geld kostet!"), und wo es not tut, läßt er in wenigen Worten die Seele seiner Heimat ahnen. Er läßt auch das Publikum mitmachen. Es muß taktmäßig klatschen („Organisation!") und auf Russisch da capo rufen. Er begrüßt den fabelhaften Herrn mit der Glatze, der zu spät kommt („Auto kaputt?"), und meint von einem andern, der an den schmalen, langen Tischen in drangvoller Enge ein ausführliches Souper mit dem Messer futtert und all dem Bunten, Fröhlichen, Romantischen mit bornierter Gleichgültigkeit zusieht, er habe ein Gesicht wie ein Sowjetrubel, es sei ein Glück für ihn, daß der Dollar steige, endlich wieder!



Meiner Schwester zum Gedächtnis

Über deinem abgeblühten Leben
Schwebt's wie silberlichter Blütensamen.
Statt der Hand, die mir so viel gegeben,
Streichl' ich unablässig deinen Namen.

Wie wir ihn so gern gerufen haben,
Froh und traulich, wie beim Kindertanze!
Seit der Tod ihn mir ins Herz gegraben,
Strahlt er mir in wunderfremdem Glanze.

◆

Längst schon mühsam waren deine Tritte
Auf den allzu zarten kleinen Füßen.
Frei und schwebend sind jetzt deine Schritte,
Wenn du bei mir eintrittst, mich zu grüßen.

Wenn du kommst aus grenzenlosem Raume,
Schön und lächelnd kommst aus lichten Weiten,
Wenn du bei mir bist im süßen Traume,
Im Geheimnisglanz der Ewigkeiten.

◆

Ich liebte dich so heiter und gelassen.
In deinem Gleichmaß fand ich meinen Frieden.
Wir können Lebende nicht so erfassen,
Als seien sie verklärt und abgeschieden.

Nun bist auch du die Hohe, Unfaßbare,
In Klarheit leuchtend, gleich den beiden andern.
Mein Leben währte vierundsechzig Jahre,
Nun fängt mein Sterben an, mein Zu-Euch-Wandern.

◆

Von den schwanken Zweigen am Wiesenhang
Fällt duftender Faulbaumschnee.
Ich ruhe vom heißen, harten Gang,
Als ruht' ich vom heißen Weh.

In der Tiefe der Büsche dann und wann
Ein wehender Atem erwacht,
Als schliefest du Liebste nebenan
Und atmetest zart und sacht.

Frida Schanz

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Kindheit und Modelle. Von Wilhelm Poeck

Von meinen Romanen haben die besten ihre Keime in meiner Kindheit. Diese, oder sagen wir lieber ihr Schauplatz, war ein zweifacher, und so ist das schöne Seidelsche Wort „Glücklich, wem es vergönnt war, seine Kindheit auf dem Lande zu verleben“, in erhöhter Weise an mir zur Wahrheit geworden. Bis zum elften Jahre habe ich sie auf einer Marscheninsel des hamburgischen Elbdeltas im großelterlichen Hause, Zeitspannen, Schulferien und die spätere Jungen- und Jugendzeit aber teils im elterlichen, teils in einem Lehrerhause des Geestlandes verbracht. So war auch mir von frühester Kindheit an das Wasser die eigentlichste und herrlichste Spiel-, Schwimm-, Schiffer- und Lebensdomäne.

Das große Mondwunder, das seine Läufe und Priele zweimal in einem Elbarm schlammtrocken sog und wieder bis zum Rand füllte, war für uns Elbejungen natürlich keins, wohl aber schwellten die Schaumhyänen der Elbflut unsre Herzen mit Schauern und Bewunderung, wenn sie im Frühjahr, Herbst oder Winter, von den Fäusten der Weststürme gepeitscht, im Zeitraum einer Stunde die bis zur Kimm hinausgedehnten Weiden und Polder verschlangen, alles Land in brüllende See verwandelten und mit weißen Zähnen bis zur Deichkappe heraufsprangen. Lief solche Flut unerwartet schon im Sommer auf, so kam unbegreiflich behendes Leben auch in den phlegmatischsten Bauersmann, denn es galt, das Vieh zu bergen. Alles was Männerbeine hatte, Peitsche oder Strick regieren konnte, strömte dann, bei Nacht im Laternenschein, über die Brücke des „Westerendes“ und trieb das gräßlich brüllende rot- und schwarzbunte Küh- und Ochsen- und braune Pferdevolk zur Hirtenwerft auf oder stallwärts heim. Wir Jungen aber, nicht minder der waghalsigere Teil der Deerns, standen bei diesen hoch willkommenen Naturereignissen naß wie die Seekälber am Deichrand in Wasser und Gischt, ließen unsre Schiffe segeln und freuten uns, wenn die wildgewordenen Gewässer hier ein ausgehobenes „Schütt“ (Lattentür), dort einen losgerissenen Kahn oder Ewer, Balkenwerk und „Leesch“ (Schilfhaufen) in aufregender Weise stranden ließen. Damals fror, vom modernen Mammuteisbrecher noch ungestört, in scharfen Wintern die Elbe vom Köhlbrand aufwärts noch völlig zu. Beispielsweise stand sie im Winter 79/80 um Weihnachten wochenlang und war der ständige Schauplatz großer bäuerlicher Schlittenrennen und sonstiger eisiger Vergnügungen mit verschlagenen Grog- und „Eisbrecher“-Windschutzen und allen möglichen anderen volksfestmäßigen Zutaten. Derartige lebensvolle Bilder haben uns die Pinsel der alten Holländer zur Genüge erhalten; man kann sie ohne weiteres für derartiges ländliches Winterleben unsrer Flußmarschenbezirke als Illustrationen einschieben. Alle diese überaus schönen und poesievollen, mit der Elbe in allen ihren Wandlungsmöglichkeiten verknüpften kindheitlichen Erinnerungsbilder sind in die betreffenden Kapitel der „Ellernbucht“, sowie von „Simon Külpers Kinder“ und „Trina Groots Vermächtnis“ hineingeschmolzen.

Die etwa 1800 Einwohner umfassende Insel war aber auch menschlich sehr eigenartig. Die Bevölkerung gruppierte sich in drei hauptsächliche Berufsstände: Bauern, Milchhöker und Fischer, zu denen die kleineren der Handwerker, Tagelöhner und Häuslinge traten. Die große Wohlhabenheit des Orts, der übrigens, wie meine Tante nie zu betonen unterließ, eine „Insel“ und kein „Dorf“ sei, machte das Leben zu einem äußerst behaglichen. Der Bauer arbeitete aber, trotzdem er seine Kinder gern auf höhere Schulen schickte, ebenso angestrengt wie sein Knecht, nicht minder die Bauersfrauen, die dann mit den Erzeugnissen des beiderseitigen Fleißes nach Hamburg fuhren und dort alles auf dem Hopfenmarkt und anderen Märkten in Sonnenbrand und Regen tapfer feil hielten, wie es im Hopfenmarktkapitel der „Ellernbucht“ und der Stadtfahrt in „Trina Groot“ geschildert ist. Als einzelnes Kind im großelterlichen Schulhause verbrachte ich meine ganze freie Zeit, soweit ich sie nicht verlas, fast ständig in dem kinderreichen Hause des benachbarten „Schulbauern“. Und die war's eigentlich immer, sobald ich dem grimmen, alten, aufs Rechnen wie aufs Evangelium versessenen und nach seiner kantorlichen und schulmeisterlichen Emeritierung nur noch platt sprechenden Großvater — „du verdreihte Jung, du schast räken!“ — die schöne Nachmittagsstunde von 3 bis 4 als gräßlichen Zahlentribut dargebracht hatte. In und auf des Schulbauern Diele und Stall, Hof, Weiden, Feld und Pferden, die ich gemeinsam mit meinem etwas stotternden Freund „Ha—Ha—Hannis“ stets von der Weide holte und wieder hinausbrachte, liegen die neben meinen wässerigen schönsten Kindheitserinnerungen umschlossen.

Kleidchen- und erste Hosenmatz-Erinnerungen zeigen mich mir in zahlreichen liebkosenden aber greulichen Händen von Schulmädchen, die mich aus der großväterlichen

Stube in das Schulzimmer entschleppten, um dort die fürchterlichsten Gespenstergeschichten über mich auszugießen. So packte mich auf nicht ganz empfehlenswerte Weise schon sehr früh die unheimlich-schöne Hand der Romantik am Wickel, nachhaltiger taten es nicht viel später die Grimmschen und die mich durch ihre Richter-Illustrationen unsäglich entzückenden Bechsteinschen Märchen, am unwiderstehlichsten aber die unvergleichliche Feinheit und Schmeichelkraft des Märchenkönigs Andersen. Ihnen und den altgermanischen Heldenbüchern verdanken meine „Altniederdeutschen Bauern- und Tiermärchen" ihr Dasein, die im übrigen dem Gefühl einer volkskulturellen Notwendigkeit: altes im Absterben befindliches oder bereits abgestorbenes Sprichwortgut neu zu beleben, entsprungen sind. Ich habe sie vielfach in Vereinigungen und Schulen vorgelesen, mit stets gleichem Erfolg und nicht selten der Genugtuung, daß die Jugend ihre drastischen dialogisch-sprichwörtlichen Wendungen auf dem Schulhof sofort neu in Kurs setzte. Einen solchen fand ich einmal auch in dem bäuerlichen Publikum einer Nordseeinsel, was ich nicht nur aus dem Beifall, sondern auch aus einer unentrinnbaren Grogsitzung schloß, durch die mich die friesische Männ- und Weiblichkeit bis morgens um vier in den Wirt völlig lenz trinkender Weise an ihren Tisch fesselte. Hierbei vertraute mir ein junger Bauer, er sei mit den Märchen zuerst gar nicht einverstanden gewesen und habe sie dem neben ihm sitzenden Lehrer rückhaltlos als „dumm Tüg" (dummes Zeug) bezeichnet. Da habe ihm der aber ein Licht aufgesteckt und gesagt: „Dat versteihst du man nich. Dat sünd Märken mit'n dubbelten Bodden." und habe ihm den „doppelten Boden" erklärt. „Un da hevv ik segt, ja, hevv ik segt, wenn dat Märken mit'n dubbelten Bodden sünd, denn sünd se ja fein," und von da ab habe er tüchtig mitgeklatscht. Die meinem Herzen erfreulichste aller über mich ergangenen Kritiken aber hat auf einer andern Frieseninsel der Mund einer schlichten Bauersfrau ausgesprochen, gleichfalls über die Märchen: „De ganze Nacht harr ik sitten un tohören mucht." Leider steht die mangelnde Fähigkeit des Plattdeutschlesens der Buchverbreitung stark entgegen, und so werden die weiteren Folgen der Märchen, sobald die Verlegerfrage befriedigend gelöst ist, hochdeutsch mit niederdeutscher Sprachfärbung erscheinen.

Ganz andere Bildspuren hat der kinderzeitliche und spätere Aufenthalt in dem väterlichen Geesthause in mir zurückgelassen. Die Reise nach dieser vier Fahrstunden entfernten dörflichen Heimat trat ich meistens von Harburg aus in dem einem Dürerschen Holzschnitt entsprungenen riesengroßen blauen Hoffmannschen Planfrachtwagen an, denn die unterelbische Bahn war noch nicht gebaut. Dessen Herr gehörte zu der großen Reihe meiner Freunde, die ich überall in dem Zirkel der Erwachsenen besaß, und mit Recht, denn er war nicht nur körperlich ein landsknechtmäßiges Original sondern stand auch (wie leider ich selbst) in mancher anderen Hinsicht jenseits von Gut und Böse. So brachte er mir beispielsweise in meinem elften Jahr in menschenfreundlicher Weise das Zigarrenrauchen bei, indem er mir für jeden weißen Porzellankopf der Telegraphenstangen, den ich mit meinem gut eingeschossenen Gummistrippenkatapult vom Fahrsitz aus zur Strecke bringen würde, einen Glimmstengel versprach. Durch solche und ähnliche Gratisquellen wurde ich bedauerlicherweise in deren Konsumierung, nach schneller Überwindung der rauchlichen Kinderkrankheiten, sehr bald perfekt. Obgleich ich sicherlich kein bösartiger Junge war, möchte ich doch an dieser Stelle einschieben, daß mir leider niemals die Wohltat einer recht aus dem vollen aufgemessenen Tracht Prügel zuteil geworden ist. Mein Großvater schlug nach mir, wie nach seinem geliebten Jagdwild, den Fliegen, nur mit einem rotbaumwollnen Taschentuch, und über diese kleine Unfreundlichkeit lernte ich mich bald hinwegsetzen.

So lange die Insel der Ausgangspunkt dieser nicht sehr „empfindsamen" Reisen war, hatte ich nach dieser stets Heimweh. Das hing sicherlich nicht zum wenigsten mit ihrem lokalen Charakter zusammen. Die Marschenleute waren lebensfreudig, unabhängig und, obwohl Preußen, in ihrer Denkweise ganz hamburgisch eingestellt; kein gutsherrlicher Glanz verdunkelte ihnen das Behagen an kraftvoll-bäuerlicher Eigenlebigkeit. Im Geestdorf war der Domänenpächter „de Herr", der Aristokrat und Arbeitgeber der zahlreichen kärglichst lebenden Tagelöhner und für einen großen Teil des Einkommens auch der Handwerker. Die bäuerliche Gefühlsepidermis der Geest war eine härtere, rohere, in den Bauernseelen steckten noch die atavistischen Reste früherer Leibeigenschaft, die härtere Ackerfron spiegelte sich in Auge und Nackenhaltung wider. Die Kleidung war ärmlicher, die Haushaltungen nach Solidität und Reinlichkeit, ebenso die Pflege des Viehs mit denen der von holländischer Sauberkeit glänzenden Insel nicht zu vergleichen. Eigennadiges Bauerntum hob nur vereinzelt den Kopf.

Mein Vater war der Dorfschmied, genauer einer der vier Schmiede, die in dem zentral gelegenen Ort zum Teil ihr gutes Auskommen fanden. Dieser konnte, und kann, für ein echtes und rechtes Heidedorf geradezu als Idealbild gelten. Es ist das schönste, das ich kenne, im Talgrund gelegen, mit stufenförmig ansteigenden Stroh- und roten Ziegeldachhäusern zum Himmel hinaufblickend, mit uralten Kastanien durchstanden und von den Armen der vom Marschenschlamm des Tidenbereichs hier noch ungetrübten heidefrischen Este durchzogen. Die Schmiede lag unmittelbar an ihrem Ufer und war überhaupt der poesievolle Urtyp

einer solchen, wie ebenso die hundert Schritte weiterhin gelegene große dreischlächtige Wassermühle mit ihrem ständig rauschenden Wehr alle Dichter von Müllerliedern restlos begeistert hätte. Die Schmiede war ständig von Pferden angefüllt und umlagert, denn mein Vater, das Urbild eines altgermanischen Recken, galt als der beste Hufschmied der ganzen Umgegend, der auch den störrischsten Gaul zu zwingen wußte. Noch mehr wohl als Mensch, ebensowie wie meine herzensgute überaus religiöse Mutter, der zwar die nur mit einer Magd zu besorgende Hauswirtschaft wegen der vielen, zum Teil kranken Kinder eigentlich ständig über dem Kopfe zusammenschlug, die aber mit ihrem tatkräftigen, zuversichtlichen Temperament und mit immer gleicher Unermüdlichkeit zugreifenden Hand in dem aus Mann nebst Gesellen-, Kinder-, Vieh- und Hausversorgung zusammengesetzten Tohuwabohu schließlich immer wieder Grund zu schaffen wußte. So herrschte trotz des Kindergewühls und sonstigen Durcheinanders doch größte Liebe und Einigkeit unter allen Hausgenossen. Nie habe ich zwischen den Eltern ein hartes oder zänkisches Wort fallen hören, und ihre Silberne Hochzeit war ein einziges großes Dorffest. Neben dem so ziemlich jedes Jahr eintreffenden Adebarsbesuch und der Hauswirtschaft hatte meine gute Mutter in den mittleren Jahren ihrer Ehe weitere große Plage mit der Pflege des Poeckschen Großvaters, der bereits in den Achtzigern stand, schon seit langem schmiedetaub war, blind wurde und zuletzt auch noch ein offenes Bein bekam. Diesen Großvater muß ich erwähnen, weil ich von ihm die Erzählergabe geerbt habe, vielleicht auch die allgemeine dichterische. Er soll in seinen früheren Jahren als Geschichtenverteller geradezu glänzend gewesen sein, so daß die Zuhörer, wenn er so recht loslegte, vor Lachen krumm gewesen sind, auch gelegentlich, wie das künstlerisch veranlagten Naturen geht, wohl mal blau gemacht haben, bis ihn dann Pferde und Sensen der Bauern an den Amboß zurückriefen.

Aus einem Grunde allgemeineren Interesses muß hier etwas näher auf die Poecksche Genealogie eingegangen werden. Die Poecks (alturkundlich auch Pöck oder Pock geschrieben), in den drei vorhergehenden Generationen Schmiede bzw. Schlosser, mit der vierten durch den Ururgroßvater dem Stadtpatriziat von Tapiau angehörig, sind laut Familienwappen und nach sonstigen Umständen mutmaßlich Abkömmlinge des ehemaligen reichsfreiherrlichen Geschlechts der Böcke von Northolt. Eine besondere körperliche Familieneigentümlichkeit der Poecks ist die harte und schwärzliche Hornhaut an der Innenfläche der Hände und unter den Fußsohlen, die sich bei fast sämtlichen männlichen Mitgliedern der Familie findet. Die vielgespaltene Sippe der Böcke war als hannöverscher Uradel im alten Cheruskergau zwischen Weser und Elbe ansässig. Einer ihrer Zweige wird von einem Spezialforscher als direkter Abkömmling Hermanns des Befreiers angesprochen, und zwar auf dem Umwege über die Siegfriedfigur, in der die sagenhafte Fortsetzung Hermanns vermutbar sei. Diese vor einer Reihe von Jahren in „Niedersachsen“ ausführlich begründete und durch eddische Ortsnamenvergleichung nicht übel gestützte Hypothese hat bald wissenschaftlichen Widerspruch erfahren, ohne dadurch gänzlich aus der Welt geschafft zu sein. Dieser berief sich meines Erinnerns auf die gleichfalls hypothetische indogermanische Urverwandtschaft der Siegfried- mit der Achillfigur, wobei die beiderseitige Unverwundbarkeit bis auf eine Körperstelle das Verbindungsglied abgeben soll. Gibt man aber die Wahrscheinlichkeit zu, daß eine so bedeutende geschichtliche Figur wie die Hermanns trotz der Völkerwanderung kaum gänzlich in der Versenkung verschwinden, sondern sehr wohl, ebenso wie die Theodorichs, in einer germanischen Sagengestalt eine idealisierte Auferstehung gefeiert haben kann, so spielt auch die oben genannte seinerzeit noch nicht berücksichtigte auffallende Hornhauthypertrophie, die sich auch bei dem letzterwähnten Sippenzweige vorfindet, als Beweisglied eine Rolle. Denn der „hörnerne Siegfried“ kann sehr wohl sein geschichtliches Urbild in einem Helden haben, der dieselbe merkwürdige körperliche Eigentümlichkeit, die dann durch die auftragenden Farben der Sage zu einer den ganzen Körper überziehenden Hornhaut geworden ist, in Wirklichkeit besessen hat. So phantastisch dies alles klingt, das diese Hypothese stützende physische Element ist jedenfalls greifbar vorhanden und darf wohl an dieser Stelle erwähnt werden.

Welche Reihe von Modellen an Bauern, Fischern und sonstigen ländlichen Volksgestalten hat schon die Kindheit mir geliefert! Da war zur Rechten der kleine, schwarze, rassige und sprödfasrige Schulbauer mit seiner ganzen aus demselben zähen Holz geschnittenen Kinderreihe vom Anerben bis zum jüngsten Sprößling der zweiten Dekade hinunter, da saß zur Linken in ihrem unheimlichen, kleinen, hinter dem Deichring verkrochenen und von mir stets gemiedenen Häuschen die trunkverfallene Familie des Küpers, bei deren männlichen Mitgliedern das Aufhängen traditionell wurde, vielleicht befördert durch das drachenmäßige Verhalten der alten Schimpfsibylle „Mudder Küpersch“, der ich in der Gestalt des „Hinnerk“ aus der „Ellernbucht“ manchen Silvestertopf darbrachte, gemeinsam mit meinem Freunde „Ha-Ha-Hannis“, in der nie fehlgehenden Spekulation auf einen unermeßlichen Kübel voll seelischer Kraftworte. Da raunzte in der Mitte der eigne Großvater mit seinen greisenhaften Schrullen und Eigentümlichkeiten, die in der nur mit der Bostongesellschaft der „Stromtid“ vergleichbaren

aus „Fritzdoktor", einem krötigen Bauern und einem sarkastisch-witzigen Milchhöker zusammengesetzten allwöchentlichen Whistpartie ganze Orgien ebenso unsterblichen wie unfreiwilligen Humors entfalteten. Da grüßt mich das unvergeßliche Bild des späteren Reichstagsabgeordneten L., eines unglaublichen Trotzkopfes, der, und hinter ihm der schwer gereizte Lehrer durchs Klassenfenster setzend, mit diesem in kientoppmäßiger Geschwindigkeit ein mehrfaches Rundenwettrennen ums Schulhaus zum besten gab, aus dem er als glänzender Sieger hervorging. Da war der Schuster, der mit einem Häuflein insularer Mystiker in Geheimkonventikeln die Rätsel der Offenbarung St. Johannis zu lösen unternahm, der Sattler, der mit Eifer die These verfocht, daß auf der Erdkugel selbstverständlich „wir oben" wären und nicht etwa die Wilden von der Kehrseite. Da war der seinen Hof in Rentenform verzehrende Bauer, der im dunklen Bildungsdrange an eben solchen Winterabenden aus dem angekauften großen „Brockhaus" zur Abtötung der Langenweile die Städtenamen herausschrieb, und sein Standesgenosse, der „Graf", der ihn in anderer Weise vermöbelte, bis er sich als Tagelöhner auf den Ernst des Lebens besinnen durfte — ich könnte den Leser stundenlang durch dies menschlich interessante Insel- und Dorfmuseum spazieren führen.

Aus diesem Figurenkreise erwuchs mir somit schon als Kind in gewissen Grenzen die allgemeine Kenntnis der bäuerlichen und Volksseele. Er hat zum großen Teil seinen poetischen Niederschlag in meinen Romanen gefunden, bald in der Form frei verarbeiteter Modelle, bald durch Verwertung von Einzelzügen für Nebenpersonen und das allgemeine Lokalkolorit. Somit beruht in meinen Romanen, soweit sie die hamburgische Elbmarsch widerspiegeln — einen Heideroman bin ich meinen Geestdörflern bislang noch schuldig geblieben — alles auf eigner Anschauung, und wenn die Kritik durchweg ihren waschechten Realismus anerkannt hat, so schreibe ich dies freundliche Urteil nicht zum wenigsten meinen Kinderjahren gut. Selbstverständlich erweiterte sich später, mit gereiftem und auf den Zweck eingestelltem Blick, dieser Modellkreis, und mit ihm habe ich dann zumeist die Hauptfiguren meiner Dichtungen, z. B. den Großvater, Anngreten und Tante Hogenwarf der „Ellernbucht", über die jetzt ein Doktorand der Universität Hamburg promoviert, die Bauerncharaktere der „Trina Groot", die Fischerfiguren in „Simon Külpers Kinder" und manche anderen auf die Beine gestellt.

Wie die Sprache war auch die Seele meiner Kindheit eine doppelte: eine plattdeutsche und eine hochdeutsche. Dadurch hat ganz naturgemäß das spätere Schaffen ein Doppelantlitz bekommen. Der engere, ganz heimatlich eingestellte Gesichtskreis erweiterte sich mit zunehmender Reife von Talent, Blick und Weltanschauung für andere Stoffgebiete, für die „Islandzauber" als Auftakt gelten kann. Dann aber richtete sich mein Auge auf die Halligenwelt. Auf Grund eigner Studien an Land und Leuten gestaltete sich zum Roman „Sinkendes Land", bei dessen Niederschrift es mir zuerst bewußt aufging, daß alle höhere Dichtung im letzten Grunde symbolisch ist. Die Stoffbehandlung — das große Kulturproblem der Wiedergewinnung des im Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden vom Meere verschlungenen Landes — hat mir dann durch die Aufnahme in das neu erscheinende Herdersche Konversationslexikon eine ehrenvolle Anerkennung ideeller Art eingetragen. Auf dem Halligenschauplatz entwickeln sich auch Schicksale und Charaktere des während des Krieges entstandenen und wie „Simon Külpers Kinder" zuerst im „Daheim" erschienenen Romans „Im Kampf um die Heimat", der seinem Gehalt nach der Heimatliteratur zufällt, während der Kern meines letzten Halligromans „Robinsonland" sich mit dem in insularer Abgeschiedenheit zu verwirklichenden Erziehungsproblem verirrter Jugendlicher befaßt. Alle bislang genannten Romane verbindet mehr oder weniger stark der Atemzug der See; ganz auf dieser und daneben landschaftlich am Panamakanal, den ich im Bau beobachten konnte, spielt „Flint und Genossen". Auch dessen humoristische Kameraden „Turmschwalben", die die Nordseeinsel Neuwerk aus der Dabelstein- und sonstiger vergnügsamer Ferienperspektive malen, „Er malt — sie schriftstellert", in dem der Autor sich mit humoristischer Übertreibung als Priwallindianer skizziert, die seine dänischen Eindrücke und Erlebnisse schildernde „Gestohlene Fregatte" und der ganz im Phantastischen segelnde und vielleicht darum gut gekaufte „Kriminalkutter" haben viel Meeresluft in den Lungen. Ganz erfüllt davon sind solche des dem unsterblichen Geschlecht der münchhausischen Lebens- und Lügensoldaten angehörigen plattdeutschen „Herrn Innehmer Barkenbusch", wogegen der jetzt wieder erschienene „Austauschprofessor" ein halb marschenmäßig-wässeriges, halb kosmopolitisches Kind geworden ist. Ernster als diese Geschöpfe leichten Humors ist mein erster, von der Kritik, besonders dem trefflichen J. V. Widmann, freundlich aufgenommener Novellenband „Schicksale", der schwere Lebensprobleme behandelt.

Wen brächte nicht das Tohuwabohu der heutigen Zeit manchmal zum Rasen? Meine Wut habe ich mir in Form einer (demnächst als Buch erscheinenden) „Neuen Jobsiade" vom Leibe geschrieben, die als „abenteuerliches Helden-, Schieber- und Vagabundenepos aus Deutschlands Papiermilliardenzeit" allen zum Umkrempeln gebrachten Gemütern mit der Medizin satirischen Lachens vielleicht wenigstens stundenweise wieder zum Gleichgewicht verhilft.

Illustrierte Rundschau

Farbige Rundschaubilder: Wasserbecken im Park mit Blumenrandbeeten — St. Eligius. Von Prof. Heinrich Düll und Prof. Georg Pezold, München — Vier Buntstiftzeichnungen von Wera v. Bartels — Zu unsern Bildern

Einen Frühsommergruß entbietet die Rundschau dem Leser mit der wirkungsvollen Lumière-Aufnahme aus einem gutgepflegten westfälischen Privatpark. Das Wasserbecken bildet mit seinen wild und lose wuchernden Sumpfpflanzen einen wirkungsvollen Gegensatz zu den wohlgeordneten Blumenrandbeeten, die in so üppiger Fülle im Stand zu halten heute außer täglicher Sorgfalt im Gießen und Ausputzen auch eine sehr großzügige Gebefreudigkeit voraussetzt. Die Freude, die damit geschaffen wird, teilt sich nicht nur dem Besitzer mit, sondern allen, die Sinn für harmonische Gartenkunst besitzen. — Das zweite Bild zeigt ein Stück edelster, in künstlerischem Handwerksgeist geschaffener Goldschmiedekunst: das Ehrengeschenk, das im vorigen Jahr der Bayerische Kunstgewerbeverein seinem verdienten Ehrenmitglied Karl Rothmüller überreicht hat. Die Professoren Düll und Pezold haben zu diesem St. Eligius die Entwürfe, Modelle und bildhauerischen Arbeiten beigesteuert; die Ausführung hat die Klasse des Hauptlehrers Schneider unter dessen tätiger Mitwirkung besorgt. St. Eligius, der Bischof von Noyon, der von 588 bis 658 lebte, hatte die Goldschmiedekunst erlernt und gilt noch heute als Schutzpatron der Schmiede. — Dem Andenken einer der liebenswürdigsten Künstlerinnen ist die kleine Auswahl von Farbstiftzeichnungen gewidmet, mit denen unsere Rundschau schließt: Wera von Bartels, die Tochter des bekannten vortrefflichen Landschafters, ist in jungen Jahren aus dieser bunten Welt abberufen worden, in dem sie so viel Heiteres sah, das sie mit so viel Herz und Humor und feiner Fraulichkeit wiederzugeben wußte. Ehrenpreise und Medaillen von Amsterdam, Barcelona, Dresden, Leipzig, Paris und Venedig haben die fleißig gestaltende Zeichnerin ausgezeichnet. Weit über ihren Tod hinaus bürgen die Tausende von künstlerischen Blättern, die ihrer kunstreichen Hand entstammen, für ein dankbares Andenken. — Unser Titelbild zeigt eine stimmungsvolle Schöpfung von Ernst Liebermann: „Im Gebet“. Weit ab liegt die Bahn dieses immer vornehmen und geschmackvollen Malers von den Wegen der heutigen Stürmer und Dränger. Es ist ratsam, neben diesen Jungen auch immer wieder einmal in das Schaffen eines Künstlers zu leuchten, der vor einem Menschenalter begann, Ehre und Lob einzuheimsen. — Hermann Groeber ist als Maler unsern Freunden bekannt. Vor Jahresfrist hat Prof. Dr. E. W. Bredt den Künstler im innigsten Eingehen auf seine ganze Wesensart und Persönlichkeit hier behandelt. „Das ist mal einer!“ rief er. Die vielen farbigen Wiedergaben seiner Gemälde riefen das Entzücken vieler Beschauer hervor. Auch als Zeichner kam Groeber in jenem Aufsatz zur Geltung. Viele werden sich noch der drei liegenden weiblichen Rückenakte, der Zeichnung ‚Im Anschlag‘ entsinnen. Der Akt am Wasser, den wir heute darbieten, ist wieder eine Kostbarkeit wie etwa die Zeichnung der nackten weiblichen Gestalt, die jetzt im Besitz der Graphischen Sammlung in München ist. — Professor Eberhard Ege, dessen „Welle“ wir als Kunstbeilage bringen, ist Stuttgarter und steht in der Mitte der fünfziger Jahre. Aber die Hauptzeit seines Lebens und Schaffens gehörte dem Paris



Wasserbecken im Park mit Blumenrandbeeten. Lumière-Aufnahme



St. Eligius. Ehrengeschenk des Bayer. Kunstgewerbevereins für den **Goldschmied Karl Rothmüller. Entwurf und Ausführung von Prof. Heinrich Düll und Prof. Georg Pezold und den städt. Lehrwerkstätten in München**

der Impressionisten, Italien, seinen Sabiner Bergen. Als Inspektor der Ausgrabungen und Altertümer im Aniotal hat er den Italienern viele Kunstschätze gerettet — zum Dank dafür trieben sie den deutschen Künstlergelehrten und Malerpoeten i. J. 1915 aus dem Lande hinaus und beraubten ihn seines Eigentums. — Prof. Heinrich Altherrs „Sport“ zeigt eine wundervolle Einteilung und Gliederung der Anglergruppe, die genug von der



Umwelt sehen läßt und doch die Leinwand mit den gut rhythmisierten Gestalten fast völlig und voller Kraft ausfüllt. Altherr ist Schweizer. Für das Senatszimmer der neuen Zürcher Universität schuf er fünf Wandgemälde. Viele nennen den Künstler neben Hodler und wollen damit die Steigerung alles inneren Erlebens und Gestaltens bezeichnen. — Über Heinrich Schütz, von dem das feine Bild „Goldfasanen“ stammt, unterrichtete im ersten Heft des



Buntstiftzeichnungen von Wera von Bartels

laufenden Jahrgangs Dr. Georg Jacob Wolf unsere Leser. — Fast altmeisterlich mutet uns Professor Carl von Marr in seinem Damenbildnis an. Wie ist die Haut behandelt, das Seidenkleid, wie lebendig ist Blick, Haltung, Bewegung erfaßt. — Der feinen, besonders an zarten Zwischentönen reichen Aufnahme von Georg Gerndt „Blauer Himmel — reifendes Korn" folgt das wirkungsvolle Theaterbild von Robert C. Stübner, in dem besonders die Lichtverteilung so überaus fesselnd wirkt. — Und schließlich sei noch der „amüsanten und amourösen" Graphik auf S. 357 gedacht, die von Christophe stammt und alle kecken Rokokoreize aufweist, die wir in Frühsommertagen bei Ferienspaziergängen durch deutsche Rokokolustschlößchen verstehend und verzeihend in uns aufnehmen. — Ein paar Worte noch zu unserer Bühnenrundschau. Ein Teil der Zeichnungen, die sie mit einem verschmitzten Lächeln begleiten, stammt von Marie Wetzel-Schubert, einer Graphikerin, die in guter Aufwärtsentwicklung begriffen ist. Im Parthenon-Verlag tauchte mit acht Steinzeichnungen „Prominenzen von Bühne und Film in der Karikatur" der Humorist Osio Koffler auf. Proben seiner Kunst zeigt der Schluß unserer Bühnenrundschau. Wer die Köpfe kennt, muß sich ausschütten vor Lachen. Und das beste: die Betroffenen lachen herzlich mit. Denn Conrad Veidt schrieb der Karikaturensammlung das Geleitwort. H. G.





Buntstiftzeichnungen von Wera von Bartels

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Sterneder: Der Sonnenbruder (Leipzig 1922) — Heinrich Lilienfein: Das trunkene Jahr (Stuttgart 1923) — Will Vesper: Die ewige Wiederkehr (Leipzig 1922) — Hans Brandenburg: Josef von Eichendorff (München 1922) — Adam Karrillon: Am Stammtisch „Zum faulen Hobel" (Konstanz 1922) — Adolf Uzarski: Das Chamäleon (München 1922)

Vor knapp zwei Jahren wurde hier auf den Erstlingsroman eines jungen niederösterreichischen Dorfschullehrers Hans Sterneder aufmerksam gemacht, der sich durch die merkwürdige Zwillingseigenschaft eines hellen Kopfes und eines warmen Herzens auszeichnete. Was aber das merkwürdigste war: es fehlte ihm völlig an der sonst in unserem Schrifttum üblichen Isolierschicht zwischen besagtem Kopf und Herzen; er war ein Vollmensch aus einem Guß. Wie die meisten Anfänger hatte er sich zunächst einmal in einem Entwicklungsroman die Kämpfe, Liebes- und Erziehungsangelegenheiten der eigenen Jugend zur Erleichterung von der Seele geschrieben. Man durfte nun gespannt sein, wie er sich innerlich und formell ausbauen würde. Zunächst spricht es für ihn, daß er seine Früchte nicht, damit sie nur ja schnell reifen, über den Gaskocher (nach Bismarcks Wort) hält, sondern sie ruhig im Sonnnenlicht Saft, Farbe und gerundete Fülle gewinnen läßt. Sein neuer Roman Der Sonnenbruder ist in sich abgeschlossen, in jedem Zuge verständlich, und doch soll er, wie der Dichter mitteilt, den ersten Teil eines dreibändigen Werkes darstellen, das ein großes Ziel verfolgt. Aber davon wollen wir nicht mehr sagen, als die Allgemeinheit im ganzen erfährt — wir haben es hier nur mit dem ersten Buch Der Sonnenbruder zu tun, einem großangelegten Handwerksburschen- und Walzbruder-Roman, der als solcher eine eigene Stelle in unserer Erzählungsliteratur beansprucht. Dichterisch erreicht er nicht Bonsels „Menschenwege", und bei weitem nicht Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichtses", dafür steht er Paul Barsch, dem Verfasser des Romans „Von einem, der auszog", sehr nahe, schon weil beide, nicht nach gelegentlichen Wanderungen und Ausflügen ihre Erfahrungen daheim zu einem Buch zusammengestückt haben, sondern weil sie selber als „tippelnde Kunden" Freud' und Leid auf der Landstraße erlebt haben und nach der Wirklichkeit schildern. Sterneder beginnt mit einer sehr breiten Beschreibung der Natur am Chiemsee. Er sucht diese Natur zu beleben, indem er den Bäumen, den Wellen, den Tieren, endlich Gnomen und Berggeistern die Sprache der Menschen gibt und sie nach ihrer Art sich unterhalten läßt. Hier hätte Sterneder, obwohl seine Schilderungen sehr schön sind (nur mit der so verallgemeinerten Furchtbarkeit der Rohrweihe stimmt es nicht), sich etwas kürzer fassen können, mancher Leser wird durch die Dauer und die scheinbare Ziellosigkeit der langen Landschaftsbetrachtung nicht gerade ermuntert werden. Endlich finden wir den „Helden" der Erzählung, Beatus Klingohr, am Seeufer schlafend. Und es muß schon etwas Besonderes um ihn sein, denn „Mutter Natur" selber nimmt das Wort, ihn ihren Kindern zu empfehlen. Wir erfahren aber vorläufig nichts weiter von ihm, als daß er ein sympathisches Kerlchen ist, mit Händen, die für einen Landstreicher merkwürdig schmal und zart sind. Hier ist also ein Geheimnis verborgen, über das wir im Verlauf der 408 Seiten starken Erzählung nicht aufgeklärt werden, sondern nur so viel erfahren, daß Beatus wahrscheinlich ein begabter Musikus ist, der ein tiefes Leid im Busen trägt, von dem er als Walzbruder am leichtesten sich zu befreien hofft. So wandern wir denn mit ihm durch sommerliche und winterliche Tage, durch frohe und leidvolle.

Man ist erstaunt über die fühlbare Echtheit dieser Schilderungen; unverkennbar ist das meiste hiervon selber erlebt und das andere aus den Erzählungen richtiger „Tippelkunden" zusammengestellt, man erinnert sich der Jugendschilderung Sterneders in seinem „Bauernstudenten", wo er in den Ferien mit den wenigen Batzen, die er beim Stundengeben erübrigt hat, als Walzbruder durch die Alpen und Deutschland gezogen ist, wobei er diese Studien und Eindrücke vermutlich gesammelt hat. Höchst merkwürdige Wandergesellen trifft er auf seinen Wegen, meistens treue, gute Menschen, selbst wenn sie es, wie der „Vögeli Heini", in der Not nicht so sehr genau mit dem Unterschied zwischen Dein und Mein nehmen. Überhaupt ist Sterneder, obwohl eine tiefe Religiosität den Grundton seines Romans ausmacht, nichts weniger als ein Moralprediger, auch in seinen Liebesangelegenheiten geht es recht ungeniert zu. Das starke ethische Gewicht des Buchs, das ihm einen besonderen Wert gibt, ruht vielmehr in den leitenden und zur Einheit zusammengeschlossenen Gesichtspunkten der Güte, der Menschenliebe, des Gottvertrauens und der innerlichen Ver-

wandtschaft mit der Natur. Wie Glocken hängen diese Grundsätze der Sternederschen Weltauffassung über seinen Erzählungen, und immer, wenn ihm eine Betrachtung den Blick in die Höhe lenkt, meint man ein tiefes, ernstes Summen und Klingen zu hören, ein gut zusammengepaßtes Geläut, dessen Töne einen vollkommenen musikalischen Akkord bilden.

Einfach und ungekünstelt ist auch hier wieder alles erzählt. Sterneder befestigt mit diesem Buch seinen Ruf als einer unserer besten Volkserzähler, nur ist es für ihn hohe Zeit, sich einer ernsten Selbstkritik zu befleißigen und auf Wiederholungen, Umständlichkeiten, Breiten zu achten, auch unter den Volksüberlieferungen und Geschichtchen, die er reichlich in seinem Wanderränzel gesammelt hat, eine schärfere Musterung zu halten. „Man soll aufhören, wenn's am besten schmeckt" gilt auch für den Erzähler von Wunderlichkeiten und Spukgeschichten. Aber was den Leser nicht losläßt, ist die unverstellbare Herzlichkeit und Innigkeit des Verfassers, sein nicht verkennbares Bemühen, dem Leser Liebe, Vertrauen und Frieden einzuflößen, wie ein verläßliches Mittel gegen die Krankheiten und Schäden einer schweren Zeit. So folgt man seinem Beatus Klingohr wie einem guten Kameraden auf seinen Tippelwegen, deren zu viele und zu mannigfaltige sind, als daß sie hier beschrieben werden könnten —, man merkt, wie er mit seinem Leid noch unverständig und ahnungslos dem geheimen Willen der Mutter Natur gegenübersteht, aber doch durch die Söhne der Landstraße und die Sprache der Allmutter Natur zum Aufhorchen gebracht wird. Noch ist er Lehrling in diesem großen Unterrichtsfach des Welterstehens, vielleicht werden sich ihm im nächsten Bande die geheimen inneren Zusammenhänge des Seins offenbaren, damit er dann im dritten Buch als Meister und Überwinder aller irdischen Nöte vor uns steht. Eine nicht leichte dichterische Aufgabe, zu der aber ein Altmeister der Kunst, Hans Thoma, der offenbar Näheres davon weiß, volles Vertrauen zu haben scheint, denn er hat dem Dichter für jeden der drei Bände ein Titelbild gespendet.

Ein Unterschied wie zwischen einem wildromantischen Stück Gebirgswald und einem sorgfältig angelegten und sauber gepflegten Lyzeum-Garten ist zwischen diesem Buch und Heinrich Lilienfeins neuem Roman Das trunkene Jahr. Der in Weimar lebende Dichter (der zehn Jahre älter ist als Sterneder), hat ein Zeitproblem herausgegriffen und ernsthaft, mit Abwägung alles seelischen Für und Wider, behandelt. Einer jener neuen Propheten, die den bisherigen Moralkodex für gründlich abgetan ansehen und mit einem Häuflein Jugend darüber hinwegzustürmen suchen, Hochgart, hat es dem eigentlichen Helden des Romans, dem Gymnasiallehrer Konstantin Burk angetan. Freilich weniger der enthusiastische Prophet selber, als eine junge Malerin Aline, die ihrerseits wieder mehr durch eine Freundin verleitet als aus eigenem Trieb die Lehren des Apostels als das Evangelium der kommenden Menschheit ansieht. Bei jener Freundin Alines spricht freilich noch ein persönliches Motiv mit, sie liebt Hochgart nicht nur um seiner Ideen willen, und er, der das Evangelium der Freude rückhaltlos predigt, hat sich, obwohl Gatte und Vater, nicht gescheut, sie als ebenbürtig auf den Thron seiner Liebe zu setzen. Nun scheint sich in Konstantin und Aline die Parallele vorzubereiten. Auch Konstantin findet in seiner Ehe keine Befriedigung. Seine Frau ist in der Sorge um ihre beiden Kinder, um Hausstand und Garten frühzeitig gealtert und ein Arbeitsmensch geworden. Und als gerade jetzt der Tod ihres jüngsten Töchterchens, das ihm noch nichts hat sein können, zumal es meist kränklich war, eintritt, begreift er den fassungslosen Schmerz seiner Frau nicht, und anstatt daß dies Unglück die Gatten wieder näher aneinander schließt, trennt es sie noch mehr. Der tiefere Grund ist freilich Konstantins Liebe zu Aline, die durch ein gemeinsam verlebtes Winzerfest auf Hochgarts Erziehungsheim, der Augustenburg, noch gewachsen ist und sich mehr und mehr einer Parallele jenes Verhältnisses Hochgart mit seiner jungen Verehrerin nähert. Schon ist es so weit, daß Konstantins Frau sich entschlossen hat, mit ihrem letzten Kinde, das ebenfalls kränkelt, ihn zu verlassen und in ein Schweizer Genesungsheim zu gehen, da unterbricht eine Katastrophe den zu erwartenden Lauf der Dinge. Hochgart ist so völlig überspannt von seiner Idee einer „neuen Menschheit", daß er sich nicht scheut, die Niederkunft seiner Geliebten auf Augustenburg als ein allgemeines Freudenfest zu feiern und seine Frau durch die Überlegenheit seines Getues zu veranlassen, das neue Menschlein „froh" zu begrüßen und die junge Mutter zu küssen. Aber hier stößt der verstiegene Selbstling auf die natürliche Grenze des weiblichen Gefühls. Weiter vermag ihm die verhutzelte Frau mit dem versteinten Lächeln nicht zu folgen. Als die junge Nebenbuhlerin im Begriff steht, mit ihrem natürlichen Sprößling in die Augustenburg einzuziehen, stürzt sich Frau Hochgart aus dem Fenster und stirbt, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Wie ein eisiger Wasserstrahl wirkt diese Verzweiflungstat auf die erhitzten Köpfe der noch halbwegs vernünftig gebliebenen Hochgartschwärmer. Einige verlassen die Augustenburg in aller Stille, andere werden in ihrem Begeisterungstaumel von plötzlichen Zweifeln ergriffen. Den nachhaltigsten Eindruck aber macht der Freitod dieser gequälten Frau auf Aline und Konstantin. Sie erschrecken über den Weg, den sie eingeschlagen haben. Ist ihre Liebe wirklich so tief und festgeankert, daß sie ähnlichen Seelenstürmen standhalten

wird? Konstantin erkennt aus einem letzten Gespräch mit Hochgart, daß nicht nur Nebenfragen sie innerlich trennten: der ganze Mann in seiner unbändigen, rücksichtslosen Ichgewißheit mutete ihn fremd und unheimlich an. Er hatte nichts mit ihm gemein, entweder er war zu empfindsam, zu weich, zu — bürgerlich geraten, oder er empfand jetzt dies weltüberlegene, robuste Gehaben Hochgarts nur als Geste und Maske. Ähnlich denkt Anina, und so trennen sich beide nach einem „trunkenen Jahr" des Rausches neuer Ideen und junger Liebe; Anina nimmt eine gute Stelle in München an, und Konstantin sucht und findet den Rückweg zu den Seinen.

Lilienfein liebt derartige Konflikte, ein Hin- und Hergezogenwerden zwischen zwei Weltanschauungen und wie auch sonst erkennt man bei ihm die ruhige Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere. Auch diesmal sind ihm die Frauen besser gelungen als die Männer, die bis auf Konstantin sogar etwas skizzenhaft behandelt werden. Aber gerade dieser „Held" wird den meisten Lesern, die auf Menschenwerte etwas geben, eine wenig erfreuliche Erscheinung sein; eitel und nur besorgt, nicht zu den „Mittelmäßigen" gezählt zu werden, läßt er sich von dem großtuerischen, selbstsüchtigen Schwätzer Hochgart ins Garn locken, benimmt er sich gefühllos bis zur Roheit gegen seine Frau und seine Kinder und ist in entscheidenden Augenblicken so unsicher, daß er sowohl seiner Frau wie seiner Geliebten die Führung überläßt. Als Ganzes gehört der Roman immerhin zu den erfreulicheren Erscheinungen der Erzählungsliteratur.

Das kann man mit gutem Recht auch von Will Vespers Novellenbuch Die ewige Wiederkehr sagen. Die Aufschrift erinnert an Nietzsches Lehre von der „Ewigen Wiederkunft", aber diese Erinnerung verblaßt sehr schnell, wenn man ein paar der — hübsch und poetisch geschriebenen — Erzählungen gelesen hat. Will Vesper kommt es nicht auf den Nachweis an, daß gleiche Kraftlagen wiederkehren müssen (weil da, sagt Nietzsche, wo Kraft ist, auch die Zahl Meisterin wird, die Zahl aber zwar ungeheuer groß und praktisch für uns unermeßlich, aber jedenfalls bestimmt bleibt und nie unendlich wird), auch die hohe ethische Folgerung fehlt somit: so zu leben, daß man wünschen muß, wiederzuleben. Dem Dichter Vesper kommt es nur darauf an, durch erfundene Begebenheiten den Gedanken zu veranschaulichen, daß wir schon einmal gelebt haben und wieder leben werden, daß wir mit dem Tode nicht vergehen und daß Menschen, die sich wahrhaft lieben, auf ein Wiedersehen hoffen dürfen. Am deutlichsten und einleuchtendsten wird dieser Gedanke in der ersten Novelle dargelegt, die dafür zum Lohn auch den Titel des Buchs „Die ewige Wiederkehr" erhalten hat. Ein junger süddeutscher Musiker folgt einem unerklärlichen Drang, seine Sommerferien nicht in den Bergen, sondern in — Berlin zu verbringen; er hört, während er den Koffer packt, ganz deutlich den inneren Ruf: „Aber du mußt doch nach Berlin!" Gehört, getan. Auf einem einsamen Spaziergang im Tiergarten findet er sie, von der er sogleich weiß, daß es die ihm Vorbestimmte oder aus einer anderen Welt Bekannte sein muß. Auch sie, die verheiratet ist, aber für einige Zeit ohne ihren Gatten in der Reichshauptstadt lebt, erkennt ihn sogleich, obwohl sie ihn nie gesehen hat. Sie verleben ein paar selige Liebeswochen, dann kommt ihr Mann und der Traum ist aus. Aber sie sind gewiß, daß sie sich wiederfinden werden, vielleicht auf einem anderen Stern, „oder im Herzen Gottes, aus dem wir genommen sind". Als sie stirbt, ohne ihn wiedergesehen zu haben, sagt er sich: Das ist kein Tod. „Wir sind auf der Wanderschaft, und sie ist ein wenig vorangegangen. Nur eine Biegung des Weges verbirgt sie mir ... O du Meer der ewigen Liebe, das am Anfang war, und am Ende sein wird." —

Die meisten Erzählungen lassen — und das entfernt sie wohltuend von dem okkultistischen Getue gewisser Zeitgenossen — die Deutung zu, daß ein sonderbares Erlebnis im Traum weitergesponnen und so zu einer merkwürdigen Geschichte wird. Dahin gehören „Das gelbe Koller", wo ein handförmiger Blutfleck an dem Waffenrock des „tollen Christian", den der Held der Erzählung im Museum gesehen, ihn ein wunderliches Abenteuer erleben läßt, dahin „Die Weberin", oder „Eine unmögliche Geschichte", die voll versteckten, humoristischen Sinnes ist, wie auch „Der Architekt" und die aufregende „Schwarze Maske". Ein Novellenbüchlein, das nicht nur gut unterhält, das auch innerlich berührt.

Ein Werk von bleibendem Wert, jeder besseren Bücherei angelegentlich zu empfehlen, ist Hans Brandenburgs: Josef von Eichendorff. Es füllt wirklich eine Lücke aus, denn bisher fehlte eine zusammenfassende Darstellung vom Leben und Schaffen dieses tief im deutschen Volkstum wurzelnden Romantikers, wie, nebenbei gesagt, auch von Jean Paul noch immer keine genügende Biographie vorhanden ist.

„Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen. Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch all seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt." So läßt Eichendorff im Jahre 1834 den Fortunat in seiner Erzählung „Dichter und ihre Gesellen" sagen, vielleicht beeinflußt durch Goethes fünfzehn Jahre älteren Ausspruch: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Hans Brandenburg hat das Haupterfordernis für einen Dichter-Biographen, er kennt die Heimat seines Poeten, nicht nur die wirkliche, das Schloß Lubowitz in Oberschlesien, sondern vor allem auch, was bei Eichendorff freilich gerade sich mehr als bei

anderen Dichtern deckt: seine seelische und geistige Heimat. Und darin, daß Brandenburg sich ganz einzufühlen vermag in Eichendorffs Dichterwesen (weil er selber ein Dichter ist) liegt der Wert dieses Buchs, der es weit über alle bisherige Eichendorffliteratur erhebt — die Lebensgeschichte von des Dichters Sohn behält natürlich immer ihren biographischen Wert, während Keiters Versuch, 1887, reichlich veraltet ist, und die Werke von Höber und Krüger nur den jungen Eichendorff betrachten. Brandenburg wollte kein Buch für den Literarhistoriker schreiben, sondern für den deutschen Leser, er wollte Eichendorff einer größeren Schicht neuer Freunde nahe bringen. Dazu bietet er die ganze Stimmungskraft und Anschaulichkeit seiner Erzählungskunst, seine ganze Gewissenhaftigkeit und Liebe auf. Namentlich wo er von Eichendorffs Dichtungen spricht, ist er ganz Mitverstehender, der statt üblicher Literaturgeschichtenschablone ein klares Bild der künstlerischen Erscheinung Eichendorffs, eingerahmt von einer Fülle feiner Bemerkungen, gibt. Aber auch die einzelnen Lebensabschnitte des Dichters sind meisterhaft dargestellt, sie lesen sich wie kleine Novellen, nur daß sie wertvoller sind, weil eben ein wirklicher Mensch, ein Deutscher, der zu den Liebenswertesten unseres Stammes gehört, dahintersteht. Die Zeit Eichendorffs und die Menschen, mit denen er lebte, werden vor uns lebendig, wir erhalten einen tiefen und gründlichen Einblick in die geistigen Strömungen jener Zeit. Selten wird man einer so knappen und doch eindringenden Darstellung der wissenschaftlichen Bewegungen an einer Universität begegnen, wie sie Brandenburgs Einführung in die damalige Hallesche Studentenzeit mit Männern wie Friedrich August Wolf, Steffens, Schleiermacher gibt, Charakteristiken, die nur noch durch die von Joseph Görres und einiger Dichter, mit denen Eichendorff später in Berührung kommt, übertroffen werden. Brandenburgs „Eichendorff“ gehört zu den feinsten und schönsten Dichterbiographien, die wir besitzen. Auch die Ausstattung, die der Verlag ihr gegeben, ist dieses Denkmals würdig.

Zur Aufhellung der immer trübseliger werdenden Zeitläufte griff ich aus dem ansehnlichen Bücherstapel, der, aller Papiernot trotzend, strotzend den Tisch bedeckt, zwei humoristische Romane heraus. Nicht ganz mit dem Erfolg, den ich erhoffte. Zwar haben beide lustigen Raketensatz, so daß es ein paarmal hell und fröhlich aufblufft und das Zwerchfell eine sanfte Erschütterung verspürt, aber beide enttäuschen doch im ganzen genommen.

Der Begabtere an Witz und Humor ist entschieden Adam Karrillon.

Am Stammtisch „Zum faulen Hobel“ führt er die Honoratioren einer Kleinstadt an zwanzig Schoppenabenden vor und läßt sie allerhand Schnurren und Anekdoten erzählen. Oder vielmehr er erzählt sie selber, obwohl er sie anderen in den Mund legt. Denn — merkwürdig — alle Stammtischler, sogar die Kellnerin Luise Liebetraut, sprechen genau dieselbe Sprache, haben die knorrige Ursprünglichkeit, den schlagfertigen Witz und kernigen Humor Karillons. Das Anfangskapitel, weitaus das beste, erweckt große Hoffnungen. Aber, ach schon auf des Weges Mitte merkt man, daß die Schnurren und Anekdoten einer Sandwüste gleichen, es ist eine mühselige Arbeit, sich aus ihrer Öde herauszuarbeiten, und wäre Karillon nicht ein so ausgezeichneter Erzähler, man brächte die rund fünfhundert Seiten nicht zu Ende. Hoffentlich begegnet uns dieser Humorist, denn das ist er wirklich, einmal wieder, wenn ihm etwas eingefallen ist, das des Erzählens lohnt.

Sein polarer Gegensatz ist Adolf Uzarski in seinem „Heldenbuch“ Das Chamäleon. Ein höchst „aktuelles“ Buch: der Held, ein schieberischer Hochstapler unserer Zeit, ein patentes Herrchen, in allen Bars und Tanzdielen zu Hause. Hier ist Erfindung genug, die Gaunereien und Abenteuer des im übrigen recht subalternen Spitzbuben würden auch ein paar Stunden gut unterhalten, wenn Uzarski die Erzählungskunst und den Humor Karillons hätte. Aber er zerreißt seine Erzählung mit spielerischen Einflechtungen und Unterbrechungen, mit Anreden an das Publikum, Briefen an den Verleger und gereizten Angriffen politischer und anderer Art. So ungeeignet wie nur möglich bei einem durchaus modernen Stoff ist diese gesuchte Biedermeierform der Erzählung, dieser aus dem alten Schelmenroman, von den Romantikern des achtzehnten Jahrhunderts und schließlich sogar von Wilhelm Busch entlehnte Apparat einer buntscheckigen krausen Darstellungsart. Und übrigens versteht der Leser im allgemeinen schon, was der Verfasser sagen will, auch wenn er nicht direkt angeredet wird. Eine Frage: Hat dies Chamäleon vielleicht einmal ein „Krokodil“ gesehen? Eine Szene deutet verblüffend darauf hin.

Im übrigen sollten sich Karillon und Uzarski zusammentun.

Jener erzählen, dieser erfinden — so könnte der große humoristische Roman entstehen, den jeder für sich beabsichtigt, aber nicht fertiggebracht hat.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Fischer & Wittig in Leipzig

zonnehe

37. Jahrg. / Juli 1923 / 11. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Juliheft zum Preise von 5000 Mark.

Auslandspreis 2,50 Schweizer Franken, dementsprechend 0,50 Dollar amer., 0,90 Pesos argent., 3 Milr. bras., 55 Lewa bulg., 3 Pesos pap. chilen., 2,25 Kr. dän., 2 Sch. engl., 12,50 M. finn., 30 Drachm. griech., 1,25 Fl. holl., 1 Yen jap., 7,50 L. ital., 7,50 Frs. luxemb., —,85 Dollar mex., 2,50 Kr. norw., 9 Milr. port., 1,75 Kr. schwed., 2,50 Pes. span.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „**Velhagen & Klasings Monatshefte**" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Juliheftes:

Seite

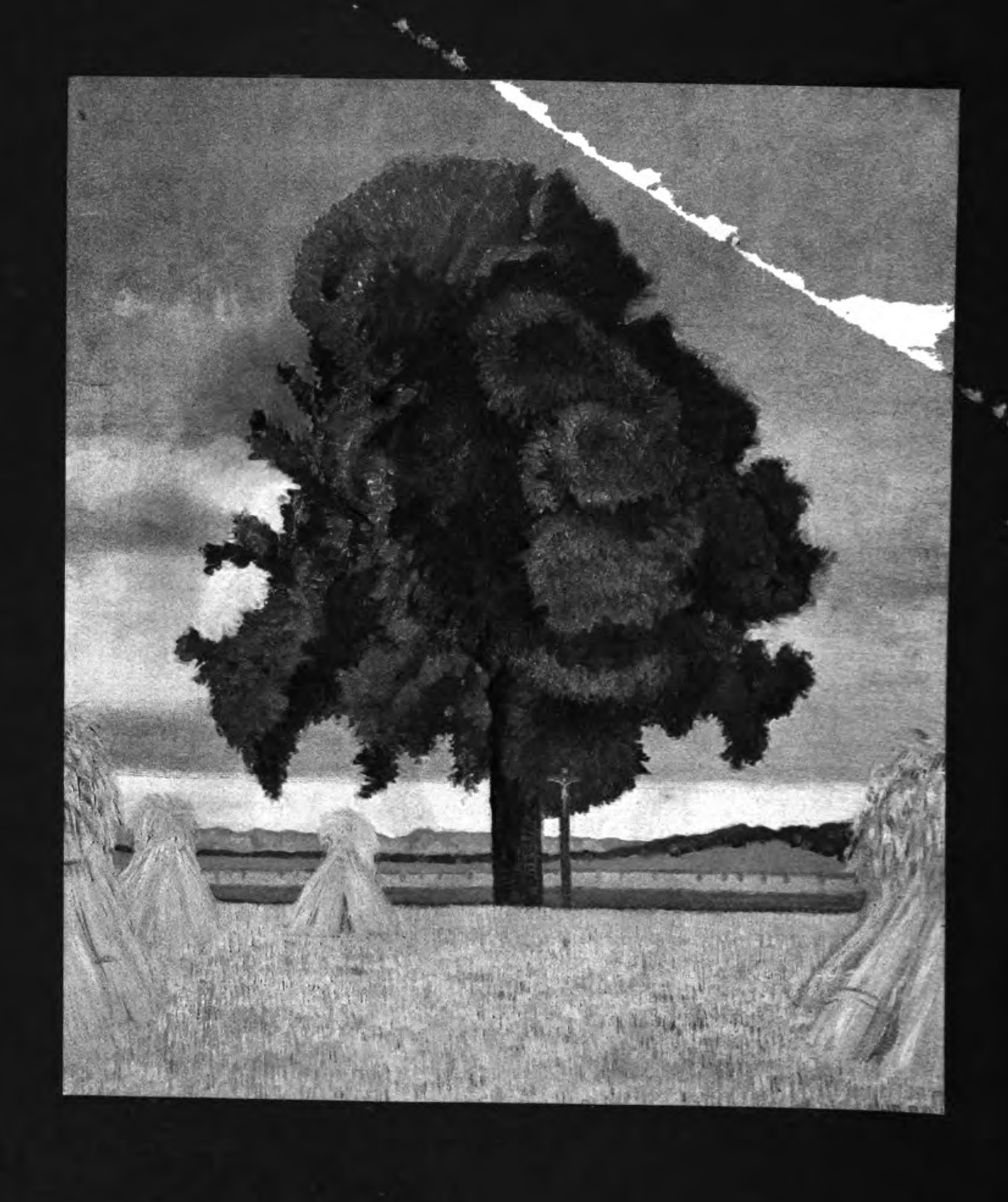
Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.





Nach dem Regen. Gemälde von Prof. Hermann Urban



Die Bekehrung

Roman von Ernst Zahn

Felder dehnten sich hin, gelbend und reifend unter der Sonne, grüne Wiesen breiteten Sammet zwischen die wogenden, unruhigen Ähren, und staubweiße Straßen liefen durch das ebene Land, gerade, weithin, ohne Schatten. Aber es gab ein paar Wälder, die zum Dorfe St. Martin gehörten und in die man kam, wenn man den Hügelrücken im Osten überstieg. Auf dem Hügel, der jenseits steil und felsig, gegen das Dorf hin mit sanften Rebgärten abfiel, stand das Schloß, in dem der Baron Robert de la Tour wohnte.

Das Dorf hatte etwas Verschlafenes. Ein Fremder würde da vor Langeweile gestorben sein. Aber die Bewohner fühlten sich wohl, und selbst der Baron hatte eine stille Liebe für den losen Häuserhaufen mit den roten Ziegeldächern und den schwarzen Schindelfirsten, unter denen er fast so heimisch war wie in seinen eigenen hohen Zimmern, vielleicht weil sie und ihr Leben einen so großen Gegensatz zur Hauptstadt bildeten, wo de la Tour Morgen und Mittag seines Lebens verjubelt hatte. Die von St. Martin standen in einem seltsamen Abhängigkeitsverhältnis zu dem Baron. Das Volksselbstbewußtsein war hier noch nicht erwacht. De la Tour, ein schwerreicher Mann, der trotz seiner Lust und Kunst das Leben zu genießen seinen großen ererbten Besitz gemehrt, hatte es verstanden, durch klug geübte Wohltätigkeit, Hilfsbereitschaft und Kenntnisse der verschiedensten Art über einen Großteil seiner Bauern die Gewalt zu bekommen, die Gläubigerschaft gewährt. Nicht jeder freute sich mit reiner Freude, wenn er zu längerem Aufenthalt in Land und Schloß wiederkehrte, aber alle hatten sich an ihn wie an ihr Schicksal gewöhnt. Die ihm schuldeten, erschraken nicht, die gern etwas von ihm wollten, atmeten erleichtert auf, und die, in deren Familie und Familiengeschick er irgendwie einmal seinen Weg gefunden, hatten zumeist dankbare, nachsichtige, oft sogar tief anhängliche Gefühle. Sie waren das geistig bequeme, etwas gleichgültige Volk dazu.

Wenn der Baron im Lande war, wehte vom Schloßturm die Fahne, in schneeweißem Felde ein roter Hahn. Sie ließ sich auch heute vom weichen Sommermorgenwinde hätscheln. Die Fahne schuf im Dorf einige Bewegung. Der Baron war in der Nacht von der Waldseite her ungemeldet und unbemerkt angekommen. Nun steckten die Dörfler die Nasen zusammen oder schnupperten in die Luft hinaus, während sie das Zeichen seiner Ankunft vom Turme wehen sahen.

„Er ist da," knurrte der Bauer Justin Fleurier durchs offene Stubenfenster, als er, im Begriff in den Stall zu gehen, die Fahne erblickt hatte, und er brauchte der Bäuerin gar nicht erst den Namen zu nennen; sie wußte Bescheid. Er selber aber nahm die Gedanken an „ihn" mit an die Arbeit. Er war ein großer Mann mit einem hohen Rücken und kurzen Hals. Sein graues, dichtes Kraushaar trug er unbedeckt. Und zum tausendstenmal ging ihm die Wehmut um seine einzige Tochter, die Mélie, auf und ihre Geschichte durch den Sinn. Unzählige Male hatte er schon darüber gegrübelt. War sie, die Mélie, an „ihm" ge-

storben oder — nun — man konnte ihn doch nicht fragen, den Baron. Aber — alles was recht war, mochten die Dinge liegen, wie sie wollten, jener benahm sich durchaus einwandfrei: Alle Augenblicke lag auf der Mélie ihrem Hügel ein neuer Kranz. Und — de la Tour hatte allmählich alle Schulden abgelöst, die auf seinem, des Fleurier, Gut gelastet, und — die Frau, die Berthe, sagte auch — Was sagte sie? Der konnte man von dem Baron gar nicht reden, die kam sonst aus dem Rühmen nicht mehr heraus.

Justin Fleurier stach langsam und schwer die Gabel ins Stroh. ‚Der Teufel, der Teufel,' dachte er, ‚was man wohl davon halten sollte!'

Aber Justin war nicht der einzige, der des Barons Ankunft entdeckt und in seinem Innern mit ihm zu tun hatte. Die Marie Brun, die Krämerin, sah die wehende Fahne, als sie ihren Laden aufschloß, und die Georgette Meunier, die die Milch für ihren Vater, den Lehrer, holen wollte, stand mitten in der Straße still und blickte zum Schlosse hinauf. Die Meunier stand da, als ob plötzlich ein heißer Wind über sie gekommen wäre. Sie rekelte sich in ihren Kleidern und in ihrem schönen, lebensprühenden Gesicht, darin Weiß und Rot mit dem Pinsel der vollen Blüte gemalt waren, verschwand das Weiß und breitete sich eine Glut über Wangen und Stirne.

Die Krämerin, die Marie, war nicht mehr jung, sie hatte schon die vierzig überschritten, und in ihrem dünnen, blonden Scheitel hätte einer weiße Fäden finden können, wenn Weiß und Blond leichter zu unterscheiden gewesen wäre. Sie befestigte die Läden ihres Verkaufsladens und dachte dabei, ob „er" wohl auch wieder hie und da mit ihr reden werde, reden, dort am Ladentisch? Das — das andere war ja lange vorbei! Sie begriff längst, daß es nicht anders sein konnte, daß sie ihm leid geworden, da ihr die Jugend verloren ging, er aber pflücken konnte, wo er wollte. Sie war ihm auch dankbar, daß er ihr den Handel eingerichtet, und zufrieden, daß dieser sich so wohl angelassen. Der Baron frug auch immer von Zeit zu Zeit, ob ihr nichts fehle. Und sie war bescheiden geworden und freute sich, wenn er in den Laden trat, sich an den Korpus lehnte und mit ihr vom Gang der Welt sich unterhielt. Wie zu einer Freundin sprach er, ruhig, ein wenig wehmütig, als ob auch er etwas von der Vergänglichkeit des Daseins spüre. Zuweilen blickte er sie gerade an, kühl, gedankenabwesend, aber doch mit einer herablassenden Vertraulichkeit. Und — und — er wußte nicht, daß sie sich immer im Zaume halten mußte, damit sie sich nicht auf seine feine, weiße Hand niederbeugte, die auf dem Ladentisch lag, und deren schlanke Finger einen so festen, heimlichen Druck hatten. Ob er wohl wieder kommen würde, dachte die Marie Brun.

Und die junge, üppige Georgette Meunier hob die Hand an die heiße Schläfe und strich die braunschwarze Locke fort, die ihr der Wind hineingeweht. Ob er kommen wird, dachte auch sie. Aber sie bejahte sich selbst die Frage, und ihr Herz schlug. Sie ging ihres Weges und kam mit dem milchgefüllten Kessel zurück. Sie hörte das Flattern der Fahne, obwohl die Entfernung viel zu weit war; das Echo war in ihrem Herzen. Sie hörte es den ganzen Tag.

Das Dorf lebte sein Leben. Bauern zogen mit Hacke oder Sense auf ihre Felder und Wiesen. Bauern fuhren mit Ochsengespannen oder Pferdewagen von ihren Scheunen hinaus und brachten vollbeladene Gefährte zurück. Weiber wuschen in den offenen Hausfluren oder am Bach. Weiber gingen zum Brunnen oder klatschten unter den Türen. Hunde bellten. Hühner gackerten. Über allem stand der blaue Himmel. Die Dorfgasse wurde heiß. Und die Wiesen dufteten.

Die Fahne auf dem Schloßturm hing jetzt schlapp an der Stange. Es ging kein Wind mehr, und das Tuch war müde.

Gleichwie sein Wappentuch, müde und schlapp lag der Baron Robert de la Tour in einem Zimmer des Turms. Es war nur ein kleines Gemach, aber er liebte es; denn man sah aus dem Erkerfenster weit ins Land, sah jedes Haus unten im Dorf und die Straßen, die in die Ferne strebten, und die nebelhafte Ferne selbst, hinter der die Türme der Hauptstadt ragten.

Heute nun freilich mochte de la Tour nicht spähen. Er saß in einem hohen, alten, lederbezogenen Armstuhl, wie von fremder Gewalt hineingeworfen oder von einem plötzlichen Schwindelanfall gefällt. Sein Kopf mit dem dünnen, hochstrebenden, von leisem Grau überstäubten Haar lag an die Lehne zurückgesunken. Die Stirn, ein seltsames Bauwerk, einem mit durchsichtiger Haut bezogenen Elfenbeingerüst vergleichbar, war bleich und stach von dem schwarzen Stuhlleder ab wie die eines Toten vom Sargtuch. Die Hände glitten nervös bald über die Armlehnen, bald glättend über den dunklen Sammetflaus, den de la Tour trug. Dann wieder trommelten die Finger leise auf den Stuhl, lösten einen Knopf des Wamses, schlossen ihn wieder oder tasteten sich um das schlank und lang in den Boden hinaus-

gestemmte Bein, als suchten sie nach den erschlafften Sehnen.

‚Da könnte ich liegen und sterben, es merkte es kein Mensch,' dachte der Baron. Er preßte die Lippen mit dem rötlichen, kurzgeschnittenen Schnurrbart so nah zusammen, daß der Spitzbart am Kinn sich ein wenig sträubte. Die rotgeränderten Augen hatten einen schläfrigen, gelangweilten, überdrüssigen Blick. War das nun ein heimliches Leiden, grübelte er weiter, ein Wurm, der an seinem Leben nagte? War es nur eine Erschlaffung, wie sie ihn ehedem befallen? Oder war es das Alter, das sich ansagte, die Menschenvergänglichkeit, der man nun einmal nicht entrann?

In der Hauptstadt hatte es ihn überfallen, mitten im Trubel sportlicher Feste, mitten im Abenteuer mit der Boval, der schönen Soubrette, bei dem er eben anfing ein halbes Dutzend Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Es hatte ihn gepackt und aus den Sälen der Gesellschaft, von den Rennfeldern, von den Promenaden immer wieder heimgepeitscht. Als ein mit den Nadelstichen höchster Nervenüberreizung Gepeinigter war er von Zimmer zu Zimmer gewandert. Er konnte nicht schlafen. Selbst das Stillsitzen hatte ihm Qual bereitet.

Heute freilich hielt ihn Kraftlosigkeit am Stuhl fest. Nach der Nachtfahrt fühlte er sich wie zerschlagen. Aber die Gedanken ruhten nicht. Still war es, dachte er. Still war es hier immer gewesen. Und oft schon hatte er sich hier erholt. Im Beginn war diese Stille immer Wohltat, dann wurde sie einem leid. Dann — lief man ins Dorf hinunter und — ei — Abwechslung war überall zu finden! Doch — lag in der Stille heute nicht etwas anderes als sonst? Etwas wie Beängstigung, wie Ahnung, daß hinter dem Aufhören des Lärms das Aufhören der Dinge überhaupt warte? De la Tour griff sich an die Kehle. Ihm war eng. Ein Ekel fraß an ihm. War das nun das Ende, das Ergebnis? Ein verwöhntes einziges Kind, der Mutter beraubt, als er zehn Jahre alt geworden, dem Beispiel des Vaters folgend, der ein großer Lebensgenießer gewesen, sich nur darin von ihm unterscheidend, daß er den Trunk gemieden und in seinen Sitten allezeit auf Takt und äußere Vornehmheit gesehen, hatte er seine Zeit verbracht, sich indessen auch mit vielen ernsteren Dingen beschäftigt. Als Abgeordneter hatte er eine Zeitlang in den maßgebenden Regierungskreisen des Landes eine Rolle gespielt und vor der Ernennung zum Minister gestanden. Es war sein eigner Wille gewesen, daß er schließlich seine Unabhängigkeit höher geschätzt und darauf verzichtet hatte, seiner diplomatischen Wirksamkeit durch Eintritt in die Landesleitung einen Gipfel zu geben. Dann hatte er sich der Verwaltung seiner Güter gewidmet. Man bewunderte seine Geschäftsmannsfähigkeiten.

De la Tour hob sich im Stuhl. Es gelüstete ihn nach den Sälen hinüberzuschreiten, wo seine kostbaren Bilder hingen. Er wußte eines jeden Platz und wie zu dieser Stunde das Licht des Tages es traf, die dunkle, geheimnisvolle Landschaft Ruisdaels, die farbenfrohen Ter Borchs, die alten und neuen Franzosen, die düsteren Spanier, den leuchtenden Cranach, die an Macht der Farbe alle andern überragenden Italiener. Und dann im Rundsaale die Schränke mit den Münzen! Sie hatten seinen Namen in alle Lande getragen, seit er in einer Schrift der Allgemeinheit die Tür zu seinen Schätzen aufgetan. Universitäten ehrten ihn. Sein Sekretär bewältigte kaum die Korrespondenzen, die aus allen Himmelsrichtungen die Anfragen der Liebhaber und Sammler brachten. Und seine, des Barons Augen, tranken sich satt an der Schönheit der Meisterwerke der Maler, wie seine Finger mit einer fast körperlichen Lust die seltenen Münzstücke faßten und drehten. Seine Seele erquickte sich ebenso an jenen, wie das Studium vergangener Jahrhunderte, zu dem diese ihn anregten, seinen Verstand beschäftigte. Jetzt zog es ihn mit Gewalt zu seinen Schätzen. Aber er war zu schwach, sich aufzurichten. Mit einem leisen Stöhnen grub er sich tiefer in seinen Stuhl. Er schloß die Augen. Das Leben machte sich bezahlt, dachte er. Und nun rauschte es vor ihm auf wie ein Schwarm großer Vögel, weißer Schwäne oder leuchtender Reiher. Aber dann waren es Gewande, die flatterten, und nicht Federn und Flügel. Gestalten wurden lebendig. Reife Frauen mit stolzem Nacken, Halbkinder mit zarten Körpern und schlanken, durchsichtigen Händen, Aristokratinnen und behäbige Töchter des Bürgertums, Damen der Hauptstadt und derbe Mädchen vom Lande. Vom Lande! Des Barons Blick suchte das Fenster. Die Sonne spielte dort. Ihr Licht hatte etwas Lebendiges, Fließendes, Schreibendes. Es war, als ob sie ihm Zeichen machte, ihm Dinge deuten wollte, die draußen waren. Er sah das Dorf in der Tiefe nicht, aber die Sonne erinnerte ihn daran. Da hatte die kleine Mélie Fleurier gewohnt, die nun tot war, die es nicht ertragen hatte, daß er nach einem heißen Sommer auf dem Lande zur Stadt zurückgeeilt. Da lebte die weiche, immer geduldige, demütige Marie Brun,

die mehr Magd gewesen als — Geliebte; da wohnte Georgette! War die Sonne am Fenster Feuer geworden? Es züngelte wie Flammen ums Steingesims. Ob die Georgette noch dieselbe war? Wie ein Wind aus dem Süden! — Bah, vorbei!

De la Tours Gesicht nahm eine fahle Farbe an. Was kümmerte ihn jetzt die Vergangenheit! Jetzt war Unvermögen nach Übermut, bleiche Schwäche nach heißer Kraft!

Plötzlich überlief ihn ein Frost. Einmal — darüber hatte er sich nie täuschen können — einmal mußte das ja kommen. Aber es war noch früh.

Er rieb die Hände ineinander wie um sich zu wärmen. Sein Blick irrte durch das Gemach und suchte die Tür. Er fühlte sich nicht stark genug, sie zu erreichen. Nicht einmal die Klingel dort drüben konnte er fassen. Er war wie gelähmt. War denn niemand im Hause? Er hätte nicht allein kommen, sagte er sich, hätte Paul, den Sohn, gleich mitbringen sollen, statt ihn erst später eintreffen zu lassen. Er —

Plötzlich hörte er schlürfende Schritte. Dame Marthe! Hoffentlich ging sie nicht vorüber!

Es klopfte.

Die Tür ließ Madame Marthe herein.

Sie war vierzig Jahre lang in der Familie. Einmal war sie mit dem Hausmeister verheiratet gewesen, die Marthe Maroc. Aber das war schon bald nicht mehr wahr. Und ihr Haar war jetzt weiß, von einer edeln, silbernen Farbe. Gesicht und Hände, jenes am Halse von einer weißen Krause, diese von blanken Stulpen gesäumt, waren still und fein. Stulpen und Krause stachen scharf vom schwarzen Kleide ab.

Dame Marthe bewegte ihren schweren, fettgepolsterten Körper mit einer gewissen Würde, obgleich sie, wo es not tat, der Gelenkigkeit nicht entbehrte. Sie machte große, runde Augen, als sie den Baron erblickte. Aber sie ließ sich nicht weiter merken, daß sie über sein Aussehen erschrak.

„Ich habe noch kaum recht nach Ihrem Befinden fragen können," begann sie nach einem leichten grüßenden Knicks.

Sie wohnte das ganze Jahr im Schlosse, sah hier zum Rechten, auch wenn der Baron abwesend war. Sie war auch in der Nacht, als der Hausmeister den späten und unerwarteten Ankömmling nach seinen Zimmern geleitet hatte, gleich auf und zur Hand gewesen. Aber der Schloßherr hatte sie entlassen, hatte nichts als Ruhe gewünscht. Ihr Herz kannte nichts, als das Schloß und seinen Herrn, wie es, als es jung gewesen war, nichts als seinen damaligen Herrn und das Schloß gekannt hatte. Ihr Mann hatte mehr um dieses Herz gewußt und vielleicht, da er sie aufrichtig geliebt, war diese Wissenschaft nicht ganz ohne Beziehung zu seinem frühen Tode gewesen. Doch jetzt forschte schon lange niemand mehr nach jenen Dingen.

Der Anblick des Barons rüttelte sie auf. Sie mußte an dessen Vater denken. Der war auch müde geworden, hatte der Pflege bedurft und für allzugroße Lebensgier mit schwerem Leiden bezahlt. Es mußte wohl in dem Geschlechte liegen. Schon Jahrhunderte zurück, so erzählte man sich, waren die de la Tours am Leben gestorben. Und doch hatte an diesen Edelleuten niemand sich recht erzürnen können. Es hatte ihnen eine merkwürdige Macht über andere geeignet, dabei hatten sie Haltung bewahrt und sich nach außen kaum je etwas vergeben. Dame Marthe aber hatte aus einer tiefen und tief begrabenen Liebe zum Vater eine mütterliche Zärtlichkeit für den Sohn sich entwickeln lassen, die um so besser sich entfalten konnte, als die Mutter des Barons bei seiner Geburt gestorben und ihr Pflege und Erziehung des Kindes anvertraut worden war.

„Ich glaubte hier alles tot," sagte de la Tour mit leisem Verdruß, verstimmt indessen mehr über sich selbst und das Schicksal als die Umgebung, die er schalt.

„Was ist Ihnen?" fragte Madame Marthe und rückte das weiße Häubchen etwas zurecht, das sich ihr verschoben hatte.

„Setze dich!" gebot der Baron.

Sie ließ sich gehorsam in einen Stuhl mit niederer Rundlehne nieder, die ihre Gestalt so knapp umfing wie eine Flasche den Kork.

„Ich bin der Stadt auf und davon," erzählte er. „Kannst du dir das vorstellen? Mit einem Ruck! Auf und davon."

„Wir hatten keine Meldung wie sonst," gab Dame Marthe zurück. Sie wunderte sich über die sonderbare Art, mit welcher er seine Ankunft einleitete.

Der andere hob seine Hand und betrachtete die leise zitternden Finger. „Die Angst packte mich im Genick," fuhr er fort, „hier" — er griff sich nach dem Nacken —, „hier — wie ein Hausknecht, wenn er einen hinauswirft. Ich fühlte, daß ich heim mußte, Ruhe und Pflege und Schlaf — vor allem Schlaf brauchte."

„Das war auch schon," sagte Marthe.

De la Tour atmete auf. Er fühlte sich etwas erleichtert. Wie sagte die Alte? Das war auch schon gewesen? Gewiß! Und doch — heute! So — alt und zermürbt hatte er sich nie gefühlt.

„Wie sehe ich aus?" fragte er schon wieder

niedergeschlagen und erwartete mit einem heimlichen Bangen die Antwort.

Marthe fühlte seine Angst. Sie zögerte einen Augenblick. „Das ist nur die Müdigkeit," tröstete sie dann, „die Erschöpfung, die Sie blaß und — älter macht. Das wird sich geben. Und Sie wissen wohl, wie spurlos sonst die Zeit an Ihnen vorübergeht."

In des Barons Innerem wurde es wärmer. Ein Empfinden der Geborgenheit ergriff ihn. Die Frau — war eine treue Seele, dachte er. Die würde zu einem stehen, auch wenn die Marter der Altersgebrechen beginnen sollte. Er streckte die Hand nach einem silbernen Spiegel aus, der auf einer Konsole in der Nähe lag.

Dame Marthe kam ihm zuvor und reichte ihn ihm.

Langsam hob er ihn vor sein Gesicht. Dann faltete er die Stirn. Was er sah, war nicht eben ermutigend. Sein Gesicht war fahl. In Säcken hing die Haut unter seinen Augen. „Es ist aus," sagte er. Seine Hand sank schlaff herab.

„Seien Sie nicht so mutlos, Herr," mahnte Dame Marthe. Mit einem Tüchlein wischte sie ihm den Schweiß von der Stirn, der plötzlich darauf perlte.

„Fünfzig," sagte er leise, fast wie im Selbstgespräch. „Die graue Grämlichkeit beginnt. Fünfzig Jahre!"

„Mit fünfzig hatte Ihr Herr Vater —"

Der Baron unterbrach: „Ich weiß — ich weiß — er entführte die schöne Boileau. Er — hatte die Unverwüstlichkeit, die mir fehlt."

„Ich werde Abry bestellen," sagte die Haushälterin.

De la Tour sah ins Leere. Er hatte kaum gehört, was sie gesagt hatte. Seine Gedanken hafteten noch an dem Worte: Fünfzig! Es hatte ihm lang davor gegraut. Jahrelang hatte er wie auf einem hohen, herrlichen Berge gestanden, den er in wundervollem Aufstieg erreicht und von dem er nicht niedersteigen mochte, wohl wissend, daß es keine Wiederkehr mehr gab. Und nun?

„Es lohnt nicht mehr," murmelte er. „Lieber tot als ohne Kraft sein!"

„Es lohnt doch," sagte Madame Marthe und wunderte sich selbst über das Wort. Aber es war ihr so auf die Lippen gekommen, sie fühlte, als müßte sie sich selbst verteidigen und ihre innere Befriedigtheit, das Gefühl, daß ihr Tag noch die Freude der Arbeit und den Frieden erfüllter Pflicht hatte.

De la Tour sah sie an. Es war ihm, als sollte sie ihn retten. „Ich möchte mich legen," sagte er indessen. Es fror ihn. „Rufe den Arzt," gebot er. Dann versuchte er sich zu erheben. Knie und Hände zitterten ihm.

Aber Dame Marthe griff zu. Sie geleitete ihn nach dem Schlafzimmer.

⁂ ⁂ ⁂

Abry, der Doktor, ging im Schlosse ein und aus. Er kannte den Baron seit vielen Jahren und hatte ihn schon mehr als einmal wieder auf die Beine gestellt. Diesmal schüttelte er den Kopf. Er zankte mit seinem Kranken: „Ihr habt den Glauben an Euch selber verloren. Ich kann Euch nicht gesund machen, wenn Ihr durchaus nicht wollt."

Er war ein Bauer; denn er wirkte unter den Bauern und lebte mit ihnen. Hinter seiner vierschrötigen Gestalt mit dem großen, eckigen Kopf hätte niemand den tüchtigen Arzt gesucht. Das knochige, rasierte Gesicht, in dem nur auf der Oberlippe ein kurzer, grober, weißblonder Schnurrbart sproßte, schien eher auf einen Viehhändler oder dergleichen zu deuten, aber er hatte, trotzdem sein rauhes Wesen sie fortwährend durchbrach, im langjährigen Verkehr mit den de la Tours Manieren gelernt und an Vater und Sohn neben körperlichen Gebresten Seelenkunde studiert. Er war Hausfreund bei dem Baron geworden, kam zum Kartenspiel und ging mit zur Jagd. Jetzt war er ein wenig ratlos und, da er eine versteckte Anhänglichkeit für den Schloßherrn hatte, auch von einem nervösen Unbehagen über seine Ratlosigkeit besessen.

Der Baron genas nicht. Er war welk und lustlos. Selbst die Partie Bézique, die Abry ihm antrug, lehnte er mit einem müden, sparsamen Nein ab.

Nebel senkten sich tiefer ins Land. An den Bäumen des Parks hingen die Blätter schlaff, sich im Sterben zusammenrollend. Kein Wind war wach und kein Laut störte die graue Stille. Ein frostiger Dunst verschleierte das Dorf in der Tiefe. Seine Häuser hatten eine sonderbare, den Bäumen ähnliche Kahlheit, als sei schon in diesen ersten Herbsttagen der Winter eingebrochen.

„Ich werde Feuer machen lassen," sagte de la Tour zu Abry, der ihn besuchte.

Es war nicht kalt in dem hohen Zimmer mit den zwei Fenstern, an denen die weißen Gardinen vor Sauberkeit leuchteten, aber über die weiße Stuckdecke wie über den braunen, gebohnten Fußboden und um die getürmten Decken des mächtigen Himmelbettes ging es doch auch wie Winter und Frost. Der Baron hatte eine weiße Zipfelmütze tief in die Augen gezogen und sein ohnehin schmales Gesicht erschien klein wie das eines Kindes. Nur der spitze Bart stach manchmal, wenn er sprach, dolchartig wie zum Zeichen der Verteidigung aus dem Linnen auf.

„Einheizen? Nein!" widersprach der Dok-

tor. Der Baron war sonst auf seine Widerstandskraft und Abgehärtetheit stolz gewesen. Er erkannte ihn nicht wieder.

„Sie überschätzen mich, Abry," murmelte es aus den Kissen, ohne Wehleidigkeit, nur gelassen. „Einmal mußte es kommen. Die Natur rächt jede Verschwendung ihrer selbst."

„Nicht so früh," antwortete der Doktor. „Ihr habt noch Reserven. Nur wollen müßt Ihr."

Der Baron wandte sich ab. Er war zum Streit mit Worten nicht aufgelegt. Dem Doktor den Rücken drehend, verbohrte er sich eigensinnig in die Gedanken des Überdrusses, die ihn verfolgten. Was sollte alles noch? Ein Jahr früher oder später! — Einmal fiel die Haut verrunzelt an die Knochen! Einmal begann das Skelett, das jeder in sich trug, zu rasseln, zu klappern, zu zeigen, daß man grabreif wurde. Einmal mußte auch der Mann seine Jahre eingestehen, wie die Frau viel früher einzusehen gezwungen wurde, daß alle Mätzchen und Schönheitsmittelchen die verlorene Jugend nicht zurückzumalen vermochten.

Doktor Abry stand erregt auf. Im Zorn über die Ergebnislosigkeit seines Zuspruchs trat er ins Nebenzimmer, dessen Tür offen stand und in dem Dame Marthe mit dem Strickzeug saß, um in der Nähe zu sein, wenn man ihrer bedurfte. Er schloß die Tür hinter sich. „Ein völliger Zusammenbruch," sagte er zu der weißhaarigen Alten, einen Stuhl in ihre Nähe rückend.

„Es wird sich geben," meinte sie.

„Vielleicht auch nicht," erwiderte er ungeduldig über ihre Gelassenheit.

„Er müßte sehen, daß die Welt nicht arm ist."

Abry stemmte das starke, knochige Kinn auf die Hand, deren Arm wiederum auf seinem Knie Stütze fand. „Die Georgette," sagte er plötzlich. „Sie müßte ihm Georginen aus ihrem Garten bringen."

„Sie war schon zweimal hier," berichtete Dame Marthe.

„Er hat sie gesehen?"

„Er wollte nicht."

Dame Marthe sah ins Leere. Ihre Seele, in Erfahrungen weise geworden, suchte nach etwas, was sie nicht klar begriff.

„Die Meunier hat es in sich," fuhr Abry weiter. „Wir müssen sie zu ihm bringen." Er lachte breit und ein wenig gemein wie ein Schlächter, der weißes Fleisch zerschneidet und denkt, wie zart es ist.

Dame Marthe errötete. Sie liebte den Ton nicht.

Abry stand auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt, glaubte ein Mittel gefunden zu haben und ging ganz benommen von seiner Erkenntnis an den Versuch desselben. „Ich komme wieder," sagte er. „Laßt den Baron wissen, daß ich abends wiederkomme." In Gedanken hielt er schon Hut und Stock, die er draußen im Flur abgelegt hatte.

Als er das Zimmer verlassen hatte, hörte Dame Marthe auf zu stricken. Sie sah vor sich hin. Es gab edlere Wege und Mittel, als Abry meinte, dachte sie. Aber sie wußte noch immer nicht, welcher Art diese sein sollten. Es war manches in diesen de la Tours, was einen abstieß, aber — es steckte auch etwas in ihnen, etwas, vielleicht kaum Wesen Gewordenes oder sich nur ahnen Lassendes, was ihnen etwas wie Größe gab. Auch der alternde und zusammengebrochene Mann da drinnen war im Augenblick eher eine lächerliche Figur denn ein Held. Aber sie hätte nicht gewagt, ihn zu verlachen. Das Herz tat ihr weh um ihn. Ihre Kümmernis wuchs in dem Maße, in dem die Unklarheit ihres Urteils über das, was mit dem Baron war und werden sollte, zunahm.

Nach einer Weile griff sie zur Bibel, die immer neben ihrem Arbeitsplatze lag. Sie war eine fromme Frau, um so frommer, als ihr Verstand oft das Dunkel der menschlichen Rätsel nicht zu durchhellen vermochte. Im heiligen Buche hatte sie manchmal, wenn auch nicht Rat, so doch Beruhigung gefunden. Sie blätterte planlos in den Seiten.

Da pochte es an die Tür. Sie stand auf und sah nach.

Draußen standen Jacques, der schielende, alte Diener und Pierre Tissot, der Verwalter. Jener brachte die Post. Dieser kam, um dem Schloßherrn Bericht zu erstatten.

Dame Marthe nahm jenem den Silberteller mit den Briefen ab und hieß diesen eintreten und warten. Dann begab sie sich zum Kranken hinüber.

Wieder stach der Spitzbart scharf und feindselig aus den Kissen auf. Aber die Briefe weckten bei dem Baron eine gewisse Anteilnahme. Er erhob den Oberkörper und stemmte den Ellbogen auf.

„Pierre wartet draußen, Herr," meldete Frau Marthe.

„Ich bin nicht aufgelegt," gab er unlustig zurück.

„Laß ihn kommen," gebot er aber dann. Und während Dame Marthe den Verwalter holen ging, schnitt er mit einem Elfenbeinmesser, das auf dem Tische neben dem Bett lag, die Briefe auf.

Der Verwalter, für den Marthe die Tür auftat, trat ein. Er war ein breitschultriger Mensch von einigen vierzig Jahren, mit

schwarzem Haar, Bart und Brauen, die an seinem Schädel so üppig gediehen, daß er etwas Zottiges, Wachthundartiges bekam.

„Wie geht es Ihnen, Herr?“ fragte er zur Einführung. Er hatte einen großen Respekt vor jenem und war ihm anhänglich.

„Schlecht,“ antwortete der Baron unwirsch.

„Ich wollte Bericht geben und fragen, wann Sie die Neuarbeiten besichtigen wollten,“ fuhr Pierre fort.

Der Baron riß die Zipfelmütze vom Haar. Die sonstige Entschlossenheit flackerte in seinen Augen auf. „Es hilft nichts,“ sagte er. „Hast du es diese Monate her allein gemacht, wirst du es auch weiter machen müssen.“

Der andere murmelte etwas wie, es sei Zeit, daß der Meister zum Rechten sehe.

„Geh,“ befahl aber der Baron. Doch als der Mann mit einer Verbeugung sich entfernen wollte, hielt jener ihn durch die plötzliche Frage fest: „Wie hat sich das neue Kraftmittel bewährt? Wie steht die Ernte?“

„Die Wiesen sind fett wie nie,“ antwortete der Verwalter. „Die Ernte wird mehr als gut werden.“

Über des Barons Züge huschte ein leiser Hohn. ‚Als ob das dich noch kümmerte,‘ dachte er. Aber die Lust des Landbebauers war noch nicht tot in ihm. „Wenn die Bewässerungsanlagen erst erweitert sind,“ sagte er, „wird sich der Ertrag verdoppeln.“

Der Verwalter wollte eifrig zustimmen und weiter erzählen.

Aber der Baron ließ sich in die Kissen zurückfallen. „Ich mag nicht,“ sagte er mit müdem Eigensinn. „Ich werde dich rufen lassen, wenn ich besser — aufgelegt bin.“

Der Schwarzhaarige murmelte ein paar Genesungswünsche. Dann ging er.

„Übel,“ flüsterte er im Nebenzimmer Dame Marthe zu. Der Baron gefiel ihm schlecht und er hatte ein schweres Herz; denn er trug die Verantwortung für die Verwaltung des Besitzes nicht gern allein.

De la Tour lag inzwischen auf dem Rücken und drehte die Briefe in den Händen. Er war erschöpfter noch als vorher. Gleichgültig betrachtete er die Post. Unbekannte Aufschriften! Von Sammlern und Münzliebhabern, dachte er. Vielleicht auch ein Bettelbrief! Hier eine Zuschrift seines politischen Klubs. Man hielt ihn über alle Vorgänge auf dem laufenden. Man holte gerne seinen Rat. — Und hier! Rosa Papier! Duft von Jasmin! Von der Boval! Wie wenig das ihn jetzt kümmerte!

Er legte die Briefe ungelesen beiseite. Politik! Wissenschaft! Er brachte keine Freude auf. Und die Boval! Die Liebe überhaupt! War sie nicht ein Trank, der einem bitter und leid wurde! War es nicht ewig dasselbe? Mélie Fleurier! Seltsam, daß die Erinnerung an diese kleine, zarte Tote ihn am meisten heimsuchte. So als habe sie ihren Namen tiefer als die andern in die Tafel seines Innern gekerbt! Sie hatte so eindringlich, mit so zitternder Angst ihn damals gebeten, nicht abzureisen. Und als er nach einem halben Jahre wiederkam, war sie tot. An galoppierender Auszehrung, hatte Abry behauptet. An gebrochenem Herzen, hatte ihm ihre Mutter halb furchtsam und geheimnisvoll, halb von einem heftigen, leidvollen Groll dazu getrieben, zugeflüstert. An Liebe sterben? Gab es so etwas? War da in seinem Leben etwas gewesen, was mehr bedeutet hatte, als alle Freuden und Erfolge, aller Ehrgeiz und aller Genuß?

De la Tour sah an die Decke. Flüchtig fielen seine Gedanken auf die milde, unbedeutende Marie Brun, die Krämerin. Auch die war ihm in ihrer Art treu gewesen. — War in diesen Frauen etwas, was wert gewesen wäre, daß man es sich gerettet hätte, das vielleicht Dauer besessen hätte in diese graue Öde hinauf, in die man jetzt gekommen war?

Der Baron griff sich an die Stirn. Sie schmerzte ihn. Das Denken schmerzte ihn. Er mochte nicht mehr. Schattenhaft erschien noch eine andere Gestalt vor seinem Gedächtnis: Seine Frau, die Mutter Pauls! Groß! Kühl! Gleichsam die lebendig gewordene Beleidigtheit. Aber vor der Welt stolz verbergend, daß sie ihm den Betrug nicht vergab, den er sein Leben lang und jeden Tag offen gegen sie geübt und als sein gutes Mannesrecht betrachtet hatte. — Dann drückte er die Augen zu. Bald schlief er ein.

Draußen hatte indessen Dame Marthe die Bibel wieder zur Hand genommen. Von ungefähr schlug sie das Buch der Könige auf und las: „Und da der König David alt war und wohl betagt, konnte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte.“ Sie fuhr fort in der Geschichte der schönen Abisag von Sunem, wie sie sie dem alten König zugeführt. „Sie pflegte des Königs und dienete ihm. Aber der König erkannte sie nicht.“ ‚Seltsam!‘ dachte sie. Daß sie gerade jetzt auf diese Legende stoßen mußte. Da drinnen lag einer. Vielleicht würden seine Lebensgeister wieder erwachen. Sie hatten es in sich, das ganze Geschlecht. Die Frauen waren ihr Leben. Freilich ob die Georgette Meunier — die eine war! Sie, Dame Marthe, mußte immer denken, es schlummere in diesem de la Tour etwas anderes als bloße Sinnenfreude, als suche er vielleicht unbewußt nach etwas, was

er nicht fand. Sie — liebte ihn darum. Oder tat sie das nur, weil er der Sohn seines Vaters war?

Sie schlug die Bibel zu. Dann lauschte sie nach dem Krankenzimmer hinüber. Nichts regte sich. Da wurde sie ängstlich und schlich zur Tür. Behutsam öffnete sie und steckte den Kopf hinein.

Der Baron rührte sich nicht. Er hielt den Mund geöffnet und seine Wangen waren eingefallen und fahl.

‚Das ist doch das Alter,' dachte Dame Marthe und schlich sich auf ihren Stuhl zurück. —

Um dieselbe Zeit wurde des Barons in St. Martin an mehr als an einem Orte gedacht. Die Nachricht, daß er wieder einmal leidend sei, war rasch bekannt geworden, erregte aber kein besonderes Aufsehen, mehr tat dies die zweite Botschaft, er sei plötzlich merkwürdig alt geworden. Marie Brun, die Krämerin, empfand schmerzlich, daß er nun wohl nicht so bald in ihren Laden treten werde. — Der Bauer Justin überlegte, daß ein allfälliger Tod des Gutsherrn ihm nur Nachteile bringen könne, und er wünschte ihm alles Gute, war aber besonders betroffen und gerührt, als er am Abend, zufällig am Friedhof vorüber kommend, dort wie jedesmal nach der Rückkehr des Barons auf dem Grabe seiner Tochter Mélie, das nahe an der Eingangstür lag, einen frischen Kranz liegen sah. Er erzählte seiner Frau von diesem Kranz und wie bedeutsam es wieder sei, daß de la Tour ihn trotz seiner körperlichen Ohnmacht nicht vergessen.

Aber breitspurig, die Hände, die den Stock hielten, auf den Rücken gelegt, kam Doktor Abry durch die Dorfgasse geschritten. Er warf einen Blick in den Laden der Brun und lachte in sich hinein. ‚Auch eine der vielen!' dachte er. Das Großweltwesen des Barons erregte seine ganze Aufmerksamkeit. Seine Landpraxis brachte ihm stets die gleichen Kunden, Männer, die sich zu Tode tranken, andere, die sich auf den feuchten Feldern die Gicht holten, Frauen, die unter den harten Lasten des Alltags und den vielen Kindern zusammenbrachen. Da war die Krankheit de la Tours etwas Neues. Sie beschäftigte ihn mehr als alles, was ihm bisher durch die heilpflichtigen Hände gegangen war. Und er hatte eine gewaltige Lust, an ihm eine besondere Kur zu versuchen. Zielbewußt schritt er auf das Haus des Lehrers Meunier zu. Es lag fast am jenseitigen Ende des Dorfes, war dreistöckig und beherbergte außer dem Lehrer und seiner Tochter noch zwei Lehrschwestern und den Mesner mit seiner Frau. Die Kirche mit dem roten Spitzturm stand auch gleich nebenan.

Eben wollte Abry durch die Haustüre treten, als er Georgette, die er suchte, im Garten erblickte. Sie hatte eine grobe Schürze vorgebunden und trieb mit kräftigen Stößen einen Spaten ins Erdreich eines Beetes. Ein buntes Kopftuch hielt das reiche, kastanienbraune Haar fest. Sie war groß gewachsen. Die volle Brust spannte sich, als müßte das Mieder gesprengt werden, wenn sie den Fuß auf ihr Werkzeug stemmte und es in den Boden stach. Ihre geröteten Wangen verrieten einige Anstrengung, Stirn und Hals aber waren, wie die nackten Arme weiß und glänzten wie feines Porzellan.

Der Doktor kniff die brauenlosen Augen ein: ‚Ein Menschenprachtsstück,' dachte er und freute sich an der Meunier wie an einer besonders wirksamen Medizin.

Sie fuhr herum, als sie ihn erblickte. Jähe Erwartung sprach aus Blick und Haltung. Sie schien es zu wissen, daß er vom Schlosse kam. Sie fragte aber nicht. Sie stand nur auf ihren Spaten gelehnt und ihr üppiger Mund war ein wenig geöffnet, als atmete sie nicht vor Ungeduld.

„Fleißig?" fragte Abry.

Sie zuckte mit der Schulter. Aber plötzlich hielt sie sich nicht länger. „Ist — ist der Herr sehr krank?" fragte sie.

Der andere lächelte wissend. „Es wird schon wieder werden," sagte er. Er hätte ebensogut hinzufügen können, ‚wenn du hilfst'; denn es lag in seinem Blick.

„Es darf niemand zu ihm," klagte die Meunier.

„Versuch' es," ermunterte Abry schmunzelnd.

Sie wollte ihm sagen, daß sie schon zweimal im Schlosse gewesen, aber er schnitt ihr das Wort ab: „Noch einmal," fügte er hinzu.

Sie wurde heiß unter diesem Wort. Es war, als ob ihre ganze Gestalt von einem Wunsche glühte. Die Hand am Spaten zitterte und man konnte ihr leicht ansehen, daß sie gerne auf der Stelle der Ermunterung des Arztes gefolgt wäre.

„Er ist nicht mehr jung," fuhr Abry weiter.

„Das weiß man nicht," gab sie zurück, und Abry dachte, daß dieser de la Tour eine seltsame Gewalt haben müsse, da ein Weib wie dieses seine Jahre nicht fühlte.

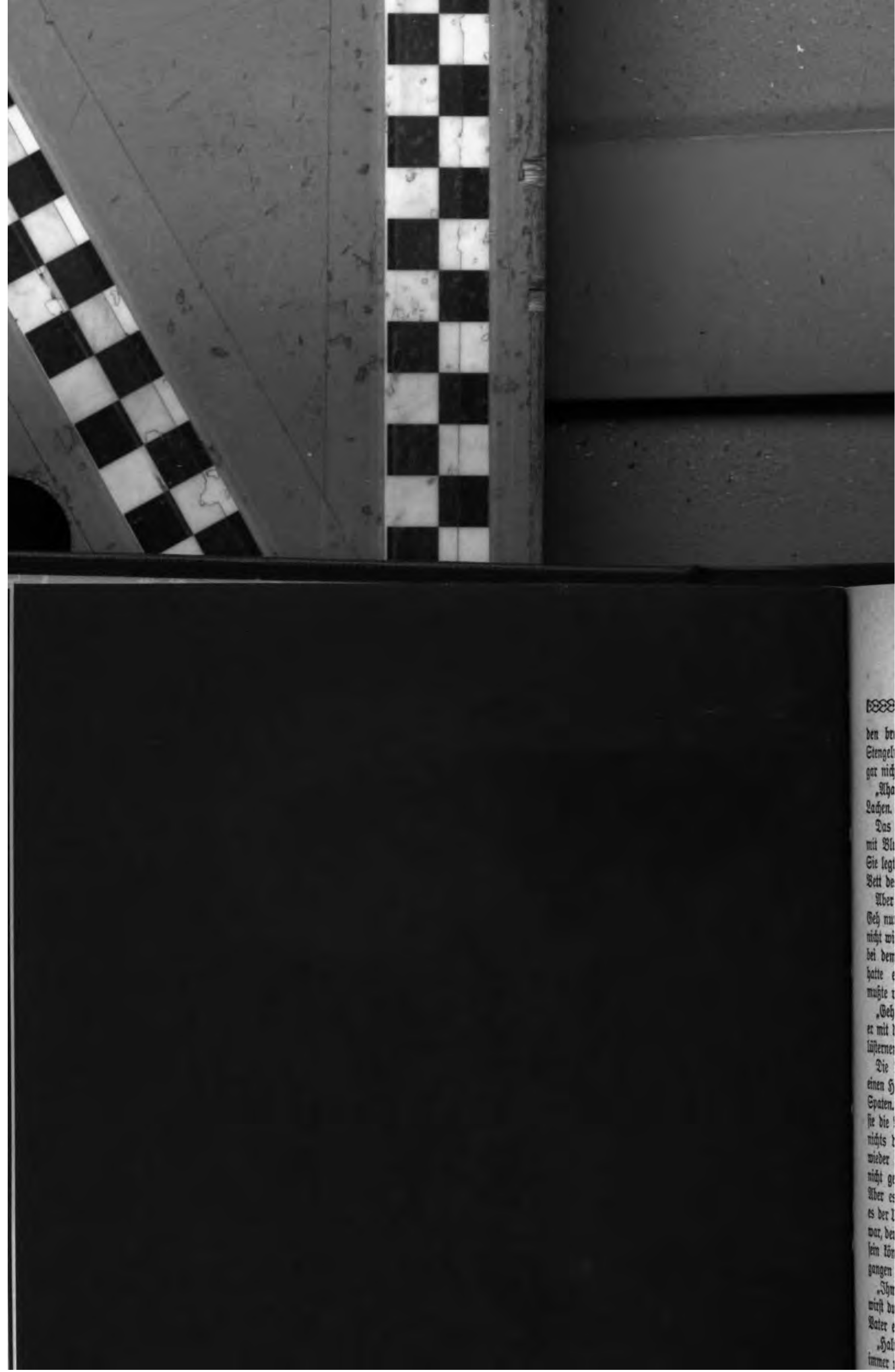
„Man muß ihn vergessen machen, daß er es nicht mehr ist," fuhr er fort.

Die Meunier trat in ein Beet mit Georginen. Sie hoben ihre bunten, leuchtenden Häupter hoch, und sie pflückte einige von



Rosenketten. Gemälde von Prof. Walter Geffcken

(Glaspalastausstellung, München 1922)



den brennendroten mit langen, schlanken Stengeln, obgleich sie im Augenblick noch gar nicht wußte, wie sie ihr dienen sollten.

„Aha," sagte Abry mit einem breiten Lachen.

Das Gesicht der Georgette übergoß sich mit Blut. Sie hatte des Gastes vergessen. Sie legte in Gedanken die Blumen auf das Bett des Barons.

Aber der Doktor lobte sie: „Recht! Recht! Geh nur bald! Und laß dich von der Marthe nicht wieder abweisen." Er wäre am liebsten bei dem Besuche zugegen gewesen; aber er hatte eine ausgebreitete Kundschaft. Er mußte weit aufs Land hinaus.

„Geh bald," wiederholte er. Dabei winkte er mit dem Stock halb ermunternd, halb mit lüsternem Spott.

Die Meunier hielt die Blumen in der einen Hand, mit der andern ergriff sie den Spaten. Der Vater würde fragen, warum sie die Arbeit schon unterbreche. Er würde nichts davon wissen wollen, daß sie schon wieder zum Schlosse ging. Er — sah das nicht gern. Und — sie würde doch gehen! Aber es war ihr zwiespältig zumut. War es der Umstand, daß sie abgewiesen worden war, der Gedanke, daß ihre Zeit schon vorbei sein könnte, wie die der andern vorbeigegangen war?

„Ihm bist du ein Spielzeug, dem Dorf wirst du nachher ein Spott sein," hatte der Vater einmal gesagt.

„Halte etwas auf dich," hatte der Vater immer wieder gemahnt.

Aber seit dem Tage, da der Baron sie im Walde von Rouville zum erstenmal angesprochen, bis zu jenem andern, da er oben im Flur des Schlosses seinen Arm um sie gelegt und sie in sein Zimmer gezogen hatte, seit jenen Tagen wußte sie überhaupt nichts mehr von sich und von den andern. Jetzt aber — ging sie doch noch einmal ins Schloß! Sie hatte keine ruhige Stunde gehabt, seit sie die Fahne auf dem Turm gesehen und ihn nahe wußte.

Sie trug den Spaten in den Keller und die Blumen auf ihre Kammer. Während ein Fieber der Ungeduld durch ihren Körper rann, begann sie sich von den Spuren der Gartenarbeit zu säubern und sich zu schmücken. —

Es war aber noch an weiterem Ort von dem kranken Baron die Rede.

Das Haus lag zwischen Schloßhügel und Waldrand, dort wo aus den Felsen ein Weg in die Parkanlage führte. Versteckt lag es zwischen Bäumen und Büschen und hatte einen rosafarbenen Anstrich, kahle, unschöne Mauern und ein rotes Ziegeldach. An der Sonnenseite wuchsen Pfirsiche an einem Spalier. Von hier ritt der Verwalter Pierre Tissot in die Felder.

Hier saß Tissot an diesem Tage mit seiner Frau und dem hinterlassenen Kinde seines Bruders am Tisch und war eben von seinem vergeblichen Berichtgange beim Baron zurückgekommen.

Auf dem mit einem weißen Tuche gedeckten Tisch dampfte die Suppe. Frau Luise Tissot hatte sie aufgetragen und teilte sie jetzt in die Teller aus.

Sie war eine rüstige, kleine Frau, hübsch, braun, lebhaft und ein wenig rührselig.

„So krank ist der Baron?" fragte sie jetzt den Verwalter, der sich mit niedergeschlagener Miene zu Tisch gesetzt hatte.

„Ich traue ihm nicht," gab dieser zurück, faltete dabei die Hände und sprach geistesabwesend das Tischgebet.

„Er hat es zu bunt getrieben," setzte er nach dem Amen das Gespräch fort.

Die Nichte spitzte die Ohren. Sie war ein junges Ding von sechzehn Jahren, klein, aber von einem so feinen Ebenmaß des Körpers, daß man sie nicht größer hätte haben wollen. Auf zarten Schultern, von denen die eine weiß aus dem ein wenig herabgerutschten Kleide schaute, saß ein dunkler Kopf, um den lange Zöpfe geschlungen waren. Wenn das Mädchen diese löste, fiel ihr die dunkle Haarflut bis an die Knie.

„Und doch war er ein Lebenskünstler," meinte die Verwalterin und bekam heiße Backen.

Am Orte war keine Frau, die über den Baron schlecht sprach. Sie hatten alle eine Schwäche für ihn.

„Wozu sein Leben vergeuden, daß es mit Fünfzig eine Trümmerstätte ist!" antwortete ihr der Mann.

Sie waren keine gewöhnlichen Leute. Tissot kam aus dem Hause eines kleinen Lehrers und Gelehrten an der höheren Schule einer Landstadt. Sein verstorbener Bruder, der Vater des Mädchens, hatte sich, in den Fußstapfen seines Vaters schreitend, durch seine Forschungen auf dem Gebiete altfranzösischer Dichtung und des Minnegesangs einen Namen gemacht, während Frau Luise, die Tochter eines Landgeistlichen, eine Protestantin von jenseits des Rheines war. Das Ehepaar führte ein zurückgezogenes Leben, hatte Bücher in einer ihrer Stuben, zu denen sie in ihren Mußestunden Zuflucht nahmen, und führte gerne, vielleicht um der Vorfahren willen sich dazu verpflichtet fühlend, tiefsinnigere Gespräche, als sie sonst an Landleutetischen umgehen.

Der Verwalter fuhr jetzt fort: „Es ist

nichts Alltägliches, was mit de la Tour zusammenbricht. Mir ist, als fehle mir der Kopf, seit er mit mir nicht mehr von der Wirtschaft sprechen will."

„Du weißt doch Bescheid," meinte die Frau.

„Für den Alltag ja. Was aus dem Gute herausgekommen ist, daß es ein Stolz wurde, das neue amerikanische Getreide, die Obstsorten, mit denen wir die goldene Medaille geholt haben, die Waldnutzung, die allein schon unsere Kosten wettschlägt, das — das erste Wort kam immer von ihm."

„Fünfzig ist kein Alter," mischte sich hier plötzlich das Mädchen ins Gespräch. Sie dachte es fast mehr, als sie es sagte, und sah dabei auf ihre Hände, die sie auf dem Tisch faltete. Sie hatte den Baron noch nie gesehen; sie war erst seit kurzem hier. Aber sie hatte von ihm gehört, lange bevor sie nach St. Martin gekommen war. Ihre Neugier war geweckt. Und etwas von der seltsamen Luft der Verehrung, der Scheu, des Geheimnisvollen, die mit Bezug auf den Baron durch den Ort wehte, hatte sie angesäuselt, als sie hier eingezogen war. Nun steigerte das Gespräch ihre Teilnahme. Sie fühlte Mitleid mit dem sterbenden Menschen, von dem der Oheim sprach.

Frau Luisens Blick fiel auf die kleinen, schmalen, in leisem Spiel sich schließenden und wieder lösenden Hände. Sie ahnte etwas von dem, was in dem Mädchen vorging; die Hände verrieten es ihr, von denen sie in diesem Augenblick denken mußte, sie seien schöner als irgend etwas, was sie gesehen. Wie reif Blancheflur schon war, dachte sie. Sie hatte freilich schon bald nach ihrer Ankunft gemerkt, daß sie kein Kind mehr ins Haus genommen hatte.

„Gerade die Lebenshöhe," setzte Tissot das Gespräch fort.

Und Blanche erwachte und sagte: „Es ist traurig, wenn Menschen zu dieser Zeit sterben. Ich habe es gedacht, als der Vater —"

Das letzte Wort erstickte in einem verhaltenen Schluchzen.

Sie hatte dem Vater, der arm gewesen und ihr nichts geboten hatte, als eine große Liebe, innerlich sehr nahe gestanden und da die Mutter lange tot war, mit ihm in einer größeren Weltabgeschiedenheit gelebt, als sie hier bei den Verwandten fand. Ihre noch unverwundene Trauer wollte sie jetzt übermannen. Sie stand daher auf und verließ die Stube.

Frau Luise sah ihren Mann an. „Das Gespräch hat sie erregt," sagte sie.

Er nickte. Ihm, dem Einfachen, etwas Unbeholfenen war die Nichte ein kleiner Schrecken. Er liebte sie vom ersten Augenblick an, aber er empfand sie als etwas Fremdes, Unalltägliches. „Sie ist ein merkwürdiges Mädchen," sagte er.

„Das sagt schon ihr Name," gab die Frau zurück.

Sie nannten das Mädchen freilich nach landläufiger Sitte nur Blanche, aber sie vergaßen nicht, daß der Bruder sein Kind nach der schmerzensreichen Mutter des Tristan getauft hatte.

„Der Name ist gut gefunden," meinte Tissot.

Und die Frau bestätigte: „Sie ist wie eine der stillen, feinen Mädchen aus den Spielmannsliedern deines Bruders. Ich bin sicher, daß sie dem Baron nachsinnt und sich um ihn quält, als kennte sie ihn."

Hier war das Gespräch wieder bei dem Baron angelangt und die kurze Mahlzeit beendet. Tissot sagte: „Ich werde jetzt in die Kornfelder reiten und auf dem Rückwege im Schloß noch einmal vorsprechen. Vielleicht läßt er mich jetzt vor."

Seine Gedanken verließen die Nichte und kehrten zu seinen Pflichten zurück. Er wußte wohl Bescheid bei all seinen Alltagsaufgaben und fühlte sich sicher bei deren Durchführung. Er verstand nur nicht eigene Wege zu suchen und zu gehen und selbständige Entschlüsse zu fassen. Mit Recht bezeichnete er sich als die Hand seines Herrn; er hätte statt Hand auch treue Maschine sagen können.

Als er sich zum Gehen wandte, tat er noch einen Blick in die Stube, in der Frau Luise auf peinliche Ordnung sah. Schneeweiße Vorhänge hingen an den Fenstern. Blumen standen auf den Gesimsen. Der Tisch in der Mitte, die Stühle daran, ein Nähtisch am Fenster, und eine Kommode, auf der ein paar zierliche Porzellanfiguren standen, alles atmete Traulichkeit und Behagen. Pierre Tissot dachte, daß, wenn der Baron sterben würde, große Veränderungen kommen müßten und daß es dann fraglich sei, ob er der Verwalter bleiben werde. Hätte seine Frau darum gewußt, so würde sie ihn ausgelacht haben, er sorge sich wieder um Dinge, die noch lange nicht seien, noch sein müßten. Aber er schwieg und trug seine Sorge mit sich auf seine Felder hinaus.

Frau Luise suchte Blanche und fand sie in ihrer Dachstube, an deren Fenster die Kapuziner üppig blühten. Ihre kleinen Hände ruhten in ihrem Schoß. Ihr Blick ging ins Land hinaus.

ꕤ ꕤ ꕤ

Es war Abend, als Georgette Meunier dem Baron de la Tour ihre Blumen zutrug.

Sie trat ins Vorzimmer zu Dame Marthe, hielt den bunten Strauß in der Hand und fühlte ihr Herz klopfen. Was sollte sie sehen? Was würde er sagen? Es war ihr, als sei sie noch fremd hier. Sie fühlte wieder wie damals, da sie de la Tour noch nie gesprochen, von ihm nur durch alle die andern gehört hatte, wie damals, da man sich erzählt, die kleine Mélie Fleurier erfreue sich seiner Gunst.

Dame Marthe zögerte, sie zu melden. Sie stand von ihrem Stuhl nicht auf, und es war ihr einen Augenblick lang, als müßte sie das große, hübsche Mädchen wieder fortschicken. Irgend etwas in ihr wehrte sich gegen die Körperlichkeit dessen, was Doktor Abry dem Kranken zur Heilung bestimmte. „Der Herr schläft," sagte sie. „Er schläft fast immer jetzt. Ich weiß nicht, ob ich ihn stören darf. Setze dich, Georgette Meunier."

Das Mädchen knickste und ließ sich Dame Marthe gegenüber nieder.

Draußen stand der Himmel voll glimmender Wolken. Es war, als habe sich eine endlose Herde von Wollschafen über eine Weide zerstreut und das Rot des Abends blutete über sie hin. Sein Abglanz spann blaß und fein durch die Fenster und gab den zwei Frauenköpfen, dem schneeweißen, milden der Dame Marthe und dem trotz seiner Bäuerlichkeit stolzen, dunkeln der Georgette scharfe und doch feine Linien. Georgette trug im Gesicht die Farbe der Verlegenheit, aber man sah das nicht, da der Abendschein ihre Wangen ohnehin färbte. Sie aber fühlte, wie heiß ihr war. Sie wußte, daß sie zu Dame Marthe etwas sagen sollte, aber sie fand das Wort nicht. Ihr grobkörniges Empfinden ließ sie aber an das denken, was man im Dorfe von Dame Marthe munkelte. Die hatte auch einem de la Tour nahe gestanden! Sie fühlte sie ihresgleichen und fragte daher dreist: „Warum wecken Sie ihn nicht?"

Dame Marthe sah auf. Eine kleine Falte grub sich zwischen ihre Brauen. Sie, die ihre Stellung einer Dienerin nie vergaß, hatte ein scharfes Ohr für jede Überhebung anderer. Gleichzeitig wußte sie aber, daß sie sich der Pflicht der Meldung nicht würde entziehen können, und mit dem Entschluß, die Sache so rasch als möglich hinter sich zu bringen, stand sie plötzlich auf und begab sich ins Nebenzimmer. Bald trat sie dort wieder in die Tür und hielt diese schweigend für Georgette offen.

Das Mädchen hatte auf ihrem Stuhl nicht Ruhe gehabt. Das Klopfen ihres eigenen Herzens war ihr wie der Schlag irgendeines außer ihr im Zimmer tickenden Werkes erschienen. Ein Schwall von Blut rauschte in ihr auf, während sie dem stummen Winke der andere folgte.

Der Baron saß aufrecht in seinem Bett. Die entstellende Mütze hatte er abgenommen. Seine hohe Stirn leuchtete blaß. Er begrüßte den Gast mit einem Lächeln, das im Verkehr mit Frauen unwillkürlich in sein gewöhnlich ernstes Gesicht trat und vielleicht das einzige äußerliche Mittel war, das ihm Gewalt über jene gab. — Aber sein Inneres hatte daran nicht teil. Wohl durchfloß ihn etwas wie Wärme, als er das Mädchen erblickte; aber sogleich löste diese ein leiser Verdruß ab. Was drängte die Meunier sich auf, ehe sie gerufen wurde!

Georgette trat ans Bett, während Dame Marthe geräuschlos verschwand. Sie machte einen tiefen Diener. „Sie sind krank," sagte sie mit aufrichtiger Sorge. „Ich habe gar keine Ruhe mehr, seit ich es weiß." Es klang auch ein wenig vorwurfsvoll, denn sie dachte daran, daß der Baron sich ihrer noch gar nicht erinnert hatte.

De la Tour nahm die prangenden Blumen aus ihrer Hand und legte sie achtlos auf die Bettdecke. Eine gelbe Georgine kollerte gegen die Wand, eine andere mußte die Meunier aufhalten, sonst wäre sie ihr vor die Füße gefallen.

„Nimm dir einen Stuhl," sagte der Baron. Sie schob einen solchen ans Bett und setzte sich.

„Siehst du, so geht es," fuhr der andere fort, „auf einmal hat die Herrlichkeit ein Ende." Nichts weckte die Freude, die er an ihr gehabt, den Triumph, den er über seine Eroberung gefühlt. Er war müde und wünschte nur, daß sie bald wieder gehen möchte.

Georgette aber verfiel in Angst. Das Feuer in ihr erwachte, und sie war keine, die es zu dämmen verstand. „Sie müssen wieder gesund werden," sagte sie, während Seufzer ihr die Stimme hemmten. Sie streckte halb scheu, halb keck die Hände nach den seinen aus.

„Das liegt gewöhnlich nicht beim Kranken," spottete der Baron. „Da mußt du schon mit Abry oder mit dem Schicksal reden." Es war ihm merkwürdig, wie gleichgültig ihn das Mädchen ließ.

Georgette kämpfte mit sich selbst. Wenn sie eine Nebenbuhlerin gehabt hätte, würde sie sich gewehrt haben. Jetzt, da sie erkannte, daß nur die Krankheit den Baron so verändert hatte, war sie hilflos. Die Menschengebrechlichkeit, die sie vor sich sah, kühlte sie ab. Ihre Gefühle für de la Tour welkten ein wenig wie dieser selbst welk war.

Er ergriff die Hände nicht, die sie ihm bot! Er zog sie nicht an sich, wie er es sonst getan! Wo war sein Selbstbewußtsein, seine Weltgewandtheit, vor der das ganze Dorf den Rücken bog? Fremd und alt war er. Am liebsten wäre sie sogleich wieder aufgestanden. Ihre Verwirrung wuchs. Aber sie sagte: „Wir wollen alle für Sie beten." Und sie meinte es auch; das Gebet schien ihr ein Ausweg aus ihrer eigenen Zerfallenheit.

Der Baron war nicht fromm. „Tut das," sagte er gleichgültig. „Nützt es nicht, so schadet es nichts."

Und durch das Fenster den brennenden Himmel erblickend, zwischen dessen Feuerwolken der Grund schon mit dem sich vertiefenden Blau nahender Nacht hervorschimmerte, verfiel er in Wehmut über die Vergänglichkeit seiner selbst und fuhr mit bewegterem Ton fort: „Schade! Die Welt wäre noch schön gewesen."

Dieses aus Tiefen klingende Wort traf nun aber auch die Georgette wieder. Das war noch der Mann, den sie liebte! Im Überschwang plötzlich aufquellender Gefühle haschte sie nach seiner Rechten, neigte sich darüber und küßte sie.

De la Tour wehrte ab.

Es verletzte sie. Sie stand auf und war unschlüssig, was sie noch sagen sollte.

Sie tat ihm leid; aber er mochte sie nicht halten. „Mache dir um mich nicht Sorgen," sagte er. „Du bist jung. Vergnüge dich. Dann wirst du nicht mehr viel hierher denken."

Da war ihr nun wieder, daß das leichter gesagt als getan sei. Alle redeten sie im Dorf von ihm! Alle sahen sie nach der Fahne auf dem Turme; sie lenkte alle Gedanken zu ihm! Auch in ihr selber war noch etwas, was nach einem suchte, einem andern, als der vor ihr auf dem Lager lag, und doch demselben. Mein Gott, was sollte sie nur? „Werden Sie wieder gesund," flüsterte sie. Und dann wartete sie noch, als ob er ihr eine Antwort schuldig sei. Als sie nicht kam, grüßte sie: „Guten Abend, Herr Baron!"

Er nickte ihr nach, mit den Gedanken nur halb bei ihr, aber gütig lächelnd. Er hatte schon den Wunsch, ihr ihre Teilnahme durch irgend ein Geschenk zu vergelten.

Georgette fand Dame Marthe wieder auf ihrem Stuhl. Sie selbst war wie eine, der ein kostbarer Gegenstand aus der Hand gefallen und am Boden zerschellt ist. „Er ist alt," sagte sie, als die Haushälterin sich nach ihr umschaute.

Dame Marthe gab es einen Stich. Obwohl sie nur den eigenen Eindruck bestätigt fand, ärgerte sie sich über Georgette darum, daß sie das gesagt hatte. „Das scheint nur so," widersprach sie unwillkürlich. Dann geleitete sie die Meunier zur Tür.

Georgette verließ das Schloß gleich einer Vertriebenen. Sie hatte Tränen im Halse und Zorn im Herzen. Aber als sie durch die Dorfgasse ging und, aufblickend, die Fahne vom Schloßturm wehen sah, wurde das Leid wieder Meister in ihr.

De la Tour wälzte sich im Bett. Die Meunier entrann ihm aus dem Sinn. Aber der Abendhimmel hielt seinen Blick fest. Dann befiel ihn eine merkwürdig feierliche Sehnsucht, wie etwa an klaren Herbsttagen ein heftiges Reiseverlangen einen erfaßt. Was bisher den Hauptinhalt seines Lebens gebildet hatte, schwieg. Keinerlei Begehren nach Genuß, keine Teilnahme für das Weib, diesen Mittelpunkt aller Schöpfung, regte sich. Dafür aber das Empfinden eines großen Friedens, der in seinem eigenen abendrotdurchhauchten Zimmer zu wohnen schien. Die enge Umwelt, in der er jetzt lebte, erschien ihm unendlich wertvoll. Mit einer Art Andacht saugte er die Heiligkeit des Abendglanzes in sich hinein. Eine ganze Menge kleiner Reichtümer, die das Schloß barg, fielen ihm ein und waren ihm wie Entdeckungen. Er ging im Geiste zwischen seinen Gemälden und blieb vor einer Landschaft von Ruisdael stehen, auf der eine Windmühle ihre dunkeln Flügel gegen einen ganz hellen Horizont stellte und mit wunderbarem Pinsel ein ebenso klarer, nur weißerer Abend als der heutige geschaffen war. Er trat in sein Münzkabinett und hob aus der eisernen Truhe, die seine seltensten Stücke enthielt, einen Goldtaler, um den ihn die größten Museen beneideten. Sein Herz war ganz von Freude durchwärmt, während er an diesen Schatz dachte. — Und er hörte den Brunnen im Schloßhof murmeln, den Brunnen, der so von Efeu überwachsen war, daß nur Kundige ihn fanden, der aber wie das lebendige Märchen plauderte, wenn man auf der Steinbank daneben saß. Als junger Mensch hatte er dort seinen Lieblingsplatz gehabt, damals, als er mit seiner jungen Base Angèle, die zu Gast auf dem Schlosse gewesen, das erste Abenteuer seines Herzens erlebt. Es war gut, all diese Dinge nahe und um sich zu haben. Es schien genug, um daran sich zu erquicken und eine Wunschlosigkeit zu empfinden, die nach der Hetze der Tage wie ein Gesundbrunnen war.

Immer tiefer spann das Behagen den Baron ein. Er hatte die Meunier ganz vergessen. Er vergaß alle Ferne und ver-

gaß, daß die alte Marthe draußen im Vorzimmer saß. Am Ende löste das dämmernde Sich bescheiden seiner Seele eine Entspannung auch seiner Körperlichkeit aus und er schlief abermals ein.

Stunden nachher sah Dame Marthe nach ihm, da sein langes Schweigen sie beängstigte. Er schlief noch. Aber die Totenblässe seiner Stirn, die Hagerkeit seines Gesichtes jagte die Getreue in neue Furcht. Sie würde nach Abry gesandt haben, wenn dieser nicht auch ohne ihren Ruf erschienen wäre.

„Er sieht aus, als wäre er schon gestorben," stotterte sie, als sie Abry empfing.

„War die Meunier da?" fragte dieser. Er war auf dem ganzen Herwege auf den Erfolg seiner Kur gespannt gewesen.

„Er hat kaum mit ihr gesprochen," erzählte sie. „Sie aber fand ihn sehr alt." Und als sie das sagte, mußte sie wieder an den König David der Bibel denken, den auch Jugend und Schönheit nicht mehr aus seiner Zermürbung hatten retten können. Abry, begierig selbst zu urteilen, trat bei dem Baron ein und fand ihn noch immer schlafend. Aber er öffnete bald die Augen. Sie irrten fremd und verloren durch das Zimmer und erkannten weder Abry, noch Dame Marthe, die mit herein gekommen war. Erst allmählich klärte sich der Blick.

Abry war enttäuscht. „Wie fühlt Ihr Euch?" fragte er.

„Krank," antwortete de la Tour mit einer leisen Geringschätzung des Heilkundigen.

Dieser griff seinen Puls.

„Ich habe Fieber," sagte der Baron.

In der Tat fand Abry, daß der Puls des Kranken flog. Er erschrak.

De la Tour drehte sich zur Wand. Er ärgerte sich über den treuen Berater. Es schien ihm auch, als gelte es bittern Ernst mit ihm selbst. Er dachte, man würde wohl eine ärztliche Autorität aus der Hauptstadt kommen lassen müssen. Auch an seinen Sohn Paul dachte er und daß man ihn zu verständigen haben werde. Aber dann zwang ihn der Schlaf aufs neue.

Abry flüsterte Dame Marthe zu, daß er eine Arznei bereit halten werde, die sie sogleich abholen lassen möge.

„Er ist kränker, als wir dachten," gab sie zurück.

„Vielleicht," gab der Doktor zu und versprach am Morgen wieder zu kommen. —

Das war der Beginn eines langen Krankenlagers für den Baron de la Tour.

Die Angst, die im Herzen der Dame Marthe saß, lief gleich einem elektrischen Strom hinaus aus dem Schloß und in die Seelen der Bauern hinunter. Nie hatten so viele Blicke an der Fahne gehangen, die auf dem Turm wehte. Der Georgette stiegen die heißen Tränen in die Augen, wenn sie sie flattern sah; denn ihre Liebe war wieder wach geworden. Die Marie Brun, die fromm war, lief viel in die Kirche und betete für den Kranken. Justin, der Bauer, sprach zu seinem Weibe, die kleine Mélie ziehe den de la Tour nach, sie werde es erleben. Pierre Tissot aber ging seiner Pflicht nach und seufzte unter der Verantwortung, die er trug. Allerlei Fragen des Gutsbetriebs blieben unerledigt, weil er sie nicht selbständig zu entscheiden wagte und immer hoffte, doch wieder zum Herrn gerufen zu werden.

Dame Marthe hatte in ihrer Herzensangst an Paul de la Tour geschrieben. Aber der Bescheid kam, daß er durch militärische Pflichten — er war Offizier — am Kommen verhindert sei. An seiner Stelle traf ein großer Arzt ein, der mit Abry zusammen beriet. Er entschied, daß ein völliger Nervenzusammenbruch eines Mannes vorliege, der sich nicht nur den kraftverbrauchenden Weltstadtfreuden ergeben, sondern auch über alles Maß hinaus gearbeitet habe. Er prophezeite eine lange Krankheitsdauer und einen ungewissen Ausgang. Abry erhielt einige Ratschläge. Beim Abschied aber sah der Fremde Dame Marthe in das stille, weise Gesicht und da ihm ihre geräuschlose und besonnene Art aufgefallen war, meinte er zu ihr: „Suchen Sie Ihrem Herrn an Auge und Seele wohl zu tun. Damit werden Sie mehr zu seiner Heilung beitragen, als ich es kann."

Dame Marthe fand das Wort etwas orakelhaft, aber sie holte eine rotblühende Azalee, die sie im Treibhaus gesehen und stellte sie in die Krankenstube. Die war wie ein brennender Busch und war das erste, an dem de la Tours Blick staunend haftete, wenn er bei klaren Sinnen war.

Diese Azalee hatte Blanche Tissot aufblühen sehen. Sie hatte oft mit dem alten Gärtner von ihr gesprochen, daß es jetzt scheine, als züngle aus jedem saftgrünen Zweig eine kleine Flamme, und jetzt, als säße ein ganzer Flug von rotsamtenen Schmetterlingen mit leise atmenden Flügeln über den zarten, kleinen Blättern. Blanche Tissot war traurig, als die Azalee aus dem Treibhaus verschwand, aber als sie hörte, daß sie in des kranken Herrn Zimmer stehe, legte sie unwillkürlich die Hände zusammen und wünschte, daß er genesen möge. Sie war ein seltsames Mädchen, vielleicht noch seltsamer, als ihre Verwandten wußten. Obgleich sie diesen im Alltag mit fleißiger Betätigung in Haus und Garten an die Hand

ging, lebte sie zum Teil noch in der Vergangenheit, zum Teil in einer Welt, die unwirklich war und in alten Büchern stand. Sie hatte zu lange Jahre neben ihrem Vater, dem armen Forscher und Gelehrten, hingelebt, zu sehr seine Interessen geteilt und sich zum Zeugen all seines Empfindens und seiner Bedürfnisse gemacht, insbesondere auch dem langsamen Erlöschen seines Lebens — er war einer schweren Lungenkrankheit zum Opfer gefallen — angewohnt, als daß das Schicksal des dem Vater ungefähr gleichaltrigen Barons sie nicht beschäftigt und erregt hätte. Was im Dorf von de la Tours Abenteuern verlautete, was die Tissots von ihm als Sammler und Politiker, als Weltmann und Gutsherrn wußten, und was ihn als sorglosen Verschwender seiner Lebenskräfte zeigte, das war so ungewöhnlich, daß es ihren Geist fesselte, wie die Mären der Vergangenheit, mit denen ihr Vater sie vertraut gemacht. Jung wie sie war, wob sie um den Mann, den sie nie gesehen, den Schimmer der Heldenhaftigkeit und trieb mit dem Bilde, das sie in ihrem Herzen von ihm aufrichtete, eine Art Götzendienst.

Frau Luise Tissot, die Verwalterin, wäre, auch wenn sie den Hang des Kindes bemerkt hätte, nicht diejenige gewesen, die ihr hätte wehren können oder mögen; denn auch sie gehörte zu den vielen, die nach der Schloßfahne schauten und meinten, das Landesschicksal hänge von ihrem Steigen oder Fallen ab. Daneben war auch sie in ihre Nichte ein wenig verliebt, gleich wie ihr Mann diese, freilich nach seiner eigenen, verschwiegeneren Art in sein Herz geschlossen, und so hätte sie sie wohl kaum gewarnt.

Der Tag der Blanche Tissot war ein Träumen mit wachen Augen. Sie blieb stets lange in ihrer Dachkammer. Der Morgenwind wehte dort die gelben und roten und samtdunkeln Kapuzinerblüten zuweilen auf, so daß bald diese, bald jene sich in Fensterhöhe streckte, als wollte sie nach Blancheflur schauen. Und sie lag wohl in den weißen Kissen, den schlanken Arm unter den dunkeln Kopf geschoben. Die schwarzbraunen Zöpfe waren gelöst und über die Decke hingebreitet. Es war gut, daß kein Mann Zeuge war, wie die feinen Lider von den dunkeln Augen sich hoben und die Bewußtlosigkeit in diesen langsam zur Erkenntnis sich wandelte. Sie sah eine weiße Wolke am blauen Himmel segeln oder eine Blüte wie ein Fähnlein wehen. Einmal schallte ein Vogelzwitschern oder das Krähen eines Hahns. Sie aber dachte an die Fahne auf dem Schloßturm. Ob der freie Wind sie noch trug und blähte? Oder ob sie, müde und traurig, inmitten des Schaftes hing? Wenn der Baron starb, so hatte die Tante gesagt, würde die Fahne auf Halbmast wehen. Warum sie nur die Gedanken davon nicht abbrachte? Er war doch nicht einer von den Großen, etwa wie Racine, der Dichter, oder der Kaiser, der Korse, oder der stille, gütige und gelehrte Vater. Er war nur ein Mensch voller Fehler und Schwächen. Und doch. Sie erzählten, daß die Georgette Meunier für ihn brenne, sie, wie viele vor ihr getan. Sie sagten, es verfielen ihm alle. Sie hatten ihm jetzt die Azalee zugetragen, das Blumenwunder, das sie nie genug hatte betrachten können. Sie stellte sich vor, wie die Pflanze im Zimmer des Kranken stand, und fühlte fast, als habe sie selbst ihm einen Gruß gesandt.

Allmählich erst überwand Blanche die Träume, dehnte ihren kleinen, noch kindhaft schlanken Körper und erhob sich von ihrem Lager.

Sie traf wohl die Tante unten allein. Der Oheim war fortgeritten und hatte noch am späten Abend den Bericht gebracht, daß des Barons Befinden sich nicht gebessert habe. So war von ihm wieder die Rede, sobald die Frauen sich sahen. Auch die Tante brachte diesen Mann nicht aus dem Sinn.

„Mitten aus seiner Kraft," sagte sie, „Hunderte von Nutzlosen laufen herum, und nun soll dieser fort müssen, der mehr taugt als die ganze Grafschaft, die ihm gehört."

Kam aber der Oheim zurück, so konnte Blanche aus seiner Unruhe, seinen häufigen Fragen, ob Nachricht vom Schlosse gekommen sei, seiner Nachdenklichkeit und der Tatsache, daß er seine wachsende Verantwortlichkeit täglich beseufzte, entnehmen, wie auch er das in sich bewegte, was sie selbst bemühte.

Einmal kam zwischen den Tissots die Rede auf Paul de la Tour, den Sohn, und daß er wohl die Leitung des Gutes übernehmen würde, wenn sein Vater stürbe. Sie nannten ihn zu jung dazu und meinten, daß er auch sein ganzes Herz an den Soldatendienst gehängt.

Blanche hörte den Namen an ihr Ohr klingen, ohne daß in ihr eine Anteilnahme für den fremden Menschen erwacht wäre. Sie dachte nur, wie traurig es sei, daß der Einsame auf dem Schloß jetzt niemand bei sich habe, auch den Sohn entbehre, und nährte ihre Anteilnahme mit einem neuen Mitleid.

Die Tage nahmen ihren Fortgang. Sie führten Blanche in die Küche, wo sie der Tante half, in den Garten, wo sie Gemüse

begoß, ins Dorf, wo sie Besorgungen machte, und am Abend, wenn Feierzeit war, hinter die Bücher des Vaters, die sie liebte. Kein Ereignis von Bedeutung unterbrach das Gewöhnliche, die Regelmäßigkeit dieser Tage, darum behielt das eine Geltung, darum hingen sich die Gedanken immer wieder an das Geschick dessen, der zwischen Tod und Leben schwebte.

✠ ✠ ✠

An einem Montag hatte der Baron von seinem Verwalter die Liste seiner Landpächter verlangt. Der Arzt aus der Stadt war wieder dagewesen und hatte gesagt, daß die entscheidende Wendung im Befinden des Kranken nahe sei. Abry war der Meinung, daß von einer Wiedergenesung keine Rede sein könne; denn der Baron hatte sich in all den Tagen kaum um ihn gekümmert, und er hielt das für ein Zeichen äußersten Siechtums.

De la Tour war noch immer müde. Die Fieber hatten seine Kraft verzehrt. Vielleicht kehrte ob der körperlichen Schlaffheit auch der Glaube an eine Erholung und der Wille zum Leben nicht zurück. Todesgedanken und der Wille, die letzten Dinge vorzubereiten, waren es, welche ihn jetzt veranlaßten, sich mit seinen Rentleuten zu beschäftigen.

Pierre Tissot wurde im Augenblick, da er sich ins Schloß begeben wollte, in den Wald hinausgerufen, wo durch unvorsichtiger Holzsammler Schuld ein Brand ausgebrochen war. Er schickte Blanche an seiner Statt mit der Liste ins Schloß, meinte, de la Tours Verlangen sei das erste Zeichen, daß er wieder an das Gut denke, und trug der Nichte auf, sich genau zu erkundigen, wie es um den Herrn stehe.

„Soll nicht lieber ich gehen?“ fragte Frau Luise.

Die Blicke des Ehepaars begegneten sich. Derselbe Gedanke bewegte sie blitzartig. Sie würden Blanche nicht zu de la Tour senden, wenn er gesund wäre!

Aber Blanche hatte heiße Augen. „Ich wollte doch schon lange gern das Schloß sehen,“ sagte sie.

Und Tissot beschwichtigte sich selbst und Frau Luise mit der Erwägung: „Sie wird nur Dame Marthe zu sehen bekommen.“

So blieb es bei der Bestimmung.

Blanches Herz klopfte. Sie wußte nicht, wie es kam, aber sie hätte sich am liebsten sogleich auf den Weg gemacht. Dann jedoch stieg sie in ihre Kammer hinauf und band sich vor dem Spiegel zu dem schwarzen Kleide ein weißes Seidentüchlein um den Hals. Auch steckte sie die schweren Zöpfe fester; draußen wehte der Novemberwind.

Nach einer Weile erst trat sie ihren Gang an. Aber sie vergaß, Frau Luise Ade zu sagen. Sie trug die Rolle in der Hand, die sie abzugeben hatte. Sie sagte sich, daß sie eine recht bedeutungslose Aufgabe zu erfüllen habe. Und doch war sie erregt.

Nun setzte sie gemessen Fuß vor Fuß. Es eilte doch nicht!

Der heftige Wind trieb die Wolken am Himmel wie ein Hund die Schafe vor sich her. Manchmal blitzte ein wenig Blau zwischen ihnen hervor und dann geisterte ein Sonnenstrahl über die Straße oder um einen Baum am Wege. Zuweilen legte sich ein goldener Lichtmantel um einen plumpen Randstein.

Blanche sandte den Blick nach dem Schlosse und wendete ihn wieder ab, weil sie den Gedanken nicht erlauben wollte, ihr vorauszueilen. Aber die Fahne auf dem Turm flatterte heftig und von ihrem weißen Tuch ging ein helles Leuchten aus. Blanche wollte sie nicht sehen. Sie sah zu, wie die Sonne jetzt leise über die Matten schlich. Sie schaute aufs Dorf hinunter, dem der Wind den Rauch von den Kaminen riß und in kleine Fetzen zerzauste. Freundliche und bescheidene Leute wohnten da, dachte sie. Sie, Blanche, konnte sich beglückwünschen, daß sie hierher verpflanzt worden war. Wie gut die Verwandten zu ihr waren! Sie hatte das Heimweh nach dem toten Vater, dessen sie nie mehr Herr werden zu können glaubte, unter der liebevollen Art der Tissots verwunden. Manchmal war ihr, als habe sie Vater und Mutter auf einmal wiedergefunden. Und der Baron! Das Bild des Mannes sprang jetzt wieder auf, den der seltsame Schimmer des Ausnahmemenschen umgab. Wie viele redeten von ihm und wie vieles wußten sie! Und an ihn hatte sie, Blanche, einen Auftrag. Ob sie ihn mit eigenen Augen erblicken würde? — Nein, gewißlich nicht —! Vielleicht starb er! Vielleicht gerade jetzt, während sie unterwegs war, kam die letzte Stunde für ihn!

Aber die Fahne wehte noch immer hoch am Mast!

Man sah es nicht gern, wenn sie ihm begegnete, bedachte sie wieder. Sie hatte den Blick wohl bemerkt, den Onkel und Tante vorhin gewechselt. Warum? Sie waren töricht, Angst zu haben, die Verwandten. Sie wußte sich selbst wohl zu behüten. Die Männer waren früh an sie herangekommen. Aber der Vater hatte sie gelehrt, sie von sich abzuhalten. Und es war ihr nie etwas geschehen, weshalb sie hätte erröten müssen.

Sie fühlte sich auch vor dem Baron ganz sicher.

Sie schritt jetzt rascher und selbstgewisser aus. Aber als sie in die Rebberge, die dem Schloß schon nahe waren, kam, wurde ihr der Atem eng. Vielleicht kam das aber nur vom schnellen Steigen.

Unterm Schloßtor dachte sie, sie werde einen Flur sehen, eine Treppe, ein Zimmer vielleicht, und Dame Marthe dazu, das Schloßfaktotum, von der man sagte, nun — was ging sie das an! Und vielleicht war sie schon in wenigen Minuten auf dem Rückwege und hatte nichts, gar nichts erlebt! —

Im Schloßhof bellten zwei Jagdhunde sie an. Der Kutscher kam aus dem Stall, beschwichtigte die Tiere und wies sie nach der Haupttür. Jacques, der Diener, öffnete ihr. Er betrachtete sie von oben herab und fragte nach ihrem Verlangen. Sie schwankte einen Augenblick, ob sie ihm die Liste geben sollte. Dann fragte sie nach Dame Marthe.

Die Weißhaarige saß an ihrem Fensterplatz. Sie schob die Brille hoch und richtete den Blick auf Blanche. Sie war traurig. Dürre Blätter trieben unablässig an ihrem Fenster vorbei, der alten Linde entrissen, die auf dieser Seite des Schlosses stand. Immer dichter wirbelten die weißen Wolken über den Himmel hin. Dame Marthe liebte den Herbst nicht, er erinnerte sie zu sehr an die Vergänglichkeit aller Dinge. Eine Träne hing an ihrer Wimper, als sie Blanche einlud, näher zu treten.

„Ich bringe die Rentliste," führte sich das Mädchen ein. „Ich soll grüßen vom Oheim."

„Sie sind die kleine Tissot," sagte Dame Marthe. Sie bot Blanche die Hand. Eine Wärme ging durch ihre Seele. ‚Wie klein und zierlich,' dachte sie, und wie tief der Blick!'

Blanche legte die Hand in die ihre. Sie freute sich an der stillen Art des dicken, alten Weibleins. „Es brennt im Walde von Rouville," berichtete sie. „Der Oheim wurde hinausgerufen." Dann fragte sie: „Wie geht es dem Herrn?"

Die Alte stutzte. Der Baron! Und das Kind! Ihre Gedanken schufen plötzlich merkwürdige Zusammenhänge und Möglichkeiten aus der bloßen Tatsache, daß dieses Mädchen nach dem Kranken gefragt hatte. De la Tour würde nicht wieder genesen. Wäre es nicht ein freundliches Bild, eines jener Wesen, die in seinem Leben eine so große Rolle gespielt, gleichsam wie eine Traumerscheinung durch seine letzten Tage gehen zu sehen? Es war kein Entschluß, kein Plan, nur eine Empfindung.

Sie antwortete Blanche: „Was wissen wir alle, wie es dem Herrn geht, Doktor Abry und der Professor aus der Stadt und wir andern, die wir um ihn sind? Wo der Wille des Kranken fehlt, versagt die Kunst der Ärzte."

„Seltsam, das Leben nicht zu lieben!" sagte Blanche. Dabei trat sie, von einem schnellen Vertrauen zu Dame Marthe erfaßt und aus dem unwillkürlichen Bedürfnis der Frau heraus, zu plaudern, näher.

„Nicht, wenn man es zu sehr geliebt hat," antwortete die andere. „Doch," verbesserte sie sich, „was werden Sie davon wissen!"

Darauf änderte sie das Gespräch. „Sie sind noch nicht lange bei den Tissots," sagte sie. „Gefällt es Ihnen hierzuland?"

Blanches Blick verdüsterte sich leise. Sie dachte an Verlorenes. Aber sie nickte mit dem dunkeln Kopf und antwortete: „Die Verwandten sind sehr gut zu mir."

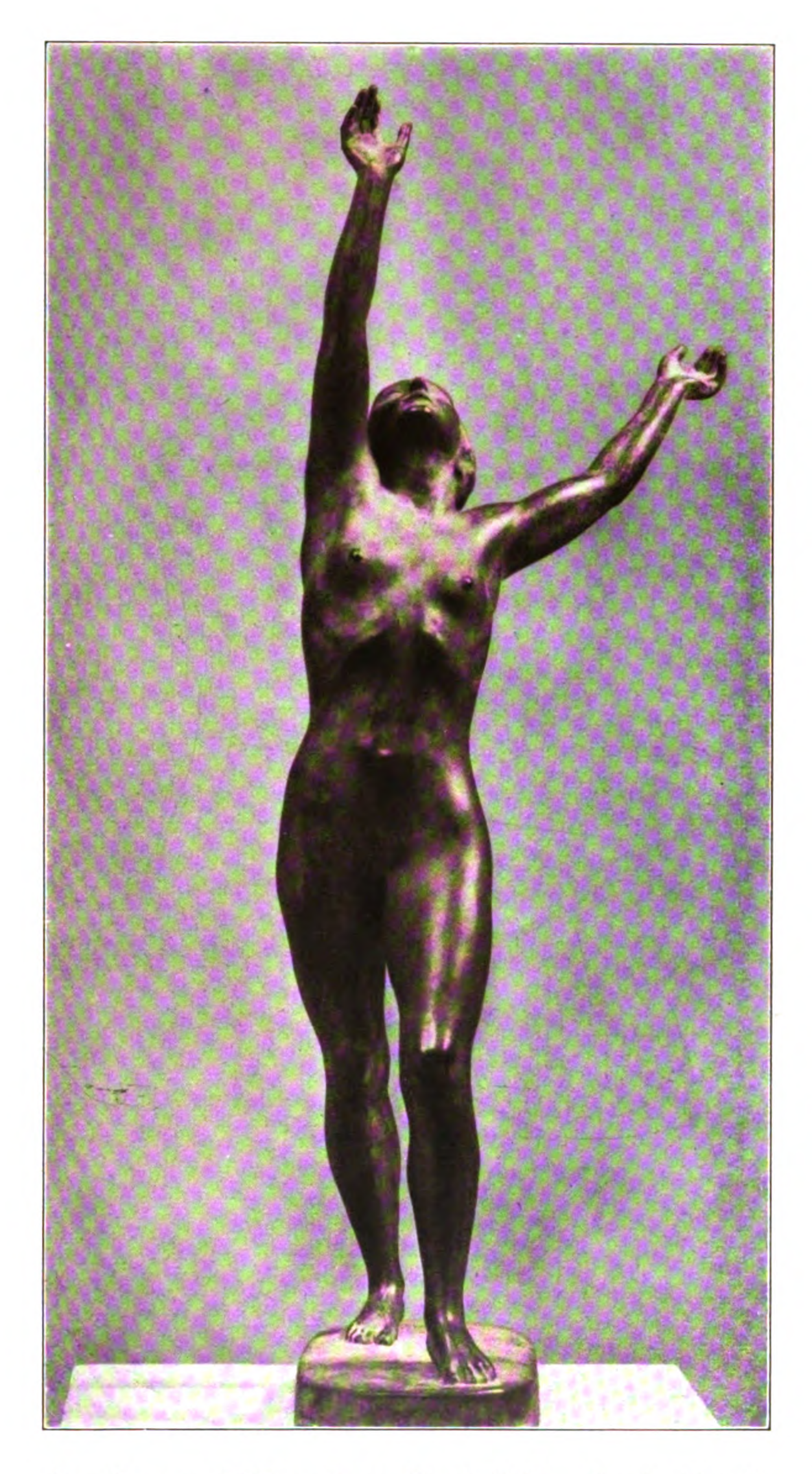
Dame Marthe meinte, nie Jugend mit so viel Ernst gepaart gesehen zu haben. Des Mädchens Wesen übte einen seltsamen Eindruck auf sie. Solche Frauen gab es hier nicht. Sie schritt wie unter einem Zwang rückwärts gegen die Tür des Krankenzimmers.

Blanche hielt noch immer die Rolle in den Händen, die sie abgeben sollte, und wunderte sich, daß die andere sie ihr nicht abnahm.

Dame Marthe drückte in ihrem Rücken auf die Klinke. Sie nickte, als ermunterte sie Blanche einzutreten. ‚Der Baron!' durchfuhr es diese. Der Atem stockte ihr.

Die andere stand schon im Innern des Krankenzimmers.

Langsam, nicht wissend, was sie sollte, folgte ihr Blanche. Sie sah nur den Türspalt, der sich langsam erweiterte, während Dame Marthe, von dem sonderbaren Empfinden eines außergewöhnlichen Erlebnisses dazu gedrängt, mit einer fast feierlichen Behutsamkeit die Tür zurückzog. Dann gewahrte sie ein Fenster, in dem Sonne lag. Nie vergaß sie nachher diesen Anblick: Das geisterhafte, malende und an ein Lächeln gemahnende Wesen der Herbstsonne, das ihr schon unterwegs aufgefallen. Ein Strahl hatte sich am Fensterkreuz verfangen und strömte mit einem zweiten in einem schlanken, farblosen Kristallkelch, der die Form einer großen Tulpe hatte und auf dem Gesimse stand, zusammen. Da funkelte das Sonnengold gleich der Neige eines edeln Trankes. Die zarten Kelchwände empfingen davon einen Schimmer, jetzt von Blau, jetzt von Rot, jetzt von Silber, als belebe sich das feine, kühlklare Gefäß.



Zur Sonne. Bildwerk von Prof. Arthur Lewin=Funcke

(Berlin, Große Kunstausstellung)

In diesem Augenblick sagte eine Stimme: „Sehen Sie das auch, Dame Marthe?"

Die Alte drehte sich und schloß geräuschlos die Tür hinter Blanche.

„Den Kelch meine ich," ergänzte de la Tour. Er hatte sich im Bett aufgerichtet. Er war sehr bleich und sein kleiner Spitzbart verlängerte das Gesicht mit der mächtigen Stirn so, daß seine Hagerkeit doppelt hervortrat.

„Das ist der Rest des Tages," sprach er ruhig, aber ganz mit sich selbst beschäftigt weiter. „Vielleicht der Rest des Lebens. Man meint, den Becher nehmen und ihn leeren zu müssen, den — heißen, letzten — Rest."

Vielleicht sah er im Fieber Gesichte. Plötzlich aber veränderte sich sein Blick und wurde größer, staunender. De la Tour gewahrte Blanche Tissot. Er sah ihren feinen Kopf mit dem dunkeln Haar nur wie ein Schattenbild, das sich gegen das Fenster abzeichnete. Er glaubte zunächst nicht an eine Wirklichkeit, sondern ging nur wie in einem Traumsinnen den zarten Linien des Profils nach, der niedern, reinen Stirn, der kleinen edeln Nase, den Lippen, die ein wenig geöffnet waren, und dem kindlichen Kinn, unter dem am Halse das weiße Seidentüchlein schimmerte. Dabei schlang er die Hände ineinander, ungewiß, was Wirklichkeit und was Einbildung war.

„Die kleine Tissot bringt die Rentrolle, Herr," erklärte Dame Marthe.

„Die kleine Tissot," wiederholte de la Tour, nur halb wach. „Wie heißt sie, die kleine Tissot?"

„Blancheflur," antwortete das junge Mädchen. Auch ihr erging es seltsam. War es das Licht am Fenster, das sie beinahe von dem eigentlichen Zweck ihres Besuches abgelenkt hatte, oder bewegte sie die tiefe, wie aus einer andern Welt herkommende Stimme des Kranken, sie dachte im Augenblick nicht an ihren bürgerlichen Namen, sondern sprach ihn mit jenem Beiklang aus, mit dem der zärtliche Vater ihn manchmal gesprochen und der wie Musik war. Dann richtete sie die Augen auf de la Tour. Sie hatte sich ihn anders vorgestellt. Ein Eindruck aber traf sie unbewußt. Etwas Edles lag auf seiner hohen, lebendigen Stirn. Vielleicht war es das, was ihm Gewalt gab! Vielleicht hatte man ein Gefühl der Auszeichnung, wenn er sich einem freundlich erwies. Blanche war sich solcher Entdeckung nicht völlig klar, aber sie gewann im Grunde ihrer Seele Raum und steigerte unwillkürlich die schon vorhandene Teilnahme für den Kranken. Und war er nun ein Sterbender? Die Welt verlor etwas mit ihm. Gewiß! Sie, Blanche, hatte die Überzeugung. Und er war noch nicht alt. Er durfte nicht sterben.

„Blancheflur," murmelte de la Tour. Sein Ohr hatte den Klang ihres Namens aufgefangen. Und, ohne sie zu sehen, wiederholte er ihn, den Ton ihrer Stimme festhaltend und hätschelnd, wie man eine Melodie nachsummt.

Dame Marthe aber dachte plötzlich, er spreche im Fieber und der Besuch möchte ihm schädlich sein. Sie nahm Blanche die Rolle aus der Hand und legte sie auf einen nahen Tisch. Jene selbst schob sie mit ängstlicher Eile wieder der Tür zu, ohne daß sie den Kranken hätte grüßen können.

So fand sich das junge Mädchen plötzlich wieder im Vorzimmer stehend und fühlte, daß die andere ungeduldig darauf wartete, daß sie sich entferne. Sie fragte aber doch noch: „Was halten Sie von ihm?"

Dame Marthe hob tränengefüllte, hilflose Äuglein gen Himmel, aber sie antwortete nicht.

Da ging Blanche zögernd hinaus. Es war ihr, als müßte noch jemand sie zurückrufen, als sei noch irgend etwas an ihrer Sendung unerfüllt. Aber sie stieg die Treppe hinunter und verließ das Schloß. Der Wind empfing sie draußen. Er war schärfer geworden und blies ihr wie mit einem Schneehauche um die Wangen. Sie wußte aber nicht, ob ihr auf Treppe oder Hof jemand begegnet sei. Auch der Wind weckte sie nicht. Sie hörte noch immer die Stimme de la Tours. Und sie dachte an Dame Marthens hoffnungslosen Blick. ‚Ein Sterbender, also doch!' dachte sie. Ein Sterbender wie ihr Vater es gewesen war! Sie taten ihr alle leid, die aus dieser schönen Welt fort mußten. Als ihr Vater schwächer und schwächer geworden war, hatte sie immer geglaubt, ihn mit ihren jungen Armen halten zu können, daß er nicht hinabsank in das Nichts. Ein ähnliches Empfinden hatte sie jetzt. Als müßte sie sich für den Mann wehren, der da am Tode lag. — Wie er von dem Glase gesprochen hatte! grübelte sie weiter. Von dem schönen, lichtgefüllten Glase! Wie einer, der noch voll Lebenshunger ist! Und wie er — ihren Namen ausgesprochen! So, als läge für ihn etwas darin. Als erwarte er etwas von ihr!

Sie gelangte nach Hause, sah die Tante im Garten, ging aber ins Haus und in ihre Stube hinauf. Sie konnte nicht sogleich von diesem Besuch erzählen. —

„Das war die kleine Tissot," sagte de la Tour zu Dame Marthe, als sie zurückkam.

Sie war erstaunt, wie klar und natürlich er das sagte.

„Tochter des Doktor Tissot, des Sprachforschers und Gelehrten," fuhr er fort. „Die Verwandten haben sie ins Haus genommen."

Dame Marthe wußte nicht, ob er das alles ihr oder nur sich selbst erzählte. Als er aber jetzt ungeduldig fragte, ob Blanche schon wieder fort sei, geriet sie erst recht in Verwirrung.

„Sie hat es eilig gehabt," sagte er, ohne ihre Antwort abzuwarten.

„Ich wußte nicht, daß ich sie halten sollte," entgegnete die Alte halb verletzt, halb beklommen. Und als er sein Gesicht hinwegwandte, verließ sie ihn. — De la Tour dehnte sich in den Kissen. Er war wach und klareren Sinnes, als seit manchem Tag. Er fühlte sich erleichtert, befreit. Wohl hielt die Mattigkeit noch an, aber die Gleichgültigkeit, der Überdruß waren von ihm abgelöst. Er hatte ein Verlangen nach Sonne und Luft, nach der Sonne, die er am Fenster hatte flirren sehen. — Sonderbar! Was ging mit ihm vor? Was brachte diesen Wandel? Hatte das glühende Licht in dem Becher am Fenster in ihm selbst etwas entzündet? Oder? Oder? Blancheflur hieß sie? Hm! Es war wie ein Märchen! Sie hatte etwas von den sagenhaften Frauen der alten Lieder. — Warum war sie sogleich wieder verschwunden? Er wußte nichts von ihr, nicht, ob sie Alltag war wie alle! Wie die kleine Mélie Fleurier! Und die heiße Georgette!

De la Tour richtete sich auf. Die Georgette! Es wehte ihn an wie Wind aus dem Süden. Aber — Blancheflur! Seltsam! Er sah sie in einem weißen Kleide schreiten, wie eine junge Nonne oder wie eine Heilige, an deren Schleier keine Hand zu rühren befugt war!

Plötzlich griff er nach der Klingel. Ein jäher Einfall. Ein plötzliches Erwachen des Willens.

Scharf, fast zornig klang die kleine Glocke, die lange geschwiegen hatte.

Dame Marthe kam aufgeregt herein.

De la Tour verlangte zu essen. Er hatte kaum berührt, was man ihm in den letzten Tagen vorgesetzt hatte.

Die Haushälterin war erstaunt. Aber sie brachte ihm eilfertig eine Fleischbrühe.

Er aber sprach sie mit gänzlich veränderter Stimme an: „Du hast wieder viel Unmuße mit mir gehabt, Gute!"

Sie wurde sogleich weich. Und halb von seiner Güte gerührt, halb von plötzlicher Hoffnung ergriffen, erwiderte sie: „Was zählt das bißchen Mühe, wenn Sie wieder gesund werden."

„Das werde ich," entgegnete er.

Die Alte sagte: „Abry wird staunen, wenn er kommt."

Da sprach er: „Sage mir, was ist das für ein Wesen, Tissots Tochter?"

Der Dame Marthe strömte mit einer Art Erkenntnis das Blut zu Herzen. Das Bild des Mädchens hatte in seinem Gedächtnis gehaftet! „Und als der König David alt war —" dachte sie. Seltsam! — Es dauerte eine Weile, ehe sie de la Tour antworten konnte. Sie vermochte ihre wie Hunde jagenden Gedanken nicht recht zu sammeln. Endlich sagte sie: „Sie ist ein merkwürdiges Mädchen, ernst über ihre Jugend, zurückgezogen und nicht ländlich."

„Sie hat sehr still mit ihrem Vater gelebt. Er war ein außergewöhnlicher Mensch," sagte der Baron. Er sprach aber jetzt in gleichgültigerem Ton, fast, als wolle er ihr zeigen, daß er sich nichts aus der Sache mache. „Gib mir die Rentrolle!" befahl er dann.

Sie reichte sie ihm und er entfaltete sie und las, indem er den Ellbogen aufs Kissen stützte.

Dame Marthe bewegte noch immer das Wunder seiner Genesung in ihrem Sinn. Als sie das Zimmer verließ, begegnete ihr Abry.

„Es hat sich wohl nichts geändert?" erkundigte er sich und erwartete das Schlimmste.

„Sie werden staunen, Doktor," antwortete sie ihm.

Er aber trat bei de la Tour ein und fand ihn lesend. Die Überraschung machte ihn sprachlos.

De la Tour sah ihn ein wenig spöttisch an. „Erstaunt? Hm?" fragte er. „Es ist irgend etwas — irgend etwas vorgefallen —" fügte er in Sinnen verloren hinzu.

Abry griff den Puls, untersuchte, maß das Fieber. Er sprach nicht. Die plötzliche Wendung überwältigte ihn und er traute der Sache noch nicht.

„Von morgen an spielen wir wieder Karten," sagte der Baron. Aber zuweilen gingen eine staunende Erinnerung und eine ernste, fast andächtige Neugier durch seine Seele. —

Wirklich war die Besserung ebenso haltbar als plötzlich. Wirklich spielten Abry und der Baron schon am nächsten Tage Karten. Der Professor aus der Stadt kam, stellte die Genesung fest und hatte nichts dagegen, daß der Kranke für ein paar Stunden das Bett verließ. Tissot, der Verwalter, wurde berufen. Die Kunde, daß die Gefahr für das Leben des Baron gehoben sei, hatte diesen schon vorher erreicht, und er kam in freudiger Aufregung. Nach der Besprechung

rühmte er Frau Luisen gegenüber: „Du glaubst nicht, wie klar und rasch der Herr alles übersieht, wie er mit zwei Worten das Richtige trifft, wo wir uns ängstlich abmühen müssen, es zu finden.“

Der klugen, kleinen Frau fiel eine gewisse Nachdenklichkeit in seinem Wesen auf; es schien ihr, als ob er ihr etwas verschweige. „So ist dem de la Tour nichts von seiner seltsamen Krankheit hinterblieben?“ fragte sie ihn aus.

„Nichts“, antwortete Tissot. Er hatte auch seiner Frau nichts weiter zu erzählen. Es war ja nichts Wesentliches, was ihm seit seinem Besuch bei dem Baron durch den Kopf ging. Vielleicht war es überhaupt nur Einbildung seinerseits, daß ihm geschienen hatte, als lasse ihn der Blick des Herrn keine Minute los, als suche dieser Blick in seinem Gesicht die Lösung irgendeines Rätsels. Und daß er dabei plötzlich an Blanche denken mußte. Er war nicht gewöhnt, in sich selbst tiefsinnige Probleme abzuklären, und so blieb ihm nichts als eine leise, unerklärliche Besorgnis. Er fragte dann nach Blanche und erfuhr, daß sie im Garten Birnen pflücke, die eingekocht werden mußten. Dessen schien er zufrieden und setzte sich an seinen Schreibtisch, während Frau Luise seine Zerstreutheit noch ein Weilchen bedachte, bald aber über der Erwägung, wie die von St. Martin jetzt die Genesung des Barons hin und her besprechen würden, alles andere vergaß.

Draußen pflückte Blanche ihre Birnen in einen Korb, große, auserlesene Früchte, von denen mehr als eine ein Ausstellungsstück war und ihr leise Kundgebungen des Staunens entlockte. Sie sang sachte vor sich hin. Die Freude an den Früchten war von einer anderen weit überflutet, der Drang zum Singen entsprang dieser zweiten. Auch sie wußte, daß de la Tour genas. Und es beglückte sie. Sie hätte nicht zu erklären vermocht, weshalb. Sie pflückte ihr Obst und dachte an den Baron. Ob sie ihn je zu sehen bekam, ihn, wie er war und man von ihm sprach? Sie mußte an ihn noch denken, als ihre Arbeit getan war, gerade wie Tissot seine Gedanken zu ihm zurückgehen ließ, Frau Luise über ihn nachgrübelte und im Dorfe das Gerede von ihm wieder anhob. In diesem Dorfe warteten sie schon auf das Wiedererscheinen dessen, von dem sie gemeint hatten, sie würden ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen. Und sie meinten, die Fahne auf dem Turme flagge lebendiger, als schwinge sie eine neu gekräftigte Hand. Und Fleurier, der Bauer, erwartete, daß der Baron vorübergehen und sich nach seinem Ergehen erkundigen werde. Die treue Brun, die Krämerin, hatte nicht mehr Ruhe hinter ihrem Ladentisch; es war eine solche Ewigkeit, seit de la Tour sich mit ihr unterhalten.

Aber Georgette Meunier band sich das brennendrote Seidentuch um den Hals, das der Schloßherr ihr geschenkt hatte. Ihr Herz schlug wie die Hufe eines durchbrennenden Füllens. Sie glaubte, daß niemand am Ort ein Recht habe wie sie, auf das Kommen dessen zu zählen, der dem Leben noch einmal zurückgegeben war.

⌘ ⌘ ⌘

Der Baron de la Tour ging wieder aus. „Er sieht jünger aus als je,“ sagten die Dörfler. Aber sie wußten nicht recht, was sie einander sonst von ihm erzählen sollten; denn er war nur einmal mit großen Schritten durchs Dorf gegangen und einmal im Galopp die Straße entlang geritten, aufgehalten hatte er sich noch bei niemandem. Die Georgette Meunier hatte sich die Augen nach ihm ausgeguckt. Sie brannten sie, so waren sie hinter ihm her gewesen. Er hatte schlank und hoch und zäh ausgesehen, hatte noch immer die weiße, kluge Stirn und das gelassene, überlegene Wesen, das einen seine Gunstbeweise annehmen ließ, als seien sie eines Königs Gnade. Sie zitterte innerlich, daß er noch immer nichts von ihr zu wollen schien, bangte, daß er bald wieder abreisen werde, fand aber Trost darin, daß niemand im Ort etwas vor ihr voraus hatte und sich rühmen konnte, mit ihm gesprochen zu haben.

Der Baron de la Tour hatte seine Bauern vergessen. Er hatte wohl bei seinem Gange, wie bei seinem Ritte mit flüchtigen Gedanken die gestreift, an deren Wohnstätten er vorbeigekommen war, aber er hatte sich aus seinen Krankheitstagen noch nicht zu ihnen zurückgefunden, sondern befand sich gleichsam noch in einer weiteren und allgemeineren Welt. Er brauchte Zeit, um sich wieder ins Leben einzufügen, das er eine Weile ohne große Reue beinahe aufgegeben hatte. Aber er entdeckte dieses Leben neu und in befremdlicher Weise. Er sah das Naheliegende kaum, war im Verkehr mit Abry oder Dame Marthe unendlich zerstreut, zerstreut beim Spiel mit dem Arzt, zerstreut auch, wenn es galt, sich mit Geschäften, mit Fragen der Gutswirtschaft oder des Haushaltes abzugeben. Er war wie einer, der sich noch nicht irgendwie mühen mag, sondern nur sich mit einem tiefen Wohlgefühl dem Schönen wieder hingibt, das ihm schon verloren schien.

Es war nun schon Dezember, aber noch nichts von Weihnachtsstimmung zu spüren. Ein warmer Wind wehte. Zuweilen fiel

warmer Regen. Dann dampfte der schwarzfeuchte Boden. Aber es brach gleich wieder Sonne aus einem nur noch leicht bewölkten Himmel hervor. Sie hatte etwas Verklärendes. Sie trug in die hohen Zimmer des Schlosses eine Helligkeit, die jeden Gegenstand darin verschönte. Sie übergoß bald dieses, bald jenes Gemälde, den kostbaren Besitz des Herrn, mit Licht und zeigte seine tiefen Werte. Sie ließ die alten Münzen in ihren Glasschränken geheimnisvoll blitzen und lockte de la Tour, sie aus ihren Samtbetten zu nehmen und sich von ihnen die Geschichten lang vergangener Jahre erzählen zu lassen; und sie übergoß ihn selbst, wenn er sich einem Fenster näherte, mit Wärme, so daß ihm wurde, als werfe ihm jemand einen weichen Mantel um die Schultern.

De la Tours Herz schlug in ruhigen, wunschlosen Schlägen. Er trug Freude durch seine Räume, die nur ein aufatmendes Wiederinbesitznehmen dessen war, was er schon aufgegeben, ein Höherschätzen von Werten, die schon halb verloren geschienen. Und dieselbe Entdeckerfreude empfand der Genesene in der Natur. Die Luft allein schon war ihm eine Erquickung. Der Himmel mit seinem Wechsel von tiefem Blau und weißem Gewölk, die breiten, geraden Straßen, die hinaus liefen über ebenes Land, ein grüner Hügel etwa, oder ein einzelner stiller, staunender Baum. Mehr aber noch der Wald, durch den schon eine neue Kraft zu gehen schien. De la Tour kam noch nicht dazu, sich in dieser Natur weiter auf das Enge, die Menschenstatt zu besinnen. Sein eigener Körper sog Kraft aus jener. Er bedurfte noch keiner Menschen. Die, die seine Gedanken in der fernen Hauptstadt suchen konnten und wohl auch suchten, verlor er ebenso rasch wieder aus dem Gedächtnis, wie er sich mit denen in der Nähe nicht beschäftigen mochte, deren er zu seiner Kurzweil sonst wohl nötig gehabt. Wenn er des Dorfes ansichtig wurde, so übersah er noch seine Häuser und Bewohner, wie einer, der Ferien hat und seine Seele nicht bemühen will. Eine Erinnerung aber haftete in ihm. Er sah sie wie durch Nebel und suchte die Brücken noch nicht, die zu ihr zurückführten. Ein Kelch, der auf dem Gesimse stand, hatte geleuchtet. Ein Name — Blancheflur — war erklungen und verhallt. Er wußte genau, daß alltägliche Wirklichkeit dahinter war. Gelüsten kam ihn an, diese Wirklichkeit zu erleben, aber er zögerte immer und gab sich dem Traum noch hin. Ein junges, von dunklem Haar umrahmtes Gesicht! Das Bild verließ ihn nicht, aber er barg es in seiner Seele wie die Schönheit seiner Gemälde und die Seltenheit seiner Münzen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Sonntagsstimmung, der Hang zu einer Art feierlichen Genießens der ihm neu geschenkten Lebensgüter in eine Lust zur Betätigung überging. Er begann damit, mit seinem Sekretär seine liegen gebliebene Korrespondenz zu erledigen, kürzlich erworbene Münzen zu katalogisieren, in seinen Büchern nach dem Ursprung einiger Stücke zu forschen, die er noch nicht eingereiht hatte, und griff wieder zu einem Werke über niederländische Malerei, das er bei seiner letzten Anwesenheit im Schlosse mit Vergnügen zu lesen begonnen hatte. Auch das Interesse an der Gutswirtschaft erwachte neu. Er empfing den Verwalter nicht mehr mit Ungeduld, seinen Bericht nur mit halbem Ohr hörend und ihn baldmöglichst wieder entlassend, sondern er überlegte sich die beginnenden Winterarbeiten, die nötig gewordenen Verbesserungen, besprach sie mit Sachkenntnis und übernahm selbst wieder die Oberaufsicht.

Dame Marthe strahlte vor Freude.

Abry meinte, nun werde sich auch der Hang zu kleinen Vergnüglichkeiten bald wieder einstellen.

De la Tour stieg nun freilich eines Tages wieder ins Dorf hinab, kam bei Justin Fleurier vorbei und bot ihm eine Zigarre an, sich ernsthaft nach seinem Befinden erkundigend. Dann trat er in den Laden der Brun, ließ sich von ihr von dem Tabak geben, den sie seit Jahren nach seiner Weisung für ihn allein hielt, stand auch wirklich, wie die Krämerin es erwartet hatte, ein Weilchen am Ladentisch und unterhielt sich mit ihr, sie nach dem Gang der Geschäfte, nach der Gesundheit ihrer alten Mutter und ihrer eigenen fragend. Er sprach von seiner Krankheit und sagte nicht ohne einen kleinen melancholischen Beiklang, daß man eben kein heuriger Hase mehr sei. Aber die Georgette Meunier kam bei diesem Besuche zu kurz. Es war, als habe er sie vergessen. Sowohl Justin Fleurier und die Brun gaben nachher ihrer Meinung Ausdruck, er sei ernster und zurückhaltender geworden und es hafte ihm etwas Fremdes an, als sei er jahrelang fort gewesen. De la Tour hielt sich aber bei diesem Gange die ehemaligen nahen Beziehungen zu denen, die hier lebten, schon gegenwärtig. Er grüßte den Hügel, der die kleine Mélie barg, zeigte ihrem Vater aus innerem Drange das alte Wohlwollen und besuchte die Krämerin in vollem Bewußtsein, daß er eine Art Gnade austeilte. Er fühlte sich auch versucht, zum Schulmeisterhause zu gehen und der Georgette guten Tag zu

sagen. Hier aber rührte sich ein Widerstreben in ihm, dessen Ursprung ihm selbst unklar war.

Vielleicht hatte aber doch die Begegnung des Genesenden mit einer früheren Wirklichkeit schuld, daß er der kleinen Tissot in ihrer menschlichen Gestalt zu denken begann. Der Zauber, der ihre Erscheinung umgeben, schmolz ein wenig hinweg.

Eines Tages hatte er Lust, die Treibhäuser zu besehen, oder nahm sich ein solches Verlangen vielleicht selbst zum Vorwand. Dabei trat er unvermutet ins Haus seines Verwalters.

Es regnete. In der Wohnstube brannte ein Feuer.

Der Baron trug einen Flattermantel, von dem er beim Hereinkommen den Regen schüttelte. Auch den breitrandigen Hut schwang er aus. Er fühlte sich zu sehr als der Herr seines Besitzes und alles dessen, was dazu gehörte, als daß er irgendwelche Befangenheit wegen seines Eindringens empfunden hätte; aber es legte sich ihm doch etwas vor den Atem, als er die Klinke der Stubentür ergriff. Vielleicht sah er sie jetzt wieder! Ob er von ihr noch einmal jenen Eindruck des Außergewöhnlichen empfangen würde wie an jenem Tag? Oder ob er nur ein Bauernmädchen fand, wie sie hier zu Dutzenden herumliefen?

Er öffnete nach Herrenrecht die Tür ohne anzuklopfen.

Am Nähtisch am Fenster saßen Frau Luise und ihre Nichte, beide mit Handarbeiten beschäftigt. Während aber die Verwalterin schmuck und ein wenig eitel selbst in ihrer Hauskleidung völlig empfangsfähig dasaß, hatte Blanche, eines Gastes nicht gewärtig, ihre Bluse abgenommen, um an ihr eine kleine Ausbesserung vorzunehmen, und saß nur in Rock und Leibchen da. De la Tour sah sie wieder im Rahmen des Fensters. Wieder hob sich ihr feines Profil von der Helligkeit der Scheibe ab. Das Licht floß um zarte Schultern und weiße, wohlgeformte Arme.

Er nahm mechanisch den Mantel ab. Er war nicht verlegen, aber unwillkürlich, während er einem Landmädchen gegenüber wohl ein Scherzwort gefunden haben würde, machte er sich jetzt mit seinem Mantel zu schaffen und ließ Blanche Zeit, aufzustehen und ins Nebenzimmer zu entfliehen.

Die beiden Frauen hatten wohl das Geräusch im Flur gehört, aber geschlossen, daß Tissot selbst zurückkomme. Frau Luise war beim Anblick des Barons vom Stuhle aufgefahren, um ihrer selbst wie um der Nichte willen stark errötet und knicfste etwas beflissen und außerstande, ihre Verlegenheit zu verbergen. Blanche stieg zwar das Blut ebenfalls einen Augenblick in feinem Strome vom Hals in die Wange, allein dann glitt sie leise und gelassen hinweg, ihrer selbst zu sicher, als daß sie nach Jungmädchenart ein Theater der Beschämung aufgeführt hätte.

„Guten Tag," grüßte de la Tour. Er nahm sich einen Stuhl und schlug ein Bein über das andere. „Tissot ist nicht hier?" fragte er, im Ton der Frage zeigend, daß er es nicht anders erwartet habe.

Frau Luisens Lebhaftigkeit erwachte. Sie überwand ihre anfängliche Bestürzung, entschuldigte eifrig des Gatten Abwesenheit und pries dann ebenso beflissen de la Tours Aussehen, behauptend, die Krankheit habe ihn um zehn Jahre verjüngt. Der Besuch schmeichelte ihr, wie er jedem im Ort geschmeichelt haben würde; sie hatte dabei ein wenig den Wunsch, er möchte bis zu einem gewissen Grade ihr gelten, wie die Frauen dazulande alle sich gern vom Schloßherrn auszeichnen ließen. „Vielleicht könnte die Nichte Tissot suchen," schlug sie vor, „er dürfte wohl nur in den Scheunen oder Ställen sein."

Der Baron wehrte ab. „Ich bedarf seiner nicht," sagte er. „Ich plaudere gern wieder einmal mit Ihnen."

Frau Luise rückte an die Kante ihres Stuhls. Vor Freude hätte sie sich beinahe an den Tisch und in größere Nähe des Gastes gesetzt. „Das war eine angstvolle Zeit für uns alle, die Krankheit, Herr," versicherte sie.

De la Tour fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Die Erinnerung belästigte ihn; er mochte jetzt nicht gern von Schwäche und Altershoffnungslosigkeit hören. Er war auch nur mit halbem Ohr bei der Verwalterin. Etwas in ihm wartete auf die Rückkehr des Mädchens und machte ihn halb ungeduldig, weil sie zu kommen zögerte, halb verdrossen, weil ihm einfiel, sie könnte gänzlich wegbleiben.

Aber sie kam wirklich. Ihre hellrote Bluse hatte einen weiten Ausschnitt. Ihr Hals erhob sich weiß und schlank daraus; aber sie hatte zum Schmuck eine lange Kette aus weißen Korallen angelegt und sie fiel ihr über den zarten Busen bis an den Schoß. Sie verneigte sich. Die Tante stellte sie vor.

De la Tour war aufgestanden und streckte ihr die Hand hin.

Sie reichte ihm die ihre. Er überragte sie fast um das doppelte ihres eigenen Wuchses. Seine Stattlichkeit machte ihr Eindruck.

„Sie waren einmal bei mir," sagte de

la Tour. Er sprach unwillkürlich mit gedämpfter Stimme. Es war ihm, als sei er allein mit ihr. Die Verwalterin kümmerte ihn nicht oder er vergaß sie.

„Es war im Augenblick, als sich mein Los entschied," fügte er hinzu.

Hier fiel Frau Luise mit der Versicherung ein, daß das ein besonders schwerer Tag gewesen sei, daß sie und ihr Mann die Hoffnung schon ganz aufgegeben gehabt hätten.

De la Tour hörte ihre Worte nur wie den Regen, der ans Fenster schlug.

„Sie nannten Ihren Namen," sprach er, zu dem jungen Mädchen gewendet, weiter. „Blancheflur —. Er klingt mir noch im Ohr."

Frau Luise berichtigte, der Name gelte ja nicht. Er stehe zwar im Taufregister, aber die Nichte heiße eben wie noch hunderte im Lande hießen und wie es hübsch zu heißen sei. Blanches Vater, ihr Schwager, habe mancherlei Schrullen gehabt, und als eine solche sei auch die Verleihung eines sagenhaften Namens an ein Menschenkind zu werten, das im Jetzt- und Alltag leben müsse. Sie ereiferte sich und war bestrebt, dem Herrn gegenüber zu betonen, daß sie nicht ihre Schlichtheit vergäße.

De la Tour hielt noch immer Blanches Hand. Vielleicht hatte er es vergessen. Jedenfalls hörte er Frau Luise noch immer nicht. Er setzte sich und zog Blanche zu sich heran. Er dachte, daß sie sehr jung sei und eine Waise, und fand ganz von selbst einen Ton väterlicher Vertraulichkeit. Sein Sinn aber haftete noch immer an ihrem Namen und er sagte, fast zu sich selber: „Es ist der Name für sie, der einzig richtige, nicht weil, die ihn der Sage nach trug, eine schmerzensreiche Frau gewesen, sondern weil sie — wie eine Elfe ist. Der Doktor Tissot wußte Bescheid. Ich habe ihn gekannt. Er war ein Poet wie er ein Gelehrter war."

Frau Luise horchte auf. Sie sah die Teilnahme des Barons und legte sie nach der landläufigen Weise aus. Sie war selbst nicht tugendsüchtig. Es schmeichelte ihr, daß die Aufmerksamkeit des Schloßherrn sich ihrem Hause zuwandte. Sie nickte auch Blanche mit einem schicklichen Erröten zu: „Werde mir nicht eingebildet, Kleine, wenn man dich so rühmt," sagte sie.

Blanche wurde ein wenig verwirrt. Es war ihr merkwürdig, daß der Baron ihre Hand nicht freigab. Aber seine Art mißfiel ihr nicht. Die Güte und Vornehmheit, die darin lagen, erinnerten sie an den Vater. Die guten Verwandten waren ja ein wenig verbauert, die Frau allzu redselig, der Mann zuweilen etwas rauh und immer sehr wortkarg. Freundlich klang ihr auch an Ohr und Herz, was de la Tour von ihrem Vater gesagt hatte. Zudem, da stand nun der vor ihr, der den Mittelpunkt des Dorfgesprächs bildete. Sie wußte nicht, wie ihr war. Sie mußte unwillkürlich denken, daß das Schlimme, was von ihm gedacht und geredet sei, nicht wahr oder doch übertrieben sein müsse.

De la Tour fuhr fort: „Ihr Vater war ein einsamer Mann, zu still, um sich die verdiente Geltung zu verschaffen. Ich habe erst nach seinem Tode die Schuld gefühlt, die wir alle gegen ihn hatten; und ich schäme mich dieser ungetilgten Schuld." Er fühlte, was er sagte. Er dachte in diesem Augenblick auch daran, daß an der Tochter sich manches gutmachen ließe, was gegen den Vater versäumt worden war; aber hier nun hinderte ihn etwas in sich selbst, den Gedanken weiter zu spinnen oder gar auszusprechen.

Leise Rührung ergriff Blanche. Sie hatte wenig Gelegenheit, von dem toten Vater zu reden. Die Verwandten hatten große Stücke auf ihn gehalten, aber es lag nicht in ihrem Wesen, des Toten häufig zu erwähnen; der Tag nahm sie zu sehr in Anspruch.

Frau Luise war, da sie sich unbeachtet sah, nach und nach verstummt. Sie nahm ihre Handarbeit wieder auf und schaute nur zuweilen nach den beiden hinüber.

Der Baron lehnte sich jetzt mehr in den Stuhl zurück. Blanche stand am Tisch. Ihre Hand war frei. Aber de la Tour fragte, ob sie im Orte heimisch sei, ob sie Gespielinnen habe, schöne Wege kenne, die durch die Umgebung führten.

Sie antwortete, daß sie sich bei den gütigen Verwandten wohl fühle, im Orte selbst noch wenig Anschluß, doch in Haus und Garten so viel Beschäftigung und Freude gefunden, daß sie zu weiteren Ausgängen noch kaum Lust und Zeit aufgebracht.

Der Regen rauschte sein eintöniges, das Behagen der Stube vermehrendes Lied. Ruhig setzte sich die Unterhaltung fort. De la Tour hob die Vorzüge der Landschaft hervor, einer Landschaft, die ihn immer wieder von der seelischen und körperlichen Unrast befreie, die den Städter zwischen hohen Mauern und im Menschengetriebe befalle. Seine Stimme klang tief und voll. „Sind Sie im Walde von Rouville gewesen?" fragte er.

Sie sagte, daß sie sich nicht hineingewagt.

Da antwortete er: „Es ist nichts zu fürchten. Unsere Bauern sind keine Wegelagerer. Aber die Einsamkeit wohnt darin. Treten Sie ins Dunkel der Stämme. Wie Vor-

hänge rauscht es hinter Ihnen zusammen. Die Welt blieb draußen. Sie vernehmen ihren Lärm nicht mehr. Ihr grelles Licht hört auf Sie zu blenden. Rings um Sie ist nur ein kleines, zartes Leben, ein Insekt, das an einem Grashalm turnt, eine Biene, die summend von Blume zu Blume taumelt, ein Blatt, das von weiß Gott was für einem geheimen Luftzug bewegt, sich auf seinem Stengel wirbelnd aber lautlos dreht und fächert und fähnelt, und eine Blüte, die wie ein Licht aus einem dunkeln Moosbett leuchtet. Ein Sonnenstrahl kommt und huscht um die Rinde eines Baumes oder zerbricht in goldene Splitter, die auf den Waldboden fallen und dort ihr eigenes rinnendes Leben haben. Jetzt bricht aus dem schweigenden Dickicht der Baumkronen, als fiele ein schwerer Stein, ein großer Vogel und schwingt sich, ein Schatten, in ein anderes Versteck hinein."

‚Wie schön er spricht,' dachte Blanche und folgte seinen Worten und Wegen.

De la Tour sprach aber jetzt eigentlich nicht mehr für sie. Es war wieder seine Freude am neugeschenkten Leben, die redete. Und doch war es ihre Gegenwart, die ihn anregte. Er vergaß die Zeit. Auch das Schloß, fuhr er fort, habe Kühle und Einsamkeit ähnlich dem Walde. Und es habe auch seine Schönheiten. „Einmal, wenn Sie kommen, will ich Ihnen Bilder zeigen und andere Dinge, die Sie freuen werden."

Hier kam er in die Wirklichkeit zurück. Er wandte sich zur Verwalterin: „Sie werden mir Ihre Nichte schicken, nicht wahr?" fragte er.

Jene erschrak wohl. Aber sie sagte eifrig zu. Es war nicht Sitte, dem Baron etwas abzuschlagen.

De la Tour drehte sich zu Blanche zurück: „Sie haben hier nicht mehr die Welt Ihres Vaters, die stille Gelehrtenstube gefunden. Vielleicht würde Sie in meinen Räumen manches daran erinnern." ‚Das würde sicher der Fall sein,' dachte Blanche. Er schien ihr selbst das Wesen eines Gelehrten zu haben. Sie empfand unwillkürlich eine leise Verehrung für ihn.

Da erhob er sich. Schlank, hoch, noch kraftvoll stand er da. Sie sah es wiederum mit Staunen.

„Ich bin lange geblieben," sagte er zu ihr. Aber gegen Frau Luise nahm er die Miene des Herrn an. „Grüßen Sie Tissot von mir," sagte er leichthin. Er nickte, aber die Hand gab er ihr nicht. Die reichte er nur Blanche, langsam, ohne ihre Finger zu drücken, leise sie wieder frei gebend. „Ich werde Sie einmal holen, Blancheflur," sagte er. Und wieder verlor er sich bei diesen Worten in das Empfinden, als sei ihm irgendeine Traum-Erinnerung haften geblieben. Dann ging er.

Es regnete noch immer, und er hüllte sich fest in seinen Mantel. Aber sein Fuß zögerte auf der Schwelle des Verwalterhauses. Er hatte da nichts verloren, und doch war ihm, als bleibe etwas zurück, was er entbehren würde. Er trug nicht die Gedanken, mit welchen er einst die kleine Mélie oder die Brun verlassen hatte, die Gewißheit eines Besitzes, den Eindruck eines selbstverständlichen Rechtes und einen oft empfundenen Triumph. Er war vielmehr unsicherer als sonst und unzufrieden mit sich selbst und der Welt.

Nach einer kleinen Weile Weges fröstelte ihn. Waren das noch Nachwehen der Krankheit oder — Zeichen des Alters? Er mußte scharf an seine Jahre denken. Nie war ihm so deutlich gewesen, daß er nicht mehr jung war. Aber warum ihn das alles behelligte, das ergrübelte er nicht.

Blanche und Frau Luise hörten ihn sich entfernen. Sie aber fanden sich nicht sogleich in die Ungezwungenheit ihres vorherigen Beisammenseins zurück. Blanche trat zwar zum Arbeitstisch und machte sich dort zu schaffen und Frau Luise bückte sich über ihre Näherei, allein sie sprachen ein Weile nicht, als wären sie einander fremd geworden. In Blanches Innerem war es hell, ohne daß sie wußte, weshalb. Es war ein Ereignis eingetreten. Es war eine Brücke, wo vorher keine, gewesen war. Ob der Plan, daß sie zu einem Besuch ins Schloß kommen sollte, sich je verwirklichen würde, daran dachte sie noch nicht. Es war jetzt nur etwas Außerordentliches in ihrem Leben. Es zog ihre Gedanken vom Alltag ab; es verwirrte sie.

Frau Luise ihrerseits sah nüchterner. Ihre kleine, ereignislüsterne Seele flatterte erschreckt. Auch ihr bedeutete der Eintritt des Barons in ihr Haus ein Ereignis, es müßten ja nicht so viel Abenteuer auf seinem Weg gewesen sein. Wenn der Besuch ihr gegolten hätte, so würde sie, so ehrlich sie ihrem Mann anhing, vielleicht Neugier empfunden haben, wie alles sich entwickeln werde. Diese Neugier empfand sie auch jetzt, nur mit nicht ganz der unmittelbaren Teilnahme. Sie hörte schon die Leute von den neuen Wegen, die de la Tour ging, reden, war im Grunde ihres Herzens der Nichte sicher, fühlte sich aber weniger behaglich, wenn sie an ihren Mann dachte und daran, was er zu allem sagen werde. Ihre, dem Baron gegebene Zusage, erschien ihr in einem schiefen Lichte, als sie sich vergegenwärtigte, daß sie sie Tissot gegenüber zu vertreten hatte

Endlich nahm Blanche das Wort: „Ich glaube, man hat dem Baron viel Unrecht getan.“

„Wieso?“ fragte Frau Luise.

„Man verlästert ihn.“

„Man sagt ihm auch viel Gutes nach.“

„Man muß zu ihm aufsehen.“

„Wir kennen ihn nicht.“

„Man muß an ihn glauben.“

‚Merkwürdige Rede,‘ dachte Frau Luise.

Aber in diesem Augenblick hörten sie Pierre Tissot kommen; man kannte ihn an seinem schweren, plumpen Gang. Der Verwalterin drängte das Blut zu Herzen. Blanche war ganz ruhig. Nur — dachte sie kaum an den, der kam.

Tissot trat ein, durchnäßt, wie es der Baron gewesen war. Wo seine beiden schweren Schuhe hintraten, entstanden kleine Lachen. „Ihr hattet Besuch?“ fragte er nach kurzem Gruß. Er hatte den Schloßherrn sich noch entfernen sehen.

Frau Luise bestätigte die Tatsache etwas kleinlaut.

„Er suchte wohl mich?“ forschte der Verwalter weiter, aber mißtrauisch, schon unwirsch, ohne noch Grund zu haben, es zu sein.

„Er plauderte mit Blanche,“ berichtete Frau Luise.

„Er sprach mit mir vom Vater,“ ergänzte diese. „Und von vielen schönen Dingen. Er war gut zu mir.“

„Er hat sie ins Schloß geladen,“ sagte Frau Luise; sie hatte Eile, sich die Sache von der Seele zu reden.

„Wobei es bleiben wird,“ gab Tissot trocken zurück. Er holte sich aus dem großen Kachelofen seinen Kaffee und machte sich darüber. Sein Ärger dauerte an. Er galt dem Baron, vor dem er anderseits einen heillosen Respekt hatte. Warum zum Teufel konnte der Fuchs vom Jagen nicht lassen! Er war entschlossen, ihm den Weg zu verlegen.

„In deinen Jahren muß man nicht alles glauben, was einem vorgeredet wird,“ sagte er zu Blanche.

Sie antwortete: „Der Vater sagte es anders: Man ist jedem Menschen Vertrauen schuldig.“

„Nicht, wo man weiß, was man weiß,“ orakelte Tissot. Er aß und zog die niedere Stirn in Falten. Sie hatte etwas Stierhaftes, wenn das tief hinein gewachsene schwarze Haar sich so sträubte.

Blanche achtete nicht auf ihn. Ihr Sinn war noch immer seltsam fröhlich.

⁂

Es half Pierre Tissot nicht, daß er der Nichte verbot, sich in der Nähe des Schlosses zu zeigen, und sie aufforderte, de la Tour auszuweichen.

Es half nicht, daß er sich im Verkehr mit dem Baron mürrisch zeigte und daß er ernstlich überlegte, ob er nicht sich einen andern Dienst suchen und mit der Familie wegziehen sollte. Manchmal war er dazu entschlossen, und wieder manchmal, wenn de la Tour, ihm an Kenntnissen und Energie weit überlegen, ihn mit ein paar Worten in die Schuhe stellte, duckte er sich, wurde unsicher und ließ den Dingen ihren Lauf. Es half ihm nichts. De la Tour suchte sein Haus weiter auf. War Frau Luise auf seiner Seite? Tissot ließ an ihr seinen Zorn aus und gab ihr harte Worte, was er in seinem Leben nie getan. Sie hätte Blanche aus de la Tours Wege halten sollen, meinte er. Dazu aber hätte sie kaum die Möglichkeit besessen, selbst, wenn ihr nicht die eigentliche Lust gefehlt hätte. Blanche ging nicht von selbst hinweg, wenn de la Tour kam. Harmlos, still, mit Selbstverständlichkeit blieb sie zur Stelle. Ihre Augen wurden groß und dunkel, wenn die Tante sie nach Geheiß ihres Mannes einmal warnte, oder dieser selbst, nicht selten mit Heftigkeit, ihr Vorstellungen machte. Sie entgegnete stets nur kurz. „Ich habe noch kein Wort von dem Baron vernommen, das Ihr nicht auch hören dürftet,“ sagte sie einmal; ein andermal: „Ihr müßt übel von mir denken, daß Ihr solche Furcht um mich habt.“

Frau Luise beruhigte sich bald, hatte vielleicht sogar Bedeutsameres erwartet, als der Verkehr der Nichte mit dem Schloßherrn offenbar gebracht. Aber selbst Tissot fühlte sich entwaffnet und fügte sich in der Art eines lange nachknurrenden Hundes in das Unvermeidliche.

De la Tour suchte auch Blanche Tissot nicht auf, wie er sonst wohl zu St. Martin Besuche gemacht. Noch immer dauerte das Wesen an, das nach seiner Genesung ihn überkommen hatte, das feiertägliche Erkennen aller Lebenswerte. Noch immer begann er den Tag mit einer tiefen inneren Freude an Pflicht und Arbeit, tat seine Ritte und Gänge in die Felder und hinab in den Garten, beriet mit seinem Sekretär, seinem Verwalter, sprach mit seinen Arbeitern, kehrte heim zu seinen Bildern und Münzen, zu seinen Büchern und Studien und hatte nicht ein einziges Mal Verlangen nach Kurzweil anderer Art, die ihm Dorf oder Hauptstadt geboten. Ganz von selbst freilich und je länger desto gleichmäßiger ergab es sich, daß er das Zusammensein mit Blanche als zum Tage gehörig anzusehen begann. — Vielleicht wurde es unmerklich zur Hauptsache des Tages. Aber es

war noch kaum etwas Wesentliches in diesen Begegnungen, nichts Körperliches in seinem Drang nach Blanches Gesellschaft. Wie als Kunstfreund an seinen Gemälden, als Sammler an seinen Seltenheiten, so freute er sich als Mensch, der eine schönheitsfrohe Seele besaß, an dem zarten und merkwürdigen Mädchen, dessengleichen ihm nie begegnet war. Sie erschien ihm heute wie ein Kind, dem er mit einem väterlichen Verantwortlichkeitsgefühl ihr noch fremde Dinge erklärte. Und morgen wunderte er sich, wieviel Lebenserfahrung, Wissen und Weltklugheit von Uranfang in sie gelegt war, deren Leben in einem so engen Kreis und nur in Gesellschaft ihres Vaters sich erfüllt hatte. Immer wieder umschwebte in seinen Augen ihre Erscheinung etwas Unwirkliches; jener erste Eindruck, da er sie im Lichte des hellen Fensters erblickt hatte, blieb. Er verstärkte sich sogar, indem er nicht nur immer wieder ihre kleine, schmale Hand, das Ebenmaß ihres feinen Körpers, das reiche, dunkle Haar und die Anmut ihrer Gebärde bewundern mußte, sondern auch eine solche Klarheit und Unschuld der Gesinnung und daneben eine so seltsame Ruhe und Stärke des Willens an ihr fand, daß er unter allen denen, die ihm im langen Lauf seiner Jahre begegnet waren, niemand kannte, den er ihr hätte vergleichen mögen.

Ihr erster Spaziergang, zu dem er sie ohne Umstände geholt und zu dem sie ihn ebenso willig und ohne Zögern begleitet, hatte sie in den dämmerigen Wald von Rouville geführt, mit seinen spröden Winternadeln und seinem gilbenden Laub. Sie waren fast schweigend hier herausgeschritten, beide von Natur nicht redselig und beide von dem Ungewöhnlichen erfüllt, das in der Tatsache ihres Beisammenseins war.

„Ich will Sie die Geheimnisse des Landes selbst entdecken lassen,“ hatte de la Tour nur einmal unterwegs gesagt.

Nun raschelte ihr Fuß im Fallaub.

„Hören Sie, wie der Wald Sie schweigen heißt, weil er sterben will,“ sagte der Baron. Dann sprach er davon, daß in den gelichteten Kronen gleichsam Türen geöffnet seien für die Stürme, das Totenhaus auszufegen, und für das Licht des Tages, dort einmal hineinzuzünden, wo sonst Heimlichkeit und Nacht sich breit gemacht. Er zeigte ihr die wundersame Bauart des Waldgiebels, wie er erst in blattloser Nacktheit, gestellt gegen blauen Himmel, aus harten, starken Ästen aufgerichtet war und in feinen Zweigen und spinnfadenspitzen Zweiglein netzartig sich nach oben wölbte. Er führte sie auf Hügel, von denen man ferne, herbstreine Berge, rote Kirchtürme und blaue Wasser sah. Er hieß sie auf die Wolken achten, die gleichsam die Schauspieler, die geheimnisvollen Verkünder des Lebens seien, das sie übersegelten. Sie möge nur auf ihre ewig wechselnden Gestalten achten und wie die eine als Wagen, die andere als Kahn einherzögen, jene wie Roß und Reiter eilten und diese wie wilde Wölfe vorüberrasten. — Die Hemmung des Herzschlags, die Blanche beim Antritt des Ganges empfunden, verlor sich völlig, während der viel ältere Mann gelassen und aufrecht neben ihr schritt. Sie fing an, dem Begleiter immer mehr zu vertrauen. Sie spürte mit Staunen, wie überlegen er ihr an Wissen und Erfahrung war. Sie war eitel genug, die Bevorzugung nicht zu übersehen, die darin lag, daß der Schloßherr sich um die Verwandte seines Verwalters kümmerte, und blieb nicht unbeeinflußt von den äußeren Vorzügen ihres Führers. Im Laufe des Gesprächs erkannte sie, wie unbeschränkte Mittel ihm zur Verfügung standen, Leben und Besitz nach seinen Wünschen zu gestalten, und es blieb nicht ohne Eindruck auf sie. Manchmal erinnerte sie sich des Üblen, dessen man de la Tour zieh, war aber geneigt, es ihm, dem Verwöhnten, als etwas ihm fast zu Recht Zustehendes zu verzeihen, ja es ihm ein wenig sogar als Vorzug anzurechnen, weil es darzutun schien, daß er sich um das Urteil der Welt nicht kümmere.

De la Tour seinerseits fuhr fort, mit etwas wie Andacht ihrer Gesellschaft zu genießen. Seine neu erwachte Lebensfreude erhielt durch sie gleichsam die Weihe, indem er, während er ihr von allem sprach, was ihn am Leben noch Gewinn und Reichtum dünkte, zugleich sich selbst allem Niedrigen entrückt und ihrer reinen Kindlichkeit nicht unwert fühlte. Er empfand sie, die jung, zart, arglos neben ihm ging, als eine kleine Heilige. Die Gläubigkeit, mit welcher sie seinen Worten lauschte, die Achtung, die sie sichtlich von seinem Wissen empfand, rührten ihn und gaben ihm den Wunsch ein, sie nicht zu enttäuschen. Er gestand sich mit schärferer Aufrichtigkeit gegen sich selbst, daß er es als einen besondern Glücksfall ansehen müsse, wenn Jugend noch Gefallen an seiner Gesellschaft fände. Nur ganz selten, etwa, wenn ihr Arm einmal zufällig den seinen streifte oder ihr Blick in seinem haftete, kehrte jenes Gefühl der Neugier und der Siegesvorahnung ihm zurück, das er im Verkehr mit Frauen so oft empfunden. Nur ganz selten klopfte sein Herz rascher und lockte es ihn, seine Hand auf die ihre zu legen, oder hielt er sein Auge ins ihre gesenkt, bis sie es niederschlug. Und eine solche Wallung verging

sogleich und wandelte sich wieder zum friedlichen Genuß ihrer klaren, unschuldsvollen Nähe. Er zögerte immer noch, sie ins Schloß zu führen. Vielleicht wurde er sich des Wunsches, mit ihr noch vertrauter zusammen zu sein, nicht bewußt. Tissot, der Unschlüssige, Schwankende, hatte noch die Möglichkeit, zu erklären, die sonderbare Freundschaft der beiden möge noch hingehen. Wenn der Herr das arme Vöglein in seinen Bauer locken wolle, dann werde es für ihn selbst Zeit werden, dazwischen zu fahren. —

Der Winter kam. De la Tour reiste nicht ab, obwohl seine Gesundheit ihm längst die Rückkehr in die Hauptstadt gestattet haben würde und trotzdem Briefe seines Sohnes und seiner Freunde ihm immer dringlicher zu wissen taten, daß man sich dort über sein langes Fernbleiben wunderte. Er dachte nicht an Wechsel. Er überließ sich dem Frieden seines jetzigen Lebens. Den Verkehr mit Blanche konnte er nicht entbehren. Er erwachte mit dem Gedanken an sie und nahm zur Nacht ihr Bild mit sich in den Schlaf. Und immer noch war etwas Traumhaftes an diesem Verkehr. Ihre arglose Kindlichkeit hatte gleichsam einen Zaun um sie gezogen.

Eines kalten, hellen Morgens holte er sie wieder ab. Es war etwas Schnee gefallen, haftete an allen Ästen, hing sich an ihre Schuhe und war weiß und luftig wie Flaum. Der Himmel hatte keine Wolken. Es kam Sonne, aber der Schnee schmolz nicht. Es wurde kälter.

Frau Luise hatte die beiden mit eifriger Freundlichkeit entlassen. Ihre kleinen Bedenken waren geschwunden. Die Tatsache, daß man im Dorf schon von Blanches Freundschaft redete, hatte das einzige Ergebnis, daß Frau Luise sich weiter geschmeichelt fühlte.

Der Verwalter war abwesend.

„Welch ein Morgen!“ sagte Blanche, während der Frostwind ihr Gesicht rötete und ihm eine Frische gab, die es sonst nicht besaß. Sie trug zum erstenmal den dunkeln Pelz, den de la Tour ihr geschenkt. „Ist er nicht schön?“ fragte sie ihn mit leuchtenden Augen.

Er war neu von ihr bewegt. Durch das Pelzwerk verändert, erschien sie ihm noch anmutiger als sonst.

Sie schritten eine Allee entlang. Der Weg war nicht breit. Büsche und Bäume hielten ihre silberweiß umwobenen Äste über sie. Zuweilen von der Sonne gelöst, fiel eine Flocke vor ihre Füße oder hing sich ein Schneestern an Blanches Kleid.

„Es wird vielleicht zu kalt, über Land zu gehen,“ sagte de la Tour plötzlich. Er hatte keinerlei Plan. Aber als er mit jähem Einfall hinzufügte: „Ich könnte Sie nun einmal zu meinen Bildern führen,“ legte sich ihm etwas vor den Atem.

„Ich komme gern,“ sagte Blanche einfach. Sie hatte gewußt, daß der Besuch vor ihr lag, sich eigentlich schon leise gewundert, daß de la Tour die frühere Einladung nicht wiederholt hatte. Sie freute sich auf die Schätze, die sie sehen sollte. Sie war stolz und glücklich. Zweifel und Bedenken hatten nicht mehr Raum in ihr.

Unwillkürlich — vielleicht machte es die Nähe ihres Ziels — schritten sie vertrauter als bisher Seite an Seite, und wurden sie gleichzeitig schärfer inne, daß sie angefangen hatten, eine Gewohnheit aus dem Zusammensein zu machen.

Der Baron sagte: „Wir sind unversehens Kameraden geworden, Blancheflur.“

Sie lächelte. Sie hatte es nicht leicht, sich auszusprechen. Aber sie sagte: „Es ist schön für mich; denn ich hatte sonst niemanden. — Die Verwandten ausgenommen, natürlich,“ verbesserte sie sich, im Bestreben, gerecht zu sein.

„Die Familie genügt einem nicht,“ sagte der Baron.

Dann fühlte er plötzlich eine Pflicht, ihr Rechenschaft zu geben. „Nicht das Naturgemäße, das aus Recht der Verwandtschaft einem Zustehende kann einen voll befriedigen. Die Freude, das Unerwartete und darum Köstliche kommt uns immer von denen, die der Zufall unsern Weg kreuzen läßt.“

Blanche lauschte ihm und dachte, daß er wohl recht haben möge. Aber ein leiser Zweifel regte sich. „Eigentlich,“ sagte sie, „ist es merkwürdig, daß Sie sich Zeit nehmen, sich um ein junges, dummes Ding wie mich zu kümmern.“

Ihre Worte schufen ihm Unbehagen. Er war ungewiß, ob er Lob verdiente. Aber er verteidigte sich vor ihr und sich selbst. „Je älter wir werden, um so mehr gilt uns der, der noch besitzt, was wir verloren haben. Wir suchen unbewußt immer wieder die eigene Jugend in derjenigen der andern.“

Er schob seinen Arm durch den ihren. Er fühlte sich gerechtfertigt und dachte sich wieder in die Rolle des väterlichen Betreuers hinein.

Blanche überließ sich ihm willig und war ihm gut. Das Heimweh nach dem Vater hatte oft ihr Gemüt noch leise beschattet. Jetzt dachte sie, daß die Welt sehr schön sei.

Sie wußten beide nicht, wie sie den Weg zurückgelegt und den Schloßhof erreicht hatten.

Strandbild. Gemälde von August Lemmer

Ein Knecht und eine Magd standen hier beisammen. Der Bursche räusperte sich, als er de la Tour und seine Begleiterin erblickte, und stieß der Magd anzüglich den Ellbogen in die Seite. Dann verschwanden sie im Bedientenhause.

Dame Marthe begegnete den beiden Ankömmlingen auf der Treppe. Sie wußte um de la Tours. neue Freundschaft. Doktor Abry sprach ihr alle Tage davon und daß seine Theorie nun doch gesiegt habe. Sie aber war sich noch nicht klar, was sie denken sollte. Ihre Treue freute sich an de la Tours Genesung. Dann empfand sie ein leises Mitleid mit Blanche. Und dann schien ihr, als sei etwas Neues in des Barons Leben, etwas Merkwürdiges, und sie fühlte etwas wie Liebe und dann wieder wie scheue Achtung, während sie Blanche ansah. — Sie knickste vor de la Tour und gab Blanche die Hand.

Der Baron hieß sie Tee bereiten. Er sagte nicht, was er mit seinem Gast vorhabe. Er wußte, daß jetzt Aufsehen im Schlosse entstand, daß sie auch im Dorfe wieder die witternden Nasen heben würden, aber sein Rücken wurde steif und er setzte die Lippen schmal und knapp zusammen.

Im Flur vor den Wohnräumen nahm der Diener Blanche ihren Mantel ab und hielt mit einem Gesicht, das jeden Gedanken verbarg und das Denken zu leugnen schien, eine Tür für sie offen.

Blanche war nicht bang, nicht befangen. Ein wenig fremd wohl kam sie sich vor, aber die Freude hielt an und sie überschritt leicht die Schwelle, als de la Tour mit einer Handbewegung sie zum Eintritt aufforderte.

„Ich führe Sie," sagte er. „Sie müssen wissen, wie ich hause, und wo Sie hoffentlich oft mir Gesellschaft leisten sollen. Später werden wir meine Bilder besehen."

Er schritt ihr voran. Sie sah hohe Zimmer von gediegener Pracht, alte Möbel, Teppiche, kostbares Täfelwerk, edle Beschläge. Hier gaben gemalte Scheiben ein dämmeriges Licht, dort gewährten helle Fenster Ausblick auf das Tal. Zuweilen trat de la Tour neben sie, ergriff ihren Arm, sie vor irgendeinem Möbelstück festhaltend oder ihr die Aussicht eines Fensters erklärend. Es war ihm nun doch, als habe sie ihm durch ihren Eintritt in sein Haus ein Recht auf sie gegeben. Seine Art wurde freier.

Aber sie blieb dieselbe, arglos und unberührt.

Er wagte nicht, jene kleinen Künste zu üben, mittels derer er sich bei andern eingeschmeichelt und die ihm jetzt nahe lagen.

Dann zeigte er ihr die Gemälde. Sie kamen langsam vorwärts. Jener edle Teil seines Selbst gewann das Übergewicht, der ihn zum Sammler, zum Freund aller Kunst und zum begeisterten Erkenner ihres Wesens gemacht hatte. Für Augenblicke vergaß er sogar wieder, wen er neben sich hatte. Er erklärte ihr die einzelnen Bilder, machte sie auf ihre geheimen Schönheiten aufmerksam, verweilte bei einer zeichnerischen Einzelheit, einer Lichtwirkung, dem Glanz einer Farbe. Er kannte die Geschichte des einzelnen Gemäldes wie die seines Schöpfers und er kam vom Werk auf den Künstler, vom Bild auf das Leben. Er sprach leise, in jeder Fiber erfüllt und ergriffen von dem, was er zu schildern versuchte. Es hatte ihm in seinem Leben viele Feierstunden gegeben und mit einem Empfinden der Feierlichkeit gab er davon Zeugnis. Allmählich gewahrte er, wie sehr sie an seinen Worten Anteil nahm. Er sah ihre Augen groß und gläubig auf sich gerichtet. Er las Andacht aus ihnen. Da fiel die letzte Begehrlichkeit von ihm ab. Sein Gesicht nahm einen ruhevollen Ausdruck an.

In Blanches Innerem vertiefte sich in dieser Stunde die Schwärmerei, die sie für den „Helden" der Gegend empfunden. Sie hatte ihn zuweilen schon an die Stelle gestellt, an welcher ihr Vater gestanden hatte. Jetzt fing sie an, an ihn zu glauben, wie sie an den Vater geglaubt. Sie verehrte seine Klugheit. Sie dankte ihm innerlich dafür, daß er sie zu sich erhob.

Ein Gedanke durchzuckte de la Tour: War das nicht doch schon oft gewesen? Er hatte auch andere vor seine Bilder geleitet!

Dann antwortete er sich selbst: Man hatte nicht verweilt. Andere Dinge hatten bald abgelenkt. Es war heute anders.

Im Türrahmen erschien Dame Marthe und meldete, daß der Tee bereit sei.

Sie kamen zur Wirklichkeit zurück.

„Wir sind nicht weit gekommen," sagte de la Tour. „Sie werden mir Wochen schenken müssen. Wenn wir bei den Münzen sein werden und ich gerate ins Erzählen — Sie werden sich langweilen, kleine Blancheflur."

„Das werde ich nicht," antwortete sie mit solchem Ernst, daß sein Herz jene frohe, kleine Beklemmung empfand, die es vor manchem Siege zu überkommen pflegte.

Da ergriff ihn Erregung. Er fing an, sehr glücklich zu sein.

Sie begaben sich zur Treppe hinaus. Und sie stiegen zum Turmzimmer hinauf. Blumen standen in schlanken Vasen. Vor einem dunkelgrünen Strauch hatte eine zarte Marmorfigur, ein zur Quelle sich neigendes

nacktes Mädchen Platz gefunden, und das Weiß des feinen Körpers schimmerte hell aus dem Dunkel des Zimmers. Schwere Möbel trugen Bezüge aus blauem Brokat. An den Fenstern hingen Vorhänge von dem gleichen, schweren, kostbaren Stoff. Aber das Licht des Tages drang hell zu den vielen Scheiben herein und kämpfte die Dämmerung nieder.

Blanche mußte sich in einen altertümlichen Stuhl setzen, dessen Lehne ihr nur an den halben Rücken reichte, der aber breite, sich ihr behaglich unterschiebende Armstützen hatte. ‚Wie schön!' dachte sie.

De la Tour ließ sich ihr gegenüber nieder.

Dame Marthe stellte ein orientalisches Rundtischchen zwischen sie. Sie füllte Tassen aus feinem Porzellan mit dem heißen, duftenden Getränk und legte auf zierliche Teller Brotschnitten und Gebäck. Sie tat das alles mit einer geräuschlosen Geschicklichkeit, hatte weiße, gepflegte Hände, die aus weißeren Stulpen schauten, und wenn Blanche ihr ins Gesicht sah, lächelte sie mit einer stillen Güte.

Blanche fühlte sich daheim. Es war ihr, als walte eine Mutter um sie. Sie fühlte Freundlichkeit, Wärme. Das leise Staunen, die verhehlte Befangenheit, die dahinter waren, ahnte sie nicht.

Der Baron selbst war zerstreut. Vielleicht drang ihm auch irgendeine andere Erinnerung hier in die Seele und lenkte ihn ab. Er sah vor sich nieder auf den Tisch. Erst als Dame Marthe ihm die Tasse bot, erwachte er und sagte zu Blanche: „Hier ist mein Lieblingsplatz. Hier sitze ich viele Stunden des Tages, allein mit mir und doch frei, vom Fenster dort in die weite Welt zu sehen."

„Es ist schön hier," sagte Blanche, „aber wo ist es hier nicht schön?"

Dame Marthe machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Bleibe doch," sagte de la Tour.

Sie staunte. Sie wußte, daß sonst ihre Anwesenheit nicht immer gewünscht wurde. Sie antwortete aber wahrheitsgemäß, sie habe noch in der Küche zu tun.

„Dann komm nachher wieder," lud der Baron mit leiser Beflissenheit ein. Er wollte nicht mit Blanche allein bleiben. Er wußte nicht warum. Und er fühlte auch, sobald er es gesagt hatte, ein Bedauern, als habe er sich selbst ein Spiel verdorben.

Die Tür fiel hinter Dame Marthe ins Schloß. Es war still. De la Tour atmete schwer. Etwas eilig begann er wieder ein Gespräch: „Diese Frau ist die Treue selbst," sagte er von der Hinausgegangenen.

„Man gewinnt sie lieb auf den ersten Blick," gab Blanche zurück.

„Auch andere Menschen," erwiderte de la Tour. Ein Blick ergänzte das Wort. Schranken fielen leise.

„Werden Sie wieder zu mir kommen, Blancheflur?" fragte er.

Sie schlug die Augen zu ihm auf. „Wenn ich darf," antwortete sie.

„Morgen?" drängte er.

Beide erschraken und ihr Atem ging rascher.

Blanche antwortete nicht sogleich. Sie saß mit gesenktem Blick.

Da zwang ihn eine Eingebung zu verzweifelter Offenheit. „Sie haben Bedenken," sagte er. „Ich weiß, daß Sie sie haben müssen. Es wäre seltsam, wenn Sie von mir nicht Übles gehört hätten."

Sie erinnerte sich alles dessen, was man von ihm gelästert hatte, doch drang es ihr schon nicht mehr tief. Sie hatte schon zu sehr begonnen, an ihn zu glauben. De la Tour fuhr fort: „Ich habe viel Liebe gefunden. Ich weiß nicht, was es war, daß die Frauen mir ihre Gunst gaben. Ich nahm sie. Ich freute mich daran. Vielleicht schmeichelte es meinem Dünkel. Nun bin ich als ein Verführer verschrien. Ich weiß, daß mein Verwalter, Ihr Onkel, es ungern sieht, daß Sie hier sind. Er bemüht sich kaum, mir seinen Zorn zu verhehlen."

Blanche schwieg. Sie sah nach dem Fenster. Es verlangte sie nicht hinaus. Ihre Seele war ruhig. Es war ihr, als gehörte sie zu dem, der sprach.

Da fragte er wieder: „Und — dennoch werden Sie wieder kommen?" — Sie nickte.

Er wollte die Hände nach ihr ausstrecken. Allein es hielt ihn noch immer etwas Unbestimmtes zurück.

Sie stand auf, trat an eines der Fenster und lehnte sich mit dem Rücken zur Scheibe an. Das Licht umfloß ihre schlanke, zierliche Gestalt.

„Sie denken schlecht von mir?" sagte de la Tour.

„Ich denke, daß ein Edelmann auch ein Ehrenmann sein muß," antwortete sie ganz schlicht.

Der Baron blieb auf seinem Stuhle sitzen. Er fühlte sich zurückgewiesen und doch im nächsten Augenblick mit tausend neuen Fäden zu dem Mädchen hingezogen. Er empfand etwas, was er mit Namen nicht hätte bezeichnen können. Keine Frau hatte ihm das noch eingeflößt. Es war ihm, als müsse er sich vor ihr verneigen.

„Sie dürfen ruhig kommen, wann immer Sie wollen," sagte er dann.

„Ich weiß," antwortete Blanche. Dabei trat sie dicht an ihn heran und nahm plötzlich seine Hand. „Ich danke Ihnen," sagte sie. Und auf einmal beugte sie sich nieder und küßte seine Hand.

„Was tun Sie?" fragte er ganz bestürzt. Aber schon sott sein Blut wieder auf.

Sie setzte sich an ihren Platz zurück. Ihr Herz war voll Freude. Sie hätte jetzt keinem mehr geglaubt, der etwas wider de la Tour gesagt hätte. Und dieses große Vertrauen leuchtete ihn auch aus ihren Augen an.

In ihm frohlockte es. Sein Blick antwortete dem ihren.

Aber Dame Marthe kam jetzt zurück. Sie ließ sich bei ihnen nieder.

„So ist es schön," sagte Blanche. „So ist es wie eine Heimat."

De la Tour begann zu erzählen. Von der Hauptstadt. Auch seines Sohnes tat er Erwähnung.

Es wurde für alle drei eine merkwürdig friedliche Stunde.

Als Blanche aufbrach, versprach sie am nächsten Tag um dieselbe Zeit zum Tee zu kommen.

„Wir werden die Münzen besehen," sagte de la Tour.

Dame Marthe war voll Erwartung. Wie würde dieses Abenteuer enden? Wie alle andern?

Der Baron und Blanche gaben einander die Hand. „Dame Marthe wird Sie hinunter begleiten," sagte er. Es war ihm leid, daß er nicht selbst mitgehen solle. Aber er preßte ihre Hand in der seinen und sie gab ihm den Druck zurück. Es zitterte seltsam in ihnen nach, als sie sich getrennt hatten.

⁂

An diesem Abend fiel Schnee. Man hörte das sachte und stete Rieseln draußen, das leise Pochen der Flocken an den Scheiben, das Lied, das den, der in der Hut der Stube sitzt, in Behagen und Nachdenken wiegt.

In Gedanken waren sowohl Blanche wie de la Tour.

Blanche Tissot wußte kaum, wie sie vom Schlosse nach Hause kam. So tief in Sinnen ging sie. Sie fühlte, daß heute etwas anders geworden war oder doch etwas anders zu werden im Begriffe stand. Aber sie gab sich von seiner Tragweite nicht Rechenschaft. Sie stieg in die Niederung zurück, und es fielen einige Zweifel auf sie, als kämen sie mit den ersten Flocken, die sich auf ihre Schultern zu legen und an ihre Wangen zu schwirren begannen. Diese Flocken, wenn sie ihre Haut berührten, brannten, obgleich sie kalt waren, und hatten etwas ins Innere Fressendes. Ähnlich die Zweifel. De la Tour! Es hatte etwas Neues in seinem Wesen gelegen, etwas, was einem Herzklopfen machte! Das war wohl immer so gekommen, wenn er die Mädchen sich erobert hatte, die kleine Mélie und die Marie Brun und die Georgette! Sie, Blanche, war nur eine weitere in einer langen Reihe von andern! War es nicht Zeit, daß sie ein Ende machte? Sie — sie durfte nicht mehr ins Schloß zurück! Aber — sie hatte versprochen, zu kommen. Sie freute sich auf die nächste Wiederkehr! Sie — sie wollte, sie wäre schon wieder dort! Und warum sollte sie nicht gehen? An diesem viel geschmähten Mann, der selbst zugab, daß er seine Liebe Dutzende von Malen verschenkt hatte, war dennoch etwas Liebenswertes, dennoch etwas, das ihn weit über andere erhob. Vielleicht — nein, gewiß, wenn er sah, daß sie nur das Gute, das Hohe in ihm suchte, vielleicht, daß er diesem Raum in sich gab! — Aber — ach — was grübelte sie? Alles lag ja viel einfacher. Sie war ihm gut, dem de la Tour, so gut, daß es sie schmerzen würde, wenn er nichts mehr mit ihr hätte zu tun haben wollen, und daß sie nichts von ihm hoffte und verlangte, als daß er sie um sich litt, solange er am Orte weilte.

Unter solchen Gedanken kam sie heim.

Die Verwandten saßen bei Tische. Der Onkel sah finster in seinen Teller. Er hatte unterwegs gehört, daß Blanche mit de la Tour nach dem Schlosse gegangen sei, und grüßte sie nicht. Sein üppiges, in die Stirn gewachsenes Haar schien sich zu sträuben wie bei einem zornigen Hunde, und seine niedere Stirn zeigte eine störrische Entschlossenheit. Frau Luise bereitete ihr im Gegensatz dazu einen höchst freundlichen Empfang. Die Neuigkeitslüsternheit schaute ihr aus den schönen, glänzenden Augen. „Wie war es?" fragte sie. „Es ist wohl richtig, wenn man erzählt, daß das Schloß ein Museum sei?"

„Es ist richtig," antwortete Blanche. Sie sah den Onkel an. Da sie ihn sehr liebte und achtete, machte ihr seine finstere Miene das Herz schwer. Aber sie erzählte gelassen, wie sie von Dame Marthe empfangen worden, wie sie Tee getrunken und Schönes gesehen und gesprochen hätten.

Selbst Tissot erkannte, daß nichts geschehen war, was seiner Unruhe recht gegeben hätte. Er unterbrach aber Blanche: „Und doch muß es ein Ende haben."

„Er will seine Stellung kündigen," erklärte Frau Luise ganz betreten. „Morgen schon," ergänzte sie.

„Dazu ist nicht Anlaß." sagte Blanche und sah den Onkel groß und frei an.

Frau Luise wurde redselig: „Wo sollne

wir wieder ein Unterkommen finden wie hier? Noch dazu in so schwerer Zeit, wo die Nachfrage nach Arbeit viel größer ist als das Angebot. Und als wäre nicht überall ein Haken!"

„Es geht um die Ehre," beharrte Tissot.

Blanche erschrak. Fort von hier! Sie fühlte, daß etwas sie festhielt. Eine stille Entschlossenheit kam über sie. „Ich weiß meinen Weg, Oheim," sagte sie. Sie hob den Kopf, daß er ihr fast stolz auf dem schlanken Halse saß. „Ich werde immer verantworten, was ich tue."

Tissot sah, daß sie des Schutzes gar nicht so bedürftig war, wie er gedacht hatte.

Blanche fuhr fort: „Ich lerne von dem Baron de la Tour. Er weiß viel mehr, als wir alle. Und er ist gütig."

„Gütig, ja!" höhnte Tissot.

Aber Frau Luise verteidigte: „Das ist es ja! Alle rühmen, wie gütig er ist."

„Alle, von denen er etwas erreichen will," beharrte Tissot.

Blanche sagte: „Du hast ihn selbst oft gerühmt."

„Als meinen Gutsherrn, ja," erwiderte grollend der andere, „als Kenner der Wirtschaft. Das darf mich nicht blind machen gegen das, was er sonst auf dem Kerbholz hat." Er stand auf und ging aus der Stube. Aber der Zauderer war doch wieder wankend in seinem Entschluß, seine Stellung aufzusagen.

Blanche begab sich auf ihre Kammer. Sie mußte allein sein. Und als sie es war, sah sie de la Tour vor sich und erlebte jede Einzelheit der vergangenen Stunden noch einmal. Sie hörte den ruhigen Tonfall seiner Stimme, die gewählte Form der Sprache. Sie sah das ruhige Spiel der Hände, die hohe, klare Stirn, die Sicherheit jeder Bewegung. Hoch stand er nach Rang und Bildung, dachte sie. Sein Reichtum machte ihn frei, sich jeden Wunsch zu erfüllen. Was Wunder, daß er sich mehr Recht nahm als Menschen von Mittelmaß! Und schon schien es ihr lange, seit sie ihn gesehen. Schon freute sie sich mit einer unruhvollen Freude auf den kommenden Tag. —

In seinem Turmzimmer saß an diesem Abend auch de la Tour und dachte des Geschehenen und Kommenden. Er war nicht zufrieden mit sich selbst. Er schwankte zwischen Triumph und Zweifeln hin und her. Er sah mit einer schmerzlichen Klarheit in die Vergangenheit zurück, erinnerte sich seines Zusammenbruchs, der Mahnung der Jahre und versank in ein träumerisches Wiedererleben jenes Augenblicks, da die kleine Blanche in seinem Krankenzimmer erschienen war. Dann tauchten wieder andere Frauenbilder auf. Aber seine Siege erschienen ihm wertloser als sonst. Arbeit, Pflicht, Wissen behielten allein Geltung. Und abermals sah er Blanche und dachte, daß die Begegnung mit ihr wie ein schönes Wunder sei.

Aus der Seltsamkeit dieser Stimmung sprangen wie heiße Quellen andere Empfindungen. Das Seelische gab dem Körperlichen Raum. Immer noch einsehend, daß seine Zeit sich neigte, fragte er sich ängstlich, ob er sich nicht täusche, ob er die kleine Tissot denen beizählen möge, die —. Sein Herz klopfte und frohlockte dann leise. Er wußte seine Aussichten wohl abzuschätzen.

Er begann auf und ab zu schreiten. Wäre der Morgen schon da! dachte auch er.

Er erhaschte mit Eifer die Gelegenheit, noch einmal Blanches Namen zu nennen, als Dame Marthe ihm sein Nachtessen brachte. „Was hältst du von der Nichte des Verwalters?" fragte er sie plötzlich.

Sie blickte unter ihrer weißen Haube hervor ihn still an. „Sie ist nicht wie die andern," sagte sie.

„Schöner," meinte er kurz.

„Das ist es nicht," erwiderte sie.

„Ja, das ist es nicht," bestätigte er sinnend.

„Die Unschuld schaut ihr aus den Augen," sagte Dame Marthe.

Er horchte auf. Sollte das eine Mahnung sein?

„Aber auch Kraft," fuhr Marthe fort. „Sie wird nichts tun, was sie nicht will."

Der Baron schwieg. So hatte er Blanche erkannt. Er machte sich scheinbar ans Essen. Aber, als Dame Marthe gegangen war, legte er sein Besteck wieder hin, stand auf und begann aufs neue zu wandern.

Das Essen war noch fast unberührt, als Dame Marthe es nach einer Stunde wieder abtragen wollte. Sie sah nach ihm, der jetzt in einem Lehnstuhl am Fenster saß. Sie hatte die Frage, warum er faste, auf den Lippen, aber sie hielt sie zurück. Sie fühlte, was in ihm vorging, und sie hätte ihm mit der Hand mütterlich über die Schulter streichen mögen. Es war wieder etwas wach, was diesen großen, schwachen Kindern, diesen de la Tours ihr Leben lang zu schaffen machte.

Das war es freilich! Aber de la Tour war noch vor keinem Abenteuer so unsicher gewesen. —

Der neue Tag leuchtete blau über der tief verschneiten Landschaft. De la Tour öffnete das Fenster. Kalte, starke Luft strömte ihm entgegen. Versunken, fast wie in die Erde geduckt lag das Dorf unter seinen schneebelasteten Dächern in der Tiefe.

Der Baron schaute darüber hinaus. Seine Gedanken tauchten so wenig wie seine Blicke in den winterbegrabenen Ort hinab. Er suchte mit den Augen das Verwalterhaus. Eine kleine Bodenerhöhung verbarg es ihm. Aber es stieg dünner, blauer Rauch auf. Der kam von Frau Luisens Frühstücksfeuer. Vielleicht war es Blanche, die das Holz in den Herd geschoben.

Ob sie wohl kam? fragte sich de la Tour. Und er war nicht zuversichtlich. Er begab sich an die Arbeit, schrieb Briefe, sah Rechnungen durch, las Zeitungen, begann hundert Dinge, aber bei allem war er nur mit halbem Geiste. Und die Stunden schlichen dahin wie die Schnecken. Er verlachte sich selbst. Narrheit! Wann würde er je lernen, sich zu bescheiden? Ein solcher Sturm von Unruhe, schien ihm, hatte ihn freilich noch nie erfaßt.

Es wurde Nachmittag. Seine Ungeduld wuchs. Er ging von einem Fenster zum andern, meinend bald hier, bald dort den Weg zum Schlosse herauf besser übersehen zu können.

Blanche kam nicht.

Schon gab er die Hoffnung auf. Schon regte sich Verdruß in ihm und weckte seinen Herrenstolz. ‚Erinnere dich, wer du bist,‘ redete er sich zu, ‚und daß du noch zugreifen kannst, wo du willst.‘ Aber das Bedauern wurde Herr über den Zorn. Am Ende litt es ihn nicht länger. Er mußte ins Freie.

Eben da stieg Blanche langsam dem Schlosse zu.

Er erblickte sie, und ein stockender Seufzer entfuhr ihm. So beklemmt war ihm der Atem nie gewesen seit der Zeit, da seine Liebe noch jung und nicht in ewigem Wechsel vergeudet war. Dann klingelte er Dame Marthe. Sein Ton war unfrei, als er sie bat, den Tee wieder im Turmzimmer zu richten.

Blanche näherte sich ihrem Ziele. Sie hatte mit ihrem Kommen nicht geeilt. Aber das wollte nicht heißen, daß sie es nicht in Gedanken getan. Sie war Frau Luise in der Haushaltung wie gewohnt an die Hand gegangen. Sie hatte sich auch um den Onkel bemüht, der noch immer verstimmt war. Aber sie hörte kaum, was die redselige Tante ihr den lieben langen Tag erzählte, und daß sie das finstere Gesicht des Oheims nicht aufzuhellen vermochte, das brachte sie nicht von ihrem Entschlusse ab. Sie vermochte nicht mehr zu ermessen, wie andere ihr Verhältnis zu de la Tour beurteilen würden, wie anderer Verhältnis zu ihm gewesen war, sie überließ sich dem Empfinden, daß ihr etwas Beglückendes begegnet sei, und wenn je kleine Hemmungen in ihr aufquellen wollten, so fühlte sie sich bereit, alles auf sich zu nehmen, was etwa wie des Onkels Mißfallen kommen und dazu angetan sein könnte, ihr Glück zu beeinträchtigen. Sie war aber auch in einer einfaltvollen und unbewußten Unschuld ihrer selbst so sicher, daß ihr alle Bedenken gegen das schwanden, was sie tat. So eilte sie zwar auf ihrem Wege nicht, aber ihr Herz ging ihr gleichsam mit dem stillvergnügten Singsang eines Kindes voran, und ihre klaren, von Erwartung leuchtenden Augen suchten manchmal die Fenster des Schlosses, ob ihr Freund nicht zu erblicken sei.

De la Tour ging ihr, vom Übermaß der Befriedigung über ihr Kommen gedrängt und unbekümmert um die Neugier oder Lästersucht der Dienerschaft entgegen und nahm ihre beiden Hände. „Da sind Sie wieder,“ sagte er.

Blanche konnte am Zittern seiner Stimme fühlen, wie bewegt er war. Auch sie spürte, wie etwas Mächtiges sich in ihr erhob. Vielleicht wäre sie stutzig geworden, wenn ihr Zeit zur Überlegung geblieben wäre. So aber drückte sie nur die ihr gebotenen Hände.

Er führte sie, wie ein Vater sein Töchterlein, über die Treppe nach den Zimmern. Statt der Münzen, wie er ihr gestern in Aussicht gestellt, begann er ihr weitere Bilder zu zeigen. Es wiederholte sich, was gestern gewesen war. Er fand sogleich Haltung und Ruhe. Keinerlei, seinen Jahren wie seiner Würde nicht mehr anstehende Tändelei beeinträchtigte jene. Und wenn zuweilen unwillkürlich sein Blick sich tief und verweilend in den Blanches senkte, so vergaß er doch sein Amt, zu erklären und zu belehren nicht.

Dann traten sie in das Kabinett, das die Münzsammlung barg. „Ob das Sie auch fesseln wird?“ sagte de la Tour zweifelnd, indem er einen der Schränke öffnete und eine Schublade auszog. Aber er nahm von den goldenen Stücken, die da auf schwarzem Sammet lagen, eines, das das Bild eines römischen Kaisers trug. „Und doch diese kleinen Dinger sind große Erzähler,“ fuhr er fort. „Betrachten Sie dieses Stück. Man hat es aus dem Schutt von Pompeji gegraben. Unter einem Fürsten ist die Münze geschlagen, dessen Tage voll Wechsel und Wandel waren, durch unzählige Hände ist sie gegangen und der sie zuletzt besaß, den begrub mit ihr ein glühender Berg.“

Blanches Wangen wurden von Teilnahme heiß. Ihr war, sie hörte den Vater sprechen. „Wer da einmal hin könnte, wo noch die Vergangenheit redet,“ sagte sie.

„Warum sollten Sie das nicht können?“ antwortete er ihr, während allerlei Pläne

ihn durchzuckten, „das Leben liegt noch weit vor Ihnen.“ Dann fuhr er in Erinnerung an eigene Erlebnisse fort: „In jenen Trümmern der Vergangenheit ist die Gegenwart fast zu mächtig. Das Licht eines Himmels, dessen Blau nicht zu beschreiben ist, der geheimnisvolle Rauch, der über dem noch tätigen Krater schwebt, die Ahnung des nahen Meeres, dieses Bild eines lebendigen Wunders, bewegt einen so tief, daß man Mühe hat, die Gedanken zum Wiederaufbau toter Welten zu zwingen.“

Blanche hing an seinem Munde. Wieder machte seine Art zu sprechen ihr Eindruck.

Plötzlich, einen der jähen Pläne seines Innern festhaltend, sagte er: „Ja, Sie müssen das sehen. Warum sollten wir nicht zusammen einmal reisen.“

Das Wort war gesprochen. Blanche schaute auf. Sie war nicht einmal sehr überrascht. Es kam so natürlich, was der andere da gesagt hatte. Sie waren vertraut, einander nahe. Sie glaubte an seinen Ernst und dachte, daß sie ohne Bedenken mit ihm gehen werde.

Er legte unwillkürlich seinen Arm um ihre Schulter. „Würden Sie mit mir kommen?“ fragte er.

Sie schlug die Augen nicht nieder. „Ja,“ sagte sie fest.

„Mit mir allein?“ fragte er ungläubiger und dringender.

Sie wiederholte ihr Ja mit nachdrücklichem Ernste.

Da engte er seinen Arm ein. Ihr Kopf lag dicht an seiner Brust. „Kleine Blancheflur,“ flüsterte er.

Aber es geschah nichts weiter.

Er sagte dann: „Wir müssen nach dem Turmzimmer hinauf. Dame Marthe wird uns erwarten.“

Er gab sie aber nicht frei. Dicht an ihn geschmiegt stieg sie treppan, und sie löste ihren Arm und legte ihn um seine Hüfte. Sie wußte durchaus, was sie tat. Mit vollem Bewußtsein, daß sie nicht die erste war, gab sie sich ihm jetzt zu eigen. Ein Gefühl zugleich zart und stark, scheu und rein und hingebungsvoll trieb sie. Sie glaubte an de la Tour, weil sie den starken Glauben an sich selbst hatte und unbewußt des frommen Vertrauens war, es müsse alles gut sein, was man aus vollem, heißem und ganzem Herzen tat.

De la Tour spürte den leichten Druck ihres Armes. Er wußte, daß er auch sie erobert hatte, wie ihm noch keine entgangen war, um die er sich ernstlich gemüht. Vor der Tür zum Turmzimmer nahm er sie an sich und küßte sie.

Sie hob sich auf die Zehen und legte die Arme um seinen Hals. Er fühlte, wie ihre Zärtlichkeit wach wurde.

Aber als sie ins Zimmer traten, wo Dame Marthe am Teetisch stand, ging er an Blanches Seite, als ob nichts geschehen sei. Und dieser Augenblick der Ruhe und des Besinnens genügte, um eine seltsame Kühle ihm über Stirn und Seele zu legen.

Dame Marthe ahnte das Geschehene aber doch. Es mußte kommen! Sie war nicht erstaunt. Und wieder tat ihr Blanche leid. Sie grollte dem Baron und hatte dann doch wieder jenes sonderbare Empfinden, als hange an diesem Mädchen das Leben des Genesenen und sei ihm einzig aus dem Gefallen an ihr noch einmal Kraft zugeströmt.

Sie verließ das Zimmer, sobald sie die beiden bedient hatte.

De la Tours Gedanken jagten sich: Trank er neuen Wein aus altem Kruge? Aber sein Blick fiel auf Blanche. Sie war schön, jung und — fremd!

Alle Bedenken, alle aus einer Art Übersättigung herrührende Ernüchterung ging in einem neuen Jubel unter, der ihn überströmte. Er öffnete seine Arme.

Blanche zögerte und kam langsam näher. Plötzlich warf sie sich ihm an die Brust.

Er setzte sich und zog sie auf seine Knie. Sie sprachen, was tausende gesprochen haben. Er meinte, es sei schwer zu begreifen, daß sie, die fast noch Kindliche, an ihm, dem Alternden etwas finde, was ihr liebenswert scheine. Und sie hielt ihm entgegen, es sei vielmehr erstaunlich, daß er, der in der Welt haben könne, was ihm beliebe, an ihr, dem unbedeutenden Mädchen Freude habe.

Sie vergaßen des Tees. Sie hatten beide den Drang, einander nichts zu verhehlen.

„Vergissest du nicht, daß man dir viel Schlimmes von mir sagen wird?“ begann de la Tour.

„Ich werde nur das sehen, was ist, nicht das, was gewesen ist,“ antwortete sie.

„Aber —“ er stockte und fuhr dann innerlich gequält weiter — „ich kann — vor dem Gesetz dich nicht zu eigen nehmen.“

„Ich weiß es,“ gab sie schlicht zurück.

Da erschien sie ihm in ihrem blinden Vertrauen abermals wie eine kleine Heilige. Er bog das Knie vor ihr. Den Kopf auf ihre Hände geneigt, sagte er: „Ich will dich ehren, kleine Blancheflur. Ich will trachten, daß du gut von mir denken mußt.“

Er meinte, was er sagte. Er hatte es vielleicht nie ehrlicher gemeint.

Er begann sie zu bedienen. Die schlanken Finger übten sichtlich ein langgewohntes und ihnen wohl anstehendes Amt. Die Traulich-

keit von gestern kehrte zurück. Es war Blanche, als gehöre sie schon lange hierher und zu ihm.

Einmal, während sie den Tee schlürften, sagte er: „Du sollst viel Freude haben."

Nach einer Weile schritt er an einen Schrank hinüber und öffnete ein Schubfach. Ein Ring funkelte. Er hatte ihn einst für eine andere gekauft, ihn nicht verschenkt, weil die Liebe schon in die Brüche gegangen war, ehe das nächste Wiedersehen kam. Seither hatte er immer gezögert, ihn weiterzugeben, vielleicht im unbestimmten Gefühl, daß er kein Zeichen der Dauer sei. Jetzt steckte er ihn an Blanches Finger. Er war sehr kostbar.

Sie besaß genug weibliche Eitelkeit, um über die Gabe zu jubeln. Seine Güte riß vielleicht die letzte Schranke ein, die sie von de la Tour trennte.

„Nun wirst du alle Tage kommen," sagte er.

„So oft ich kann," antwortete sie.

Und wieder nahm er sie in die Arme und löste diese nicht, als Frau Marthe an die Tür klopfte und wissen wollte, ob er noch etwas bedürfte. Er streckte ihr die Hand hin. „Du sollst gut sein gegen die kleine Blancheflur, alte Dame," sagte er.

Sie errötete über ihr ganzes, feines Gesicht. Die Erinnerung an die vielen Geschichten, von denen das Schloß erzählen konnte, tauchte in ihr auf. Aber sie sagte: „Gewiß, Herr."

Und sie liebte Blanche wie eine junge Schwester, vor der sie einen schweren Weg wußte.

⁂ ⁂ ⁂

Das Gerede über des Barons neuestes Abenteuer war auf seinem Höhepunkte. Doktor Abry, der noch zuweilen, der Überlieferung wegen, zum Kartenspiel ins Schloß kam, wenn de la Tour ihn auch häufig abbestellte, war bei diesen Besuchen Blanche längst begegnet. Sie mußte mit einer Handarbeit neben ihnen sitzen, wenn die Herren spielten; denn de la Tour ließ sie nicht mehr von seiner Seite.

Abry triumphierte. Er pflegte ein Auge zwinkernd einzukneifen und zu versichern, der Baron sei völlig verjüngt durch ein Mittel, das er selbst in einem höchst kritischen Augenblick als das einzig mögliche und letzte erkannt, ein Mittel von weit mehr psychologischem als medizinischem Wert, was beweise, daß ein Arzt ebenso seelen- wie arzneikundig sein müsse. Solchermaßen äußerte er sich etwa zu Dame Marthe, gab aber dieser seiner Meinung auch am Honoratiorentisch des Dorfwirtshauses Ausdruck. Man stimmte ihm dort zu, während Dame Marthe schweigsam blieb und ihre eigene Ansicht in Sachen zu haben schien.

Die Dörfler regten sich im Grunde wenig auf über etwas, was nur eine Wiederholung von Osterlebtem bedeutete. Sie hatten von der kleinen Blanche Tissot nicht viel gesehen. Einige wußten zu berichten, daß Pierre Tissot von Haß gegen den Verführer seiner Verwandten erfüllt und es nicht ausgeschlossen sei, daß eines Tages Lärm und Aufsehen aus der Sache entstehen könne.

Pierre Tissot hatte in der Tat immer noch versucht, durch allerlei Mittel der Güte wie der Strenge, Blanche von ihren Besuchen auf dem Schlosse abzuhalten, allein seinem Zorn stand nicht dieselbe Ausdauer zur Seite. Die beschwichtigenden Worte seiner Frau, ihre immer wiederkehrende Mahnung, das glänzende Auskommen, das seine jetzige Stellung ihm bot, nicht aufs Spiel zu setzen, entwaffneten ihn indessen viel weniger als eine seltsam überlegene Beharrlichkeit seiner Nichte selbst. „Schelte mich nicht, Oheim!" wiederholte sie. „Ich weiß, was ich tue, und bin bereit, jede Folge zu tragen. Du kannst mich zwingen, dir gehorsam zu sein, aber da ich nicht mehr ohne den zu leben vermöchte, der mich zu sich genommen hat, so würdest du mich nicht, wie du meintest, retten, sondern verderben und hättest damit nichts gewonnen." Eine fast wundersame Stärke des Willens klang aus diesen klaren Worten. Der unbeholfene, im Augenblick des Entschlusses stets schwankende Mann neigte den störrischen Kopf und fügte sich endlich mit einer dumpfen Verbissenheit in das Unvermeidliche.

Eine Kammer gab es im Dorf, wo die Angelegenheit der Blanche Tissot immer und immer wieder überdacht wurde und nicht zur Ruhe kommen konnte, obwohl die Bewohnerin dieses Stübchens sich vor den Leuten lachend den Anschein gab, sie habe sich leicht in den Zwang gefunden, in der Gunst des Barons durch eine andere abgelöst zu sein. Georgette Meunier, die Schulmeisterstochter, liebte de la Tour mehr, als irgend jemand ahnte. Sie hatte ihn zudem in einem Augenblick verloren, da diese Liebe durch die Freude über seine Wiederkehr nach langer Abwesenheit zur Leidenschaft gesteigert war. Es hatte ihr genug zu schaffen gemacht, daß sie bei zweimaligem Besuche an seinem Krankenbette mit seltsamer Kälte behandelt worden war. Die Tatsache, daß der Wiedergenesende sie völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben schien und sich einer andern zugewendet hatte, wollte und wollte ihr nicht eingehen.

Der Tag der Georgette Meunier war kein Kinderspiel. Sie war die erste im Hause, was viel heißen wollte, da ihr verwitweter Vater, der Schulmeister, im Sommer die Dorfjugend schon um 7 Uhr in seine Lernmühle trieb und schon um 6 Uhr sein Frühstück haben wollte. Frisch, groß, die weichen Glieder von gesunden Säften durchströmt, trat sie in aller Herrgottsfrühe an den Brunnen, der neben dem Hause lief, und ließ den kalten Strahl seines Wassers sich über den weißen Nacken und die runden Arme rinnen. Sie trocknete ohne Zimperlichkeit mit dem Hemde aus rauhem Linnen das schöne Gesicht, den Hals, die vollen Brüste, dann ging sie ans Werk mit Herdfeuern und Kochen, mit Scheuern, Stauben, Waschen und Bügeln, wie es Hausfrauenpflicht war. Aber sie besorgte auch den Garten allein, und gab es im Dorf oder gar vom größeren Nachbarort Kohle, Holz oder Dünger im Handwagen herzuschaffen, so spannte sie eben sich selber ein. Das Merkwürdige aber war, daß am Feiertag niemand ihr die Werktagsmühsal ansah. Sie war die Sauberkeit selbst, ja sie wußte sich — der Umgang mit de la Tour und die Wissenschaft, die sie aus Büchern des Vaters geschöpft, waren nicht ohne Wirkung geblieben — stets zierlich zu kleiden und zu schmücken. Jetzt freilich vernachlässigte sie sich. Sonntag und Feierabend, das war für sie jetzt harte Zeit, die Abendstunde besonders, die mit ihrem schwindenden Licht allen Leidenden eine Not ist. Sie saß tief in die Nacht hinein halb ausgezogen auf ihrem Bett. Vor dem Fenster blühten die Sterne aus dem blauschwarzen, abgründigen Himmel auf. Vielleicht spann irgendwo der Mond. Ferne Winde rauschten. Ein ausbrechendes Hundebellen ließ erkennen, wie groß die Stille war. Georgette aber hatte niemand mehr um sich, mit dem sie lachen und scherzen oder streiten, oder wie mit dem Vater von kleinen Tagesereignissen reden konnte. Sie hatte keine Arbeit mehr, die alle Kraft des Körpers in Anspruch nahm, wenn man sich mit dem Eifer des Zorns daran machte. Dafür kam nun das Heimweh, das sie mit Gewalt zurückgedämmt hatte. Die Verzweiflung kam, die sie niemandem klagen konnte. Georgette Meunier war eitel und ehrgeizig. Sie hatte davon geträumt, daß der Baron sie eines Tages nach der Hauptstadt mitnehmen, daß er ihr Schmuck und schöne Kleider schenken, daß er sie zur Dame machen werde. Seine bisherigen Geschenke durfte sie jetzt nicht ansehen, das Herz brannte ihr zu sehr dabei. Aber mehr als getäuschte Eitelkeit, als unbefriedigter Ehrgeiz machte ihr die Liebe selbst zu schaffen. Dem de la Tour war sie aufgegangen, ihm hatte sich Georgette restlos und mit der Glut eines von der Mutter ererbten feuerlohenden Temperamentes zu eigen gegeben. Ihn entbehrten alle Sinne und nach ihm schrie ihre Seele wie ihr Körper. Die blühenden Sterne, der einsame Mond oder, wenn sie kamen, die weißen, wandelnden Wolken konnten das gepeinigte Mädchen sehen, wie es sich über sein Kissen warf und schluchzte, wie es mit beiden Händen den Flaumball wider die heiße Brust preßte und in einer hemmungslosen Verzweiflung sich vergegenwärtigte, was jetzt, zu dieser Stunde im Schloß geschehen möge, wo sie sonst ein Recht gehabt. So scharf und machtvoll war die Wucht ihres Sinnens, daß de la Tour oft plötzlich und aus geheimnisvoller Gewalt der seelischen Beziehungen an sie gemahnt wurde und, der nie undankbar gewesen, sich vornahm, für sie ein Besonderes zu tun, wie er das noch bei jeder gehalten.

Es war auch ein erster Beweis, wie er sich seinen Verpflichtungen nicht entziehen wollte, daß er dem Schulmeister Meunier in diesen Tagen das Haus zu eigen überschreiben ließ, in dem dieser bisher zur Miete gewohnt.

Aber das Bild der Georgette haftete nicht mehr in de la Tours Innerem. Es ging durch seine Erinnerungen. Sein Blut wallte einmal auf, er griff sich vielleicht an die Stirn, als müßte er etwas halb Vergessenes mühsam sich zurückrufen, allein er war ein anderer geworden. Es war, als sei alles, was am Bau dieses Menschen Grundwerk, Quader und Stütze war, plötzlich mächtig gefestigt worden. Wie er bei seiner unvermuteten Rückkehr ins Leben die Wunder des Alltags neu entdeckt hatte, so zeitigte jetzt eine Art Staunen über das, was der Zufall ihm in Blanche, der unschuldsvollen und seltsamen, zugeführt hatte, in ihm einen Ernst des Willens, der ihm nicht zu allen Zeiten eigen gewesen war. Er erfüllte seine Obliegenheiten als Gutsherr. Seine Freude an der Bewirtschaftung und seinen persönlichen Erfolgen darin war größer als je. Er nahm aber auch wissenschaftliche Arbeit, Studien historischer und archäologischer Art, die er in Verbindung mit seinen Sammlungen getrieben, wieder auf. Es geschah in diesen Tagen, daß er eine Schrift in Druck gab über Münzfunde bei altrömischen Ausgrabungen. Sie erregte das Aufsehen der Gelehrten und trug ihm später eine hohe Auszeichnung seitens der hauptstädtischen Universität ein.

Pierre Tissot, der Verwalter, wurde von



Fernes Leuchten. Gemälde von Hans Stadelmann
(München, Kunstausstellung im Glaspalast)



de la Tour so in Anspruch genommen, daß er gar nicht dazu kam, sich auf sein Menschen- und Verwandtentum zu besinnen und dem Baron als Privatmann zu grollen, während er ihn als Gutsherrn bewundern mußte. In aller Frühe erschien der Baron schon zu Pferde auf den Feldern. Die Arbeiter und Taglöhner kannten ihn bald besser als den Verwalter, und es wollte Tissot manchmal scheinen, er selbst sei im Begriffe, überflüssig zu werden. Wenn ein Knecht den Dungwagen oder die Egge ungeschickt leitete, so sprang wohl der Baron selbst von seinem Tier und führte die Pferde. Die Dienstleute rissen die Mäuler auf; denn der da Hand anlegte, war kein Alternder, sondern ein auf der Höhe seiner Kraft stehender Mensch, von schlankem, sehnigem Gliederbau und eigentümlich leuchtendem, wie von innen befeuertem Blick. Er zeigte sich nicht etwa barsch oder hochtrabend, sondern von munterem, gewinnendem Wesen, freigebig, bald hier, bald dort ein reichliches Trinkgeld oder, wo es not tat, ein Almosen austeilend. — Seine ganze Unternehmungslust erwachte. Er ließ weitab vom Schlosse am Waldrand große Zuchtställe einrichten. Die Gebäulichkeiten wurden den neuesten Erfahrungen gemäß, ohne Rücksicht auf Kosten, aber von höchster Zweckmäßigkeit aufgeführt. De la Tour sprach die Pläne mit Tissot durch, und legte ihm dabei eigene, haargenaue Berechnungen vor. Kleinlaut, sich duckend vor der Überlegenheit des andern, wenn auch ohne jedes freundliche Wort, hörte ihm der Verwalter zu.

Das Verhältnis der beiden Männer zueinander war ein eigentümliches. Sie sprachen kein Wort miteinander, das nicht von ihren Geschäften handelte. Jeder von ihnen wußte, daß etwas zwischen ihnen lag, was ihnen wichtiger war. Während aber Tissot den Namen Blanches nicht nannte, weil er den Mut zu freier Aussprache nicht fand oder sich aus seiner Dumpfheit nicht zu lösen vermochte, sprach der Baron von der Angelegenheit nicht, weil er noch in den Vorurteilen eines absoluten Herrentums befangen war und sich nicht verpflichtet fühlte, dem Untergebenen gegenüber Erklärungen oder gar Entschuldigungen anzubringen. Er war sich auch eines Fehls in bezug auf Blanche nicht bewußt. Es hatte keiner Künste bedurft. Aus freien Stücken hatte Blanche Tissot ihr Herz ihm zugewendet. Die Schenkung des Schicksals erschien ihm köstlicher mit jedem Tag.

Noch genügte es ihm, daß alle Tage um dieselbe Nachmittagsstunde die Geliebte ins Schloß kam, einige Stunden bei ihm blieb, sich von ihm belehren, vorlesen, bewundern ließ und sich zärtlich an ihm emporrankte. Noch nahm er sie mit auf seinen Gängen und Fahrten. Er lehrte sie reiten und sie begleitete ihn auf das Wachsland hinaus.

Die Neugier und Lästersucht des Volkes hatte ihn nie gehemmt, sie tat es auch jetzt nicht.

Blanche glitt in all das hinein, ohne eigentliches Besinnen, durch kein unzartes Wort oder irgendeine Unritterlichkeit erschreckt. Jeder Tag fügte vielmehr zu dem schönen und harmonischen Bilde, das sie sich von de la Tour machte, eine neue Anziehung. Er ließ sie an dem teilhaben, was er arbeitete, als er bemerkte, daß sie wissensbegierig ihm zu folgen suchte. Und als er begann, ihr aus den Werken großer Dichter vorzulesen, erkannte sie nicht nur seine Fähigkeit, sich in diese Werke einzufühlen, sondern mußte bald auch seine große Vortragsgabe bewundern. Sie wurde wohl inne, wie Verwalter und Untergebene einhellig seine Sachkundigkeit als Leiter der Gutswirtschaft anerkannten, und sie gewahrte auch staunend das fast Jugendliche, Kraftvolle, das er bei seinen Ritten und seiner körperlichen Betätigung bewies. Ihre Zuneigung hatte also täglich neue Nahrung zu wachsen. Seine Güte gegen sie, Aufmerksamkeiten kleiner und großer Art förderten sie weiter. Sie wuchs und wuchs, bis sie ihr ganzes Wesen zu durchglimmen begann.

Immer kehrte sie indessen am Abend nach Hause zurück. Zuweilen, während der Frühling den Winter ablöste, brachte der Baron sie selbst bis an die Verwalterwohnung. Letztlich übte er dieses Amt alltäglich aus, den Arm um ihre Hüfte legend, so daß sie in seinem starken Schutze ging.

Eines schon sommerwarmen Frühlingsabends, als Blanche im Turmzimmer mit de la Tour den Tee genommen, gleich einer Hausfrau ihn selber kredenzend und Dame Marthe, die mit am Tische saß, zur unfreiwilligen Muße verurteilend, führte der Baron sie nach einem Flügel des Schlosses, wo er im Winter sich selten hinbegab und wo die Gesellschaftsräume lagen. Hier befand sich ein großes Musikzimmer mit einem kostbaren Flügel, Notenständern und Notenkästen, behaglichen Lehnstühlen, Konsolen und Spiegeln. Möbel, Vorhänge und Tapete waren in dunkeln Tönen gehalten. Aber herrlich drang durch die großen, geöffneten Fenster die erwachende Pracht der Maiennacht. Ein leiser Wind bewegte die Vorhänge und trug den Duft von Blüten herein. Die Stille draußen hatte etwas Geheimnisvolles. Kleine Schatten huschten vorüber, Vögel, die sich suchten und verfolgten und zuweilen ein

leises Locken hören ließen. Eine Nachtigall begann zu schlagen.

De la Tour war mit Blanche zugleich eingetreten. „Ich mache kein Licht," sagte er. „Wer die Nacht hören will, darf sie nicht stören."

Er führte das Mädchen zu einem Stuhl. Sie spürte seine Hand wie oft väterlich liebkosend auf ihrem Scheitel, ihrer Schulter. Dann trat er von ihr hinweg und setzte sich an den Flügel. Leise begann er zu spielen. Es war, als gehörten die Töne zu den Stimmen der Nacht, eine Weise von Chopin, schwermütig, voll Heimlichkeiten, wie sie durch die Natur draußen webten.

Blanche lehnte sich in ihren Sessel zurück, ihre Glieder lösten sich in Lässigkeit und ihre Seele schwelgte in einem tiefen Wohlgefühl. Die Töne fielen weich und voll Wohllaut in die Stille. Sie hätte sich einreden können, es umklängen sie Glocken. Sie aber gab das Verdienst an dem Zauber, der sie einspann, nicht der Stimmung der heiligen Stunde, sondern dem Mann am Flügel, um den ihre gläubige Seele immer mehr den Schimmer eines vor andern Erwählten wob. Tränen traten ihr in die Augen. Sie hätte hingehen und die Hand küssen mögen, die über die Tasten glitt.

Das Spiel verklang. De la Tour lauschte auf das Ersterben der Töne. Auch ihm war feierlich zumut.

„Liebst du Musik, Blancheflur?" fragte er dann, ohne sich vom Platze zu rühren und mit gedämpfter Stimme.

Sie bejahte leise.

Dann war es wieder ganz still. Die Stimmen der Nacht bekamen wieder Geltung.

Und wieder sprach de la Tour: „Wir leben wie im Traum, kleine Blancheflur."

Sie antwortete nicht, sondern neigte nur in sich hineinnickend den Kopf.

„Wirst du mich je wieder verlassen?" fragte er.

Sie erschrak. Sie hatte nie einen Gedanken gehabt, daß das, was jetzt war, je wieder enden könnte. Sie hob sich fast hastig ein wenig im Stuhl und sagte mit Heftigkeit: „Nie!"

Er streckte eine Hand nach ihr aus. Vielleicht sah sie die Bewegung. Sie glitt zu ihm hinüber. Sie kniete zu seinen Füßen nieder und legte Hände und Kopf auf seine Knie.

Er berührte ihren dunkeln Scheitel. „So liebst du mich?" fragte er.

Sie nickte stumm.

Eine schmerzliche Selbsterkenntnis stach ihn. Sie hatte ihn oft in dem Augenblicke ergriffen, da er eine Frau gewonnen und die fast beängstigende Stärke ihrer Liebe erkannt hatte, während er fühlte, daß der seinen Eitelkeit anhaftete, eine Art Ehrgeiz des Eroberers, der leise erlahmte, wenn der Sieg errungen war. Er fühlte sich unwürdig. Aber diese Regung ging vorbei. Die stolze Freude kehrte zurück und vielleicht etwas anderes, den heißen Sinnen Entstammendes. Er empfand die fremde Gewalt der Hingebung, die sie erfüllte, und ahnte, daß sie bereit war, ihm das Äußerste und Letzte zu sein und zu geben. Er hob sie auf. Sie saßen eng verschlungen. Er flüsterte ihr zu, daß die Stunden lang seien, von einer Wiederkehr zur andern. Und wenn sie es nicht gedacht oder des Gedankens bisher nicht inne geworden, so stimmte sie ihm doch jetzt zu.

Es wurde spät. Zuweilen sahen sie über dem Fenster die Sterne. Sie hatten ein weißes Feuer, als wären sie Funken flüssigen Erzes. Rings um sie war der Himmel dunkel und sammetweich.

Noch immer war der Duft der Syringen im Winde.

Wann de la Tour gebeten hatte, Blanche möchte nicht heimgehen, wußten sie nicht mehr. Sie blieb im Schlosse. Sie wurde nicht gesucht, noch gerufen. Die Tissots hatten gewußt, daß es kommen würde. (Fortsetzung folgt)

Der Brunnen. Von Manfred Hausmann

Die Häuser haben ihre Augen zugemacht,
Und mitten auf dem Platz mit den Platanen geht
Die Brunnenschale leicht empor in die Septembernacht
Und fließt von Wasser über, und der Südwind weht.

Und langsam hinter den Platanen schwimmt
Der Mond am Himmel hin, und Sterne glänzen überall,
Und durch den Brunnen gleitet unbestimmt
Von Licht und Silber ein verzückter Fall,
Und in dem Becken sammeln Töne ihren Widerhall
Und sind so matt, als ob sie hier gefangen säßen.

Und wie es mich so kühl durchbebt:
Ich schließe meine Augen und ich hebe meine Hände
In das Gewässer, das in seinen Lieblichkeiten schwebt,
Und glaube kindlich, ich empfinge und empfände
Dein zitterndes, dein sinkendes, dein schönes Wesen.

Peter Kálmán

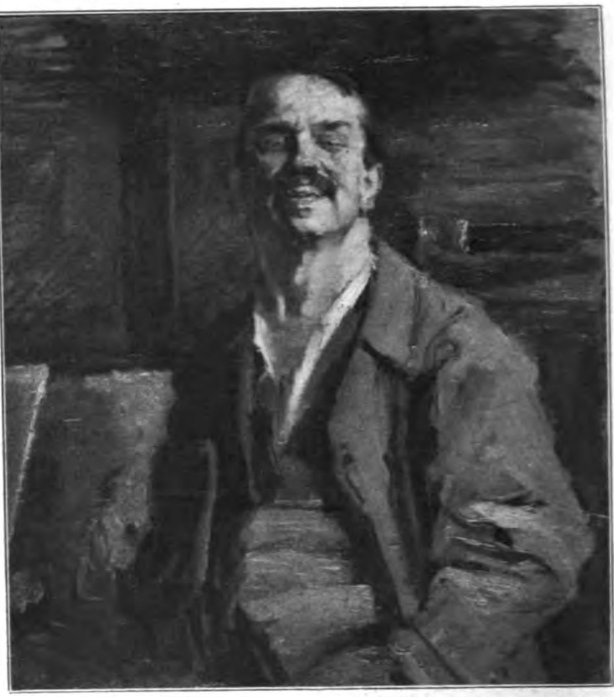
Von Dr. Georg Jacob Wolf

Vor dem leicht angedeuteten Hintergrund des Malerateliers steht ein lebensfroher, kraftstrotzender Mann, der mit einem Lachen, wie es Frans Hals seinen lustigsten und geliebtesten Geschöpfen mitgegeben, dem Beschauer entgegenblickt: das Hemd steht ihm am Halse offen und gibt die Brust frei, die Hände vergräbt der Maler in den Hosentaschen, ganz unpathetisch und ungeziert steht er da und lacht dich an — Peter Kálmán im Selbstporträt!

Ein Zug von Frohsinn, Lebensfreude, Optimismus, Sorglosigkeit und Unbekümmertheit, wie sie dieses Selbstporträt verrät, geht durch Peter Kálmáns ganzes Werk, durch seine Kunst, durch all sein Schaffen. Nicht als ob es ihm das Leben extra leicht gemacht hätte oder als ob ihm sein Können, wie es sich heute in schönster Reife darstellt, mühelos in den Schoß gefallen! Auch er hat kämpfen und ringen, seelisch darben und leiden müssen, bis er es zwang, bis ihm der Falke leicht und stolz emporstieg, bis er die selbstverständliche Sicherheit erlangte, die heute seiner Kunst eigentümlich ist. Aber nun er Sicherheit und Reife erlangt hat, ist es, als ob dies die Erfüllung einer Selbstverständlichkeit wäre, eine Notwendigkeit wie das Atmen: dieser lachende, kraftstrotzende



Mädchen im Somogyi-Kostüm



Selbstbildnis des Künstlers

Mann trägt die Gewähr des Gelingens in sich selbst, wie sie einst die Verwandten seines Wesens und Ausdrucks, Gustave Courbet und Wilhelm Leibl, in sich trugen.

In Zsablya, einem vergessenen Nest in jenem Teil Südungarns, der heute zu Jugoslawien gehört, ist Peter Kálmán als Sohn armer bäuerlicher Taglöhner am 28. Februar 1877 geboren worden. Er wuchs heran in dem patriarchalischen Milieu des echten, alten Bauernlandes Ungarn, er besuchte die Dorfschule und zeigte schon früh Spuren künstlerischer oder sagen wir lieber: kunstfertigkeitlicher Begabung. Aber das ist, wie ich schon öfters ausführte, keine Voraussetzung für späteres Künstlertum und für künstlerisches Schaffen aus und als Beruf. In dem Zeichnen, Modellieren und Bauen des Schuljungen braucht man nichts anderes zu erkennen als einen Ausdruck kindlichen Spieltriebs oder, wenn man schon hoch hinaus will, den unbewußten Formwillen einer gerade beim Kind ungewöhnlich regen Phantasie. Viele Kinder betätigen sich so, und man vergißt es später; nur wenn einer Maler oder Bildhauer oder Baukünstler wird, erinnert man sich dessen wieder und glaubt dann, in den kindlichen Spielereien die Anfänge des endlichen Künstlertums erblicken zu sollen.



Studie zu einem Lazarus

Kálmán war mit der Dorfschule zu Ende gekommen, aber er brachte keine rechte Lust zur Bauernarbeit auf; deshalb gab man ihn nach Neusatz in die Lehre zu einem Pho-

tographen. Er lernte bei diesem Mann besonders das Retuschieren, war sehr geschickt darin und hatte später noch oft Gelegenheit, sich seiner Kenntnisse und Fähigkeiten in diesem Fache zu freuen, denn die Ausübung des Gewerbes ermöglichte es ihm, Maler zu werden, und bildete auch weiterhin in schlechten Zeiten je und je seine Zuflucht. Vier Jahre verbrachte er in Neusatz, dann kam er als Zwanzigjähriger nach Budapest zum Militär, und hier brach sein Entschluß, Maler zu werden, stark und nachhaltig durch. Die Budapester Gemäldegalerie, eine leider nicht genügend gekannte und nach Verdienst gewürdigte Kunstsammlung, gab Kálmán starke Anregungen, und eines Tages machte er sich, gelegentliche eigene Mal- und Zeichenversuche in der Mappe mit sich führend, auf und besuchte den Direktor der Budapester Akademie, Székely Bertalan, um von ihm ein Urteil über seine Aussichten als Maler zu erhalten und möglicherweise sein Schüler zu werden. Székely war einst in München, wie so viele andere ungarischen Maler — Benczur Wagner, Szinyei-Merse u. a. —, in Pilotys Schule gegangen; er liebte München und hielt etwas von seiner Kunst und war der Meinung, daß es, neben Paris, immer noch die Hochburg des erfolgreichsten Kunststudiums sei. Er schlug deshalb Kálmán vor, doch gleich nach München zu gehen und dort zu lernen und sich emporzuarbeiten, denn daß er es als Maler zu etwas Rechtem



In der Kirche



Bildnis mit Laute

bringen werde, daran sei nicht zu zweifeln. Indessen fiel es Kálmán nicht leicht, nun einfach nach München zu reisen und sich an der Akademie einschreiben zu lassen. Er mußte sich erst die Mittel verschaffen, die ihm das Studium ermöglichten, und dafür waren nun seine photographischen Kenntnisse gut. Er arbeitete noch ein paar Jährchen als Retuscheur in der Heimat und näherte sich dann allerdings schon dem achtundzwanzigsten Lebensjahr, als er endlich nach München übersiedeln konnte.

Wer in München die Akademie der bildenden Künste beziehen will, der muß über ein verhältnismäßig respektables Quantum positiver malerischer und besonders zeichnerischer Vorbildung verfügen; andernfalls wird er nicht aufgenommen. Es gibt deshalb in München, neben der Kunstgewerbeschule, wo sich die meisten „die niederen Weihen" der Kunst holen, eine große Reihe von privaten Kunstschulen und Unterrichtsateliers — ganz ausgezeichnete darunter —, in denen man nicht weniger lernen kann als an der Akademie selbst, aber leider auch ganz unglaublich bedenkliche, aufgetan von Nichtskönnern oder Scharlatanen, die allein aus Erwerbsgründen skrupellos auf die Dummheit und Eitelkeit verblendeter Adepten spekulieren. Kálmán, dem sich die Akademie zunächst noch nicht auftat, hatte Glück: er kam vor die richtige Schmiede. Der Slowene Azbe, ein echtes Original, ein Bohemien, aber ein Mann, der etwas konnte, der vor allem ein ausgezeichneter Lehrer und Anreger war, Urteilskraft besaß und mit wenigen Worten und



Ungarisches Bauernmädchen. (Aus Bral̈ls Kunsthaus, München)

Fingerzeigen Wege zu weisen wußte, hielt damals eine vielbesuchte, von tüchtigen, strebsamen jungen Leuten frequentierte Malschule im Münchner Nordviertel. Kálmán ging zu ihm, zeigte ihm seine Arbeiten, sprach von Székelys Rat und redete so frisch und natürlich und frei von der Leber weg, daß Ažbe bald mit ihm einig wurde, ihn in seine Schar aufnahm und auf jedes Honorar verzichtete.

Kálmán kam bald vorwärts. Unter der tüchtigen Leitung seines körperlich menzelhaft kleinen, aber in seinem Lehrmetier ebenso wie in frohem Genießertum aller Freuden des Lebens sehr respektablen Meisters, inmitten fähiger und angeregter Weggenossen erlernte er das Handwerkliche der Kunst und erkannte, wieviel auch bei der Kunst „erlernbar" ist, „metierhaft", Erfahrungsangelegenheit, Werkstättenweisheit. In diese stetige Entwicklung riß der Tod Ažbes eine klaffende Lücke. Ziemlich ratlos stand Kálmán dem Verlust gegenüber. Was anfangen? Er tat etwas, das ihn in jener Periode seiner Künstler-Werdung nur sehr relativ fördern konnte: er ging nach Rom. Für einen modernen, jungen Maler, dem noch die Eischalen ankleben, ist Rom nichts.

Die Nazarenerzeit, wo Rom die Brutstätte eines pathetischen (oder wenigstens melodramatischen) Künstlertums war, ist vorbei, auch die römischen Künstlerträume der Feuerbach, Marées, Böcklin sind ausgeträumt, der antikisierende Neuidealismus in der Kunst ist verklungen. Wenigstens für den Anfang einer Künstlerlaufbahn und als Grundlage alles übrigen heißt die ideale Forderung: Technik, handwerkliches Können. Leibls Wort gilt: „Echte Kunst kann sich nur auf dem Boden des Handwerksmäßigen aufbauen." Dies aber war für einen kaum Halbflüggen in Rom nicht zu finden und zu gewinnen. Den tiefen Wundern der Renaissancekunst stand er wohl mit staunender Ehrfurcht, aber als Selbstschöpferischer mit vollkommener Ratlosigkeit gegenüber. Und packte deshalb sein Ränzel und kehrte wieder heim in seine künstlerische Heimat, nach München. Ažbe war Löfftz-Schüler gewesen und hatte seinen Leuten gewissermaßen die Arbeitsmethode von Löfftz vermittelt — nun, es war etwa 1908, meldete sich Kálmán bei Löfftz und wurde in dessen Klasse an der Akademie aufgenommen. Eberhard Hanfstaengl, dem man eine bei aller Kürze doch sehr ergiebige und tief in das Wesen der Kunst Kálmáns einführende Studie über den Künstler verdankt (sie steht als Vorwort in dem Katalog der Münchner Kálmán-Ausstellung von 1922) sagt, Löfftz' Methode sei für Kálmáns ganze spätere Entwicklung entscheidend geblieben. Und dies, obwohl Kálmán nicht sehr lange bei Löfftz blieb, sondern kurz vor dessen Tod in die Klasse von Alexander von Wagner, einem ungarischen Landsmann und damals schon über siebzig Jahre alt, übertrat. Hier gab es eigentlich für den allmählich reifenden Maler nichts mehr zu lernen, und so ging er noch einen Schritt weiter: er bat Franz von Stuck um Aufnahme in seine Klasse, und sie wurde ihm gern zuteil. So prägnant Stuck als eigene künstlerische Persönlichkeit ist, ebenso weich, geschmeidig und einfühlsam ist er seinen Schülern gegenüber. Er zwingt keinem seine Art auf. Wenn man sich überlegt, daß Weisgerber, Willi Geiger, Spiro, Pellar, Kálmán — um nur einige namentlich aufzuführen — Stuck-Schüler sind, die es unter sich und der Art ihres Meisters gegenüber an Mannigfaltigkeit der Auffassung und der Form wahrlich nicht fehlen lassen, so kann man gerne zugeben, daß Stuck seinen Schülern von ihrer Eigenart nichts abzwackt. Auch Kálmán, der die Mitte der dreißiger Jahre schon erreicht hatte, als er zu Stuck ging, sah sich von diesem neuen, seinem vierten Lehrmeister nicht nach irgendwelcher Seite hin gedrängt, vielmehr in seinem künst-



Bildnis



Unterhaltung. (Aus Fleischmanns Kunstausstellung, München)

lerischen Wesen bestätigt und gefestigt. Man muß sich hier unwillkürlich fragen, warum sich Kálmán solange an die Akademie band, warum er nicht endlich ohne die „Rettungsleine" des Meisterateliers sich in den weiten Ozean hinauswagte, und wird kaum eine andere Antwort darauf finden als die, daß er ein ungemein lernbegieriger Mann war und ist, der sich nicht genug daran tun konnte, Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln und sich mit einer wahrhaft unerschöpflichen, aber auch unerhört beglückenden Fülle des Könnens auszurüsten für den Weg seines Berufes, für seine Fahrt in die Kunst.

Erst als der Krieg ausbrach, der Kálmán unter die Fahnen Österreich-Ungarns rief, riß er sich von der Akademie los. Allerdings hatte er schon während seiner akademischen Lehrzeit Bilder gemalt, die weit über das Maß eines Schülers hinausgingen und für ihn als für einen selbständigen Künstler sprachen, die ausstellungsreif waren und auch erfolgreich ausgestellt wurden. Ich sah vor 1914 mehrmals Ausstellungen von Bildern Kálmáns, zu kleinen Kollektionen zusammengefaßt, in Brakls Kunsthaus in München. Damals war des Künstlers Art zu malen anders als heute. Breiter, dekorativer sahen seine Bilder aus. Noch war der Impressionismus der Münchner Spielart, wie ihn besonders die „Scholle"-Leute pflegten, bei ihm entscheidend. Frisch und tönend baute sich das Ensemble der Farben vor einem meist neutralen Hintergrund auf. Im Stofflichen bevorzugte er die Eindrücke der Heimat. Damals schon war er, wie heute, ein Menschenmaler. Die Gestalt im Raum interessierte ihn. Für den Freiraum hatte er nicht viel übrig, die Landschaft lag — und liegt ebenso heute — außerhalb des Bereichs dessen, was ihn künstlerisch anzieht und zur Nachgestaltung und Formung reizt. Der Mensch ist ihm das Maß aller Dinge — der Mensch, und im besonderen das Weib, das lockende, reizende, verführerische Weib, das er gern in die schmucke Tracht des ungarischen Bauernmädchens steckt, der er die Laute in die Hand gibt — Weib und Gesang zu einem frohen, hellen Akkord verschmelzend. Aber auch Bildnisse sind aus jener Zeit vor 1914 bemerkenswert: auf eine mondäne Linie gestellt, psychologisch vielleicht nicht eben tief schürfend, aber absolut malerisch und packend in der Art, wie ein Kleid fließt und dieses



Studienkopf

im Formatlichen beschieden. Dieser äußere Eindruck hatte zur inneren Voraussetzung, daß sich der Künstler vom Dekorativen zum Intimen umzustellen gelernt hatte. Damit hängt aufs innigste zusammen, daß sein malerischer Vortrag, ohne an Großzügigkeit in der Meinung einzubüßen, leckerer, feiner, in der Pinselführung kürzer, in der Oberfläche glatter und geschlossener wurde. Es ist, in Ansehung dieses Vorganges, an Leibls spätere Entwicklungsperiode erinnert worden, die auch eine unendliche Verfeinerung und Abschleifung der Bildoberfläche gegenüber der — ich möchte sagen — verwetterten Epidermis der locker und mit unverbundenen Pinselhieben gemalten Bilder seiner früheren Zeit brachte. Aber dieser Vergleich, wie überhaupt der Vergleich der Bilder Kálmáns mit denen aus einer gewissen Periode Leibls, hinkt; hinkt, trotz der gelegentlichen Übereinstimmung der Palette des farbigen Ensembles. Wohl aber kann gesagt werden, daß beide sich treffen und einiggehen in der schwärmerischen, verehrungsvollen Liebe zu den Holländern des späten 17. und des frühen 18. Jahrhunderts, besonders zu dem köstlichen Delfter Großmeister Jan Vermeer. Man hat, Kálmán betreffend, auch auf Ter-

Fließen und Rieseln der Gewänder in breiter, bandartiger Malerei anschaulich gemacht ist. Kurz und gut: der Peter Kálmán von 1914 war ganz gewiß ein Maler, der sich sehen lassen konnte, einer, der auffiel, der hoch über dem Durchschnitt stand . . .

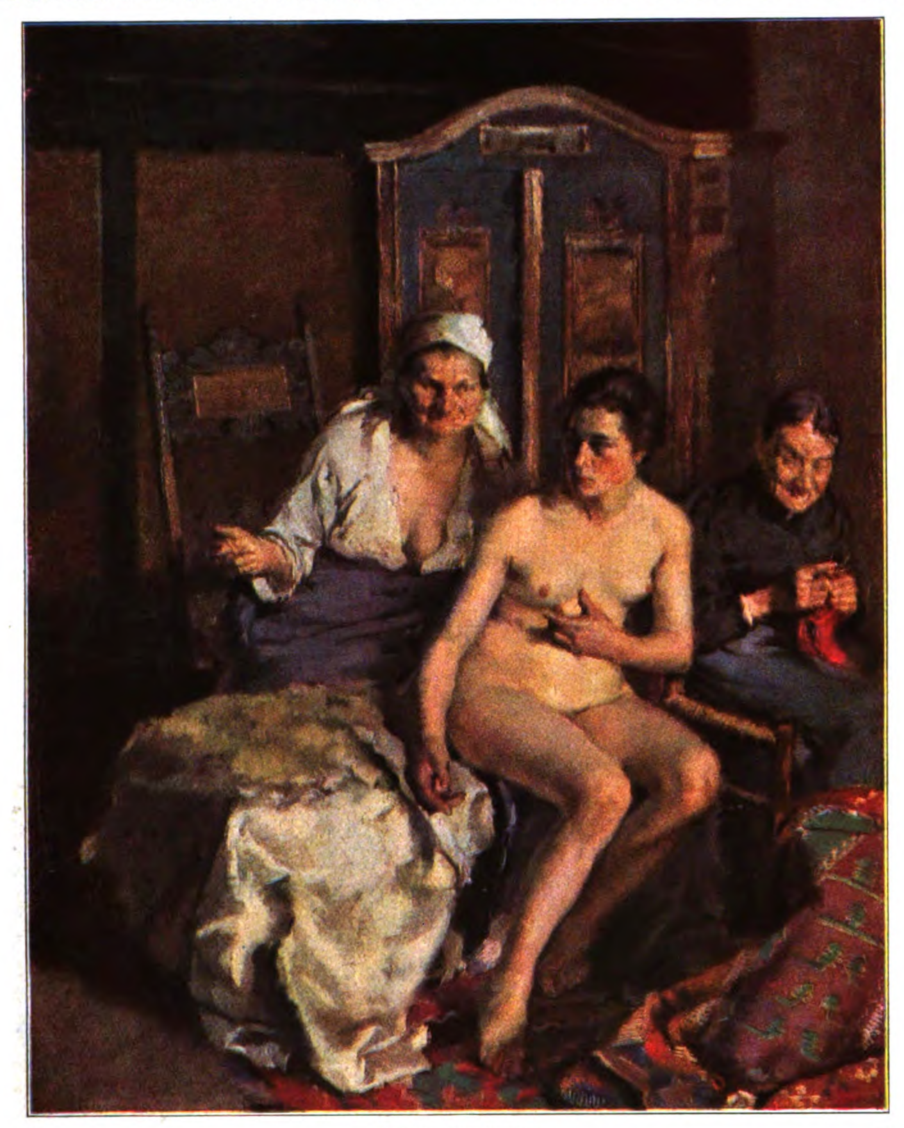
Aber der Peter Kálmán, der sich nach 1918, nach Beendigung des Krieges, im Münchner Glaspalast nach der langen, langen unfreiwilligen Kunstpause wieder mit Bildern einstellte, der war doch erst der Richtige, der hat den Maler von 1914 mit Siebenmeilenstiefeln überholt, der marschiert nicht mehr in einer Reihe mit anderen, sondern der hat seine bestimmte Sendung in der Münchner Malerei — eine Sendung, die Eberhard Hanfstaengl mit den Worten umschreibt:

„Kálmáns Stellung in der Gegenwart der Münchner Malerei ist ziemlich klar gezeichnet – er gehört zu den Künstlern, die die Verbindung zu den wertvollsten Erscheinungen der siebziger und achtziger Jahre aufrechterhalten. Er ist ein Stück lebendige Tradition, geeignet, das Gut, das er aus eigenen Kräften erworben und erweitert hat, einer kommenden Generation zu überantworten." Der Maler, der 1914 seine Leistungen vorwies, hatte alles an sich und in sich, was lernbar ist, der Maler von 1919 und 1920 und den folgenden Jahren hatte durch starke Erlebnisse dazugewonnen, was in der Kunst auf Unmittelbarkeit des Gefühls beruht und unverlernbar ist.

Rein äußerlich hatte sich Kálmán



Mädchen mit Nelke

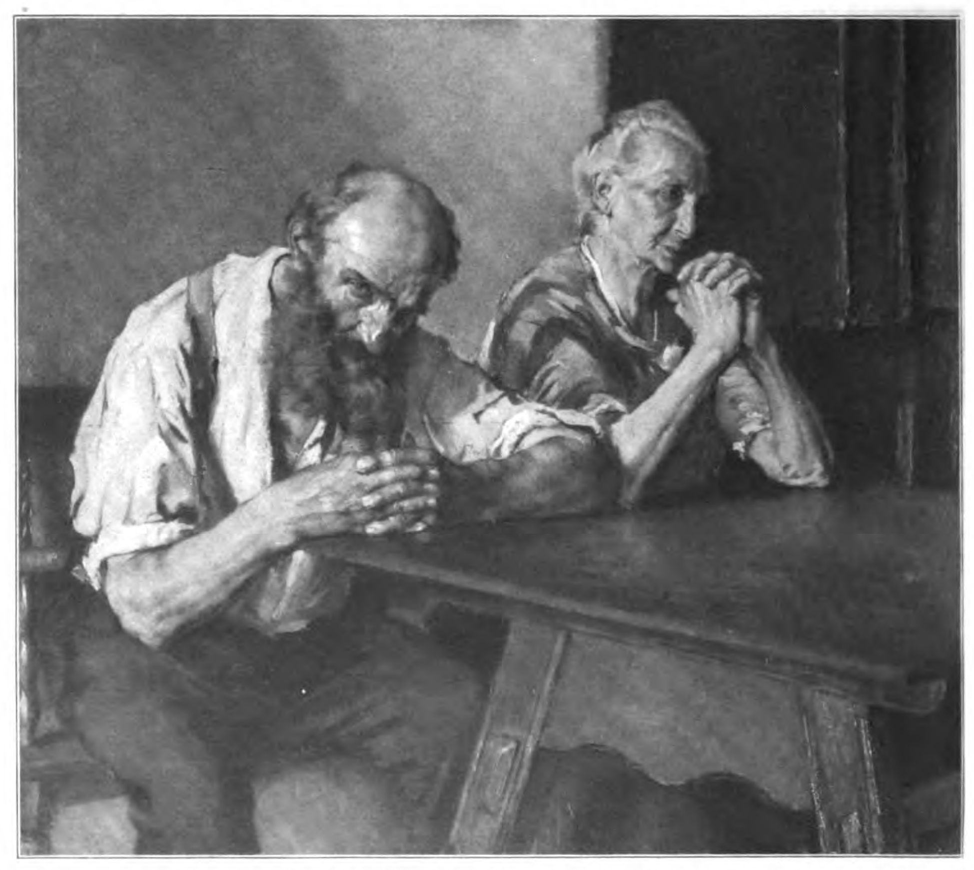


Akt im Innenraum

dorch hingewiesen, aber ganz gewiß gilt und bedeutet ihm Vermeer um ein beträchtliches mehr. Besonders ein Bild Vermeers klingt durch das neuere Schaffen Kálmáns hindurch und aus ihm heraus: es ist das in der Dresdener Galerie befindliche Gemälde „Auf dem Balkon“, auch unter dem Titel „Bei der Kupplerin“ bekannt. Nicht als ob Kálmán seine Palette nach der des Delfter Meisters abgestimmt hätte. Aber er gewann aus dem hohen Vorbild die Anregung, seine kraftvollen Farben statt auf den etwas soßigen, warmbraunen Hintergrund, der für die Münchner Malerei typisch ist, auf ganz helle silber- oder taubengraue oder lichtgelbe Hintergründe von schöner Neutralität abzustimmen. Wie prächtig steht davor ein fein nüanciertes Rot in einem Nationalkostüm, wie es der Künstler liebt, wie ausgezeichnet schließt sich das Inkarnat eines Aktes, sei es nun blühendes, weibliches Fleisch oder der abgestorbene Leib einer Pietà, zusammen, wie baut sich aus Motiven der Bekleidung oder aus den Mustern eines farbenstarken Teppichs ein Stilleben zusammen! Diese Mitwirkung eines unerhört malerisch gemalten Teppichs im farbigen Ganzen eines Bildes ist gleichfalls von Vermeer her bekannt, Vermeer verstand auch, was Kálmán erfolgreich anstrebt, das Stoffliche der Dinge im Bild mit höchstem Charme zu umkleiden, das Licht meisterhaft in das Bild hereinzuleiten

und es sein stilles, bedeutsames Leben leben zu lassen, durch die Auflösung der Wand — Rahmen, Bilder, Karten sitzen als quadratische oder rechteckige Flecken dort — den Raum glaubhaft zu gliedern und die Gestalten des Vordergrundes pikant und doch ohne Gewaltsamkeit zu überschneiden. In all dem zeigt sich Verwandtes, Angeregtes, aber es braucht nicht erst versichert zu werden, daß Kálmán unbeschadet dieser Berührungspunkte selbständig seinen Weg ging.

Im Glaspalast stellt Kálmán bei der Künstlergenossenschaft aus. Seine Bilder hängen zumeist in einem der ehrenvollen Mittelsäle, in der Nähe der Arbeiten von Gerhardinger, Baumgartner, Baierl, Herzog — also in recht guter Gesellschaft. Daß sich die als konservativ verschriene Gruppe der Mitwirkung dieser jüngeren Künstler, dieser frischen Kräfte, die etwas zu sagen haben, versichert hat, daß sie diese sorgfältig pflegt und ausgezeichnet behandelt, das darf man für ein gutes Zeichen nehmen, daß gewisse Stagnationen im Münchner Kunstleben und Kunstbetrieb dauernd und gründlich behoben sind. Ich sehe in den Reihen der Genossenschaft neben Gerhardinger keinen von den jüngeren Malern so gern und mit so viel Hoffnung, daß beide Teile daraus Gewinn ziehen, wie gerade Kálmán. Die feinsinnige Analysierung seines künstlerischen Wesens, die Hanfstaengl gab und die ich oben reproduzierte, weist ihn hierher. Auch die Stimmung seiner Bilder, die das Problemhafte des absolut Malerischen gern hinter die heitere Seite des Stofflichen, das aber nie ins Genrehafte, ins Anekdotische und Erzählende verfällt, zurücktreten läßt. Denn er ist, wie ich sagte, im Grunde der fröhliche Mann und Künstler seines Selbstbildnisses. Gelegentlich ein Schuß von Moll und Melancholie zerstört diese Melodie nicht, im Gegenteil, erhöht ihre Wirkung. Melodie — Musik: da spreche ich Worte aus, die unbedingt dazugehören, wenn man von Kálmáns Kunst spricht. Es ist keine Äußerlichkeit, keine Zufälligkeit, daß man auf seinen Bildern so oft musizierende Gestalten sieht, Frauen, die ein wenig versonnen und Mädchen, die mit schelmischem Lachen oder in unbändiger Lustigkeit die Laute schlagen. Das ist nur die Schauseite. Aber es ist auch innere Musik in diesen Gestalten, und hinter ihrem Wesen steht ein musikalischer Mensch,



Tischgebet. Gemälde. (Aus Fleischmanns Kunstausstellung, München)



Lautenspielerin

einer, der innerlich voll Melodie ist und aus dem eine Welt voll Wohlklangs aufsteigt, auch wenn er sich nicht der Stimme und des Musikinstruments, sondern seiner geliebten Farben bedient.

Die Abbildungen von Werken Kálmáns, denen diese Zeilen gelten, zeigen den Künstler in verschiedenen Stadien seiner Entwicklung.

Der frühe Kálmán spricht aus einigen Damenbildnissen und aus dem ansprechenden Bild des ungarischen Bauernmädchens. Alles dies ist breit hingemalt, etwas in der Fapresto-Manier der „Scholle", froh-bunt, sorglos in jeder Weise. „Das lustige Trio" bildet etwa den Übergang (s. Monatsh. 34. Jg. Heft 12). Aber nun sehe man, wie der Künstler von dem Bild des „Bauernmädchens" vorschritt zu dem „Mädchen im Somogyi-Kostüm", wie sich die Bildvorstellung verklärte, wie das farbige Ensemble zugleich delikater und reicher wurde, wie die Oberfläche des Bildes an Ausdruck und doch auch an Weichheit und Feinheit gewann! Die Technik der malerischen Arbeit Kálmáns hat sich geändert, ist aufgestiegen: das merkt man, das fühlt man. Unter dieser leuchtenden, scheinbar spielend hingemalten Oberfläche steckt fleißigste Modellierarbeit, eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Ausarbeitung der plastischen Form etwa einer Hand, einer Stirn, einer Körperpartie. Denn erst wenn Kálmán die Form bis ins letzte erkannt hat, baut er aus diesen Studien und aus seinen Farbenskizzen das Bild zusammen, so daß also gewissermaßen unter diesen hellen, schmetternden Tönen die ganze Studie steckt. Alles, was Kálmán malt, hat die Natur zur Voraussetzung. Er malt nichts „aus dem Gedächtnis", sondern hat stets das Modell vor Augen. Daß er aber über diesem Verfahren nicht zum öden Abschilderer

banaler Wirklichkeit wird, daß kein überrealistischer oder photographischer Zug in seine Kunst hineingerät, sondern alles bleibt, was es sein muß als echtes Kunstwerk, nämlich Übersetzung, Steigerung, letzte Möglichkeit des Wirklichen, dafür ist jede einzelne Leistung in dem nicht eben großen, aber darum desto köstlicheren Gesamtwerk Kálmáns, das uns erst kürzlich wieder gelegentlich der Kollektivausstellung in der Galerie Fleischmann in München herzlich ansprach, ein unverbrüchlicher Zeuge.



Bei der Kartenschlägerin
(Sammlung Höchstädter, München)



Im Reifrock. Gemälde von Peter Kálmán



Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Wie Ernst Wichert und Paul Heyse Freunde wurden
Von Paul Wichert

Von den wertvollen Briefdenkmälern, die das deutsche Schrifttum aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besitzt, ist der Briefwechsel zwischen Ernst Wichert und Paul Heyse einer der bedeutendsten. Er reiht sich würdig an die bereits vor kurzem erschienenen Briefwechsel Heyses mit Burckdorf, Keller und Storm an und vervollständigt das Lebensbild, das wir von Heyse im brieflichen Verkehr mit seinen berühmten Freunden haben. Die Briefe Wicherts und Heyses erhalten als literarhistorische Dokumente um so höhere Bedeutung, als sie zu einer Zeit gewechselt wurden, in der die Gegensätze zwischen altem und neuem Literatentum in schärfster Weise in die Erscheinung traten und auf das Schaffen beider Dichter ihren bestimmenden Einfluß ausübten.

Vierzig Jahre lang haben Wichert und Heyse in einem innigen, ungetrübten Freundschaftsverhältnis gestanden, das in ihren Briefen einen wundervollen Ausdruck gefunden hat. In ihnen haben sie ihre Gedanken über Kunst und Literatur ausgetauscht, in einer Schriftsprache, so klar und stilistisch vollkommen, wie sie wohl seitdem nicht wieder geübt worden ist. Es gibt kaum ein Geisteskind ihrer Feder, das sie sich nicht, wie Heyse drastisch schreibt, noch behaftet mit dem ganzen Geburtsschmutz, zusandten, damit der andere sähe, ob das Kind auch seine sämtlichen richtigen Gliedmaßen hätte und auch keine organischen Fehler daran zu entdecken wären, ehe es sauber gebündelt wurde. Heyses Art war es, ein Drama erst in den Umrissen der Handlung und der Charaktere improvisierend „hinzustrudeln" und dann in mehreren Niederschriften auszufeilen. Ernst Wichert hingegen entwarf sein Stück erst klar nach kurzen Aufzeichnungen im Kopf, um es dann im Manuskript in seiner kleinen, deutlichen Schrift fast ohne Streichungen niederzuschreiben, so daß es wie aus einem Guß dastand. Heyse nennt Wichert, der ein ausgeprägtes Gefühl für alles Bühnentechnische und -wirksame hatte, seinen alten Beichtvater in dramatischen Gewissensnöten, denn die Dramen waren seine Schmerzenskinder und sind wohl darum auch seine liebsten Kinder geblieben.

Grundverschieden waren beide in ihrer Wesensart. Hier Ernst Wichert, der Ostpreuße, der kerndeutsche Demokrat, mit dem in ernster Schule gestählten Charakter und einer bis zur Selbstunterschätzung gehenden Bescheidenheit, ein schlichter, biederer Mann von bewundernswerter Klarheit des Verstandes, Reinheit des Empfindens und Energie des Willens, der mit seinem ganzen dichterischen Schaffen in seinem Heimatboden wurzelte und aus ihm immer wieder die Kraft sog, durch die er der Nachwelt jene Werke schenken konnte, die ihn noch lange überdauern werden, seine vaterländischen Romane. — Sein Sinn für Humor zeigte sich in seinen vielen Lustspielen, die ihm den Namen des „Königsberger Lustspieldichters" einbrachten. Vom Gaukelspiel der Phantasie unbeirrt und mit beiden Füßen im Realen stehend, schilderte er die wirklichen Lebensverhältnisse naturgetreu und in den durch die Ästhetik gezogenen künstlerischen Grenzen, bei aller Schlichtheit doch reich an Poesie. In seinem strengen juristischen Gerechtigkeitsgefühl ging er fest und treu seinen Weg, allein seinem Gewissen verantwortlich.

Im Gegensatz zu ihm Paul Heyse, der Aristokrat, auch Norddeutscher von Geburt, der aber schon früh nach Süddeutschland ging, wohin er sich seinem innersten Wesen und Temperament nach hingezogen fühlte. Dieser Zug nach dem Süden bezeichnete seine ganze Natur und Dichtung. Eine schönheitstrunkene, sonnige Persönlichkeit, der nichts Menschliches fremd war, ein Dichter von unerschöpflicher, glühender, aber durch und durch gesunder Sinnlichkeit. Ein Kind des Glücks, das aber neben dem Süßesten auch alle Bitternis der Welt gekostet hatte. Der verwöhnte Liebling der Frauen, die von seiner feinsten und vornehmsten Kunst, seiner Lyrik, bezaubert waren. Als der große deutsche Erzähler mit feinem und sicherem Formgefühl wird er der Nachwelt erhalten bleiben, denn als Novellist strahlte sein Genius die elementarste Kraft aus, konnte Stil und Geist die angeborene Grazie entfalten. Nicht mit Unrecht ist er daher „der reinste und strahlendste Ausdruck des

alten Goetheschen Dichtertypus" genannt worden.

Der Briefwechsel zwischen den Dichtern begann in einer Zeit tiefer seelischer Niedergeschlagenheit Heyses. Im Jahre 1862 war seine geliebte erste Frau gestorben, mit der er seine eigene Jugend begraben hatte. Im März 1864 erschütterte ihn der Tod seines Königs, dem er mit dankerfülltem Herzen anhing, im Oktober verlor er seine Mutter. In einem „helldunklen Herzensfrieden" verbrachte er fünf Jahre, die nur der Arbeit und der Freundschaft gewidmet waren, bis er sich 1867 mit Anna Schubert vermählte und in ihr „seinem großen Los" einen neuen Liebesfrühling, ein neues Leben fand, wie er es in unzähligen Gedichten besungen hat. — 1863 begann sein Briefwechsel mit Ernst Wichert, der ein inniges Freundschaftsverhältnis anbahnte, das erst der Tod Wicherts im Jahre 1902 löste. Heyse hatte sich in seinen verlustreichen Jahren 1862/63 ganz der tragischen Muse zugewandt und sein Drama „Maria Moroni" dem Freunde als erste Gabe geboten, Wichert seinen ersten großen realistischen Roman „Aus anständiger Familie" dem Urteil des Freundes unterbreitet. Zwei kongeniale Naturen, ausgestattet mit einem reichen Wissen, hatten sich gesucht und gefunden und trugen von nun an Freud und Leid gemeinsam in einer Freundschaft, die beiden ein köstliches Erlebnis war. — Die ersten hier vorliegenden Briefe umfassen in einer Auswahl die Jahre 1863—1866, wo sich die Dichter das brüderliche „Du" anboten. —

Prökuls, den 8. Juli 1863.

Geehrtester Herr!

Durch Herrn Musikdirektor Würst erfahre ich, welchen freundlichen Anteil Sie an unserer Arbeit nehmen. Als ich bald nach Absendung der ersten Szene hörte, Sie wären in Berlin, wurde mir einigermaßen beklommen zumut, wenn ich daran dachte, was Sie zu der Verstümmlung Ihrer schönen Dichtung „Die Brüder" sagen würden, denn wie eine Verstümmelung erschien mir die dramatische Bearbeitung von Anfang an. Es hat mir nicht geringe Mühe gekostet, mich zu überwinden, dabei mitzuhelfen, und ich habe ehrlich das Meinige getan, Würst darauf aufmerksam zu machen, wie unmöglich es wäre, die Novelle gerade in ihrem Hauptinhalt dramatisch zu verwerten, und wie unrecht wir anderseits täten, die schöne Einheit Ihres Gedichts zu stören. Als ich mich dann entschloß, Hand anzulegen, war es mir klar, daß wir am aufrichtigsten gegen Sie handelten, wenn wir uns möglichst weit von Ihrer Dichtung entfernten, und womöglich nur die erste Anregung aus derselben für uns ausbeuteten. Es ließ sich aber doch nicht vermeiden, einen großen Teil des Gerüstes, auf dem die Handlung vor sich geht, aus der Novelle in den Operntext herüberzunehmen, wo es sich trotz allen darübergehängten Decken und Hüllen komisch genug ausnimmt. Der breite Fluß an der Stadt mit seinem bunten Treiben, der Trunk aus dem Becher, der Krieg an der Grenze, der Botendienst des Prinzen bleiben chinesisch und können in Schiras kein rechtes Heimatrecht erwerben. Es mußte schon genügen, die Handlung für das Drama wieder innerlich zu einer gewissen Einheit zu bringen und unserem modernen Verständnis begreiflich zu machen. Wer „Die Brüder" von Paul Heyse im Kopf hat, wird, wenn er unseren „Stern von Turan" sieht und hört, wehe über uns rufen.

Es war mir Bedürfnis, mich bei Ihnen gewissermaßen zu entschuldigen, und hätte ich das wahrscheinlich auch getan, wenn Sie zufällig nicht nach Berlin gekommen wären. Zugleich ist es mir eine Freude, hier von der russischen Grenze aus, wohin mich mein Amt nun schon seit Jahren verbannt hat, eine geistige Verbindung mit einem Manne am andern Ende Deutschlands anknüpfen zu können, den ich als einen Hauptträger des poetischen Gewissens unserer deutschen Gegenwart schon seit lange verehre. Haben Sie die Güte, beiliegendes kleines Druckwerk „Der Withing von Samland" von mir anzunehmen. Bleibt es auch weit hinter dem zurück, was ich selbst von einem guten Drama verlange, so versichert es Sie vielleicht doch über den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit denen ich poetische Aufgaben behandle.

Mit herzlicher Verehrung
Ihr ergebenster
Ernst Wichert, Kreisrichter.

Hochgeehrter Herr!

Vor allem drängt es mich, den Verdacht des Undanks abzuwehren, in dem ich während eines ganzen Jahres bei Ihnen stehen mußte, da ich für Ihr schönes Geschenk und für den mir nicht minder teuren Brief, der den „Withing von Samland" begleitete, kein Wort der Erwiderung hatte. Ich schwieg aber, obgleich ich Ihr Stück sofort begierig genossen und eine Fülle von Anregung daraus gewonnen hatte, weil ich hoffte, Ihnen bald eine Gegengabe senden zu können, mit der ich vor mir selber endlich einmal zu bestehen dachte. Als ich aber im Spätherbst die Arbeit mit klarerem Blick überschauen konnte, merkte ich, daß es noch immer das Rechte nicht war, und in der Niedergeschlagenheit, in der ich in den Winter hineinging, konnte ich mich zum Schreiben an Sie nicht entschließen. Sie haben in Ihrem Brief ein Wort gesagt, mit dem Sie mich so hoch geehrt haben, wie es mir noch von niemand zuteil geworden. Sie haben mich

denen zugezählt, die das künstlerische Gewissen der Nation zu hüten haben. Sie glauben nicht, wie sehr dieses Wort mit meinem innigsten und reinsten Ehrgeiz zusammenstimmt. Um so schwieriger und langsamer jedoch löse ich irgendeine Arbeit von mir ab, und es ist sehr die Frage, ob das Drama, das ich Ihnen gern schon im vorigen Jahr geschickt hätte, in diesem Herbst zur Reife kommt.

Ein anderes von leichterer Gattung wird vielleicht mit Ihrem „Stern von Turan" um die Wette die Bahn beschreiten. Seit ich das Buch nun vollständig kenne, finde ich, daß der Stoff der „Brüder" nicht leicht glücklicher in ein Libretto verwandelt werden konnte, und ich kann Ihnen, soweit die Kunst der Zeichendeutung am Theaterhimmel reicht, das Günstigste weissagen... Werden Sie zur Aufführung nach Berlin kommen? Möglich, daß auch ich dann wieder hier wäre, falls mein Schauspiel Gnade findet. Wie sehr würde ich mich freuen, Ihnen persönlich die Hand zu drücken und unsere dramatischen Herzensangelegenheiten ausführlicher zu besprechen. Einstweilen grüßt Sie mit aufrichtiger Verehrung

Ihr

Paul Heyse.

Berlin, den 26. Juni 1864.

Königsberg, den 27. Juli 1866.

Mein verehrter Freund!

Obgleich die Post bisher Briefe nach München befördert haben soll, habe ich doch gezögert, zu schreiben, weil ich Ihnen gern mein Textbüchelchen „Mit Wind und Wasser" mit den durch Ihre freundliche Kritik angeregten Veränderungen zugleich zugehen lassen wollte und doch zweifelhaft war, ob es bei jetzigen Kriegsläuften glücklich in Ihre Hand gelangen werde. Nun aber scheint die Sache so zu stehen, daß wir entweder auf einen nahen Frieden zusteuern oder daß der Krieg, wenn er sich weiter nach Süden ziehen sollte, Sie leicht für einige Zeit ganz abschließen könnte; und so will ich's denn wagen. Zunächst also meinen herzlichsten Dank für Ihre eingehenden Bemerkungen und Vorschläge, die ich gewissenhaft geprüft und benutzt habe. Ihr Urteil ist das eines Freundes und Sachkenners und mir also in doppelter Hinsicht wert. Ich erkenne es auch in allen wesentlichen Teilen als völlig gerechtfertigt an, und zweifle meinerseits nur, daß den Mängeln so leicht abzuhelfen ist, als Sie in dem freundschaftlichen Wunsche, mir Bühnenerfolg zu schaffen, annehmen. Ich glaube, in Ihren Vorschlägen, mein verehrter Freund, eine Andeutung zu finden, wie Sie mit Ihrem milderen Sinne etwa den Stoff behandelt hätten. Sie schaffen Gegensätze, um sie auszugleichen, nur soweit sie sich durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten natürlich ausgleichen lassen. Meine harte ostpreußische Natur kommt leicht auf Schroffheiten heraus, die kein Biegen zulassen wollen, und daher zu einem gewaltsamen Bruch führen, den das Gemüt schwer überwindet. Ich konzipiere schon so. Noch eins: Es ist möglich, daß bei mir der Jurist nicht genügend aus dem Poeten herauskann oder unbewußt in ihn immer wieder hineinschlüpft, aber ich habe wirklich angenommen, daß die eigenmächtige Aufhebung rechtlicher Befugnisse, auch zu dem löblichsten Zwecke und mit dem günstigsten Erfolge an sich ein Unrecht ist, das eben nur durch die Löblichkeit des Zwecks und die Gunst des Erfolges gesühnt wird. Indem ich nun einen Vertreter des alten Rechtszustandes aufstellte und denselben jenen guten Glauben an die vorzügliche auch sittliche Berechtigung dieser dem ganzen Mittelalter eigenen Rechtsanschauung ließ, glaubte ich seinen Kampf gegen den doch immer revolutionären Eingriff in das Bestehende, dessen Löblichkeit ihm von seinem Standpunkt aus unverständlich, dessen Erfolg noch ungewiß ist, aus dem allgemeinen und sehr natürlichen Hange des bevorrechtigten Teils der Menschheit modelliert zu haben, sich jeder Änderung entgegenzusetzen, um das historisch Überlieferte, Bequeme und Liebgewordene zu erhalten. Freilich hat der Fortschritt stets das höhere Recht für sich und muß deshalb auch im Drama siegen. Diesem höheren Recht gegenüber ist das hartnäckige Festhalten am Alten, einst gut Gewesenen, jetzt aber den Fortschritt Hemmenden allerdings eine Schuld, aber wie mir schien, eine tragische Schuld, weil sie nicht aus der verbrecherischen Absicht, sondern aus einer an sich berechtigten Schwäche und Unzulänglichkeit oder Befangenheit der menschlichen Natur hervorgeht. Von diesem Gesichtspunkt aus schien mir der gewählte Stoff auch nicht antiquiert zu sein und gar nicht antiquiert werden zu können, denn der Kampf des positiv Berechtigten, mit dem, was positives Recht werden will, ist so alt als die Menschheit und wird erst mit ihr aussterben. Auch unsere Gegenwart ist von ihm erfüllt. Im Staat und in der Gesellschaft werden noch genug mittelalterliche Reste sorgsam konserviert und anderseits angegriffen, und die neuere Gewerbegesetzgebung, die schon manchen alten Zopf abgeschnitten hat, genügt wieder schon lange nicht mehr den Anforderungen der fortgeschrittenen Anschauungen einer völligen Gewerbefreiheit. Noch behauptet der Adel seine Vorrechte mit aller Hartnäckigkeit einer privilegierten Kaste, noch liegt der Steuerdruck überall auf der ärmsten Klasse, noch ist die freie Konkurrenz der Arbeit durch Beschränkungen allerart gehemmt; und überall halten die Berechtigten, was zu halten ist. So schien mir mein Müller der Repräsentant dieser ganzen Richtung sein zu können. Nur daß er von Grund aus ein ehrlicher Mann ist, und daß er in seinem Streben, die alte Ordnung zu erhalten, soweit geführt wird, alle Ordnung über den

Haufen zu werfen, zeichnete ihn nach meiner Annahme aus, machte ihn dadurch aber auch erst für das Drama verwendbar.

Was macht Ihre „Göttin"?*) In dieser Zeit, wo der Kriegsgott hauptsächlich der Löwe des Tages ist, wird es ihr nicht leicht werden, sich geltend zu machen; aber im Herbst und Winter gehen wir hoffentlich wieder ruhig ins Theater und erfreuen uns vor allem Ihrer dichterischen Schöpfung.

Eine dramatische Kleinigkeit, die durch die preußischen Kämpfe und Siege der letzten Tage angeregt ist, ging kürzlich nach Berlin ab, wird sich aber in Süddeutschland nicht blicken lassen dürfen. Sie können sich denken, daß man hier patriotisch animiert wird, mag man auch über manche Dinge noch so kühl denken. Es gibt kaum eine Familie, die nicht irgend ein Mitglied in der Armee hätte; ich selbst war nahe daran, ebenfalls als Artillerieoffizier mitgenommen zu werden. Nur der Umstand, daß ich beim Gericht gebraucht wurde, bewirkte meine Reklamation.

Leben Sie wohl und zeigen Sie mir bald, daß die Postverbindung zwischen hier und dort wirklich offen ist.

In herzlicher Verehrung

Ihr

E. Wichert.

10. August 1866.

An drei Regennachmittagen, deren wir hier leider im Überfluß haben, hat mich Ihr Roman**) in starkem Zuge über alle Unbilden der Gegenwart hinweggerissen, und ich hätte Ihnen gleich in der ersten Erschütterung darüber geschrieben, wenn die selten gewordene Gunst von Luft und Sonne mich nicht vom Zimmer hinweggelockt hätte. Heut ist wieder ein Himmel, um über verlorene Menschenleben nachzudenken, und ich will die Muße benutzen, noch ehe ich über „Wind und Wasser" ein Wort sagen kann, da ich mir in dem epischen Fluß, in dem auch ich eben hinschwimme, alles Dramatische noch eine Weile fernhalten muß. Lieber Freund, was haben Sie da für ein merkwürdiges Werk zustande gebracht! Eine durchaus unselige Aufgabe, so meisterhaft bis in die letzten Forderungen gelöst, daß man, obwohl das Thema beständig ins Moralische überschlägt, doch nicht moralisiert, sondern die künstlerische Energie bewundert, mit der der trostlose sittliche Krankheitsfall geschildert ist und durch seine Verschlingung in gesunde Zustände oder verwandte Krankheitsformen von Seite zu Seite den innigsten Anteil erobert. Ich kann die Fülle der Anschauungen, die Frische und Gedrungenheit, mit der Sie die Handlung führen, die Sicherheit der Charakteristik, den, wenn ich so sagen darf, muskulösen Stil nicht genug bewundern, und gestehe, daß ich einen solchen Erzähler hinter dem Dramatiker nicht gesucht hätte. Das Buch war hier, bis es alle gelesen hatten, unser beständiges Gespräch, und es war mir bezeichnend für seinen Wert, daß auch die Frauen, die natürlich durch das Problem selbst empfindlich abgestoßen wurden, dem fesselnden Reiz der Wahrheit und Lebenskraft nicht widerstehen konnten. Ich weiß alles, was man vom hohen Pferd der Ästhetik herab über diesen Stoff sagen kann, über einen kriminalistischen Roman, der auf der Schattenseite der Erfahrung herangereift ist. Aber so gut wie ich wissen Sie es auch, und daß Sie das Buch trotzdem schreiben konnten, zeugt dafür, wofür schon jede Seite Zeugnis gibt, daß Sie es schreiben mußten, daß Ihnen diese Gestalten zu nahe getreten waren, um wieder ad acta gelegt zu werden. Und alles, was aus einem solchen schöpferischen Imperativ entsprungen ist, hat für mich den Reiz der Naturgewalt, dem gegenüber meine Kritik ohnmächtig wird. Ich werde keine dieser Figuren jemals vergessen können; sie bereichern geradezu meine Galerie typischer Charaktere, und nicht bei einer einzigen bis zu dem Statisten herab tritt ein störender Hauch von subjektiver Empfindsamkeit oder Absicht dazwischen. Das Buch ist ganz und gar in so hohem Grade naiv, daß ein feineres Auge dazu gehört, die Vorzüge der Arbeit als solcher, Gruppierung, Verteilung von Farbe und Licht, Maß und Deutlichkeit in den Umrissen gehörig zu würdigen. Dazu der stark bewegte Hintergrund des litauischen Kulturlebens, die große Breite der modernen Berufskreise, die alle in schlagender Kürze zur rechten Zeit ihre Rolle spielen, der feine Kunstgriff, die Schatten gegen das Ende hin so zu häufen, daß endlich die reine Nacht eine wohltätige Erlösung bringt. Ein ganz besonderes Meisterstück ist Ihnen in der Else gelungen; davon ließe sich ein langes und breites reden, wenn ich eine Rezension schriebe, was ich ein für alle Male abgeschworen habe. Nicht minder trefflich ist Aurelie, aber auch die Weiber zweiten Ranges sind sämtlich Kabinettstücke bis zu der dicken Madame Stephan herab.

Ich wünschte Ihnen freilich jetzt ein Thema, das einer erhebenden oder doch tragischer einschneidenden Wirkung fähig wäre. Was haben Sie denn vorher geschrieben? Denn dies ist kein Erstling.

Ich breche ab, da Briefe kommen.

Lassen Sie von sich hören. Meine Adresse ist: Lenggries bei Tölz in Bayern.

Mit herzlichem Gruß und Händedruck

Ihr

Paul Heyse.

Königsberg, den 18. August 1866.

Ihr letzter Brief, mein verehrter Freund, war mir mehr als ein liebes Zeichen wohlwollender Teilnahme; er hatte für mich

*) Die Göttin der Vernunft. Trauerspiel.

**) „Aus anständiger Familie." Roman.

geradezu die Bedeutung einer rettenden Tat. Vor keiner meiner Arbeiten stand ich so ratlos, so gänzlich befangen und unfähig, einen Maßstab zu finden, als vor dieser. Ich leide sonst wenig an Einbildungen, weder im optimistischen noch pessimistischen Sinne und vermag auf das, was ich geschrieben, also von mir losgelöst habe, gewöhnlich schon nach kurzer Zeit so kühl und ruhig zurückzusehen, wie auf etwas, was mir nicht selbst gehört hat, was ich mir erst aneigne, indem ich's lese. Mit diesem Roman aber konnte ich nicht fertig werden. Ich habe das Manuskript zwei Jahre lang liegen gehabt und konnte mich nicht entschließen, es aus der Hand zu geben ... Und bei alledem hatte ich nicht entfernt eine klare Vorstellung davon, was mich so unruhig machte und unbefriedigt stimmte, als hätte ich ein schlechtes Gewissen gehabt ... Ihre vorangeschickten so gewichtigen „Obgleich", so liebenswürdig in den Winkel gestellten „Aber" machen mir das jetzt ganz unzweifelhaft, da sie in ihrer knappen Korrektheit meinem eigenen Mißbehagen plötzlich die Formel geben, die das Gefühl zu einem Gedanken macht. Das Buch hat in seiner Grundidee vorwiegend pathologisches Interesse und kann deshalb zu den lichten Höhen der Poesie nicht hinan, die eine freiere Ausgleichung aller menschlichen Irrnisse, einen vollkommenen Sieg des Geistes über die Materie verlangen. Die Aufgabe an sich war eine „unselige" in des Wortes eigenster Bedeutung, das ganze Produkt das notwendige Ergebnis der Ablagerung von allerlei Senkstoffen, die der zu weit ins flache Land ausgetretene Lebensstrom abwerfen mußte, um sich Erleichterung zu verschaffen. Ich bin überzeugt, daß ich das Buch nirgend sonst hätte konzipieren können als in Prökuls, es war selbst ein Kranker, der es schrieb, nur daß er von seiner Krankheit nichts wußte. Und nun, mein verehrter Freund, begreifen Sie, was es mir bedeutete, als ich hinter Ihrem aufrichtigen „Aber" Ihr (das darf ich zuversichtlich annehmen) ebenso aufrichtiges, erhebendes „Trotzdem" und „Alledem" fand; das war eine Rettung, die mich wieder sicher auf die Füße stellte. Es ist also doch etwas in dem Buche, was einen, wie Sie, packen und fortreißen, zum Denken und Fühlen anregen kann. Es ist, in der Ausführung, eine Art von Sühne da für die ästhetischen Sünden, die mich so schwer gedrückt hatten. Ich sah das Buch zum erstenmal freundlich an, las es gleichsam in Gedanken nochmals mit Ihren Augen. Mag man nun darüber sagen, was man will, ich kann mich bei mir auf Sie berufen und auf das Urteil der gütigen Damen, die mich absolviert haben. Aber Sie haben recht, für die Zukunft von diesem Wege abzuraten. Ich hoffe, keinen Rückfall fürchten zu dürfen. Wenn man nur über sich hinauskönnte! Der Roman ist übrigens doch ein Erstling.

„Mit Wind und Wasser" darf Ihnen keine Unbequemlichkeit machen. Betrachten Sie die veränderte Auflage, die ich Ihnen schickte, lediglich als eine Bemühung „in der Sache selbst", zu einer Vereinigung mit Ihnen zu gelangen. Die praktischen Folgen zeigen sich dann vielleicht an einer ganz anderen Stelle, z. B. bei der Konzeption eines neuen Stückes, und das scheint mir der wichtigste Vorteil eines solchen Gedankenaustausches zu sein. Übrigens trete ich völlig Ihrer Ansicht bei, daß der frische Geist, der in den letzten Monaten Deutschland durchweht und alle Verhältnisse durchschüttelt hat, auch auf die poetische Produktion von immensem Einfluß sein muß. Für den Augenblick hat sich in Preußen eine wahre Schmutzliteratur der Tagesereignisse bemächtigt und beutet sie für die allerniedrigsten Zwecke aus. Von den bekannten Berliner Fabriken her ergießt sich eine Flut von Spott- und Schmähliedern in entsetzlichen Knittelreimen und mit Karikaturen über das Land, und Sie können sich denken, wer die Zielscheibe dieser unsauberen Witze ist. Natürlich konnten die Possenfabrikanten nicht zurückbleiben und fangen an, die Bühnen mit ihrem patriotischen Spülicht zu überschwemmen. Einem von ihnen habe ich als Rezensent heute etwas derb heimgeleuchtet; ich lege Ihnen den Abschnitt aus der Zeitung bei, damit Sie sehen, wogegen wir hier zu kämpfen haben.

Aber es genügt nicht, sich nur gegen das Schlechte und Nichtswürdige abwehrend zu verhalten; man muß selbst versuchen, den Bedürfnissen des Publikums gesündere Nahrung für Geist und Herz zu geben. In diesem Sinne habe ich selbst das kleine dramatische Zeitbild*) geschrieben, von dem ich Ihnen, wie ich glaube, schon gesprochen habe. Es hat sich bei der hiesigen Aufführung als ein Sonntagskind erwiesen, der Erfolg war ein überraschend glücklicher. In nächster Zeit ist nun auch die Darstellung bei Deichmann in Berlin zu erwarten. Aber das ist nur ein kümmerlicher Anfang, eine Art von Wegweiser erst nach der Landstraße hin, auf der die Musen zu marschieren haben werden, wenn sie dem Volk vorangehen und den Weg weisen wollen. Wer jetzt (um gleich das höchste Ziel zu bezeichnen) eine neue Minna von Barnhelm zu schaffen imstande sein wird, wird die poetisch-nationale Tat verrichten, auf die schon Generationen vor uns lauern. Ich meine, wir werden — unbekümmert darum, wieviel sich mit unserer Kraft schließlich erreichen läßt — auf so etwas hinstreben müssen, wenn wir uns nicht zu den Toten legen wollen. Es ist mir ein kräftigendes Gefühl, mich bei solchem Vorgehen mit Ihnen, um es in dieser kriegerischen Zeit militärisch auszudrücken, gewissermaßen in einer Rotte zu wissen. Mein „General York", Ihre „Elisabeth Charlotte" und weit mehr noch Ihr herrliches „Kolberg" zeigten schon ungefähr die Richtung an. Ich bedauere, daß Sie diese große Zeit

*) In Feindesland. Festspiel.

der Zeichen und Wunder nicht in Preußen mitdurchlebt haben; Sie hätten Anregungen empfangen, die unmittelbar fruchtbar hätten wirken müssen. Hätte ich Ihren leichten Humor, Ihre gefällige Form, Ihre freundliche Weltanschauung, Ihren dichterischen Schwung, ich würde mit diesen Anregungen etwas schaffen können, woran ganz Deutschland Vergnügen haben sollte. Aber vielleicht irre ich. Und gerade der Umstand, daß Sie mit Ihrem ebenso kräftigen als warmen norddeutschen Herzen auf der süddeutschen Wacht Posten stehen mußten, daß Sie mit Ihren besten Empfindungen sicher bei uns und doch heimisch auf ganz anderem Boden zugleich Zeuge der schmerzlichen Gefühle so vieler wohlmeinender Männer besten Schlages waren, die in ihrer Weise dem Vaterlande Dienste zu leisten gedachten, und sich verstimmt und verletzt in ihrem Rechtsbewußtsein aus dem ungleichen Kampfe zurückzogen, gerade der Umstand vielleicht macht Sie, verehrter Freund, mehr als irgendeinen sonst fähig, die poetische Friedenspalme zu schwingen, das Wort der Versöhnung zu sprechen. Es muß volltönen und keinen Mißklang zurücklassen. Freilich läßt sich nichts mit Gewalt erzwingen, aber wenn gleichsam die ganze Luft voll Stoffen hängt, so kommt es eben auf den glücklichen Griff an, und zugleich auf den guten Willen zuzugreifen. Deshalb ist aber meines Erachtens noch kein Grund gegeben, dem vor dieser jüngsten Revolution geborenen Kinde auch nur das geringste von Ihrer Liebe zu entziehen, zumal es ein Mädchen und eine „Göttin" ist. Machen Sie Ihr Versprechen wahr, und lassen Sie mich das Manuskript genießen; es ist nicht Neugierde, sondern innigste Teilnahme für all Ihr Schaffen, das mich zu dieser Bitte drängt. Die Landstraßen sind ja jetzt sicher, und Sie können überzeugt sein, daß ich das Stück nicht 24 Stunden rasten lasse, wenn es erst in meiner Hand ist. In acht Tagen können Sie wieder in ruhigem Besitz sein.

Ich gratuliere zu dem Erfolge Ihres „Hadrian" in Griechenland! Vielleicht wird man nun in Deutschland auf ihn aufmerksam.

Habent sua fata libelli.

Mit der Bitte, mich den verehrten Ihrigen zu empfehlen, und mit herzlichem Gruß

Ihr Ernst Wichert.

Königsberg,
Weihnachten 1. Feiertag 1866.

Es wird mir recht sauer, meine Gedanken wieder in die Notwendigkeit eines Briefverkehrs hineinzugewöhnen, mein teuerer Freund. Ich habe noch gar nicht das Gefühl der Entfernung, möchte aber doch nicht darauf warten, denn es könnte vielleicht in der früheren Weise wenigstens gar nicht mehr kommen. Ist man sich einmal ganz nahe gewesen, so kann man gar nicht mehr voneinanderkommen. Daß ich's Ihnen doch nur ein klein bißchen hätte zeigen können, wie lieb Sie mir geworden sind, aber es ist nicht in meiner Natur, mein Gefühl auf die Zunge zu nehmen und in eine Formel zu kleiden, die ebensogut der brauchen könnte, der in Redensarten geschickt ist. Aber sollte ein Mann mit Ihrem Blick ins Menschenherz nicht auch mich richtig taxiert haben? Ich glaube, es zu wissen. Sie behandelten mich wie einen alten Freund und darauf bin ich stolz. Als wir uns zum erstenmal sahen, schienen wir es nötig zu haben, uns die Hand zu schütteln und dann unseren Weg zusammen weiterzugehen, als ob die Minute nichts Fremdes daraufgeworfen hätte. Das war, wie ich es mir gewünscht hatte. Und dann unsere einsamen Mittage und die freundlichen Abende bei Würst, das wird mir unvergeßlich sein.

Meine Rückreise war nicht angenehm, ich fuhr aus Sparsamkeitsrücksichten III. Klasse. Einige Stunden ging's ganz gut, ich wußte eigentlich vom Fahren gar nichts und war mit allen meinen Gedanken noch in Berlin und namentlich bei Ihrer „Maria Moroni", für die ich mir eine fulminante Ehrenrettung zurechtlegte. Als aber die Sonne blank herauskam und den Schatten der vorübersausenden Telegraphenstangen und Drähte auf den eisbefrorenen glitzernden Fenstern tanzen ließ, fühlte ich bald Kopfweh, das sich mehr und mehr verstärkte. Endlich stiegen gar in Kreuz fünf englische Matrosen mit zwei Flaschen Kognak und fünf Kalkpfeifen ein, aus denen sie mit anerkennenswerter Beharrlichkeit Shag rauchten. Dem war ich nicht gewachsen, der Kopfkrampf brach los, mit allen Äußerungen eines fürchterlichen Katzenjammers. Es blieb mir nichts übrig, als in Bromberg nach der II. Klasse überzusiedeln, worauf dann bald ein erträglicher Zustand folgte. Als ich hier ankam, war ich wieder ganz frisch.

Daß Ihre „Maria Moroni" dem Berliner Publikum ganz unverständlich geblieben ist, wirft das allerschlechteste Licht auf dieses an Rührspiel und Posse verderbte Publikum selbst. Es ist mir aber eine Freude gewesen, zu bemerken, daß nachträglich wenigstens in der Berliner Presse gewichtige Stimmen laut geworden sind, die entschieden Ihre Partei nehmen. Ich bleibe dabei, daß Ihre „Maria Moroni" zu dem Besten gehört, was auf dramatischem Gebiet seit 50 Jahren geschrieben ist, sehe daher auch mit Zuversicht der Zeit entgegen, wo man sie allgemein zu dem wenigen rechnen wird, was Anspruch auf dauernde Anerkennung hat. Sie können ganz ruhig deswegen sein und sind's ja auch, wie ich zu meiner eigenen Beruhigung weiß.

Mein „Grab der Deutschen" hat unerwartet in dem Braunschweiger Hoftheaterdirektor Schütz einen warmen Freund und Verehrer gefunden. Ich erhielt von ihm einen überaus liebenswürdigen Brief mit der Erklärung der Annahme für die dortige Bühne.

Hoffentlich haben Sie die Ihrigen frisch und gesund gefunden und die Weihnachten froh unterm grünen Tannenbaum verlebt. Meine beiden kleinen Mädchen waren ganz Freude und staunende Bewunderung. Das ältere hatte ich tags zuvor zum erstenmal nach dem Theater mitgenommen, wo man „Knecht Ruprecht, der Weihnachtsmann" gab. Das war eine ganz neue Welt, für die es denn auch an echt kindlichen wunderlichen Auffassungen nicht fehlte. Es ist eigen, was den Kindern imponiert und was sie ganz unbeachtet lassen; man könnte daran Studien machen. — Leben Sie wohl, mein teurer, verehrter Freund auch im neuen Jahre, für das ich Ihnen und Ihrer Frau Schwiegermutter, sowie allen den Ihrigen bestens Glück wünsche.

Mit Gruß und Kuß

Ihr

E. Wichert.

München, Arcisstr. 9, 2. Januar 67.

Ich bin's schon so sehr gewohnt, lieber Freund, mich von Ihnen durch Freundschaftsbeweise beschämt zu sehen, daß ich's nur „zu dem übrigen" legte, als Sie mir mit diesem liebenswürdigen Brief zuvorkamen. Von der Absicht, Ihnen zu schreiben, war ich voll bis ans Herz hinan. Aber ich saumsalte so hin unter unliebererer Korrespondenz und neuer Arbeit. Nun hab' ich's dafür, und alles, was ich als eine verschämte Beichte mir von der Seele reden möchte, sieht nach Ihrer Herzenserleichterung wie ein armseliges Plagiat aus. Da Sie aber nun einmal ein Virtuos in der Freundschaft sind, so werden Sie an meine Stümperei keine großen Ansprüche machen. Sie tun ordentlich, als sei es mein Verdienst, wenn ich mich Ihnen gegenüber wie einen lieben, alten Freund fühlte. Das ist so einer Ihrer Meistergriffe! Nehmen Sie nur Ihre Erinnerung zusammen, und fragen sich, wer denn eigentlich angefangen hat? Und jetzt wieder, wer hat denn dem andern die wahre Wohltat erwiesen? In diesen wirbelnden Tagen habe ich nur ausgeruht und ein volles Genügen gefunden in den Stunden, die ich mit Ihnen teilen konnte. Und ihr Werk ist es, daß wir nun so umeinander Bescheid wissen, wie es Sterblichen überhaupt vergönnt ist. Mir wenigstens gibt erst die leibliche Stimme die letzten Aufschlüsse über das, was ein Mensch mir ist, und Ihr Ton hat alles gehalten und mehr als Ihre Briefe verheißen hatten. Ich habe aus dieser schönen, herzlichen Zeit nur ein Bedauern mit fortgenommen, daß ich mein brüderliches Gefühl nicht bei einer edlen Flasche alten Weins ausströmen ließ und Ihnen das Du antrug, das ich Dir heimlich schon so oft zugerufen habe. Da ich der Senior bin, darf ich mir ja wohl diese Freiheit nehmen. — Gerade vor Toresschluß hat dieses Jahr mir meinen einzigen leiblichen Bruder genommen, einen armen Menschen, der aus einem Dämmerzustand des Geistes nie herausgetreten war, und den ich doch nicht ohne Schmerz verlieren sollte, wie man ja seine Sorgen liebgewinnt. Laß mich das neue Jahr damit beginnen, meinen Besitz an Menschen zu vermehren und zu befestigen. Du kennst mich nun hinlänglich, um zu wissen, was Du im Guten und Schlimmen allenfalls von mir zu befahren hast und ob Du es mit mir wagen willst. Der Untreue hat mich noch niemand zu zeihen gehabt, und was die Unbequemlichkeiten meines Wesens betrifft, so hast Du sie ja in nächster Nähe ertragen und wirst sie im brieflichen Umgang Dir leichter vom Halse halten können.

Ich bin am Sonntag nach Dir gereist, mir war wohl, als der Sargdeckel des Coupés über meinem müden Leichnam zuklappte und ich 24 Stunden mich stumm vor mich hinstrecken konnte. Die zweite Vorstellung muß sich übrigens gut genug gemacht haben, ein leidlich volles Haus, das von der Mitte des dritten Aktes an sehr in Wärme kam und steigend darin verharrte, viermal herausrief, ganz ohne Opposition — nach unparteiischen Berichten Gildemeisters und meiner Frau Schwester. Dennoch ist das Stück für Berlin mit der dritten Vorstellung abgetan und wir beide um eine Erfahrung reicher, die mich wenigstens eher anspornt als niederschlägt. Es muß doch noch einmal, selbst mit der Tragik, gerungen werden. Die Vögel, die rechtshin über „Dein Grab der Deutschen" fliegen, weissagen eine bessere Zukunft. Wenn übrigens Woltersdorff sich durch die Berliner nicht abschrecken läßt, will ich ihm doch die zwei Änderungen im vierten und fünften Akt mitteilen, die jedenfalls heilsam sein werden. Zunächst hat mich hier die unliebsame Arbeit erwartet, das Libretto des „Rotmantels" fertig zu machen, da mich der Komponist überholt hatte. Dazwischen brodelte ein alter Stoff beständig in mir herum, und heute habe ich die ersten Szenen hingeworfen. Diesmal soll's ein Benefiz für meine alte Geliebte, die Frieb, werden, die denn doch — réflection faite — allen jüngeren Sirenen den Rang abgelaufen hat. Ich habe gute Lust, schon Ende Februar damit fertig zu sein, um es noch in dieser Saison einzuschicken. Diesmal sine nomine auctoris. Denn Gott bewahre mich ein nächstes Mal vor der unerbetenen Freundesclaque, die das Hundegebell der Dramaturgen aufreizt. Ich werde, wenn ich's zustande bringe, niemand einweihen als Dich, und da es ein ganz neues Genre ist, wird man mich schwerlich erkennen.

Nimm also für die nächste Zeit mit meinem ventre à terre noch mehr vorlieb als bisher. Ich habe eine Zeitlang nicht viel andere Gedanken als dieses Stück. Nebenbei kommen jetzt hier „Die glücklichen Bettler" an die Reihe. Wenn ich nur ein gleiches von „Mit Wind und Wasser" zu melden hätte, aber Du glaubst nicht, mit welchen dreizölligen Brettern die hiesige Bretterwelt vernagelt

ist! Wie sich's aber zum Trauerspiel zuspitzen soll, ist mir unerfindlich, wenigstens nach meinen Grillen über das Tragische. Und warum auch? Es wäre die schönste, tragische Ironie, wenn Du nun erst recht in den Abgrund, der meine „Maria" verschlungen, auch Dein Werk nachschleudern wolltest.

Alle grüßen Dich aufs beste. Was gäbe ich an diesem müden Abend um ein Lied der Würst in Deiner Gesellschaft?

Von Herzen

Dein Paul Heyse.

Königsberg, den 11. Januar 1867.

Du mußt Dir schon diesmal eine schnelle Antwort gefallen lassen, teuerster Freund; sie macht auf keine schnelle Erwiderung Anspruch. Laß mich Dein so treuherzig gebotenes, liebes brüderliches „Du" annehmen, wie ich bei unserem ersten Begegnen Deine Hand drückte — ohne viel Worte, aber mit innigster Bewegung im Allerinnersten, das seine eigene Sprache hat. Nur das eine laß mich Dir sagen: Daß es mich fast freut, daß Du mir nicht in Berlin bei einer Flasche Wein Brüderschaft geboten hast, ich hätte mir einbilden können, daß die Erregung des Augenblicks Dich zu etwas hingerissen hätte, was Dir hinterher bei kühlerer Betrachtung hätte leidtun können. Wenn man die Mitte der 30er überschritten hat, denkt man über das „Du" und „Du" anders, wie in der leichtfertigen Studentenzeit; man muß schon die Gewißheit in sich tragen, sich fürs ganze Restleben viel geworden zu sein, und sich viel sein zu wollen, wenn man aus innerstem Bedürfnis auch äußerlich alle konventionellen Schranken niederreißt und sich ins Paradies der Freundschaft stellt. So ist's besser, mein Freund. — Du hast Zeit gehabt zur Abkühlung und Überlegung, und Du hast mir Dein „Du" aus ein paar hundert Meilen Entfernung schwarz auf weiß gegeben, in einer ganz ruhigen Stunde und ohne allen Klingklang. — Da weiß ich nun, was ich habe, und halte es fest, wie den teuersten Besitz, den ich mein nennen kann. Aber wenn wir wieder zusammenkommen (was, so Gott will, nächsten Sommer geschehen soll), dann wollen wir eine lustige Flasche vom allerbesten draufsetzen, meinetwegen Champagner. Denn mit dem französischen Rausch fliegt die deutsche Liebe nun nicht mehr fort. Oder hast Du lieber Rheinwein? Um des Stückes Poesie, das noch immer drin ist, wär's am Ende der richtige Wein für uns.

Deine „Maria Moroni" ist bereits mit möglichst großen Lettern auf den Theaterzetteln angekündigt. Ich lege Dir den Anschlag bei, damit Du über die wunderliche Gesellschaft lachen kannst, in der Du Dich diesmal befindest. Es sind die stolzesten Namen darunter: Shakespeare, Schiller, Goethe. Freilich laufen auch Iffland, Müllner und Kotzebue mit unter. Den Trauerspielen, die nicht gar zu lang sind ist irgendein kleiner Spaß, — gleichsam als Satyrspiel, — angehängt, zugleich damit gewisse Regionen des Theaters nicht ganz leer ausgehen. So mußt Du Dir schon die Müllnersche „Onkelei" hintennach gefallen lassen, und Dich schon damit trösten, daß es wenigstens keine moderne Posse ist, sondern ein kleines Stück, das vorwiegend antiquarisches Interesse hat, und also dem gebildeten Zuschauer mehr bedeutet, als ein gewöhnlicher angehängter Schwank, zur Wiederherstellung der heiteren Stimmung. Woltersdorff ist bis zu einem gewissen Grade hochherzig, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade. Was haben wir ihm nicht schon wegen dieser Verbindung von Trauer- und Lustspiel zugesetzt? Er weist kaltblütig mit dem Finger auf seine Kassenbücher und die sich daraus ergebenden Einnahmen. „Ich will Euch klassische Stücke und gute Novitäten aufführen,' sagt er, „aber Ihr müßt erlauben, daß ein Direktor, der lediglich auf sich gestellt ist, seine Kasse dabei nicht ganz vergißt." Es ist das kein besonders hoher, aber auch gerade kein unbilliger Standpunkt zu nennen. Wie sehr er Deine „Maria Moroni" trotz des Zweifels an ihrem Kassenerfolge achtet, zeigt Dir eben der Umstand, daß er sie in den Zyklus der auserwählten Vorstellungen unter den Klassizitäten und Antiquitäten von literar-historischem Interesse aufführt. Die Aufführung ist in etwa drei bis vier Wochen zu erwarten. Schicke mir also Deine Abänderungen in längstens 14 Tagen, damit sie gleich bei der Rollenausschreibung benutzt werden können. Ich verspreche Dir übrigens, nochmals die Rollen mit den einzelnen Schauspielern durchzugehen und bei den Proben zugegen zu sein, soweit meine amtlichen Geschäfte es irgend erlauben. Auch soll das Publikum schon im Vorwort auf den richtigen Standpunkt gestellt werden.

Mein „Mit Wind und Wasser" ist hier nun wirklich als Trauerspiel gegeben worden, und zwar mit recht gutem Erfolge. Ich hatte ein so andächtiges Publikum, wie ich's mir nur wünschen konnte; nicht eine einzige Störung kam vor. Namentlich machte der jetzige fünfte Akt großen Eindruck und mitunter war wirklich lautlose Stille im Theater. Ich habe mich also nicht verrechnet, was mir große Freude macht, da es mir beweist, daß ich gleich anfangs das richtige Gefühl gehabt habe.

Viel Glück zu Deinen „Glücklichen Bettlern". Auf Deine neue Arbeit bin ich natürlich ungeheuer begierig. Was bist Du für ein reicher Mensch! Die Stoffe fließen Dir zu, wie Du nur die Hand ausstreckst, und Du hast Zeit, sie zu verarbeiten. Ich bin augenblicklich in Statistik vergraben und in Akten eingesargt. Vor März bekomme ich nicht freien Kopf, aber dann, ja was dann?

Empfiehl mich Deinen Lieben.

Mit brüderlichem Gruß und Kuß

Dein E. Wichert.

Fliegen. Von Dipl.-Ing. Erich Laßwitz

Aus der Enge und dem Dunst der Stadt steigt Faust mit Wagner am Ostersonntag auf die Höhe, dem Lichte zu. Die Sonne sinkt:

„Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt.
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben."

Die Sehnsucht, sich freizumachen von der Schwere der Erde, die durch das Licht etwas gestillt worden war, regt sich neu:

„O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!"

Da ist dieser Wunsch zum erstenmal: Flügel zu besitzen und der Sonne im freien Fluge folgen zu können, sich loszulösen von der Erde. Resigniert erkennt er:

„Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Goethe hat in diesen Versen die uralte Sehnsucht der Menschheit ausgesprochen, die nach Befreiung aus den Fesseln der irdischen Gebundenheit verlangt. Denn der Wunsch nach körperlichen Flügeln ist nur eine Übertragung des geistigen Wunsches, „sich vom Dunst zu den Gefilden hoher Ahnen zu heben." Herren der Erde, die die Menschen zu sein scheinen, sind sie ihr jedoch untertan. Mit geheimnisvoller Kraft zieht sie alle Körper zu sich heran, hält sie fest und beherrscht sie. Nur der Vogel scheint frei zu sein, wenn er auch in Wirklichkeit den gleichen Gesetzen unterworfen ist. Aber er schwingt sich in die Höhe, beherrscht Luft und Erdenschwere:

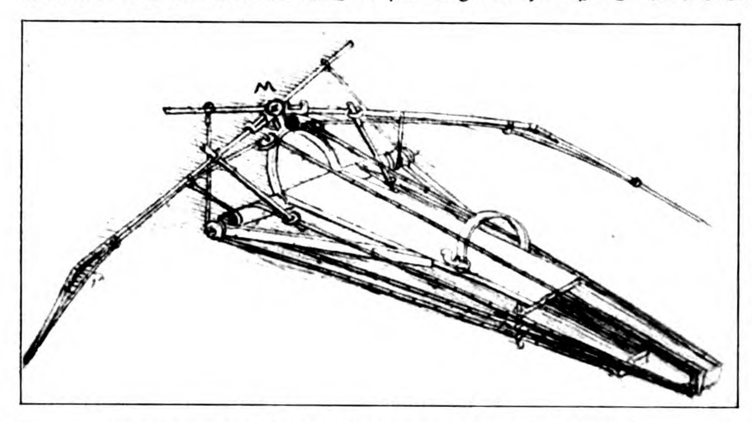
„Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen."

Physikalisch sind wir uns über die Gesetze ganz im klaren, die uns diese Fessel auferlegen. Wir kennen die Anziehungskraft der Erde und wissen, daß sie eine Energieform bildet wie Licht, Wärme, Elektrizität. Aber wir können sie nicht darstellen wie jene. Der Phantasie des Dichters ist es bisher noch überlassen geblieben, die Erdschwere genau so zu beherrschen wie andere Energieformen. In dem Roman „Auf zwei Planeten" läßt Kurd Laßwitz die Bewohner des Mars ihre physische und daraus folgende ethische Überlegenheit über die Menschen dadurch gewinnen, daß sie gelernt haben, die Schwere als Energieform zu erzeugen und zu vernichten, indem sie schwerelose Körper herstellen können, so wie wir Körper kennen, die die Lichtwellen hindurchlassen. Uns Menschen ist dieser radikale technisch-physikalische Fortschritt noch nicht geglückt, wir haften noch an der Erde. Wollen wir uns von ihr wenigstens vorübergehend befreien, so müssen wir zu dem Hilfsmittel der Vögel, dem Flügel, greifen oder Körper herstellen, die leichter als Luft sind.

Denn die Luft, die unsere Erde umgibt,



Pompejanisches Wandbild des vorchristlichen Jahrhunderts mit der Darstellung des Ikarusfluges



Modellzeichnung für ein Flugzeug von Leonardo da Vinci

hat ja ein bestimmtes Gewicht. Es ist somit möglich, daß Körper, die leichter als diese Luft sind, in ihr „schwimmen“, genau so wie das Holz, das leichter als das verdrängte Wasser ist, in diesem schwimmt. Solche Körper haben wir gebildet aus Blasen, die mit leichten Gasen gefüllt werden. Luftballons wurden sie genannt, und zu Luftschiffen bildete sie der überlegene Geist menschlicher Technik aus. Aber in dieser Form lag ihr schwerster Nachteil. Nur Körper von großem Rauminhalt können die nötige Luftverdrängung erreichen, um sich selbst und noch die menschliche Last zu tragen. So bilden sie eine große Widerstandsfläche für die Kräfte, die in der Luftbewegung selbst ruhen, die Luft wird ihr Feind, und sie sind mehr oder weniger ihr untertan, so wie der schwere Körper der Erde Sklave ist. Wohl ist es gerade deutscher Forschung und deutscher Technik gelungen, gewaltige Luftkreuzer zu erbauen, fliegen im eigentlichen Sinne können diese Luftschiffe nicht. Sie sind, was ihr Name schon sagt, Schiffe, die in der Luft schwimmen, wie das Boot im Meer, und die mit Maschinen fortbewegt und mit dem Steuer gelenkt werden.

So erscheint das Luftschiff als ein Ausweg, den der Mensch fand, um auf diese Weise das Luftmeer zu beherrschen. Viel älter aber als der Bau von Luftschiffen und Luftballons ist das Bestreben des Menschen, selbst fliegen zu lernen. Nicht nur die naive Sage des Altertums heftete dem Ikarus und Dädalus wirkliche Flügel an, sondern auch noch in den Tagen, als das Flugzeug sich schon zu seiner heutigen Form entwickelte, war die genaue Nachahmung des Vogelflügels Ziel und Streben mancher Erfinder. Das ist leicht zu verstehen. Dem harmlosen Beobachter des Vogels erscheint dessen Flügelschlag der maßgebende Faktor des Fliegenkönnens zu





Flugversuche Otto Lilienthals

sein. Erst die spätere genaue Beobachtung des Vogels, besonders die Momentphotographie, hat gezeigt, daß das Fliegen des Vogels aus recht verwickelten und sehr verschiedenen Ursachen sich zusammensetzt. Auch unter den Vögeln gibt es Könner und Nichtkönner. Der hervorragendste Flieger ist der Albatros. Es ist beobachtet worden, daß er sechs Tage und Nächte, ohne einmal niederzusitzen, Schiffen gefolgt ist. Mit ausgebreiteten Flügeln schweben diese Segler in bedeutender Geschwindigkeit dahin, kaum unterbricht je ein Flügelschlag dies Segeln. Sie schöpfen also aus der Luft selbst die Kräfte, die sie tragen und vorwärtstreiben.

So konnten auch all die Bemühungen der Menschen, die den Flügelschlag des Vogels durch irgendwelche Konstruktionen nachahmen wollten, keinen Erfolg zeitigen. Ganz abgesehen davon schlägt auch der Vogel seine Flügel nicht auf und nieder, er „rudert“ vielmehr, wobei die Flügelspitzen eine geschlossene 8 beschreiben. Dies haben die früheren Beobachter ebensowenig feststellen

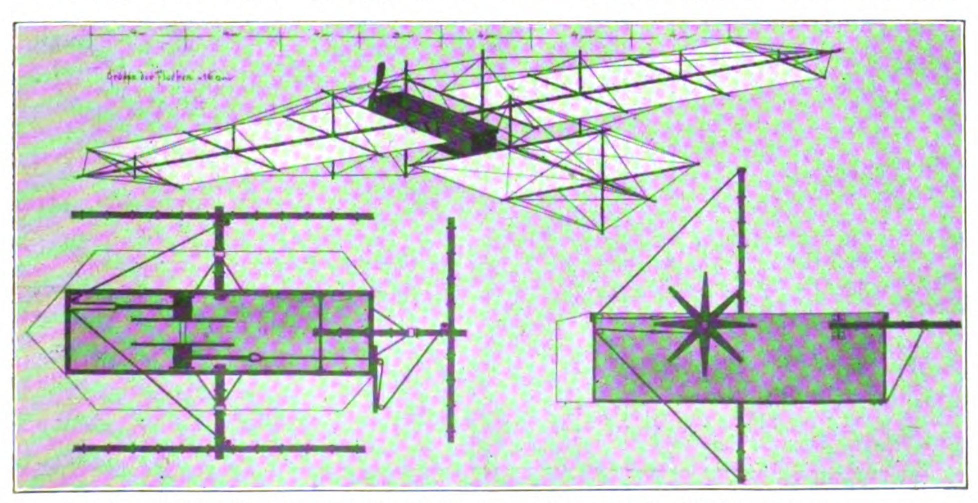


Die Luftschiffer. Aus den Sueños von Goya

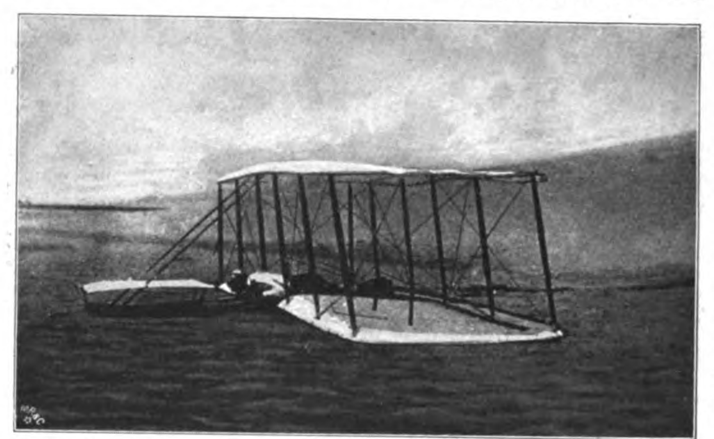
können, wie sie die Tatsache der Wölbung des Flügels übersahen und auch nicht beachteten, daß kein Vogel sich unmittelbar vom Erdboden durch Fliegen heben kann. Immer springt der Vogel vom erhöhten Platz herab oder er schnellt sich mit Hilfe der Beine in die Höhe, ehe er fliegt.

Den richtigen Weg zur Erforschung des Flugproblems haben erst die Drachen gewiesen, jene leichten Gebilde aus Stoff oder Papier und Draht- oder Holzgerüsten. Sie zeigten die in der Luft ruhenden Kräfte und ihre Verteilung. Der Drachen besitzt zum erstenmal Tragflächen, gegen die die Luftkräfte drücken. Als er sich von der haltenden Schnur befreite, wurde er zum Flugapparat.

Den Weg zum Flugzeug fand ein Deutscher. Am Beginn der Entwicklung des menschlichen Fliegens steht sein Name mit großen Lettern eingeschrieben: Otto Lilienthal. Am 3. Mai 1848 in Anklam als Sohn eines Kaufmanns geboren, hat er sich zunächst als Maschineningenieur ausgebildet. Aber sein Leben hat nur im Dienste des Fliegens gestanden. Schon der vierzehnjährige Junge machte Flugversuche, er hatte die Störche



Konstruktionszeichnung für ein motorloses Flugzeug vom Maler Arnold Böcklin. Aufnahme Bruckmann



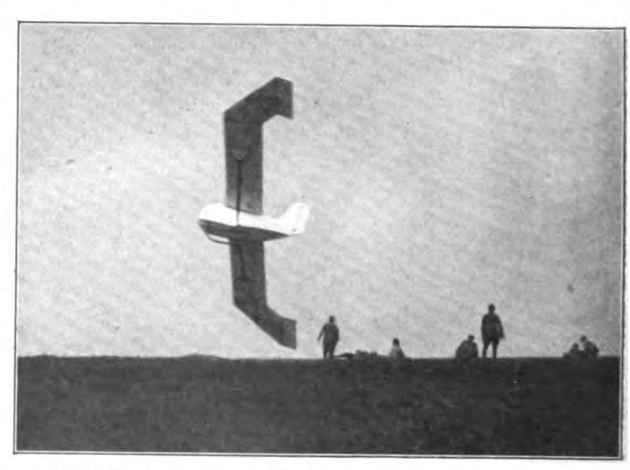
Motorloser Gleitflieger der Gebrüder Wright aus den Jahren 1900 bis 1902

seiner Heimat beobachtet und dabei festgestellt, daß sie immer auch, wenn sie dabei der Gefahr entgegeneilten, gegen den Wind anliefen. Diese Beobachtung hat die Grundlage für eines der heute noch ebenso wie früher gültigen Gesetze des Fliegens gebildet. Lilienthal erkannte aber auch, daß lediglich die Segler unter den Vögeln als Vorbilder und Lehrmeister für den Menschen in Frage kommen. Jahrelang hat er diese beobachtet, Apparate gebaut und unermüdlich geübt, bis er das Gleichgewicht beim Flug erhalten konnte. Von erhöhten Punkten ließ er sich herabgleiten und legte dann einen Hügel an, von dessen Kuppe er gegen den Wind anlief, bis es ihm gelang, eine Strecke von 400 m zu überfliegen. Mit seinen Erfolgen verdichtete sich die Gewißheit, daß er auch mit theoretischen Arbeiten auf dem richtigen Wege war. Er hat ganz sicher die weitere Entwicklung vorausgesehen und bestimmt gehofft, zur Verwicklung dieser Erwartungen selbst beitragen zu können. Er dachte auch daran, für die Zeiten der Windflaute, wenn die auftreibenden natürlichen Kräfte fehlten, Motoren einzubauen. Aber das Schicksal gönnte ihm nicht den Erfolg. Bei einem Gleitflug in den Rhinower Bergen stürzte er am 11. August 1896 tödlich ab.

Sein Lebenswerk war damit aber nicht verloren, denn er hinterließ ein Buch: „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst“, das noch heute als grundlegende literarische Arbeit für das Flugwesen gilt. Der größte Teil der darin aufgestellten Grundsätze besteht heute noch zu Recht, und alle Nachfolger Lilienthals haben auf diesem Werk als Grundlage aufgebaut. Zunächst ließen jedoch nach dem Tode Lilienthals die Nachfolger lange auf sich warten. Erst mehr als zehn Jahre später traten in Amerika zwei Männer auf, die fliegen konnten. Es waren die Gebrüder Orville und Wilbur Wright. „Lyers or Flyers“ — Lügner oder Flieger — fragte man damals zweifelnd. Aber die Nachrichten waren wahr. Den Wrights war tatsächlich der Flug mit Hilfe eines Motors gelungen.

Die Wrights stammten aus Dayton im Staat Ohio, wo ihr Vater Geistlicher war, die Mutter war eine Deutsche. Auch bei ihnen hat sich der Hang zum Fliegen früh gezeigt, den wesentlichsten Einfluß hat jedoch die Nachricht von Lilienthals Tod auf sie gehabt. Erst rein sportlich unternahmen sie mit einem der Lilienthalschen Maschine genau nachgebildeten Apparat ihre Übungen. Dann aber brachten sie an ihrem Apparat eine bedeutsame Verbesserung, Steuerflächen, an. Zwar hatte Lilienthal schon ein einfaches Höhensteuer benutzt, die Wrights erkannten aber die Wichtigkeit der Steuerflächen für die Bestimmung der Richtung und die Erhaltung der Querstetigkeit des Flugzeugs. Sie bildeten diese Quersteuer beweglich aus, erreichten also erstmalig das, was später „Verwindung“ genannt wurde. Damit schalteten sie den Körper des Fliegers als Mittel zur Erhaltung des Gleichgewichts des Flugzeuges aus.

Bis hierher waren die Brüder Wright die ebenbürtigen Fortsetzer der Lilienthalschen



Eindecker Berlin stürzt ab. (Konstrukteur: Prof. v. Parseval)
Aufnahme W. v. Langsdorff

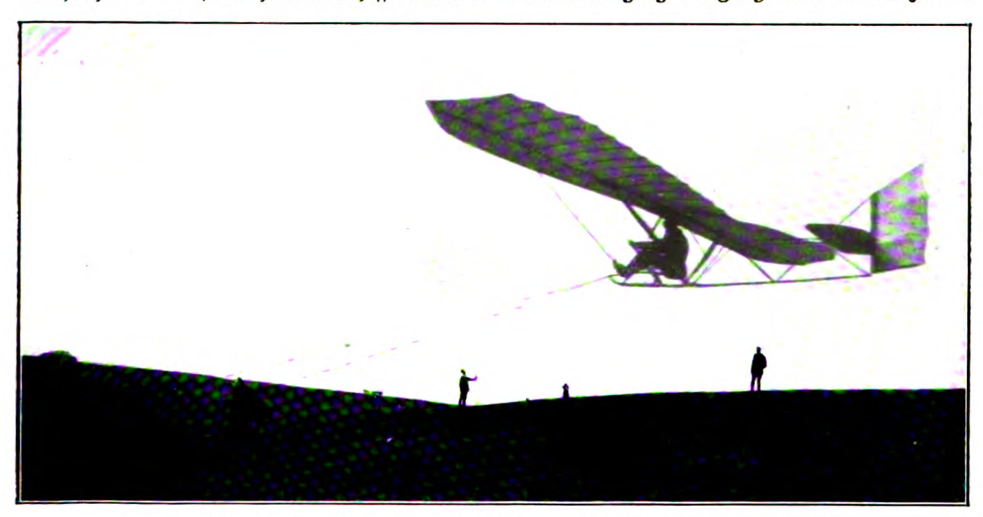


Wasserflugzeug der Luft-Fahrzeug-Gesellschaft von Marinebaumeister a. D. Baatz

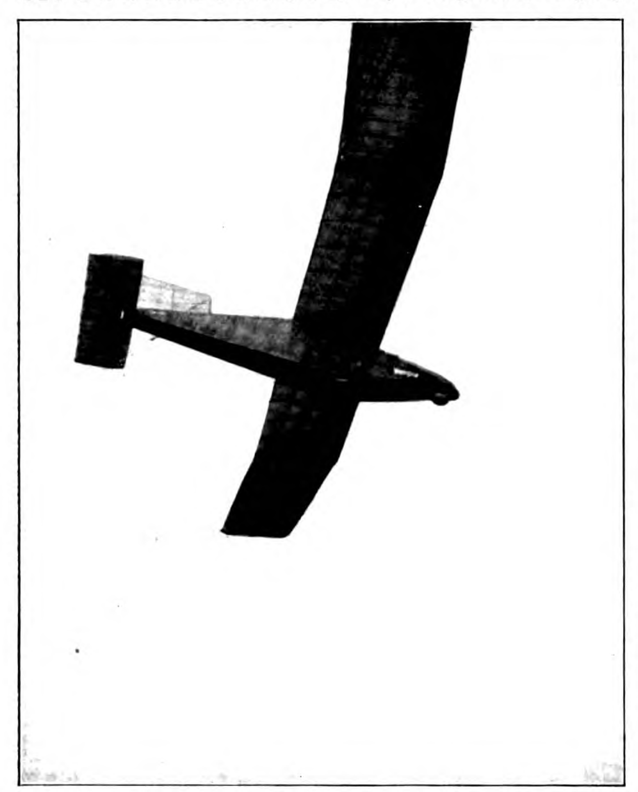
Arbeit und die erfolgreichen Pioniere des Segelflugs. Nun aber gingen sie einen neuen Schritt, mit dem sie zugleich die Entwicklung der Fliegerei vom Segelflugzeug ab auf eine neue Bahn lenkten. Sie bauten einen Motor ein. Und damit beginnt der beispiellos schnelle Siegeszug des Motorfluges. Am 17. Dezember 1903 flog Wilbur Wright zum erstenmal mit einem Motor 90 Sekunden, am 5. Oktober 1905 blieb einer der Brüder 30 Minuten in der Luft und überflog eine Strecke von 39 km, am 9. September 1908 startete Orville Wright zum erstenmal mit einem Fluggast, und am 25. Juli 1910 überquerte der Franzose Blériot den Ärmelkanal. Das weitere ist noch in unserer Erinnerung: immer stärkere Motoren wurden in die Flugzeuge eingebaut, immer größere Leistungen erreicht. Der Krieg schließlich bildete das Flugzeug zur grausamsten und unheimlichsten Waffe aus, schuf aber zugleich in ihm ein Instrument, das mit erstaunlicher Sicherheit das Reich der Luft zu beherrschen schien. Die Nachkriegszeit leitete die Entwicklung dann zum Verkehrsflugzeug über, dessen wir uns heute für den Reisenden mit der gleichen Sicherheit wie Eisenbahn und Schiff bedienen.

Der Motorflug hatte durch seine kraftvolle Entwicklung dem Segelflug scheinbar das Todesurteil gesprochen. Trotzdem konnte die Idee des motorlosen Fliegens nicht unterdrückt werden. Immer hatte es einzelne Idealisten und Flugbegeisterte gegeben, die am Gedanken des Segelfluges festhielten und mit zäher Energie arbeiteten. Neben einzelnen Persönlichkeiten in Deutschland, wie Harth, Messerschmidt, Offermann, Pfannmüller, Gutheremuth, waren es vor allem die an verschiedenen Technischen Hochschulen entstandenen flugtechnischen Vereinigungen und Studiengesellschaften, die auf dem Gebiete des Segelflugs unentwegt weiterarbeiteten. Als dann die Einsicht auch in Motorfliegerkreisen wuchs, daß das mit Riesenmotoren ausgerüstete Flugzeug niemals ein wirtschaftliches Verkehrsmittel werden könne, und als das sinnlose Diktat von Versailles den Deutschen den Bau von Motorflugzeugen verbot, da begann eine neue Blütezeit des Segelfluges. Die Dresdener akademische flugtechnische Vereinigung gab den Anstoß zu Wettbewerben, die der Frankfurter Ingenieur Ursinus, der Herausgeber der Zeitschrift „Flugsport“, vorbereitete und einrichtete und die dann erstmalig im Sommer des Jahres 1920 auf der Wasserkuppe in der Rhön ausgetragen wurden.

Die Leistungen dieses ersten Rhön-Segelflug-Wettbewerbes waren noch sehr bescheiden, im Mittel ging die Flugdauer der einzelnen



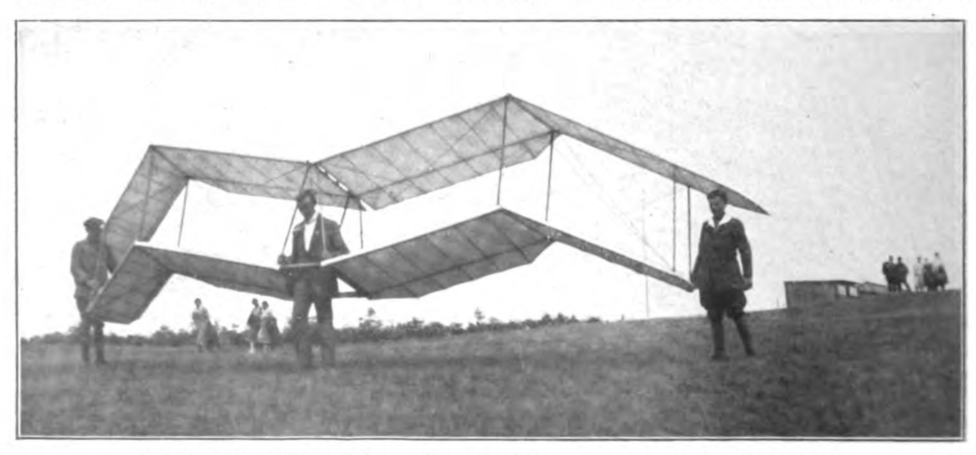
Ein Start des Regierungsbaumeisters Harth. Aufnahme W. v. Langsdorff



Hentzen-Hannover auf „Vampyr“ beim dritten Stundenflug
Aufnahme W. v. Langsdorff

Apparate nicht über 15 bis 20 Sekunden hinaus. Nur das von Dipl.-Ing. Klemperer gesteuerte Flugzeug der Flugtechnischen Vereinigung Aachen erzielte den Rekord von 142½ Sekunde bei einer Flugweite von 1830 m. Diesen Rekord überbot Regierungsbaumeister Harth, allerdings außerhalb des eigentlichen Wettbewerbs. Leider sollte der 9. August, der Tag, an dem vor 24 Jahren Lilienthal verunglückt war, auch in der Rhön zu einem Unglückstag werden. Freiherr von Lößl, einer der begabtesten und ernstesten Vorkämpfer des Segelfluges, stürzte mit seinem Doppeldecker, mit dem er am Tage vorher schon 40 Sekunden in der Luft gewesen war, tödlich ab.

Bis zu dem neuen, dem zweiten Wettbewerb im Sommer 1921 war viel gearbeitet worden, so daß die Anforderungen, die gestellt wurden, schon viel höhere waren. Auch die große Zahl der Meldungen bewies, welche große Anhängerschaft inzwischen der Segelflug gefunden hatte. Unter den Seglern zeichnete sich wiederum Klemperer aus, der einen Zielflug von 13½ Minuten und 7 km Flugweg zurücklegte. Er konnte dabei mehrere Male längere Zeit sich an einer Stelle schwebend halten und ließ sich fast senkrecht 50 bis 80 m von der Luftströmung hochheben. Sein Rekord wurde aber wenige Tage später von Martens auf einem Eindecker der Technischen Hochschule Hannover überholt. Er legte in 15¾ Minuten 7,5 km zurück und verlor dabei nur 400 m an Höhe. Außerhalb des Wettbewerbs ist übrigens Harth in jenen Tagen 24½ Minuten, wobei er den Heidelstein in der Nähe der Wasserkuppe in vielen Schleifen umflog, in der Luft geblieben, um schließlich nur 150 m vom Abflugsort entfernt und 12 m tiefer als dieser zu landen. Das interessanteste Flugzeug des Jahres 1921 war vielleicht der von



„Weltensegler“-Hängegleiter. (Doppeldecker.) Aufnahme W. von Langsdorff



Eindecker „Edith" der Technischen Hochschule, Darmstadt
Mit 1 P.S. zum Start auf die Rhönkuppe. Aufnahme Berliner Bilderbericht

Fr. Wenk erbaute „Weltensegler", zu dem entschieden der Albatros, der mächtigste und leistungsfähigste Segler unter den Vögeln, als Vorbild gedient hatte. Mit diesem Segler stieg am 14. August ein im Kriege bewährter Kampfflieger, Wilhelm Leusch, auf und zog, immer langsam ansteigend, völlig ruhig, trotz Böen, davon. Es war ein überwältigender Anblick für alle, die diesen Flug sehen konnten. Aber plötzlich nach $2^1/_2$ Minuten — die Ursache ist niemals aufgeklärt worden — stürzte der stolze Vogel aus 400 m ab und begrub seinen Lenker unter seinen Trümmern.

Die Entwicklung des Segelfluges konnte auch dieses schmerzliche Opfer nicht aufhalten. Der dritte Rhön-Wettbewerb des vergangenen Jahres sollte vielmehr ungeahnte Erfolge bringen, die mit einem Male die ganze Welt aufhorchen ließen. Wieder war es der Hannoveraner Apparat, mit dem Martens eine Stunde und bald darauf Hentzen zwei und drei Stunden, ohne zu lenken, flog. Auch Hackmack hielt sich zugleich mit Hentzen während anderthalb Stunden in der Luft. Diese überraschenden deutschen Erfolge riefen die ausländische Fliegerschaft auf den Plan. Überall wurde auf einmal motorlos geflogen, und es dauerte gar nicht lange, daß die deutschen Leistungen überboten wurden. Zwar sind diese Rekorde sportlich nicht einwandfrei festgestellt worden, aber trotzdem ist aus ihnen die Tatsache zu erkennen, die schon aus den deutschen Rekordflügen sich ergab, daß das Segeln im aufsteigenden Luftstrom nicht nur von der Konstruktion des Apparates, sondern vom Können des Fliegers und von den besonderen



Fokker bei Vornahme konstruktiver Änderungen nach den bei Probeflügen gemachten Erfahrungen. Aufnahme Berliner Bilderbericht

örtlichen, oder richtiger atmosphärischen Verhältnissen abhängt.



Start des Stuttgarter Eindeckers im Rhön=Wettbewerb 1922
Aufnahme W. von Langsdorff

Der grundlegende Unterschied zwischen Motorflug und motorlosem Flug beruht ja darauf, daß der motorlose Flug die in der Luftbewegung vorhandenen Kräfte ausnutzt. Beim Motorflug dagegen schraubt sich der vom Motor angetriebene Propeller durch die Luft, so wie die Schiffsschraube das Schiff durch das Wasser drückt. Mit dem Wachsen der Geschwindigkeit des Flugzeugs wächst auch der Luftdruck gegen die Flügelflächen, und mit diesem Luftdruck arbeitet der Pilot, wenn er sich vom Boden in die Luft erhebt. Zugleich schaufelt der Propeller gewissermaßen die Luft unter das Flugzeug und treibt dieses so in die Höhe. Immer ist aber die Kraft, die das Flugzeug hebt und vorwärtsbewegt, eine künstlich erzeugte. Die natürlichen Luftströmungen wirken dagegen störend auf den Motorflug ein, und der Flieger meidet sie oder durchschneidet sie mit brutaler Kraft.

Diese natürlichen Luftströmungen sucht im Gegensatz dazu der motorlose Flieger auf; er fliegt erst mit ihrer Hilfe genau so wie die Segler unter den Vögeln. Falken oder Möwen müssen wir nur einmal beobachten. Sie durchfliegen gewaltige Strecken, ohne die Flügel zu bewegen und verlieren trotzdem nicht an Höhe. Heute wissen wir, daß der Vogel die Luftströmungen ausnutzt. Er hat für das Herausfühlen dieser Luftströmungen wohl ein besonderes Organ oder instinktives Vermögen, das dem Menschen fehlt. Wenn aber der eine oder andere Segelflieger behauptet, er könne nicht fliegen, ohne die Luft zu fühlen — also damit die geschlossenen und schützenden Gondeln verwirft — so liegt darin wohl auch das Bestreben, das Luftempfinden nicht



Dipl.=Ing. Klemperer, Aachen, auf seiner „Blauen Maus“ bei einem Talflug von Fokker gefilmt (Rhön=Wettbewerb 1921)

ausschalten, sondern einen fehlenden Sinn wecken und vervollkommnen zu wollen.

Die Luft ist im allgemeinen immer bewegt, wenn wir auch von Windstille sprechen. Es kommt nur darauf an, die bewegten Schichten, die bald höher, bald tiefer liegen, aufzusuchen. Sonnenstrahlung und Beschaffenheit der Erdoberfläche sorgen dafür, daß hier Erwärmungen, dort Abkühlungen stattfinden und so die kältere Luft sinkt, die wärmere steigt und Verschiebungen der Luft nach allen Richtungen auftreten. So entstehen bögige Luftschwankungen und -bewegungen, die der Vogel ausnutzt. Außerdem beeinflussen die Strömung der Luft Hindernisse, die aus der glatten Erdoberfläche aufragen, wie Berge, Wälder auf dem Lande, Inseln im Meer. An Bergerhöhungen besonders wird auf der, der Luftströmungsrichtung entgegensehenden Seite stets ein aufsteigender Luftstrom vorhanden sein. In solchen Luftströmen segeln die Vögel mit Vorliebe, und für das Segeln besonders günstige Verhältnisse weist auch die Wasserkuppe in der Rhön auf. (Über diese Fragen der Kraftquellen der Luft gibt übrigens ein vorzügliches kleines Buch von Dr. W. Georgii, Verlag Klasing & Co., Berlin: „Der Segelflug und seine Kraftquellen im Luftmeer" ausführliche und erschöpfende Antwort.)

Im aufsteigenden Luftstrom stehenzubleiben, sich heben zu lassen und unter möglichst geringem Höhenverlust vorwärtszugleiten, das ist der erste Schritt gewesen, der den Segelfliegern in ihrem Bestreben vorwärtszukommen geglückt ist. Drei Stunden hat Hentzen sich so in der Luft gehalten. Wohlgemerkt, er ist dabei immer in der Nähe der Wasserkuppe geblieben, hat sich also von dem helfenden Luftauftrieb nicht getrennt. Noch günstiger lagen die Verhältnisse für den Rekordflug des Franzosen Maneyrolles, aber auch er ist aus dem aufsteigenden Strom nicht gewichen.

Dieses Schweben im aufsteigenden Luftstrom nennen wir den „statischen" Flug. Den Beweis, daß er möglich, ja zeitlich nur von der körperlichen Leistung des Fliegers abhängt, hat der Rhönwettbewerb gebracht. Dem „statischen" Flug gegenüber steht aber der „dynamische" Flug, der unabhängig von den Vertikalbewegungen der Luft und der Bodengestaltung ist. Georgii beschreibt diesen „dynamischen" Flug mit folgenden Worten: „Der Flugkörper (Vogel oder Flugzeug) muß Energie zu gewinnen suchen dadurch, daß er für einen Teil des Windes eine Geschwindigkeitsänderung bewirkt. Diese besteht in einem Ausgleich der Windschwankungen, indem die Relativgeschwindigkeit während des Windschwellens herabgesetzt und nur in den Windflauten beschleunigt wird. Durch diesen Ausgleich vermag der Flugkörper der Luft die in den Windschwankungen aufgespeicherten Energien zu entziehen und für seine Flugleistungen nutzbar zu machen."

Wohl mögen einzelne dynamische Flüge schon gelungen sein. Ein Beweis, daß der dynamische Flug sichergestellt ist, liegt aber noch nicht vor. Ihn zu erbringen, ist das heutige Bestreben der Segelflieger. Erst wenn es gelingt, unabhängig von der Bodengestaltung lediglich mit Hilfe der „turbulenten" Luftströmungen ein entfernt vom Abflugsort liegendes und vorher bestimmtes Ziel zu erreichen, dann erst ist das Problem gelöst. Dann erst wird der Mensch fliegen können. Ein weiter Weg ist es noch bis dahin; ein Weg voll Mühsal, Arbeit und Gefahr. Und unter den heutigen Verhältnissen ein Weg voller Entsagungen. Denn die Mittel, die zur Verfügung stehen, sind sehr gering, die Erfordernisse für Bauten und Versuche sehr groß. Nur die private Hilfe kann die tapferen Kämpfer in ihrem mutigen Streben unterstützen. Es wäre sehr zu wünschen, daß größere materielle Unterstützungen den hart ringenden Segelfliegern zugingen, nicht bloß diesen jungen Helden zuliebe, sondern wegen der Sache selbst.

Denn es handelt sich hier nicht bloß um ein sportliches Ereignis. Das Problem liegt viel tiefer. Im Motorflug bezwangen Maschinen die Luft mit gewaltigen, künstlich erzeugten motorischen Kräften. Es war ein gewaltsamer Sieg der Technik über die Natur. Das ist aber nicht der Sinn der Technik. Die Idee der Technik liegt in der Wandlung der unbeherrschten und gesetzlosen Naturkräfte in ein gesetzmäßiges und bewußtes Wollen des Menschen. Diese Idee ist hier erfüllt worden: der Segelflug ist ein Sieg der Technik durch die Natur. Er nützt bewußt die vorhandenen Naturkräfte aus und macht die Natur zu seiner Helferin. Erst so erfüllt die Technik ihre kulturelle Aufgabe, und der Segelflug mag uns, so betrachtet, als ein bedeutsamer Schritt des Menschen auf dem Wege zu einer höheren kulturellen Stufe erscheinen. Er ist schließlich die gleiche Erkenntnis, die Goethe seinen Faust gewinnen läßt. Faust hat die Welt durchstürmt, nur begehrt und nur vollbracht. Am Ende seines Lebens erkennt er: „dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm." Da greift er zur Technik und wandelt die scheinbar feindliche Natur zur Freundin, er „eröffnet Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen". Und seine letzten Worte lauten:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
„Verweile doch! du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn!"
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.



Kirchgang. Von Manfred Hausmann

Als gestern morgen der Sonntagswind
Mit frischem Golde vorüberstrich,
Mir wurde da so dumpf und blind,
So krank ums Herz und wunderlich.
Fuhr also auf die Straße 'naus
Und ging so hin und kam an ein Haus,
Das sah als wie eine Kirche aus.
Ein Glöckchen machte klingeling,
Eine Orgel an zu brummen fing.
Jetzt, als der Frauen heilige Brunst
Aufschwebte über dem Männerdunst
So überhell und inniglich,
Weiß nicht, ob's rechter Dinge ging,
Ich kroch hinein und setzte mich.

Die Scheiben waren hübsch blank und klar,
Man sah des Herrn Pfarrers Garten gar,
Und auf dem seligen Gottestisch
Ergänzten drei gelbe Äpfel frisch.

Ein Fräulein bleich, das neben mir saß,
Neigt' ihr Gesangbuch ganz behend,
Und zeigte mir das Wo und Was,
Auf daß ich auch ertönen könnt'.

„Dein Lied, lieb's Kind, geht mich nichts an.
Ich bin ein ganz böser, trotziger Mann.
Ich glaube keinen, keiner glaubt mich.
Seufz' du dein Liedchen hübsch für dich."

So ließ sie mich mit mir allein.
Ich lehnte mich rückwärts in die Bank
Und dachte hinaus und dachte hinein,
Umwickelte mich mit trübem Gerank
Und dachte mich tiefer in mich ein.
Da wehte was Kaltes von innen her,
Als käme es ganz von ungefähr.
Ich wußt' aber gleich: Jetzt tauch' ich hinab
In das Innerste, was ich in mir hab',
In das Nichts, in die Nacht, in das einsamste Grab.
Da liege ich mutterseelenallein
Wie ein kleines Kind im Totenschrein.
Dann kommt was wie Würmer, wie dünner Zwirn
Und kriecht ins Blut und zerfrißt das Gehirn.

„Zu Hilfe!" ich schrie vor Entsetzen laut.
Ich zappelte auf und griff umher.
„Zu Hilfe! Ich werde verrückt! Mir graut!
Zu Hilfe! ... Zu Hil ... Ich kann ... nicht ... mehr ..."

Da rührte mich jemand an wie ein Wind
Und hielt meine Stirn und sagte gelind:
„Ich bin doch da ... ich bin doch da!"
„Ach liebes, leises Menschenkind ...
Du bist ... O Gott, du bist es ja!"
„Ich glaube, ich bin's, dein Leben ich bin,
Hier innen in deinem Wesen drin,
Wie du mein zitterndes Leben bist.
Weiß selbst nicht, wie das alles ist,
Seit du mich gestern nacht geküßt."

Nun blühte die allerstillste Stund'
In meinem Wesen am tiefsten Grund.
Wir neigten uns in den innern Bund,
Wir küßten uns mit dem inneren Mund ...
Das Schweigen stieg so ängstlich auf.
Es läutete eine Glocke schwer,
Es sauste ein Strudel über uns her
Und riß uns himmelhoch hinauf.

Ich hörte ein dunkles Orgelgebrumm
Und war allein und sah mich um:
Das Fräulein bleich strich glatt ihr Kleid
Und setzte sich recht zur Andacht bereit.
Der Pfarrer sang, schlug auf das Wort
Und las es laut und redete fort.

Des Jairus Töchterlein

Eine Geschichte aus Nord und Nebel von Max Dreyer

Das alte Fischerdorf duckte sich hinter der Uferhöhe gegen die See und ihre Stürme und war doch struppig und zerzaust genug. So fest sich auch jede der Hütten das mächtige Strohdach über die Ohren gezogen hatte, als Windkappe, unter der die kleinen, schiefen Fenster wie Schlitzaugen hervorlugten, verschmitzt und abenteuerlüstern. Eine Horde Seeräuber kauerten die Häuser da, lauernd und auf der Wacht, daß „Gott den Strand segnen" möge.

Ein gewaltiger Dornbusch krönte die Strandhügel, in der Nacht ein Riesengespenst. Zu dem gehörte der Sturm, ein fliehender Mond, umheult von der Meute jagender Wolkenbestien. Dann schauerten Urweltzauber über die Erde hin und entsiegelten ihren Schoß, verborgene Kräfte lösten sich aus ihren Schlünden, von Geheimnissen troff und zitterte die Nacht.

Und die Häuser krochen noch mehr in sich zusammen und kniffen die Augen zu vor der unerträglichen Macht der Gesichte.

Was für ein Geschlecht haust in diesen Hütten? Höhlenbewohner, Zwerge, tückische Kobolde, wild und häßlich? O nein!

Niemals vergesse ich, wie ich mit meinem Freund, dem Landarzt, durch die Dorfstraße ging, und der schöne Herbstabend diesen und jenen der Einwohner aus dem Hause rief. Wie sie unter der niederen Tür den Kopf herausschoben und dann im Freien sich aufreckten, himmelan. Viel eher ein Riesengeschlecht. Blondhaarig und blauäugig sie alle. Wortkarg und gemessen. In den Blicken ein Forschendes, mehr Nüchternheit als Traumleben, jedenfalls ganz und gar nichts Verkrochenes und nichts von Hinterhalt.

Ich schüttelte den Kopf, wie so ein Hüne vor seinem Erdloch stand und sein Schopf mit dem Schornstein Nachbarschaft hielt. „Du wirst hier noch über vieles den Kopf schütteln," sagte mein Freund.

An die zehn Jahre hatten wir uns nicht gesehen. Ein anderer war er in diesem Wirkungskreis geworden und mir neu. Er liebte das Land und seine Bewohner, zu denen er nach seiner Bauart ganz und gar nicht gehörte. Denn wie Attila sah er aus, auf einem unsagbaren Klepper machte er in seinem Sprengel die Besuche. Heute indes trugen ihn seine selbsteigenen Hunnenbeine, denn wir gingen auf die Jagd.

„Eine unglaubliche Gesellschaft," ließ der Medikus sich weiter vernehmen. „Glaubst du, daß die Leute mich brauchen? Höchstens einmal für eine Entbindung. Oder für den Totenschein. Das Sterben selbst besorgen sie ohne mich. Dafür aber habe ich mich einmal von ihnen kurieren lassen."

„Was!"

„Ja, sie haben mir das Leben gerettet. Ich hatte eine bitterböse, fortschreitende Kopfrose, richtiges erysipelas ballosum — meine eigene Behandlung versagte. Der Kollege in Rohrbach hilflos. Vor chirurgischen Eingriffen, der ultima ratio, scheute er sich. Ich roch schon den Sargdeckel. Da brachte meine Haushälterin einen von diesen alten Fischern zu mir. Er besprach die Krankheit. Mit einem Schlage wurde es besser. Unsinn, du siegtest wieder einmal. Und warst kein Unsinn mehr." In seinen Mongolenaugen ging etwas um, das mir unbekannt an ihm war.

„Das hast du nun davon! Du! Der du immer und immer die exakte Wissenschaft gepredigt hast."

„Die, kann ich dir sagen, haben sie mir in diesem verwunschenen Himmelsstrich aufs gründlichste abgewöhnt."

Ein Mädchen ging auf der Dorfstraße vorüber, etwa dreizehnjährig, hoch aufgeschossen, mit langer, gerader Nase, helläugig und blond. Sie machte einen ungeschickten Knicks. Der Doktor nickte ihr freundlich zu. Dann sprach er halblaut, versunken: „Des Jairus Töchterlein."

Mir wollte um dieses gleichgültige Mehlsuppengesicht, wie es mir erschien, keinerlei Glanz biblischer Legende sich winden. Aber an Ungereimtheiten gewöhnt, hing ich dem nicht weiter nach, um so weniger, da jetzt am Ende der Siedlung unser Jagdgelände, das Röhricht uns winkte.

Auf Wasserwild waren wir aus. Ich kam ein paarmal glücklich zu Schuß. Als wir die Jagdbeute besahen, war eine Seltenheit darunter, vor der mein Freund wie erschreckt die Augen aufriß. „Die hättest du nicht schießen dürfen!"

Eine Ente war es, weiß mit rotem Brustschild. Ich sah ihn fragend an.

„Das ist eine Art heiliger Vogel für diese Halbinsel. Eine Fuchsente ist es. Kennst du ihr Geheimnis?"

„Nein."

„Sie nistet in Fuchsbauten. Und zwar in befahrenen so gut wie in unbewohnten. Fuchs und Ente in einer Höhle, friedlich

nebeneinander. Welche Zuneigung hier Hunger und Blutgier bändigt, wer weiß es? Auf paradiesische Zeiten geht den hiesigen Bewohnern, und nicht ihnen allein, diese Eintracht zurück. Da die Pardeln mit den Lämmern Freundschaft hielten. Und heilig ist ihnen das Tier." Er nahm den Kopf des Vogels in andächtige, scheu zärtliche Hände. Was war aus ihm geworden, aus seinen Augen, den selbstgerechten, die früher so gerne in rationalistischem Hohn sich ausfunkelten.

„In den Leuten selbst," fuhr er fort, „sind noch diese eigentümlichen, lebendigen Überlieferungen aus der Urnatur und ihren Kräften her. Man sieht es ihnen nicht an. Sie haben gar nichts Dämonisches. Eher etwas Verwässertes. Und doch! Ich erzählte dir schon von ihrer Begabung, Krankheiten zu besprechen. Und von einem alten Mann habe ich dir etwas ganz Besonderes zu berichten. Wir begegneten vorhin einem Mädchen, ich sagte von ihr: ‚Des Jairus Töchterlein'. Von ihrem Großvater sollst du hören. Der hat mich einen ganz neuen Weltteil betreten lassen. Als ich herkam, dachte ich, mit meiner Anatomie hätte ich den Weltenbau in der Tasche. Was hab' ich hier umlernen müssen! Also dieser alte Fischer -- ganz der landläufige Typ — lang, hager, helläugig — trocken, spröde und nüchtern in seiner ganzen Art — er war im Besitz einer seltsamen Macht. Eine rätselhafte Ausstrahlung seines Körpers wirkte erhaltend auf tierische Leichen."

Ich horchte hellauf. Darüber war mir einiges bekannt. Ich wußte, daß es über einen solchen, bisher vereinzelten Fall, in Frankreich eine wissenschaftliche Literatur gab. Eigentümlicherweise war es dort, im Gegensatz zu diesem die Männer bevorzugenden Gestade, eine Frau, die den Zauber besaß und übte.

Wir sprachen über die festgestellten Tatsachen. Daß unter solcher Einwirkung die toten Tiere sich viele Tage, sich wochenlang frisch erhalten. Daß, wenn danach die Verwesung eintritt, die Kadaver nicht durch Fäulnisgase aufgetrieben werden, daß das Hautgewebe, der erhaltenden Kraft am meisten ausgesetzt, sich überhaupt nicht verändert, daß unter sehr schwacher Geruchsentwicklung alsbald das Stadium der Austrocknung beginnt. Und ist diese vollendet, wobei das Fell oder die Federn festbleiben und die Farben nichts von ihrer Frische einbüßen, dann ist das Tier besser erhalten als ein ausgestopftes.

Mein Freund berichtete weiter über den alten Fischer.

„Gerade beim Ausstopfen von Tierbälgen, namentlich von Möwen usw., war er seiner geheimnisvollen Kraft sich inne geworden. Es bedurfte gar keiner besonderen Manipulationen über den Körpern, er hatte nicht nötig, etwa die Hände über sie zu halten und aus den Fingern so etwas wie eine radioaktive Emanation auf sie ausstrahlen zu lassen, seine leibliche Nähe, seine Anwesenheit in demselben Raum genügte für die erhaltende Wirkung. Das alles ist gewiß nicht ohne Beispiel. Aber nun geschah etwas ganz Absonderliches. Sein Enkelkind, Helga, das Mädchen, das du vorhin gesehen hast — vor etwa drei Jahren war es, da spielte sie mit andern Kindern im Boot, fiel ins Wasser und ertrank."

„Ertrank?"

„Ja. So sage ich auch heute noch. Es war einer der ganz wenigen Fälle, wo ich hierher gerufen wurde. Ich fand das Kind tot. Es war viel zu spät aus dem Wasser geholt. Zu spät war auch ich an Ort und Stelle. Gleichviel machte ich alle Wiederbelebungsversuche, stundenlang. Ohne jeden Erfolg. Das Kind war gestorben. Und kam auf die Totenbahre. Als ich mich nach zwei Tagen wieder einfand, hatte ich das gewöhnliche Bild einer Leiche vor mir. Ich hatte den Totenschein auszufertigen. Beim Bürsten des Rückens hatten wir die Oberhaut verletzt — die Stellen waren nicht gerötet, wie bei Scheintoten, in denen noch Leben ist, sie spielten ins Gelbbraune, ins Hornartige, wie eben bei Leichen. Es gab für mich keinerlei Zweifel — da trat der Großvater in Tätigkeit. Er war auf einem Fischtransport unterwegs gewesen. Diesem Kinde galt seine ganze Zärtlichkeit. Jetzt stand er aufrecht vor der Eingesargten, ‚sie ist nicht tot', erklärte er, leise aber fest. Es war in ihm keinerlei mystische Verzückung, es sprach der bewußte Wille einer ehrlichen Kraft. Damit nahm er die Leiche und trug sie einfach in sein Gelaß. Mein Amt war hier zu Ende, für die Bestattung hatte der Pfarrer zu sorgen. Ich ging meines Wegs. Nur eben den Totenschein hatte ich noch auszustellen — ja — und nun kam mir doch die Frage: kann ich das, darf ich das? Und sie kam wieder, wenn ich sie mit stolzer Pathetik zurückwies. Hatte ich mich so von dem Suggestiven dieses Meergreises einspinnen lassen? Ich suchte den Pfarrer auf, der war hart vernünftig, ein echter Bauernsproß. Mit unserm Fischerdorf, dieser ‚Mythenecke', diesem ‚Märchenzipfel' hatte er sowieso nichts im Sinn. Insbesondere die Körperausstrahlungen des Alten waren ihm alberner Hokuspokus. ‚Und natürlich wird die Leiche so bald wie möglich begraben. Es ist noch viel Heidentum unter dem Dornbusch. Ich werd' es austreiben.' Der

Mann hatte nun ganz gewiß nichts Überzeugendes für mich. Eher weckte er meinen Widerstand.

„Es war mir eine Beruhigung, daß am andern Tage unser alter Kreisphysikus zu einer Brunnenuntersuchung aus der Stadt herüberkam. Ich führte ihn zu der Leiche. Dem alten Herrn war alles Okkulte höchst unbehaglich. Aber er gehörte nicht zu den Ignoranten, die das große ‚Ignorabimus' bestreiten. Und keinesfalls sprang er so mit Tatsachen um, wie der rabiate Pfarrer. Wennschon er mit magnetischen Kräften, Od und Radioaktivität nichts Rechtes anzufangen wußte. Für den Befund des Großvaters aber, der auf Scheintod erkannt hatte, gab es nach meinem Bericht für ihn nur ein Lächeln.

„Wir traten in die Stube. Der Alte hatte das Kind in sein Bett gelegt. Er saß an dem Lager und hielt die welke Hand in der seinen. Wie um einem Feindlichen zu wehren, wandte er sich gegen uns mit den Worten: ‚Es schläft.' Ungestört untersuchte der Medizinalrat den Körper, ruhig und genau. Er fand kein anderes Ergebnis als ich seinerzeit und nickte mir zu. Wie er mein Auge sah, stutzte er wohl. In dem war ein Staunen geblieben. Ich fand den toten Körper verändert — verändert nicht nach der Auflösung hin, der Ausdruck der Züge hatte eher etwas, ich möchte sagen, Gesammeltes bekommen. Und in der Hautfarbe — dämmerte es da nicht wie ein Schein des Lebens?

„Ich blickte von dem Kind auf den alten Fischer. Der saß wieder an dem Lager, hatte wieder die Hand der Entseelten genommen, unanfechtbar seine Haltung, in dem Gesicht etwas Gehobenes, Beschwingtes, Vergeistigtes, etwas Verklärtes und dabei ein Verzehrtes, das sich mir einprägte.

„Ich ging mit dem erfahrenen Berufsgenossen. ‚Sonderbar ist es ja', erklärte er. ‚Verwesungsmerkmale sind noch nicht wahrzunehmen.'

„‚Die Kraft des Alten,' erwiderte ich. ‚Seine unmittelbare Nähe. Vielleicht teilt er nachts das Lager mit der Entschlafenen. So ist die Einwirkung die denkbar stärkste. Aber nun die praktische Frage: Soll ich die Leiche für die Beerdigung freigeben?' Ich rechnete auf ein ‚Ja'. Aber das kluge, feine Gesicht spannte sich. Und ich bekam die Antwort: ‚Warten Sie noch einen Tag.'

„War etwas damit gewonnen? Würde das Bild morgen nicht vielleicht noch trügerischer sein? Und wie lange sollte das dauern? Und mußte die Bestattung bei dem Alten nicht die schwersten Widerstände heraufbeschwören?

„Eigentlich war sein Gehabe ja in sich durchaus widerspruchsvoll und unlogisch. Lief seine Kraft nicht auf die Mumifizierung wirklich erstorbener und toter Körper hinaus? Hier aber sprach er von einem Schlaf und schien also an die Möglichkeit eines Erwachens zu glauben. Aber was weiß der Schmerz von Logik!

„Hin und her wurde ich geworfen — der einzige, mit dem ich mich hätte aussprechen können, der Pfarrer, versagte hier völlig. Ich, der gute Schläfer, fand in der ganzen Nacht keine Ruhe. Was nun der andere Morgen mir brachte — Überraschung ist kein Wort dafür, eine Offenbarung muß ich es nennen.

„Als ich in das Totenhaus trat, fand ich die Familie in lebhafter Bewegung. Dieser Menschenschlag, der sich erst rührt, wenn ihm das Feuer auf die Hacken brennt. Und es war in der Tat Unerhörtes geschehen. Das Kind war ins Leben zurückgekehrt — an seiner Seite fand man den Alten entseelt. In seinen Zügen das Verklärte, Verzehrte, hineingesteigert in das Jenseits. Und nicht war sein Gehabe unlogisch und widerspruchsvoll gewesen. Denn die ganze Inbrunst seiner Kräfte hatte es vermocht, die Seele des geliebten Kindes vom andern Ufer zurückzuholen. So hatte er sein Leben mit seiner Macht hingegeben für das ihre."

Schweigend ging ich mit dem Freund. Wir beide ganz hingenommen von dem Gehörten, dem Gesagten. So sprach ein Naturforscher, ein Arzt. Und ich, der ganz Unexakte, freute mich dessen. Und ich sagte — meine Gedanken stolperten über meine Worte: Nun mußte dein Pfarrer doch auch jubeln! Hier sind doch die großen Zusammenhänge — hier ist das Wunder, das ewig ist — ewig wie der Glaube — zu dem das Unglaubliche gehört — hier die ewig jungen Quellen aller Religion — und ein Fischer tut das Wunder — waren nicht Fischer des Heilands treueste Gefolgsmänner — Fischer mit den hellen, weiten, tiefgründigen Augen — das Meer — ganz selbstverständlich, daß hier in den Männern, die täglich aufs innigste mit ihm umgehen, die Urkräfte lebendig sind, viel mehr als in den Frauen — das Meer, die Mutter aller Dinge! Und nun will ich wissen, was hat dein Pfarrer gesagt?"

„Er hat gesagt, die ganze Geschichte beweise eben nur, was wir Ärzte mit unserer Diagnose für Idioten seien."

„Hm. Und für seine eigene Wissenschaft fiel ihm hier gar nichts ab?"

„Nichts. Denn das Ganze blieb ihm ein ‚Spuk hysterischer Gehirne'. Als ich von Jairi Töchterlein sprach, ballte sich um einen Bannfluch seine Faust."

„Ein theologischer Selbstmörder. Diese Art Gottesmänner sterben an sich selbst."

Durch den Abend schritten wir. Nebel stiegen aus der See. Flatterten um den Dornbusch, Regenbogenfarben wob der aufgehende Mond hinein in die Schatten.

Mein Freund sprach: „Lohnt es sich nicht zu leben? Auf dieser unerschöpflichen Erde! Was gibt es auf ihr nicht an Unergründlichem! Ist dieses Unergründliche nicht das Lebenswerte!“ Und sein verknittertes Hunnengesicht wurde jung, gehoben und schön.

Der von Erlenbruch. Von Max Bittrich

Sprach der Herr von Erlenbruch im Spreewald:
„Dieses Söhnchen, dieses Hundesöhnchen!
Nicht die Korn-, nicht Hafverernte scheffelt
Mir im Leben jemals also reichlich,
Daß erträglich seine Launen würden!
Zu der Schlittschuhfreude schöne Pelze,
Ölgemälde gar zur Augenweide,
Weiße Öfen, farbige Tapeten,
Blumenbeete zwischen Gurkenfeldern
Und, dem Topf den Deckel aufzusetzen,
Weit vom Rhein ein flottes, schönes Mädchen.
So ein niedlich Porzellanfigürchen,
Wie das Söhnchen, dieses Hundesöhnchen,
Auf das Eckbrett stellt — aus Sächsisch-Meißen.
Und wie feurig sprach ich hundertfältig
Für des Nachbars rundliche Wulfhilde!
Nichts da: was ist Vater, was die Mutter!
Schönheit will er — Wulfe nicht und Eltern.
Wart', ich schaff' dir buntgezierte Püppchen!
Mit der Peitsche will ich Löhnung zahlen,
Hängen will ich dich an unsre Linde,
Nein, die läßt sich nicht von dir beschimpfen.
Eine Kugel aus der Donnerbüchse
Überm Bette fällt mit dir und fühlt nicht,
Welche Schande sie vom Boden fegte.
Schönheit? Schönheit wächst in Flachs und Weizen.
Dieses Söhnchen! Was? Er steckt im Stalle?
Erstes Mal! So sperrt ihn ein; er hause
Drinnen, bis ihm Häcksel Schönheit wird.
Tür zu! Schlüssel her! Nach wenig Tagen
Sind ihm Rhein und Püppchen wohl vergangen.
Kein Geheul! Er bleibt in kahlen Wänden,
Und mit euch ins Haus, mitsamt den Weibern!“

Und er trieb die Herde seiner Lieben,
Rastlos polternd, von den dunkeln Ställen.

Aber früh beim ersten Sonnenstrahle
Langt er sich im Hofe gleich verstohlen
Den ergrauten mummelnden Inspektor:
„Gottlieb, gib das edelste der Pferdchen
Unserm Söhnchen, unserm Hundesöhnchen,
Daß es einsam nicht im Stall vergehe!“
Blinzelnd streichelt er des Rosses Mähne:
„Laß sein Auge glänzen, gutes Tierchen!“

Deutsche Beizjäger im 20. Jahrhundert

Von Julius R. Haarhaus

Mon espoir est en pennes
(Alte Falknerdevise)

Meinen im Augustheft 1904 dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz über die Geschichte der Falkenbeize schloß ich mit den Worten: „Wer weiß, ob die Falkenbeize in Deutschland noch einmal wieder zum Leben erweckt wird! Dies wäre hauptsächlich deshalb zu wünschen, weil die Beizjagd ohne Frage zur Veredlung unseres gesamten sportlichen Lebens, das bereits bedenkliche Anzeichen der Verrohung zeigt, wesentlich beitragen würde."

Seitdem sind fast zwei Jahrzehnte ins Land gegangen, deren zehn letzte auf allen Gebieten des Lebens Umwälzungen herbeigeführt haben, wie sie die Geschichte des deutschen Volkes bisher noch nicht zu verzeichnen gehabt hat. Krassester Materialismus erhebt allerorten sein widerliches Haupt, Habgier und ödeste Vergnügungssucht regieren die Stunde, und hochmütige Verachtung des geschichtlich Gewordenen gehört — und zwar keineswegs bloß bei der traditionslosen breiten Masse! — zur großen Mode des Tages.

Da ist denn jede Erscheinung doppelt freudig zu begrüßen, aus der sich erkennen läßt, daß es noch immer Menschen gibt, die, auf den Tanz um das goldene Kalb verzichtend, die Erhaltung und Pflege des uns von den Ahnen überkommenen uralten Kulturgutes zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben.

Zu solchen Erscheinungen darf man auch die mancherlei neuerdings in Deutschland gemachten Versuche zur Wiederbelebung der Beizjagd rechnen, eines Sportes, der als die höchste und feinste Blüte des Weidwerks betrachtet werden und, ganz abgesehen von seiner Bedeutung für unsere tierpsychologische Erkenntnis, wegen seiner vielfachen Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft, insbesondere zu Geschichte und Kulturgeschichte, zur älteren Rechts- und Wirtschaftskunde und zur vergleichenden Sprachwissenschaft für jeden wirklich Gebildeten von weitgehendem Interesse sein muß. Nicht ohne Grund sind die erlesensten Geister der Vergangenheit — ich erinnere nur an Albertus Magnus, den größten Gelehrten des 13. Jahrhunderts, und an die deutschen Kaiser Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II. und Maximilian I, die sämtlich zu den geistig am höchsten stehenden Trägern der Krone zählen! — begeisterte Theoretiker und Praktiker der Falknerei gewesen, nicht ohne Grund ist die Beizjagd, von den Ländern des nahen und des fernen Ostens ganz zu schweigen, in Holland und England nie vollständig erloschen und neuerdings auch in Frankreich und Italien wieder in Aufnahme gekommen.

Wenn ich heute der Wiedereinführung der Beizjagd in unserm so tief daniederliegenden Vaterlande das Wort rede und begüterten Leuten, die für den schwer zu beschreibenden ästhetischen und historischen Reiz der Sache Verständnis haben, die Unterstützung derartiger Bestrebungen ans Herz lege, so weiß ich wohl, daß ich dabei auf



Der Polarfalke. Gemälde von M. Wolf. 1840
(Aus Dr. Jungklaus handschriftlichem Lehrbuch der Falknerei)


Deutsche Haube

Widerspruch stoßen werde. Die Falknerei gilt nicht mit Unrecht als ein kostspieliger Sport, obwohl sie längst nicht so hohe Anforderungen an die Kasse ihrer Jünger stellt wie der Automobilsport, die Unterhaltung eines Rennstalles oder die Pachtung eines guten Rotwildreviers. Die ganz Gescheiten werden mir sagen, daß wir in unserm verarmten Deutschland für eine solche Liebhaberei kein Geld mehr übrig hätten. Du lieber Himmel, es gibt immer noch Leute genug, denen es nicht an Geld fehlt, teure Reisen ins Ausland zu unternehmen und in ihrer ganzen Lebensführung einen Luxus zu entfalten, der mit der Not der Zeit nicht in Einklang zu bringen ist! Wenn diese Herrschaften nur einen bescheidenen Teil ihrer Mittel zum Besten eines Sports verwendeten, der berufen ist, unser verflachtes gesellschaftliches Leben wieder zu heben, neue Beziehungen zu andern Völkern anzuknüpfen und vor allem auf den weiten Kreis derer erzieherisch zu wirken, die sich in den letzten Jahren dem Weidwerk zugewandt haben, so würden sie schon eine nicht zu unterschätzende Kulturaufgabe erfüllen. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Jagd in Deutschland infolge des allzu starken Abschusses und der schamlos betriebenen Wilddieberei in beängstigender Weise zurückgegangen ist, und daß deshalb die Pflege eines Jagdzweiges, bei dem es durchaus nicht auf die Größe der Strecke, sondern lediglich auf die kunstgerechte Ausübung ankommt, die weidmännischen Anschauungen wieder läutern und unserm heruntergekommenen Wildstand die Möglichkeit einer durchgreifenden Wiederauffrischung bieten würde.

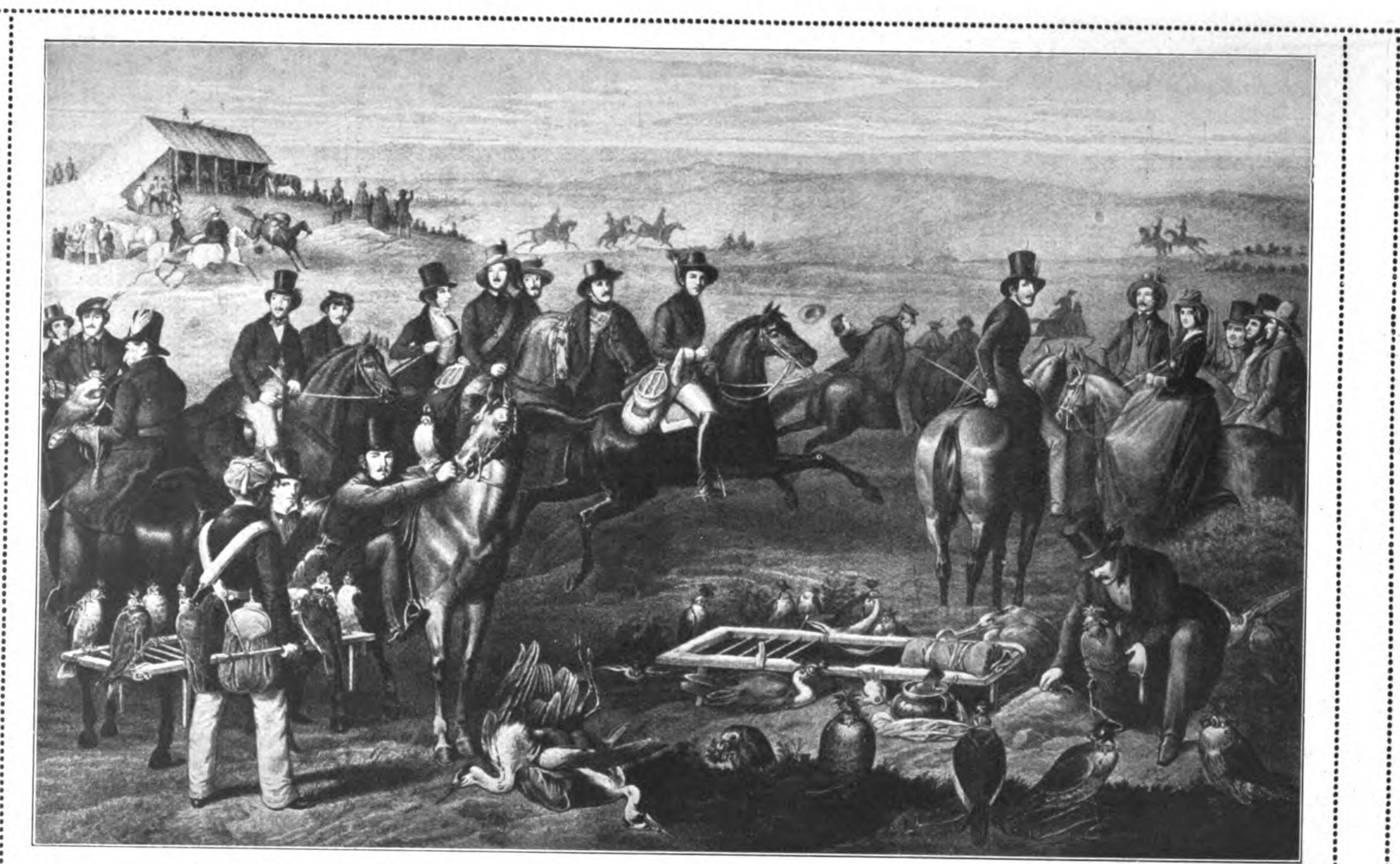

Holländische Haube

Zum „Beiztroß" eines neuzeitlichen **Beizjägers** gehören außer ein paar Leithunden (Bracken), dem Apportierhund (Wachtelhund) und dem freilich nicht unbedingt erforderlichen Jagdpferd vor allem ein oder mehrere ‚Beizvögel'. Der Polarfalk, der edelste der edlen Sippe, einst der gesuchteste und kostbarste Beizvogel, kommt heute praktisch nicht mehr in Betracht. Am brauchbarsten sind der sogenannte Wanderbesser Schlechtfalk (Schlichtfalk), der Sakerfalk, der Hühnerhabicht, der, wenn er ein alter, d. h. ausgefärbter Wildfang ist, in der Kunstsprache „Hagard" genannt wird, und der Sperber.


Deutsche Haube

Das hauptsächlichste Falknergerät sind die „Haube", die der Vogel bei der Jagd bis zu dem Augenblick trägt, wo er auf das zu schlagende Wild „geworfen" wird, das „Geschühe" (Fessel), die am Gürtel drehbar befestigte, mehrfächerige „Falknertasche" zur Aufnahme von Gerät, lebenden Lockvögeln und kleinerem Wild, das „Federspiel" zum Zurückrufen („Einholen") des Beizvogels und die „Trage" zum Transport der Vögel. Alle diese Gegenstände haben sich in ihrer Form fast unverändert viele Jahrhunderte lang erhalten. Die „Abtragung" (Dressur) der Beizvögel nimmt bei weitem nicht so viel Zeit in Anspruch, wie der Laie meist glaubt; sie dauert nach holländischer Schule bei den Edelfalken sechs Monate, beim Habicht einen und beim Sperber einen halben Monat. Mit Vögeln gebeizt kann alles Wild werden mit Ausnahme des wehrhaftesten wie Luchs, Bär und Schwein. Wird doch in Ostturkistan und in der kirgisischen Steppe auch der Steinadler ganz allgemein auf Fuchs, Wolf und Gazelle abgetragen. Auch auf den Menschen kann der Vogel sehr wirksam ab-

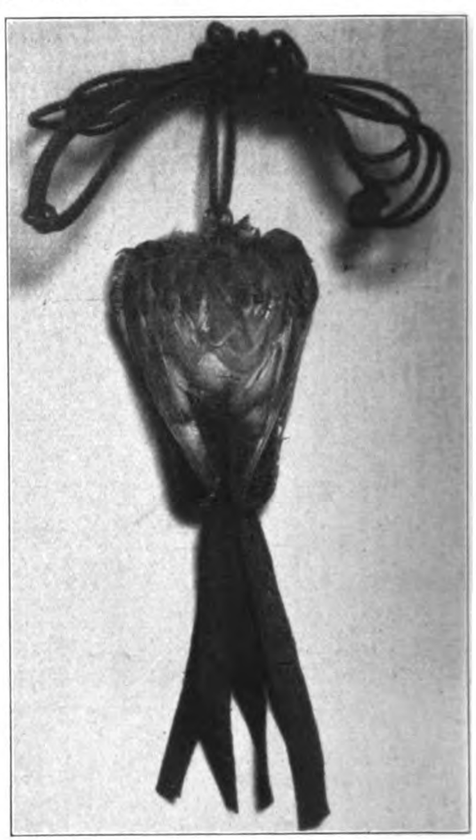

Holländische Haube



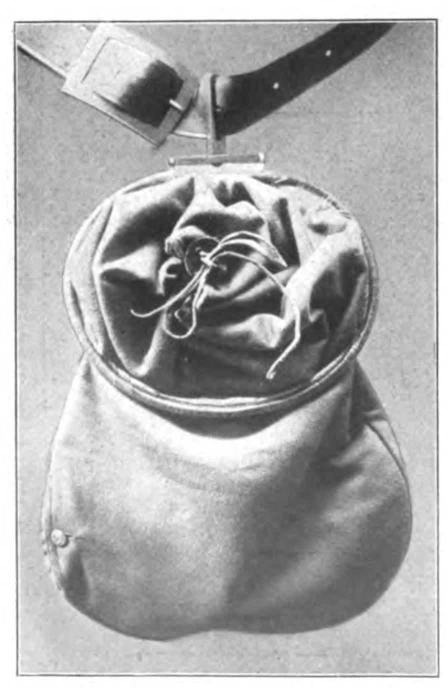
Reiherbeize bei Schloß Het Loo in Geldern unter Leitung von Prinz Alexander der Niederlande. Gemälde von J. B. Sonderland. 1843

gerichtet werden, also zur Beschützung seines Herrn, wo er mehr leistet als jeder Hund, dafür aber auch unter Umständen höchst gefährlich wird.

Unter den Männern, die sich um die Wiedereinführung der Beizjagd in Deutschland verdient gemacht haben, muß zuerst Christoph Freiherr von Biedermann genannt werden, seit Friedrich II. und dem holländischen Ornithologen Schlegel der gelehrteste Jagdhistoriker Deutschlands und beste Kenner der Falknerei, den jedoch ein tragisches Geschick daran hinderte, sein mit erstaunlichem Fleiß vorbereitetes großes Werk über diesen Zweig des Weidwerks herauszugeben. Geboren 1862 zu Grimma, war er anfangs Offizier, studierte dann in Tharandt, wo er mit dem berühmten Jagdzoologen Nitsche zusammen arbeitete, und lebte dann in Dresden seinen jagdhistorischen Studien. Mit Hammer-Purgstalls „Falknerklee" begründete er unter den größten Entbehrungen seine schließlich auf 1068 Nummern angewachsene kostbare Spezialbibliothek über Falknerei, die vollständigste, die je bestanden hat. Um die Beizjagd auch praktisch kennenzulernen, legte er sich, mit zwei Schlechtfalken beginnend, eine „Falkenkammer" zu, die nach und nach auf 24 Vögel, darunter drei weiße Polarfalken, anwuchs. Tagsüber trug er ab — in der falknerischen Praxis Autodidakt insofern, als er an keine mündliche Überlieferung oder zeitgenössische Falknerschule anknüpfte —, und nachts arbeitete er unter Beihilfe seiner aufopferungs-



Federspiel. Modernes holländisches Modell, das jetzt, nach Störung des Weltverkehrs, in deutscher Werkstatt (Bielefeld) hergestellt wird



Eine Falknertasche uralten Modells

und verständnisvollen Gattin wissenschaftlich. Die Arbeit an seinem großen Lehrbuch verhinderte ihn an ausgedehnterer publizistischer Tätigkeit. Außer in einigen Aufsätzen für Jagdzeitschriften nahm er nur zweimal das Wort: in einer englisch geschriebenen polemischen Schrift und in der Zeitschrift für romanische Philologie, wo er eine wertvolle Ergänzung zu Werths altfranzösischen Jagdlehrbüchern gab. Gerade diese Studie zeugt von seiner gründlichen Gelehrsamkeit, ebenso wie eine solche über König Dancus, den sagenhaften Erfinder der Falknerei. Das hinterlassene Manuskript dieser letztgenannten Arbeit wird Dr. Jungklaus demnächst veröffentlichen.

Christoph von Biedermann starb schon 1913, nachdem er die letzten Jahre in schwerem Siechtum zugebracht hatte. Während eines Gewitters hatte ihn ein ängstlicher Falke am Auge verletzt, was eine Blutvergiftung zur Folge hatte, worauf unter Verlust des einen Auges vollständige Lähmung eintrat. Nun häuften sich die Schicksalsschläge und nötigten den bedauernswerten Mann zur Veräußerung seiner Bibliothek, womit die Vernichtung seiner Lebensarbeit und damit



Hagard-Habicht „Hasso“

auch seines Lebens besiegelt war. Lediglich Praktiker der Beizjagd und Förderer der auf ihre Wiederbelebung hinzielenden Bestrebungen war Fürst Stolberg-Wernigerode. Er darf wohl als der Spiritus rector jener 1904 in Döberitz unternommenen Beizjagden angesehen werden, zu der er oder die von ihm Inspirierten den englischen Falkner Frost mit seinen fünf Wanderfalken herüberkommen ließen. Der Fürst erwarb sie später; über ihr weiteres Schicksal ist jedoch nichts bekannt. Fürst Stolberg wurde 1. Vorsitzender des damals gegründeten Falkenklubs, der jedenfalls als ein Gegenstück zu dem englischen „Old Hawking Club“, der Fortsetzung des berühmten Falkenklubs von Het Loo in Holland, gedacht war, jedoch, wie es scheint, nicht lange bestanden hat.

Prof. Dr. phil. h. c. Albert von Le Coq, der bekannte Orientalist und verdiente Konservator der Turkvölker-Abteilung am Museum für Völkerkunde in Berlin, wohl der beste Kenner der zentralasiatischen Beizjagd, hatte, bevor er diese an Ort und Stelle studierte, schon manche Anregungen von englischer und holländischer Seite empfangen, so vor allem von dem englischen Oberst Delmé Redcliffe in Darmstadt, der zu den dortigen Berühmtheiten zählte, da es ihm gelungen war, zwei Turmfalken, also Vögel, die zur Beize nicht gebraucht werden, weil sie nur Mäuse schlagen, so abzurichten, daß sie ihm auf seinen Spaziergängen in der Luft folgten und, sogar im dichtesten Menschengewühl, auf seine plötzlich erhobene behandschuhte Linke herniedersausten. Solche Erlebnisse veranlaßten Le Coq, die Raubvogelabrichtung an einem ihrer ältesten Herde zu erforschen und auf zwei, archäologischen Ausgrabungen dienenden Expeditionen nach Ostturkistan Studien in dieser Richtung zu machen. Seine hochinteressanten Ergebnisse legte er in zwei illustrierten Berichten im Baeßler-Archiv nieder, Arbeiten, die sich ebensosehr durch zoologische wie durch philologische Genauigkeit auszeichnen, und die besonders über die Verwendung des Steinadlers zur Beize Aufschluß geben. In seinem Hauptwerke: Chotscho (Berlin 1913, Dietrich Reimer) hat der gelehrte Forscher auch die auf diese Jagdart bezüglichen architektonischen Denkmäler veröffentlicht. Le Coq brachte außer drei lebenden Beizvögeln, einer „Latschin“ genannten Lokalform des Wanderfalken, einem Saker, dem eigentlichen Jagdvogel der Asiaten, und einem Merlin oder Zwergfalken, dem Lieblingsfalken der europäischen Ritterdamen, ein vollständiges ostturkistanisches Falknergerät mit, das er der von ihm geleiteten Abteilung des Völkermuseums überwies.

Ein begeisterter Freund der Beizjagd ist Dr. med. Engelmann in Gera, der mit der Dressur von Turmfalken begann, heute je-



Junger Habicht „Windo“

doch den wegen seiner Schwäche und Harmlosigkeit ebenfalls zur Jagd nicht recht geeigneten Baumfalken zu seinem besonderen Liebling erkoren hat, weil dieser unter allen Falken der gewandteste Flieger ist, leicht „lock", d. h. fingerzahm wird und seinen Herrn vortrefflich in der Luft begleitet. Engelmann bekennt: „Der Anblick eines edlen Falken ist mir ein ästhetischer Genuß. Wunderbares Ebenmaß, Eleganz, Kraft, einfache, vornehme Schönheit und Wehrhaftigkeit zeichnen ihn aus wie kein anderes Lebewesen — wenigstens in meinen Augen. Von Kindheit auf habe ich diese Vögel geliebt und besessen."



Kunstmaler Renz Waller, Düsseldorf, mit zwei abgetragenen Habichten. Links ein junger Habicht, rechts ein Hagard



Fräulein Dela Dessau, Düsseldorf, mit abgetragenem jungen Habicht und mit Federspiel (links)

Die Freude an der Schönheit der gefiederten Räuber war es auch, die den Düsseldorfer Porträtmaler Renz Waller der Falknerei zuführte. Der in den Bahnen des unvergeßlichen Friedrich Lißmann wandelnde Künstler erkor sich das Raubvogelporträt insofern zur Lebensaufgabe, als er durch dessen Beigabe das menschliche Bildnis wirkungsvoller zu gestalten sucht, wobei ihm Holbeins berühmtes Porträt des Robert Cheseman im Haag als bisher unerreichtes Ideal vorschwebt. Waller war als Beizjäger Autodidakt, bis Dr. Jungklaus auf ihn aufmerksam wurde und ihm durch Übermittlung des zünftigen Systems wesentliche Erleichterung und Förderung brachte, so namentlich hinsichtlich der Fesselung der Vögel und der „Schiftnadeln", dreikantiger Stahlnadeln, mit denen gebrochene „Pennen" (Schwungfedern) gleichsam operativ wieder brauchbar gemacht werden.

Wie in der Glanzzeit der Falknerei erscheint auch unter den Beizjägern der Gegenwart ein gelehrter Geistlicher: Graf von Spee, genannt Pater Placidus, Chorherr der Benediktinerabtei Maria Laach in der Eifel, dessen Ahnherr einst die sterblichen Reste des heiligen Hubertus in seinem Schloßpark geborgen haben soll, als die Jakobiner gegen das Jägerheiligtum St. Hu-

bert en Ardennes anrückten. Pater Placidus besitzt einen Schlechtfalken, den er selber abgetragen hat und der, wie es heißt, sogar apportiert, was Beizvögel sehr selten tun.

Von norddeutschen Großgrundbesitzern, die die edle Beizjagd wieder aufgenommen haben, sind Rittmeister von Buggenhagen auf Rittergut Buggenhagen bei Lassen, Kreis Greifswald, und Rittergutsbesitzer Lüttken auf Luisenhof bei Dobbertin in Mecklenburg-Schwerin zu nennen. Lüttken veranstaltet mit seinen drei Schlechtfalken Hasso, Heio und Edilo Enten- und Reiherbeizen, über deren eine der beliebte Jagdschriftsteller von Byern demnächst in der „Beizjagd“ berichten wird. Einer der eifrigsten Freunde und Förderer der Beizjagd ist endlich Eugen L. Garbáty auf Schloß Altdöbern, Niederlausitz, Kreis Calau. Wie ich soeben erfahre, wird die Reiherbeize gegenwärtig auch von der Forstverwaltung Glaubitz bei Riesa in Sachsen geübt.

Weitaus der bedeutendste Theoretiker und Praktiker der Falknerei ist jedoch der schon mehrfach erwähnte Dr. phil. et med. Friedrich Jungklaus bei Bielefeld. Durch eine lange Reihe von jagd- und tierliebhabenden Vorfahren zu Tierpflege und Weidwerk bestimmt und von Kindheit an mit den Tieren aufs innigste vertraut, faßte er schon früh den Entschluß, der Erforschung der psychischen Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Tier seine Lebensarbeit zu widmen. Obgleich ihn von Anfang an die Dreiheit Pferd, Hund und Beizvogel am meisten lockte, studierte er einige Jahre Zoologie, und zwar unter Haeckels und Kückenthals Anleitung zunächst die der Wirbellosen, und widmete sich dann dem Studium der Kunstwissenschaft, bis er feststellen mußte, daß letzten Endes alle Fäden in der Philosophie, namentlich in der Psychologie zusammenlaufen. Da ihm aber die Hilflosigkeit aller Psychologie ohne Psychopathologie zur Erkenntnis kam, wurde er Psychiater, sammelte in zwölfsemestrigem Studium die erforderlichen praktischen Erfahrungen und blieb aus äußerlichen Gründen bei diesem Beruf.

Was ihm von Jugend auf als Wissens-



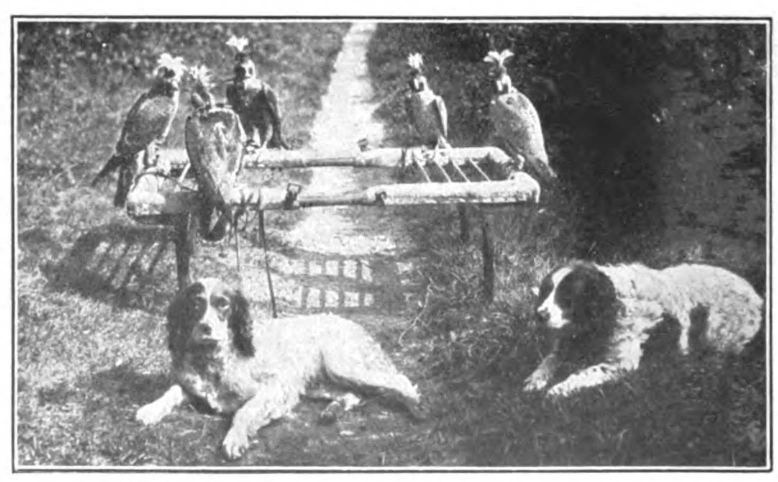
Steinadler mit Haube. Aufnahme von Prof. Dr. A. v. Le Coq aus Ost-Turkistan (Museum für Völkerkunde, Berlin)



Dr. med. et phil. Friedrich Jungklaus, Bielefeld, mit Habicht und Habichtshund, einem Wachtelhund des westfälischen Schlages, sogenannten „Münsterländer". In der Hand die „Spinnfeder", mit der der Vogel beruhigt und geliebkost wird

ziel vorgeschwebt, hatte sich inzwischen als ein Menschheitsproblem von enzyklopädistischem Umfang entpuppt. Gymnasium und Universität hatten Jungklaus das Rüstzeug geliefert, aber ein langer und beschwerlicher Weg lag noch vor ihm, und erst nach dreißigjähriger Arbeit konnte er die ersten bemerkenswerten Früchte eigener schöpferischer Tätigkeit ernten.

Als er 1899 Assistenzarzt an einer westfälischen Irrenanstalt geworden war, fand er Muße, sich umfänglicher als bisher der Praxis der Beizjagd zu widmen: zwei Reitpferde, eine kleine Meute und ein aus Holland bezogener Sperber, der mit Haube und Geschühe ganze 26.69 ℳ kostete, bildeten seinen ersten Jagdtroß, der ihm zusammen mit den gepachteten sechs Morgen Ackers nebst Wiese und Waldparzelle sowie dem selbsterbauten Holzhäuschen in diese Welt der Alltäglichkeit ein Paradies zauberte. Da er selbstverständlich bei seinen Übungen von allen, die irgendwie eine Gerechtsame dazu herleiten konnten, nach Kräften behindert wurde, war er zeitweise genötigt, sie in mondhelle Nächte zu verlegen. Aber wenn er dann in dem von einem Petroleumöfchen erwärmten winzigen Kabinett



Wachtelhunde (Springer-Spaniels) als Vogelhunde im Beiztroß des Fürsten Stolberg-Wernigerode. (Aus Dr. Jungklaus „Der kleine Münsterländer")

seines Holzhäuschen ausruhte und den Blick über die weidenden Pferde und die spielenden Hunde und zu den sich im Lichte der aufgehenden Sonne wiegenden Beizvögeln schweifen ließ, die hoch im Äther durch unsichtbare Fäden mit dem Manne im Heidehüttchen verbunden blieben, dann genoß er die intuitive Erkenntnis von Zusammenhängen, die die Bücherweisheit der ganzen Welt nicht aufzudecken vermag.

Dieses stille Glück wurde mit schweren Entbehrungen und harter körperlicher wie geistiger Arbeit erkauft. Jungklaus sammelte und sichtete dabei eine Unzahl von Erfahrungen, die ihm immer deutlicher offenbarten, daß das meiste, was über die Beizjagd veröffentlicht worden ist, auf unzuverlässige Quellen zurückgeht. Wenn seine Bemühungen auch mancherorts Beachtung fanden, so genoß er doch nicht die geringste materielle Förderung. Er suchte Freunde der Falknerei und begann mit diesem und jenem in Briefwechsel zu treten, aber die Auskünfte, die er erhielt, waren spärlich, und oft wartete er sogar vergebens auf Antwort. Nur eine hochgestellte Persönlichkeit ließ dem ihm völlig unbekannten jungen Assistenzarzt moralische Unterstützung zuteil werden: es war der „Großfalkner der Krone Englands“, Sir Gerald Lascelles, der ihm im Jahre 1904 u. a. schrieb: „I shall be very glad to answer any further questions that I can.“

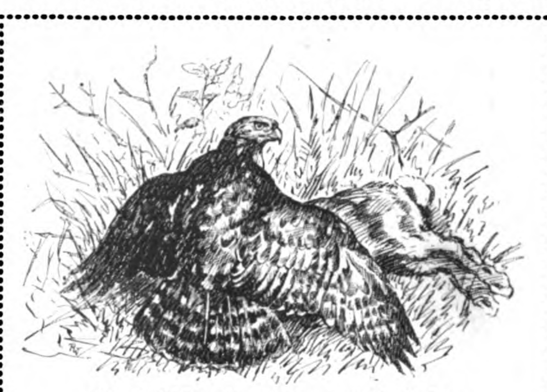


Titelvignette aus Symon Latham, Falkonry or the Faulcons Luve and Cure, 1615 (mit Falknergerät)

Als die selbstgepflanzten Bäume, schnellwüchsige Pappeln und Erlen, Schatten zu spenden begannen, mußte Jungklaus seine Zelte in der Münsterländer Heide abbrechen und weiter wandern. Harte Daseinskämpfe rissen ihn aus aller Arbeit heraus; schwere Krankheit gestattete wenigstens in der Genesungszeit ein Weiterspinnen der angeknüpften wissenschaftlichen Fäden. Erst der Krieg mit seiner größeren Bewegungsfreiheit erlaubte ihm, seine Tätigkeit zum Teil wiederaufzunehmen. Und da in dieser Zeit wie so manches andere Kartenhaus auch das der neuzeitlichen Jagddogmatik zusammenstürzte, hatte Jungklaus die Genugtuung, daß viele ihrer verblüfften Jünger in der Gemeinde der Anhänger alter Jagdmethoden Aufnahme suchten, und daß so viele Gesuche um Überlassung von Hunden alter Rassen, um Vögel, zünftiges Gerät und Ratschläge einliefen, daß schon deren briefliche Erledigung unmöglich wurde, und die Zeitschriften „Brackenzeitung“, „Hetzjagd“ und „Beizjagd“ kaum die Aufgabe der Aufklärung bewältigen können. Obwohl durch Berufsarbeit und andauernde Kränklichkeit



Christoph Freiherr v. Biedermann † „wirft“ einen seiner 24 Falken



Burghabicht mit geschlagenem Kaninchen
Zeichnung von Renz Waller

behindert, hat sich Dr. Jungklaus begeistert an die Spitze der Bewegung gestellt. Aber zweierlei hält er, wenn seine und seiner Freunde Anstrengungen von Erfolg gekrönt sein sollen, für erforderlich: die Herausgabe eines Lehrbuches der Falknerei, zu dem bereits ein gewaltiges wissenschaftliches Material vorliegt, dessen Drucklegung jedoch bisher an den Kosten gescheitert ist, und die Gründung eines Falkenklubs, der in gemeinsamer Arbeit die Interessen aller Beteiligten fördert, mögen es Beizjäger, Gelehrte, Künstler oder Bibliophilen sein. Sein Programm hat Jungklaus klar umrissen, wenn er schreibt: „Ich will die Falknerei aus der Sphäre bloßen Sports in eine solche der Geistigkeit heben, um sie jenem kulturgeschichtlichen Faktor ähnlich zu gestalten, den sie in alter Zeit ausgemacht hat. Der von mir geplante Klub soll im wesentlichen eine Vereinigung von Gelehrten und Künstlern bilden, deren vereinten Bemühungen es gelingen wird, die wissenschaftlichen, ästhetischen und namentlich ethischen Werte einer äußerst verfeinerten Tierbeherrschung und damit ihre intimen Beziehungen zum menschlichen Seelenleben aufzuzeigen, was mir mehr als vieles andere geeignet erscheint, die allerseits erstrebte geistige Erneuerung des müden Europas zu fördern. Und mehr als das: als geistiges Bindeglied zwischen Osten und Westen, zwischen Europa und Asien, wird die Falknerei bei der bevorstehenden gewaltigen Auseinandersetzung dieser beiden Kulturwelten genau so kalmierend wirken, wie sie es zur Zeit der Kreuzzüge getan hat, so daß ich zum Leitwort meiner Bestrebungen das Goethe-Wort wähle: Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen."



Fasanenbeize mit Habicht. Zeichnung von Renz Waller

Gedichte von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Sommermittag am Waldsaum

Das honiggoldne Harz der Kiefer hängt,
Topasene Tropfen in kristallenen Häutchen,
Und aus dem Mulm des schwarzen Astlochs drängt
Smaragdengrün ein Farrenfiederkräutchen.

Auf nadelglattem Pfad jagt ab und auf
Der Silberstrich mit rotgeflammtem Segel,
Ein Häher schmaust am Eichenblätterhauf
Aus schuppigen Näpfchen blankgedrehte Kegel.

Das Sensendengeln fern im Sommerfeld
Klingt wirklichkeiterlöst durch blaue Weiten —
Ach, alle Herrlichkeiten dieser Welt
Sind nichts vor dieser Stunde Heiligkeiten!

Trost

Wenn so unsagbar tief dein Schmerz,
Daß nichts dich trösten kann —
Was ist Trost — ein Schaum,
Was ist Gott — ein Schemen,
Was Hoffnung — ein Schall!
Wenn so du leidest,
Daß ohne Schlag dein Herz
Und ohne Tränen deine Augen brennen

Was bleibt denn, was! —

Ein Blumenauge sieht dich an
Einfältigfromm, schmerzensfremd —
Wie glänzen grün die sanften Blätter
Und runden sich in seliger Vollkommenheit,
Der Erde verschwestert, der Sonne verbrüdert
Und selber eintägig,
Stumm, töricht
Und doch aller Weisheit trächtig.

Da kommt des Herzens Schlag, der fast verstummte,
Die Träne stürzt den ausgedörrten Pfad,
Im Kusse gibst du dich der Blume hin,
Der ewigen Natur in ihrem holdesten Kinde.
Ach Trost, Trost!

In der Schrankstube

Eine Traumnovelle von Th. Birt

* *

Als Knabe schon war ich ein Träumer, ja, mehr noch als jetzt. Ich gedenke noch gern des Lampenschirms aus rosigem Seidenpapier, der mir das grelle Licht abblendete, wenn ich studierte und meine Primaneraufsätze schrieb. So rosig umflort, von Märchengespinsten umhangen war auch meine Seele. Je nüchterner für einen Hamburger Bürgerssohn der Tag verlief, je tiefer versank ich in die Dämmerung, und das Halblicht wurde beredt. Die Sterne sprachen, es sprachen die Blumen auf den Gartenbeeten, wenn sie im Abendwind sich zueinander neigten. Aber es mußte tiefste Stille sein, sonst hörte ich sie nicht. So auch in den Ferientagen, wenn ich die Einsamkeit suchte und fand. Auf der Oberelbe, wo keine Dampfer gingen, ließ ich mit eingezogenen Riemen mich treiben. Wenn ich ins Wasser starrte und das Boot glitt so leise dahin, als läge es im Schlafe, da war ein Schwatzen und Lachen in den Wellen, unter dem Schilf, und ich lauschte mit Gier, bis ich die Geschichten verstand, die sie sich heimlich erzählten. Dann murrten die Ruder, die den Schwung gewohnt sind, ungeduldig wie das Rassepferd vor dem Ausritt, und ging es dann Schlag um Schlag klatschend durch das Wasser, immer im gleichen Takte wie die Versfüße in den Gedichten, da wußte ich, daß auch sie, die Ruder, märchenblanke Erinnerungen tauschten wie zwei wandernde Poeten und Träumer, die traulich zusammen die Straße ziehen.

Nichts liebte ich so sehr wie unsre alte Schrankstube oben in der Mansarde, die neben meiner Schlafstube lag. Es war schon mehr Rumpelkammer, aber weitgeräumig, und außer den Schränken stand auch noch viel andrer Hausrat darin, der aus den Jugendzeiten der Großeltern stammte, das ist aus den Zeiten Napoleons; allein schon die alte Gitarre mit den zerrissenen Saiten, die am Pflock über der Tür hing. Ich wußte, daß auch all diese Stücke viel, viel auf dem Herzen hatten und an tausenderlei Vergangnes zurückdachten. Sie lebten nicht in der Gegenwart. Da stand der riesige Leinenschrank breitbrüstig, hochgeschultert und ernst mit verschränkten Armen. Viel altes Leinen, auch vergilbte Seidenstoffe lagen darin, und wenn sein altmodisches Schloß aufging (ich habe das nur selten erlebt), spürte ich seinen starken Odem, wenn der Wäschegeruch so eigen mir entgegenströmte: ein altmodischer Aristokrat. Ihm gegenüber der schlank gebaute Tassenschrank im Empirestil mit den geschnitzten Säulen und wohlerhaltenen Glasscheiben; nur die grünseidenen Vorhänge waren arg zerschlissen, und durch die Spalten des Stoffs konnte man die alten vergoldeten Tassen mit den großen Henkeln, Sätze von Tellern und das alte Familientaufbecken deutlich erkennen. Aber wie selten wurden die Schränke aufgeschlossen (die Schlüssel waren abgezogen), nur an Geburtstagen oder wenn seltene Gäste kamen. Das war immer ein Fest. Aber da war auch noch der Mahagoninähtisch und der Kartentisch, auf dem Konsol die goldene Standuhr, die auf vier Elfenbeinfüßen stand; trotz dieser Füße aber ging sie nicht mehr, seit langem, und schaute stimmlos, blaß und verschlafen in das Leben. Auf der Kommode die zwei Girandolen (altmodische Armleuchter) und die Geldkassette mit dem zerbrochenen Riegel; die sah mürrisch und mißtrauisch darein, und niemand von uns wußte, was sie enthielt. Neben ihr die große Gießkanne und der ausgestopfte Vogel, dem die schwarzen Glasperlenaugen aus dem Kopfe hingen. Sein Schnabel aber stand halb offen. In der Ecke der ehrwürdige Krückstock unsres Urgroßvaters Lebrecht Schröder.

Es war Abend, die Eltern verreist. Mein Bruder John ging schon zu Bett und gähnte laut. Ich nicht. Es trieb mich, ohne Licht hinüber in die Schrankstube zu schleichen. Wach war ich, aber warum so taub? Warum konnte ich nichts erlauschen, Geheimnisse der Vergangenheit? So hölzern verschlossen standen sie da, die einst die Augenzeugen jungen Lebens waren.

In der Stube, die nur ein breites Fenster hatte, stand in der Mitte ein Billard, das den Tisch vertrat; sein grünes Tuch war arg zerstoßen; von den Kugeln nur noch die rote Karoline vorhanden. Traumsüchtig legte ich mich auf das Billard, schob mir unter den Schädel ein Kissen, von dem ich wußte, meine Großtante Luise hatte es einst gestickt (blasse Lilien und Rosen waren darauf), lag ganz regungslos still mit weit aufgerissenen Augen im Dunkeln und horchte in die abgrundtiefe Stille hinein, in sehnsüchtiger Neugier, mit pochendem Herzen. Aber die Stille wurde nur noch stiller. Die Straßenlaternen warfen von draußen aus der Tiefe der Straße flackerndes Licht in die dunkle

Stube herauf, so daß die Schatten sprangen. Nur in dem halbblinden Rokokospiegel schaukelte dauernd ein mattgelber Lichtreflex. Da schloß ich die Augen fest zu, um besser zu horchen. Dünne Lichtstrahlen, wie schwirrende Fäden, fuhren mir noch durchs Auge; dann verschwanden auch sie. Es war tiefste Nacht, als es in meinen Ohren leise zu rauschen begann, und die Uhr schlug, kein Irrtum, die alte Standuhr, die seit Ewigkeit nicht mehr ging, schlug deutlich elf Schläge, glockenrein und hell. Dann stoßende Geräusche, ein Krächzen und Summen; und jetzt? Ein Räuspern kam, ja, es kam, glaub' ich, aus dem Leinenschrank.

Seid ihr wach? Wir stehen hier wie die Vergessenen, aber wir selbst vergessen nicht. Wenn die Menschen schlafen und sich niederlegen, ist unsre Stunde. Denkt ihr noch an den Kanonendonner, als es hieß: der Feind in der Stadt!? und das Liebesgeflüster? Wir trauern immer noch um Luise. Ja, ja, wir erleben hier nichts mehr, aber wir haben viel, viel erlebt.

Aus der Tiefe des Schrankes kam so die Baßstimme immer deutlicher. Eine heiße Blutwelle stieg mir in das Gehirn, vor Erregung. Was würde folgen? Der ganze Raum war auf einmal magisch hell, und ich sah den Vogel — es war eine ausgestopfte Silbermöwe — beifällig mit dem Kopfe nicken.

Ja, wißt ihr noch? Agnes und Luise! ging es weiter. Wie lange ist es wohl her? Wir haben seitdem doch wohl schon hundert Winter überstanden. Gottlob, wir sind abgehärtet. Ofen gab es nie in unsrer Nähe; aber das ließ uns kalt, und wir sind leidlich gesund geblieben.

Im alten großen Hause am Jungfernstieg, da standen wir auf der großen Diele, wir zwei Schränke; das war ein guter Beobachtungsposten; denn auf die Diele mündeten alle Stuben und Gänge, und die großen Flurfenster gaben Licht, und nachts half die Ampel. In den großen Saal führte die Glastür. Hinter dem Saal lag gleich der Garten. Das wissen wir von den Orangenbäumen, die in den Kübeln standen und im Winter aus dem Garten immer zu uns kamen, um nicht zu erfrieren; und das war eigentlich unsre schönste Zeit; denn ihre weißen Blüten rochen wundervoll, zum Schwärmen schön. Die Orangerie, wo ist sie geblieben? Und Luise!

Das Gespräch wurde jetzt allgemein. Auch mein Standort war auf der Diele, sagte jetzt der Krückstock (wenn er sprach, schwoll ihm gleichsam immer die Kehle). Und ich war stolz; denn auf mich stützte sich der alte Herr Lebrecht, wenn er zur Börse ging und auf die Kontore der Kaufherren, im Zuckerhandel. Denn er war ja Zuckermakler, der Monsieur Lebrecht. Das ging lange gut. Dann kam die Kriegszeit, die Kriegsdepeschen Jahr für Jahr. Der Feind über den Rhein, im Thüringer Land. Die Frauen aber machten sich noch keine Sorgen. Thüringen lag fern.

Agnes und Luise, sagte der glitzernde Tassenschrank hierauf. Wir alle liebten sie. Sie waren noch so jung. Wie reizend, wenn sie vor mir hinknieten und sich zum Frühstück die Tassen holten, um nachher alles wieder wegzustellen, in größter Ordnung! und so sauber! Die Teller immer so, daß ein weiches Deckchen zwischen Teller und Teller lag, und dabei kicherten sie und waren so vergnügt.

In der Mitte des Flurs stand vor mir der große kreisrunde Tisch mit den Delphinfüßen. Wißt ihr noch? Darauf lagen oft die Zuckerproben, die unser Monsieur Lebrecht vom Kontor mit nach Haus brachte. Dann kamen die beiden Fräuleins und naschten davon, und die beiden Buben, ihre kleinen Brüder, erst recht, einerlei, ob die Mutter schalt, die gute Madame Nanette.

Da kam es dumpf, aber doch freundlich aus der Gießkanne: Ja, und so zärtlich waren die Schwestern zusammen und küßten sich im Garten zwischen den Blumenstauden wie die jungen Tauben vor lauter Liebe. Agnes war blond und kaum 17 Jahre, mit dem Grübchen im Kinn, und so klein und zierlich, und lachte immer neckisch und, ich glaube, halb verliebt. Sie wußte nur noch nicht, wen sie lieben sollte. Wenn sie lief, waren ihre Füßchen in den blanken Lederschuhen wie die jungen Vögel, die da hüpfen, wenn sie noch nicht fliegen können. Sie schäkerte gern mit liebkosender Zärtlichkeit in ihren Blicken und spitzte den Mund wie zum Küssen, und wie bei einem guten Witz, wenn der Otto ihr einmal ein Kompliment machte. Denn Otto war der junge Hausfreund, der für Blond und blaue Augen schwärmte. Das stellte sich aber erst später heraus.

Die Gießkanne verstummte. Da hörte ich schon eine andere Stimme, etwas lispelnd und affektiert und in gebrochenem Deutsch. Das war der Rokokospiegel. Der sagte: Ich hielt unsre Gießkanne für dumm; aber sie hat ganz recht; so war die Demoiselle. Luise dagegen war mir noch lieber; denn sie liebte mich, den Spiegel, wie ihr Gewissen, und ich gab gar zu gern ihr schönes Bild zurück mit den schwärmenden Augen voll tiefer Seele. Sie war brünett und

hoch toupiert, und weich gerollte Locken, die sie sorgsam am Stock aufwickelte, rahmten ihr die Schläfen und Wangen ein. Die Locken bebten und zitterten mit ihr vor Erregung, und sie war oft erregt. 19 Jahre zählte sie schon, und man sagte, der gute Johannes, der in des Herrn Lebrecht Geschäft war, sollte sie heiraten. Die schwatzhaften Tanten Henriette und Jenny kamen auch schon einmal, um zur Verlobung zu gratulieren; aber das war zu früh. Mir, ihrem Spiegel, hat sie selbst das alles anvertraut. Hochgewachsen war sie, hatte etwas Schmachtendes und ein Paar Augen, die rasch aufglühten. Wißt ihr noch? Sie trug gern Goldschmuck, während Agnes mehr die Perlen liebte, und trug auch gern eine dunkelrote Sammetschleife im Haar und einen Gurt von gleicher Farbe. Dabei parlierten sie viel französisch; und das taten alle im Haus; denn lange Zeit war eine französische Gouvernante da. Davon haben auch wir schließlich allerlei Französisch verstehen gelernt. Wenn aber Luise grollte und schalt, dann kam immer gleich Agnes, die kleine Schmeichelkatze, und küßte die Schwester so zärtlich, daß ein großes Lachen entstand, und es war gleich wie Sonnenschein im Raum.

Ja, ja, das waren noch die sorglosen Zeiten, fielen da schon die anderen Stimmen ein. Die Menschlein waren glücklich und wir mit ihnen. Wir selbst atmen ja freilich immer nur Stubenluft und sehen voll Neid, wenn die Herren und die Damen auf die Straße gehen. Sind aber die Fenster auf, da streicht der frische Hauch herein; das Stubenmädchen fegt dann, und die Staubwolken fliegen um uns auf. Reinigung! Unsre Lungen sind dann wie befreit, und aller Mißmut schwindet. So ist es heute; so war es damals.

Alle Sonntage kamen der Johannes und der Otto als junge Hausfreunde zu Tisch, und dann gab es oft, wenn auch Toni, die Freundin, und andre dazukamen, auf unsrer Diele ein Jagen und Hasten und Springen, hast du nicht gesehen? um den Tisch herum. Welch unschuldig fröhliches Leben! bis sie den Tisch ganz wegschoben. Platz da! hieß es, und das Menuettanzen begann. Die Demoiselles sangen dazu allerliebst. Das Menuett! o dieser Tanz! so gravitätisch und fein! könnten wir das nachmachen, wir schweren Schränke! Aber unsere Glieder sind zu steif geworden vom langen Stehen. Beneidenswert die Menschen, die sich auch einmal setzen können!

Damals war es auch, daß eines Tages Luise ein Bild mit ins Haus brachte. Die Brüderchen Emil und Fränzchen jubelten gleich: „Napoleon!“ Jawohl, so hieß damals ein französischer Kaiser, der überall siegte und herrschte, nur noch in Hamburg nicht. Alles schwärmte für ihn, auch unsre Demoisell's. „Das große Genie! Man muß ihn anbeten,“ hieß es. Und natürlich wurde das Bild auf der Diele neben dem Tassenschrank aufgehängt.

In diesem Augenblick sprang der Krückstock zornig aus seiner Ecke hervor und stellte sich anklagend steil vor den Tassenschrank hin: Natürlich, du äffst ja selbst den Empirestil nach und warst immer französisch und revolutionär gesonnen; warst auch nie mit den guten alten Familientassen zufrieden; immer das Modernste mußte für dich angeschafft werden. Unser Herr Lebrecht aber dachte anders, und er haßte das Bild.

Da kam der Tag des Verhängnisses. Großes Geschrei vor der Haustüre. Die Buben stürzten herein und meldeten: „Hamburg besetzt; die Franzosen sind da. Der Feldmarschall sitzt schon im Rathaus als Herr; alle Gasthäuser und Trinkstuben voll Musketiere!“ Den Buben machte das den hellsten Spaß: „Seht nur die bunten Uniformen!“ Und auch die Mädel reckten die Hälse und guckten voll Neugier hinaus, wo schon die Säbel auf dem Pflaster rasselten. Grenadiere! Chasseure! Husaren hoch zu Roß!

Am nächsten Morgen, als der Gemüsemann kam und der Honigmann und Luise und Agnes Schnittbohnen und den Honig in Scheiben kauften, da plauderten sie auf der Haustreppe endlos mit den Händlern, bloß um möglichst lange die Straße entlang zu spähen, ob nicht wieder elegante Offiziere daherkämen, bis Frau Nanette sie ängstlich hereinrief. Der Vater aber wetterte gehörig, als er davon hörte: „Der Franzmann ist Landesfeind, und eine sittsame Bürgerstochter hält sich im Hause.“

Des Vaters Grimm und Ärger aber wuchs noch, als nun ins Haus die Zwangseinquartierung kam. Welch Lärm und Getrampel und wüstes Treiben in Stall und Küche, und welcher Schmutz dazu! Die Fräuleins wurden möglichst abgesperrt. Das herrschaftliche Haus war zur Kaserne geworden.

Aber das blieb nicht so (setzte eine andere Stimme ein). Zwei Offiziere, elegante und schöne Herren, kamen ins Haus. Das war ein Ereignis: strahlend höflich; vom Kürassierregiment; Epauletten; feinstes farbiges Tuch; weiße Lederaufschläge; bunte Kokarden; den blitzenden Helm in der Hand. Sie

machten feierlich Visite und brachten eine Invitation. So war es. Es gab Redoute, Offiziersball im Kasino. Die Demoiselles wurden zum Empfang der Herren zwar nicht heruntergeholt, aber die Einladung angenommen. Es war das erstemal, daß der Vater nachgab. Denn das Benehmen der französischen Herren war tadellos, und sie versprachen überdies sofort, daß die lästige Einquartierung aufhörte. Und sie hörte auf. Es war wie Erlösung.

Weiß der Spiegel noch, wie dann zum Ball die Damen sich kleideten? — O, gewiß, lachte der eitle Spiegel. Aber ihr groben Naturen versteht doch nichts davon. Agnes in weißem Musselin mit blauen Streifen, Luise in Mohnrot; um den Ausschnitt die feinsten Spitzen. Der Fächer aus Perlmutter, den die kleine Agnes trug, ist noch erhalten; er liegt dort im Bauch der Kassette. Aber die mürrisch verschlossene Kassette sperrt das Maul nicht auf; sie gibt ihn nicht her.

In Pelzen huschten die Damen hinaus (so hörte ich weiter. Man weiß, wie es in Träumen geht. Die Stimmen gingen immer rascher durcheinander und flossen für mich schon fast zusammen. Auch schoß alles traumhaft rasch durch mein Hirn, was ich hier langsam nachzuerzählen versuche). In Pelzen also und im Schlitten ging's, unter Schellengeläut, zum Ball; der alte Sebastian kutschierte. Ob Otto eifersüchtig wurde? Er ließ es sich nicht merken. Anders Johannes. ‚Warum blieb Luise nicht zu Hause?' so dachte er. Johannes selbst tanzte leider gar nicht. Er war so brav und auch kerngesund, aber wohl etwas zu dick für sein Alter: große, helle Augen im runden Kopf; kirschrote Lippen; auf der Oberlippe keimte der erste Schimmer des Bartes, und wir hatten ihn alle gern. Er hatte etwas Verschlossenes, ganz so wie wir Schränke, und er putzte sich immer so sorgsam die Füße ab, ehe er eintrat, ganz anders als die französischen Herren, über die sich die Kathrin so oft beklagt hat. Kathrin, das war die alte Scheuerfrau mit den robusten Armen.

Während des Balls tollten die unbeaufsichtigten Buben, Emil und Fränzchen, auf der Diele herum und machten schon gleich die französischen Soldaten nach, mit Epauletten und Säbeln und Tschako und Kokarden: ein Heidenspektakel, und so war denn das ganze alte Patrizierhaus rasch völlig verwandelt und napoleonfromm geworden. Ein gründlicher Umschwung. Es war nichts Gutes; denn wir wissen alle, was folgte.

Der Leinenschrank war es, der mit dunklem Ton so sprach: Ich habe meinen Kollegen, den Tassenschrank, nie begriffen. Denn ich bin aus gutem deutschen Holz. Diese Anbeterei! Wenn solch Franzosenmensch nur oh ma chère, oh ma charmante sagte, da weinte gleich alles vor Entzücken.

So sprach der Schrank nicht ohne Erbitterung. Da erschrak ich; ich hörte eine schnarrende Stimme; sie klang fast keifend. Ein Bild stand bisher umgekehrt an die Wand gelehnt; jetzt drehte das Bild sich um, und es war Napoleon selber, der zornig aus seinem Rahmen trat und brüsk dareinschrie: „Dumm, dumm, dumm sind alle Deutschen, und die deutschen Schränke erst recht; beschränkt sind die Schränke; danach heißen sie. Es ist schon schlimm, wenn Mobilien Politik treiben, sie sind fast so dumm wie die deutschen Fürsten. Dem deutschen Volk aber wird es eingehämmert, daß ich sein Erlöser bin."

Alles verstummte hiernach vor Schreck. Es wurde völlig nachtdunkel um mich, und ich hörte und sah eine Weile nichts mehr. Aber es war nur eine Pause. Dann tauchten die Gegenstände wieder sichtbar für mich aus dem Grau, und eine zarte weibliche Stimme flüsterte: Gaston und Theophile! So hießen die beiden Offiziere. Es war der Nähtisch, der so sprach.

Diese Kavaliere! Die Einquartierung war man los; aber fünf, sechs Offiziere rasselten jetzt jeden lieben Sonntag ins Haus, zum Diner, und Frau Nanette tischte mit Begeisterung auf.

Ganz recht! bestätigte die Standuhr mit ihrer Silberstimme. Ich kann es bezeugen. Es schmeckte den Herren köstlich, und ich schlug die Stunden immer umsonst. Auch eine Uhr kann einmal ungeduldig werden. Das Malchen, die Köchin, kochte süperb (Hamburger Küche!). Wir hatten immer nur den Geruch davon: das Muschelragout, die Jülienne, die Lachsforellen, der Maraschinopudding. Nur englischen Käse, den Stilton, gab es zum Nachtisch nicht mehr. Englische Waren waren verpönt. Abends baten dann die Töchter Agnes und Luise so lange, bis der Vater auch noch einen Bischof oder gar einen Kardinal braute in der großen runden Terrine. Gaston und Theophile aber wurden Hausfreunde und kamen auch sonst immer häufiger,

immer galant,
eine Blume in der Hand.

Ja, wir lernten erst da, wie man es macht, galant zu sein. Johannes sah erstaunt dem zu: diese Komplimente und Handküsse und dieses Lächeln und diese Blicke! Ravissant, flüsterten sich die Mädel zu, und die beiden Buben, Emil und Fränzchen, machten große Augen.

Auch unser biederer Herr Lebrecht sah sich zu vollkommener Höflichkeit gezwungen; der heuchlerischen Weltsitte unterwarf sich auch er. Im geheimen aber trug er seinen Grimm mit sich herum, und hinterrücks nörgelte er immer, so daß Luise immer ganz blaß wurde, wenn sie das hörte. Schon wenn er am Kleiderhaken die Militärkäppis hängen sah, gab es ihm einen Stich: „sie sind schon wieder im Haus!“ und sein enggebundener Zopf wackelte ihm im Nacken. Ich glaube, er ärgerte sich auch, daß es keinen Stilton mehr gab.

Was ihr nur schwatzt! Der Grund lag tiefer, fiel hier der Krückstock des Herrn Lebrecht heftig ein. Ich weiß Bescheid. Es waren Geschäftssorgen; denn es gab keine Zuckereinfuhr mehr; alle englische Zufuhr abgeschnitten; Handelssperre, Kontinentalsperre. Der alte Herr stöhnte oft; alle englischen Waren wurden in jenen Tagen von der französischen Polizei aus den Kaufgeschäften weggenommen, konfisziert, geraubt, und der Rundtisch auf unserer Diele sah nun auch gar keine Zuckerproben mehr, zum Naschen für die Kinder. Das Geschäft lag tot; die Preise stiegen und stiegen. Der Herr mußte sein Kapital angreifen. Auch die Damen merkten den Schaden. Frau Nanette wollte ein neues Kleid haben aus englischem Musselin, aber sie mußte sich mit französischem Batist begnügen.

Da tönte ein Vogelschrei. Die Silbermöwe drehte den Kopf, darin die Glasaugen wieder fest saßen, und alles wurde still, als sie sagte: Ihr redet und redet und wißt doch von Liebe nichts. Anders ich. Was kümmern mich die Alten? Ich hatte vielmehr immer auf die Jugend, auf die jungen Männer, auf Otto und Johannes, acht. Im großen Saal stand ich ja hoch auf dem Wandbort und konnte da alles trefflich übersehen. Der Otto zwar ließ sich durch die fremde Gesellschaft nicht einschüchtern, ein ernster, junger Hanseat, der auch im Meeressturm kalt lächelnd und seelenruhig bleibt; so blieb er schlicht und vornehm zurückhaltend, beobachtete die fremden Herren scharf und freute sich sogar, ohne doch mitzutun, wenn seine Freundin, die kleine Agnes, ihr Vergnügen hatte. Anders Johannes: wenn alles jubelte, stand er abgewandt im Hintergrunde des Saals und tat so, als läse er in den Büchern, die da lagen und die die Menschen auf- und zuschlagen, als wären es Austerschalen, aus denen man sich die Nahrung holt, und niemand sah, wie ihm über die Wangen die Tränen rollten; aber ich sah es. Wir Vögel sind wunderbar scharfsichtig. Er hatte so rote Backen; aber er wurde jeden Tag bleicher und bleicher. Die Möwenstimme wurde ganz weich bei diesen Worten, und wer sollte da nicht auch Mitleid haben?

Wer kann den Theophile beschreiben? hieß es da. Er war wie ein Jagdhund, einer der besseren Jagdhunde Napoleons: elegante Taille; das lockige Haar kurz gehalten; flott, spring-fidel und dreist; beim Gang sich in den Hüften wiegend; einen impertinenten Zug um den Mund und doch so, daß man ihm gut war.

Ja, dreist und erzlustig! Die Gießkanne war es, die jetzt wieder zu erzählen wußte: Ich begoß, wie stets, mit Fräulein Agnes die Rabatten im Garten. Das währte so lange, bis Agnes zum Teich kam. Da wurde ich weggeworfen; denn der Theophile war da, und er wollte sie fangen, als sie davonlief. Sie war flink, aber verfing sich im Rock mit ihren hohen Hacken. Ob er sie griff? Es war Abend; die Nachtigall schlug. Ob sie zusammen der Nachtigall lauschten? Als sie schließlich ins Haus lief, schalt die Mutter sehr. Folgenden Morgens fand Frau Nanette mich, die Gießkanne, weggeworfen im Gebüsch. Sie fragte entrüstet, wie ich dahin käme? Aber ich verriet nichts. Und bald gab es nun Liebesgeflüster in allen Winkeln. O weh!

Die Stimme der Gießkanne klang unheimlich hohl, als schon der Nähtisch zu schwatzen begann: Ja wohl, ja wohl! Hört nur weiter. Wenn die Agnes ihre Seidenstickereien machte, setzte der Mensch, der Theophile, sich auch mit zu mir, ganz nah, auf das Taburett. „Sie haben Talent zur Französin,“ sagte er schmeichelnd zu Agnes und ähnliche lose Reden mehr, die ihr sehr gut gefielen. Sie wollte ins Theater, wo es eine Tragödie gab; „Emilie“ hieß das Stück; darin hatte ein Weib zwei Liebhaber. „Gehen Sie nicht hin,“ sagte er da; „zwei Liebhaber, das wäre nichts für Sie. Finden Sie nicht auch?“

Eine Fliege setzte sich auf ihr Busentuch. Da seufzte er nun gar: „O wäre ich die Fliege, meine Teure!“

„Das glaube ich,“ gab Agnes klug zurück; „die fliegt so rasch davon, wie sie gekommen.“

„Pardon! so meinte ich es nicht. Wenn man liebt, mein Fräulein, liebt man nicht für zwei Tage, sondern für die Ewigkeit, und Sie, Sie sind das Ideal meines Herzens.“

„Das klingt schon besser,“ lachte die Kleine, und ihre Stickerei flog zur Erde, weil sie in die Hände klatschte. „So steht es auch immer in den Romanen. Sie haben es prachtvoll auswendig gelernt.“

Theophile aber war sichtlich verliebt. Als ihr Geburtstag kam, brachte er ihr richtig einen Amor vom Zuckerbäcker. Agnes biß ihm gleich vergnügt ein Bein ab und sagte dann tadelnd: „Zu süß, mein Herr. Wir wollen den Rest zum Zuckerwasser verwenden.“ Aber sie ließ sich doch gern die Hand küssen, und er hielt die Hand fest, der Jagdhund. In diesem Augenblick trat Otto ein. „Bitte, lassen Sie sich nicht stören,“ sagte Otto in größter Ruhe und setzte sich. Agnes sah ihn betroffen an und stand auf. Dann erst erhob sich Otto, um ihr zum Geburtstag in geziemenden Worten zu gratulieren.

Ach ja, die Hände! Wenn ich nur wüßte, brummte tiefsinnig der Schrank, weshalb die Menschen sich immer die Hände pressen, wenn sie lieben? Und dazu das Lieben! Es kommt doch schließlich nur auf Menschenvermehrung hinaus. Wir Mobilien haben keine Hände, und wir vermehren uns doch auch. Genau besehen, steht es mit uns ebenso wie mit ihnen; denn auch der alte Schrank geht schließlich ein; die Nachkommen leben; und auch unsre Geburt ist schmerzhaft genug. Monatelang wird auch an uns gesägt, gehämmert und poliert, ehe wir aus der engen Werkstatt das Licht der Welt erblicken. Dann stehen wir freilich auf festen Füßen und tun unsre Pflicht; aber die Hände fehlen. Wie gern hätte ich sonst der süßen Agnes nur ein einziges Mal die Hand gedrückt! Einmal riß die Begierde mich hin, und ich klemmte ihre Hand in meine Tür; aber da schrie sie nur bitterlich und erriet meine innige Liebe nicht.

Ich mußte hell auflachen, als ich den Eichenschrank so philosophieren hörte, und über dem Lachen erwachte ich.

Es war wieder stockdunkel im Raum. Aus der Nachbarstube hörte ich ein Schnarchen; da schlief mein Bruder John den Schlaf des Gerechten. Ich aber hatte noch keine Lust in mein Bett zu kriechen und blieb auf meinem Billard liegen. Denn mein Traum konnte noch nicht zu Ende sein. Was würde aus Agnes und Luise werden? Diese Agnes war ja niemand anders als meine Großmutter, deren reizendes Mädchenbild unten in unsrer besten Stube hing. Ich liebte es schwärmerisch. Und Luise war meine Großtante, und auch ihr Bild hing daneben, mit dem sehnsuchtsvoll geneigten Haupte, fesselnd anzusehen, ein romantisches Rätsel.

Schon hörte ich mehr. Man war mitten dabei, von den Schwestern zu erzählen, die einmal wieder auf dem Dielentisch das Frühstücksgeschirr spülten.

„Du bist in Gaston verliebt,“ sagte Agnes zu Luise.

„Warum nicht? Du hast ja auch deinen Theophile.“

„Ach, das ist etwas so anderes. Du hast eine Flamme, ich hab' nur ein Flämmchen. Den Gaston könnte ich fürchten. Er ist so wie ein Ritter aus der Tragödie oder wie ein Schauspieler, der den Ritter spielt: wie der Cid auf der Bühne; mir unheimlich.“

„Nein, er ist wundervoll, hinreißend. Das verstehst du nicht. Die Narbe in seinem Gesicht! von dem Säbelhieb! Wie viele Schlachten hat er schon erlebt! Wenn er erzählt — seine Stimme geht mir durchs Herz; sein Auge brennt. Und diese Melancholie in den bleichen Zügen!“

„Otto durchschaut ihn; Otto sagt: das ist eine kokette Traurigkeit. Du aber, Luise, bist, wie du immer bist: erst Leidenschaft, dann Reue.“

Da stampfte Luise ganz wütig mit den Füßen, und der Teller fiel aus ihrer Hand und zerbrach klirrend auf den Fliesen.

Es war in der Tat ein blasser Mensch, der Gaston, von einer gelblichen Blässe (so ging die Erzählung weiter); mit musterhafter Tournüre; das tief schwarze, blank glänzende Haar glatt gescheitelt. Wenn er eintrat, wurde gleich alles still; so imponierte er; die Mutter legte immer gleich ihr Strickzeug weg. Den Kopf stützte er gern in die Hände, als wäre er ihm zu schwer, und wenn er dann aufsah, flammte das schwarze Auge in seinen Höhlen. Er konnte mächtige Blicke werfen, und es war mehr Begierde darin als Zärtlichkeit.

Mit dem Musizieren, glaub' ich, begann es, zur Abendstunde. Wir sahen und hörten alles durch die Glastür, die zudem oftmals auch offen stand. Die Wandlichter brannten, und auf das Spinett wurde eine der Girandolen gestellt. Die Girandole ist ja noch hier, und sie kann selbst alles berichten.

Die Girandole gehorchte, verneigte sich aber zuvor wie auf der Bühne: Freilich, zur Musik gab ich immer das Licht. Die Demoiselle Agnes spielte so behende auf den Tasten, Stücke von Rameau und Salieri, und das Spinett klang wie ein silbernes Saitenspiel. Dann stellte aber Luise die Singnoten auf und sang mit Leidenschaft und in tiefem Stimmklang, natürlich französisch, zuerst ein Tanzlied:

> Sautez, fillettes et garçons.
> Unissez vos joyeux sons.
> Dansons, dansons!

Gaston trat herzu und forderte ein ernsteres Lied; da sang sie:

Jeune fille, où vas-tu si tard?
Tu portes tes pas aux hasards?

Schon fiel Gaston mit ein; hinreißend klang es und schmelzend schön, wie im Zwiegesang sich ihre Stimmen vermählten. Sie verstummten; da begann er allein und zärtlich:

Vierge aux yeux noirs, pourquoi
pencher la tête?

Was neigst du so dein Haupt, schwarzäugige Maid?
Wer schuf dir solches Herzeleid?

Wie erhaben, rührend melancholisch! Waren es nur Schauer der Bewunderung, die Luise überströmten? Schon hielten sie zusammen das Notenblatt, das in ihren Händen zitterte, und ihre Finger suchten sich, und Luise wechselte die Farbe, ihre Nerven bebten. Dann begegneten sich ihre Blicke: pourquoi pencher la tête? Es war um unsre Luise geschehen.

Johannes war da; er stand wieder kläglich abseits im Schatten und starrte aus dem Fenster, wo im schwarzen Laub das bleiche Mondlicht dämmerte. Gewiß, er liebte Luise heiß, aber es ging ihm in der Liebe wie beim Fangspiel: er war der Unbeholfene und überließ allemal andern die Beute. Luisen aber war es genug, daß der Johannes ihr gehorsam blieb, und er tat knabenhaft gutherzig alles, was er sollte. Sie sollte nicht merken, daß er sich quälte. Jetzt eben rief sie ihn mit Namen. Er schnellte empor. Was wollte sie? Sein Auge strahlte. Sie bat ihn nur um ein Glas Wasser. Er brachte es wortlos und trat zurück. Das war alles.

Pourquoi pencher la tête? Luise vergaß die Melodie nicht, und wir alle lernten sie damals auswendig. Wenn sie vor ihren Spiegel trat, summte sie und neigte dazu jetzt mit Absicht das Haupt, dem Liede zu Gefallen und ganz versonnen. — Ja, sie war fortan ganz verändert, bestätigte der Spiegel im allergefühlvollsten Ton; aber sie war noch schöner als früher, trug gern ihr mattgrünes Seidenkleid, weil Gaston das liebte, im Schnitt ganz wie die Madame Recamier oder wie die schöne preußische Königin Luise, der sie ja auch im Namen glich. Ihr Teint war so rein; trotzdem schminkte sie sich jetzt mit Poudre-de-riz und rouge végétal, und die Puderquaste ruhte nicht. Und dazu die Parfüms! Ein vergoldetes Flakon hatte Gaston ihr geschenkt, und sie ging wie in einer Duftwolke einher. Agnes roch es voll Neid, Frau Nanette voll Hochachtung, der Vater voll Wut und Johannes voll Gram. Er verging vollends vor Sehnsucht, der Johannes. Luise war eine schwüle Schönheit, und zur Liebe kam bei ihm jetzt zehrende Eifersucht. Und er hatte Grund, obschon Gaston sich wohl hütete, von Liebe zu sprechen; wer weiß auch, wie viel Freundinnen er im geheimen sonst noch hatte? Er machte überhaupt wenig Worte, hielt sich ganz in den Formen der Courtoisie und bat nur um Freundschaft und nicht mehr. Das machte den besten Eindruck. Die Menschen sind eben schlechte Beobachter, weil sie nie vollkommen ruhig stehen wie wir Standmöbel. Wir hören alles und blicken tiefer. So war es damals.

Gartenfeste gab es mit Lampions; aber da geschah nichts Auffälliges. Kam die Familie abends aus der Komödie nach Hause, war Gaston natürlich bei Luise in der Loge gewesen; aber warum sollte er nicht? Und die Madame Nanette sagte tausendmal: „Welch vollendeter Kavalier! Das ist die Pariser Politur. Es lebt sich gut mit diesen Franzosen."

Schon aber begannen die Liebesbilletts, und niemand merkte es. Tief in die große chinesische Vase warfen beide heimlich ihre zarten Briefe. Wie oft griff Luise fiebernd hinein! Papierene Liebesschwüre? Wir zweifelten nicht. Der kluge Mensch warf seine Angel nach dem Goldfisch nicht vergebens.

Bei dem Wort „Goldfisch" zuckte die Silbermöwe zusammen. Es erregte sie, von Fischen zu hören.

Sie wollten sich heimlich treffen; wo anders als im Garten in der Laube beim Teich? Es war Sommernacht. Fränzchen, das Brüderchen, aber lief gerade noch schnell mit der Handlaterne in den Garten, um nach seiner verlorenen Peitsche zu suchen. Die Laterne fiel hin und erlosch. Da hörte er in der Laube ein Wispern und schlich sich heran; denn er war nicht bange. „Wer da?" schrie er. „O, o! Luise mit dem Mossiö! Was macht ihr hier? Sie sitzt auf seinem Schoße. Ich erzähl' es gleich dem Papa."

Zu Tode erschrocken war da Luise und kniete vor ihrem Bruder nieder und flehte tausendmal: „François, lieber kleiner, nichts sagen, nichts sagen! Wenn du schweigst: der Mossiö bringt dir das schönste Konfekt vom Kuchenbäcker."

„Wieviel Kuchen?" sagte der Schelm da frech. „Bitte sehr, nicht nur für mich, sondern ebensoviel auch für Emil. Sonst schwatzt der Emil es weiter; denn dem muß ich doch gleich alles erzählen."

Wirklich raunte er auf unsrer Diele dem Bruder im Dunkeln die ungeheure Entdeckung zu: „Auf dem Schoß saß sie." Aber beide schwiegen hernach artig wie das Grab,



Dorf in Holländisch-Flandern. Gemälde von Heinrich Pützhofen-Esters



und der Vater erfuhr nichts. Denn sie hatten rechtzeitig den allerschönsten Kuchen bekommen. —

Ein großes Stillschweigen entstand jetzt. Mir war, als ob ich aus meinem Traum auffahren sollte; so bange war mir um die Luise geworden, als die Reden schon weiter gingen.

Dann geschah es, daß der gute Johannes das Haus verließ. Uns allen ging es zu Herzen, wie er zum letztenmal nach dem wohlbekannten Hut mit der breiten Krempe griff und des Herrn Lebrecht Hand faßte: „Haben Sie Dank für all Ihre Güte. Sie waren mir allezeit wie ein zweiter Vater."

Der Alte stutzte und zog die Brauen: „Warum so feierlich, Johannes?"

„Ich kann nicht wiederkommen," sagte er mit zitternden Lippen. „Ich kann nicht. Darf ich es sagen? Ich hoffte auf Luise, aber ich habe von diesem Gaston gelernt."

„Was ist mit dem?"

„Ich habe gehört, wie Gaston einmal spottend sagte: ‚Bescheidene Liebe ist halbe Liebe'."

„Zu wem? Zu Luise?"

„Jawohl. Bescheidene Liebe ist halbe Liebe: das ging auf mich. Er selbst freilich macht es anders."

Der Alte fuhr heftig auf; dann aber lachte er: „Haben Sie Geduld, Junge. Luise mit dem Welschen? Welche Albernheit! Liebe? Unsinn. Es ist nur diese verfluchte Manier des Schöntuns. Meine Tochter ist viel zu klug; sie weiß, eine Ehe würde ich nie dulden. Nie, sag' ich."

Aber Johannes schüttelte nur den Kopf, sagte nichts mehr und ging. Er wandte sich noch einmal zurück und küßte dem Alten die Hand. Dann klingelte die Haustürschelle. Er war draußen. Erst nach drei Jahren haben wir ihn wiedergesehen. Luise hat im Lauf der Tage wohl öfter nach ihm gefragt; sie vermißte ihren Johannes doch, als ob sie ihren Schatten vermißte. Aber sie tröstete sich. Sie wandelte in der Blendung und brauchte keinen Schatten.

Dann kam die Wagenfahrt. Die Wagenfahrt! Bei dem Wort war es, als wiegte der Leinenschrank seine breite Stirn vor Kummer. Die Sache war klug ausgedacht. Luise besuchte ihre Freundin Toni, die auf den „Großen Bleichen" wohnte. Warum sollte sie sie nicht besuchen? Die Freundin selbst begünstigte die Sache. Zur verabredeten Stunde, 3 Uhr (wir erfuhren bald alles) verließ Luise dort das Haus; ein geschlossener Mietswagen fuhr vor. Gaston saß verborgen darin, und so fuhren sie zusammen flott zum Stadttor hinaus. Wohin? Einerlei. Sie waren allein, niemand sah sie, und Gaston hatte, was er wollte. Um 7 Uhr war sie rechtzeitig wieder im Haus ihrer Freundin, wo die Frau Nanette sie alsbald persönlich abholte. Es wurde nichts bemerkt; aber Luise hatte ihren Ridicule, worin ihr Spiegelchen, ihre Muschel mit Nähnadeln und ihr kleines Portefeuille mit dem violetten Samtdeckel steckte, im Wagen liegen lassen; der Lohnkutscher kam und brachte es, und alles wurde entdeckt.

Das war ein Schrecken und Aufruhr. Das ganze Haus stand auf dem Kopfe. Luise, in ihrer Bestürzung, blieb wortlos und starr, barg das Gesicht in ihren Händen und verschloß sich in ihrem Zimmer. Gaston betrat ahnungslos das Haus. Herr Lebrecht aber ließ ihn nicht in die Stube. Spreizbeinig stellte er sich vor ihn hin, die Daumen in den Ärmellöchern, und donnerte ihn an: „Was wollen Sie hier, mein Herr? Diese Wagenfahrt! Wir wissen alles. Es ist zu Ende."

„Sie wissen?"

„Ich weiß, daß hier für Sie kein Raum ist."

Der Franzose verstand nur halb: „Hören Sie ruhig, mon cher, bei unserer Freundschaft ..."

„Sie haben unsre Freundschaft uns übel gedankt."

„Nicht nur Freundschaft. Verstehen Sie mich. Luise liebt mich; sie liebt mich. Es mußte so kommen."

„Und Sie?"

„Eh bien, wir lieben uns. Ich liebe den deutschen Walzer; warum soll ich nicht auch ein deutsches Mädchen lieben?"

Der Alte griff, zur Seite springend, nach seinem Stock, und der Zopf bebte ihm im Nacken: „So, so! Sie haben an unserer Tochter Geschmack gefunden. Für wie lange?"

„Parole d'honneur, es ist Ernst. Fragen Sie Ihr Fräulein Tochter. Ich werde sie heiraten. Luise will es."

„Luise will es? Aber nicht ich. Gott bewahre mich!" (Des Alten Herz tat sich weit, weit auf.) „Keinem Feinde geb' ich mein Kind. Wir kennen euch. Wortbrüchig und leichtfertig, so wart ihr immer. Wissen Sie nicht, daß ein deutsches Bürgerhaus auf Anstand und Ehre hält?"

„Ehre!?" Gaston fuhr nach dem Degen.

Des Alten Zornader aber schwoll: „Ja, Ehre. Ein Schrei geht durch unsre ganze Stadt, geht durch alle deutschen Städte und Dörfer. Ihr raubt unser Geld und unsre Töchter. Kein Wunder! Ein Räuberhauptmann ist es, den ihr euren Kaiser nennt!"

„Majestätsbeleidigung! Sie beschimpfen

unseren erhabenen Kaiser! Sie werden von mir hören." Es klang wie Gebrüll. In Gastons Hand zuckte die nackte Klinge. Er war bleich wie Wachs; nur seine Narbe glühte. „Sie werden von mir hören!"

Frau Nanette warf sich händeringend dazwischen. Aber Gaston wandte sich plötzlich, ohne Gruß. Die Haustür fiel krachend zu. Er war gegangen, und der Herr Lebrecht stand mit aufgerissenem Munde da. Den Stock schmiß er in die Ecke und ballte die Fäuste. Er hatte seinem Herzen endlich Luft gemacht; das tat wohl. Aber was nun?

Gaston fort. Auch Theophile würde nicht wiederkommen. Das ganze Haus lag auf einmal wie im Fieber. Auch wir selbst, wir fieberten mit. Was nun? Das Essen erschien und kam wieder ungegessen vom Tisch. Nur ein unstetes Gelaufe hin und her. Türen und Fenster sprangen auf, und ein grausiger Luftzug ging durchs Haus, daß die Gardinen flogen. Auch Agnes lachte nicht mehr. Das Abenteuer, das ihr anfangs so interessant schien, ging übel aus. „Majestätsbeleidigung! Höllenangst! Vater, Vater! Sie haben Napoleon, den allmächtigen Kaiser, beschimpft. Die Gendarmen kommen. Man wird Sie verhaften, erschießen."

Der Alte sank wie betäubt in seinen Stuhl. „Ich hatte doch recht," knurrte er; „aber, aber . . ."

Otto kam. Er hörte alles, warf einen festen Blick auf Agnes; dann ging er wieder. Er konnte hier nicht helfen. Auch die Domestiken drängten in die gute Stube, um zu hören, und ächzten und zeterten durcheinander: „Ach, ach!" Die Köchin ließ das Abendessen anbrennen, und durch das ganze Haus roch es nach Unglück. Was sie da redeten — es war endlos, aber immer dasselbe. Das Ende war, daß folgenden Tages unser Herr völlig geknickt auf den Wunsch der Seinen zu Herrn Gaston fuhr, um regelrecht Abbitte zu leisten. Ja, er ging, er tat es. Einen Brief Luisens nahm er mit. Der grade Mann mußte sich krümmen. Er mußte. Es half nichts. Welch Bangen und Zagen! Was würde er bringen, wenn er von diesem schweren Gang zurückkam?

O, über die menschlichen Leidenschaften! kam es brummend aus dem Leinenschrank. Wir haben, solange wir leben und den Menschen in ihren vier Wänden zusehen, viel erlebt, aber solchen Aufruhr nie wieder. Welch Glück, daß wir selbst solide Naturen und so blutlos und ohne Wallung sind! Was würde auch sonst aus den Hausständen, wenn wir auch noch durcheinander klagten und jagten? Mobilien heißen wir, die „beweglichen"? Welcher Unsinn! Je lauter die Leute, je stiller sind wir. Die Menschen sind die Mobilien; sie sind den sinnlosen Fliegen gleich, die am Fensterglas auf- und abrasen, weil sie nicht wissen, wohin? —

Ich ärgerte mich auf meinem Billard über diese überflüssigen Betrachtungen. Mobilien oder nicht! Nur weiter, weiter! Schon zuckte es mir in den Augenlidern, als sollte ich aufwachen. Ins leere Traumlose glitt ich schon wieder hinüber, hörte schon wieder deutlich das leidige Schnarchen meines Bruders John. Wie spät war es nur? Vielleicht schon bald Mitternacht? Aber ich wich nicht von der Stelle. O Dämmer! O Sehnsucht nach Versunkenheit!

Schon hob in meinen Ohren wieder das Rauschen an, und ich hörte wieder deutlich Gastons Namen. Gottlob, Gaston war wieder im Haus. Die Versöhnung war also doch gelungen. Den Krückstock hört' ich jetzt eben sprechen. Er sagte: Ich war doch froh, daß ich nicht losschlug und so ruhig blieb. Die Selbstbeherrschung ist doch das beste.

Jetzt waren sie ausgesprochene Verlobte, Luise und er, und die Tanten Henriette und Jenni, die Freundin Toni und viele andre konnten kommen und gratulieren. Ob ihn, den Gaston, nur die gute Krippe lockte? Er spielte jetzt hoheitsvoll den Gnädigen und war wie Herr im Haus. Herr Lebrecht hieß jetzt der Père. Der Père war freilich wenig zärtlich und verhielt sich steif und verkniffen genug, aber er mußte doch stillhalten, wenn der Herr Schwiegersohn ihn huldvoll auf die Wangen küßte, und Luise und Gaston, beide dozierten jetzt abwechselnd: „Was heißt deutsch? was heißt französisch? Alles ist eins — Verbrüderung der Völker. Ganz Europa ein Kaiserreich. Die Grenzen sind gefallen. Kompatrioten sind wir alle, Bürger Europas und Untertanen des einen großen Völkerbefreiers. Darum haben wir uns gefunden."

Herr Lebrecht aber knurrte vor sich hin, wenn er über die Straße ging: „Die Weltgeschichte ist noch nicht zu Ende; der Zar von Rußland lebt noch, und der Weg nach Moskau ist weit. Warten wir, ob dem großen Räuberhauptmann nicht dort draußen noch einmal die Ohren erfrieren. Wenn mir nur nicht auch noch Agnes, der kleine Racker, Sorge machte! Luise war immer ihr Ein und All, und das Beispiel ist mächtig."

Auf der Börse, in den Kontoren hatte der Père allerlei unsichere Gerüchte über Spanien, über Rußland gehört. Es war doch schön, hört' ich den Krückstock sagen, daß wir beide so eines Sinnes waren, beide

gut teutonisch, ich und mein Herr. Darum hielten wir auch immer gut Schritt zusammen, und seine Sorgen waren meine Sorgen.

Geschwätz! Wie würde es der Agnes gehen? Da hörte ich schon andere Stimmen berichten:

Luise trat zu ihrer Schwester: „Ich verstehe dich nicht. Du bist jetzt so anders zu Theophile. Wir können stolz sein, solche Männer zu finden, die der Ruhm umstrahlt, und Theophiles Verhalten ist tadellos."

Agnes setzte eben Blumen in die kleine Schale. „Er ist nett und amüsiert mich," sagte sie. „Mehr will ich nicht. Nein, wirklich. Mache nicht solch feierliches Gesicht. Nur nicht Ernst machen, bitte! Ich habe Angst davor, und ich sag' dir auch offen: ich kann Ottos kalte Miene nicht ertragen."

„Ottos kalte Miene?"

„Er kommt immer noch treu zu uns ins Haus, obgleich ihm andre Häuser genug offen stehen; aber er tut so, als sei ihm alles gleichgültig, was er hier sieht."

„Und das reizt meine kleine Agnes?"

„Nun freilich. Otto liebt mich nicht; aber er sollte mich doch auch noch ein bißchen lieb haben, so wie früher."

„Also zwei Liebhaber? Ein kindischer Ehrgeiz." So sagte Luise und gähnte (sie hatte etwas Träges bekommen und tat schon gar nichts mehr im Hausstand). Wir aber glaubten, es war nicht Ehrgeiz, was Agnes bewegte, es war Tugend. In ihr erwachte das deutsche Herz. Welch Glück, daß es noch einen Otto gab! Aber sie wußte selbst nicht, was in ihr vorging. Es war die mystische Dämmerung der ersten Liebe.

Wir haben alle aufgemerkt und achtgegeben. Theophile war immer noch derselbe. Wurde er aber zu schwärmerisch, da rief Agnes zum Schutz jetzt immer gleich Otto herbei, begünstigte ihn auffallend beim Pfänderspiel, schob ihm bei Tisch rasch den Leckerbissen zu, auf den Theophile sich spitzte, und Otto blickte jetzt stolz und dankbar, aber immer noch in unerschütterlicher Seelenruhe darein, wie der Fischer, der in derselben grenzenlosen Ruhe mit seiner Angelrute am Ufer steht und voll listiger Geduld harrt, bis der liebe Hecht anbeißt.

Wer sprach da? Ich glaube, es war die Silbermöwe, die allein etwas von Fischen verstand.

Der neue Krieg kam. Großer Rumor im Rathaus, in den Kasernements, in allen Häusern. Davoust, der böse General, rüstete den Ausmarsch aus Hamburg; so auch das Kürassierregiment. Auch Theophile mußte mit ins Feld. In seiner Erregung hatte Theophile den letzten Abend unter Kameraden zechend verbracht und dachte noch an ein Abenteuer; er stahl sich in unseren Garten und versuchte am festen Weinstaket zu Agnes' Fenster hinaufzuklettern. Sie ahnte nichts, hörte im Holzwerk das Knacken und goß dem unheimlichen Gast eine Kanne warmes Wasser über den Kopf. Sie hatte gerade ein Fußbad nehmen wollen. Es war aber zum Glück kein Seifenwasser. Wie da der Otto lachte, als er das hörte! Theophile aber war begossen für immer.

Beide, Theophile und Gaston, ritten mit in den großen russischen Krieg hinaus: Napoleon gegen den Zaren. Der Sommer verging; der Winter kam; ein grausiger Winter. Die Spannung wuchs. Die Kriegsnachrichten kamen immer spärlicher. Es war so kalt, daß auf unsrer Diele fünf der schönsten Orangenbäume erfroren. Wir trauerten tief um sie, als wären sie unsre Brüder; denn Bäume sind Bäume und wir Holzschränke doch gleichsam Holz von ihrem Holz. Es war ein böses Vorzeichen. Theophile kam in der Tat nie wieder. Dreimal schrieb er noch dankbare Zeilen; denn er war im Grunde eine gute und feine Seele. Dann war er verschollen.

Gaston kam siech von der Beresina zurück. Kläglich zermalmt war Napoleons Heer; aber Davoust, der General, kam dann doch wieder nach Hamburg, und die Stadt blieb französisch. Im Lazarett wurde Gaston gepflegt. Fieberkrank lag er und abgezehrt. Luise durfte ihn nicht besuchen; er erhielt nur ihre Briefe. Aber er genas; er betrat wirklich unser Haus wieder. Sein Gesicht war noch bleicher, es war noch fesselnder. Ein schwarzer Bart umkränzte jetzt in zartem Schwung seine schmalen Wangen. Aber er war nicht mehr der Sieger, der Abgott Napoleon eine fragliche Größe, die Zukunft dunkel. Sollte es doch noch zur Heirat kommen?

Wir wissen alle noch das Gespräch, das alles entschied. Es war die Zeit, als Davoust die Stadt nun doch endgültig räumen mußte und Hamburg wirklich seiner Befreiung entgegensah. Auch Gaston mußte fort. Keine fremden Säbel sollten mehr rasseln auf unsrer alten Diele.

Der Vater nahm feierlich, ernst und gütig Luisens Hand. Er trug den Zopf jetzt nicht mehr, sondern das greise Haar hing ihm lose im Nacken; um den weichen Hemdkragen die große Schleife; eine hellseidene Weste unter dem langschößigen, dunkelblauen Tuchrock. Es war der Rock, in dem er zur Kirche zu fahren pflegte.

„Hast du Vertrauen? Willst du ins Land

der Franzosen, die uns gepeinigt haben und uns hassen? Willst du dem Herrn Gaston Viallard folgen, uns preisgeben, Kind — sieh dich um, die wir hier stehen —, deine Heimatstadt preisgeben, das Land, wo die deutsche Zunge klingt? das Land Luthers und Goethes? Ich schenkte dir ‚Des Knaben Wunderhorn'. Darin sind tausend Heimatklänge. Können sie dich nicht festhalten? Frage nicht nur deine Schwester Agnes. Wir alle bangen um dich. Glaube mir, in der Fremde wird es dir übel gehen. Gebärdet sich Gaston nicht immer noch als der Grandseigneur, der vornehmer ist als wir und im Grunde verdiente, über die ganze Welt zu herrschen? wie ein Löwe, der die Insekten großmütig in seiner Mähne spielen läßt? Es ist Gnade, daß er sein Wort nicht brach und sich bereit erklärte, dich zur Frau zu nehmen. Die Treue ist aber in Frankreich seltene Ware, und eine deutsche Hausfrau hat es schwer in den Salons, die ein Beaumarchais und Diderot uns schildert. Es kostet uns nur ein Wort, und er geht, und ihm wird darum das Herz nicht brechen."

Schluchzend fiel da die kleine Agnes der Schwester in die Arme: „Luise, Luise! Soll es wahr werden?" Es war ein Küssen und Streicheln unter den Schwestern, wie sie es lange nicht mehr getan, die schrankenlose Zärtlichkeit aus der Kinderzeit. Auch Mutter Nanette weinte lange Tränen auf ihren Busen und sagte: „Kind, Kind, vergiß auch nicht, daß hier immer noch ein treues Herz für dich schlägt. Denke an Johannes, den braven. Wir hatten gewähnt, ja, wir mußten glauben, unser Hamburg werde für immer französisch bleiben und dein geliebter Gaston würde sich dauernd mit dir in unsrer Stadt niederlassen. Jawohl, so dachten wir. Nun ist alles so anders, so anders!"

Luise sank im Kanapee zusammen und grub ihr heißes Gesicht in die Polster: „Eure Worte gehen mir wie ein kaltes Eisen durch meine Brust. Vater, ich weiß es seit langem, daß Sie mir grollten, und ich verdiene Ihre Güte nicht. Ja, ich sehe, ich muß, ich will verzichten. Gott möge mir helfen. Aber redet mir nicht von Johannes."

„Sorge dich nicht," fuhr die Mutter fort. „Gewiß, der gütige Gott hilft. Hörtest du unsre Uhr nicht eben schlagen? Du sollst sie so hier schlagen hören dein Leben lang. In Gottes Hand liegt die Zukunft, und alles geht weiter wie dieser Stundenschlag. So lauten ja auch die Verse, die ihr gesungen habt."

„Lassen Sie, Mama! Ich singe nicht mehr."

„O doch, du sollst sie uns oft noch singen:

> L'avenir n'est à personne,
> L'avenir est à Dieu.
> A chaque fois que l'heure sonne,
> Tout ici-bas nous dit adieu."

„A chaque fois que l'heure sonne, tout ici-bas nous dit adieu." Luise wiederholte die Worte mechanisch, und ihre Tränen flossen, im Kampf zwischen Trotz und Ergebung.

Da klang draußen die Schelle; Sporen klirrten; die Glastür sprang auf, und Gaston, der Genesene, trat ein mit der Miene, als wäre er sehnlichst erwartet, im Militärrock wie immer, ritterlich stolz, voll männlicher Grazie und selbstgewiß. Der linke Arm noch in der Binde. Wenn er grüßte und sprach, geschah es mit jenem Ausdruck melancholischer Mattigkeit, der so berückend wirkte. Aber er sprach nicht viel; sein Blick fuhr suchend umher und traf Luise, herrisch und sengend zugleich. Himmel und Hölle glühten darin. Da war es entschieden. Sie stürzte zu ihm, zog ihn neben sich: „Mein Gaston, mein Gaston!" und alle warnenden Worte waren vergebens gewesen.

„Mein Gaston, du meine Zukunft," wiederholte sie. „Ich weiß, weshalb du kamst." Sie schien einer Ohnmacht nahe.

Er legte den Arm um sie: „Was ist meiner Luise geschehen? Vierge aux yeux noirs, pourquoi pencher la tête?" flüsterte er mit engelhafter Stimme. Dann befahl er: „Das Flakon! Eau de vie und ein Glas starken Wein! Ist nicht noch der alte Burgunder im Haus?" Er befahl, und alles lief und gehorchte.

Luise erholte sich rasch genug, und nun ging er gleich auf die Sache los, und zur Hochzeit wurde alles verabredet. Es war der Schicksalstag. Das Geschäftliche lag ihm sehr am Herzen; der Père mußte sich fügen; Gaston trat fordernd vor ihn. „Bescheidene Liebe ist verschwendete Liebe" war sein Motto. Er wußte zu fordern. —

Genug, genug! sagte grimmig der alte Leinenschrank. Laßt uns schweigen und daran nicht denken. Ich bin des Erzählens müde. Herr Lebrecht bewilligte die nötigen Summen, um in Paris die Ausstattung zu kaufen. Aber auch mir und meinen Kollegen wurde zu Leibe gegangen; es schmerzte sehr, als man mir in mein Eingeweide fuhr. Und dann...

Das Gespräch brach plötzlich ab, als versagte dem treuherzigen Erzähler die Stimme. Ich lauschte umsonst. Erst nach einer Pause ging es weiter:

Laßt uns auch von der Hochzeit nicht

reden. Der Sekt floß, und alle guten Schüsseln wurden von den Gestellen genommen und bis oben gefüllt, damit die Gäste satt wurden; die hungrigen französischen Offiziere: es war das letztemal, daß wir sie fütterten. Aber die Stimmung blieb fremd und gedrückt. Alle Lichter brannten; aber die Sorge warf ihren grauen Schatten über den Tisch. Gaston voll Ungeduld; Luise, jetzt Madame Biallard genannt, im Brautschmuck doppelt schön und stolz und doch zu reiner, siegreicher Freude unfähig, da sie in des Vaters gealterten Zügen den stillen Vorwurf, den Gram und die Mißbilligung las. Eine verlorene Stimme rief: filettes et garçons, dansons, dansons! Die Tische schob man weg, aber niemand mochte tanzen.

Die Kutsche fuhr vor, der alte Sebastian in weißen Handschuhen auf dem Bock; er wischte sich die Augen. Auf der Diele großer Abschied. Der Wagenschlag knallte zu; der Kutscher schnalzte; die Gäule zogen an. Das Brautpaar war in der Nacht verschwunden. Der Hufschlag hallte und verhallte. Agnes stand noch lange allein auf der Treppe, winkte mit dem Spitzentuch noch lange in das Dunkel hinaus. Wir hörten ihr lautes Schluchzen, bis Otto, ja Otto, der Freund, sie hereinholte. Da umschlang sie ihn, umfing ihn, legte das Haupt an ihn. Das Herz ging ihm auf; die beiden hatten sich gefunden, und in die große Traurigkeit fiel jauchzend und erlösend auf einmal der helle Lichtstrahl einer jungen Glückseligkeit. —

Hiernach verstummte alles. Niemand wollte mehr reden. Mich selbst hatte eine große Rührung erfaßt, und ich sprang entschlossen von meinem Billard. Dieser Otto, was wäre ich ohne ihn? Er war ja, wie schon gesagt, mein eigener Großvater, der Vater meiner teuren Mutter, und Agnes mein kleines liebes Großmütterchen, die zärtliche, die mich als Knaben so verzog und die jetzt als Witwe in Wandsbeck phantastisch einsam mit Topsi, ihrem frechen Hündchen, in ihrem großen Hause lebte. Luise aber, meine Großtante, was war aus ihr geworden? Sie war uns immer ein Geheimnis. Ich hatte sie nie mit Augen gesehen. Man sprach nur gelegentlich von ihr wie von einer Romanfigur. Briefe von ihr kamen schon lange nicht mehr aus Frankreich. Wohl aber wußten wir, daß sie katholisch geworden, aber, von ihrem Gatten getrennt, vereinsamt lebte.

Die Menschen aus Edelmetall sind selten. Für Gaston war das Ganze nur ein Abenteuer gewesen. Zweimal forderte er und erhielt er noch Geldsendungen aus Hamburg; dann blieben sie aus. So hatte er seine Beziehungen in der Pariser Damenwelt sehr bald wieder aufgenommen und die deutsche Person schnöde verlassen. Kinderlos, ein Fremdling unter Fremden, lebte Frau Louise im Kloster in Biarritz bei Pau, am Fuß der Pyrenäen, ihrer Familie trotzig abgewandt (denn sie war ganz zur Französin geworden), ein Opfer ihrer Liebe, in leidenschaftlicher Frömmigkeit, ein gescheitertes, müßiges Leben, das nur noch auf das Jenseits rechnete, da das Diesseits sie betrogen. Es ist schön und groß, freiwillig sich seinem Schicksal zu opfern. Sie hatte es getan; aber das Schicksal ist launisch, und der Ausgang . . .

Aber der Faden meiner Gedanken riß ab. Eben hatte ich den dunklen Raum verlassen wollen, um endlich mein Bett aufzusuchen, als ich leise Musikklänge hörte. Kamen sie von der Straße? Nein. Das Fenster war ja auch geschlossen. Welch Mirakel! Die alte Gitarre, die über der Tür hing und bisher ganz still gewesen, fing auf einmal leise an zu klingen, und den Mahagoni-Kartentisch, der gleichfalls bisher geschwiegen, hörte ich vernehmlich seufzen: „Dansons, dansons! Ach, könnten wir tanzen, ja tanzen! Es waren damals doch schöne Zeiten, an Abwechslung und Erleben reich. Das Menuett möcht' ich noch einmal tanzen, das Menuett, das nicht an Luisens, nein, an Agnes' Hochzeit von den Gästen getanzt wurde und das uns damals durch alle Glieder fuhr. Unsre Glieder sind freilich schwer und steif geworden. Aber wer weiß? Die Sehnsucht hilft uns. Man sagt: wer fliegen will, dem wachsen schließlich Flügel."

‚Die Mobilien wollen tanzen? Welche Albernheit!' dachte ich; ‚nun ist es Zeit mich zu drücken;' machte Licht, sah alle Möbel noch einmal staunend an (sie standen so ruhig!) und ging ins Schlafzimmer hinüber. Mein Bruder John fuhr wütend auf: „Mach' das Licht aus! Zwölf Uhr nachts! Bist du verrückt geworden?" Doch er sank dann gleich wieder in seinen gesunden Schlaf zurück. Übermüdet und betäubt fiel ich in mein Bett und streckte mich, streckte die Glieder seelenruhig, selig und dankbar. Wieviel besser schlief sich's doch im trauten Bett als auf einem Billard! O, ihr weichen Kissen! Die Decke über die Ohren! Das Unterbett federt so angenehm.

Schlief ich wirklich, oder war ich doch immer noch wach? Hörte ich nur das melodische Schnarchen meines vortrefflichen Bruders, ein Knacken und mildes Sägen und Rasseln? Nein! Es war zu deutlich. Im Nebenzimmer rauschte wieder die Gitarre, als fahre jemand über die Saiten, eine lang-

sam wiegende Tanzmelodie. Welch seltsamer Zustand! Heimlich unheimlich! Geht der Zauber noch weiter? Die Zimmerwand wurde durchsichtig wie Glas, und ich sah das Erstaunlichste. Das Billard stellte sich wie ein dressiertes Zirkuspferd auf seine Hinterfüße und trat mit einer Verbeugung zurück, um Platz zu machen. Der Kartentisch als sein Visavis tat ebenso und verbeugte sich noch graziöser, und auch der großmächtige Eichenschrank erhob bärenhaft langsam die dicken Füße, machte richtig einen Pas und noch einen Pas und schritt majestätisch sich wiegend vor; der behendere Tassenschrank fing gar an zu hüpfen, und das Menuett war schon im Gange: ein Verbeugen, Drehen und Wenden, Chassieren, en avant, en retour, à droite, à gauche, aber geisterhaft leise wie auf Gummisohlen, ein Schleifen und Wiegen in wohliger Genußsucht. Nur bisweilen war es, als knackte es in dem alten Holz. Mit wachsendem Staunen sah ich alles. Ja, die Flügeltüren der Schränke entfalteten sich langsam, als wollten sie sich umarmen, und auch die liebe Silbermöwe begann in Sehnsucht ihre Flügel zu dehnen und zu wippen auf ihren Schwimmfüßen, und die zwei Girandolen, die auf der Kommode standen, verneigten sich altmodisch und fein und umschlangen sich feierlich zum Tanz mit ihren glitzernden Armen, so daß die Ketten leise klirrten, die an ihnen hingen, und auch der Spazierstock sprang energisch aus seiner Ecke, und wie ein Korkenzieher, den eine unsichtbare Hand bewegt, drehte er sich närrisch um sich selbst, ohne umzufallen. O, ihr lieben, alten Möbel! Macht ihr es öfter so? und hab' ich euch endlich einmal ertappt in eurem heimlichen Treiben? Wenn nur eure Füße nicht brechen und die Tassen heil bleiben und die Wäsche nicht durcheinanderstürzt, die da so sorglich gefaltet in den Borten liegt! Was würde sonst meine Mutter sagen? — Da rührte sich in der alten Uhr das Schlagwerk mit seinem Silberton, das ich schon einmal gehört hatte, und es schlug ein Uhr. Dann hörte und sah ich nichts mehr, und traumloser Schlaf umfing mich.

Mit brennender Neugier riß ich am anderen Morgen die Tür zur Schrankstube auf. Aber alles stand reglos da, wie es immer gewesen, und das Billard, die Schränke und alle Beteiligten taten, als sei nichts passiert. Diese Heuchler! Nur schien es mir, als hätte der Eichenschrank, der Riese, sich doch den Fuß vertreten; er neigte etwas schiefer als sonst nach der einen Seite, und der Spazierstock stand in der falschen Ecke. War es wirklich so, oder irrte ich mich?

Nun sage mir einer, der diese Geschichte erfährt, daß ich nicht ein Träumer bin. Als ich aber in den nächsten Tagen zu meinem Großmütterchen eilte (sie saß grade an ihrem Flügel und phantasierte, und die kleinen Finger griffen ganz tapfer zu), als ich „Großmutter!" rief und ihr von meinem Traum erzählte — sie war immer noch wie einst des Lachens froh —, da lachte sie nicht, sondern die Tränen rannen aus ihren hellen Augen. „Luise so fern! Tout ici-bas nous dit adieu. O, könnte ich sie noch einmal küssen, meine Schwester!" Ihr Mund zuckte; das Haupt in die Hand gestützt, trocknete sie mit dem Spitzentuch ihre Tränen, die immer noch flossen und sagte nichts. Was gibt es Schöneres, Rührenderes als Schwesternliebe? Dann kam ihre Hand, und sie streichelte mir liebkosend die Wangen, wie sie es oft getan, da ich Knabe war, und lachte schon wieder ganz vergnügt, als ich sie mit kräftigem Ungestüm auf den Mund küßte. Sie hatte ihren Charme behalten und war immer noch so jugendlich wie ihre Töchter. Es muß reizend gewesen sein, ihr Geliebter zu sein.

Der Park verdämmert... Von Gustav Renner

Der Park verdämmert. Späte Stunden tauen.
Im Blätterschatten hockt das Schweigen rings.
In Augen, sternlos, wilde Blitze blauen.
Lautlos, und auf der Marmorstirn der Sphinx.
Zypressen starren. Offne Tore warten.

Verirrte Sterne sanken hin in Grauen.
Inmitten wipfelt hoch ein Baum im Garten,
Und Hände langen nach der Frucht und zittern.
Steil trotzt die Mauer. Hinter goldnen Gittern
Klingt sonnentrunknes Lachen holder Frauen.

Die Orientfrage

Von Dr. Heinrich Schnee

Nach dem Kriege ist die Orientfrage wiederum in den Vordergrund der Weltpolitik getreten. Es handelt sich dabei um einen Komplex von politischen und wirtschaftlichen Problemen, welche sich auf Konstantinopel und die Meerengen, die westlichen Teile Asiens, sowie den nordöstlichen Teil Afrikas beziehen. Im großen gesehen, geht es aber um die eine Frage, wer im nahen Osten herrschen soll, politisch und wirtschaftlich.

Im Altertum waren nicht nur die Gebiete der Balkanhalbinsel, sondern auch die westlichen Teile Asiens sowie Nordafrika unter die Botmäßigkeit europäischer Völker gebracht. Das von Alexander dem Großen auf seinem Siegeszuge nach Asien hinein gegründete Reich umfaßte den größten Teil des nahen Ostens. Später bildete dieser einen Bestandteil des römischen Reichs. Nach dem Zerfall des letzteren gingen auch die Eroberungen auf außereuropäischem Boden allmählich verloren, erst Nordafrika, dann die asiatischen Besitzungen. Im frühen Mittelalter drangen von dem Geist des Islam erfüllte junge Völker von ungebrochener Volkskraft aus Asien hervor und setzten sich in den Besitz jener Gebiete. Die von Europa ausgehende Gegenwirkung der Kreuzzüge blieb ohne nachhaltigen Erfolg. Im 14. Jahrhundert setzten die Türken über die Meerengen auf europäischen Boden über und begründeten ihre Herrschaft auf der Balkanhalbinsel mit Adrianopel als Sultansresidenz. 1453 eroberten sie Konstantinopel und machten dies zur Hauptstadt. In weiteren Eroberungszügen dehnten die Türken ihre Herrschaft weiter nach Westen hin aus, scheiterten aber schließlich vor den Mauern Wiens an dem wachsenden Widerstand der Christenheit. Um die Jahrhundertwende 1700 setzte die Gegenwelle ein, welche im Laufe von zwei Jahrhunderten die Türken aus dem größten Teil der von ihnen eroberten europäischen Länder wieder herausdrängte. Die europäischen Gegenkräfte waren zunächst in erster Linie in dem alten deutschen Reich verkörpert, dessen Feldherr Prinz Eugen viele Siege erfocht, später in wachsendem Maße in der aufsteigenden russischen Großmacht.

Für Rußland handelte es sich von Anfang an um ein Ziel, das nur im Wege der Eroberung fremden Gebiets zu erreichen war. Das ungeheure russische Reich besaß und besitzt auch heute noch keinen jederzeit benutzbaren Auslaß in das offene Meer. In den Gegenden, in denen es die Meeresküste berührt, frieren im Winter die Häfen zu. Der gegebene Auslaß für Rußland ist der vom Schwarzen Meer, um welches seine fruchtbarsten Länder gelagert sind, durch den Bosporus und die Meerengen in das Mittelmeer. Es ist eine natürliche Folge der geographischen Lage Rußlands, daß seine Herrscher von dem Augenblick an, in welchem Rußland sich zu einer Großmacht entfaltete, nach dem Besitz Konstantinopels und der Meerengen gestrebt haben.

Bereits der Zar Peter der Große hatte sich dies zum Ziele gesetzt. Er vermochte aber im Frieden von Carlowitz 1699 nur die freie Handelsschiffahrt auf dem Schwarzen Meer und die Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Meerengen von den Türken zu erreichen. Das große Ziel, Konstantinopel selbst in Besitz zu nehmen, legte er in seinem Testament seinen Nachfolgern ans Herz. Jedoch vermochten trotz allmählicher Abnahme der türkischen Kräfte und des Wachsens der eigenen Macht die Zaren auch in der Folgezeit nicht sich Konstantinopels und der Dardanellen zu bemächtigen oder auch nur das Recht der Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Meerengen zu behaupten. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts an trat das seebeherrschende England den russischen Plänen im Orient entgegen und verhinderte deren Durchführung.

Im Krimkrieg unterlag Rußland den vereinigten Westmächten England und Frankreich. In dem Pariser Friedensvertrag von 1856 wurde das Schwarze Meer neutralisiert und die Verwendung und der Bau von Kriegsschiffen überhaupt dort verboten. Das Prinzip der Schließung der Meerengen gegen die Durchfahrt von Kriegsschiffen blieb aufrechterhalten. 1870 benutzte Rußland die Gebundenheit Frankreichs durch den deutsch-französischen Krieg, um sich trotz englischen Widerspruchs von dem Pariser Vertrag loszusagen. Auf der folgenden Konferenz in London wurden die drückendsten Bestimmungen des Vertrags aufgehoben, doch blieb es im wesentlichen bei dem Grundsatz der Schließung der Dardanellen gegen die Durchfahrt von Kriegsschiffen. Nach dem russisch-türkischen Kriege 1877/1878 versuchte Rußland in dem Frieden von S. Stefano seinem eigentlichen Ziele näher zu kommen. Das drohende Einschreiten Englands, das seine Kriegsschiffe in die Dardanellen einlaufen ließ, führte jedoch zu einer erneuten europäischen Regelung auf dem Berliner Kongreß, auf welchem Rußland trotz Unterstützung durch Bismarck einen Teil seiner Erfolge wieder preisgeben und auch in bezug auf die Meerengen mit der Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes sich zufriedengeben mußte.

Die historische Entwicklung hatte dahin geführt, daß Rußland der Türkei gegenüber der Angreifer war, der sich Konstantinopels und der Meerengen bemächtigen wollte, um den freien Auslaß in das Meer zu gewinnen,

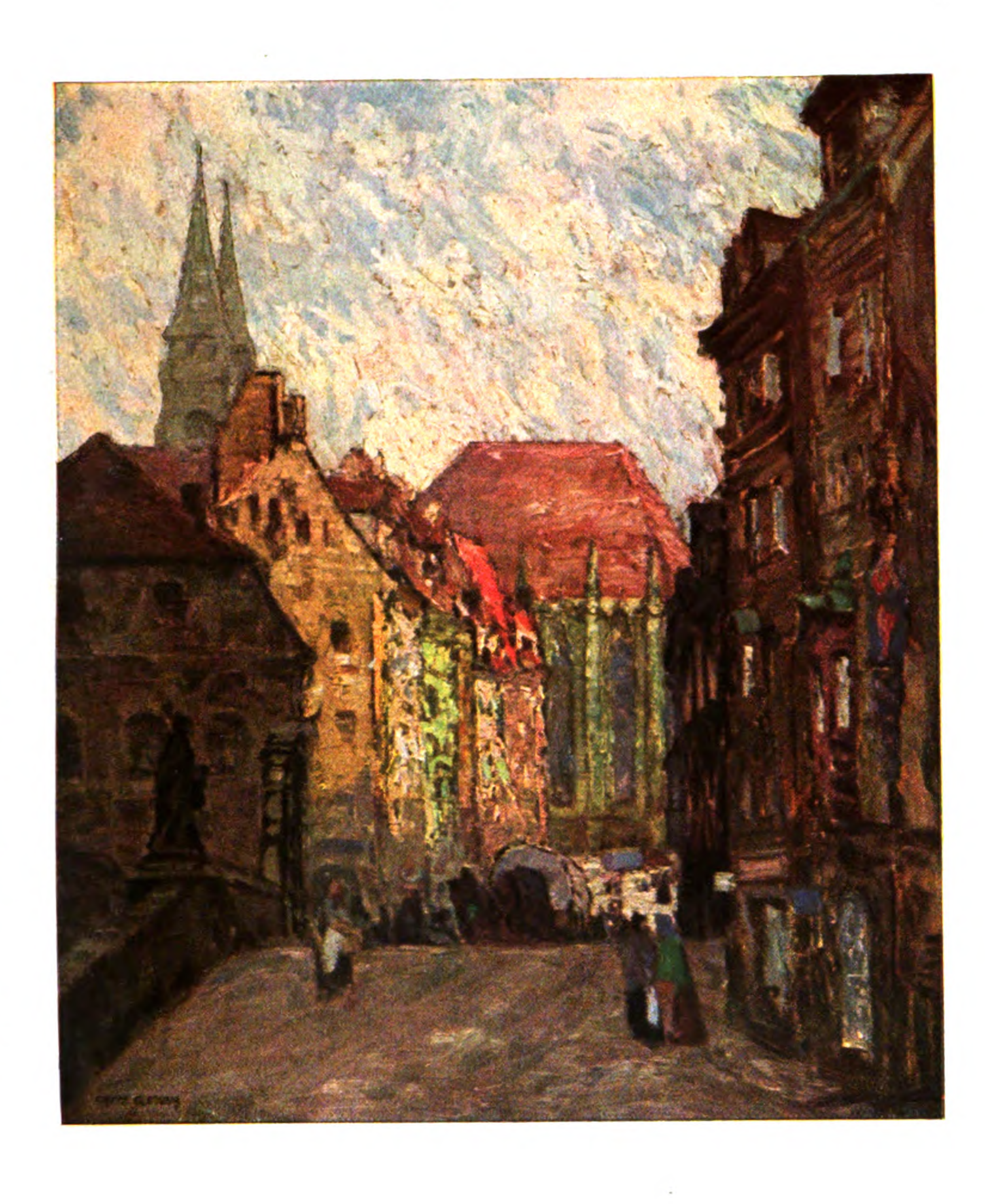
und daß anderseits England als Beschützer der Türkei auftrat. England schützte damit seine eigenen Interessen im Mittelmeer und im nahen Osten. Die Verhinderung der Inbesitznahme Konstantinopels und der Dardanellen durch Rußland war besonders unter dem Gesichtspunkte der Sicherung der Verbindung mit Indien und der Erhaltung des britischen Welthandels von lebenswichtiger Bedeutung für Großbritannien, das durch das Vordringen der russischen Macht in Zentralasien bereits an anderer Stelle bedroht wurde. Daher bestand bis in die letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts hinein die stete Bereitschaft Englands, für diese Lebensinteressen nötigenfalls mit Rußland Krieg zu führen, wie es früher im Krimkriege geschehen war.

England war in seiner Politik zeitweise von Frankreich unterstützt worden. Dieses hatte ursprünglich im Orient von den europäischen Mächten die erste Rolle gespielt. Bereits 1535 war der französische König Franz I. in ein Vertragsverhältnis mit der Hohen Pforte eingetreten und hatte unter dem Namen „Kapitulationen" Rechte betreffend seine Untertanen in den türkischen Landen erlangt. Seitdem galt Frankreich als die Schutzmacht der katholischen Christen im türkischen Reich. Der weitere Verlauf seiner geschichtlichen Entwicklung hatte aber Frankreichs Betätigung auf andere Teile der Welt gelenkt. Andere Mächte waren im Ringen um den Orient in den Vordergrund getreten. Nur einmal, weit später, beim Ablauf des 18. Jahrhunderts war von Napoleon Bonaparte unter Eroberung Ägyptens der Aufbau eines großen orientalischen Reiches versucht worden. Der Plan scheiterte an der englischen Seemacht.

Seither hatte Frankreich sich, meist an der Seite Englands, in Konferenzen und im Krimkriege auch mit den Waffen für die Interessen der Westmächte gegen das russische Vordringen eingesetzt. Es hatte eine einflußreiche Stellung besonders in Ägypten zu wahren verstanden. Der Bau des 1869 vollendeten Suezkanals verlieh dem Lande der Pharaonen eine außerordentlich erhöhte Wichtigkeit für die in Asien interessierten Mächte, ganz besonders natürlich für England im Hinblick auf die Verbindung mit Indien. Der Bankerott des Landes führte zur Einrichtung einer Finanzkontrolle unter englischer und französischer Leitung. Der gegen die Fremden gerichtete Aufstand des Arabi-Pascha 1882 bot England den Vorwand zum Bombardement der offenen Stadt Alexandria und zur Landung eines Expeditionskorps. Infolge einer der Zufälligkeiten in der Geschichte des leicht beweglichen französischen Volkes war in Frankreich zu dieser Zeit gerade das Ministerium gestürzt worden, welches eifersüchtig die Rechte Frankreichs an Ägypten gewahrt hatte, und ein anderes an seine Stelle getreten, welches die Beteiligung an dem englischen Vorgehen ablehnte. So konnte sich England allein Ägyptens bemächtigen. Die Franzosen hatten nach Verpassung der Gelegenheit vergeblich versucht, ihre alten Rechte und ihren alten Einfluß am Nil wieder zu gewinnen, bis sie schließlich 1904 gegen englische Zugeständnisse in anderen Teilen Nordafrikas völlig auf Ägypten verzichteten.

Mit Ägypten war eins der wichtigsten Verbindungsstücke des britischen Weltreichs, die Pforte zu Indien, in die Hände der Engländer gefallen. Schon Napoleon hatte auf St. Helena dem General Gourgaud diktiert: „Qui est maître de l'Égypte, l'est de l'Inde." Bismarck hat sich über die Bedeutung Ägyptens für England folgendermaßen ausgesprochen (Buschs Tagebuch vom 9. Juni 1882): „England hat Ägypten so nötig wie das liebe Brot, wegen des Suezkanals, der nächsten Verbindungslinie zwischen der östlichen Hälfte des Reichs mit der westlichen. Der ist wie der Nerv im Genick, der das Rückgrat mit dem Gehirn verbindet." Mit dem Erwerbe Ägyptens erlangte die Orientfrage für England ein anderes Aussehen. Die Erhaltung Konstantinopels und der Meerengen in türkischem Besitz war für das britische Reich nicht mehr von gleicher Wichtigkeit wie früher. Seitdem tauchten wiederholt englische Pläne auf, welche die Orientverhältnisse in einer mit der früheren Politik in Widerspruch stehenden Weise für die britischen Interessen dienstbar zu machen suchten. Bereits 1895 trat Lord Salisbury mit dem Vorschlag einer Teilung der Türkei an Deutschland heran, fand jedoch keine Gegenliebe. 1896 führte der gleiche englische Staatsmann in einer Rede aus: „Konstantinopel hat jetzt weniger Interesse für uns als ehedem. Für uns liegt die Pforte zum Orient in Ägypten, in Suez, und wenn Rußland unseren Besitz in Ägypten anerkennen will, sehen wir kein Hindernis gegen seine Niederlassung in Konstantinopel — eines schönen Tages." Tatsächlich hat die englische Politik später entsprechend diesen Gedankengängen gehandelt. Die Preisgabe Konstantinopels und der Meerengen an Rußland lag der Einigung zwischen diesem und England zugrunde, welche die Einkreisung Deutschlands vollendete.

Deutschland seinerseits war erst sehr spät in die Orientpolitik eingetreten, und hatte, wenn man diesen Teil der Politik abgesondert für sich betrachtet, gute Erfolge errungen. Das wirtschaftliche Unternehmen der Bagdadbahn, welches unter Beteiligung des internationalen Kapitals durchgeführt wurde, hatte auch zur allgemeinen Hebung der deutschen Stellung in der Türkei beigetragen. Die deutsche Politik war auf die Erhaltung der Selbständigkeit der Türkei und deren Stärkung gerichtet. Der deutsche Botschafter Freiherr von Marschall hatte sich in Konstantinopel eine überragende Stellung zu schaffen verstanden. Aber im Rahmen der Gesamtpolitik war diese deutsche



Aus Nürnberg. Gemälde von Fritz Geyer



Orientpolitik nicht für uns heilsam. Sie verschärfte die Gegensätze zwischen Deutschland und Rußland, die ohnehin seit der Nichterneuerung des Bismarckschen Rückversicherungsvertrages bestanden. Sie versetzte Deutschland aus der Lage des nur indirekt (durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn) an den Orientverhältnissen Interessierten in die Stellung eines direkten Widersachers Rußlands, der sich den auf die Verdrängung der Türkei aus Europa und Inbesitznahme Konstantinopels gerichteten russischen Plänen unmittelbar in den Weg stellte. Sie brachte Deutschland aber durch den Bau der Bagdadbahn, welche Englands Verbindungswege nach Indien zu bedrohen schien, auch in Gegensatz zu diesem. So trug die Stellungnahme Deutschlands in der Orientpolitik dazu bei, den Boden für eine Einigung jener beiden Großmächte zu ebnen, welche in früheren Weltkonstellationen die unversöhnlichsten Gegner in den Fragen des Ostens gewesen waren.

⌘ ⌘ ⌘

Der Weltkrieg hat das russische Reich unmittelbar vor die Verwirklichung seines jahrhundertealten Traumes gebracht. Die Entente hatte im April 1915 ausdrücklich durch Vertrag Rußland den Besitz Konstantinopels und der Meerengen für den Fall des gemeinsamen Sieges zugestanden. Doch unter den gewaltigen Schlägen der deutschen Heere brach die russische Armee und schließlich das russische Reich zusammen. Die Mächte der Revolution gewannen die Oberhand. Mit dem Zarentum und den bisherigen Gewalten zerstoben auch die auf den Bosporus gerichteten weltpolitischen Pläne Rußlands.

Durch den Zusammenbruch der Türkei im September 1918 fiel am Kriegsende Konstantinopel mit den Meerengen der Entente in die Hände. Unter Bruch der von Lloyd George gemachten Versprechungen und ohne Rücksicht auf die Phrasen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker machten die Sieger schonungslosen Gebrauch von ihrer Macht. In welchem Maße die Alliierten bereits während des Weltkrieges durch Geheimverträge das türkische Reich im voraus untereinander verteilt hatten, ist erst durch die kürzlich veröffentlichten Memoiren des früheren Präsidenten Wilson bekannt geworden. Die beiden im Orient interessierten Hauptmächte England und Frankreich einigten sich unter Beratung durch den griechischen Ministerpräsidenten Venizelos in dem Abkommen von S. Remo im April 1920. Dementsprechend wurde der Friedensvertrag von Sèvres diktiert. Die Meerengenfrage erfuhr darin eine Regelung, welche praktisch der seemächtigsten Nation, England, die Herrschaft über die Meerengen gegeben hätte. Die Türkei sollte in Europa auf das kleine Gebiet östlich der Tschaltschalinie mit Konstantinopel beschränkt werden und einen großen Teil ihrer asiatischen Besitzungen an die Alliierten abtreten.

Die offiziellen Vertreter der Türkei nahmen unter dem Druck der Entente diese vernichtenden Bedingungen an, welche vom gleichen Geist wie der Versailler Friedensvertrag beseelt waren. Der Vertrag wurde im August 1920 unterzeichnet. Doch sollte er nicht zur Ausführung gelangen. Es bildete sich in Angora in Kleinasien eine türkische Nationalversammlung, welche den Frieden nicht anerkannte. Unter Mustapha Kemal Pascha, der im Weltkrieg als Offizier an den Dardanellen gegen die Engländer gekämpft hatte, wurde ein Widerstand organisiert, der zunächst die Vertreibung der im Mai 1919 in Smyrna gelandeten Griechen zum Ziele hatte. Die Griechen wurden von der Entente als Exekutoren ihres Willens verwandt. Sie gingen 1920 offensiv gegen die Nationalisten vor und besetzten eine nach dem Innern vorgeschobene Linie. Im weiteren Verlauf der Entwicklung trennten sich jedoch die Wege Frankreichs von denen Englands, nachdem die Griechen den den Franzosen verhaßten König Konstantin im Dezember 1920 wieder auf den Thron zurückgeholt hatten. Frankreich schlug nunmehr eine den Türken freundliche Politik ein und leistete diesen bei ihrem Vorgehen gegen die Griechen und damit indirekt gegen die Engländer wirksame Unterstützung. Der französische Vertreter Franklin Bouillon schloß im Oktober 1921 den Angora-Vertrag mit den türkischen Nationalisten ab, durch welchen Frankreich den letzteren Cilicien zurückgab und seinerseits wirtschaftliche Zugeständnisse erlangte. Reichliche Unterstützung der Türken mit französischen Waffen und Kriegsgerät war die Folge dieser Einigung.

Mit Rußland hatte die Angoraregierung bereits im März 1921 einen Vertrag geschlossen, wonach Rußland sich verpflichtete, keinen der Türkei auferlegten Vertrag anzuerkennen, der der Angoraregierung nicht annehmbar sein würde; die Festsetzung des Meerengenstatuts sollte durch die Anliegerstaaten unter Wahrung der Souveränität der Türkei erfolgen. Im Oktober 1921 schloß die Türkei in Kars einen weiteren Vertrag mit den Sowjetrepubliken von Azerbeidjan, Armenien und Georgien. Italien zog es angesichts der geänderten Verhältnisse vor, einen Konflikt mit den Nationalisten zu vermeiden und ging aus den ihm von der Entente zugesprochenen Gebieten des südwestlichen Kleinasiens zurück.

Die Griechen begannen erst im Frühjahr und dann im Juli 1921 eine große Offensive gegen die Nationalisten, welche sie fast bis in die Nähe von Angora führte, aber dann erlahmte. Sie hielten seitdem eine weit vorgeschobene Linie im Innern Kleinasiens. Die von englischer Seite gemachten Versuche, den Frieden zwischen Griechenland und der Türkei wieder herzustellen, scheiterten. Auch eine im März 1922 in Paris abgehaltene Konferenz, auf der bereits erhebliche Änderungen der Bedingungen von Sèvres zugunsten der

Türkei vorgesehen waren, hatte keinen Erfolg. Ihre Abmachungen fanden weder den Beifall der Griechen noch der Türken.

Kemal Pascha begann seinerseits Ende August 1922 mit den nationalistischen Truppen eine Gegenoffensive, die zu einem überwältigenden Siege führte. Die Kemalisten rollten innerhalb weniger Tage die griechische Front auf. Die Griechen sahen sich zu eiligem Rückzug gezwungen und mußten Kleinasien einschließlich Smyrnas, das in Flammen aufging, räumen. Die Griechen hatten zwar ihre eigenen Großmachtspläne verfolgt, aber tatsächlich doch auch wesentlich für die Ziele der Engländer gearbeitet, deren Vortruppen sie sozusagen bildeten. Der Zusammenbruch der griechischen Armee drohte das siegreiche türkische Heer in direkte Berührung mit den Truppen der Entente zu bringen, welche die Wacht an den Dardanellen hielten. Die Engländer, um deren Interessen es sich an den Meerengen in der Hauptsache handelte, waren gewillt, den Vormarsch der Türken nötigenfalls mit den Waffen zu hindern. Die Franzosen aber, die ja selbst den Türken wesentlich zu ihren Erfolgen mit verholfen hatten, lehnten jede Teilnahme ab. Auch Italien zeigte sich dazu nicht geneigt. Lloyd George sandte einen Appell hinaus an die Dominions, dem Mutterlande militärische Hilfe zu gewähren. Dieser Ruf fand aber wenig Widerhall. Was England selbst anbetrifft, so trat klar hervor, daß das Land weit davon entfernt war, sich auf kriegerische Abenteuer einlassen zu wollen. So mußte die englische Regierung den Weg der Verhandlungen beschreiten. Die Differenzen wurden in der Konferenz in Mudania vorläufig beigelegt. Die endgültige Regelung sollte auf der Friedenskonferenz in Lausanne erfolgen.

⌘ ⌘ ⌘

Was für England in der Orientfrage auf dem Spiele steht, zeigte sich bereits gelegentlich der türkischen Siege über die Griechen. Diese wurden durch die ganze muhammedanische Welt als Siege der Muselmannen über die Christen gefeiert. Muhammedaner in Indien errichteten eine Angoralegion und sammelten Gelder für Flugzeuge, um den Türken gegen die Engländer zu helfen. Es trat zutage, daß es sich nicht nur um die Meerengen und um die als Mandate von England besetzten türkischen Gebiete in Asien handelt, sondern auch um das Verhältnis Englands zu seinen muhammedanischen Untertanen, von denen allein in Indien 80 Millionen leben, und schließlich um die Weltgeltung des britischen Reiches überhaupt.

Bei den im November 1922 begonnenen Verhandlungen in Lausanne bildeten die Alliierten England, Frankreich und Italien äußerlich eine Einheitsfront und legten den Türken einen gemeinsam festgestellten Friedensentwurf vor. Dieser war zwar auf einer wesentlich anderen Basis aufgestellt als der Vertrag von Sèvres, enthielt aber doch schwere Beeinträchtigungen der türkischen Souveränität und Gebietsabtretungen. Die türkischen Vertreter leisteten hartnäckigen Widerstand gegen diese Bestimmungen. Sie wurden darin unterstützt durch Rußland, welches die völlige Selbständigkeit und Verfügungsfreiheit der Türkei über die Meerengen sowie die Regelung des Meerengenstatuts durch die Anliegerstaaten des Schwarzen Meeres verlangte.

Im Laufe der Verhandlungen machten die Alliierten in einer Reihe von Fragen wichtige Zugeständnisse. Insbesondere England kam den Türken erheblich entgegen. In den Hauptfragen schien eine Einigung erreicht zu sein. Nur noch einige Differenzen in bezug auf wirtschaftliche Fragen und die „Kapitulationen", betreffend die Rechtsstellung der Fremden in der Türkei waren vorhanden. Die Unterzeichnung des Friedensvertrages schien unmittelbar bevorzustehen. Da erklärte Ende Januar 1923 die französische Regierung in einer vertraulichen Note an die türkische ihre Bereitwilligkeit, mit den Türken in weitere Verhandlungen einzutreten, auch wenn sie den Vertrag nicht unterzeichnen würden. Das durch Preßindiskretionen bekannt gewordene französische Vorgehen erregte um so größeres Aufsehen, als Poincaré früher unter Mitteilung an die englische Regierung an Mustapha Kemal Pascha ein Telegramm gerichtet hatte, in dem er dringend zur Annahme der von den Alliierten vorgeschlagenen Friedensbedingungen geraten hatte. Die Folge dieser doppelzüngigen französischen Politik war, daß der türkische Vertreter die Unterzeichnung des Friedensvertrages ablehnte, der den Wünschen der Türken nach Freiheit und Unabhängigkeit nicht genügte und wenn überhaupt, nur unter dem gemeinsamen Druck der Großmächte angenommen wäre. Die Konferenz wurde abgebrochen. Die Nationalversammlung in Angora hat Anfang März 1923 den Vertragsentwurf von Lausanne für unannehmbar erklärt. Sie hat die Regierung ermächtigt, die Bemühungen zur Erlangung eines endgültigen Friedens unter Wahrung der vollständigen Unabhängigkeit der Nation fortzusetzen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Natur der Orientprobleme ist in ihren Hauptumrissen bereits aus dem vorstehenden historischen Überblick erkennbar. Es handelt sich in erster Linie um die Frage, wer die Meerengen beherrschen soll. Das britische Weltreich hatte sich infolge gleichzeitigen Zusammenbruchs Rußlands und der Türkei ganz unverhofft eine äußerst wertvolle Position zu sichern vermocht, die es bereits dem russischen Zaren zugestanden hatte. Da war plötzlich durch das Erstarken der türkischen Nationalisten und durch deren mit Hilfe des Ententegenossen Frankreich erfochtenen Sieges eine ganz neue Situation geschaffen worden. England sah sich vor die Wahl

gestellt, entweder den Krieg mit den Türken aufzunehmen und damit eine Konflagration herbeizuführen, deren Ausdehnung und Ende niemand vorhersehen kann, oder sich mit der Angoraregierung unter Erhaltung eines möglichst großen Teil seines Gewinnes und unter Wahrung seines Prestiges im Orient zu einigen. Die englische Politik schlug den letzteren Weg ein. Nachdem die nahe scheinende Einigung infolge des Verhaltens Frankreichs zunächst scheiterte, sucht England durch weitere Verhandlungen mit seinen Alliierten und mit der Türkei sein Ziel doch noch zu erreichen.

Die Türkei strebt danach, die volle Beherrschung der Meerengen und ihre nationale Unabhängigkeit zurückzuerlangen. Sie wird dabei von Rußland unterstützt. Während vor dem Kriege und in dem Kriege das russische Ziel die Verdrängung der Türkei aus Europa und die Inbesitznahme Konstantinopels und der Dardanellen war, hat sich die Lage jetzt dahin geändert, daß Rußland der Vorkämpfer für die türkische Unabhängigkeit ist. Es ist einleuchtend, daß es nach der gegenwärtigen Weltlage nur diese Alternative oder eine Beherrschung der Meerengen durch die Alliierten mit Überwiegen des Einflusses Englands als der stärksten Seemacht geben kann. Ebenso klar ist es, daß die erstere Lösung bei weitem einem Zustande vorzuziehen ist, der England die Kontrolle der Meerengen und der englischen Flotte den jederzeitigen Zutritt in das Schwarze Meer, und damit die Bedrohung der russischen Küsten ermöglichen würde. Daß nur die Beherrschung der Meerengen durch einen Staat, der diese gegen die Durchfahrt von Kriegsschiffen effektiv zu sperren und zu verteidigen in der Lage ist, aber niemals die Vorschrift eines internationalen Vertrages oder eines Meerengenstatuts die englische Flotte an einer Durchfahrt durch die Dardanellen hindern kann, hat die Geschichte hinreichend bewiesen.

Erleichtert wird die gegenseitige Einstellung Rußlands und der Türkei in einer der bisherigen geschichtlichen Entwicklung zuwiderlaufenden Weise durch die Haltung der Bolschewiks den Muhammedanern gegenüber. Sie stellen ihre Politik als der des erobernden Zarentums entgegengesetzt dar und suchen in muhammedanischen Ländern Propaganda zu treiben, deren Erfolge, so weit erkennbar, weniger in der Verbreitung bolschewistischer Ideen, als in der Gewinnung von Einfluß unter jenen Völkern bis weit nach Zentralasien hinein zutage tritt.

Für Frankreich spielen die Meerengen nicht die gleiche Rolle wie für Rußland oder auch für England. Die orientalischen Interessen der Franzosen erstrecken sich mehr auf ihre politische und wirtschaftliche Stellung zur Türkei und auf die unter französisches Mandat gefallenen Teile der türkischen Besitzungen. Es scheint, daß die Orientfrage von der französischen Politik wesentlich dazu mitbenutzt worden ist, um die Hegemonie Frankreichs in Europa und insbesondere die französische Stellung England gegenüber zu stärken und diesem Verlegenheiten zu bereiten. Die ungeklärte Lage im Orient hat dazu beigetragen, um den Franzosen ihre gegen Deutschland gerichteten Aktionen zu erleichtern.

Neben den widerstreitenden Interessen der Großmächte kommen auch die der kleineren Balkanstaaten in Betracht, von denen die Meerengenfrage hauptsächlich die Anliegerstaaten des Schwarzen Meeres Bulgarien und Rumänien angeht, während die übrigen mehr an der Landverteilung auf der Balkanhalbinsel interessiert sind. Die Grenzen dieser Staaten decken sich keineswegs immer mit den Volks- und Sprachgrenzen und noch weniger mit den nationalen Aspirationen. Dem Griechenland Venizelos' war durch den Frieden von Sèvres eine ungemein große Ausdehnung zugestanden worden, welche jedoch die Griechen gegenüber den Erfolgen der türkischen Nationalisten nicht aufrechterhalten konnten. Wie die Türkei, so war auch Bulgarien durch den Frieden von Neuilly in enge Grenzen eingeschränkt worden. Die bulgarischen Wünsche, die auf Mazedonien und den Zugang zum Ägäischen Meer gerichtet sind, hat der Ausgang des Krieges unbefriedigt gelassen. Ein großes Jugoslavien ist aus Serbien und den angrenzenden Ländern verwandter Nationalität gebildet worden, doch fehlt ihm die Verbindung mit dem Ägäischen Meer. Ein starkes Interesse an der Gestaltung dieser Grenzverhältnisse hat schließlich Groß-Rumänien trotz der gewaltigen Erweiterung, die dieser Staat nach Norden durch die Zuteilung von Siebenbürgen und Beßarabien erfahren hat.

Der Sèvres-Vertrag ist infolge der Siege der Türken wie Porzellan zerbrochen. Die Griechen haben einen beträchtlichen Teil des ihnen von der Entente zugesprochenen Gewinns verloren. Die Niederlage hat König Konstantin zum zweiten Male seinen Thron gekostet. In der Verbannung ist er gestorben. Die ans Ruder gekommene revolutionäre Nationalistenpartei scheint gewillt, wenn sich die Möglichkeit bietet, den Kampf um die griechische Stellung in Thrazien noch weiter zu führen. Der Wiederausbruch des türkisch-griechischen Krieges auf europäischem Boden würde die Aspirationen der anderen Balkanvölker, die vorläufig zurückgestellt sind, wieder aufleben lassen. Es könnte sich daraus leicht ein allgemeiner Balkankrieg entwickeln, der zu einem neuen Weltbrand führen könnte.

Im vorstehenden ist in der Hauptsache der Teil der Orientfrage behandelt, der sich auf die Meerengen bezieht und auf die Stellung der Türkei auf der Balkanhalbinsel, sowie auf deren Rückwirkung nach der europäischen Seite hin. Die Orientfrage erstreckt

sich aber ebensowohl auf asiatische Gebiete, vor allem auf die zu Mandaten erklärten bisher türkischen Länder. Am meisten beschäftigt hat von diesen die Öffentlichkeit Mesopotamien oder, genauer gesagt, derjenige Teil dieses Landes, in welchem sich die wertvollen Ölvorkommen befinden, das Vilajet Mossul, sowie wegen der Zionistenbewegung Palästina. Beide Länder sind unter britisches Mandat gefallen, während Syrien den Franzosen als Mandatsgebiet zugefallen ist.

Die Einigung darüber erfolgte im April 1920 auf der bereits erwähnten Konferenz in S. Remo, auf der auch ein Abkommen über die Petroleumfrage im allgemeinen zwischen England und Frankreich zustande kam, welches sich auf die Ölvorkommen in allen der beiderseitigen Verfügung unterstehenden Ländern bezog. Die Petroleumvorkommen in Mossul fielen danach an England, jedoch wurde Frankreich ein bestimmter Prozentsatz an dem Ergebnis der Ausbeute zugestanden. Die damit festgelegte monopolistische Ausbeutung des Mossulpetroleums brachte alsbald die Vereinigten Staaten von Amerika auf den Plan, für welche die Petroleumfrage eine Angelegenheit von größter Bedeutung ist. Die amerikanische Regierung protestierte gegen jede Mandatfestsetzung ohne Zustimmung der Vereinigten Staaten und verlangte gleiche Behandlung für die Bürger aller Nationen. Die Ölangelegenheit wurde von England auf den Weg privater Verhandlungen der beteiligten Gesellschaften geschoben. Sie wurde durch Beteiligung amerikanischer Ölinteressenten an den in englischem Besitz stehenden Ölvorkommen erledigt.

In dem den türkischen Nationalisten in Lausanne vorgelegten Friedensentwurf waren die Bestimmungen des Vertrages von Sèvres über die Mandatgebiete aufrechterhalten worden. Die Türken verlangten jedoch vor allem die Rückgabe von Mossul und widersprachen der von England vorgeschlagenen Übertragung der Entscheidung darüber an den Völkerbund.

In Mesopotamien oder Irak, wie die Engländer es neuerdings nennen, ist die Stimmung der Araber dem Mandat abgeneigt. Es kam dort 1920 zu schweren Unruhen. Die von den Engländern veranlaßte Krönung des Emirs Feissal, des Sohnes des Königs von Hedjas, zum König von Irak hat nicht vermocht, die Unzufriedenheit der Araber herabzumindern. Im Oktober 1922 wurde ein Bündnisvertrag zwischen England und Irak auf 20 Jahre gezeichnet, der unter anderem für England die Verpflichtung vorsieht, so schnell als möglich die Aufnahme des letzteren in den Völkerbund zu bewirken. Auch hiermit sind aber die Nationalisten unter den Arabern, welche volle Unabhängigkeit verlangen, nicht zufrieden.

Palästina ist gleichfalls unter englisches Mandat gestellt worden. Während des Weltkrieges erließ der englische Minister Balfour 1917 seine bekannte Erklärung, durch die er den Juden ein „national home" (nationales Heim) in Palästina versprach. Es war dies eine außerordentlich geschickte Politik, welche unter den einflußreichen Juden in der ganzen Welt für die englische Sache Stimmung machte. Den Wünschen der Zionisten, welche von der Wiederherstellung der jüdischen Nation in Palästina träumen, schien nach dem Kriege die Erfüllung zu nahen. England setzte einen Gouverneur jüdischer Abstammung, Sir Herbert Samuel ein, der zionistischen Organisation wurden wichtige Befugnisse übertragen und die jüdische Einwanderung gefördert. Aber trotzdem traten starke Hindernisse auf. Die Bevölkerung besteht ganz überwiegend aus Arabern, welche den zionistischen Plänen feindlich gegenüberstehen und eine politische oder auch nur wirtschaftliche Vorherrschaft der Juden perhorreszieren.

Syrien ist zum französischen Mandat erklärt worden. Die Franzosen haben das Land in fünf Distrikte eingeteilt, in welchen sogenannte autonome Regierungen unter dem französischen Oberkommissar eingerichtet sind. Sie haben gleich im Anfang der Besetzung den Emir Feissal, welcher in Damaskus die Herrschaft ausübte, von dort verjagt und jede Verbindung mit der Familie des Königs Hussein von Hedjas aufgegeben. Feissal ist derselbe, der dann von den Engländern zum König von Mesopotamien gemacht wurde. Im Gegensatz zu England hat Frankreich sich den türkischen Nationalisten genähert und durch den Angoravertrag von 1921 diesen das nördlich an Syrien angrenzende Gebiet von Cilicien überlassen, das ihnen gleichfalls zugeteilt worden war.

Durch die Mandatspolitik einerseits, die Siege der türkischen Nationalisten andererseits hat sich die Lage innerhalb der arabischen Länder vollständig geändert. Noch am 8. November 1918 hatten England und Frankreich die gemeinsame Erklärung abgegeben, daß das Ziel beider Mächte in der Verfolgung des Krieges im Osten die vollständige und endgültige Emanzipation der Völker sei, welche solange von den Türken unterdrückt waren und die Einrichtung von Regierungen und nationalen Verwaltungen auf Grund der Initiative und freien Wahl der örtlichen Bevölkerungen. Im Widerspruch damit ist die Einrichtung der Mandatsverwaltungen erfolgt. Die Araber beklagen sich mit Recht darüber, daß die ihnen gemachten Versprechungen nicht erfüllt und daß sie betrogen sind. Es scheint, daß unter dem Eindruck dieser Vorgänge die früher bestandene tiefe Kluft zwischen Türken und Arabern überbrückt zu werden beginnt. Der König Hussein hat im letzten Teil des Jahres 1922 eine Erklärung erlassen, daß die Araber nicht länger durch irgendwelche unter dem Vertrag von Sèvres getroffene Abmachungen gebunden seien, da dieser Vertrag durch die Siege der Nationalisten hinfällig geworden

sei. Die gesamte arabische Welt befindet sich in einer Gärung, welche je nach dem Verlauf der gesamten Orientangelegenheit für die Mandatmächte zu unangenehmen Konsequenzen führen kann.

Schließlich fällt noch Ägypten in den Bereich der Orientfrage. England hält dieses Land fest in der Hand. Trotz der nominellen Unabhängigkeitserklärung besteht in der Sache unverändert die britische Herrschaft. Die immer stärker werdende Nationalistenbewegung, welche die wirkliche und volle Unabhängigkeit des Landes erstrebt, hat den Engländern schon viele Unbequemlichkeiten gemacht. Trotzdem ist es sicher, daß England aus Ägypten niemals freiwillig abziehen wird. Das Land, das der Suezkanal durchschneidet, das den Verbindungsweg nach Indien beherrscht, ist einer der Eckpfeiler des britischen Weltreichs. Solange dieses besteht, werden auch die Engländer Ägypten festhalten, mögen sie sich auch durch Ausgestaltung angeblicher ägyptischer Selbstverwaltung bemühen, den Ägyptern selbst und der Außenwelt Sand in die Augen zu streuen. Es handelt sich um eine der Lebensnotwendigkeiten des britischen Reiches.

⁂

Es bleibt noch übrig, Deutschlands Stellung und Interessen im Orient zu erörtern. Im Versailler Friedensvertrag hat Deutschland auf alle seine Rechte und Ansprüche, die ihm außerhalb seiner Grenzen in Europa zustanden, verzichten müssen. Es hat sich ferner verpflichten müssen, alle Vereinbarungen anzuerkennen, die von den Alliierten mit der Türkei hinsichtlich jeglicher Rechte, Interessen und Vorrechte abgeschlossen werden, auf welche Deutschland oder deutsche Reichsangehörige Anspruch erheben können. Die Entente hat den Zusammenbruch Deutschlands benutzt, um die deutsche Betätigung in den türkischen Ländern restlos auszurotten. Sie hat sich, soweit möglich, selbst der deutschen Konzessionen und Rechte bemächtigt, insbesondere die Engländer des deutschen Anteils an den Ölvorkommen in Mossul. Im übrigen hat sie die vollständige Beseitigung aller deutschen Rechte betrieben. Dieser Teil der Bestimmungen des Vertrages von Sèvres ist auch in dem in Lausanne den Türken zur Unterzeichnung vorgelegten Vertragsentwurf aufrechterhalten worden. Die Bahnen sollen an die Türkei zurückfallen, das deutsche Eigentum in der Türkei soll liquidiert werden, die deutschen Forderungen sollen an die Entente übergehen, die Türkei und ihre Staatsangehörigen sollen ihre Forderungen gegen Deutsche der Entente zur Beitreibung abtreten. In der Dette Publique Ottomane soll Deutschland nicht vertreten sein. Dieses soll nicht die Rechte der meistbegünstigten Nation haben. In diesem Friedensentwurf zeigt es sich, daß noch drei Jahre nach Friedensschluß das Bestreben der Engländer ebenso wie der Franzosen dahin geht, alles von deutscher Seite in türkischen Ländern Geschaffene und Erworbene zu vernichten und jede neue Betätigung dort zu verhindern.

Deutschlands Interessen vor dem Kriege erforderten die Erhaltung einer unabhängigen Türkei. Dies ist auch gegenwärtig der Fall, obwohl sich die Verhältnisse durch den Weltkrieg völlig verschoben haben und Deutschland bei seiner gegenwärtigen Machtlosigkeit in orientalischen Angelegenheiten keine politische Rolle spielen kann. Die Verwirklichung der Bestrebungen des Nationalkongresses in Angora, welche auf die Erlangung der völligen politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Türkei gerichtet sind, liegt auch im deutschen Interesse. Nur in einer unabhängigen Türkei, welche von der ihr von der Entente aufgezwungenen Verpflichtung zur Verhinderung deutscher Betätigung frei ist, haben die deutschen Reichsangehörigen Aussicht, wiederum wirtschaftlich voranzukommen. Die Wiederaufrichtung der deutschen Volkswirtschaft hängt wesentlich mit davon ab, daß die Auslandsdeutschen ihre frühere Tätigkeit in außereuropäischen Ländern wieder ausüben können. Von diesen umfaßt der Orient einen wichtigen Teil. Ein günstiger Umstand ist es, daß Rußland nicht mehr wie vor dem Kriege der Unabhängigkeit der Türkei feindlich gegenübersteht, sondern im Gegenteil ein starkes Interesse an deren Wiederherstellung hat. Die deutsche Betätigung in der Türkei wird von seiten Rußlands, der einzigen Großmacht in Europa, welche auf dem Fuß der Gleichheit einen Friedensvertrag mit Deutschland abgeschlossen hat, nicht mehr wie früher mit scheelen Augen betrachtet. Deutschland ist gegenwärtig nicht imstande, seinen auf die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Türkei gerichteten Interessen irgendwelche politisch wirksame Vertretung zuteil werden zu lassen. Seine Politik muß sich darauf beschränken, die Wiedererlangung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung in den unter türkischer Herrschaft stehenden Ländern zu betreiben.

Mittag. Von Erwin Sedding

Ein gelber Mittag drückt das Land.
Kornfelder lauschen dem Geflüster
Der Luft. Mehlweiße Straßen sucht
Der Wald gemütlich zu verschlingen.
Und zwischen Wiesen träumt der Fluß
In blauem Nichtstun. Sommerselig
Mault eine Kuh. Am Horizont
Steht unentschlossen ein Gewitter.

Abend in der Stadt. Von Karl Frank

Auf gezackte, steile Dächer
Rieselt Abend, fliederblau.
Wie ein tiefgeneigter Becher
Gießt der Mond ins Stadtgedränge
Stille aus wie kühlen Tau.

Immer wogen noch die Straßen,
Aber Paare, Arm in Arm,
Schreiten stiller schon und finden
Unbekümmert vom Gedränge,
Wie verlorene Gesänge
Worte abendleis und warm.

Auf der Brücke bannt mich immer
Dieser Stunde Wundernacht,
Und ich lausche und ich schaue
Wie auf leisen, leisen Wellen
Wiegend naht der Kahn der Nacht.
Hinter seine schwarze Fracht
Hängt der erste Lichterschimmer
Seine langen, goldnen Taue.

Alter. Von Frida Schanz

Es treibt mich — wüßt' ich nur, was mich so triebe —
Höhen hinauf, auf Füßen altersmatt,
Es drängt und stürmt, wie eine heiße Liebe,
Reißt mich empor wie Sturm ein welkes Blatt.

Als wär' der Fels, an dem ich aufwärts klimme,
Getürmt aus Sehnsucht. Was solange stumm,
Geht lebend mit mir. Wie nach einer Stimme
Seh' ich mich manchmal um.

*

In großen, weichen Wellen spült
Die Nacht die Stunden an das Land.
Ich hab' sie nie so nah gefühlt,
Die stille, unbekannte Hand.

So hat sich nie auf allen Reisen
Mein Fuß gestreckt dem Ziele zu,
Wie jetzt nach dem der tiefen Ruh,
Nach dem die Weiser alle weisen.

Stunde Gottes. Von Bruno Ertler

Du lieber Gott, so weit wir suchen und gehen,
Bleiben wir doch in deinen Kreisen stehen,
Und mögen wir dir gleich viele Stunden entweichen:
Eine wartet und trifft uns in deinem Zeichen.
Sieht Dinge nicht, die geworden und flüchtig sind,
Und sagt ohne Achtung zu jedem von uns: Du Kind!

Du lieber Gott! Laß mir wieder den Tag erscheinen,
Der mir Tränen gibt, um nichts als dich zu weinen,
Das Verweilen kennt und das Horchen ohne Wollen
Und die sehenden Stunden, die gabenvollen,
Nicht Frage noch Wissen hat und alles vergißt,
In Leuchten und Stille nur dein Tag ist.

Neues vom Büchertisch

Der Goethe der Biographien. Von Ludwig Sternaux

Doch ahnt ihr nicht dass er der staub geworden
Seit solcher frist noch viel für euch verschliesst
Und dass an ihm dem strahlenden schon viel
Verblichen ist was ihr noch ewig nennt.
Stefan George.

Verse, die der skeptischen Erkenntnis eines, auch eines großen Dichters Ausdruck geben, daß Dichterschaft und Dichterleben auf ewig Rätsel bleiben, so viel daran von Berufenen wie Unberufenen auch herumgerätselt werden mag. Gleichwohl: der Trieb besteht, bestand und wird bestehen, nachforschend aufzuhellen, was als verworrenes Schicksal sich einst göttlich in einem erlauchten Menschen offenbarte, und die staunende Bewunderung, mit der ein ganzes Volk über Geschlechter hinweg ein so strahlendes Gestirn, wie es in Goethe fast ein Jahrhundert lang über Deutschland leuchtete, in all seinen Licht- und Schattenphasen verfolgte, findet aller Skepsis zum Trotz ihre logische Fortsetzung darin, dem Erdentrückten Leben zu geben über Leben und Tod hinaus. Denn nichts anderes ist doch der Sinn aller Bemühungen, das Lebensbild eines Toten zu zeichnen: Nachfahren den Geliebten so zu zeigen, wie er war, da er noch Mensch von Fleisch und Blut und wandelte die Wege der Erde im Kreislauf von Frühling, Sommer, Herbst und Winter und darüber hinaus, wie wir sie gehen, solange es uns vergönnt.

Wer aber ist berufen, und wer nicht? Dem Zeitgenossen, ob Freund er nun oder Widersacher, fehlt ja doch meist das Distanzgefühl: die Augen der Liebe sehen ebenso unscharf wie die von Haß oder Neid verblendeten. Tatsächlich hat denn auch niemand, sieht man von dem belanglosen Versuche des Zeitgenossen Döring ab, der 1828, vier Jahre vor Goethes Tod also, ein „Goethes Leben" betiteltes Buch erscheinen ließ, sich daran gewagt, zu Goethes Lebzeiten das Goethe-Leben in biographischer Form darzulegen. Und was an kritischen, bewundernden, vergötternden und sachlich wertenden Äußerungen von Zeitgenossen in Briefen und Berichten, halb Mär, halb mehr (um ein Raabe-Wort hier anzuwenden), vorlag, erschloß sich naturgemäß erst der Nachwelt, war weder Goethe selbst in vollem Umfang, noch, mit Ausschluß der Beteiligten, der Goethe-Zeit bekannt. Aus solchen Briefen und Berichten von Zeitgenossen hat Heinz Amelung vor Jahr und Tag als Ergänzung zu der großen und feierlichen Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken, die, anonym herausgegeben von Franz Blei und Carl Schüddekopf, 1909 bei Georg Müller in München zu erscheinen begann und später, von ihrem 28. Bande an von Conrad Höfer betreut, in den nach ihr benannten Propyläen-Verlag in Berlin überging, vier Bände zusammenstellen wollen, die „Goethe als Persönlichkeit" schildern sollten. Das wäre wohl eine ideale, von allem schmückenden und problematischen Beiwerk freie Biographie Goethes geworden. Aber die Ungunst der Kriegszeit stand der Ausführung des Plans hinderlich entgegen: es ist nur, 1913, ein einziger Band davon, der erste, erschienen, der die Jahre 1749 bis 1797 umfaßt, also Bruchstück bleibt, so viel Interessantes und mancherlei Neues er auch bieten mag, und wer mehr über den jungen Goethe sucht, der findet das nach wie vor in den sechs Bänden „Der junge Goethe", in denen Salomon Hirzel und sein Nachfolger Max Morris aus den Dichtungen, Briefen, Gesprächen, Zeichnungen und Radierungen des jungen Goethe das unantastbare Tatsachenmaterial für „Dichtung und Wahrheit" vereint haben — allerdings nur Material, das von Goethe selbst herrührt, also auch nur autobiographische Bedeutung hat.

Aber wie? Hat nicht Goethe selbst gesagt, daß alle seine Dichtungen nur Bruchstücke einer großen Konfession? Und erübrigt es sich angesichts dieser beispiellosen Konfession da nicht vielleicht überhaupt, daß Fremde sich bemühen, mehr zu geben, als der Dichter höchstselbst für gut befand, zu geben: nämlich „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" (sozusagen)? Dies „vielleicht" ist sehr diffiziler Natur. Werde ich, was oft geschieht (und wohl jedem widerfährt, der sich einmal öffentlich mit Goethe forschend, spürend, nachbildend beschäftigt hat), gefragt, welche wohl die beste Goethe-Biographie sei, welche die empfehlenswerteste, so antworte ich stets zuerst und ohne Überlegen: die Werke, die Briefe, die Gespräche, die Tagebücher! Aber ... und dies „aber", das ebenso schnell und ohne Überlegen sich dieser Auskunft anschließt, macht die Antwort sofort auch hinfällig und beschwört nur neue Frage herauf: aber dieser Werke, Briefe, Gespräche, Tagebücher sind eine Unzahl Bände, in der großen Sophien-Ausgabe z. B., mit der die tote Großherzogin von Sachsen-Weimar, die unvergeßliche Gattin des unvergeßlichen Carl Alexander, sich und dem geliebten Dichter das schönste Denkmal gesetzt hat, das Menschenmacht gestaltet, umfassen sie etwa 150 Bände. Und wo behutsame Gelehrtenhand Auswahlen oder Einzelausgaben davon hergestellt, marschiert auch immer noch, will

man wirklich die ganze Konfession genießen, aus der Konfession das autobiographische Lebensbild gewinnen, eine überwältigende Reihe von Bänden auf, die immer größer, immer überwältigender, immer unübersehbarer für den profanen Laien wird, je weiter er den tausendfach verzweigten Wegen des Goethe-Lebens nachgeht, je mehr er sich in das verworrene Schicksal vertieft, das für ihn den heiligen Begriff GOETHE bildet — und der Weisheit letzter Schluß für den, der ganz sich darein verweben will, sind dann schließlich wieder die pompösen 150 Bände der Sophien-Ausgabe, die, von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, keine andere Ausgabe der Werke zu ersetzen vermag.

Und kann man diese Lektüre dem Laien, selbst dem zur größten Hingabe bereiten, zumuten? Nein. Ich bin sogar so ketzerisch, noch weiter zu gehen: nicht einmal die der absoluten Werke — so tragisch auch die weite und breite Unkenntnis mancher goetheschen Dichtungen, Aufzeichnungen und Abhandlungen berührt, wie etwa der „Annalen" (oder, wie sie eigentlich heißen, der „Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner übrigen Bekenntnisse" ... wohlgemerkt: Bekenntnisse!) und der grandiosen „Farbenlehre". Denn immer handelt es sich da um dreißig, um vierzig Bände. Und nimmt man die diversen Briefwechsel, selbst nur die unumgänglich notwendigen wie die mit Charlotte von Stein, seiner Frau, Schiller und Marianne von Willemer, nimmt man die nicht minder notwendigen Auswahlen der Gespräche und Tagebücher dazu, so schwillt die Zahl der Bände weiter bedrohlichst an. Dieser Leseaufgabe ist heute, wo das Lebenstempo rasender Wirbel geworden, der flirrende Film Symbol aller Geschehnisse, die stürzende Stunde bis auf die Minute zerteilt in Alltagssorge und Arbeit ist, kaum jemand noch gewachsen. Fordern mag man immer wieder, daß sich vor allem die Jugend, aber auch jeder, den überhaupt nach Vertrautsein mit Goethe verlangt, in die Werke vertieft, und wer mit liebender Andacht auch nur die einzigartigen Briefe an die Frau von Stein in sich aufgenommen, die Begebenheiten, deren empfindsamer Spiegel sie sind, im Geiste an den Stätten nachlebt, die ihnen einst Rahmen und Milieu gewesen, der weiß von Goethe mehr, als ihm die beste Biographie geben kann ... zumal er ja bei solcher Lektüre wahrscheinlich erst auf den rechten Appetit kommen und sich getrieben fühlen wird, die Schicksale seines Helden nun weiter zu verfolgen, so weit, wie eben Neigung und Muße ihm gestatten.

Da mag dann auch eine Biographie Geleit und Führer, mag meinetwegen auch Ersatz sein. Das letztere klingt hart. Aber wie jede, auch die vollkommenste Lebensbeschreibung ja, so persönliches Gepräge der Verfasser ihr auch gegeben haben mag, letzten Endes auf dem Tatsachenmaterial basiert, das der, den sie schildert, in Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen hinterlassen hat, so ist sie eben ein Surrogat. Nur kommt es natürlich auf die Einstellung an. Die eine Biographie sieht Goethe vornehmlich als den Schöpfer der bekannten großen Dichtungen, die andere als Philosophen, eine dritte als Menschen, wieder eine andere beschwärmt den Olympier. Das sind Unterschiede, die schwerer ins Gewicht fallen, als es auf den ersten flüchtigen Blick hin scheinen mag. Denn man sollte nicht vergessen, daß hier die Auffassung eines einzelnen, bestechend und temperamentvoll vorgetragen, leicht die Tausender werden kann. So haben ganze Generationen, um nur ein ganz krasses Beispiel anzuführen, Goethe so gesehen, wie ihn der Engländer Lewes geschildert hat. Sein Werk „The life and works of Goethe", das 1855 erschien und in allerlei mehr oder weniger guten deutschen Übersetzungen zahllose Auflagen erlebte, ist bis in unsere Tage hinein eine der gelesensten Goethe-Biographien. Und so gefällig es sich liest, so sympathisch die leidenschaftliche Verehrung berührt, aus der heraus es ja auch entstanden ist, so hat es doch in seiner um jeden Preis idealisierenden Tendenz, die selbst vor bewußter Irreführung nicht zurückschreckte, und in seiner kritiklosen Verhimmelung viel Unheil angerichtet. Daran vermochten auch die Retuschen späterer deutscher Auflagen, die der Herausgeber Ludwig Geiger auf Grund der neueren Forschungsergebnisse vornahm, nicht viel zu ändern: die Tendenz des Werkes blieb die alte, blieb es um so mehr, als auch Geiger die gleiche verfolgte, nämlich den Goethe von Lewes als einen Goethe ad usum delphini zu erhalten. Und da die hohe Auflageziffer einen relativ billigen Preis ermöglichte, so war dieser Goethe über Jahrzehnte hinweg ein sehr beliebtes Geschenk für die heranwachsende Jugend, und noch heute sehen Unzählige Goethe so ... also rund heraus: so oberflächlich, wie die Lewessche Biographie ihn in ihren frühen Tagen gemalt hat. Geigers eigene Goethe-Arbeiten unterscheiden sich vorteilhaft davon, und sowohl seine bei Ullstein erschienene Goethe-Biographie wie auch die Einleitung zu den Werken (Hesse & Becker, Leipzig) und sein Volks-Goethe haben viel Gutes gestiftet, ohne über alltägliche Deutungen hinauszukommen.

Zu Goethe zu führen sollte überhaupt die vornehmste Aufgabe einer jeden Goethe-Biographie sein. Aber die meisten führen seltsamerweise an ihm vorbei, weil sie die Tendenz verfolgen, ihn aus seinen Werken herauszuschälen, statt ihn in diese hineinzustellen. Der Leser sollte es bequem haben, die Lektüre der Biographie die Lektüre der Werke usw. ersetzen. Gelehrtendünkel kam hinzu, der sich seinen jeweiligen Goethe konstruierte und als den allein seligmachenden anpries. Das macht die erste große deutsche Goethe-Biographie, die von Goedeke, die

sich aus der ursprünglichen „Darstellung im Grundriß“ (1857) zu „Goethes Leben und Schriften“ (1874) auswuchs, so problematisch. Hier geht die Verkennung der Aufgabe so weit, daß man zu guter Letzt fast den Eindruck gewinnt, als habe dieser Goethe allein nach den Anordnungen des Herrn Professor Goedeke gelebt und gedichtet! Nun, heute redet kein Mensch mehr von Goedeke, höchstens der junge Student muß sich, mißmutig genug, im germanistischen Seminar mit dem alten Schmöker befassen, und man konnte ihn auch um so eher vergessen, als wenige Jahre später ja dann Herman Grimm seine Goethe-Vorlesungen veröffentlichte. Das ist ein Werk, das nie veralten wird (ebensowenig wie die „Gedanken über Goethe“ von dem Herman Grimm sehr ähnlichen Victor Hehn), obzwar es nicht als Biographie im eigentlichen Sinne gelten kann. Aber wie es schon bei Erscheinen 1876 alles in Schatten stellte, was bis dahin von den Goedeke, Düntzer und Konsorten zopfig-grotesk über Goethe orakelt worden war, so besticht noch heute die spekulative Beweisführung mancher Dinge, vor allem steht die Gestalt Goethes in den Umrissen, die ihr der Schwiegersohn Bettinas gegeben, noch heute lebensvoll vor uns, wozu allerdings die stete, pietätvolle Nacharbeit Reinhold Steigs in späteren Auflagen nicht unwesentlich beigetragen hat, und bei allem Bruchstückcharakter der Grimmschen Darstellung runden sich die einzelnen Kapitel zu einem Ganzen, das wohl Anspruch darauf machen kann, als Lebensbild zu gelten (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart-Berlin). Allerdings gehört schon ein gewisses Vertrautsein mit Goethe dazu, den sehr intimen und etwas schwermütigen Reiz dieses stark persönlich gefärbten Lebensbildes zu empfinden, und voll empfinden wird ihn und hat ihn empfunden immer nur der, der von Goethe zu Herman Grimm kommt und nicht von Grimm zu Goethe zu gelangen trachtet. Es ist doch artifizielle Kultur, die die beiden Bände bei aller Schlichtheit des Stils atmen.

Wie sehr all diese frühen Goethe-Biographien freilich im Dunkel tasten mußten, das erkennt man aus den späteren, unserer Zeit nun schon bedeutend näheren, denen die Werke, Briefe, Tagebücher Goethes in offenster Form zur Verfügung standen, hundert inzwischen erschienene, aufschlußreiche Spezialwerke vorgearbeitet hatten, nicht zuletzt die wertvollen Publikationen der Goethe-Gesellschaft, deren grüne Leinenbände Jahr um Jahr neue Überraschungen brachten. Nun beginnen auch die Namen zu klingen, die jedem geläufig sind, der sich einmal vor die Frage gestellt sah, welche Goethe-Biographie er wohl kaufen sollte. Denn merkwürdig bleibt das eine: je eifriger die zünftige Forschung das Goethe-Leben enträtselte, je öfter ein nie mehr erhoffter Fund glückte, je reichere Schätze aus Archiven und Nachlässen ans Tageslicht gelangten, je beredter Grüfte wurden, die man für stumm gehalten, je zugänglicher Briefwechsel und Tagebücher Goethes und der ganzen Goethe-Zeit in sorgfältigst edierten Einzelpublikationen wurden, um so mehr schloß sich das breite Publikum selbst dort dagegen ab, wo es für Goethe interessiert schien, fast alle Ergebnisse der Forschung blieben der Gelehrtenwelt vorbehalten (woran freilich auch die Art der Publikation schuld tragen mußte), und stärker denn je verlangten Bildung und Halbbildung nach Darstellungen von Goethes Leben in der konventionellen Form von Biographien. Nicht anders ist es jedenfalls zu erklären, daß binnen eines Zeitraums von nur wenigen Jahren gleich ein halbes Dutzend großer und umfangreicher Goethe-Biographien erschien, die alle ihr Publikum fanden. Nicht anders — es sei denn, man ließe die etwas gewagte Annahme gelten, daß die plötzliche Überfülle von neuen Resultaten auf dem Gebiete der Goethe-Forschung, die meist auf die geheimnisvoll-verborgene, eifersüchtig vor jedem fremden Blick gehütete Arbeit einzelner Gelehrter zurückzuführen waren, andere anregte, diese Resultate in gefälliger Form einem Laienpublikum zu unterbreiten und als gangbarsten Weg dafür den der biographischen Schilderung benutzten. Aber wie dem auch sei — Tatsache ist, daß schnell hintereinander Leute aus den verschiedensten Lagern der Wissenschaft Goethe-Biographien publizierten, die den großen Toten in der natürlich gleichfalls verschiedensten Beleuchtung zeigten, auf die auch die verschiedenen Verleger dieser Biographien, will mir scheinen, nicht ganz ohne Einfluß blieben.

Recht trocken, aber zuverlässig in der historischen Entwicklung des Goethe-Lebens ist die früheste davon, die von Carl Heinemann, die unter dem Titel „Goethes Leben und Werke“ 1889 erschien und diverse, immer verbesserte Auflagen erlebte (Alfred Kröner, Leipzig-Stuttgart). Ihr Hauptwert liegt in der Sachlichkeit der Darstellung, die den geschulten, wissensreichen Literarhistoriker verrät. Wer Kolorit sucht, geht fehl. Als Volksbuch angelegt, oft auch glücklich im Ton, aber im ganzen doch zu doktrinär ist die zweibändige von Eduard Engel, deren etwas prätentiöser Titel „Goethe, der Mann und das Werk“ (in vielen Auflagen bei Georg Westermann in Braunschweig) nicht hält, was er verspricht. Vor allem der „Mann“ kommt zu kurz, und die ungeheuere Beredsamkeit, die Engel bei der Zergliederung der einzelnen Goethe-Werke entwickelt, überzeugt nicht und ermüdet auf die Dauer. Auch das Schematische der Darstellung (die beste Muster für Schulaufsätze liefert, weshalb auch Engel einer der „abgeschriebensten“ Autoren ist) läßt die Lektüre kaum zu einem Genuß werden. Hier wenn irgendwo ist das Wort Stefan Georges strenges Urteil: daß an Goethe, dem strahlenden, schon viel verblichen ist, was Engel noch ewig nennt.

Vollendet in der Form und auch sehr apart in der Durchführung ist der „Goethe" des gewandten, viel zu früh gestorbenen Richard M. Meyer in der Sammlung „Geisteshelden" (Ernst Hofmann & Co., Berlin), der zum erstenmal mit schöner Offenheit auch das Liebesleben des Dichters behandelt und neben dem Dichter den Menschen Goethe zu seinem Recht kommen läßt. Gewiß kein Buch für die Jugend, aber in den Händen reifer Menschen ein kostbarer Besitz, der immer wieder erfreut, so wenig man auch oft eines Sinnes mit dem Verfasser ist. Meyer kommt von Grimm und Hehn, auch von Erich Schmidt her, aber er ist bei aller Tiefe leichter, ist Causeur mit Sprachkultur. Allzu geistreich dagegen gibt sich der sehr kontemplative Deutsch-Engländer Houston Stewart Chamberlain in seinem dickleibigen „Goethe" (F. Bruckmann A.-G. in München): er wertet Goethe rein ästhetisch-philosophisch, gliedert das Goethe-Leben nach psychologischen Gesichtspunkten, wobei das individuell Menschliche doch etwas zu kurz kommt, und wenn er sich pastoral schwärmend als Lotse fühlt, der zu Goethe hinführt, so irrt er. An Tiefe der Gedanken kann sich kaum eine andere Goethe-Biographie mit der seinen messen; aber der Gesamteindruck ist ein verwirrender, der Schatten Goethes, den er beschwört, erdrückt, wird Phantom mit Rätselaugen, die in Urfernen schauen. Dabei stand Goethe ganz hübsch und fest mit beiden Füßen auf der geliebten Erde...

So schildert ihn bescheiden-schlicht, in farbig bewegtem Stil, der ab und zu sogar hymnische Töne findet, Albert Bielschowsky. Sein „Goethe" (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München), ein zweibändiges Werk, das zu vollenden ihm das Schicksal nicht erlaubte und dessen sich dann die Professoren Imelmann und Roethe und vor allem, im Faust-Kapitel, Theobald Ziegler vorsichtig annahmen, galt lange als die beste Biographie des großen Toten. Mit vielem Recht. Glücklich vermied sie alles, was ihre Vorgänger vielfach so problematisch macht, Mensch und Dichter traten gleich plastisch hervor, und die Klarheit der Gedankenführung, die noble Tendenz, die gleich weit entfernt war von blinder Vergötterung auf der einen wie platter Trivialisierung auf der anderen Seite, gewannen ihr rasch die Gunst des Publikums, das hier Führung und sicheres Geleit auf dem schwierigen Wege zu Goethe fand. Nur war das, anders als bei Lewes und Engel, aber deren Art doch ähnlich, ein Goethe „fürs deutsche Haus" — gewiß kein Nachteil, aber Goethe-Kennern zu wenig. So war der breite Erfolg, den immer neue, schnell notwendige Auflagen bezeugten, erklärlich, aber ebenso erklärlich die skeptische Zurückhaltung, die Anspruchsvollere bewahrten, und wenn diese auch an sich einer Goethe-Biographie überhaupt nicht bedurften, so konnten sie sich der hohen und manchmal übertrieben hohen Wertung der Bielschowskyschen nicht anschließen. Selbst Adolf Bartels, dessen philiströser Art sie doch eigentlich in vielem entsprach, schrieb 1909 in seinem „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur": „Stellt man die höchsten Ansprüche, so fehlt ein in jeder Beziehung genügendes Werk über Goethe noch durchaus" — obgleich er sicher der letzte ist, der sich das skeptische George-Motto dieser Zeilen zu eigen macht!

Er dürfte wohl jetzt auch kaum zugeben, daß wir inzwischen dies Werk, und das sogar gleich in zwiefacher Gestalt, erhalten haben. Denn gerade das, was die Goethe-Biographien von Friedrich Gundolf und Emil Ludwig als wirklich höchsten Ansprüchen genügend erscheinen läßt, die völlig neuartige und pretiöse Behandlung des Themas Goethe sowohl hier wie da, dürfte er kaum goutieren. Doch das nebenbei! Jedenfalls war es eine große Überraschung, als mitten im Kriege plötzlich dieser Friedrich Gundolf, den man bisher höchstens als George-Epigonen schätzte und den weiteren Kreisen überhaupt erst das Buch „Shakespeare und der deutsche Geist" bekannt gemacht hatte, einen „Goethe" publizierte (bei Georg Bondi, Berlin), dessen monumentale Druckausstattung schon allein genügte, ihn zu mindest als ungewöhnlich zu betrachten. Und wie die Form, so der Inhalt! Nicht Leben, nicht Werke — auch hier einfach, wie in dem bewußt lapidaren Titel, Goethe, nämlich Goethes gesamte Gestalt, die „größte Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert hat". Und Geist allein ist diese einzigartige Goethe-Biographie, wenn überhaupt irgendeiner früheren ähnlich, so der von Chamberlain, mit der sie das rein Kontemplative gemein hat, die sie jedoch an Kühnheit der Spekulation weit übertrifft. Das Leben ist Gundolf völlig Nebensache, und gerade das, was andere Biographen suchen: Rekonstruktion des Lebens aus dem Geistigen, vermeidet er, im Gegenteil, er löst das Leben ganz in Geist auf. Sein Goethe ist ein entmaterialisierter Goethe, wird, wie er sagt, zu Gestalt, wird aber in der Tat zu abstraktem Begriff. Man kann sich denken, wie schwer es ist, derartigen, immer mit geradezu sakraler Feierlichkeit über fast 800 Seiten ausgesponnenen Deduktionen zu folgen. Es ist sehr dünne Höhenluft, die diesen Seiten entströmt, und so sollte die Lektüre, die der sehr kultivierte Stil Gundolfs allerdings zu einem beispiellosen Genuß macht, nur wagen, wer sich zutraut, darin atmen zu können. Emil Ludwig dagegen nennt seinen dreibändigen, in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „Goethe" die „Geschichte eines Menschen", und das ist das wundervolle Werk wahrhaftig. „Eines" Menschen? Nicht „des" Menschen? Nein. Denn hier ist wirklich zum ersten Male Goethe weder allein der große Dichter, noch der Staatsmann, noch

Aus dem Schatz des Aachener Münsters: Christusseite des Marienschreins

Aufnahme Gerhard Mertens, Aachen

(Illustrierte Rundschau: „Der Schatz des Aachener Münsters)

der Philosoph, noch der Olympier, sondern einfach nur ein Mensch, ein armer, zerquälter, von seinem Dämon besessener, von seinen Trieben gepeinigter, himmelhoch jauchzender, zu Tode betrübter, leidender und noch im Leiden göttlich strahlender, natürlicher Mensch, der ißt, trinkt, schläft, liebt, lacht, weint, Schmerz und Lust empfindet wie wir alle. Und groß, wo er groß, klein, wo er klein; Geheimnis, wo er der Menge schon enträtselt schien, simple Kreatur, wo ihn die Menge schon göttlich pries. Sein Leben wird geradezu Roman — man lebt mit ihm, hört ihn reden, sieht ihn unter Menschen es ist, als ob tote Zeit neu erstände. Noch nie ist der Herr des großen Hauses am Frauenplan in Weimar so intim geschildert, noch nie sind seine Beziehungen zu den Frauen mit so schönem Freimut behandelt worden. Was Ludwig hier über das psychologisch wie physiologisch gleich rätselhafte Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein sagt, was über das ungleich einfachere zu Christiane, das vermag zum ersten Male wirklich zu überzeugen und scheint an Stelle frommer wie böser Legende die Wahrheit. Erzählungskunst und Gestaltungskraft zeichnen diese Biographie aus, die keine ist (so sicher sie in allen Daten und sonstigen Tatsachen) und doch die herrlichste, die es gibt. Sie will nicht belehren, nur unterhalten, sagt: Seht her, das war Goethe! Und das ist der sicherste Weg, der zu Goethe führt, vor allem zu dem „unbekannten Goethe", dem Emil Ludwig in einem anderen Buche, einer Anthologie, das Wort gibt (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin).

Ihn gehen auch der kürzlich so tragisch gestorbene Wilhelm Bode und der ungleich berühmtere Däne Georg Brandes, beide in ihrer Art. Bode rekonstruiert gewissenhaft-kurzweilig „Goethes Leben" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) aus tausend und abertausend Kleinigkeiten des Einst, von denen, glaube ich, seinem spürenden Blick auch nicht eine einzige entgangen ist, ohne irgendwie persönlich Stellung zu den Dingen zu nehmen. Er geht ganz in seinem Thema auf. Wer derlei biographische Kleinkunst liebt, kommt sicher bei den bisher erschienenen vier Bänden, die reizvoll illustriert sind, auf seine Rechnung. Leider ist es noch unbestimmt, wer die mühevolle Arbeit weiterführen wird. Das Buch von Brandes, schlicht und sachlich einfach „Goethe" betitelt (Erich Reiß Verlag, Berlin), zieht eine Art Bilanz. Beantwortet die Frage: Was ist uns Goethe heute? vom Standpunkt des Europäers, der über allen nationalen Wertungen und Gefühlen steht, mit einer klaren, ruhigen, leidenschaftslosen Darstellung des Lebens Goethes, die etwas fast Klassisches hat. Hier schwingt kein Ton, der Herzecho weckte; aber hier stört auch kein falscher Ton. Diese Biographie ist die Konfession eines abgeklärten Geistes, die das Phänomen Goethe als Quell aller Erkenntnis feiert, ohne das Temperament Ludwigs, ohne die gedankliche Fülle Gundolfs, aber ihnen beiden überlegen (und damit allen anderen) durch ein sicheres Distanzgefühl, das freilich manchmal kalt berührt.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Ein Goethe-Wort. Es gilt auch von all diesen Biographien. Die Gestalt Goethes ist es, die ihnen den Gehalt gibt, und ob man sich nun der einen für kürzeren und darum vielleicht steileren, der anderen für längeren und darum vielleicht bequemeren Wanderung anvertraut, das Wegziel ist das gleiche: es heißt immer Goethe. Und also ist es gut.

Der Mensch. Von Franz Groebbels

Aus dem Mutterleib, der auf sich bäumt
Wie die Scholle, die der Pflug durchschneidet,
Gleitet er mit Schrei und sinnt und träumt —
Und beginnt als Blume Kind.
Um sich greift er,
Denken reift er,
Zeit und Raum,
Wird ein Baum,
Durch die Wurzeln tief versenkt,
Saftet Werdewille, hochgedrängt,
Durch sein Asten zieht
Gottes Lied —
Und er blüht,
Stolz in Glut und Sucht,
Steht behängt mit Kindern wie mit Frucht,
Neigt
Und schweigt —
Und schenkt —
Beugt, verdrängt von ihrer Wucht,
Sich zur Erde langsam wieder nieder,
Ruhen
Wird sein Tuen,
Stille all sein Glück,
Unter seinem Haupt, das Altersschnee verschönt,
Wie der Wipfel, den der Winter krönt,
Dunkelt er in seine Wurzeln müd zurück,
Bis an einem Tage, fremd durchtönt,
Er berührt des Bodens harten Saum,
Erde ihn bedeckt wie Traum mit ihrer Hand,
Gottes Amen betend über sein Gewand.







Illustrierte Rundschau

Unter den jüngeren Plastikern Münchens darf Eugen Mayer-Fassold, der Schüler Hermann Hahns, mit an erster Stelle genannt werden. Seine Steingruppe für die Reichenbach-Brücke in München, sein Terrakottarelief Mädchen an der Quelle zeigten eine Besonderheit seiner starken bildnerischen Begabung: auf engstem Raum mehrere Figuren einheitlich zu erfassen, Rhythmus und Takt zu gliedern, Ruhe in der Bewegung zu meistern. Das hier wiedergegebene Bildwerk Leda mit dem Schwan gibt vor allem einen vollgültigen Beweis für die ernste Auffassung von dem Studium der Natur, das dieser Bildner durchgemacht hat. Weltenfern von aller Süßlichkeit ist dieser jungreife Frauenkörper modelliert und zu prächtiger Wirkung gebracht. Und selbst im leichteren Spiel der kunstgewerblichen Silberarbeit, der wir die vier Puttenbroschen verdanken, verleugnet sich nicht der Natur und Poesie in gehobenem Klang einende ernste Rhythmiker.



Oben: Silberbroschen und unten: Leda
Bildwerke von Eugen Mayer-Fassold, München

Das nächste Thema unserer Rundschau führt weit ab aus sonst gewohnter Bahn. Es lehnt sich mit den vortrefflichen Aufnahmen von G. Mertens an eine dritte desselben Lichtbildkünstlers an, die wir als Kunstbeilage dem Heft beigeben: Der Schatz des Aachener Münsters, der nach ungewissen Jahren der Trennung aus dem unbesetzten Deutschland nach Aachen zurückgebracht worden ist und Milliardenwerte darstellt. Dr. W. A. Luz schreibt uns darüber aus Aachen: Die Kunstwerke des Aachener Münsterschatzes sind zumeist wie die gotischen Dome Aufträge von Bestellergemeinschaften. Wenn am Dombau die gespendeten Gaben sich alle in bearbeitete Baustoffe, wie Stein, Holz und Glas verwandelten, so ist es die Eigentümlichkeit dieser kirchlichen Prunkgeräte aus Edelmetall, daß das geschenkte Geld- oder Schmuckstück vielfach, verändert oder unverändert, Verwendung finden konnte.

Unmöglich wird es heute sein, die frommen Spender im einzelnen festzustellen. Aber bei solcher Zusammensetzung der Auftraggeberschaft erscheint es nicht verwunderlich, daß in dem Ganzen dieser Werke Schmuckstücke des römischen Altertums auftauchen. Dunkel spürt man hier die Herkunft dieser Stücke aus dem Besitz von

Kriegsleuten. Die Jahrhunderte der Völkerwanderung bedeuteten Schicksal über Schicksal für die Kostbarkeiten des Altertums. Immer unbekannt wird es bleiben, woher die Unzahl der Perlen, Smaragde, Saphire, Topase, Achate, Kristalle, Amethyste und Rubine stammen, die zum Schmuck der Kreuze und Schreine Verwendung fanden.



Die Glanzstücke des Aachener Schatzes sind die beiden Schreine, der eine mit den Gebeinen Karls des Großen, der andere mit den Aachener Reliquien, dem Hemd der Maria, den Windeln Christi und dem Tuche Johannes des Täufers. Unter den rheinischen Reliquienschreinen stehen sie als besonders reiche Stücke, der erste als Mischling zwischen den Werken der Kölner und der Maastrichter Schule, der zweite als Abkömmling der Schule von Verdun. Wurde jener im Jahr 1215 vollendet, so dieser im Jahr 1237. Dementsprechend verkörpern sie unmittelbar übereinanderliegende Schichten des spätromanischen Stils. Das Bild der ausführenden Künstler wird lebendig, wenn man die von ihnen geschaffenen Menschen untereinander ver-

Ansicht des Chors im Aachener Münster mit den Schätzen und den neuaufgedeckten Fresken
Aufnahme Gerhard Mertens, Aachen



Dreiturmreliquiar aus dem Schatz des Aachener Münsters. Aufnahme Gerhard Mertens, Aachen

gleicht. Die Kaiser unter den Bogenstellungen des Karlsschreins samt der Muttergottes und Karl dem Großen auf den Stirnseiten machen mit ihren hängenden Köpfen den Eindruck von greisen Gelehrten. Von den Aposteln des Marienschreins sind die einen ursprünglich wilde und derbe Naturen, wogegen die anderen ausgezeichnet sind durch frische Bewegung und lebhafte Charakterisierung. Ein ungewöhnliches Maß rheinischer Eleganz und weltmännischer Gesinnung bezeichnet vor allem den lächelnden Christus, den ein anderer Künstler vielleicht im Gram des Weltweisen oder im Zorn des Richters dargestellt hätte. Diese Unterschiede der Menschenbildung entsprechen drei Meistern, die an den Schreinen gearbeitet haben. — Neben diesen Hauptstücken birgt die Aachener Domschatzkammer andere hervorragende Werke wie das Simeonsreliquiar, die Karlsbüste, die Reliquienkapelle und das Dreiturmreliquiar (S. 558), dieses letzte ein

Stück der mittleren Gotik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. —

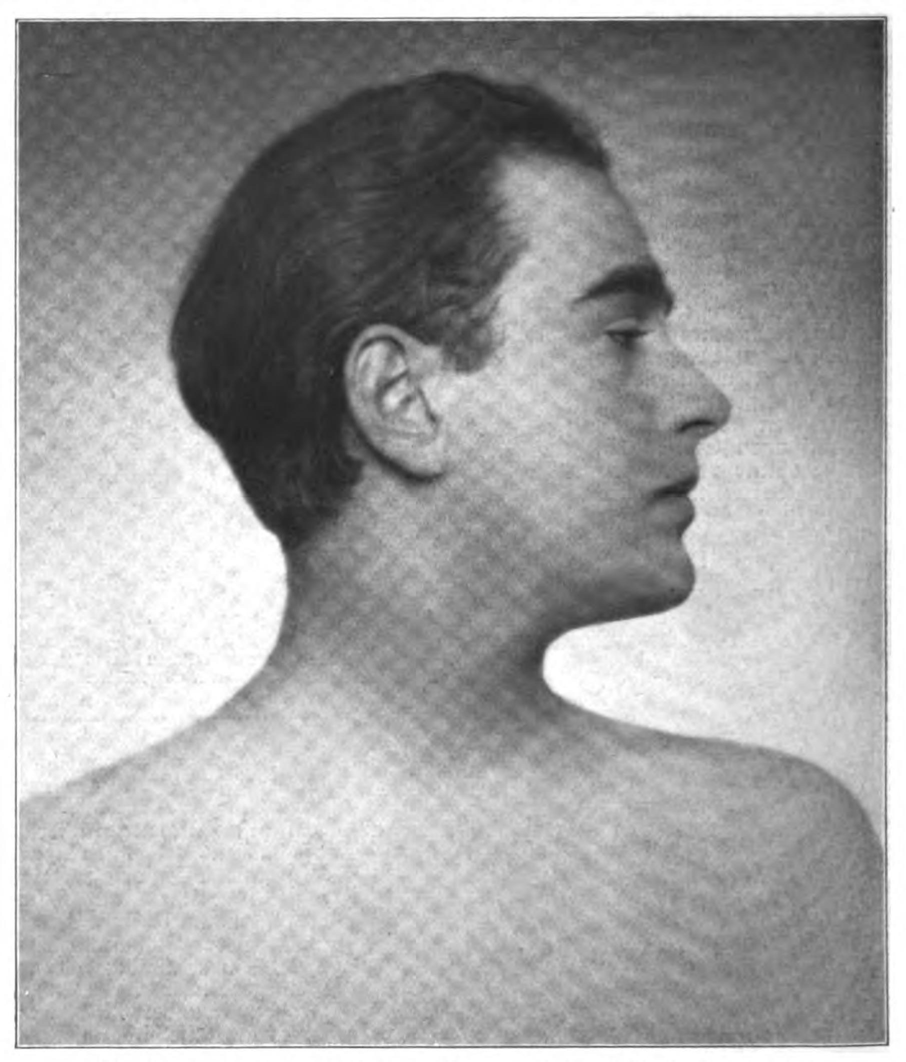
Mit einem Riesensprung gewinnen wir, diese kostbaren, ernsten, strahlenden Ehrwürdigkeiten verlassend, neuen Boden unter den Füßen, Wiener Pflaster, wenn wir uns der Lichtbildkunst der Werkstätte Edith Barakovich zuwenden und uns an dem feschen Köpfchen erfreuen, das wie ein fröhlicher Zufallstreffer mitten in sommerlichem Kurpromenadengewühl uns mit Augen und Zähnen anblitzt, wenn wir bei der vom Mattperlenglanz des ungeheuerlichen Kopfschmucks gekrönten jungen Stolzen ein paar Augenblicke verwundert-bewundernd verweilen und den klassisch-schönen Schauspielerkopf der Schlußseite der freundlichen Aufmerksamkeit weiblicher Leser mit gönnerhaftem Lächeln empfehlen. —





Bildnisaufnahmen der Photographischen Werkstätte Edith Barakovich, Wien

Den Reigen unserer Kunstbeilagen eröffnet Prof. Hermann Urbans „Nach dem Regen". Von den drei fast gleichaltrigen Trägern des Namens Urban ist Eugen bekannt als Bildnismaler, Joseph am bekanntesten als Illustrator; Hermann Urbans „Morgen" hängt in der Münchener Pinakothek", sein „Frühlingssehnen" im Danziger Museum. Die Ruhe und Größe und wundervolle Gliederung seines als Titelbild unserm Heft vorangesetzten „Nach dem Regen" ist ihres Eindrucks auch bei all unsern Freunden sicher. Prof. Walter Geffcken wirkt besonders durch das fröhlichbunte Beiwerk seines Frauenbildnisses „Rosenketten". Eine ernstere, schwerere Aufgabe hat sich Prof. Arthur Levin-Funcke in seiner Mädchengestalt „Zur Sonne" gestellt, und der Künstler ist mit ihr fraglos gewachsen. Als Kolorist von ausgezeichneter Naturbeobachtung bewährt sich August Lemmer in seinem Strandbild. Eine Rückkehr zu älteren deutschen Meistern, deren Märchenromantik und Landschaftspoesie einen Großmeister in Hans Thoma gefunden hat, scheint das stimmungsvolle Gemälde „Fernes Leuchten" von Hans



Bildnisaufnahme aus der Photographischen Werkstätte Edith Barakovich, Wien

Stadelmann anzudeuten. Mit Saft und Kraft, fast mit Überschwang geht Heinrich Pützhofen in die Farbe hinein. In seinem „Dorf in Holländisch-Flandern“ wirkt die ganze Welt wie frisch gewaschen. Man atmet den Salzatem des Meeres, man glaubt die Wolken „flattern zu hören“. Auch Fritz Geyer hat Freude an Licht und Farbe. Aber in seinem Ausschnitt „Aus Nürnberg“ erzielt er gerade dadurch, daß er die Seitenkulissen des Straßendurchblicks im Schatten festhält, eine ganz besondere Leuchtkraft für die nächste Umwelt des Münsters. In Schultes Berliner Kunstsalon hing das Bild neben anderen süddeutschen Impressionen des Künstlers. Sie hatten alle das Treulich-Lockende, das den Ferienwunsch in jedem Norddeutschen sehnsuchtsvoll erwachen läßt: an all der guten, deutschen Kunst und Kultur, die unsere Bürgergemeinden des Mittelalters aufzeigen, sich wieder einmal von Herzen erfreuen zu dürfen! H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Fischer & Wittig in Leipzig

37. Jahrg. / August 1923 / 12. Heft

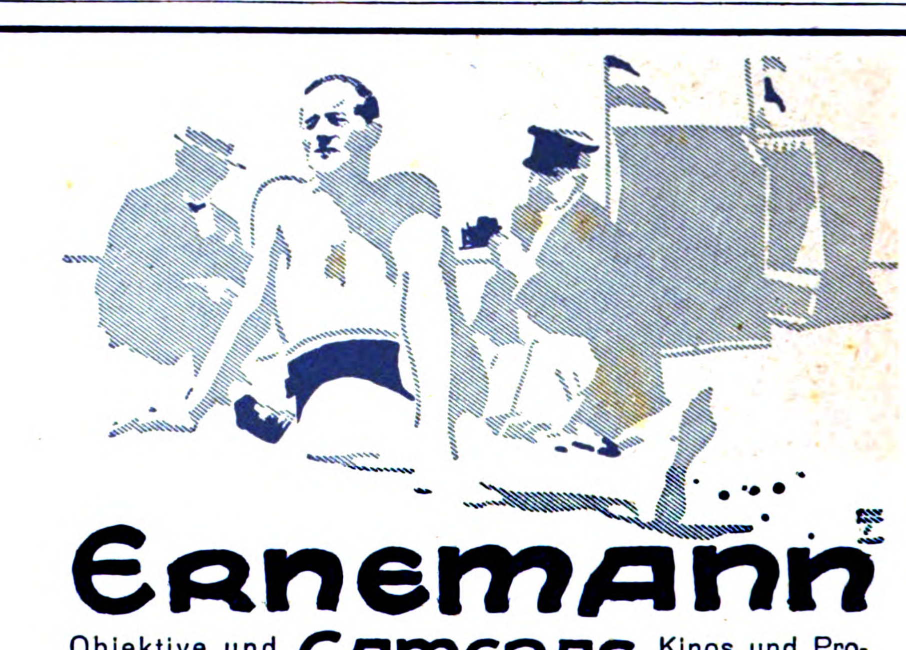
Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Postvertrieb ab Leipzig


EX LIBRIS


EX LIBRIS



Velhagen & Klasings Monatshefte

Augustheft zum Preise von 15000 Mark.

Für Deutsch-Oesterreich 12000 Kr.

Auslandspreis 2,50 Schweizer Franken, dementsprechend 0,50 Dollar amer., 0,90 Pesos argent., 3 Milr. bras., 55 Lewa bulg., 3 Pesos pap. chilen., 2,25 Kr. dän., 2 Sch. engl., 12,50 M. finn., 30 Drachm. griech., 1,25 Fl. holl., 1 Yen jap., 7,50 L. ital., 7,50 Frs. luxemb., —,85 Dollar mex., 2,50 Kr. norw., 9 Milr. port., 1,75 Kr. schwed., 2,50 Pes. span.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.



Inhalt des Augustheftes:

Se[illegible]

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck

Kunstbeilagen in Tondruck:

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck vo[n] Prof. Heinrich Wieynck in Dresde[n]

Kunstbeilagen in Mehrfarbe

Kunstbeilagen in Tondruck

* * *

lagzeichnung und Buchschmu
of. Heinrich Wieynck in Dre



Stilleben. Gemälde von Prof. Georg Mosson

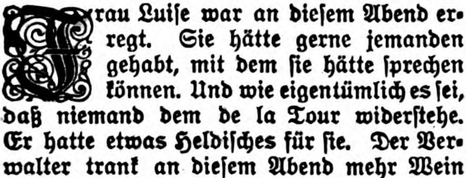
(Galerie Luz & Co., Berlin)



Die Bekehrung

Roman von Ernst Zahn

Fortsetzung und Schluß



Frau Luise war an diesem Abend erregt. Sie hätte gerne jemanden gehabt, mit dem sie hätte sprechen können. Und wie eigentümlich es sei, daß niemand dem de la Tour widerstehe. Er hatte etwas Heldisches für sie. Der Verwalter trank an diesem Abend mehr Wein als gewöhnlich. Er bekam einen roten Kopf. „Schande," murmelte er ein paarmal vor sich hin. Aber er sprach nicht mit Frau Luise. Und er hatte keinen wehrhaften Zorn mehr, nur einen müden, verstockten Groll.

Dame Marthe hatte ein Zimmer gerichtet. Es lag neben dem de la Tours, und Dame Marthes Hände hatten nie mit liebevollerer Sorgfalt Kissen bezogen und Linnen gebreitet. Sie fühlte ein paarmal, wie ihr dabei die Augen feucht wurden. Blanche Tissot war noch so jung! Und er war einer dieser de la Tours, die man lieben mußte, trotz ihrer Schwächen, und die einem doch solch harte Tage machen konnten!

Dame Marthe ging aber still des Weges, als de la Tour Blanche nach dem Gemach führte.

Eine Tür stand offen zwischen diesem Zimmer und dem nächsten. Mondschein lag auf der Schwelle und floß an den beiden Türpfosten nieder, als wären Hunderte von blassen Kerzen angezündet, sie mit festlicher Helligkeit zu übergießen.

De la Tour war in seinem Zimmer allein. Er hatte Blanche mehr getragen als geführt, und das leise Beben ihres Körpers zitterte noch jetzt in seinen Händen nach. Er hatte sie auf die Stirn geküßt und war von ihr gegangen, ohne noch zu ihr zu sprechen.

Nun saß er in einem Lehnstuhl, nicht, weil er ihn gesucht, sondern weil er gerade da gestanden hatte und er wie von der Übermacht des Erlebens hineingezwungen wurde.

Das Mondlicht spann in der offenen Tür. De la Tour vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen. Erwartung spornte ihm den Herzschlag an.

Zuweilen vernahm er ein kleines Geräusch, sachte Schritte, das Knistern eines Frauengewandes, ein leises Rauschen, als gleite ein Kamm durch langes Haar.

Es riß ihn auf und hin zur Tür. Aber er packte die Stuhllehnen und saß wie festgebannt und scheu, gleich als weile im Nebengemach eine fürstliche Frau und er, der geringsten Diener einer, dürfe sich nicht rühren.

Eine Weile ging hin. Es wurde ganz still. Nur das Licht brannte drüben noch. Es war rot und kämpfte einen Kampf mit dem Mondglanz, aber gegen den kühlen, weißen, immer reicher strömenden unterlag es jämmerlich.

‚Sie ist schlafen gegangen,' dachte de la Tour. Es überkam ihn etwas wie Traurigkeit. Aber er rührte sich nicht. Er wollte noch einmal ihren Namen rufen. Aber er tat auch das nicht. Er hielt nur den Atem an, um noch schärfer zu lauschen. —

Als er wieder aufblickte, stand Blanche Tissot im Rahmen der Türe.

Er sprang unwillkürlich auf und sah sie an. Sie hatte ihr Haar durchgekämmt und es fiel in zwei reichen, offenen Strähnen über ihre beiden Schultern nach vorn bis

an die Knie hinab. Zwischen den dunklen Linien dieses Haars erschienen Gesicht und Gestalt fein und zart. Nur die Augen waren groß und voll eines unbeschreiblichen Ausdrucks auf ihn gerichtet. Blasse, schlanke Arme traten nackt aus dem feinen, weißen Hemde. Das Mondlicht lag auf ihnen und auf den Schultern. Es legte sich auf ihre Stirn und traf das Linnen des Nachtgewandes, daß die zarten Knie rosig durch das Gewebe schimmerten und die Knöchel der Füße wie in einem Bade edler Wasser standen.

Und jetzt, während die Arme noch immer schlaff an ihren Seiten hingen, sagte Blanche leise: „Ich bin gekommen, dir gute Nacht zu wünschen."

Da empfing er sie in seinen Armen.

⁂ ⁂ ⁂

Blanche Tissot sagte von ihrer Liebe: „Ich weiß nicht, wie sie mir gekommen ist. Einmal mußte sie wach werden. Du warst der erste. Und so tat sie sich dir auf. Sie ist auch vielleicht wie ein Strom, den man nicht mehr eindämmen kann. Du magst dich bemühen, ihm überall zu wehren. Wenn du ihn hier zurückhältst, findet er dort Durchlaß. Darum bin ich in dieser Liebe ganz und ist sie dein ohne Rest und Schranken."

De la Tour saß vor ihr, als sie so sprach, und hielt einen Brief in Händen, von dem er ihr Mitteilung machen wollte.

Wochen waren vergangen.

Blanche hatte jetzt ihre Heimat im Schlosse. Im Verwalterhause war sie nur mehr Gast. Ihre Besuche dort wurden selten. Frau Luisens Neugier war ihr lästig und des Oheims dumpfe Mißachtung, die sie mehr erstaunte als schmerzte, suchte sie ohne Not nicht auf.

De la Tour war nachdenklich. Der erste Sturm seiner Liebesfreude war verrauscht, aber wenn diese Freude vielleicht weniger lohte und flammte, so hatte sie sich tiefer in sein Herz gefressen, und neben ihr lebte noch immer ein seltsames Staunen, wie er es nie vorher empfunden. Blanche gehörte ihm. Aber obgleich er wußte, daß sie ihm ganz zu eigen war und ihm ihr Leben wie ihre Verwandten geopfert hatte, blieb in ihm eine leise Furcht, als kenne er sie nicht ganz, als müsse er an ihr, die ihm wie ein Wunder erschien, eines Tages entdecken, was ihn ernüchtern würde. Jeder Tag lehrte ihn, daß der Grundzug ihres Wesens eine tiefe, kindhaft zarte Reinheit war. Er fragte sie oft über ihre innersten Gedanken aus und wurde von einem heimlichen Zwang immer wieder dazu gedrängt, sie auch über das auszufragen, was sie über ihn denke. Vielleicht noch unerkannt, regte sich in ihm die Angst, sie wieder verlieren zu müssen, eine Angst, die in andern Fällen ihn nie gequält hatte, weil sich schon vorher Überdruß einstellte —

Was de la Tour heute besonders beschäftigte, war der Brief, den er in Händen hielt. Er war schon vor zwei Tagen angekommen und hatte ihn seither mehr behelligt, als er sich selbst zugestehen wollte. Er meldete die baldige Ankunft seines Sohnes Paul.

Der Baron hatte zu seinem Sohne ein merkwürdiges Verhältnis. Er liebte ihn und war stolz auf ihn, aber sie waren sich im Grunde fremder, als auch die Anhänglichkeit des jungen Mannes an den Vater hätte voraussetzen lassen. Sie schrieben sich nicht eben häufig, und in ihren Briefen standen die Dinge nicht, die ihrem Herzen am nächsten waren.

Paul de la Tour lebte in der Hauptstadt als Offizier. Er stand vor einer glänzenden Laufbahn, war bei Vorgesetzten und Untergebenen ebenso beliebt wie in der großen Gesellschaft, wo sein Name als der eines der reichsten Erben des Landes und eines, schon in seinem Äußern sehr ansehnlichen jungen Mannes, einen besonderen Klang besaß. Ihm stand jedes Haus und vielleicht auch jedes Herz offen. Zurzeit gefiel er sich noch darin, seine Tage zu genießen und gleich dem Vater für einen Lebemann zu gelten. Ließ ihm der Baron freien Weg, so hatte er auch seinerseits nie Gelegenheit genommen, sich irgendwie in die Angelegenheiten seines Vaters zu mischen. Sie pflegten einander, wenn sie sich sahen, mit ausgesuchter Höflichkeit zu begegnen, sich auch durch zeitweilige Aufmerksamkeiten ihre gegenseitige Liebe zu beweisen. Gegensätze vermieden sie mit Geschick und Sorglichkeit. Dennoch bereitete jetzt die Nachricht von des Sohnes naher Ankunft de la Tour einiges Unbehagen. Was nie ausgesprochen worden war, das ahnte er, daß in des Sohnes Seele ein leises Mißfallen an seinen eigenen Gewohnheiten keimte. War es nur ein Tonfall der Stimme, nur ein Mienenspiel, die solches verrieten, so hatte de la Tour doch an Paul dann und wann schon den Gedanken zu erspüren geglaubt, es werde für ihn, den Vater und Alternden, nachgerade Zeit, sich mehr Zurückhaltung und Entsagung aufzuerlegen. Er gestand sich selbst, daß ein Korn Berechtigung an jenem Gedanken war, aber noch war sein eigener Lebensdurst nicht versiegt, noch stärkten seine Siege zu sehr das Gefühl der Sieghaftigkeit, als daß er sich zum Verzicht durchgerungen. Er empfand

daher die vermeintliche oder wirkliche Mißbilligung des Sohnes als eine Unbequemlichkeit, empfand sie als solche stärker im Augenblick, da ein Neues ihr vielleicht mehr Nahrung zu geben angetan war. — Aber, noch ein Zweites hatte de la Tour schlaflos gelegt, seitdem der Brief eingetroffen war. Sein Sohn Paul war nicht der erste, beste. Die Frauen waren es nicht allein, die ihn bewunderten. Auf der letzten großen Kunstausstellung hatte die Vollstatue eines berühmten Bildhauers, zu der der junge de la Tour Modell gestanden, beispielloses Aufsehen erregt. — Und Paul kam. Er würde Blanche begegnen, ihr, die noch nie an sich den Eindruck von Jugend und Mannesstattlichkeit erfahren. Und Paul würde sie sehen, dieses kleine Wunder eines Menschen. Mußten sie nicht gewahr werden, daß sie wie füreinander geschaffen waren? Würde es nicht Paul geradezu locken müssen, ihm den Preis streitig zu machen, ihm die Überlegenheit der Jugend darzutun? Schon glomm im Blick, mit welchem de la Tour an Blanches Gesicht hing, die Furcht, das forschende Mißtrauen, die an ihm fraßen.

Von dem Briefe mußte jetzt gesprochen werden. De la Tour ließ Blanches Worte von der Tiefe ihrer Liebe in sich hineinklingen, aber seine Stimme war doch von einer Beklemmung gehemmt, als er ihr den Brief reichte und sagte: „Lies, Blancheflur."

Sie machte ernste Augen; sie fühlte, daß ihn etwas drückte. Dann faltete sie den Brief auseinander. „Dein Sohn kommt," sagte sie noch unter dem Lesen, und da der erste Eindruck über die Botschaft der einer kindlichen Freude war, so leuchtete ihr Blick. Da sie aber dieselbe Freude in seinen Zügen nicht entdecken konnte, so überkam etwas wie Bangigkeit auch sie, und sie fragte, noch ehe er sprechen konnte: „Wird es ihm unliebsam sein, mich hier zu finden? Ich werde zu den Verwandten zurückkehren, solange er hier sein wird."

De la Tour empfand dunkel die Selbstlosigkeit, der ihr Angebot entsprang. Es drängte ihn, ihr zu zeigen, daß er zu ihr stand. „Du bleibst bei mir," sagte er. „Du bleibst immer und überall bei mir." Er war in diesem Augenblick entschlossen, sich für sie gegen alle Welt zu wehren.

Sie schlang ihre Arme um ihn. Die ganze Kraft ihrer Liebe floß in diese Arme. Dann überstürzten sich ihre Fragen. Sie wollte von dem jungen de la Tour hören. Ob er sie freundlich begrüßen, ob er lange bleiben, wie sich wohl alles gestalten werde. Wie immer war viel Kindlichkeit in ihren Worten.

De la Tour begann zu erzählen. Sie hatten annoch wenig von seinem Leben und den Seinen gesprochen. Er schilderte den Sohn, wie er als kleines Kind, wie er als Knabe gewesen. Ein paarmal fiel der Name seiner verstorbenen Frau, zögernd, als fürchtete er, daß Neid dort erwachen könnte, wo er ein letztes schuldig blieb.

Plötzlich sagte er: „Jetzt ist Paul ein Mann, ein schöner Mann." Wenn er auch lächelte, als er dabei Blanche gerade in die Augen sah, so war er doch auf ihre Antwort gespannt.

Sie sann vor sich hin. Erst als sie gewahrte, daß der andere eine Antwort erwartete, sagte sie: „Schön, sagst du! Es kommt wohl wenig auf das Äußere an, sondern auf das, was wir einander innerlich bedeuten. Und auf die Werte, die man nicht auf den ersten Blick erkennt!"

De la Tour sah wohl, daß sie jeder Neugier auf den, der kommen wollte, abgewandt war. Und er schämte sich seines Argwohns. Er küßte ihre Hände, und es schien ihm in diesem Augenblick ein Vorzug, sie dem Sohne vorstellen zu dürfen.

Allerdings gab es in de la Tours Innerem noch oft ein Auf und Nieder zwiespältiger Gefühle, ehe des Sohnes Ankunft zum Ereignis wurde. Oft noch, und je näher das Eintreffen Pauls rückte, um so schärfer stach ihn die Angst, Blanche könnte ihm verloren gehen. Er verlor dabei sein Selbstbewußtsein in demselben Maße, in dem er an Blanche immer neue Vorzüge entdeckte. Immer außergewöhnlicher erschien sie ihm. Er warb um sie täglich neu mit der ganzen unbewußten Liebenswürdigkeit seines Wesens. Er führte sie in den strahlenden Frühling hinaus, in den Wald, ritt mit ihr in die Umgegend, zeigte ihr Dörfer und Städte und überhäufte sie mit Geschenken, die er auf diesen Ausflügen erstand oder aus der Hauptstadt bezog. Da sie die Musik so liebte, spielte er für sie, las ihr vor, belehrte sie und befriedigte ihre stets wache Wißbegierde. Der sonst so überlegene Mann beugte sich vor dem kleinen Mädchen und fing unvermerkt an, ihr einen kleinen Götzendienst zu widmen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß seine Aufmerksamkeit und Güte Blanches Dankbarkeit und Glück vermehrten. Sie lebte Tage, die kein Schatten trübte. Sie wurde in ihrer Freude beinahe wieder ein Kind. Oft, auf einem Gartenwege allein, klatschte sie unwillkürlich aus Übermaß des Glückes in die Hände. Ein andermal stiegen ihr Tränen in die Augen, weil selbst Jauchzen die Fülle der Zufriedenheit, die in ihrem Herzen war,

nicht zu befreien vermochte. — Als sie eines Tages mit Dame Marthe arbeitend in einem Zimmer saß und Jacques, der Diener, ihr unversehens einen Strauß herrlichster Rosen brachte, den de la Tour, der ins Feld geritten war, ihr sandte, ergriff sie beide Hände der alten Dame und stammelte: „Ist er nicht der gütigste Mann, den es auf der Welt gibt?“

„So ist dieses Geschlecht,“ stimmte die weißhaarige andere bei. „So zwingen sie einen, ihnen gut sein.“ Sie sah aus, als hätte sie viel zu erzählen und täte es gern. Aber sie streichelte nur leise Blanches Hand, und über ihr stilles, altes Gesicht glitt ein Leuchten. —

Indessen kam der Morgen heran, an dem eine Depesche die Ankunft des jungen de la Tour für denselben Abend anzeigte.

Der Baron empfing sie beim Frühstück. Ihm gegenüber saß Blanche in leichtem Morgenkleid mit weiten Ärmeln und tiefem Halsausschnitt. De la Tour schenkte ihr all diese kleidsamen Dinge, schöne Gewänder und feine Wäsche und freute sich an dem Anblick, den sie darin bot. Sie aber schätzte zwar mit der Eitelkeit der Frau alles, was ihr wohl stand, ließ sich aber dieses Gefühl nicht in die Tiefe ihrer Seele gehen, sondern trug mit einer fast würdevollen Schlichtheit das Schöne viel mehr zu seiner als zu ihrer Freude und ihm allein zu Dank.

Als de la Tour die Depesche las und beiseite legte, sah Blanche einen Schatten über sein Antlitz gehen. Sie nahm den Umschlag vom Tische auf.

„Nun kommt er,“ sagte sie fröhlich.

„Freust du dich nicht?“ fragte sie dann.

Eine Falte zeigte sich auf seiner Stirn. „Wir hatten es schön allein,“ sagte er.

Sie glitt zu ihm. „Ich will niemand etwas nehmen,“ sagte sie. „Und du mußt denen, die Anspruch an dich haben, geben, was ihnen gehört. Ich möchte auch, daß — dein Sohn sich freute, zwei Menschen zu haben, statt des einen, der ihm nahestand.“

Er konnte sich nicht verstellen. Tausend Gedanken drängten sich ihm auf und quälten ihn. Dennoch sagte er: „Ich weiß, wie gut du es meinst.“

Sie hörte wohl aus seinem Ton heraus, daß er Hindernisse sah, die sie nicht beachtet. Sie erkannte wieder das Seltsame ihrer Stellung, fühlte es, wie sie es vielleicht nie gefühlt hatte. Sie war nicht durch irgendein Gesetz Herrin des Schlosses. Sie war geduldet, war vielleicht dem einen ein Eindringling, dem andern Schlimmeres. Sie hatte zwar von dem Manne der großen Welt, der seiner gesellschaftlichen Stellung nach hoch über ihr stand, nicht Opfer fordern wollen. Sie liebte ihn und hatte keinen Lohn dafür begehrt. Aber in diesem Augenblick wußte sie, daß ihre Uneigennützigkeit ihn und sie nicht vor dem Urteil der Welt schützte. Sie schwieg, aber in ihre Augen stiegen Tränen.

De la Tour erschrak. „Weine nicht,“ bat er. „Du sollst nicht weinen, du nicht!“

Seine Güte tröstete sie rasch genug.

Sie gingen in den Garten zusammen. Sie sprachen nicht mehr von dem, der kommen sollte. Sie vergaßen ihn ein wenig über sich selber.

Am Nachmittag begleitete Blanche de la Tour zu Pferde in den Wald, wo er einen Holzschlag angeordnet und ein Dutzend Arbeiter in Tätigkeit hatte.

Aber dann ging es dem Abend zu, und dieser Abend warf seine Schatten voraus. In beiden Menschen wurde die Frage wieder lebendig: Wie wird es sein, wenn er kommt? Blanche jedoch erwartete den Augenblick mit der Getrostheit, die ihre Selbstlosigkeit an den Grund ihrer Seele legte, während de la Tour, je näher die Stunde rückte, desto mehr von Mißstimmung ergriffen wurde. Warum störte man ihn? Er hatte daran gedacht, den Sohn im Wagen am Bahnhof abzuholen. Aber er tat es nicht. Er hatte in seinen Briefen Blanche nicht erwähnt, nun fühlte er sich auch nicht aufgelegt, mündlich noch eine Art Entschuldigung anzubringen, ehe die beiden sich begegneten. So sandte er den Wagen allein zur Bahn.

Im Turmzimmer legte Dame Marthe im Beisein von Blanche ein drittes Gedeck auf den Teetisch. „So viele wohnten hier lange nicht,“ sagte sie.

Plötzlich sagte Blanche: „Vielleicht bin ich zu viel.“

„Sie sind nicht gekommen. Sie wurden geholt,“ antwortete die andere. Und sie berührte mit einer ihrer gepflegten, gütigen Hände leise Blanches Schulter, deren Gesicht weiß war.

Langsam strebten die Zeiger der Uhr dem Augenblick zu, da der Wagen in den Schloßhof fahren mußte. Blanche nahm eine Stickerei zur Hand. De la Tour trat ein, ließ sich nieder und las die Zeitung; zum wenigsten tat er so und sprach nicht.

Dann rollten im Hof die Räder.

Der Baron ließ sein Blatt einen Augenblick sinken.

Auch Blanche sah auf und wunderte sich, daß jener dem Sohne nicht entgegenging.

Es wurde sehr still im Zimmer.

De la Tour fühlte, daß er sprechen mußte, wenn Blanche nicht erraten sollte, wie er

mit seinen Empfindungen kämpfte. „Was doch die Welt ein Wirrwarr ist!" sagte er. „Die Zeitung war noch nie so voll Not wie jetzt, Not in allen Formen."

Blanche war verwirrt. Seine Rede lag so abseits von dem, was sie beschäftigte. Sie lehnte sich über ihn und betrachtete das Blatt, in dem er gelesen hatte, suchend, was ihn zu den Worten veranlaßt habe.

Aber beide lauschten auf nahende Schritte. Sie kamen, leicht und doch fest.

De la Tour erhob sich in dem Augenblick, als sein Sohn eintrat. Er ging ihm entgegen. Er war der größere von beiden. Es fiel Blanche auf, wie er den jüngeren Mann überragte, der doch nicht klein war. Auf dessen Äußeres vergaß sie zu achten. Um so schärfer erfaßte de la Tour die Erscheinung des Sohnes. Er war oft stolz auf ihn gewesen. Oft hatte er seine Züge, seine Erscheinung, mit Wohlgefallen betrachtet. Jetzt sah er mit einem leisen, sich nicht gestandenen Schrecken, daß er noch ansehnlicher war, als er in seiner Erinnerung lebte, biegsam die mittelgroße Gestalt, schwarzes Haar, weiße, feingeschnittene Züge.

Aber die Freude des Wiedersehens verwischte das flüchtige Mißbehagen. Er umarmte den Sohn: „Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte er.

„Du vergräbst dich ja hier seit einiger Zeit," antwortete Paul. Er hatte, da die Gestalt des Vaters ihm die Aussicht versperrte, Blanche noch nicht bemerkt.

Jetzt drehte sich de la Tour. Er fühlte plötzlich keine Hemmung mehr. Blanche die Hand bietend, damit sie neben ihn trete, stellte er sie dem Sohne vor: „Meine Freundin, Blancheflur," sagte er.

Paul de la Tour preßte die Lippen zusammen und wurde bleich. Er liebte den Vater wie dieser ihn, aber da sein Leben durch seine eigenen Angelegenheiten ausgefüllt und er seit Jahren viel von ihm getrennt war, so dachte er nicht eben viel an ihn. Wie nahe er aber seinem Herzen stand, empfand er vielleicht am deutlichsten jetzt, da ein jäher Verdruß ihn erfüllte. Des Vaters Zeit war vorbei! Ihm, Paul, hatte es schon geraume Zeit mißfallen, daß der in vielen Kreisen mit Recht angesehene Mann, auch in denen der Frauen noch immer besondere Gunst genoß. Er hatte nun zwar nicht erwarten können, daß des Vaters Wesen sich plötzlich gewandelt habe, aber es verstimmte ihn, daß er ihn schon in der ersten Minute einer Wiederbegegnung nach langer Trennung zum Zeugen einer neuen Liebeslaune machte. Gleichzeitig freilich mischte sich in seinen Zorn ein Erstaunen. Wer war das Mädchen? Sie errötete nicht. Sie stand neben dem Baron schlank und schlicht, mit großen, ernsthaften Augen ihn messend, und jung — lächerlich jung, verglichen mit de la Tour.

Er verneigte sich. Ein Zucken leisen Hohns in einem Winkel seines Mundes verschwand. Er unterdrückte das impulsive Gelüsten, sich umzudrehen und das Zimmer zu verlassen.

Blanche dachte, es sei schade, daß er so fremd tue.

Der Baron runzelte die Stirn. Er hatte mehr Liebenswürdigkeit erwartet. Aber er war zu sehr Weltmann, als daß er es sich hätte merken lassen. Er wies nach dem Tische: „Wir haben mit dem Tee auf dich gewartet. Setzen wir uns."

Er drückte auf die Klingel. „Wie bist du gereist?" fragte er den Sohn. „Wie lebt man in der Hauptstadt?"

Sie hatten sich niedergelassen. Das Gespräch wandte sich gleichgültigen, von Blanches Persönlichkeit weit abliegenden Dingen zu und blieb lange auf Rede und Gegenrede zwischen Vater und Sohn beschränkt.

Blanche saß ein wenig verloren zwischen ihnen. Sie hatte flüchtig den Eindruck eines Vergessenseins, aber sogleich kehrte ihr das Bewußtsein zurück, daß de la Tour zu ihr hielt. Sie nahm ruhig ihre Handarbeit auf und stach die Nadel ins weiße Linnen.

Dame Marthe trug den Tee auf. Blanche erhob sich und half ihr.

Paul begrüßte die Hausdame mit großer Wärme. Sie war ihm eine zweite Mutter gewesen.

Aber Dame Marthe ahnte etwas von der seltsamen Stellung, die Blanche jetzt zwischen den Männern einnahm, und sie überließ ihr weise die Arbeit am Teetisch und entfernte sich geräuschlos, wie sie gekommen war. Sie war nie im Wege gewesen, wenn die de la Tours gewünscht hatten, allein zu sein.

Blanche verteilte die gefüllten Tassen mit dem Anstand und der Anmut, die sie kennzeichneten.

Pauls Blick ruhte auf ihrer Hand, glitt an der zarten Linie des weißen Armes empor und streifte ihre schmalen Schultern, ihr dunkles Haar. Etwas wie Neid ergriff ihn. Er dankte für die Tasse, die sie ihm bot, mit ausgesuchter Höflichkeit. Dann fühlte er die Notwendigkeit, das Wort an sie zu richten. Er fragte, ob sie lange schon in St. Martin wohne.

„Seit meines Vaters Tode," antwortete Blanche.

„Sie ist die Nichte meines Verwalters, den du kennst," erklärte de la Tour

„Und die Tochter —"

„Ganz richtig," bestätigte de la Tour dem Sohne, „die Tochter des Forschers Tissot."

„Ihr Vater hatte einen großen Namen," sagte Paul. Sein Wesen veränderte sich. Es war aber nicht nur die Kenntnis ihrer Herkunft, die ihm Achtung abnötigte. Er vergaß ein wenig ihre Stellung im Hause und es begann ihm lieb zu werden, daß sie am Tische saß.

Sonderbar flogen die Fäden der Seelen, noch wie von unbestimmten Gewalten bewegt und durcheinander geweht.

De la Tour hatte kaum bemerkt, daß Pauls Stimme einen freundlicheren Klang angenommen, vielleicht auch nicht, daß er das anfänglich zwischen ihnen beiden gepflogene Gesprächsthema fallen ließ. Aber er lauschte auf etwas Unbestimmtes, noch Wesenloses, ihm aber Bedeutsames, das ihn quälte, ohne daß er vermocht hätte, ihm einen Namen zu geben.

In Paul erwachte kaum ein leises Wohlgefallen an dem Mädchen, dem er hier so unerwartet begegnete, als auch der Gedanke blitzähnlich ihm zurückkehrte, der alternde Vater habe kein Recht mehr an solch strahlende Jugend. Ein Gelüsten begann ihn gleichzeitig zu prickeln, seine eigenen Vorzüge gegen die nach seiner Überzeugung schwindenden des Vaters in die Wagschale zu werfen und diesem gleichsam eine nicht mehr an der Zeit stehende Überhebung zu wehren.

Blanche war inzwischen noch ungewiß, was sie von Paul zu halten hatte, jedoch zufrieden, daß er seine anfängliche Kälte gegen eine leichte Verbindlichkeit tauschte. Sie gab darum auch schon der Zuneigung, die sie für ihn als Sohn seines Vaters empfand, Raum, trug aber in der Tiefe ihres Herzens die einzige und mächtige Liebe zu dem, dem sie sich mit der ganzen Ursprünglichkeit ihrer Gefühle geschenkt hatte.

Die drei nahmen ihre Mahlzeit und führten die Unterhaltung in der Weise fort, daß sie nun von Dingen handelte, zu denen auch Blanche sprechen konnte. Die Rede kam auf die Bewirtschaftung des Gutes, auf die Neuanlagen und die Pläne des Barons.

„Ihr Vater ist früh und spät draußen bei den Arbeiten," sagte Blanche zu Paul. Sie richtete zum erstenmal das Wort an ihn; aber sie tat es, weil ein innerer Zwang sie drängte, etwas Gutes von de la Tour zu sagen. Sie sprach es schlicht und still, ohne den Baron anzusehen.

Paul überlegte, ob sie mit Berechnung eine Schmeichelei sage, oder ob wirkliche Schätzung aus ihr rede. Ihr Wesen war ihm merkwürdig, und es lockte ihn etwas, es zu ergründen. Vielleicht entsprang es einem Ärger über das Lob, das sie ausgesprochen, vielleicht aber auch nur einem plötzlichen boshaften Einfall, daß er die Frage in das Gespräch warf, was die Schulmeisterstochter mache, die sonst für de la Tour so eifrig Sträuße gebunden?

Blanches Blut stieg. Sie empfand einen heftigen Schmerz, der ebensosehr der Tatsache entsprang, daß der Sohn es an Ehrerbietung gegen den Vater fehlen ließ, wie der Erinnerung an Dinge, die man ihr erzählt hatte und an die sie jetzt nicht mehr glauben wollte.

De la Tour preßte kaum merklich die Lippen zusammen. Er blieb vollständig Herr seiner selbst. „Ich habe lange nicht mehr das Vergnügen gehabt," antwortete er in einem leicht spöttischen Tone. „Seit meiner Krankheit nicht mehr," fügte er hinzu. Er blickte Blanche frei an. Wenn beim Nennen von Georgettes Namen in seinem Innern etwas wie Freude musiziert hatte, so war das im verborgensten und ihm selbst kaum bewußt gewesen.

Paul verfolgte die Angelegenheit nicht weiter. Als habe er erreicht, was er gewollt, sprach er davon, daß er müde sei und nach seinen Zimmern sehen wolle. Bald erhob er sich.

Blanche war wieder ruhig geworden. Das Benehmen de la Tours war tadellos gewesen. Sein Blick hatte ihr gleichsam gesagt, sie möge sich daran erinnern, daß er vor ihr keine Geheimnisse gehabt, daß aber mit ihr ihm die hohe Zeit gekommen. — Als die Männer aufstanden, erhob auch sie sich.

De la Tour forderte den Sohn auf, am nächsten Tage mit aufs Feld zu reiten.

Paul sagte zu. Dann wendete er sich mit der Frage an Blanche: „Sie reiten also auch?"

„Ihr Vater hat es mich gelehrt," antwortete sie. Sie lehnte sich an die hohe Gestalt de la Tours und dieser legte unwillkürlich den Arm um sie. Da sah sie dankbar zu ihm auf und fügte hinzu: „Er hat mich schon viel gelehrt."

Selbst Paul konnte nichts an dem Bilde aussetzen, das die beiden boten. Es war Würde an ihnen. Mit merkwürdig widerstreitenden Gefühlen verließ er das Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Paul de la Tour fragte sich am Morgen nach seiner Ankunft zum zweiten Male, ob er nicht ohne Abschied wieder abreisen solle, um dem Vater sein Mißfallen deutlich kund zu tun. Mit diesem Mißfallen war er erwacht.

Aber je mehr er sich ermunterte, um so klarer wurde ihm das Außergewöhnliche des Erlebnisses, das am gestrigen Abend seinen Anfang genommen. Er mußte zugeben, daß des Vaters Wahl diesmal begreiflich war. Er empfand Neugier, fast Ungeduld, das Mädchen wieder zu sehen, aus dem er nicht klug werden konnte und das ihn mit seiner elfenhaften Erscheinung ebenso wie durch seinen hingebungsvollen Ernst in Staunen gesetzt hatte.

Er reiste nicht ab.

Als er auf seinem Zimmer gefrühstückt hatte, meldete ihm der Diener, daß der Baron ihn zum Ausritt erwarte.

De la Tour und Blanche standen schon im Hofe bei den Pferden, als er herunter kam. Er hatte den Vater nie so jung gesehen. Seine Wangen waren vielleicht vom Morgenwind, vielleicht von einer freien Heiterkeit, die ihn erfüllte, gerötet.

De la Tour und Blanche hatten gestern wenig mehr von dem neuen Ankömmling gesprochen. Sie hatten sich nach ihren Zimmern begeben, beide zufrieden, in Befürchtungen beruhigt und vom Empfinden beseelt, als seien sie einander noch näher als sonst. Den Namen der Meunier erwähnten sie nicht mehr, aber de la Tour hatte das Bedürfnis, gegen Blanche noch aufmerksamer als sonst zu sein, als habe er ihr etwas abzubitten.

Blanche ihrerseits schmiegte sich in der Überzeugung seines Zuihrgehörens zärtlicher an ihn an.

Ihre Liebe flammte auf, und die Nacht ließ sie vergessen, daß ein Zeuge ihrer Tage ins Haus gekommen war.

Das Gefühl ihres Glücks war noch voll und ungetrübt in ihnen, als sie sich in den Hof begaben, und sein Widerschein lag so deutlich auf ihren Gesichtern, daß es Paul auffiel. Er ärgerte sich, ohne zu wissen, weshalb. Als er dem Vater die Hand gab, geschah es mit einer flüchtigen Raschheit; aber während er vor Blanche stand, preßte ihm etwas Unerklärliches das Herz zusammen.

Blanche trug ein schwarzes, langes, enganliegendes Reitkleid. Ein kleiner Hut mit weißem Schleier saß auf ihrem dunkeln Haar. Als sie mit Hilfe des Reitknechts in den Sattel stieg, war es, als hebe dieser mit spielender Leichtigkeit ein Kind von der Erde.

Paul brachte seine Augen nicht ab von ihr. Eine seltsame Verwirrung ergriff ihn. Er hörte weder, was der Vater sprach, noch konnte er selbst ein Wort finden. Er schwang sich auf sein eigenes Tier.

Sie ritten aus dem Hof.

Ein rascher Wind wehte ihnen entgegen.

„Ein köstlicher Morgen!" rühmte de la Tour. Er zeigte Blanche das Wachsen der Felder, hieß sie auf das üppige Sprossen des Waldes, die Wasserfälle der Bäche achten und sagte: „Das ist Jugend, Kinder, Jugend. Durch alle Adern schießt es in heißer, neuer Kraft."

Dabei stemmte er sich selbst im Bügel auf, und jede Sehne seines Körpers war von neuem Lebenswillen gestrafft.

Pauls Pferd, von ihm kaum geführt, blieb einen Schritt zurück. Es war ihm, als gehöre er nicht zu den zweien vor ihm. Er hatte gute Lust, das Pferd zu wenden und zurückzureiten. Es verdroß ihn, daß Blanches Schimmel so nahe dem Braunen des Barons ging und daß ihre Gestalt im unwillkürlichen Gefühl der Zusammengehörigkeit sich immer wieder ihm entgegen neigte. Er sah, daß sie seiner vergaßen. Aber er grollte nur dem Vater deshalb. Eine maßlose Eifersucht begann ihn zu quälen, als hätte dieser ihm etwas weggenommen. Dann kehrte ihm die Lust zurück, den Vater seinen Verdruß fühlen zu lassen. Er spornte plötzlich sein Pferd, daß es mit dem Blanches aufschloß.

Die Raschheit, mit welcher der Sohn herankam, machte de la Tour erst darauf aufmerksam, daß jener allein gewesen war. Er witterte etwas wie Feindseligkeit. Da tauchte ihm die leise Verstimmung wieder auf, mit der er die Anzeige von Pauls Ankunft empfangen.

„Wie lange mag es sein, daß Sie reiten?" begann Paul ein Gespräch, willens zu spotten.

„Einige Wochen," antwortete sie einfach.

„Doch kann sie es besser, als mancher nach Jahren," sagte der Baron.

„Dann dürfte man wohl einen Galopp von der Straße ab wagen," fuhr Paul herausfordernd weiter.

„Wenn du ein Bedürfnis hast, deine eigene Kunst zu zeigen," entgegnete de la Tour gereizt.

Aber schon hatte Paul mit einem kurzen, scharfen Zucken der Reitpeitsche Blanches Pferd in der Weiche berührt und das seine gespornt. Die Tiere brachen in eine Waldwiese ein. De la Tour setzte ihnen nach. Sie sausten eine Holzerstraße entlang, durchquerten eine Lichtung, übersprangen gefällte Stämme, die ihre Bahn hemmten, und verminderten die Schnelligkeit der Pferde erst, als bebaute Felder sie zwangen, in einen schmalen Weg einzulenken

Paul machte Miene, auch hier durchzubrechen, allein ein kurzer, lauter Anruf des Barons hielt Blanche zurück, und als jener sah, daß die andern ihm nicht folgten, bequemte auch er sich zum Schritt.

Sie erreichten die Straße, die nach ihrem Ziele, den Getreidefeldern führte.

„Das war zu viel für dich," sagte de la Tour zu Blanche.

Sie lächelte. „Ich hatte Mühe, Bella in der Gewalt zu behalten," sagte sie.

„Ich liebe dergleichen Torheiten nicht," stieß der Baron mit Heftigkeit hervor. Er war bleich und atmete rasch.

Paul dachte, daß es der Anstrengung zu viel für ihn gewesen sei, und kämpfte mit sich selbst, weil er sich der Unkindlichkeit zieh, des Zorns aber immer noch nicht Herr wurde, der ihn angetrieben hatte.

De la Tour, nicht ermüdet, aber entrüstet, wandte sich an ihn: „Du glaubtest wohl, Reitrekruten bei dir zu haben und nicht eine Dame. Vergeßlichkeit oder Unhöflichkeit! Beides gleich tadelnswert!"

„Ach," entgegnete spitz der jüngere, „ich übersah wohl vor allem, was ich deinen Jahren schuldig war."

Ihre Blicke kreuzten sich. Eine plötzliche Feindseligkeit lag in ihnen. Ihre gegenseitige Liebe schien erstorben.

De la Tour antwortete nicht mehr. Blanche sah nur an der Art, wie er die Zähne in die Unterlippe grub, daß er sich mühsam bezwang. Sie war erstaunt und betreten und empfand einen leisen Groll gegen Paul, der ihr der allein Schuldige schien. Sie legte auch unwillkürlich die Hand auf die des Barons. Sie fühlte sich ganz zu ihm gehörig, konnte es nicht ertragen, daß irgend jemand ihn verletzte, und wehrte sich unbewußt für ihn, ohne daran zu denken, daß sie ihm dadurch wohlgefiel.

Ihre Gebärde besänftigte de la Tour. Er vergab Paul seinen Angriff nicht, aber im dankbaren Gefühl, daß sie zu ihm gehalten, ließ er sein Pferd gehen und grübelte im Augenblick nicht weiter über die eigentliche Ursache von Pauls Benehmen nach. Er pflog indessen, den Sohn übersehend, während sie im Schritt fürbaß ritten, mit Blanche eine angeregte Unterhaltung. Als Nachwirkung ihrer Parteinahme zeigte sich eine wachsende Besserung seiner Laune. Er fing an, seiner Begleiterin Anekdoten zu erzählen und ihr eine Heiterkeit zu zeigen, wie sie sie nie an ihm gesehen.

Die Sonne kam und übergoß Weg und Reiter mit Wärme.

Paul ritt wie ein Reitknecht ein Stück hinter den beiden andern. Blanche hätte ihm gern ein beide versöhnendes Wort gesagt, fand aber kein solches. Er war unzufrieden mit sich selbst, aber nur, weil er fühlte, daß er vor Blanche den kürzern gezogen.

Jeder Blick auf die Reiterin vor ihm entzündete aber auch seinen Groll gegen den Vater heißer.

Zwischen zwei Feldern trafen sie auf Arbeiter, die einen Kanal auswarfen. Pierre Tissot stand bei ihnen.

Der Baron stieg vom Pferd.

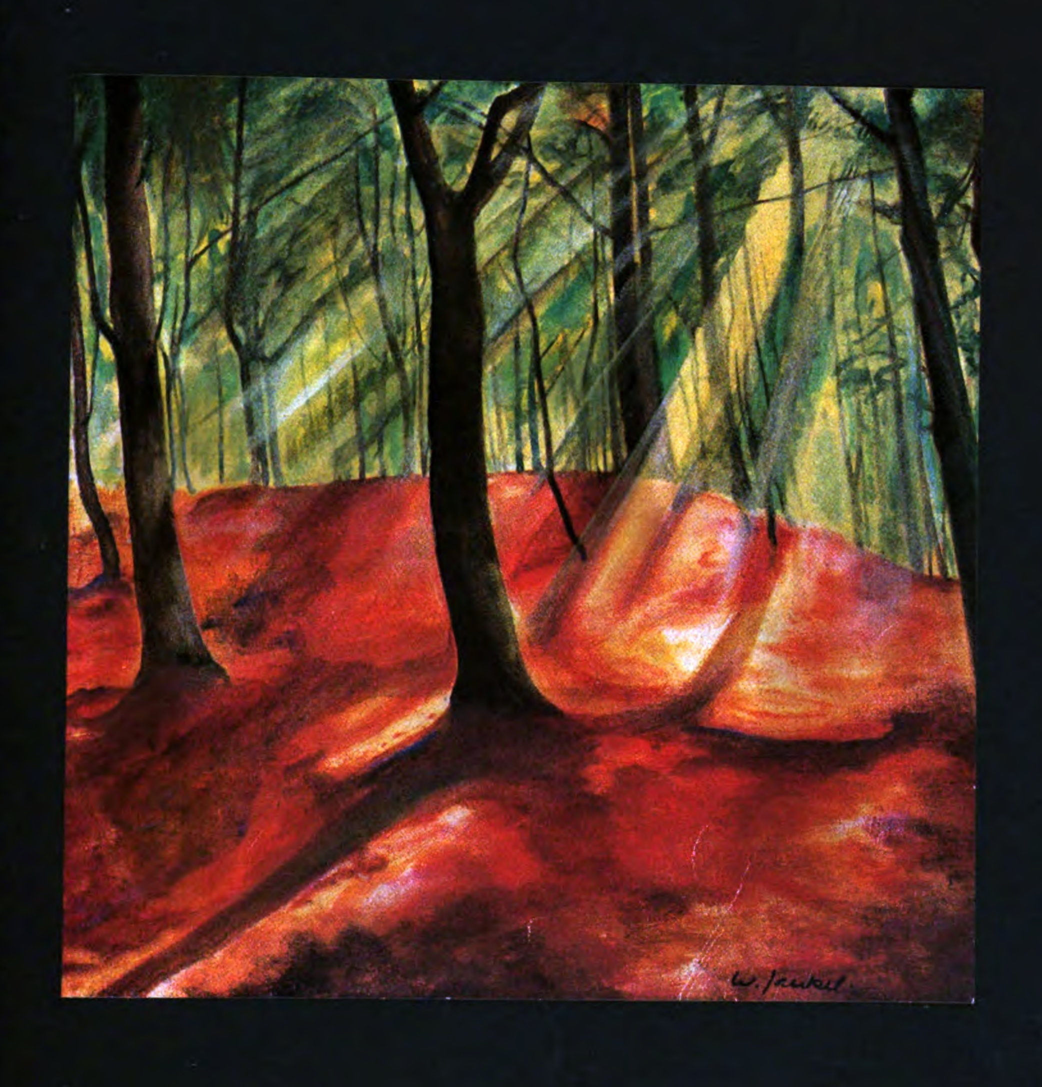
Der Verwalter zog den Hut mit der Gebärde eines Mannes, der sich zur Höflichkeit zwingen muß. Er übersah Blanches Lächeln und nickte nur kurz, als sie ihn grüßte, obgleich ihm im Herzen die alte Liebe zu ihr saß und dieses ihm in Trauer um sie brannte. Paul, der ihm vom Pferde herab die Hand reichte, begrüßte er, da er ihn lange nicht gesehen, herzlich, aber das Blut stieg ihm ins Gesicht, und er schämte sich vor dem jungen de la Tour um Blanches willen.

Der Baron sagte aufgeräumt: „Es ist eine Freude zu sehen, Tissot, wie du deines Amtes waltest."

„Nein, nein," unterbrach er diesen, als er abwehren wollte, mit Überzeugung, „ich kenne deine Unermüdlichkeit. Es ist etwas Großes um Treue und Arbeitswillen in dieser Zeit."

In Tissot regte sich der Untergebene, der stolz ist, wenn der Meister rühmt. Er konnte nicht wider sich selbst. Etwas von seiner früheren Anhänglichkeit war in ihm, als er erwiderte: „Die Hände machen es nicht, sondern der Kopf." Er meinte, was er sagte; denn die Kanalanlage, die er beaufsichtigte, war in jeder Einzelheit die Arbeit de la Tours.

Dieser zog einen Plan aus der Tasche und faltete ihn auseinander. An Hand desselben verfolgte er, die Zügel seines Pferdes einem Arbeiter übergebend, den Stand der bisher geleisteten Arbeiten. Von Tissot begleitet, schritt er den aufgeworfenen Graben entlang. Zuweilen hielt er an und machte seine Aussetzungen. Auch mit einzelnen Arbeitern unterhielt er sich, erkundigte sich über die Art des Bodens, in dem sie gruben, besah eine Stelle, wo Kies gefördert und gesiebt wurde, und gab seine Absicht kund, eine große Grube zu öffnen, die im Walde lag und vorzügliches Material lieferte. Die Leute hörten ihn nicht an, wie sie Laien zu hören pflegten, mehr oder weniger heimlich über ihre Unkenntnis sich erlustigend, sondern sie sahen mit einer fast furchtsamen Achtung zu ihm auf. Sie erkannten seine Überlegenheit.



Frühsonne im Walde. Gemälde von Willi Jaeckel

(Kunstausstellung Fritz Gurlitt, Berlin)



Blanche und Paul waren dem Baron gefolgt. Jedes von ihnen hatte seine eigenen Gedanken und pflegte ihrer schweigsam und im stillen. Blanche sah mit Stolz, wie de la Tour sich betätigte und wie stark sein Ansehen war. Ihre Augen leuchteten. Paul konnte sich der Erkenntnis, daß der Vater seinen Mann noch immer stellte, ebenfalls nicht verschließen. Aber es half ihm nicht aus dem Verdruß, und dieser verschärfte sich noch über der Tatsache, daß das junge Mädchen nur Auge und Ohr für den Baron zu haben schien.

Nach einer Weile setzten sie ihren Weg fort.

De la Tour sandte auch jetzt noch den Blick scharf nach allen Seiten, vertieft in das, was da wuchs und werden wollte, die Möglichkeiten, es zu fördern, erwägend und jeden Nachteil gewahrend, den es etwa da oder dort zu heben galt. Erst auf dem Rückwege erwachte er aus seinem Pflichternste. Sein Inneres hatte sich noch mehr beruhigt. Sein Wille zum Frieden war zurückgekehrt. Er blickte sich nach seinen Begleitern um und sagte zu Paul: „Hier trägt Arbeit Frucht. Wundere dich nicht, wenn ich eines Tages der Hauptstadt ganz Valet sage. Die Natur ist dankbarer als der Mensch. Dieser vergißt jede Wohltat. Der Erdboden aber zahlt heim ohne Falsch, oft zehnfach vergeltend, was man ihm vertraut oder worum man sich gemüht hat."

„Ich zweifle an der Dauer deiner Landwirtspassion," entgegnete Paul, immer noch kriegerisch gestimmt. Er übersah dabei nicht, daß im Grunde es nicht die Felder, nicht der Gutsbau, sondern Blanche gewesen, die den Vater festgehalten.

De la Tour zuckte die Achseln. Dann wendete er sich ganz zu Blanche, als habe er sie allzulange entbehrt. Zärtlich bog er sich zu ihr hinüber und küßte sie auf die Stirn. „Es liegt ein Segen auf dem Gute dieses Jahr," sagte er mit Bedeutung.

Sie ließen Paul abermals hinter sich und fanden die Brücken zu einem Gespräche mit ihm nicht mehr, so leid es Blanche tat und so sehr sie sich besann, wie sie beiden Männern helfen könnte —

Dem Ritte folgten leise beschattete Tage. Vater und Sohn stritten sich nicht, aber Pauls Anwesenheit bereitete weder ihm selbst noch dem Baron Vergnügen. Es lag etwas zwischen ihnen, bei dem Vater nur die Erinnerung an Pauls seltsames Benehmen; bei diesem der aus vielen Quellen genährte und noch immer wachsende Groll.

Paul fing an, dem Vater aus dem Wege zu gehen. Er vermied es auch, wo es anging, der Dritte zu sein, wenn jener und Blanche beisammen waren, und begann sogar die gemeinsamen Mahlzeiten zu versäumen.

Aber er suchte Blanche, wenn sie allein war. Seine Augen hatten den ersten Teil daran. Sie tranken das tiefe Ergötzen in sich hinein, das Blanches anmutvolle Zierlichkeit ihnen gewährte. Sie kehrten auch immer wieder zu der alternden Erscheinung des Vaters zurück, entdeckten mit der Scharfsichtigkeit der Eifersucht und der Mißgunst die weißen Stellen an seinen Schläfen, die Falten an Stirn und Mund und gaben dem Verstande recht, der diesem, dem Greisenalter nahen Mann das Recht auf Jugend absprach. Mit der vollen Überzeugung von seiner eigenen Befugnis begann Paul sich zwischen de la Tour und Blanche zu drängen; aber seine eigenen Wünsche hatten ein starkes Wort dabei. Jeder Tag vermehrte ihre Glut. Er folgte Blanche in den Garten oder auf einsame Spazierwege, wenn er glaubte, daß der Vater sie nicht stören werde; und während er in dessen Beisein gegen das Mädchen sich eines kühlen, fast verdrossenen Tons befliß, verwandelte sich seine Art, wenn er sie allein traf, und da wurde er zu dem liebenswürdigen und siegesgewohnten Hofmacher, als den ihn die Frauen der Stadt kannten.

Blanche war anfänglich arglos. Dann stutzte sie und begann ihm auszuweichen. — Da überraschte er sie eines Tages in einer Gartenlaube, wo sie mit einer Stickerei saß.

Die Laube stand an der Schloßmauer und war gegen die freie Weite hin geöffnet, während nur ein schmaler Einschnitt in der dichten Buchshecke, die sie bildete, Einlaß gewährte. In der Tiefe lag das Dorf. Die grüne Ebene breitete sich hin, von Wolken überzogen, deren Schatten über die weiten Wiesen glitten. Der Wind trug von irgendeiner Mauer herüber den Duft von Flieder.

Blanche trug ein weißes Kleid. Ihre schlanken Arme waren bloß. Ihr Gesicht schien zart und schmal.

Paul stand plötzlich im Eingang. Sie konnte nicht entfliehen.

Er war dunkel gekleidet. Er liebte die hellen Farben nicht, seit eine schöne Frau ihm gesagt, daß zu seinen schwermütigen Augen dunkle besser paßten, und da er, wie betroffen über ihren Anblick, stehen blieb, fiel das Licht voll auf seine biegsame Gestalt und das scharfgeschnittene, bleiche Gesicht. Sein Blick war unruhig.

„Sie haben sich einen schönen Platz ausgesucht, Blancheflur," begann er in durch innere Bewegung gedämpftem Ton das Gespräch.

Sie sah ihn freundlich an. Sie hatte immer noch den Wunsch, sich gut mit ihm zu stellen, und am Grunde dieses Wunsches lag, ihr unbewußt, die Hoffnung, daß er sich als ein Freund oder Bruder in den Frieden fügen möge, den de la Tours Liebe ihr gegeben. Freilich bangte sie auch ein wenig. Er war so merkwürdig gegen sie, oft schroff und hochmütig, oft wieder beflissen, fast fordernd. Auch liebte sie es nicht, daß er sie Blancheflur nannte. Niemand, so meinte sie, hatte ein Recht zu diesem Namen, als der, von dem sie ihn zum erstenmal gehört und dem sich ihre Seele zugewendet hatte. Sie antwortete aber lächelnd: „Wo wäre es hier nicht schön? Ich habe das Land immer geliebt. Aber, seit ich hier oben wohne, sehe ich erst alle seine Wunder."

Er glitt ins Innere der Laube.

Blätter fächelten, die Sonne warf Gold auf Tisch und Bank. Lichtfunken umtanzten Blanches Gestalt. Der Wind wehte kühl genug, um auf ihre Gesichter eine sanfte Frische zu legen.

Paul setzte sich. Er verlor sich in Blanches Anblick und war vom Gefühl des Mitihralleinseins so beglückt, daß ihm war, sie selbst und nicht der Zufall habe ihm die Gunst verschafft.

Einen Augenblick blieb alles still. Blanches Herz klopfte.

Paul sah auf ihre Hände, die die Nadel führten. „Wie jung Sie sind," sagte er.

Sie spürte die Beengtheit seines Atems. Sie fühlte etwas von dem, was in ihm vorging, und sie errötete bei seinen Worten.

„Sie waren noch ein Kind, als —" Er stockte.

Sie hielt den Kopf gesenkt und antwortete ihm nicht. Sie wußte, was er hatte sagen wollen und daß es aus etwas wie Gegnerschaft gegen den Vater entsprang. Wieder meinte sie, fliehen zu müssen. Aber, unfreiwillig gefangen, fuhr sie in ihrer Arbeit fort.

Plötzlich berührte er ihre Hand mit der seinen.

Sie rückte zur Seite. Durch ihren Körper ging ein leises Frieren.

Vielleicht hatte ihn sein Glück bei den Frauen zu siegesgewiß gemacht. Vielleicht dachte er kleiner von ihr, als sie verdiente. „Blancheflur," bat er. „Lassen Sie mich nicht so beiseite stehen."

Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Sie hätte ihm sagen mögen: ‚Verstehe uns recht, deinen Vater und mich, dann wirst du nicht allein sein,' aber sie fand das rechte Wort nicht. Und plötzlich erschrak sie ins Innerste. Wenn er glaubte, Gunst von ihr heischen zu dürfen, weil sie solche einem andern zugewendet! Verwirrt und hilflos saß sie da.

Er fuhr fort: „Warum bin ich Ihnen nicht früher begegnet, viel früher! Es würde vieles anders geworden sein."

„Glauben Sie?" fragte Blanche. Ihr Blick gab ihm die ruhige, klare Antwort, daß nichts so sei, wie er es sich dachte.

Aber er entzündete sich immer mehr an ihr. — „Sie sind anders als alle andern," sprach er weiter. Seine ganze Entrüstung gegen de la Tour vermischte sich mit seinem eigenen brennenden Verlangen. „Und, was jetzt ist, kann nicht dauern," fuhr er weiter.

In diesem Augenblick tauchte mit derselben Plötzlichkeit wie vorher er selbst, der Baron in der Laubentür auf, schlank, dunkel, nur höher gewachsen als der Sohn und steifer, aufrechter, hagerer. Er hatte Blanche gesucht. Er hütete sie seit ein paar Tagen schon. Kleine Zeichen, Blicke nur, Nichtigkeiten hatten seinen Argwohn geweckt. Nun übersah er mit einem Blick die Geschehnisse.

Paul saß Blanche zugeneigt. In seiner Haltung lag die Macht seiner Empfindungen, während des Mädchens Gesicht deutlich ihre Bestürzung und den Wunsch zur Abwehr widerspiegelte.

Zorn und Befriedigung, Freude und noch unbesiegte Zweifel stritten in de la Tour.

„Ich störe wohl?" sagte er, während ein zorniger Spott um seine Lippen zuckte.

Blanche erhob sich und streckte ihm die Hand entgegen. „Komm," sagte sie mit einem so deutlichen Ausdruck der Befreiung, daß es ihn mit Gewalt ihr entgegenzog. Er schlang den Arm um ihre Hüfte, und sie schmiegte sich an ihn. So standen sie eng beisammen.

Paul war bleich. Er nagte an der Unterlippe. Es war eine wilde Lust in ihm, laut aufzulachen und herauszuschreien, was es gegen dieses Paar zu sagen gab. Allein irgendeine Ahnung, daß er den kürzern ziehen müßte, hielt ihn noch zurück.

De la Tour sah ihn scharf an: „Meine Gesellschaft gilt dir seit einiger Zeit nicht viel," sagte er zornig. Er wußte seit einigen Tagen, daß es einen Kampf mit dem Sohn galt, und war in voller Bereitschaft.

Paul zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Lege das aus, wie du willst.

Blanche, vom Wunsch getrieben, eine harmlosere Unterhaltung anzubahnen, sagte: „Ich sitze schon über eine Stunde hier. Der Blick ins Tal ist wunderbar."

Da fügte Paul an: „Und ich bin erst vor ganz kurzem hinzugekommen, so daß kein Grund zur Aufregung ist." Er sagte das mit so offensichtlicher Spitze gegen den Vater,

daß Blanches Ausgleichungsversuch kläglich scheiterte.

„Bei uns war es entschieden behaglicher, ehe du kamst," entgegnete der Baron mit kalter Schärfe.

„Dem kann abgeholfen werden," gab Paul knapp zurück. Er erhob sich und verließ die Laube.

Blanche hatte die Arbeit auf den Tisch gelegt. Tränen standen in ihren Augen. Sie schlang die auf dem Tisch liegenden Hände ineinander. Die Zukunft schien ihr verdüstert.

De la Tour sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin. Aber der Zorn ging ihm nicht sehr tief; hinter ihm lagen Dinge, die sich noch nicht geklärt hatten. Er grübelte über der eigentlichen Ursache von Pauls Betragen nach. Er reimte zusammen, was auf jenem Ausritt geschehen, was seither seinen Argwohn geweckt, und was jetzt eben geschehen war. Er fühlte des Sohnes Mißbilligung seines eigenen Tuns, empfand aber auch sehr wohl, daß jener sich klar war, wie seine Einmischung ihn, den Vater, aufstacheln mußte. — Wie aber dachte Blanche? Quälte sie sich? Sie liebte den Frieden. Sie meinte es mit allen Menschen gut. Aber — es konnte sie nicht gleichgültig lassen, daß ein Mann wie Paul ihr auf den ersten Blick verfiel. — Ob es nicht Jugend zu Jugend zöge? Er biß die Zähne zusammen. Der Gedanke kam ihn hart an. Dann bedachte er weiter: ‚Blanche hatte sich vorhin mit einer Gebärde, die nicht zu verkennen war, fast haftig in seinen Schutz begeben. War das ein Zeichen ihrer Treue?'

So arbeitete es hinter de la Tours Stirne, während die Tränen Blanches ihren Wimpern langsam zu schwer wurden und in zwei großen Tropfen auf den Tisch niederfielen.

Der Baron sah das. Er wandte sich sogleich ihr zu. „Du sollst nicht traurig sein," sagte er, wie immer sogleich selber leidend, weil er sie leiden sah.

„Euer Zerwürfnis ist meine Schuld," klagte sie leise.

„Er soll aber wissen, daß es jemanden gibt, der meinem Herzen näher ist als er," sagte de la Tour.

Blanche griff nach seiner Hand. „Ich werde dafür in der Welt nichts kennen, als dich," sagte sie mit einem inbrünstigen Drang zur Wahrheit.

Es faßte ihn seltsam an. Ihr Liebreiz, ihre Jugend, die von Menschentum abliegende Zartheit, die fast mehr in ihren Empfindungen, als in ihrem Äußern sich aussprach, die Gewalt einer ihm nie begegneten Anhänglichkeit, die weniger bewiesen, als im Ausdruck ihres Blickes verheißen war, erschütterten ihn wieder. Er streichelte ihr Haar. „Wer so gut wäre wie du!" sagte er.

Und Blanche ließ sich trösten. ‚Es war doch alles gut,' dachte sie. Und der andere — Paul mußte das einsehen und sich zurückfinden zu ihnen.

Auch de la Tours Gedanken kehrten zu diesem andern zurück. Sie quälten ihn, während er mit Blanche die Laube verließ. ‚Paul war jung und begehrenswert,' dachte er wieder. Und er mißtraute sich selbst. Warum ergriff ihn Blanches Wesen so? Machte es ihn blind?

Der Baron Robert de la Tour war selbst in seinem Leben zu wenig beständig gewesen und vielleicht seiner selbst auch jetzt noch zu wenig sicher, als daß er an die Beständigkeit eines andern Menschen ohne weiteres geglaubt hätte.

⁂

Der Kampf ging weiter und nahm zu an Erbitterung.

Paul de la Tour war nicht abgereist, wie es nach seinem Weggang aus der Laube den Anschein gehabt. Er hatte wohl wieder mit dem Gedanken gespielt. Aber etwas Mächtigeres hatte ihn festgehalten. Er konnte nicht von Blanche fort. Er glaubte auch noch nicht, daß der Weg zu ihr ihm versperrt sei. Er kümmerte sich nicht um den Vater. Wie ein Blinder hartnäckig einen Weg tappt, so begann er jetzt Blanche mit Aufmerksamkeiten zu verfolgen. Mit Blumen, die er sich vom Gärtner aus den Treibhäusern schneiden ließ, mit kleinen Geschenken, die er sich aus der nächsten Kleinstadt holte, warb er um sie, genau wie es sein Vater vordem getan, aber er ließ ihr auch Juwelen aus der Hauptstadt kommen.

Das schuf neue Verlegenheiten.

Blanche fühlte sich bedrängt, verwirrt. Sie wollte Paul erklären, daß sie ihre Liebe nicht ein zweites Mal verschenken konnte, aber sie hatte eine tiefe Scheu davor, ihr Innerstes aufzudecken. Sie nahm Pauls Freundlichkeiten anfänglich mit der raschen Freude entgegen, die ein Zeichen ihrer Jugend war, aber auch der Hoffnung entsprang, aus seiner werbenden Güte den Nutzen einer Versöhnung mit dem Vater zu ziehen. Als jedoch seine Gaben kostbarer wurden, als sie mehr bedeuteten als kleine Huldigungen, erschrak sie aufs tiefste, wagte aber noch nicht, Paul durch Zurückweisung zu verletzen. Sie hatte indessen dem Baron gegenüber nie ein Hehl daraus gemacht, daß Blumen oder Süßigkeiten, die er auf ihrem Tische fand, von Paul kamen. Auch das Armband, das

dieser ihr eines Tages verehrte, trug sie zu de la Tour und befragte ihn, wie er über die Möglichkeit der Annahme denke, ihm darlegend, daß Ablehnung den Geber wohl verletzen müßte.

Des Barons Züge waren schwer zu enträtseln, während er sie anhörte. Er wohnte der wachsenden Leidenschaft des Sohnes längst als scharfäugiger Zuschauer bei, immer wieder den Wunsch in sich fühlend, den Eindringling zu entfernen, und doch vor dem endgültigen Bruch zurückschreckend, immer aber auch noch seltsam gespannt, wie Blanche sich verhalten werde. Es war, als ob tausend Ohren in ihm auf das lauschten, was sie sagen, tausend Augen eine jede ihrer Erregungen und Bewegungen verfolgen würden. Nie fand er einen Makel an ihr und spürte doch hinter ihrer lauteren Offenheit stets noch nach Heimlichkeiten. Er gewann es aber jetzt über sich, ihr lächelnd und gütig zu raten, das Schmuckstück zu behalten und zu tragen. Dem Geber gegenüber schwieg er noch, trug nur, wenn er mit ihm sprach, ein seltsames und wie mitleidiges Lächeln im Gesicht, das ihm der Sohn mit einem Zug zornvoller Geringschätzung, der ihm in den Mundwinkeln zuckte, vergalt.

Aber Paul ruhte nicht. Blanche fand auf ihrem Zimmer einen Ring, dessen kostbarer Rubin gleich einem Tropfen Taubenblut zwischen zwei Brillanten leuchtete. Wieder suchte sie bei de la Tour Rat.

Ihn faßte das Böse. Ging so unverdrossener Werbung nicht etwelche Ermunterung voraus? fragte er sich. Aber ein Blick in Blanches ernstes, unschuldsvolles Gesicht hemmte das verdrossene Wort, das ihm auf die Zunge kommen wollte. Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe und sagte: „Warum soll er dich nicht verwöhnen? Er zeigt mir nur, wie wohl ich gewählt habe." Und wieder einmal von der Erkenntnis seines eigenen Glückes erfaßt, nahm er sie an sich und küßte sie.

Blanche tat nach seinem Rate. Aber sie war nicht freien Herzens und schloß den Ring mit dem Entschluß in ihren Schmuckkasten, ihn nicht zu tragen.

De la Tour indessen konnte sich nicht enthalten, über der nächsten der gemeinsamen Mahlzeiten, die allen dreien längst zur Ungemütlichkeit geworden und bei denen sie sich schwere Mühe gaben, ein oberflächliches und harmloses Gespräch aufrechtzuerhalten, das Gesicht plötzlich dem Sohne zuzuwenden und zu sagen: „Du bist ja äußerst freigebig gegen Blanche. Ich danke dir, daß du sie so auszeichnest."

Pauls Gesicht bedeckte sich mit Blut. Das Wort der Erwiderung bot sich ihm nicht sogleich. So verneigte er sich nur stumm gegen den Vater. Aber der leise Spott in de la Tours Stimme stach ihn, und er erwog blitzähnlich, ob er die Tatsache, daß Blanche auch von seiner letzten Gabe dem Vater Mitteilung gemacht, nicht als endgültige Niederlage seiner eigenen Bemühungen betrachten sollte.

Blanche fühlte, wie hart ihn all das ankam. Sie empfand Mitleid. „Sie dürfen mich nicht so verwöhnen," sagte sie, indem sie sich an ihn wandte.

Er sah sie mit einem seltsamen Blick an. Der freundliche Ton ihrer Worte, die Erkenntnis, daß sie bestrebt war, ihm eine Verletzung zu ersparen, weckten neue Hoffnung in ihm.

Schon nach zwei Tagen, in einem Fieber der Empfindungen, das ihm jede Klarheit der Beurteilung nahm, ritt er in die nächste Kleinstadt, fand dort bei einem Trödler eine Vase von großem Wert, füllte sie mit den herrlichsten roten Rosen und sandte sie durch Dame Marthe an Blanche.

Dame Marthe war ein bekümmerter Bote. Sie hatte die Vorgänge längst bemerkt, die sich im Schlosse abspielten, und sie traute dem Ausgang nicht. Ihr schien der Kampf zwischen Vater und Sohn zu ungleich. ‚Wie konnte,' so dachte sie, ‚ein Mädchen schwanken, das die Wahl zwischen dem Alternden und dem in der Blüte seiner Gaben und Jahre Stehenden hatte?' Sie wußte selbst nicht, wem sie den Sieg gönnen möchte. Sie liebte, seit ihr de la Tour gestorben war, das Geschlecht, nicht nur den einzelnen.

Blanche sah ihre Bedenklichkeit, als sie bei ihr eintrat. Ihr Gesicht sagte, daß diese Dinge nach ihrer Meinung kein gutes Ende nehmen könnten. Und Blanche zögerte. Die Bedrängnis, die ihr Inneres seit Tagen erfüllt hatte, war auf ihrem Höhepunkte. Sie fragte: „Für mich diese Rosen?" Sie wußte die Antwort.

„Von Herrn Paul," sagte still Dame Marthe.

„Setze die Vase im Turmzimmer auf den Tisch," befahl Blanche mit plötzlichem Entschluß. Sie wollte ein Ende machen. Sie sah nicht, wie schön die Rosen waren. Ihr Anblick bemühte sie. Warum bedrängte man sie so?

Dame Marthe war erstaunt. Sie wußte im Augenblick nicht, ob sie recht gehört hatte. Dann trug sie die Rosen wieder hinaus. Und sie sah Blanche noch vor sich, zart, blaß, mit merkwürdig bekümmerten und wissenden Augen.

Im Turmzimmer wurde wie immer der Tee genommen.

Blanche erwartete die Männer. Auf dem niederen runden Tisch standen die Rosen und glühten, während ein Sonnenstrahl durchs Fenster fiel und sie traf. Sie glühten, als brenne im Innern einer jeden ein Feuer und durchleuchte die Blätter. Auch eine goldene Dose, die auf dem Tische stand, wurde von dem Strahl getroffen. Sie gab ihn scharf und kalt zurück. Vielleicht schienen darum die Rosen so rot wie frisch ersprungenes Blut.

De la Tour und sein Sohn trafen im Korridor zusammen. Sie grüßten einander mit der kühlen Höflichkeit, die sie einander gegenüber beobachteten, weil Sitte und Erziehung sie von einem offenen Bruche noch abhielt. Der Vater kam vom Felde. Er war im knapp anliegenden Reitanzug, der die wohlerhaltene Gelenkigkeit seiner Gestalt besonders erkennbar machte.

„Du warst ausgeritten?“ fragte Paul beiläufig, während er dem Vater den Vortritt ließ.

„Wie jeden Tag um diese Zeit,“ gab der Baron leichthin zurück und trat über die Schwelle. Dann erblickte er die Vase mit den Rosen und gewahrte Blanche, die etwas blaß und mit ernstem Gesicht hinter dem Tisch stand. Er preßte die Lippen zusammen; er wußte, woher die Blumen kamen und wem sie galten. Und seine Geduld war zu Ende.

Aber auch Paul sah die Vase.

Gewitter lag in der Luft.

„Dekoration,“ sagte de la Tour, indem er sich zu Tische setzte. „Festdekoration,“ fügte er hinzu. Er hatte Blanche nicht begrüßt. Üble Laune ließ ihn kaum wissen, was er denken und tun sollte.

Paul begab sich an seinen Platz.

Blanche stand plötzlich neben de la Tour. Die Hand auf seine Schulter gelegt, sagte sie laut und fest: „Schon wieder ein Geschenk, Herr Paul! Es wird der Güte zu viel. Und — ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich möchte künftig alles, was mir bestimmt sein soll, nur aus der einen Hand empfangen, deren Wohltun ich mich anvertraut habe.“ Sie neigte sich ein wenig. Ihre Lippen lagen knapp aufeinander.

De la Tour war erstaunt, gepackt. Immer wieder legte sie für ihn Zeugnis ab! Er bog sich nieder und küßte ihre Hand.

Paul sah auf seine Tasse nieder. Er hatte die Empfindung, daß er Scherben sehe. Aber alles schien ihm so widersinnig, so fremd. Er konnte sich nicht finden und verlor einen Augenblick alle Haltung. Dann lachte er laut auf. „Märchen,“ sagte er. „Das Märchen von der schönen Abisag von Sunem, nur mit umgekehrter Lösung. Wenn — es die Lösung ist.“ Er stand auf. Er schob geräuschvoll den Stuhl zur Seite und ging hinaus.

Blanche stand mit gefalteten Händen da. Es war ihr weh. Aber sie sah de la Tour an. Bei ihm lag ihr alle Entscheidung.

Dieser fühlte wie nie zuvor, daß er in ihrer Schuld war. Er erschrak fast vor der Macht ihrer Treue und vor der Verpflichtung, die, wie er wohl empfand, sie ihm brachte. Aber er fühlte auch eine sonderbare Versöhnlichkeit gegen den Sohn, der ihm jetzt in gewissem Sinn ein Genosse seiner Empfindungen war. Er schüttelte leise den Kopf, als wollte er ihr bedeuten, daß sie Paul nicht zürnen solle. Dann sagte er: „Laß uns auf das alles nicht achten. Was tut es, wenn wir allein bleiben, wir zwei!“

Blanche füllte die Tassen. „Wünschest du nicht, daß ich dir nicht begegnet wäre?“ fragte sie.

Da stand alles in ihm auf, was sie geweckt hatte. Er sagte ihr leidenschaftliche Worte: Daß er noch niemand geliebt, wie sie. — Und wenn er es auch vordem andern gesagt, so glaubte er es doch jetzt. Und es war vielleicht wahrer denn je.

Sie überließen sich ihren Empfindungen.

Dann saßen sie lange beisammen und sprachen davon, wie alles gekommen und daß es nie sich ändern solle. Sie gingen denselben Abend Seite an Seite in das Land hinaus. De la Tour trug das Bewußtsein eines neuen Sieges in sich, und seine Augen ergötzten sich am Bilde Blanches, deren Anmut größer war denn je. Sie aber spürte, wie er in ihrem Bann war, und dachte nicht daran, daß sie in seinem Leben nur eine von vielen war.

Einmal sprachen sie von Paul. Der Baron sagte: „Er muß lernen, sich mit uns zu freuen.“

„Er muß an uns glauben lernen,“ sagte Blanche mit Bedeutung.

Sie verstummten wieder nach diesem Worte und gingen jedes nach seiner Weise in Gedanken den Wegen nach, die zu seiner Erwahrung führen konnten. De la Tour wußte keine Lösung. Aber Blanche, die den Willen zur Wahrheit hatte, sah in der Zukunft ein helles Licht.

Am Abendessen ließ Paul sich entschuldigen.

De la Tour gedachte mit ihm zu reden. Aber er verschob es. Er konnte sich von Blanche diesen Abend nicht losreißen.

Inzwischen ließ Paul seine Koffer packen. Er war aufs tiefste erregt. Er begriff Blanche Tissot nicht und sah doch aufs neue, daß er sie nicht mit einem Alltagsmaß

messen durfte. Sein Hohn verstummte. Er fragte sich, ob wirklich vor seinen Augen ein Außergewöhnliches sich vollziehe, ob Frühling und Herbst sich zu einem Bunde gefunden. Etwas wie Ehrfurcht rührte ihn manchmal an. Er sagte sich, daß er sich früher um die Lebensgewohnheiten des Vaters wenig Gedanken gemacht, daß er ihn als Mann von Welt wie sich selbst gesehen und daß erst in jüngster Zeit sich in ihm selbst etwas gegen ihn aufgelehnt hatte. Das freilich legte sich auch jetzt nicht, im Gegenteil, er grollte de la Tour mehr als je; aber er konnte an Blanche nur mit einer Art beklommener Achtung denken, und nun schien ihm gerade in ihrer Ungewöhnlichkeit etwas zu liegen, was den Vater entschuldigte. Ging nicht vielleicht von ihr eine Gewalt aus, die jenen zu einem völlig andern gewandelt hatte? Seine Erwägungen brachten ihm selbst indessen keine Ruhe. Es blieb ihm zuletzt nichts als eine bohrende Sehnsucht, eine tiefe Unbefriedigtheit und der Wunsch, den Ort zu verlassen, der für ihn ständige Qual bedeutete, wobei er mit Genugtuung empfand, daß seine plötzliche Abreise den beiden schmerzlich sein würde, denen er, wie er wohl wußte, nicht gleichgültig war. Er begann auch, sich an Menschen und Dinge in der Großstadt zu erinnern, die dazu angetan waren, ihm jetzt Trost zu sein und ihm über die Leere hinwegzuhelfen, die in ihm gähnte.

Nach einigen Stunden der Rastlosigkeit, die er bald in nervösem Auf- und Abgehen, bald, in einen Lehnstuhl geworfen, in ein Buch starrend ohne zu lesen verbrachte, entdeckte er in seinem Kursbuch einen Nachtzug, den er noch erreichen konnte. Er gab Befehl zum Anspannen und fuhr, als in des Barons Zimmer das Licht längst erloschen war, aus dem Schloßhof.

De la Tour vernahm das Rollen seines Wagens nicht. Nur Dame Marthe wußte um seine Abreise, und ihr war sein Fortgehen willkommen. Ihr schien, daß zwischen den Zweien, die zurückblieben, noch Dinge sich klären müßten, die ein Dritter nur stören konnte.

Sie war es, die de la Tour am Morgen meldete, daß der Sohn das Schloß verlassen habe, und ihm dessen Brief übergab, der die Worte enthielt: „Ich gehe. Ein Wiederkommen dürfte für alle Teile nicht wünschbar sein."

De la Tour zeigte Blanche diesen Brief nicht, um sie nicht neu in Betrübnis zu stürzen. Aber sie empfand solche schon, als sie von der Abreise erfuhr. Das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, an dem sie sich die Schuld beimaß, beschattete lange ihre Tage. Freilich vergaß sie ihres Kummers sehr oft über dem Glück, das sie erfüllte. De la Tour mied ja noch immer die große Welt, und ließ sich von keiner noch so dringenden Mahnung der Freunde in die Hauptstadt zurücknötigen. Er lebte seinen Gutsherrnpflichten, seiner Wissenschaft, und ihm genügte die ständige Gesellschaft des merkwürdigen Mädchens, dem er den Namen Blancheflur gab.

Daß sein Sohn nichts mehr von sich hören ließ, bemerkte de la Tour zwar, es schmerzte ihn auch in irgendeinem Seelenwinkel, aber es störte seinen Frieden nicht. Seine Arbeit war sein kurzer Werktag, sein langer Sonntag war Blancheflur. Sie war ihm ein nie sich erschöpfendes Wunder. Sie ging geräuschlos durch die Stuben des Schlosses. Ihre anmutvolle Lautlosigkeit und Anspruchslosigkeit tat ihm seltsam wohl. Zauber lag für ihn über ihr. Bald fesselte ihn der ernste, versonnene Blick ihrer großen Augen, bald das Spiel ihrer schmalen, kleinen, gütigen Hände. Jetzt entzückte ihn eine plötzliche Fröhlichkeit, die ihn selbst ansteckte, so daß sie sich einander im Fangspiel durch die Zimmer jagten oder über die törichtesten Dinge lachten wie die Kinder. Dann zeigte Blanche sich ihm in einem neuen Kleide, mit dem er sie beschenkt — und erschien ihm schöner als je. Und jetzt entzündete ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit sein Blut.

Aber es war nicht Rausch. Am Grunde alles dessen war eine tiefe Ruhe, eine fast feierliche Wunschlosigkeit.

Je mehr sein Staunen über Blanches Lauterkeit wuchs, um so mehr Vertrauen fühlte er und um so stärker das Bedürfnis, ihr dieses Vertrauen zu beweisen. Er gestand ihr, daß er sich über ihre Treue gewundert, daß er nicht begriffen habe, wie Pauls Vorzüge sie jenem nicht gewonnen.

Sie schaute erstaunt und nachdenklich zu ihm auf. „Das durftest du nicht," sagte sie ernst. „Wie sollte man sich zum zweiten Male verschenken können." Und sogleich empfindend, daß ihre Worte ihn als Vorwurf treffen mußten, legte sie ihre Hand auf die seine und fügte hinzu: „Ihr Männer seid wohl anders, als wir. Euere Liebe wogt und schwingt mit euerem Blut. Eine Frau aber — uns wird, was wir fühlen, Lebenssaft, der alle Adern füllt. Euere Liebe ist in den Augen, die unsere Schönheit trinken, solange sie euch neu scheint, im Gefühl, dem wir eine Weile süß sind, aber sie weckt selten das Tiefste in euch, das euch erkennen ließe, was an uns unvergänglich ist. Wir sehen in euch nicht Voll-

kommenheit, wir erkennen, wo ihr schwach seid, und wenn wir es nicht wissen, so ahnen wir, daß ihr uns enttäuschen werdet. Aber wir lieben euch doch. Und wenn wir aus unseres Herzens Einfalt einen von euch zu unserem Gott machen, so glauben wir an ihn, und der Glaube ist unser Leben."

De la Tour erhob sich. Er wußte im Augenblick nicht, was er aus ihr und ihrem Philosophieren machen sollte. Aber als er sie ansah, erkannte er, daß, was sie sagte, nicht aus Büchern gelernt war. „Wo hast du deine Erkenntnisse her?" fragte er.

„Ich habe viel nachgedacht," antwortete sie einfach und legte die Hände im Schoß zusammen.

Er wartete, daß sie fortfahre.

Und sie sprach weiter: „Ich schlafe manchmal nicht nachts und — als ich sah, daß zuerst meine Verwandten und dann dein Sohn mich nicht verstanden, habe ich versucht, mir Rechenschaft zu geben."

Des Barons Gewissen schlug. Er gestand sich, daß er die Verhältnisse nicht erwogen. Aber, während er bisher vielleicht solche Regungen mit dem Achselzucken und der Oberflächlichkeit des großen Herrn überwunden haben würde, regte sich jetzt in ihm der Wunsch, der Frau vor ihm an Wahrhaftigkeit nicht nachzustehen. Sie war kein gedankenlos leichtfertiges Wesen, das vielleicht in irgendeiner Laune sich ihm hingegeben, sie war ein in den Monaten des Zusammenseins mit ihm, in einsamen und vielleicht schweren Stunden reif gewordener Mensch. War sie ihm aber bisher halb ein Traum, halb ein Spielzeug gewesen, so fühlte er jetzt, daß er eine Ebenbürtige vor sich hatte, ihm nachstehend vielleicht an Standesvornehmheit, überlegen aber an Festigkeit des Willens und Reinheit des Herzens. Er küßte an diesem Abend die kleine Hand der Blancheflur Tissot nicht mit der Leidenschaft des Liebhabers, sondern mit der Ehrfurcht eines Schülers.

In diesen Tagen ließ de la Tour sich von seinem Rechtsvertreter in der Hauptstadt das Schriftstück kommen, in dem sein letzter Wille aufgezeichnet war. Allein in seinem Arbeitszimmer änderte er den wichtigen Akt um, und von da an stand der Name Tissot darin.

In diesen Tagen erwog der Baron auch zum erstenmal einen neuen Gedanken, über den er vor Monaten noch gelacht haben würde. Er saß weit in seinen Lederlehnstuhl zurückgebogen. Es war still im Hause. Vor den Fenstern lag klare, lautlose Nacht. Das einzig Lebendige war das große Perpendikel der schwarzen Ständeruhr, das gelassen hinter seiner Glasscheibe hin und her schwang, und einmal tat die Uhr elf Schläge, die einen schönen, tiefen, klingenden Wohllaut hatten. Standesvorurteile erhoben sich in de la Tour. Sie waren wie kleine, schwarze Teufel, die den Gedanken, der ihm vorhin gekommen war, packten und mit höhnischer Gehässigkeit hin und her zausten. Neue Erwägungen gesellten sich der ersten: Machte sich ein Mann in seinen Jahren nicht zum Gespött der Welt, wenn er solche Pläne hegte? Was würde sein Sohn sagen? Und würde er selbst es nicht bereuen, seine Freiheit, die er geschätzt und genossen, noch einmal aufgegeben zu haben?

Er dachte den seltsamen Einfall an diesem Abend, an vielen kommenden nicht zu Ende.

Aber eines Tages stand er auf der Schwelle, die zwischen seinem und Blanches Zimmer lag, und drehte das Licht auf. Die Geliebte erwachte nicht; denn sie schlief, wenn sie schlief, den tiefen, durch nichts zu störenden Schlaf des gesunden und schuldlosen Kindes. Ihr einer Arm ruhte unter dem kleinen Kopf, eine der langen, dunklen Flechten überrieselte jenen. Am schmalen Gesicht zuckten die Lider, als träume die Schlafende. De la Tour betrachtete sie. Seine Sinne erwachten nicht. Aber es war ihm, als hänge an diesem Kinde das Heil und der Friede seiner Tage. Nichts in seinem Leben war ihm so bedeutsam gewesen. Nichts von all dem, was er besaß, galt ihm was die, die dort schlief. Sollte er sich nicht zu ihr bekennen?

Er löschte das Licht. Er suchte sein eigenes Lager auf. Seit seiner Kinderzeit lag er zum ersten Male mit gefalteten Händen. Nicht um zu beten, aber es war etwas weit und still in ihm, und er empfand eine Art tiefer Erkenntlichkeit gegen irgendeine Schicksalsgewalt. —

Allmählich trat in das Verhältnis der beiden etwas Neues. De la Tour hatte bis dahin kaum an seine Dauer gedacht. Jetzt erkannte er, daß Blanche ihm unentbehrlich zu werden begann, daß er liebte, ihre Hände die Nadel führen, die Tasse ihm bieten zu sehen, ihrem Blick zu begegnen, zu wissen, daß sie in der Nähe und seinem ersten Rufe erreichbar sei. Sie sprach und tat nichts, was ihm mißfallen hätte, gar vieles aber, was ihn freute, verwunderte oder ergriff. Und er verhehlte sich nicht, wie er sie achtete. Wenn er sie vom Pferde hob, ihr, wie er es in der großen Welt gewohnt gewesen, den Arm reichte, um sie zu Tisch zu führen, wenn er sie am Morgen begrüßte oder an ihrer Seite sich ins Land hinaus begab, war er längst nicht mehr der Herr

und Eigner, sondern der Ritter, der sich sorglich um sie mühte.

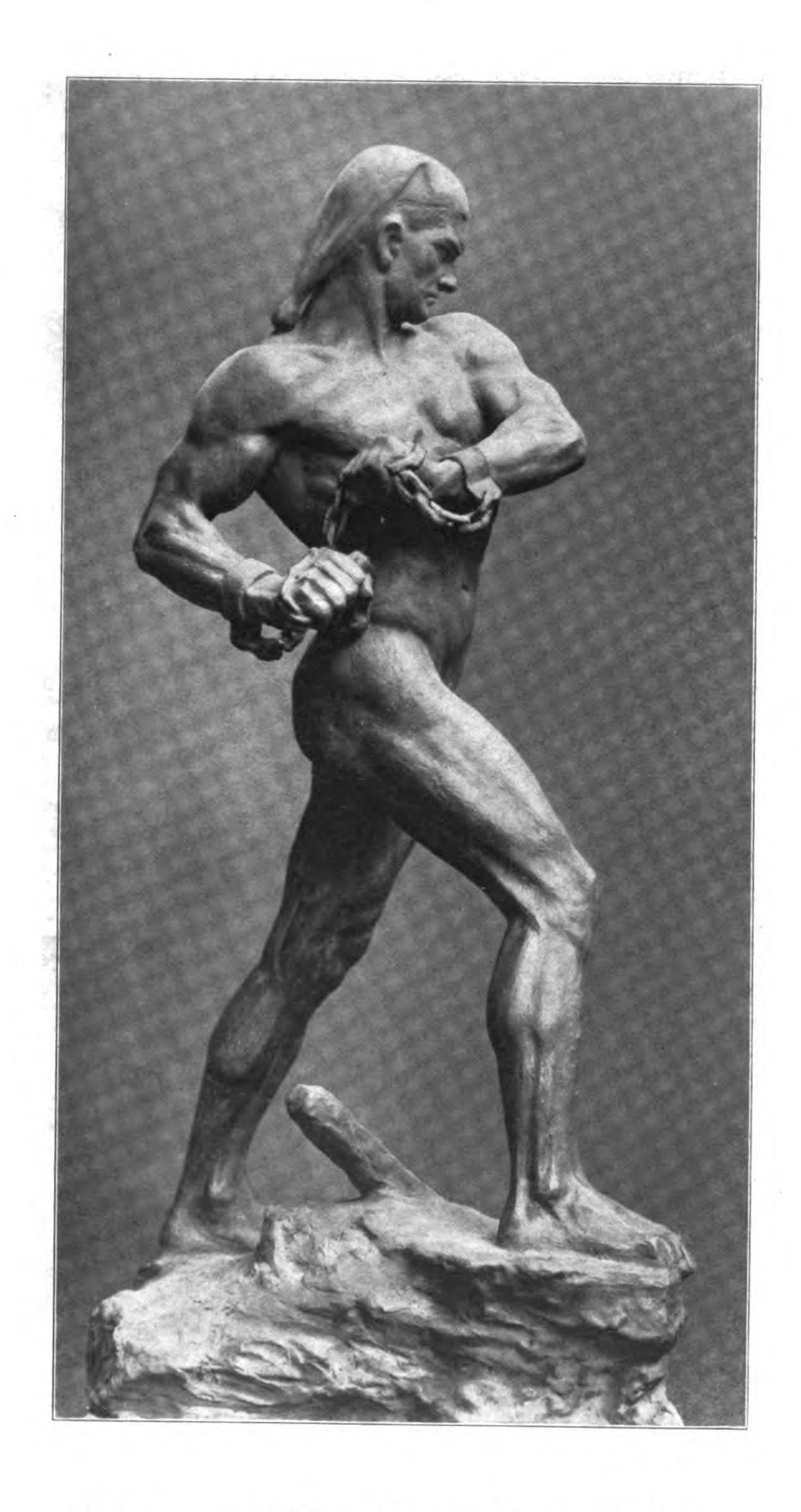
Es konnte nicht ausbleiben, daß die Vornehmheit, die im Verkehr der beiden lag, ihrer Umgebung auffiel. Dame Marthe war ihrer lange inne, und da sie Blanche schon längst in ihr Herz geschlossen und ihre Vorliebe für alles, was de la Tour hieß, nicht erst zu entdecken brauchte, so gab sie, die mit den Jahren selbst eine stille Abgeklärtheit gewonnen, sich wohlig dem Behagen hin, das das Schloß jetzt atmete. Sie bemühte sich auch mit verhehlter Rührung und mit aller Kraft ihrer Opferwilligkeit um die beiden und fügte sich so wohl in den schönen Rahmen ihres Lebens ein. Ihr zunächst war es außer dem Gesinde, das je nach Veranlagung mit Neugier, Befriedigung oder Neigung zur Kritik Zeuge der Vorgänge war, Doktor Abry, der mit wachsendem Erstaunen Blanche Tissot im Schlosse Boden gewinnen sah. Seine Lust zu anzüglichem Spott versiegte. Er vergaß darauf zu pochen, daß sein Rat den Baron so gründlich verjüngt hätte, während er selbst in Blanches Bann geriet. Er begann de la Tour zu beneiden. Um ein Wort mit Blanche Tissot vergaß er selbst das Kartenspiel. Und er trug Blanches Lob hinunter ins Dorf.

In St. Martin gingen allerlei Mären um. Man war nicht erstaunt, wie lange die Nichte des Verwalters im Schlosse blieb, man konnte auch nach und nach beobachten, wie der Schloßherr sie auszeichnete und wie sie in eine Stellung rückte, die derjenigen der einstigen Herrin sehr ähnlich war. Marie Brun, die Händlerin, die sich schon kaum mehr erinnern konnte, wann de la Tour zum letztenmal sie und ihren Laden mit seinem Besuch beehrt, tat die gutmütigen Augen weit auf und spähte nach Blanche aus, wenn sie je durchs Dorf kam, und sie gestand sich, daß sie nie etwas Kindlicheres, Lieblicheres gesehen, wob um sie einen Märchenschleier und trug, indem sie ihren Kunden neidlos von der Elfenhaftigkeit der Tissot schwärmte, viel dazu bei, daß man anfing, ernstlich zu glauben, der Baron sei von etwas wie einer Fee verzaubert. Justin Fleurier, der Bauer, freilich sprach zu seinem Weibe von der kleinen Mélie, die längst auf dem Friedhof lag, und meinte, daß der Schloßherr sie wohl ebenso wie dieses Kind der Tissot geliebt und, hätte sie gelebt, sie vielleicht ebenso erhoben hätte. Und eine andere glaubte noch weniger an Zauber noch Elfen. Die Meunier trug noch immer ihr heißes, von einem bohrenden Neid und Gram durchwühltes Herz. Sie ballte heimlich die Fäuste, daß die Nägel ins Fleisch drangen, und preßte die Zähne tief in die Lippen, wenn man ihr von Blanche Tissot sprach oder sie sie zu Gesicht bekam. Und sie wartete, daß die Stunde für jene kommen würde, wie sie für sie gekommen war.

⁂

Es war ein glühender Sommer. Die Wiesen färbten sich rot, wo nicht die Kanäle sie wässerten, die de la Tour hatte ziehen lassen. Die Felsen waren wie die Platten eines brennenden Herdes. An den Bäumen hingen die Blätter schlaff und vertrocknet, und auf den Straßen lag der Staub bald so hoch, wie im Winter der Schnee. Aber der Fluß hatte reichlich Wasser, denn Gletscher in fernen Bergen speisten ihn. Er wälzte seine Flut, die nicht eben klar war, und die dichten Weiden an seinen Ufern gaben ihr das lange Blätterhaar zum Spiel. Zwischen diesen Weiden war es kühl, denn der rasche Trieb des Wassers brachte einen Luftzug mit sich, der ihre Zweige rauschen ließ. Zuweilen taumelte ein Schmetterling daher, wie eine fliegende Blume in der Sonne schimmernd. Zahllos waren die Mücken, die hier schwirrten und tanzten, und Georgette Meunier, die an einer buchtähnlichen Stelle des Flusses saß, wo das Wasser stiller und das Ufer dichter belaubt war, mußte mit ihrem Handtuche immer wieder der lästigen Gäste sich erwehren.

Georgette Meunier kam seit Wochen täglich hier heraus, um zu baden. Es war eine geraume Entfernung vom Hause ihres Vaters; allein der Weg führte immer dem Flusse entlang an lauter Feldern vorbei, die dem Baron de la Tour gehörten, und es war vielleicht mehr dieser Weg, der das Mädchen lockte, als das Bad. Es konnte möglich, einmal möglich sein, daß der Baron hier vorüberritt oder vorüberging. Die Meunier wußte nicht, was sie hoffte oder erwartete. Manchmal dachte sie vielleicht, es würde ihr leichter werden, wenn sie den Mann, den sie verloren, einmal wieder von weitem sähe. Ein andermal hatte sie den Wunsch, irgendein Wort noch von ihm zu hören, das ein freundlicheres Ende bedeutete, als jener Besuch am Krankenbett. Und wieder ein andermal brannte sie die Neugierde, die vielleicht an seiner Seite und ganz aus der Nähe zu erspähen, von der im Dorfe jetzt so viel Aufhebens gemacht wurde. — Das Baden? Ja, das Baden betrieb sie daneben eigentlich nur wie im Schlafwandel. Wenn sie die Kleider abstreifte, wenn der Tag über ihren nackten Körper hereinbrach, Hitze ihn wie mit Nesseln brannte oder kühle Atem-



Wann — — ? Bildwerk von Artur Hoffmann

(Große Berliner Kunstausstellung 1923)

züge der Luft die Haut streichelten und leise Schauer des Behagens durch ihre Glieder jagten, war sie mit ihren Gedanken doch immer noch beim Weg, auf dem sie gekommen und auf dem sie dem Erwarteten wieder und wieder nicht begegnet war. Sie lauschte noch auf diesen Weg hinaus, nicht mit dem Gehör allein, mit all ihren Sinnen, der Körper selbst schien mit zu lauschen. Dieser schöne, üppige, vom Tage angeglühte und von innerem Feuer brennende Körper. — Auch heute war dem so. Georgette hatte die Füße ins Wasser getaucht und watete dann hinaus bis gegen die Mitte des Flusses. Die Wellen schwangen sich wie Heere kühler Schlangen mit flüchtigem Schmiegen und leisem Rauschen an ihren Gliedern hin. Manche warfen sich mit heftigem Anprall gegen sie und drohten sie mitzureißen. Aber sie stand fest, und es tat ihr wohl, sich gegen den starken Fluß trotzig zu wehren. Sie tauchte aber nicht hinab, sondern begab sich bald zum Ufer zurück und setzte sich dort abermals ins Gras. Eine Weile dämmerte sie vor sich hin. Instinktiv hielt sie sich dabei die Mücken vom Leibe. Niemand war in der Nähe; der eigentliche Badeplatz der Dörfler befand sich viel weiter unten am Fluß.

Was habe ich ihm getan, daß er mich so vergaß? dachte Georgette. Unzählige Male schon hatte sie dieses selbe gedacht. Sie hob die vollen, weißen Arme hinter den Kopf und preßte die Hände gefaltet ins reiche, braune Haar. Die Brüste spannten sich, die Beine stemmten sich fest wider die Grasscholle, die ihnen zum Sitz diente. Was ist an mir, daß er mich nicht mehr mag? grübelte sie weiter. Es war ein Schrei in ihrer Brust, der doch nicht Ausweg fand. Sie haßte ihren Körper, darum daß er dem einen nicht mehr gefiel.

Ein neuer Einfall zwang sie, sich umzudrehen und in die Büsche zu starren. Konnte nicht jeder unbemerkt hier vorübergehen? Nicht schon mancher vorübergegangen sein, während das Geräusch des Flusses ihr seine Schritte verhehlte? Sie schob sich von der Stelle, wo sie saß, hinweg, einer Lichtung zu, wo sie nur ein paar Zweige auseinanderzubiegen brauchte, um ein Stück des braunen Pfades zu überblicken. Ihr Herz klopfte jetzt. Es mußte jemand kommen, dachte sie. Sie spürte es, wie man irgendein Ereignis manchmal vorspürt. Sie dehnte den Oberkörper, sie spähte durch die Zweige wie ein Eingeborner im Urwald, der nach Feind oder Wild äugt. Da fiel ihr ein, daß sie nackt war. Sie sah nach ihren Kleidern hinüber, die neben ihrem vorigen Sitze lagen. Aber es war ihr, sie versäume etwas, wenn sie sie holte, und sie blieb wie angewurzelt auf der Wacht.

Niemand zeigte sich.

Eine Bremse stach Georgette. Das weckte sie und brachte sie zur Erkenntnis, daß sie wohl umsonst lauerte. Eine grenzenlose Enttäuschung und Erschlaffung befiel sie. Sie dachte einen Augenblick daran, sich in den Fluß zu stürzen, damit sie fortgeschwemmt würde, aus dem Elend heraus, ins Nichtmehrwissen.

Aber auch das ging vorüber.

Sie schlug eine zweite Mücke tot. Dann richtete sie sich faul und verdrossen auf, um sich anzukleiden.

Plötzlich, da sie sich wenden wollte, sah sie drüben eine Gestalt auftauchen. Am schlanken Stock, hochgewachsen, mit aufrechtem, energischem Schritt wie ein alter Soldat. Ihr Herzschlag jagte. Alles Blut drängte ihr zu Häupten. Das war er! Noch weit drüben. Aber er kam auf sie zu, allein. Was wollte sie? überlegte sie. Was half es, daß er kam! Er würde vorübergehen! Es war doch alles zu Ende!

Sie stand ganz still, die brennenden Augen in die Weite gebohrt.

Der Baron kam heran.

Georgette wartete. Nun ging er vorbei, dachte sie wieder. Und als der Ankömmling nur noch zwei Schritte entfernt war, trat sie, wie von einer unsichtbaren Gewalt fortgerissen, in eine Lichtung im Buschwerk. Das Feuer der Sonne stürzte sich gierig über ihre Gestalt, die weiße Haut der Schultern, Hüften und Schenkel leuchtete, und über das lange, braune Haupthaar, das sie über die eine Achsel nach vorn genommen, lief ein weicher Glanz, wie er auf frisch aus der Schale gesprungenen Kastanien liegt.

De la Tour verhielt in sprachloser Überraschung den Schritt. Eine Sekunde verging, ehe er sich besann, wen er vor sich habe. Aber der Trieb, ihr durch rasches Vorbeigehen die Scham zu ersparen, kam später als die Erkenntnis, daß sie ihm nicht fremd war.

Georgette sprach nicht. Sie blieb an die Stelle gebannt. Und ein Surren war in ihrem Kopf. Ihr schwindelte.

„Du?" fragte de la Tour. Das Unmögliche des Augenblicks kam ihm zu Bewußtsein. Es war ihm, als tauchten in seinem Rücken Zeugen der Szene auf. Auch der Gedanke an Blanche durchzuckte ihn.

Da erhob die Meunier die vollen, weißen Arme. „Warum willst du nichts mehr von mir?" fragte sie.

Er wendete sich ab. Er wollte gütig und

ruhig sagen: ‚Das ist vorbei, Kind,‘ und weiter gehen. Aber die Furcht, überrascht zu werden, lenkte ihn ab. Auch verstärkte sich die Erinnerung an Blanche und machte ihn merkwürdig unruhig, als sei er auf bösem Wege. Er schritt weiter.

Aber Georgette haschte nach seiner Hand. Es fehlte nicht viel, daß sie sich vor ihn hingeworfen hätte.

„Keine Geschichten!“ sagte er da in verweisendem und unwilligem Ton. Er löste die Hand aus der ihren und ging. Er hatte die Haltung eines Mannes, der peinlich berührt die Zudringlichkeit eines Almosen Heischenden abgewiesen hat.

Georgette stand mit hängenden Armen da. Dann packte sie das Elend. Ein Schluchzen würgte sie, jetzt in der Brust, jetzt im Halse. Sie stürzte ins Buschwerk zurück, warf sich, wo sie am Wasser gesessen, ins Gras nieder und weinte. Sie weinte so laut, daß es fast ein Heulen war; denn es war in ihr alles zusammengebrochen, was sie gleichsam mit letzter Erwartung und doch schon wieder lebendiger Freude sich aufgebaut hatte. Der Fluß lockte sie noch stärker. Sie schloß die Augen und wollte sich fallen lassen. Aber sie brachte es nicht zustande, und dann begann sie, sich dessen zu schämen, was vorhin gewesen war. Glut bedeckte ihr Gesicht. Sie kleidete sich mit einer wilden Hast an.

Aber es dauerte lange, ehe sie heimging. Es schien ihr kein Nutzen in der Heimkehr. Am Ende lief sie nur aus blindem Instinkt wie ein Hund, der zur Schüssel kehrt, ins Dorf zurück. —

De la Tour hatte seinen Weg fortgesetzt. Als er eine genügende Entfernung zwischen Georgette und sich gelegt, sah er sich vorsichtig um und atmete auf. Er hatte keinen Zeugen gehabt. Kein Mensch war nah. Dann bekam er Raum in sich, um zu überlegen, was geschehen war. Unfern am Waldrand stand eine Bank. Dort ließ er sich nieder. Und Georgette tat ihm plötzlich leid. Die Einzelheiten der Begegnung wurden ihm wieder lebendig. Er erlebte das Wunder jener Überraschung erst jetzt. Und in ihm stand etwas auf, was viele Jahre in ihm gewesen war, stand auf wie ein wildes Tier, das plump und schwer sich auf seine Hinterfüße stellt. Warum lief er nicht zurück? Und nahm die Georgette in die Arme, die schöne Georgette, die so anhänglich war und — und — und —

De la Tour stocherte mit seinem Stock im braunen Erdreich, unentschlossen, mit sich selber kämpfend, dann unwirsch und mit sich selbst unzufrieden. Und auf einmal sah er ein Bild. Stand sie drüben, wo der dunkle Wald am Saum der Wiese eine Wand bildete? Oder schwebte sie irgendwo in der Luft? Oder war sie nur in seiner Seele? Die kleine Blancheflur, voll Anmut und unschuldsvoller Sicherheit des Willens! Es war, als ginge sie vorbei in einem weißen Gewand, aus dem die Knöchel der nackten Füße sahen. De la Tour wußte nicht, wie es war. Er sah es nicht genau. Es war ihm nur, als müßte er aufstehen und mit gezogenem Hute warten, bis etwas Ehrwürdiges vorübergegangen.

Dann setzte er seinen Weg fort. Es blieb ihm wirr zu Sinn. Die Erinnerung an die Meunier tauchte wieder auf und verging und kam wieder, in der Nacht und noch an manchem Tage. Einstige Erlebnisse wurden wieder lebendig. — Die Georgette! Welch ein großes, schönes Mädchen sie war! Es lief wie Kraft über von ihr zu einem. Feuer, die kalt gelegen, kamen leise wieder ins Glimmen.

Er hatte bei der Heimkunft Blanche nichts von der Begegnung erzählt. Es fiel ihm nicht schwer, es zu verhehlen. In der großen Welt lernte man das. Aber es hemmte ihn heimlich etwas. Er hatte einige Mühe, seine Gedanken zu der Gefährtin und dem zu zwingen, was sie sagte.

Allmählich — gewann indessen ihre gleichmäßige, anmut- und liebevolle Art ihn sich zurück. Er mußte ihr dankbar sein. Er fühlte ihren Wert, sein eigenes Glück. Sie ahnte nicht, daß noch ein Zwiespalt in ihm blieb.

Aber der Zwiespalt war noch da. In Blanches Armen erfaßte den Verschwender seiner Gefühle zuweilen jäh die Erinnerung an die Gestalt zwischen den Weidenbüschen. Wie Katzen sprang es in ihm auf und krallte sich in seiner Seele fest. Schön war die Georgette! Und sie tat ihm leid um ihrer großen Liebe willen. Warum verstoßest du sie? fragte er sich.

In den Nächten, da er allein mit seinen Gedanken war, war der Kampf besonders hart. Stundenlang lag er wach.

Es blieb nicht aus, daß seine Nöte sich zuletzt in seinen Zügen spiegelten. Blanche wurde aufmerksam. Ihre Blicke folgten ihm. Sie war nicht unruhig. Sie trug in sich etwas wie eine Gewähr für seine Treue. Er arbeitete viel. Es schien ihr natürlich, daß er sich ihr nicht immer so restlos widmen konnte wie in der ersten Zeit. Eines Tages fiel ihr ein, daß ihn vielleicht nach der Hauptstadt verlange und er ihr von diesem Wunsche nicht sprechen möge. Sie ging zu ihm: „Du entbehrst das Leben der großen

Welt," sagte sie. „Es wird dir einsam hier. Du möchtest Geselligkeit und Freunde wieder haben."

Er war maßlos erstaunt. Dann erschrak er, weil er sich entdeckt sah. „Wie sollte ich?" widersprach er aber. „Ich brauche das Gewühl der Stadt nicht mehr. Zudem — ich könnte jetzt hier nicht fort, wo so viel dringende Arbeiten begonnen sind."

„Denke nicht, daß ich es dir nicht gönnte. Geh wann und auf wie lange du willst. Ich werde geduldig warten, bis du wiederkommst."

Kein Wort, kein Gedanke, daß sie ihn begleiten möchte!

Er fragte unwillkürlich, halb aus einer Art Eifersucht, halb aus Neugierde: „Würdest du mich nicht entbehren?"

Ihr Gesicht blieb glatt und still. „Das weißt du," sagte sie ganz schlicht. Aber er sah in ihrem Blick schon die Trauer und das Heimweh. Er schämte sich, wie er sich oft vor ihr schämen mußte.

Denselben ganzen Tag blieb Georgettes Bild seiner Seele fern.

Doch die Versuchung kehrte zurück.

Einmal ritt er fort und trieb sein Pferd in jagender Eile durchs Dorf. Er ritt an einem Feuer vorüber, das ihn anzog und dessen Nähe er doch mied, weil er die Wunden scheute.

Endlich als aus einer wachsenden Hast seines Wesens seine innere Unrast immer deutlicher erkennbar wurde, erriet Blanche mit dem Spürsinn des liebenden Weibes, was ihn plagte. Sie hatte den Gedanken nie von sich gewiesen, daß ihm eines Tages abermals jemand begegnen könnte, der seinen Sinn gefangen nähme. Einer, dessen Leben ein ewiger Wechsel gewesen, entzog sich dem Zauber solchen Wechsels nicht so leicht. Der Gedanke hatte sie wohl bedrängt, allein er vermochte nicht, ihr inneres Gleichgewicht zu stören. Sie glich einem in ein Tuch gehüllten Weibe, dessen schützende Hülle der Sturm ergreift, die aber mit beiden Händen sie hält, so daß nur die Enden im Winde flattern, Enden, die zuletzt auch die Hand wieder bewältigt. Sie sah de la Tours Sinn wohl fliegen, wie den Mantel im Sturm, allein sie traute, daß er ihr wiederkehren werde. In ihr war eine solche Gewalt der Treue, daß sie überzeugt war, sie sei ebenso zum Kern seines Wesens geworden, wie er zum ihren.

Eines Tages fand sie ihn besonders zerstreut. Er ging aus und hieß sie nicht mitkommen. Er kehrte heim und suchte sie nicht auf wie sonst, sondern setzte sich sogleich in sein Arbeitszimmer. Auch nachher war sein Herz nicht bei seinen Liebkosungen. Nur manchmal schien er plötzlich wie sich auf eine Pflicht zu besinnen und zeigte ihr Güte und Aufmerksamkeit.

Als sie am Abend sich in ihre Zimmer begaben, küßte er Blanche auf die Stirn. „Schlafe wohl," sagte er mit einem unterdrückten Seufzer. Es war etwas Selbstbemitleidung in seiner Art. Auch das Väterliche trat in seinem Benehmen gegen sie mehr zutage, als wollte er andeuten, daß ihr junges Leben noch weniger Sorge kenne als das seine. Er strich ihr sanft übers Haar. „Du wirst bald schlafen," sagte er. „Ich höre immer schon deinen leisen Schlummer, lange bevor ich selbst Schlaf finde."

„Du mußt nicht grübeln," antwortete sie einfach und legte sich zu Bett. Aber sie schlief nicht. Sie lauschte. Dabei war sie glücklich, daß sie ihm so nahe war.

Es schien ihr, daß er aufrecht im Bett sitze. Sie konnte es nicht sehen, aber sie wußte es fast bestimmt. Und als es ihr lange zu dauern schien, stand sie leise wieder auf und schlich an die Tür.

Er hörte sie nicht. Er saß in der Tat, den Ellbogen aufgestützt, ins Leere starrend. Sein Blut ließ ihm nicht Ruhe. Er sah Georgette. Seine Augen tranken sich nicht satt an ihrem Bilde.

Blanche glitt zu ihm hinüber.

Er schreckte auf.

Sie ließ sich auf dem Bettrand nieder und schlang beide Arme um ihn.

Der leise Verdruß, der sich in ihm regen wollte, ging unter in dem Gefühl, wie sehr sie ihn liebte. Aber er geriet etwas aus der Fassung.

Da erhob sie den Blick zu ihm. „Du bist mit deinen Gedanken nicht hier," sagte sie.

Das Wort war ihm ein wenig lästig und doch konnte er ihr nicht zürnen. „Quäle mich nicht," sagte er. „Du solltest längst schlafen."

Sie fuhr aber mit derselben halblauten, aber um so eindringlicheren Stimme fort: „Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir ganz offen gegeneinander sind."

Ihre Lauterkeit war eine Macht. Sie besiegte ihn. „So muß es freilich sein," gestand er ihr fast wider Willen zu.

„Es ist eine andere Frau in deinem Herzen," sagte sie bestimmt, aber ohne Weinerlichkeit, mehr mütterlich gütig, als irgendwie empfindlich.

„Woher nimmst du deine Wissenschaft?" fragte er.

„Wir Frauen sind hellseherisch."

Es wurde ihm fast bang vor ihr. „Du mußt mir Zeit lassen," fuhr er fort. Er

konnte ihr nicht beichten, aber er konnte auch nicht leugnen.

Sie sprach weiter: „Ich begreife, daß ich dein Leben nicht ausfüllen kann."

Nun hatte er vielleicht aus der Entsagung heraus, die in ihrem Ton lag, ganz plötzlich das Gefühl, daß er sie verlieren könnte. Es war, als würden in seinem Innern plötzlich Fäden angespannt, deren Stärke er erst jetzt spürte. „Sage das nicht," antwortete er ihr leidenschaftlich. „Ich habe nie einen Menschen gefunden wie dich."

Er riß sie an sich. Das Gespräch hatte keine Fortsetzung. Ihre Liebe erfüllte die Nacht. —

Nun waren sie wieder vereint. Einige Tage lebte de la Tour unter dem Eindruck eines neuen Geschehnisses. Alles, was er an Blanche liebte, ihre Schönheit, Jugend, Wahrhaftigkeit und Treue erschienen ihm in einem unerhörten Glanz.

Der Alltag schwächte das zum andernmal ab.

Und abermals erschien das Bild der Georgette. Es kam nicht als klares Empfinden, nicht als Verlangen, mehr wie etwas, was in de la Tour bohrte und ihm nicht Ruhe ließ. Er suchte sich nüchternen Sinnes Rechenschaft abzulegen. Du liebst sie nicht eigentlich, sagte er sich, nicht ohne Zorn wider sich selbst. Du hast nur nicht gelernt, auf die Siege über Weiber zu verzichten. Deine Eitelkeit stachelt dich an. Er wußte wohl, daß etwas anderes ihn zu Georgette zog, als ihn mit Blanche verband. Wenn er dieser gedachte, war jene ihm gleichgültig, oft beinahe zuwider. Und doch gab es wieder Stunden, in denen ihr Bild vor dem der andern verblaßte. Leben hatte sie, die Meunier, bei Gott, dachte er dann.

Eines Nachts war er nach den Ställen gegangen, um nach den Pferden zu sehen. Er kam in den Schloßhof, der dunkel und verlassen war. Nur die Sterne blitzten am Himmel in fast hartem und so grellem Licht, daß sie zu tanzen schienen. Ein lauer und heimlicher Wind säuselte um die Mauern des Hofes und trieb ein paar Sandkörner über eine Steinplatte. Es sah aus, als husche eine Maus vorüber. Eine lange Efeuranke, die vom Tor hing, schwankte hin und her.

In einer Nacht voll Heimlichkeit wie diese war de la Tour einst Georgette Meunier begegnet. Sie hatte Wasser am Brunnen geholt, und der Zufall hatte ihn vorbeigeführt. Gleich an jenem Abend schon, nach kurzem Gespräch, hatte er sie gewonnen. Die erste Annäherung hatte ihr geschmeichelt.

Der Vorgang von damals kam jetzt mit aller Deutlichkeit zu ihm zurück. Er stand und schaute nach dem Himmel und dann nach den Fenstern, hinter denen er Blanche wußte. Sie war ihm jetzt ein wenig fern, als habe der seltsame Wind einen Schleier vor ihr Bild geweht.

Gedankenlos schlenderte er aus dem Tor. Sich selbst beruhigend, redete er sich ein, es sei nichts Ungewöhnliches, daß er noch einen Spaziergang mache. Er ging so seiner Wege dahin, als habe er kein Ziel. Er hatte anfangs auch keines. Erst, als er sich dem Dorfe näherte, begann sich ihm ein Zweck aufzudrängen. Sollte er nicht einmal um das Haus des Schulmeisters biegen, einmal nach seinen Fenstern sehen, wie er das früher getan, als das mit Georgette noch war? Und er hatte ein kleines Bedauern in sich, daß das vorüber war. Die Meunier war doch einen Gang wohl wert gewesen!

Er stopfte die Hände in die Taschen seiner weiten Kniehose und schritt weiter.

Ein Bauernknecht begegnete ihm und erkannte ihn. Er bog den Rücken.

Der Baron nickte kaum merklich. Zeugen waren ihm lästig.

An Meuniers Haus war es dunkel. Nur eine Stube hatte ein trüb rotes Fenster. ‚Dort wird sie bei ihrem Vater sitzen,' dachte de la Tour. Er begab sich hinters Haus, an den Gemüsegarten und lehnte sich an den Zaun. Hier hatte er auch schon wartend gestanden. Sein Herz war ruhig. Mit einer Art Neugier fragte er sich, ob er wohl wieder heimgehen werde, ohne daß sein Gang irgendein Ergebnis gehabt. Er konnte keines erwarten. Und er fand es ganz gut, daß nichts sich ereignete. Blanche fiel ihm ein. Er freute sich, zu wissen, daß sie daheim auf ihn wartete, daß alles war, wie es war. Treue, kleine Blancheflur, dachte er.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Eine Tür ging im Hause. Der Atem stockte ihm.

Es war Georgette. Sie trat nicht über die Stufen der kleinen Vortreppe herunter, sondern stand unter der Haustür wie eine, die noch einmal Luft schöpfen will. Oder hatte auch sie die Nacht herausgelockt, die an Vergangenes erinnerte?

Jetzt richtete sie den Blick auf die Stelle, wo er stand.

Er machte keine Bewegung. Er wünschte auf einmal, sich zu verbergen. Georgette war planlos in die Haustür getreten. Sie tat es jetzt oft und peinigte sich selbst damit; denn es erinnerte sie an Dinge, die nicht mehr waren. Aber ihre Augen wurden jetzt groß. Sie unterschied die Umrisse der am Zaun stehenden Gestalt. Sie erriet auch,

wer es war; das Bild war ihr zu wohl bekannt.

Fast springend glitt sie die Stufen hinunter und auf ihn zu.

Er wäre geflohen, wenn er noch Zeit gehabt hätte. Aber sie stand schon neben ihm. Sie erhob die gefalteten Hände. „O Gott," sagte sie. „Kommst du doch wieder?"

Er spürte ihren heißen Atem. Er sah trotz der Dunkelheit ihre braunen Augen dicht vor sich. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Sie war außer sich. Sie lachte und weinte, aber gedämpft und heimlich. Er sah, wie sie nach ihm gehungert hatte. Da erwiderte er ihre Küsse. Und doch hemmte ihn etwas, und er wünschte, daß er nicht gekommen wäre.

Sie drängte sich an ihn. „Nun ist alles gut, nicht wahr?" flüsterte sie. „Nun wird alles wieder sein, wie vorher."

In diesem Augenblick rief der Schulmeister nach ihr.

Sie stutzte. „Ich gehe nicht," sagte sie zornig.

Aber de la Tour löste ihre Arme. „Ich will kein Aufsehen," sagte er. Und er wartete ungeduldig, daß sie gehe.

„Ich darf wiederkommen, nicht wahr?" bettelte sie.

Er schob sie von sich.

„Wann?" drängte sie.

Da kehrte ihm die Erinnerung an Blanche mit aller Schärfe zurück. Es überlief ihn. Er hätte sich die Fäuste vor den Kopf schlagen mögen. „Ich weiß nicht," gab er gequält zur Antwort. „Geh," sagte er dann.

Sie nahm seine Hand und preßte sie an die Lippen und plötzlich schlug sie die Zähne hinein, daß er vor Schmerz zusammenzuckte. Dann erst verließ sie ihn.

Er wischte seine Hand mit seinem Taschentuch ab. Er machte sich auf den Heimweg. Seine Füße mochten nicht vorwärts, weil es an seiner Seele wie Gewichte hing. Es war ihm, als habe er sein Leben vergeudet und wäre es Zeit, es abzuschließen. Kein Gedanke ging zu Georgette zurück. Er empfand nichts für sie. Er dachte nur an Blanche und wie es sein würde, wenn er ihr vor die Augen treten mußte.

⁂

Es war spät, als er heimkam. Keine Seele schien mehr wach. Nur die Doggen schlugen an, die neben der Kutscherwohnung wachten. Aber sein Zuruf beschwichtigte sie. Leise schloß er die Tür auf und stieg behutsam in das Schlafzimmergeschoß hinauf. Doch war keine Feigheit in seiner Sorgsamkeit. Er war bereit, nicht zu lügen, wenn er gefragt wurde. Sein Rücken war steif. Er wollte zahlen, was er schuldig war.

Aber Blanche rührte sich nicht, obwohl sie, die um seine Abwesenheit wußte, wach und wach geblieben war. Sie wußte auch, daß eine Kampfzeit war, daß vielleicht Entscheidungen sich vorbereiteten. Sie litt. Sie hatte eine Weile in die Kissen geweint. Aber sie hatte einen merkwürdigen Trost. Sie war entschlossen, bei diesem Manne auszuharren, mochte kommen, was da wollte. Den Hund, der ihm nachlief und sich nachts vor seine Tür legte, würde er auch dulden. So mußte er wohl auch sie leiden. Sie hatte ihr Leben an ihn gegeben. Sie konnte es nicht zurücknehmen. Es machte sie ruhig, das zu wissen.

Die Nebentür öffnete sich mit kaum hörbarem Geräusch. ‚Er ist bei der Meunier gewesen,' dachte sie. Sie empfand einen heftigen Schmerz. Aber sie erinnerte sich, daß jene Rechte gehabt, da sie selbst noch keine besaß, und sie konnte ihr nicht zürnen. Es kam alles, wie es kommen mußte!

De la Tour ließ sich auf einen Stuhl sinken.

Blanche konnte es nicht sehen. Aber sein Zimmer blieb lange hell. Sie schwankte. Sie hätte ihn so gerne angerufen. Aber sie tat es nicht.

Da erlosch das Licht.

Sie seufzte und es kamen ihr neue Tränen. Aber dann überwältigte sie der Schlaf, der noch die Gewalt der Kinderjahre über sie hatte, und sie vergaß das Leid.

De la Tour lag wach. Blanche mußte ihn gehört haben, dachte er. Sein Gewissen wurde lauter. Sie mußte Verdacht haben, sagte er sich. Und nun stand das alles in ihm auf, was er an ihr liebte. Immer deutlicher, in immer sich steigernder Schönheit. Und er sagte sich, daß er sie vielleicht heute nacht verscherzt hatte. Das Herz schlug ihm, als müßte es ihm springen. Er verkrampfte die Hände ineinander und erlitt eine Angst, wie er sie nie in seinem Leben gekannt. Auf einmal riß es vor seinen Blicken wie Nebel entzwei. Er spürte, daß was in seinem Leben edel und gut war, von diesem Mädchen kam. Was aber hatte er für sie getan? Es war Zeit! Es war an ihm, ihrer wert zu werden. Dann fiel ihm ein, daß er die Macht besaß, ihr Genugtuung zu geben. Er empfand es froh. Wird sie es noch mit dir wagen? fragte er sich. Aber es war ihm, als liege in ihrer Güte die Antwort. Er verspann sich in allerlei Träume. Sie wurden zu wirklichen Träumen. Auch er schlief dann ein. —

Der Morgen kam.

Blanche trat wie immer an de la Tours Bett, um ihm guten Tag zu wünschen.

Er küßte stürmisch und Abbitte leistend ihre Hände.

Aber sie sprachen noch nicht von dem, was sie beide auf dem Herzen hatten. Sie redeten auch in der ersten Stunde danach nicht davon, obwohl beide wußten, daß sie nicht darum herum kamen. Sie gaben sich gute Worte, besprachen eine Ausfahrt, die sie am Nachmittag unternehmen wollten, und waren beide fast hemmungslos zufrieden, de la Tour, weil sein Vorsatz ihn innerlich freier machte, Blanche, sich mit fast leichtsinniger Freude der Erkenntnis hingebend, daß er an diesem Morgen besonders gut zu ihr war.

Dame Marthe trug das Frühstück ab. De la Tour öffnete ein Fenster. Sonne quoll herein. Die Apfelbäume blühten draußen in ihrem rosigen Rot.

Der Baron zog Blanche, die sich eben eine Arbeit nehmen wollte, zu sich ans Gesimse.

Sie standen vom Lichte des Tages umflutet und durchwärmt. De la Tour hielt das Mädchen in leise zitternden Armen. „Ich war bei der Meunier," begann er.

Blanche schmiegte sich an ihn. Sie fürchtetete sich ein wenig vor dem, was kam, und das Leid packte sie.

„Ich will nichts bemänteln," fuhr er fort. „Ich muß einmal mein Innerstes vor dir und mir auftun."

Sie legte ihre Hand beschwichtigend auf die seine. Sie hatte ihn immer als einen gesehen, der über ihr stand. Es widerstrebte ihr beinahe, daß er sich vor ihr demütigen wollte.

Er zog sie an sich. „Du hast mein Leben gesehen," sprach er weiter. „Was du davon nicht kennst, das ahnst du. Die Vergangenheit war ausgelöscht, als ich dich gewann. Es konnte aber nicht anders sein, als daß sie noch einmal zurückleuchtete, wie der Widerschein eines fernen Brandes. Die Meunier kam wieder. Und wieder kam, was zu oft schon gewesen war. Vielleicht erlitt ich es gedankenlos, vielleicht hochmütig überzeugt, daß ich mir nehme, was mir zukomme. Du wirst sagen, daß, wie es nicht das erstemal war, es nicht das letzte sein wird. Aber höre mich. In dieser Nacht — wie in den Tagen, da meine Zeit zu Ende schien, bin ich zu dir erwacht. Vergib mir, Blancheflur! Es soll anders werden. Das Versprechen allein tut es nicht. Die Zeit muß es lehren. Versuche es mit mir!"

Sie schwieg. Sie drückte nur seine Hand, die die ihrige hielt, heftig.

„Warum sprichst du nicht?" fuhr er fort. „Kannst du mir nicht vertrauen, daß ich vor der Welt an dir gutmache."

Jetzt erhob sie das Gesicht. Sie verstand noch nicht, was er meinte, aber sie sagte: „Ich habe nie verlangt, von dir fort zu gehen."

„Die Meunier —" begann er wieder.

Sie unterbrach ihn. „Ich — kann deinen Sinn nicht lenken. Wenn du mich nicht mehr liebst, so werde ich warten müssen, ob deine Liebe zurückkommt. Ich werde in deiner Nähe sein, wenn du mich nicht fortweisest. Und wenn ich gehen muß, so wird es mir schwer sein, aber ich werde glauben, daß du mich wieder einmal rufen wirst."

Eine ungeheuere Demütigung trieb ihm alles Blut zu Herzen. Er hätte seine Augen mit den Händen bedecken mögen. Dann bog er sich vor ihr nieder, bis seine Stirn beinahe ihre Hand berührte. „Bleibe bei mir," bat er.

Sie streichelte sein Haar. „Ich bin da," sagte sie einfach.

„Immer! Und nach Gesetz und Recht."

Sie erschrak. „Was wirst du Georgette sagen?" fragte sie.

Er erwiderte: „Sie ist nicht deinesgleichen. Sie wird sich trösten. Ich werde ihr geben, was sie trösten wird."

„Dein Sohn! Er wird es nicht verstehen. Niemand, der in deiner Welt lebt, wird es begreifen."

„Sie werden müssen," beharrte er. „Und dann — ich brauche sie alle nicht mehr, aber ich brauche dich."

Sie sah ihn groß und still an. „Ich weiß es noch nicht," sagte sie, „aber — ich möchte wohl, daß es so würde."

Er küßte sie. Er fühlte sich wie von einem schweren Druck befreit. Dann drängte es ihn so, Entschluß in Tat umzusetzen, daß er selbst der Zärtlichkeit vergaß. „Setze dich zu mir, Blancheflur," sagte er. „Ich möchte jetzt wichtige Briefe schreiben."

Sie begaben sich nach seinem Arbeitszimmer.

Sein Brief an die Meunier war kurz, warm und gütig: „Verzeih! Was einmal gewesen, kann nicht mehr sein! Du sollst die Mittel haben, Dir viele Wünsche zu erfüllen."

Er schrieb das nicht mit dem Leichtsinn oder der überlegenen Gleichgültigkeit, mit welcher er etwa früher eine Verbindung gelöst. Georgette stand vor ihm, und er hatte das Bedürfnis ihr wohlzutun. Irgendwo in seinem Herzen war eine Stelle, die klang, wenn er an sie dachte. Er wußte, daß sie eitel und in ihrer Liebe vielleicht mehr Ehrgeiz gewesen war, als sie selbst ahnte. Er legte einen Scheck von hohem Betrage in den Brief. Blanche mußte ihn lesen.

Sie tut mir leid," sagte sie, und ihr Blick wurde wieder feucht. „Sie wird sehr unglücklich sein."

„Sie wird es verwinden," widersprach er, und nicht ohne Bitterkeit fügte er hinzu: „Manche von ihnen verwinden sehr leicht."

Dann schrieb er an Paul und an nahe Freunde in der Hauptstadt. Und er schrieb, kühl, höflich, bestimmt an Pierre Tissot, seinen Verwalter. Allen tat er den Entschluß kund, eine zweite Heirat zu schließen. —

Die Nachricht hatte manchenorts die Wirkung einer Bombe. Im Dorfe zumal, wo die Weiber am Brunnen zusammenstanden und sie besprachen und die Männer im Wirtshaus die Köpfe zusammensteckten.

Georgette Meunier legte sich zu Bett. Die Enttäuschung und nachher die Entrüstung waren zu groß gewesen. Ihr wildes Temperament hatte sich in einem Ausbruch Luft gemacht, der ihren Vater veranlaßte, zu erklären, sie sei reif fürs Tollhaus. Aber sie las im Bett den beschwichtigenden Brief des Barons, sah seine Geldsendung an und begann zu überlegen, wieviel feine Kleider und Hüte man sich kaufen, wie man eine Reise in die Hauptstadt unternehmen und dort sich einige Wochen gütlich tun könne. Dann lag sie lange, weinte zuweilen und machte dann wieder Pläne. Allmählich wurde sie ruhiger. Sie sah nicht mehr nur ihren Verlust. Auch ihr Gewinn wurde ihr deutlich. Und sie dachte an Blanche Tissot. Sie hatte etwas, die Tissot, was man nicht alle Tage fand. Man begriff, daß Männer sie liebten. Man verstand, daß sie, gerade sie einen verdrängte.

So überwand merkwürdigerweise die Meunier ihren Kummer über den Verlust ihres Liebhabers, den sie so lange mit sich herumgetragen, zuletzt mit einer gewissen Leichtigkeit. —

An einem Sonntag vormittag machten sich der Verwalter Tissot und seine Frau im vollen Feiertagsstaat nach dem Schlosse auf. Es war um die Stunde, da die übrigen Dörfler aus der Kirche kamen. Diese bemerkten nicht ohne Bewegung den feierlichen Auszug des Ehepaars, den Frau Luise auch keineswegs geheim zu halten trachtete, sondern zum Anlaß nahm, recht ergiebig sich nach allen Seiten umzusehen und sich zu vergewissern, ob sie auch gesehen werde. Pierre Tissot selbst, in seinem breitschulterigen Äußern und seinem schwerfälligen Ausschreiten weit mehr den Bauer verratend als seine, mit ebensoviel Zimperlichkeit als Herausgeputztheit dahintrippelnde Gattin, hielt den Kopf auf die Brust gebogen und brütete über die Ursache des Ganges nach. Er hatte aufgeatmet, als er den Brief des Barons empfangen. Wenn er sich auch allmählich ins Unabänderliche gefügt und mit einer gewissen Schwäche und um der Bequemlichkeit willen im Dienste de la Tours ausgeharrt hatte, so war ihm doch manche Stunde sauer geworden. Sein Innerstes hatte sich immer wieder gegen den Gedanken empört, daß seines Bruders Kind in einer unwürdigen Stellung sich im Schlosse befand. Er vermochte sich auch jetzt noch nicht vollständig zu der Wendung einzustellen, die die Dinge genommen. Sein Grimm gegen den Baron war nicht verraucht, wenn er auch weniger denn je daran dachte, ihm Ausdruck zu geben. Er sah auch nicht die geringste Änderung in seinen Beziehungen zu de la Tour voraus, sondern war bereit und fand es selbstverständlich, jenem der wortkarge Diener zu bleiben, der er immer gewesen. Frau Luise sah sich viel eher im noch ungewissen Lichte einer Person, die in Zukunft auf dem Schlosse und im Dorf etwas werde zu sagen haben. Sie hatte ihrerseits des Barons Mitteilung mit ein paar Freudetränen und einem ausgiebigen Wortschwall über dessen Trefflichkeit begrüßt, war nicht müde geworden, Blanches Glück zu rühmen und machte auch auf diesem Gange dem schweigsamen Begleiter gegenüber sich immer wieder durch kleine Ausrufe wie: ‚Wer hätte das gedacht!‘ und ‚Wer uns das vorausgesagt hätte!‘ Luft.

Sie gelangten indessen ihrem Wegziel immer näher und beiden klopfte das Herz, als sie in den Schloßhof traten. Stolze Erwartung erfüllte Frau Luise, unbestimmte Bedrängnis den Mann. Er errötete heimlich, wenn er an Blanche dachte. Während er ihr letztlich ausgewichen war, hatte auch sie sich kaum mehr daheim blicken lassen. Und nun sollte er ihr Glück wünschen!

Sie wurden von Jacques, dem schielenden Diener, mit einem Gesicht empfangen, in dem sie weder Freude noch Verdruß, nur den Gleichmut des Amtsgewohnten lesen konnten, und stiegen zu des Barons Arbeitszimmer hinauf. Frau Luise hatte erwartet, daß ein Salon sich öffnen werde, und empfand das Geschäftsmäßige der Aufnahme nicht ohne leise Verstimmung, aber ihr Gesicht hellte sich sofort zu ihrem eifrigsten Lächeln auf, als die Türe sich auftat und die Eintretenden den Baron in einem bequemen Hausrock im Lehnstuhl sitzend, Blanche aber auf der Lehne desselben Stuhls niedergelassen fanden. Es konnte selbst Tissot nicht entgehen, daß auf den Zügen der beiden Verlobten die Klarheit froher Übereinstimmung lag.

Blanche erhob sich vom Stuhl und lief den Verwandten entgegen. Sie küßte Frau Luise mit Herzlichkeit, was diese mit einem leisen Ausruf der Rührung und ein paar Tränen quittierte. Auch auf Tissot trat sie zu und reichte ihm Hand und Stirn, wohl empfindend, was in dem schwerfälligen Manne vorging, und nach einem guten Wort von ihm aufrichtig verlangend.

De la Tour wartete vielleicht etwas lange, ehe auch er sich von seinem Sitze erhob, allein dann trat er auf das Ehepaar zu, reichte ihnen nacheinander nicht ohne leise Herablassung die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen, und lege Ihren Besuch so aus, daß Sie bereit sind, sich mit uns zu freuen.“

Damit legte er den Arm um Blanches Schultern, als möge er sie nicht aus seiner Nähe lassen, und wies auf zwei Stühle.

Die Tissots setzten sich. Frau Luise begann mit etwas wirren Redensarten zu versichern, daß sie über die große Nachricht entzückt seien, wogegen Tissot endlich von seiner ernsten und aufrichtigen Zuneigung für seine Nichte das gute Wort eingegeben bekam: „Wir werden für alles dankbar sein, was zum Glücke und zur Ehrenhaftigkeit unseres Kindes dienlich sein kann.“

Der Baron fand mit Sicherheit den Ton einer gewissen Herzlichkeit, ohne die Stellung aufzugeben, welche ihm als Brotherr zukam. Er schnitt alle Redseligkeit Frau Luisens dadurch ab, daß er sich an seinen Verwalter wandte und sagte: „Du hast durch deine Treue verdient, daß ich deine Zukunft meine Sorge sein lasse. Es muß bei dir liegen, Pierre Tissot, ob du vorziehst, auch in Zukunft für mich tätig zu sein oder irgendwo, hier am Ort oder auswärts mit deiner Frau auskömmlich zu leben.“

Frau Luise hatte nicht Zeit, nachzudenken und herauszufinden, daß nicht ein künftiger Verwandter aus des Barons Worten sprach, daß es sich vielmehr wie eine Schranke zwischen ihnen und ihm erhob. Erst viel später fühlte sie, daß auch Blanche jenseits dieser Schranke stand, und im Bewußtsein, daß sie nur dem einen Menschen auf Erden gehörte, ein wenig vergaß, wer noch zu ihr zählte, wenn sie auch ihre Dankbarkeit den Verwandten gegenüber nicht aus dem Herzen verloren hatte.

Tissot glaubte dagegen in dem, was der Baron anbahnte, den besten Weg in die Zukunft zu sehen. Er hatte keinen Ehrgeiz, mehr als bisher zu gelten, und erwiderte, daß er gerne seines Amtes weiter walten möchte.

De la Tour, immer bereit, Gutes zu tun, überlegte sich in diesem Augenblick mit heimlichem Behagen, wie er Blanches Verwandte mit größeren Zuwendungen als bisher bedenken, ihr Haus verschönern und ihnen das und jenes zu Gefallen tun könne. Dann bat er sie, sich von den Erfrischungen zu bedienen, die Dame Marthe auf silbernem Brett hereintrug.

Es war ein etwas kühler, aber freundlicher Akt, wie jene nun ihre Biskuits knusperten und dazu aus feinen, langstieligen Gläschen den süßen Dessertwein tranken. Beiläufig erwähnte der Baron, daß die Hochzeit in wenigen Tagen und aller Stille würde gefeiert werden. Frau Luise vermißte zwar die Andeutung, daß auch sie und ihr Mann zum Feste kommen sollten, aber sie wagte nicht, Wünsche zu äußern, wo alles mit einer kühlklaren Selbstverständlichkeit geordnet und verstanden schien.

Auch Dame Marthe hatte, während sie mit trotz ihrer Körperfülle noch immer ansehnlicher Anstelligkeit und Geräuschlosigkeit die vier Leute bediente, nicht das Empfinden, daß sie etwa nun in dem Ehepaare Tissot zwei plötzlich zu Wichtigkeit gelangte Herrschaften vor sich habe. Ein anderer Eindruck aber erfüllte ihr Herz. Sie sah mit einer fast demutvollen Andacht wie eine ihres Geschlechtes das Unmögliche möglich und einen dieser zügellosen de la Tours zum stillen und in sich zufriedenen Mann machte.

Zwischen den drei andern saß Blanche. Sie war — vielleicht in den Nächten ihrer eigenen Bedrängnis, vielleicht auch aus äußern und mehr körperlichen Ursachen — in den letzten Wochen noch zarter und schlanker geworden. Eine leise Verklärung lag in ihren feinen Zügen und über ihrem Wesen. Sie trat einmal hinter den ungelenken Onkel, um ihn aufzumuntern, noch ein Glas Wein zu trinken. Dabei legte sie ihre Hand einen Augenblick auf seinen Rücken, ihm gleichsam zeigend, daß sie noch die alte sei, und bewies gleich nachher in der Art, wie sie mit einer warmen und doch genugsam fernen Freundlichkeit Dame Marthe bat, noch Früchte aufzutragen, wie wohl sie ihre Rolle als Schloßherrin würde aufzufassen verstehen. Sie ließ sich von Frau Luise von den Hühnern und Hasen erzählen, die einst ihre besonderen Schützlinge gewesen waren, aber als die Tante von den Ereignissen ihres Haushaltes auf allerlei Dorfklatsch kommen wollte, schnitt sie ihr das Wort ab, ohne sie zu verletzen, indem sie ans Fenster trat und, als werde sie der Schönheit jäh gewahr, de la Tour bat, die von Sonne überstrahlte Landschaft zu bewundern



Liebespaar. Gemälde von Prof. Dr. Ludwig Dettmann
(Berlin, Künstlerhaus)

Nicht ohne Scheu betrachtete Frau Luise das Paar am Fenster, de la Tour hochgewachsen, ernst, väterlich, Blanche, an ihm sich emporrankend und von seinem Arm gehalten, aber auch selbstvergessen sich ihm überlassend.

„Wunderbar zu denken, daß das, was wir sehen, nun mein sein soll," sagte Blanche leise zu de la Tour.

„Wunderbar zu fühlen, daß es mehr wert ist, seit du es mit mir teilst," gab er still zurück.

Sie hatten schon ein wenig der Gäste vergessen.

Diese brachen auch bald auf. Blanche geleitete sie bis in den Schloßhof. Sie küßte die Verwandten und ließ sie gehen. Dann strich sie sich über die Stirn. Sie mußte sich beinahe besinnen, wer jene waren. So sehr war ihr Herz von dem einen erfüllt.

Und wieder gingen die Tissots in Gedanken. Auch sie fühlten unbewußt, daß sie die Seele der Nichte an einen andern verloren hatten. Sie empfanden keinen Schmerz. Aber sie konnten von dem nicht sprechen, was sie nicht zu ergründen vermochten. —

An einem Samstag fand die Hochzeit statt. Der Zivilstandesbeamte mit seinem Register, wie der Hochwürdige in seiner Festtracht wurden am gleichen Tage ins Schloß beschieden. Von irgendwelchem Prunk erfuhr niemand. Doktor Abry amtete neben dem Diener Jacques als Zeuge. Aber Abry war schweigsam geworden. Er kam mit seiner Wissenschaft nicht mehr recht nach, wenn er sich die Entwicklung der Dinge im Schloß betrachtete. Seine Theorie von der gleichsam körperlichen Erneuerung des Barons durch die Jugend der Blanche Tissot hielt nicht ganz stand vor dem, was er sich vollziehen sah. Er erkannte, daß an dem Mädchen mehr war als nur Weibesreiz und Weibeslenz. Da er aber ein Zweifler war, gedachte er das Ende der Dinge abzuwarten, ohne indessen noch Lust und Mut aufzubringen, über das Verhältnis vor Dritten zu urteilen. —

De la Tour küßte Blanche auf die Stirn, als die Trauung vollzogen. „Freust du dich auf die Reise?" fragte er.

Sie antwortete: „Gewiß! Aber noch mehr auf die Wiederkehr."

„Du hast noch wenig von der Welt gesehen," meinte er.

„Meine Welt ist klein," gab sie zurück.

Er verstand sie nicht ganz; es erfaßte ihn nur wie oft ein Staunen über ihre Anspruchslosigkeit.

Erst unterwegs erklärte sie ihm einmal ihren Ausspruch: „Nicht, was wir um uns sehen, ist für uns bedeutsam, sondern was wir aneinander lernen. Darum ist für uns die Stille besser als die Weite fremder Länder." —

Aber am Abend ihrer Hochzeit und am Vorabend ihrer ersten großen Reise verließ Blanche de la Tour das Schloß, während der Baron noch beschäftigt war, und machte einen Besuch, von dem sie jenem nichts gesagt hatte. Fast plötzlich war ihr der Entschluß dazu gekommen. Sie war allein gewesen in ihrem Zimmer und hatte die letzten Vorbereitungen für die Reise getroffen. Und während sie langsam und ein wenig zerstreut Kleidungsstücke allerart in den Reisekoffer legte, drängte sich ihr noch einmal der ganze Hergang ihres Schicksals auf. Sie war nicht stolz, nicht überrascht. Sie hatte so wenig Ehrgeiz, vielleicht so wenig Erwartung gehegt, daß auch Enttäuschungen sie kaum unvorbereitet gefunden hätten. Und nun die Erfüllung größer war, als die Hoffnung gewesen, war ihr Herz zwar warm von Freude, aber keinerlei Übermut beseelte sie. Sie hatte sich hingegeben, gläubig und ganz, unfähig irgendwelcher Berechnung. Sie liebte de la Tour mit dem Innersten ihres Wesens, und die Erkenntnis, daß die Schrankenlosigkeit dieser Liebe ihn ihr erhalten, ja ihn ihr mehr erobert hatte, als vielleicht irgendeine Frau vorher ihn besessen, gab ihr zwar eine weiche, dankbarkeitdurchsättigte Befriedigung, aber sie glaubte sich auch jetzt noch nicht am Ziele. Sie wußte nicht, daß sie das nicht tat; denn sie grübelte nicht in die Zukunft, sondern begnügte sich damit, daß die Gegenwart gut war. Sie konnte nicht anders, weil sie eben, mochte kommen, was da wollte, sich selber hätte dieselbe bleiben müssen. Und doch war auch wieder eine Art Ahnung in ihr, daß de la Tours Wesen eine tiefe Veränderung erfahren und daß sie die Ursache davon war. Sie mußte an diesem Abend aber nicht sowohl daran denken, daß des Barons Neigung ihr länger erhalten geblieben als andern, sondern ihr war besonders die Tatsache gegenwärtig, daß er von Georgette zu ihr zurückgekommen war. Georgettes Bild stand scharf vor ihren Augen. Sie hatte den Abschiedsbrief bekommen. Sie war verurteilt, zu verzichten. Es drängte sie plötzlich, sie zu sprechen. Zweierlei schwebte ihr dabei vor. Jene sollte sehen, daß sie sie verstand, aber sie sollte auch wissen, daß de la Tour kein Geheimnis vor ihr, Blanche, hatte. In ihrem Innern war ein kleiner Stachel geblieben von der Stunde her, da sie des Barons Gang zu der Meunier erfahren hatte. Nicht das schmerzte sie mehr, daß es ihn damals zu jener zurück-

getrieben, sondern die Furcht behelligte sie, man möchte sie selbst arglos glauben und nicht erfahren, daß sie, um jenen Gang wissend, dennoch de la Tour vertraute. Der kaum erwachte Wunsch nach einem Zusammentreffen mit Georgette wurde dadurch mächtig gesteigert.

Fast plötzlich entnahm sie dem Koffer ein Tuch und schlug es um die Schultern. Sie lauschte nach der Tür. Alles war still. De la Tour hatte gesagt, daß er lange zu tun haben werde. Sie glitt in den Flur hinaus und eilte über die Treppe ins Freie hinunter.

⌘ ⌘ ⌘

Unterwegs kamen ihr kleine Bedenken. War sie nicht doch auf unklugem, seltsamem Wege? Aber es trieb sie etwas vorwärts. Sie mußte einmal jemandem sagen, daß man sich in de la Tour irrte. Sie hatte nichts zu verbergen. Sie wollte nichts verbergen. Es trieb sie etwas, einmal vor irgend jemand Zeugnis abzulegen, wie alles gekommen war.

Sie ging rasch.

Die Nacht war mild und von leisem Monde hell.

In der Hand trug Blanche einen einfachen goldenen Armreif, den sie einem Schubfach entnommen. Er war ein Geschenk ihres Vaters und sie wollte ihn Georgette geben.

Ohne Aufenthalt und Abenteuer erreichte sie das Haus des Schulmeisters. Es brannte Licht in einer Stube neben der Haustür. Als sie diese öffnete, kläffte ein kleiner Hund. Ihr Herz klopfte. Sie wußte nicht, wie sie sich einführen sollte. Beinahe bekam sie Lust, umzukehren. Dann pochte sie an.

Der Schulmeister rief: „Herein!"

Die Stube war nicht hell, es brannte nur eine kleine Deckenlampe. Meunier, ein langer, hagerer Mensch mit einer die hohe Stirn ins Turmhafte steigernden Glatze, saß in Hemdärmeln am Tisch und hatte eine Anzahl blaue Hefte vor sich, in die er mit roter Tinte Zensuren hineinschrieb. Ihm gegenüber saß Georgette und nähte. Ihre Arme und ihr blanker Nacken schimmerten matt wie weißes Porzellan aus dem dunkeln Leibchen, das sie trug. Als die beiden sie erkannten, standen sie jäh auf. Meunier bog den langen Rücken demütig; sein Amt war ja des Barons Leihgabe.

Sie hatten noch eben von der Hochzeit im Schlosse gesprochen. Der Alte hatte es der Tochter nicht erspart zu sagen: „Da hast du es nun. Hingeworfen hast du dich ihm. Und ein paar Banknoten sind der Lohn."

„Ein paar?" hatte sie mit blitzenden Augen entgegnet. „Ein Vermögen, wenn du recht zusiehst, mit dem mich jeder aus unserer Hungerhütte nimmt, wenn ich nur will."

Im Grunde gab ihr der Vater auch recht, und er ließ es nicht an Respekt fehlen, als er wußte, wen er zu Gaste hatte. Georgette war bleich geworden. Sie knickste nicht. In ihr regte sich der Trotz und die Abneigung.

Die kleine Blanche blieb an der Tür stehen. Was sollte sie sagen? Die Leute hatten Geld bekommen und genommen. Was wollte sie noch? Was mischte sie sich ein? Aber im nächsten Augenblick war sie wieder ganz sicher. Sie trat einen Schritt auf Georgette zu. „Der Baron de la Tour hat Ihnen geschrieben," sagte sie. „Ich weiß, daß Sie ihm sehr gut waren. Wir sind daher wie Schwestern. Und — das gab mir mein Vater — ich wollte es Ihnen schenken, damit Sie wissen, was uns gemeinsam war."

Sie streckte der andern den Armreif hin. Keinerlei Verwirrung lag mehr in dieser Gebärde, sondern eine seltsame vornehme Schlichtheit, die dem ganzen Begebnis das Merkwürdige und fast Widersinnige nahm. Es war nicht zu verkennen, daß sie sich mitverpflichtet fühlte, ein Unrecht gutzumachen, aber ebensosehr, zu dem zu stehen, auf dessen Seite die Schuld war.

Georgette nahm das Schmuckstück und besah es unentschlossen, nicht wissend, was sie aus der Lage machen sollte.

„Wir gratulieren, — gnädige Frau, —" sagte Meunier mit einem leisen, bedeutsamen Stocken vor dem Namen, den er ihr gab.

Da schälte sich in Georgettes Seele das heraus, was heftige Leidenschaft für de la Tour gewesen war. „Sie haben mir ihn fortgenommen," sagte sie mit verbissenem Grimm.

„Keine von uns war die erste," entgegnete Blanche ganz klar.

Die beiden andern spitzten groß die Ohren.

„Er hat zwischen uns gewählt," fügte Blanche hinzu.

„Sie werden auch nicht die letzte sein," stieß Georgette heftig hervor. Ihre Wangen begannen heiß zu werden.

Blanche aber behielt ihren stillen, fast träumerischen Ausdruck. „Das weiß ich nicht," sagte sie. „Es ist der Gang der Welt."

Die Meunier schwankte zwischen Zorn und Erstaunen. Der Schulmeister kratzte sich verlegen im Haar.

Blanche trat näher an den Tisch. Jetzt war ihr der Augenblick. Es schien ihr, als

hätte sie jetzt vor einer großen Öffentlichkeit die Erklärung einer innersten Überzeugung abzulegen. „Wir Frauen," sagte sie, „geben uns und glauben. Den Glauben verlieren nur die, die nicht die Liebe haben. Die Männer sind anders. Stetigkeit ist bei ihnen nur dann, wenn sie wie vor Wundern stehen. Darum kann das Opfer der Frau nicht groß genug sein."

Sie wußte selbst nicht, woher sie die Worte nahm, und warum sie fast eine Rede hielt.

Die andern verstanden nicht alles. Aber die Meunier durchlief ein leiser Schauer. ‚Die kleine Tissot war ein seltsames Wesen,' dachte sie zum zweitenmal. Es war verständlich, daß de la Tour in ihr etwas sah, was er sonst nirgends gefunden. Zum zweitenmal schmerzte ihr eigener Kummer sie weniger, weil sie diese an ihrer Stelle wußte, die etwas Weltfremdes, Alltagsfernes hatte. Sie schob langsam das Armband an ihr Handgelenk. Eine leise Ergebung kam sie an. „Ich danke Ihnen," sagte sie. „Ich will das Armband tragen."

Blanche streckte ihre Hand aus. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit drückte sie die Georgettes, nickte Meunier kurz zu und verließ das Zimmer so lautlos, wie sie gekommen war.

Den Zurückbleibenden war es einen Augenblick lang, als hätten sie nur eine Erscheinung gehabt. Georgette saß vor ihrer Arbeit und drehte das Schmuckstück an ihrem Arm. Sie dachte an de la Tour, seinen Loskauf, die Zukunft.

Da sagte der Vater: „Man weiß nicht, was man von ihr halten soll. — Vielleicht ist sie die Frau, die —"

Er vollendete nicht. Wollte er sagen, daß es Blanche Tissot als der einzigen gegeben sein werde, den de la Tour zu halten, oder daß sie ein Weib sei, wie Männer es träumten, er sprach es nicht aus.

Georgette sann vor sich hin. Bald war Neid in ihrem Herzen, bald wieder nur Staunen.

Dann nahmen beide die unterbrochene Beschäftigung wieder auf.

Blanche lief indessen zum Schlosse zurück. Sie hatte es eilig. Sie war plötzlich gewiß, daß de la Tour sie gesucht habe, und wenn sie sich auch keineswegs fürchtete, ihm zu sagen, wo sie gewesen sei, so ging es ihr doch viel zu lange, bis sie wieder bei ihm war.

Ein wenig außer Atem kam sie im Schloßhof an.

Dame Marthe stand in der Tür und nickte ihr zu. „Der gnädige Herr sucht Sie, Frau Blancheflur."

Sie erklomm leichtfüßig die Treppe und fand den Baron vor den Schlafzimmern wartend. „Wir müssen früh schon fahren," sagte er mit leisem Vorwurf.

Sie schmiegte sich in seinen Arm. „Nicht zürnen," bat sie.

Sie traten in sein Zimmer.

„Ich war bei der Meunier," sagte sie plötzlich mit demselben ernsten, versonnenen Ausdruck, den sie in der Schulmeisterstube gehabt.

Er fuhr staunend auf. Aber als er sie ansah, wurde er ganz still und mochte nicht weiter fragen. Er wußte nicht, was der Gang bedeutete, aber mehr wie je erschien sie ihm als jemand, den man nicht mit dem Maße des Alltags messen durfte und von dem man glaubte, daß gut war, was er tat. So wenig ihn bisher das gekümmert hatte, was er bei den Leuten galt, war ihm doch jetzt, daß Blanche sich gleichsam zwischen ihn und die Vorurteile der Welt stelle. Er streichelte ihr den Scheitel. „Solch einen Gang noch mitten in der Nacht. Du wirst müde sein."

Mit zärtlicher Behutsamkeit führte er sie in ihr Zimmer. Von den Meuniers sprachen sie nicht mehr. —

Am nächsten Morgen fuhren sie nach dem Norden. Sie sahen das grüne Holland, die Nordsee mit ihren Inseln und die Ostsee mit ihrem Strand, an den die düsteren, kühlen Wälder herantraten. Ihr Rauschen mischte sich mit dem Donnern des Meeres.

Blanche war ein wundersamer Reisegefährte. Sie sprach wenig. Aber ihre Augen waren immer voll einer heißen Freude. Und manchmal, wenn ein Schauspiel der Natur, ein Landschaftsbild sie ergriff, drückte sie heftig de la Tours Arm. Noch über die Lust des gemeinsamen Schauens schien ihr aber das Bewußtsein der Unzertrennlichkeit zu gehen. Sie verwöhnte de la Tour, suchte seine Wünsche zu erraten, hütete seine Gesundheit, schmückte ihm fremde Zimmer, bis sie ihm heimisch waren. Sie tat es nicht in auffälliger oder etwa in jener beflissenen Art vieler Frauen, die den Männern lästig wird. Sie gab sich kein Ansehen. Sie ließ ihre Liebe nur über ihn kommen wie sanftes Leuchten eines herbstlichen Abends. Vorbereitungen zur Weiterfahrt, Pflichten da und dort entglitten de la Tours Hand. Heute trug sie das Tuch bei sich, das er gestern im kalten Wind vermißt. Morgen lag an seinem Bett ein Buch, von dem er kürzlich gesagt, daß es ihm auf der Reise fehle. Und als er in einem Theater eine Sängerin hörte, deren Stimme und Schönheit er gleichermaßen und mit der heißen

Freude des Kenners bewunderte, fand er am nächsten Tage ihr Bild in seinem Koffer.

Er dankte Blanche nicht. Es war ihm, als verlöre ihre stille Güte, wenn man sie mit alltäglichem Danke berief. Doch seine Seele blieb wach und ergötzte sich an ihr. Aber auch seine Augen wurden ihrer nicht satt. ‚Wie jung war sie doch!‘ dachte er oft. Und dann fühlte er, daß diese Jugend ein Ungewöhnliches, Unverdientes war, was ihm das Leben noch beschert.

Ganz plötzlich wurden sie reisemüde.

Regen setzte ein und es wurde kalt. Während sie gemeinsam am Fenster eines Hotelzimmers standen und zusahen, wie draußen ein Sturm die Kronen der Bäume packte und hin und her warf, wie der Regen aus schwarzgrauen Wolken brach und in Schauern gegen die Scheiben schlug, begann Blanche, die leicht gekleidet war, zu frösteln und meinte, es möchte sich heute des Einheizens verlohnen.

„Das würde man zu Hause ohne Frage tun,“ entgegnete de la Tour.

Bei dem Worte „zu Hause“ begegneten sich ihre Blicke. Dann lächelten sie, einander ohne Worte verstehend.

„Daheim war es am schönsten,“ sagte Blanche.

„Wo du bist, wird es schön sein,“ gab er zurück. Dann fügte er hinzu: „Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich einmal mit einem Schlupfwinkel auf dem Lande begnügen könnte. Jetzt aber —“

„Fahren wir?“ fragte Blanche.

Statt aller Antwort klingelte de la Tour dem Diener und hieß ihn packen.

Es regnete nicht, aber der Himmel war noch voll schwerer Wolken, als sie heimkamen. Sie hatten sich nicht angemeldet. Dame Marthes Fürsorge ließ erwarten, daß sie jederzeit alles bereitfinden würden. Und sie hatten vergessen, zu telegraphieren. Sie vergaßen überhaupt ein wenig ihre Umwelt, indem sie sich in die tiefe Harmonie verloren, die ihr Beisammensein für sie bedeutete. Jacques, der Diener, wollte dann den Wagen an die Bahn bestellen. Aber de la Tour verbot es. „Ich mag das Aufsehen nicht,“ sagte er zu Blanche. „Mir ist, als störte ich die Ruhe, die in mir ist.“

Zu Fuß legten sie den Weg von der Eisenbahnstation zum Schloß zurück, während Jacques noch mit dem Gepäck beschäftigt zurückblieb.

„Auch hier droht Regen,“ sagte de la Tour mit einem Blick nach dem Himmel.

Es fielen einzelne Tropfen.

„Ein paar Tränen leiser Rührung,“ scherzte der Baron.

Aber es war warm und mild. Noch lagen Wiesen und Wald im üppigen Grün des Sommers.

Jetzt erreichten sie das Schloß. Im Hofe stand eines der Reitpferde. Es gehörte Paul de la Tour.

Der Baron verhielt unwillkürlich den Schritt.

Ein Knecht kam aus dem Stalle und schnallte dem Pferd den Bügel kürzer. Da trat auch schon der junge de la Tour aus der Haustür.

Er erkannte sogleich die Heimgekehrten. Er zog den Hut. Dann kam er zögernd auf das Paar zu. „Verzeih,“ sagte er zum Vater. „Es wußte niemand, daß ihr schon heimkehren würdet. Dame Marthe sprach von Monaten, die ihr wegbleiben würdet.“

„Wir lieben die Stille,“ entgegnete de la Tour. Es war ihm weich zu Sinn. Er wünschte Frieden zu haben. Er drückte dem Sohne die Hand, ohne Blanche, die er führte, freizugeben.

Paul neigte sich und küßte dieser die Finger.

Sie errötete und war verwirrt. Sorge war in ihr und störte das Glück ihrer Heimkehr.

Sie wendeten sich aber der Tür zu.

„Du wolltest ausreiten,“ sagte de la Tour, mit einem Blick auf das Pferd.

„Ich wollte —“ entgegnete der andere unentschlossen. Dann fühlte er sich gezwungen, sein Hiersein näher zu erklären. „Es ging mir vielleicht wie euch — ich mußte wieder einmal hierher zurück,“ sagte er. Die Brust war ihm voll der widerstreitendsten Empfindungen. Der Vater hatte ihm von seiner Heirat mit Blanche Tissot geschrieben. Noch einmal waren alle Gefühle des Zorns, des Hohns, des Nichtverstehens und des Neides in ihm wach geworden. Er hatte nicht geantwortet. Und nun er Blanche wieder vor sich sah, riß es neu an seinem Herzen. Aber er fuhr mit gepreßter Stimme fort: „Ich habe auch hier so manches noch, was ich mit mir fortnehmen möchte.“

„Es ist gut,“ sagte de la Tour.

Der Jüngere machte ein fragendes Gesicht.

„Daß du hier bist,“ ergänzte der Baron.

Sie stiegen nach den Wohnräumen hinauf. Paul folgte fast wider Willen.

Dame Marthe kam mit vor Überraschung und Freude geröteten Wangen.

Blanche hatte sich selbst wieder gefunden. Im Grunde, was konnte ihr geschehen? Für sie gab es nur einen Weg. Sie fühlte sich auch in den bekannten Räumen sogleich wieder heimisch, ordnete an, daß der Tee

ins Turmzimmer gebracht, Blumen auf den Tisch gestellt und Kissen in de la Tours Armstuhl gelegt würden, da er sich unterwegs eine leichte Erkältung geholt und an Rückenschmerzen litt.

De la Tour lächelte. „Meine Vorsehung," sagte er zum Sohne gewendet.

Paul ließ unten wissen, daß er später zu reiten gedenke. Er fügte sich dem Zwange.

Mit der Höflichkeit weltgewohnter Männer nahmen Vater und Sohn gemeinsam mit Blanche ihre Mahlzeit ein und sprachen dabei, ohne daß die Unterhaltung je eine lästige Stockung erfahren hätte, von Dingen, die nahe lagen, ohne besonders wichtig zu sein, der Hauptstadt und ihren Bekannten, der Reise und Rückkehr, von St. Martin und seinen kleinen Ereignissen. Blanche reichte die Tassen, richtete die Brote. Sie vermied Pauls Blick. Aber zu de la Tour neigte sie sich mit einer zurückhaltenden und doch tiefen Zärtlichkeit.

Paul spürte es mehr, als er es sah. Er wußte nicht, wie ihm war. Hatte er eine vollendete Komödiantin vor sich oder war wirklich das Innerste dieses Kindweibes zu dem Manne ausgeströmt, der schon auf der Abendseite seines Lebens stand? Der Widerstreit seiner Empfindungen lenkte ihn ab und machte ihn immer schweigsamer.

Da stand Blanche auf. „Die Koffer sind gekommen," sagte sie, „ich möchte nach ihnen sehen."

Sie küßte de la Tour auf die hohe Stirn, nickte Paul zu und ging hinaus.

Als sie allein waren, lehnte sich der Baron in den Stuhl zurück. „Wir müssen uns aussprechen," sagte er tief aufatmend. „Ich hoffe, daß wir nicht geschieden bleiben."

Paul wandte sich ab. „Du hast das seltsame Abenteuer zu Ende geführt," sagte er finster. „Meine Meinung kennst du."

„Vielleicht kann ich sie ändern," sagte der Vater. Er legte die Hand an die Stirn, als besinne er sich auf lang Überdachtes. Dann fuhr er fort: „Du hast meinen Jahren das Recht abgesprochen, sich mit Jugend zu verbinden. Ich habe es doch getan. Und laß mich dir sagen, warum ich glaube, daß kein Mensch das Recht hat, eines andern Möglichkeiten einzugrenzen. Nehmt uns Alternden die Hoffnung, die Freude am Schönen und ihr stoßt uns in den Kerker der Vereinsamung, der grauen Eintönigkeit. Solange Blut in Menschenadern pulst, muß es schäumen können. Glaubst du, daß das meine eingetrocknet sei?"

„Du gabst mir nie Anlaß, das zu glauben," entgegnete Paul mit leisem Spott. „Ich habe mich auch nie in deine Angelegenheiten gemischt, bis —"

„Bis dir eigene Wünsche durchkreuzt waren."

Paul zuckte die Achseln. „Und es ist doch ein Widersinn," beharrte er.

„Blanche hat gewählt."

„Sie war kaum reif dazu."

„Sie sah dich und sah mich."

„Ich fürchte, ihr Entscheid wird nicht zukunftsgültig bleiben."

„Du hoffst noch immer?"

„Nicht für mich. Aber — ebensowenig für dich."

De la Tour lehnte sich im Stuhle nach vorn, seine schlanke Hand glitt langsam über die Armlehne vor, und hinter seiner Stirn schienen die Gedanken scharfe Arbeit zu tun. „Das kann ich nicht widerlegen," sagte er mit halblauter Stimme und wie aus tiefem Grübeln heraus, „die Beweise müssen sich erst aus Kommendem ergeben. Aber ich will dir etwas sagen, Paul de la Tour. Dieses Mädchen kam in meine Tage wie aus einer fremden Welt. Sie brachte in mir alles Ungestüm, alle Wünsche zur Ruhe. Ich begreife sie kaum, aber ich lasse das Glück ihrer Nähe blindlings über mich kommen. Es hilft dir nichts, du wirst die Andacht in mir nicht zerstören."

Paul kannte seinen Vater. Er hatte ihn nie sentimental gesehen. Noch jetzt hatte er die ganze Überlegenheit an sich, mit der er stets verstanden hatte, der erste des Hauses zu sein. Er fand das spöttische Wort nicht, das des andern Rede entkräftet hätte.

In diesem Augenblick kam Blanche zurück. Es lag etwas Wohltuendes in der geräuschlosen Anmut, mit welcher sie sich durchs Zimmer bewegte. „Nun ist wieder alles traulich und behaglich," sagte sie. Und sie legte eine Hand auf die de la Tours.

Ein heftiger Schmerz brannte Paul; es war abermals Neid, aber daneben regte sich der Zweifel wieder, ob er ein Recht habe, zwischen den beiden zu stehen.

Blanche fuhr fort: „Ich freue mich auf jeden Tag, der kommen soll. Du wirst an deinem Schreibtisch sitzen. Es erinnert mich, wie mein Vater sein Leben verbrachte. Und du wirst wieder in die Felder reiten. Wir werden den Wald sehen und den Fluß, die untergehende Sonne und die Nacht, die hier hellere Sterne hat als irgendwo. Die von Sankt Martin werden grüßen, wo sie einen treffen. Und wo einer krank ist, werde ich zu ihm gehen. Und wo einer arm ist, werden wir ihm geben. Dame Marthe aber ist wie die Mensch gewordene Treue, und die andern, die alt geworden sind mit diesen

Mauern, machen einem das Leben leicht. Und dann die Abende! Durch das offene Fenster atmet das schlafende Land, duftet das Heu, das am Tag geschnitten wurde. Eine Uhr schlägt in der Stille. Du aber spielst, Schubert, Chopin —"

Plötzlich wendete sie sich zu Paul. „Ich wollte," sagte sie zu ihm, „Sie könnten das mitempfinden, verstehen, wie alles gekommen und warum es so ist und nicht anders."

Der andere sah vor sich nieder. Er fand keine Antwort. Vielleicht ließ ihn der Trotz keine geben. Aber das Seltsame rührte auch ihn an, das den Vater überwunden hatte.

Er erhob sich. „Vielleicht lerne ich es," sprach er.

Schweigen fiel zwischen sie.

Dann sagte Paul: „Gestattet, daß ich mich verabschiede; ich gedenke morgen früh zu verreisen."

Die Gesichter der beiden andern waren ernst. Es tat ihnen leid, daß er ging. Aber der Abschied, den sie nun nahmen, so kühl er war, ließ die Möglichkeit einer Wiederbegegnung offen.

Am nächsten Morgen war Paul abgereist. —

Es begann im Schloß das seltsame Leben, das noch jetzt bei den Bewohnern von Sankt Martin sprichwörtlich ist, jetzt da es ins Nichts gemündet. Es gestaltete sich, wie Blanche es an jenem Abend dargelegt, und bewegte sich in einem engen Kreis. Der Baron übernahm wieder die Oberleitung der Gutswirtschaft. Er ließ nach und nach alle Fäden reißen, die ihn noch an die Hauptstadt gefesselt hatten. Keine Gäste kamen von auswärts, es sei denn, daß zuweilen ein Gelehrter sich anmeldete, der de la Tours Sammlungen zu kennen wünschte, oder ein Geschäftsmann zu Tisch geladen wurde, der gekommen war, Gutserträgnisse einzukaufen. Tissot, der Verwalter, äußerte sich in seiner kargen Weise einmal dahin, daß es ein Glückszufall sei, der ihn in die Dienste de la Tours geführt habe; denn es wurde ihm zur Lust, die rechte Hand des Gutsherrn zu bleiben, der seinen Besitz immer mehr zu einer Musterwirtschaft ausgestaltete. Er legte auch seine mürrische Art dem Baron gegenüber ab und zog den Hut tief, wenn er ihm begegnete. Seine Stimme aber wurde weich, wenn er Blanches Namen nannte. Seine Zärtlichkeit wagte sich freilich nur in einem leisen und verstohlenen Streicheln ihrer Hand hervor, wenn sie diese einmal in seine schwere Rechte legte.

De la Tours Züge zeigten kaum Falten. Und so war sein Inneres glatt und still. Sein Leben war durch Arbeit ausgefüllt. Viele Stunden saß er vor Plänen zu Neubauten, zu Feldanlagen, zu Bodenverbesserungen. Auch vergrub er sich tiefer in allerlei Studien. Wenn er ins Dorf hinabschritt, sah er kaum mehr, wer ihm da begegnete, oder mußte sich erst aus tiefen Gedanken in die Gegenwart und die Menschen zurückfinden. Er kannte die Namen der Mädchen nicht, die jetzt da unten groß und hübsch wurden und unter denen er einst wohl Bescheid gewußt. Die Brun, die Händlerin, mußte sich daran gewöhnen, daß er nicht mehr zum Plaudern in ihren Laden kam. Die Georgette Meunier war weggezogen. Man sagte, sie habe sich nach der Hauptstadt gemacht und führe dort mit den ihr zugewiesenen Mitteln, die sich irgendwie stets vermehrten, ein ihr angenehmes Leben. Fleurier, der Bauer, aber fühlte sich ein wenig in Vergessenheit geraten und konnte keine Kränze mehr nach dem Grabe seiner Tochter Mélie tragen. Er blickte aber wie die andern Dörfler der hochgewachsenen Erscheinung des Barons nach, wenn er durchs Dorf ging oder ritt. Er war ihnen allen fremder geworden. Sie sprachen von seiner Tüchtigkeit, seinem Wissen, seiner Jugendlichkeit. Und dann ging heimlich und wie man von etwas Märchenhaftem spricht, die Rede von seiner letzten Liebe und von Blanche Tissot um.

Von Blanche Tissot redete aber heimlich oft auch de la Tours eigene Seele. Ihr Bild schien sich in ihr, in der dasjenige so vieler verblaßt war, stets zu erneuern. War es ihre große Jugend, die so weit hinter seinen eigenen Jahren lag, die ihn gefesselt hielt? Oder wußte die kleine Blanchefleur anders zu lieben, als die andern? Sie verwöhnte ihn nicht durch Liebkosungen. Aber, wenn ihre Liebe sich auftat, erschlossen sich Tiefen. Sie sprach einmal, den Blick ins Leere gerichtet: „Ich bin nicht mehr ich selbst, sondern ein Teil von dir. Meine Zeit muß mit der deinen enden." Und man mußte ihr dieses Wort glauben; denn ihr ganzes Wesen zitterte gleichsam in ihm.

Sie sprach ein anderes Mal: „Ich fürchtete früher, daß andere mich in dir verdrängen könnten. Es ist seltsam, daß ich nie mehr daran denke. So tief wohnen wir ineinander."

De la Tour wiederholte solche Worte in sich, und gab sich zu, daß dem so sei. Der Glaube wuchs in ihm, wie etwa der Fanatismus eines frommen Christen. Sie war ihm wie das Licht in seinen Tagen.

⌘ ⌘ ⌘

Blanches Leben hatte nie weite Grenzen gehabt. Es war immer still gewesen. Und

wie sie einst in der Einsamkeit des Vaters nur für diesen gewirkt und gedacht hatte, so ging sie jetzt in dem auf, was Robert de la Tour betraf. Vielleicht war sie nicht für die laute Welt gemacht. Es mochte in ihr etwas von der Beschaulichkeit und Wunschlosigkeit der Klosterfrau sein, die in ihrer Zelle, dem Garten davor und im Gebet das Glück ihres Lebens findet. Sie betete ohne es zu wissen zu einem, der ihr heilig war. Hatte eine Art Schwärmerei sie einst und in einer Zeit, da ihre Seele noch unberührt war, zu ihm geführt, so war aus dieser Empfindung nach und nach ein Gefühl erwachsen, ähnlich demjenigen, das des armen Heinrich opferwillige Retterin für diesen empfunden. De la Tour hatte sie aus ihrer Kindheit zur Reife erweckt. Er hatte die Jahre beherrscht, da ihre Weibesliebe sich entfaltet, und ihm war sie, die die reine Frau nur einmal verschenkt, geblieben. Die Erkenntnis, daß der einst so flatterhafte Mann sich zu ihr allein bekehrt, die wachsende Wahrscheinlichkeit, daß sie die einzige bleiben werde, hatten ihre Liebe vertieft, und obgleich sie auch Prüfungen würde widerstanden haben, sie mit dem machtvollen Gefühl der Dankbarkeit durchsetzt. Er füllte ihre Gedanken aus. Ihm diente sie, ihm Wünsche von den Augen abzusehen war ihr zugleich Lust und Bemühen. Ihr Aufwachen am Morgen bedeutete, daß sie nach seinem Zimmer hinüberlauschte, ob er schon erwacht sei. Jeden Tag trug sie dasselbe Herz voll Freude ihm zu. Sie begleitete ihn nach wie vor auf seinen Gängen und Ritten. Sie saß bei ihm, wenn er arbeitete. Wenn er aber allein sein wollte oder mußte, ging sie still und klug beiseite. In den Stunden aber, da seine Liebe aufglühte und er sie zu sich nahm, erzitterte sie bis ins Innerste ihres kindlichen Körpers.

Zuweilen traf Paul de la Tour ein. Er kam oft lange nicht, um dann plötzlich in kurzen Zwischenräumen mehrmals aufzutauchen. Er blieb nie lange. Manchmal wunderten sie sich über den Zweck seines Besuches. Es war, als treibe ihn etwas, immer wieder in Erfahrung zu bringen, ob das seltsame Band noch halte, das den Vater fesselte. Doch hatte auch er, wenn auch nicht in dem Maße wie der ältere de la Tour, den Blick für andere Frauen verloren, seit er Blanche kannte. Nicht, daß er seine Abenteuer völlig aufgegeben hätte, aber er ging ihnen nach wie der Jäger, dem das Jagen leid geworden. Seine Gedanken irrten, wenn er fern war, nur zu häufig zum Schlosse zurück und hinter der Höflichkeit, mit der er der jungen Stiefmutter begegnete, verbargen sich noch immer schwer bezähmte eigene Wünsche. — Eines Winters befiel den Baron die Gicht. Er hatte sich auf einem Spazierritt erkältet. Dann sprang ihn das Übel an wie eine Wildkatze. Er konnte nicht mehr gehen. Seine Finger krümmten sich und sein Herz wurde schwach. Abry machte ein bedenkliches Gesicht und verordnete eine Kur in einem Schwefelbade. Blanche pflegte ihn und begleitete ihn ins Bad. Er wurde abhängig von ihr. Sie wurde ihm unentbehrlich, wie es Mannes Art ist, sich eigensüchtig an die Pflege einer Hand zu gewöhnen, als verstünde keine zweite so wohl zu tun.

Leidlich genesen kehrte er nach Wochen ins Schloß zurück. Auf der Fahrt vom Bahnhof hielt er Blanches Hand in der seinen. „Das Alter hat begonnen," sagte er. „Die Gebresten werden nun zum Alltag gehören."

Ohne daß er sie aussprach, lag dabei in seinem Blick die angstvolle Frage, ob ihre Liebe sich nicht an seiner beginnenden Gebrechlichkeit kühlen werde.

Sie aber antwortete einfach: „Ich werde dich pflegen." Und er sah, daß die Mutter in ihr erwachte, die in jeder Frau wohnt, und die Freude am Betreuen. Ein Kind war ihr versagt. Vielleicht wendete sich darum auch das letzte in ihr, das noch hätte von ihm abgelenkt werden können, ihm zu. Sie setzte seine beginnende Hilflosigkeit an diejenige eines Neugeborenen.

Daheim fanden sie Dame Marthe zu Bette liegend. Sie war seit geraumer Zeit müde geworden. Ihr schwerer und allmählich ungelenk gewordener Körper hatte plötzlich den Dienst versagt.

De la Tour und Blanche traten gemeinsam bei ihr ein.

Sie errötete vor Freude. Sie hatte mit dem noch immer glatten Gesicht und dem weißen Haar, das unter der Haube hervorschimmerte, etwas Ehrwürdiges. Eifrig versicherte sie, daß sie ehestens wieder aufstehen und ihres Amtes weiter walten werde. Insbesondere de la Tour gegenüber wurde sie nicht müde zu beteuern, daß sie keinerlei Mühe zu verursachen gedenke.

Aber Doktor Abry teilte dem Baron mit, daß wenig Hoffnung auf ihre Wiedergenesung sei.

„Mir wird sein, als gehe meine Mutter noch einmal aus meinem Leben," sagte de la Tour zu Blanche.

Sie drückte seine Hand. Er wußte, daß das hieß, sie wäre bei ihm.

Dann übernahm Blanche die Pflege der Dame Marthe. Anfänglich ging sie nur häufig bei ihr aus und ein. Als jedoch

schweres Leiden und tiefe Beängstigungen sich bei der Kranken einstellten, nahm sie sie in ein Zimmer in der Nähe ihres eigenen und wich nicht mehr von ihr.

Dame Marthe litt daran, daß sie untätig sein mußte. Ihre Blicke dankten für die Wohltat, die ihr jetzt geschah, und sie folgten den einzigen, die in ihrem Leben gegolten, wenn sie aus dem Zimmer gingen, als müßte sie noch über ihrer Wohlfahrt wachen. Sie hatte Blanche gegenüber eine leise Zurückhaltung angenommen. Jene war jetzt zu Recht die Herrin. Sie hatte ein zu feines Empfinden, als daß sie den Vorteil genützt hätte, den ihr vielleicht die Tatsache gewährt, daß sie einst Blanche dem Baron zugeführt. Sie bewunderte das Mädchen, das die Kunst gekannt, diesen zu fesseln.

Eines Abends schuf ein seltsames Zusammentreffen von Wolken, Winden und untergehender Sonne eine so unerlebte und zaubersame Beleuchtung, daß Schloß und Dorf, die Felder und die fernen Hügel wie in den Widerschein einer gewaltigen Feuersbrunst getaucht waren. Hinter den Hügeln wurden die verschneiten Gipfel der Alpen sichtbar, von denen die Dorfleute sagten, daß man sie nur alle zehn Jahre einmal am Horizont erscheinen sehe.

Eine merkwürdige Bewegung schuf das Licht in Dame Marthes Zimmer. Es war, als glitten Schatten an den Wänden hin und tröffe sanftes, goldenes Wasser unhörbar von den Gesimsen.

Dame Marthe hatte tagsüber viel gelitten, nun aber lag sie ruhig, die rundlichen, weißen Hände auf der Decke gefaltet.

Blanche saß neben ihrem Bett und stickte.

Eben war der Baron dagewesen, um nach der Kranken zu sehen. Er hatte Dame Marthe die Hand gereicht, etwas fern, als dürfe er sie nicht verwöhnen, sich dann niedergebeugt und Blanche geküßt und war an seinem Stock aus der Tür gegangen.

„Er ist älter geworden," sagte Dame Marthe leise. Vielleicht sprach sie es mehr zu sich selber.

Aber Blanche sah auf, während eine jähe Angst in ihre Augen trat. „Er muß sich sehr schonen," flüsterte sie, und es klang, als wolle sie sich selber mahnen, noch mehr auf de la Tours Wohl zu achten.

„Sie bleiben länger jung als andere, die de la Tours. Darum sträubt man sich, sie alt zu sehen," fuhr Dame Marthe weiter.

Dann wurde es still. Die eine sah auf ihre Arbeit und führte scheinbar ganz in diese versunken die Nadel, die andere ließ den Blick auf der Decke haften, aber er ging dabei weit in die Vergangenheit zurück.

Und auf einmal sprach die Alte wieder: „Sie sind stolz und gütig. Sie tun einem wohl und weh." Sie dachte an einen andern de la Tour. Der war längst tot.

Blanche stand auf. Das Herz war ihr schwer.

Dame Marthe sah ihr nach, wie sie an eines der Fenster trat und ins Leere schaute. Ihr schmales Gesicht wurde vom Rot des Abends angehaucht. Und Dame Marthe dachte daran, wie sie einen de la Tour liebte und Herrin an seiner Seite geworden. Sie selbst hatte nie so viel Ehrgeiz oder Hoffnung gehabt. Aber sie hätte gerne gewußt, ob jene so reich war, wie sie es einst gewesen, und wenn ja, ob sie es bleiben würde, und sie hätte ihr gerne mit guten Wünschen die alten Hände aufgelegt. Aber plötzlich befiel sie jetzt eine Beklemmung. Ihre Hände zuckten und tasteten auf der Decke. Aber sie kam nicht dazu zu sprechen. Sie schloß die Augen. So müde war sie auf einmal. Es wurde dunkler im Zimmer. Auch kühler schien es Dame Marthe.

Das Leuchten erlosch. Die Wände nahmen ihre ursprüngliche Farbe an. Merkwürdig weiß und kalt wurde auch Dame Marthes feine, weiche Wange.

Blanche kehrte vom Fenster zurück. Sie hatte alle die Zeit über das Wort der Alten nachgedacht. „Er hat mir nur Gutes getan," sagte sie aus ihren Gedanken heraus, ihr noch zur Antwort. Und dann wunderte sie sich, daß die andere schwieg. Sie blickte näher hin und erschrak. Darauf eilte sie hinaus, um de la Tour zu holen.

„Sie ist tot," sagte dieser, als er über die Schwelle trat.

Blanche schmiegte sich an ihn. Tränen standen in ihren Augen. Nun waren sie beide allein, dachte sie. Aber es schien ihr genug.

De la Tour ging es ähnlich. Er wünschte sich nicht fort. Was ihn einst nach der Hauptstadt oder in die Ferne gezogen, hatte seine Bedeutung verloren. Es tat ihm leid, daß die Alte tot war, die ihm treu gedient; aber die Lücke, von der er gesprochen, hinterließ sie ihm nicht. Er brauchte niemand mehr als die, die an seiner Seite stand.

Er nahm Rosen, die in einer Vase standen, und legte sie in Dame Marthes Hände. Dann führte er Blanche hinaus. —

Dame Marthe wurde zu Grabe getragen. Sie erhielt einen Ehrenplatz in der Gruft des Schlosses.

Blanche übernahm viele ihrer Pflichten. Sie wuchs hinein, als wäre sie sie immer gewohnt gewesen. Diener und Mägde liebten ihr Hand, aber um de la Tour selbst mühte



Badeleben an der Havel. Gemälde von Elisabeth Andrae
(Kunstausstellung Dresden)

sie sich allein. Sie richtete den Tisch für sie beide, sie ordnete seine Zimmer, sie achtete auf sein Wohl. Wenn Dame Marthe ihn treu besorgt hatte, so hatte er das doch als etwas Selbstverständliches hingenommen. Blanches Bemühen war anders. Er fühlte in jedem Wort und jedem Blick etwas, was ihn rührte und sein Staunen nie ganz zur Ruhe kommen ließ. Sie war jetzt wie ein Kind, jetzt wie eine kleine Mutter. Auch die Liebe seiner ersten Frau, seines Sohnes und all der andern, die ihm im Leben nahe gestanden, ertrug den Vergleich mit dem nicht, was Blanche ihm gab. Ihre Art hatte immer noch jene seltsame Zartheit, Weltfremdheit und Ungewöhnlichkeit, die schon in ihren Anfängen ihn mit dem Eindruck erfüllt hatte, es sei in seine Tage ein Wesen aus andern Gefilden getreten.

Blanche indessen vergaß um ihn die Außenwelt. Sie stellte selbst ihre ohnehin seltenen Besuche bei den Verwandten ein. Sie hatte ihnen nichts zu sagen, da sie im Grunde nichts erlebte als das täglich sich erneuende Geschick ihrer Liebe. Sie hatte auch nichts von ihnen zu erfragen; denn ihre Gedanken kehrten, wenn sie außer Hauses war, stets zu dem einen zurück, dessen Ergehen ihre Sorge war. Nicht, daß sie die Tissots nicht mehr liebte. Im Gegenteil. Sie sandte ihnen Früchte und Blumen. Sie beschenkte sie bei jeder Gelegenheit. Sie dachte ihrer gern und freute sich, wenn der schweigsame Onkel in Geschäften ins Schloß kam. Allein das rührte ebensowenig an die Tiefen ihrer Seele wie etwa ein Gang zu einem Armen des Dorfes, den sie tat, oder eine Spazierfahrt, die sie allein unternahm. Sie war wie im Traum, wenn sie zu andern ging. Wach war sie nur für den, der ihr ebenso und früher zum Lebensinhalt geworden wie sie ihm.

Und sie sah, daß das Alter ihn meisterte.

De la Tour mußte die Ritte aufgeben. Im Frühjahr, als naßkaltes, ewig stürmisches Wetter kam, legte er sich für Wochen zu Bett. Er konnte sich dann wieder erheben, aber Doktor Abry sowohl wie die medizinische Autorität, die nun abermals aus der Hauptstadt berufen wurde, verboten ihm, das Zimmer zu verlassen. Gegen den Sommer hin sollte er zum Kurgebrauch fortreisen.

Das Schicksal bannte so die beiden Menschen in einen immer engeren Kreis. Vielleicht war auch das schuld, daß das einst so wendische Herz des Barons seinen regelmäßigen Schlag behielt. Was früher hastvolle Sucht nach Genuß und Abwechslung gewesen, ging immer mehr in einer stillen, lächelnden Freude an einem einzigen Wesen auf. Auch ihm bedeutete jedes Erwachen am Morgen eine frohe Erwartung: Nun mußte Blanche kommen und ihm die Arme um den Hals legen. Er sah in ihre Augen. Jenes Seltsame schaute ihn daraus an, das er nicht erriet, das ihn nur immer im Innersten bewegte. Er sah sie dann um ihn walten, bei ihm weilen. Sie sprach nicht. Nur ihre Blicke begegneten zuweilen den seinen. Er streckte die Hand nach ihr aus, sie eilte zu ihm und ließ sich neben ihm in die Knie nieder.

Sie hatten noch wenig über das Wesen seiner Krankheit und die Tatsache gesprochen, daß sein Haar so viel grauer und lichter geworden. Aber in der Güte, der Rücksicht, mit welcher sie einander begegneten, lag eine leise Schwermut versteckt. Die Ahnung, daß die Tage ihres Zusammenseins gezählt waren, erfüllte beide, wenn auch Blanche sie nicht erkannte und den Gedanken einer Trennung als etwas Unmögliches noch nicht an sich herankommen ließ. De la Tour jedoch fühlte, daß seine Kräfte fast mit dem Tage abnahmen, daß eine merkwürdige Erlahmung seines Herzens eingetreten war. Wenn sein Blick oft unbemerkt auf Blanche ruhte oder ihr folgte, als habe er Angst, sie aus dem Gesicht zu verlieren, dann überlegte er, daß er eines Tages sie zurücklassen, daß sie dann noch jung sein und ein Leben vor sich haben werde, an dem er keinen Teil mehr hatte. Sein eigenes Alter erhob sich wie ein Gespenst gegen ihn. Und was ihn vielleicht überfallen haben würde, wenn ein Nebenbuhler ihm Blanche streitig gemacht hätte, das packte ihn jetzt mit jäher Gewalt einem Unbestimmten, noch Gestaltlosen gegenüber. Wer würde an diesem Kinde, dessen Wesen mit dem seinen in eins zusammengeströmt war, Recht gewinnen? Zuweilen tauchte dunkel und in unbestimmten Umrissen die Gestalt seines eigenen Sohnes vor ihm auf. Dann wieder sah er andere, fremde Menschen, denen sein junges Weib zulächelte und ihre geduldvolle Liebe schenkte. In solchen Augenblicken übersott ihn ein heißer Schwall der Angst oder des Zorns. Die Hände begannen ihm zu zittern. Er rief Blanche zu sich, preßte sie an sich und wollte immer wieder hören, daß sie ihn liebe. „Du mußt es fühlen," war ihre erstaunte Antwort, und der schlackenlose Wahrhaftigkeit verratende, ruhige, klare Ausdruck ihrer Augen beruhigte ihn.

Regentage folgten einander in unablässiger Reihe. Der Winter war vorbei, aber etwas Frostiges, Gehässiges blieb in der Natur. Schneeflocken mischten sich dann und wann in den Regen. Nebel zogen auf, verhüllten den Himmel und gaben ihm eine bleierne

Düsterkeit. Dann sanken sie ins Tal und nahmen dem Schlosse die Sicht auf das Dorf. Stürme schwollen zum Orkan an. Sie trieben Wolken von tiefer Nachtfarbe aus Westen herauf, daß sie mitten am Tag die Erde verdunkelten. Sie heulten um die Mauern, klapperten an den Fensterläden und jagten durch die Innenräume eine Zugluft, die die Bewohner frösteln und ihre Lebensfreude kränkeln machte.

Im Turmzimmer brannte ein Kaminfeuer. De la Tour saß in seinem Lehnstuhl davor, hatte eine Decke um Füße und Knie gewunden und zog seinen Pelz immer wieder mit weißen, hager gewordenen Händen vor der Brust zusammen. Er fühlte sich schwächer als seit langem. Seit geraumer Zeit peitschte er das müde Herz durch allerlei narkotische Mittel auf, die ihm Abry verschrieb. Aber es war, als versagte jetzt ihre Wirkung. Ein leises Fieber schüttelte ihn. Er konnte und konnte nicht warm werden.

Blanche saß stundenlang neben ihm und wärmte ihn, die Arme um seinen Oberkörper gespannt, mit ihrem eigenen Leibe. Solange sie bei ihm war, hatte er Ruhe. Er schlief oft ein. Dann sah sie, wie sein Gesicht weiß wurde, als sei alles Blut ausgeflossen. Ihr Herz schlug jetzt manchmal in jäher Angst und hatte etwas von dem Flattern eines erschreckten Vogels. Sie begann zu fühlen, daß er ihr langsam entglitt.

Gegen Abend verließ sie ihn einen Augenblick, um eine Anordnung zu geben. Bald kam sie zurück. De la Tour wendete den Kopf, als sie eintrat. Er lächelte ihr zu, aber sie spürte, daß sie ihm schon zu lange weggeblieben war. Sie trat rasch heran und wickelte ihn besser in seine Hüllen.

„Es müßte Frühling werden," sagte er. Seine Stimme klang müde und heiser.

„Nur der April noch, dann wird er kommen," tröstete Blanche.

Er sah vor sich nieder, sein Bart lag auf der Brust und war wie weiße Seide. Plötzlich fragte er: „Was wirst du beginnen, wenn ich nicht mehr da bin?"

Sie machte weite Augen, und an ihrem Munde zuckte es. „Darüber habe ich nie nachgedacht," gab sie zurück.

„Einmal wird es sein," beharrte er. „Du bist so viel jünger."

Sie sagte: „Die Jahre machen es nicht."

Das verstand er nicht ganz. Er drehte sich ihr näher zu. Seine hohe, bleiche Stirn lag an ihrer Brust. Langsam glitten seine Arme aus der Decke heraus und legten sich um ihren zarten Körper. „Es ist schwer, dich allein zu lassen, kleine Blanchesflur," sagte er.

„Ich werde nicht ohne dich sein," antwortete sie.

Er wollte sie etwas fragen, was er nicht begriff. Er wollte manches fragen, was sie ihm schon oft hatte sagen müssen, und vieles, was ihm an ihr rätselhaft und wunderbar geblieben war. Aber vielleicht war nur die kleine Anstrengung, mit der er sich aufrichtete, für sein Herz zu viel. Er stieß plötzlich einen Seufzer aus und brach in sich zusammen.

„Lieber," sagte Blanche. Sie begann eben erst zu begreifen, daß sie ihn vielleicht verlor. Daß er schon von ihr gegangen war, erfaßte sie noch nicht. Aber es wurde ihr, als ob ihr Blut gefröre, und zugleich schmerzte sie die Stirn. Sie konnte nicht alles so rasch durchdenken.

Da fühlte ihre Hand, die über des Barons Stirn strich, daß sie schon kalt war. „Lieber," wiederholte sie und küßte ihn. Aber sie begriff schon, daß man nicht mehr mit ihm reden konnte.

Und sie weinte ein wenig, den Kopf auf die Lehne gelegt, von der der seine herabgesunken war.

Der Sturm war jetzt besonders heftig und warf ganze Schwaden von Regen an die Fenster. Es gab einen langsam auf- und abschwellenden, zischenden Ton, wie wenn wachsendes Wasser über ein Wehr schießt.

Blanche hatte ein Verlangen, sich neben den Toten hinzulegen. Es war ihr nichts sonst irgendwie wichtig. Sie war eigentlich nicht einmal traurig; denn sie schloß die Möglichkeit völlig aus, daß sie einmal nicht bei dem sein werde, den sie noch vor sich sah.

Nach einer Weile fiel ihr ein, der Baron müsse zu Bett gelegt, Abry gerufen werden. Flüchtig, tröstlich kam ihr dabei die Erwägung, Abry möchte vielleicht noch einen Rat wissen. Aber als sie noch einmal in das seltsam veränderte Gesicht des Toten sah, gab sie diese kleine, törichte Hoffnung auf.

Dann rief sie den Diener Jacques, sandte zum Arzt, setzte eine Depesche an Paul de la Tour auf und schickte auch diese fort. ‚Paul', dachte sie dabei und griff sich an die Stirn. Ja doch, sie wußte, wer er war und daß er seinen Vater noch sehen mußte. Aber er schien ihr fremd. Es berührte sie wenig, ob er kam oder fortblieb.

Der Tote wurde aufs Lager gelegt.

Abry kam und stellte fest, daß ein Herzschlag des Barons Leben geendet. Er bot Blanche seine Dienste an.

Sie sah ihn geistesabwesend an und sagte dann, der junge Baron werde verfügen, wenn er komme.

Abry und die Dienerschaft machten sich zu tun. Schon wurden Kränze aus dem Dorf gebracht. Der Geistliche stellte sich ein. — Blanche fiel ein, daß nun wohl auch die Verwandten kommen würden. Es glitt eine Weichheit über ihr Herz. Aber — dann schien ihr auch der Besuch bedeutungslos.

Die Tissots kamen. Es stand dem Verwalter an, nachzusehen, was für ihn zu tun sei. Frau Luise begleitete ihn. Sie trat weinend auf Blanche zu, während ihr Mann, den Hut in der Hand, sich mehr vor der Schloßherrin, als vor der Nichte verbeugte.

„Du bist sehr allein," schluchzte Frau Luise und erwartete, daß sie gebeten werde, zum Trost da zu bleiben.

Tissot drehte den Hut.

Blanche strich über das Bett de la Tours. Sie standen an seinem Lager.

Und Blanche antwortete nicht. Sie hatte kaum gehört, was die aufgeregte Frau gesagt hatte.

„Vielleicht kommst du wieder zu uns," meinte jetzt Tissot, mit der täppischen Liebe eines Bären nach etwas suchend, womit er dem kleinen Mädchen wohl tun könnte.

Sie sah ihn an. Sie hatte eine entfernte Ahnung, daß sie ihm danken sollte. Und sie lächelte ihm zu. Aber sie sagte weder ja noch nein.

Die beiden verstanden sie weniger als je.

Eine Stunde später war Blanche allein. Sie setzte sich an de la Tours Lager. Sie nahm seine Hand in die ihre. Es durchschauerte sie kalt, aber sie wußte nicht, ob die Kälte von dem Toten oder aus ihr selber kam. Sie dachte daran, daß er noch da sei und daß sie nicht von ihm gehen werde. Wie sie es ihm gesagt hatte!

Jacques, der Diener, mahnte sie, zu essen.

Sie lehnte ab.

Er kam wieder, als es längst Nacht geworden, und wollte sie bitten, sich zu legen.

Aber sie schüttelte den Kopf.

So fand Paul de la Tour, der die Nacht durchgefahren war, sie noch immer an ihrem Platz am Bett. Sein Herz klopfte, als er eintrat. Er wußte nicht, wie er ihr begegnen sollte. Aber der Schmerz um den Vater, den er wirklich empfand, stockte seltsam, als er sie erblickte. Sie erschien ihm zart, fremd, wie ein Wesen aus einem Bilde von Heiligen. Und es war etwas an ihr, was mit einem Male die ganze Gewalt dessen wieder in ihm weckte, was er für sie empfunden.

Sie stand nicht auf. Sie war zu müde. Auch war ihr gleichgültig, wer da war. Aber sie reichte ihm die Hand, weil er ihr die seine bot.

Er sprach leise: „Wie schnell das gekommen ist!"

Dann küßte er den Vater.

Sie dachte flüchtig, daß er noch immer der schöne, junge Mensch sei, als den sie ihn das erstemal gesehen.

Nun wendete er sich zu ihr und sprach mit derselben gedämpften Stimme: „Sie sehen krank aus. Ich höre, daß Sie dieses Zimmer nicht verlassen haben. Lassen Sie mich Sie ins Freie führen."

„O nein," antwortete sie, nichts als dieses kleine Wort.

Da begann er sie zu ermahnen, daß sie sich in ihrer Trauer nicht verlieren dürfe. „Das Leben liegt noch vor Ihnen," sagte er, „es wird Ihnen noch vieles geben."

Vielleicht war irgendwie, so töricht und unmöglich das war, ein Gedanke in ihm, der auch ihn selbst in dieses Zukunftsleben stellte.

So wenig sie aber bisher auf seine Worte geachtet, das letzte erfaßte sie. „Sie wissen das nicht," antwortete sie.

Aber sie ließ sich nicht bewegen, das Zimmer zu verlassen.

Sie schien dann alles Weitere ihm anheimzustellen; denn sie kümmerte sich nicht mehr um das, was außerhalb des Sterbezimmers geschah.

Auch in dieser zweiten Nacht wich sie nicht vom Bett.

Paul setzte sich ins Nebenzimmer. Er grübelte ihrem Wesen nach. Er dachte auch an den Toten und empfand eine Hochachtung vor ihm, die er nie in sich getragen, weil ihm schien, daß eine große Macht an ihm gewesen sein müsse, wenn er sich einen Menschen so ganz gewonnen, wie die seltsame Frau, die bei ihm wachte.

Blanche aber saß und hielt de la Tours Hand. Sie liebte ihn so stark, daß es war, als redete ihr Innerstes fortwährend mit ihm und sagte ihm, daß sie da sei. Ein so gewaltiger Wille, von ihm nicht und nie getrennt zu sein, war in ihr, daß sie zuletzt nicht mehr unterschied, was Tod und was Leben war. Es kümmerte sie nichts und niemand als er.

Vielleicht schlief sie vor Erschöpfung ein, vielleicht vor Gleichgültigkeit gegen alles andere als den Schlaf, den der andere vor ihr schlief.

Als Paul in der ersten Dämmerstunde, selbst aus einem Schlummer auffahrend, der ihn übermannt hatte, zu ihr hinüber ging, lag sie mit dem Kopf auf de la Tours Bett.

Ihre langen Flechten hatten sich gelöst und erieselten dunkel über das weiße Linnen bis an den Boden. — Sie war tot.

Der junge Baron war außer sich. Er glaubte, Blanche Tissot nie vergessen zu können.

Er befragte Abry, wie es möglich sei, daß sie dem Vater gleichsam nachgegangen.

Der erklärte, daß es Fälle gebe, in denen der Wille zum Nichtmehrleben den Tod erzwinge.

Paul de la Tour bettete mit seiner Hilfe die Tote neben den Vater. Seine Seele war erfüllt von Neid, Staunen und einer Unmöglichkeit, an den Grund eines Rätsels zu kommen.

Da sagte Abry, der Doktor: „Sie werden lange davon reden im Dorf. Es geschieht derweise, daß im Volke die Sagen entstehen."

Die Puppe. Von Irene Häberle

* * *

Des alten Gasthofs dunkle Gänge
Durchhallen Reden und Gesänge,
Wohl hundertmal fällt schwer das Tor.
Der Lärm dringt heute wieder stärker
Hinauf zum blassen Kind im Erker,
Das sich in stillem Traum verlor.

Es kam ein Gast von fernen Küsten,
Befahl, ein Lager ihm zu rüsten,
Er bleibe eine Nacht nur da.
Nun rühmt er in der Zecher Kreise
Sich der Gefahren seiner Reise,
Der Schätze, wie man nie sie sah.

Ein Handeln gab es und ein Tuscheln
Um Perlen, Elfenbein und Muscheln,
Um Seide, weich und bunt gewebt.
Erregtes Staunen faßt die Gruppe:
Aus Indien eine große Puppe
War wie ein Kind, das leibt und lebt.

Die Wirtin denkt des kranken Kindes,
Zehn goldene Dukaten sind es,
Die sie für dieses Wunder gibt.
Zufrieden eilt sie aus dem Trubel
Und freut sich auf des Mädchens Jubel,
Das sie mit tausend Sorgen liebt.

Das Kind blickt nach den leichten Schwalben,
Die mit den Wolken, silberfalben,
Sich heben in den Abendschein.
Nach jenen goldverklärten Weiten
Will es die Arme sehnend breiten — —
Die große Puppe fällt hinein! —

Hell lacht die Mutter ihres Scherzens —
— Da war der Schlag des kleinen Herzens
Von Schrecken und von Tod erstarrt. —
Wie sich die Abendschatten senken,
Ist einer Mutter armes Denken
Von dunkler Wahnsinnsnacht genarrt.

Sie küßt der Puppe kalte Wangen
Und trägt sie zärtlich, wahnbefangen,
Hinunter zu der Gäste Schar.
Dort grölt der Fremde rauhe Weisen,
Die Würfel und die Becher kreisen,
Die Wirtin tanzt, es fliegt ihr Haar.

Sie schwingt die Puppe auf und nieder,
Der klappern hölzern Kopf und Glieder,
Der Chor der Männer lärmt und lacht.
Der Tanz wird Rasen, wildes Fliegen,
Ein Schrei, ein Kampf und ein Erliegen! —
Der Fremde schwand in schwarze Nacht. —

Das alte Wirtshaus starrt verlassen
Aus leeren Fenstern in die Gassen,
Die Menschen raunen scheu vorbei.
Ein Puppenwachskopf grinst, ein bleicher,
In dunkler Ecke auf dem Speicher,
Umkrächzt von schrillem Elsternschrei. —



Das Zeltlager der Expedition Reichert am S. Rafael-See. (Aufnahme von Pater M. Gusinde)

Forschungsreise nach Süd-West-Patagonien

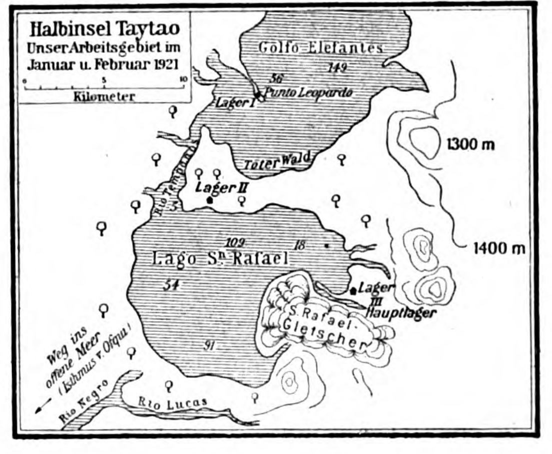
Von Alfred Bachmann

Mit der Wiedergabe von Gemälden und Zeichnungen des Verfassers

Wer die Karte Südamerikas zur Hand nimmt, findet im südwestlichen chilenischen Patagonien, etwa zwischen dem 46. und 52. Breitengrade, ein unerforschtes Gebiet verzeichnet.

Niemals ist ein menschliches Wesen eingedrungen in die von Eis starrenden Hochtäler der Kordilleren, die hier in zwei parallelen, von Norden nach Süden laufenden Zügen steil ins Meer abfallen.

Das Schiff, das, vom Stillen Ozean kommend, etwa in der Höhe von Tres Montes, südlich der Insel Chiloë, den Kontinent ansegelt, sieht über niederen, hellen, kahlen Klippen, die das dunkelblaue Meer ständig mit weißen Schaummassen überschüttet, die weichen Linien von Inseln und Halbinseln vor sich, deren Rücken mit immergrünen Bäumen und Büschen dicht bewachsen sind. Hinter diesem Inselgewirr, das dem Seereisenden als eine zusammenhängende Landmasse erscheint, erhebt sich ein Gebirgszug, dessen Fuß bewaldet und dessen Gipfel auch im Januar und Februar, dem dortigen Hochsommer, noch von alten Schneemassen gekrönt sind. Dieser Höhenrücken, der in seinen Spitzen ungefähr 1500 m erreicht, ist die Küstenkordillere, die ab und zu von einzelnen, etwa 3000 bis 4000 m hohen Graten und Türmen der noch weiter östlich sich erstreckenden Hochkordillere überragt wird. Die Hochtäler zwischen diesen beiden Bergzügen sind mit Binnenlandeis ausgefüllt, und breite Gletscher senken sich von dort oben westwärts hinab bis in die Buchten des Ozeans. Stiege man von den Höhen dieser Bergkette nach Osten nieder, so würde man bald zwei große Seen, den Lago Viedma und den Lago Argentino, zu seinen Füßen erblicken, die wissenschaftlich ebenfalls noch wenig erforscht waren. Um den Schleier zu lüften, der über dieses große Gebiet ausgebreitet ist, unternahmen zwei argentinische Gelehrte, Professoren der Universität Buenos Aires, mit Hilfe der dortigen Botanischen Gesellschaft und der Deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft, in den Jahren 1914, 1916 und 1917 außerordentlich erfolgreiche Entdeckungsreisen an die beiden oben genannten Seen. (Das Ergebnis dieser Unternehmungen ist in einem reich illustrierten, in spanischer Sprache abgefaßten Werke: „Patagonia" veröffentlicht worden.) Um diese schönen Erfolge noch zu erweitern, beschlossen die beiden Herren, Herr Dr. F. Reichert, Professor der Chemie, und Herr Dr. Cristóbal Hicken, Professor der Botanik, im Sommer 1920/21 einen Vorstoß vom Meere her, auf der Höhe des Cerro S. Valentin, unterm 47° südl. Br. und östlich der Halbinsel Taytao zu unternehmen.



Dieser Expedition schloß ich mich, eingeladen von den beiden Leitern, als Landschaftsmaler an.

Leider gestattet mir der Raum

nicht, die Hin- und Rückreise nach dem Süden Chiles ausführlicher zu schildern. Nachdem es mir in wochenlanger Arbeit gelungen war, den Konsuln der Länder, die ich durchreisen mußte, um ans Ziel zu gelangen, zu beweisen, daß ich nicht blödsinnig sei und nicht mit ansteckenden Krankheiten behaftet, daß ich auch fähig sei, meinen Beruf auszuüben und niemals versucht habe, die Stützen des Staates zu untergraben, durfte ich endlich Mitte September 1920 nach Amsterdam fahren, um mich dort einzuschiffen. Nach drei Wochen langte ich in Buenos Aires an, noch ganz erfüllt von den Eindrücken der herrlichen Seereise und des Aufenthaltes an der brasilianischen Küste, wo ich zum ersten Male den unbeschreiblichen Zauber eines tropischen Urwaldes genoß.



Im Hafen von Puerto Montt

Da die leitenden Herren der Expedition noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ehe das Unternehmen gesichert war, hatte ich mehrere Monate Zeit, den dortigen Frühling auf einer Estanzia im Inneren Argentiniens zuzubringen, wo ich bei einer deutsch-argentinischen Familie mich körperlich und seelisch für die Anstrengungen der Reise vorbereiten konnte. Mit Ritten über die weiten Steppen, mit Malen und Straußenjagden, Geselligkeit, Musik und dem Beobachten der mir vollständig neuen Tierwelt verging die Zeit schnell. Mitte Dezember schließlich reiste ich mit meinem ganzen Gepäck nach Chile. Um die Bahnfahrt möglichst zu vermeiden, wählte ich nicht den üblichen Weg über den berühmten Hochpaß Mendoza-Santiago, sondern fuhr zunächst südlich bis Bahia Blanca, dem Hauptseebadeort der Argentiner. Von dort ging es direkt nach Westen, bis die Bahn bei Neuquen endete, wo mit der künstlichen Bewässerung auch jede Bodenkultur aufhört. Von hier ab waren wir endlich unsere eigenen Herren und nicht mehr, wie auf den Reisen mit Bahn und Schiff, die Sklaven der Bahnverwaltung, der Kellner, Portiers und Stewards. Auf einer uralten Karawanenstraße, die den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbindet, ging es nun in zwei bequemen Reiseautos zunächst über den Rio Limay und dann in tagelangen Fahrten durch die baum- und wasserlosen Wüsten Nord-Patagoniens, bis über den Hochtälern der Vorberge der Anden, wo noch Straußenherden und Guanacos über die kahlen Höhenrücken ziehen, die ersten weißen Spitzen riesiger Vulkane am Horizonte erschienen. Die Nächte brachten wir in reinlichen Unterkunftshütten zu, wo uns indianisch-spanische Mischlinge abends einen riesigen Spießbraten am offenen Feuer rösteten, den wir mit Weißbrot und chilenischem Rotwein verzehrten. Eines Morgens, als wir in einem steinigen, weiten Tale bergab fuhren, bot sich uns ganz unvermittelt ein äußerst überraschender Anblick dar: tief unter uns lag, umrahmt von dichtbewaldeten Höhenrücken, ein großer Gebirgssee, dessen jenseitiges Ufer hohe, bewachsene Berge bil-



Karikatur auf die täglich mit reicher Ausbeute heimkehrenden Forscher

deten. Überragt wurden diese Erhebungen bis in die weiteste Ferne von einzelnen blauen Gipfeln, Schneefeldern und Gletschern. Nun entließen wir unsere Autos. Von hier bis an die Küste des Stillen Ozeans erstreckt sich eine Reihe von Seen, die, von grünen Wäldern umgeben, unseren Alpenseen im Charakter ähneln. Die größten der Seen, die wir passieren mußten, waren der Nähnel Huapi, der Lago todos los Santos und der Llanquihue. Auf kleinen Dampfern und Ruderbooten, zu Pferde und auf Mauleseln, mit Wagen und Auto durchquerten wir jetzt die Kordilleren, überschritten auf einem Hochpaß die chilenische Grenze und kamen Anfang Januar an der Küste des Meeres an, wo in der Hafenstadt Puerto Montt die Mitglieder der Expedition sich zusammenfinden sollten.

Puerto Montt liegt unterm 42° südlicher Breite. Hier erwartete uns die Escampavia Elicura, ein chilenisches Kanonenboot mit 45 Mann Besatzung, das uns das Marineministerium zur Verfügung gestellt hatte, um uns nach Süden zu befördern. Proviant für drei Monate, Zelte und alpine Ausrüstung, ein Boot und zwölf lebende Schafe wurden an Bord gebracht, und am 7. Januar verließen wir das gastliche Puerto Montt, wo das Militär in deutschen Uniformen deutsche Märsche spielt und deutsche Ansiedler vor vielen Jahren überall Eichen, Tannen, Ulmen und Linden angepflanzt haben. Der Fremde wird in den gastlichen Familien mit Bier und Leberwurst, Rettich, sauren Gurken, Gänsebraten, Nußtorte und Schlagrahm empfangen. Auch in der Unterhaltung, die deutsch geführt wird, läßt nur ab und zu ein „como no" oder „bueno" erkennen, daß meist schon die Großeltern unserer Gastgeber aus Deutschland auswanderten. In Puerto Montt stießen noch drei



Juan de Dios Chaves, ein junger Chilote



José Purissimo Llan-Llan (54 Jahre)

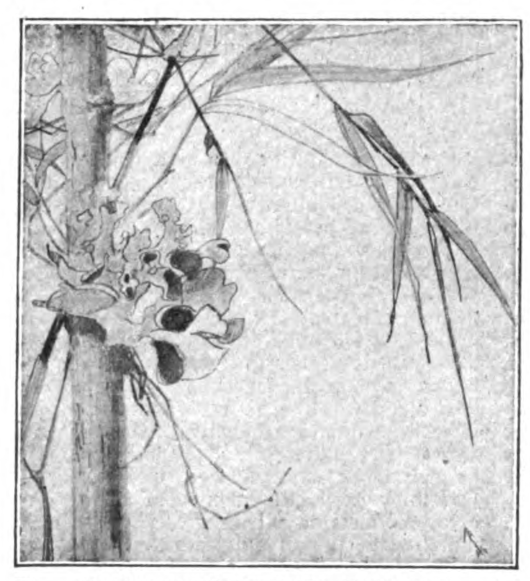
Herren aus Santiago zu uns, die an der Expedition teilnahmen: der Pater Martin Gusinde als Zoologe, Herr Dr. Fritzsche als Geologe und der Maler Konopatzky.

Bei trübem Wetter und Windstille dampften wir nun nach Süden. Tiefhängende Wolken entzogen die Schneeberge der Kordilleren unseren Blicken. Bald kam die große Insel Chiloë in Sicht. Sie ist zum Teil bewaldet, der Grund besteht aus tonigem Sandstein. Die Einwohner nennen sich Iluiliches und sind Nachkommen von Spaniern und Araukanern. Kurzbeinige, langarmige, untersetzte, muskulöse Leute mit ausgesprochen mongolischen Gesichtszügen. Auf ihrer Insel hat ihnen wohl nie ein anderes Volk etwas zuleide getan und so entwickelten sie sich zu gutmütigen, indolenten, bedürfnislosen Menschen, die bei Fischen und Kartoffeln, Muscheln, Schaffleisch, Weizen und Seetang ein bescheidenes Leben führen.

Hier nahmen wir vier Männer an Bord, die uns im Laufe der nächsten Monate bedienen sollten. Sie waren kräftig und willig und zum Holzschlagen, Feuerunterhalten, Rudern und Errichten von Laubhütten geschickt. Ihre Bekleidung war im höchsten Grade jämmerlich. Außer einfachen, opankenartigen Schuhen, aus Seelöwenfell, die sie sich selbst anfertigten, war alles, was sie am Leibe trugen, nordamerikanischer Konfektionsschund schlechtester Qualität. Einige Jesuitenpatres, die von Zeit zu Zeit die Insel besuchen, bringen den Einwohnern Chiloës die Grundbegriffe des Lesens und Schreibens bei und unterrichten sie in Religion. Im übrigen leben diese in beständiger Furcht vor Hexen und dem Teufel. Diese Furcht wird, wie aus ihren Erzählungen hervorgeht, von ein paar auf der Insel lebenden Zaubererfamilien genährt und ausgebeutet.

Das Leben an Bord mit den sehr liebens-

würdigen chilenischen Offizieren war anregend und behaglich. Die Unterhaltung wurde, außer in deutsch, meist in spanisch geführt, doch sprachen die Offiziere auch ein gutes Englisch. Wir befinden uns jetzt etwa unter dem 44° südl. Br. Südlich von Chiloë sahen wir zum ersten Male im Westen den freien Ozean, der uns lange Dünungswellen zusandte. Seeschwalben und Kormorane, wilde Gänse und mehrere Sturmvogelarten belebten das Meer. Pinguine mit grauen, halbwüchsigen Jungen tauchen weg, wenn unser Schiff erscheint. Der Pinguin wird hier wegen seiner menschenähnlichen Erscheinung Pajaro niño, der Kindsvogel, genannt. Von einer Klippe fliegt eine unserer Mantelmöwe ähnelnde Möwe senkrecht auf und läßt eine große Muschel auf die Steine fallen,



Bambus von Blätterflechten überwuchert

um sie zu zertrümmern, wie es an der Nordsee die Silbermöwen und Krähen mit den Klaffmuscheln machen. Von Säugetieren lassen sich ab und zu Seelöwen und Tümmler sehen.

Die Fahrt ging nun weiter im Schutze von Schären und Inseln, die vom Meere an auf eruptivem Gestein und Granitblöcken mit dichtem Gebüsch von blühenden Fuchsien, Bambus, weißblühenden Myrthazeen und Buchenarten bedeckt waren. Die Buche beherrscht in ungeheuren Wäldern die Küste von Valparaiso bis Kap Horn. Sie ist im Wuchse der unseren nicht unähnlich, die Blätter erinnern aber in Form, Größe und Anordnung mehr an jene der Heidelbeerstauden. Bei unsichtigem, kühlem, regnerischem Wetter ging die Reise nur langsam vorwärts. Die Küsten waren von hier ab vollständig unbewohnt. Nur in einer geschützten Bucht hatten sich dreißig Muschelfischer angesiedelt, die dort im Sommer in Taucherrüstung eine große Miesmuschelart (Mytilus chilensis) aus der Tiefe heraustauchen. In Segelbooten bringen sie diese in Chiloë sehr beliebten Leckerbissen nach dem Norden auf den Markt. An Bord rösteten wir uns auf einer Feldschmiede von jetzt ab täglich solche Muscheln an einem Holzkohlenfeuer.

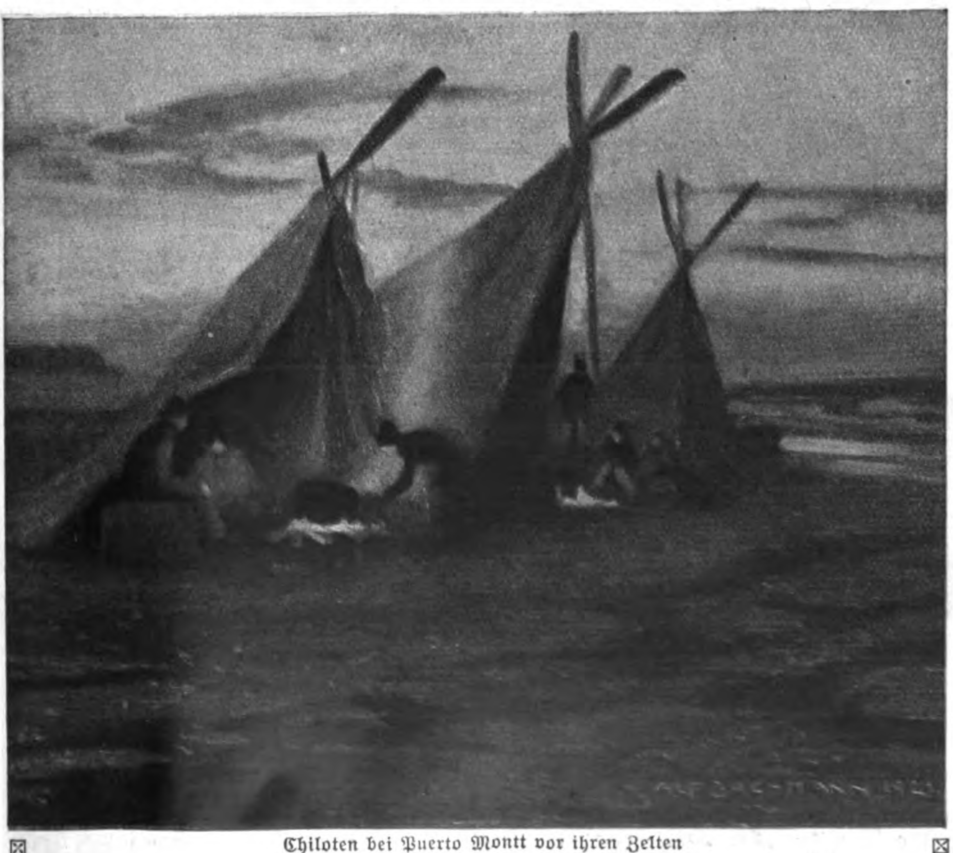
Die Berge waren bis auf 500 m Höhe herab beschneit, die Gipfel steckten immer in Nebel und Wolken. Am sechsten Tage nach unserer Abreise von Puerto Montt — des Nachts und bei unsichtigem Wetter lagen wir vor Anker — erreichten wir das Ziel unserer Dampferfahrt, eine flache Halbinsel, die sich in einen Fjord hinein erstreckt. Hier wurden wir ausgebootet und unsere 80 Gepäckstücke an Land gebracht. Der Kapitän versprach uns, uns nach Ablauf von sieben Wochen an diesem Platze wieder abzuholen. Es war ein erhebender Moment, als die Elicura, die uns hierher gebracht hatte, außer Sicht kam und wir nun in der Wildnis, 150 km entfernt von der nächsten menschlichen Ansiedelung, auf uns selbst angewiesen waren.

Während die Landschaft von Puerto Montt bis hierher an Eintönigkeit und Ernst den südnorwegischen Fjords im regnerischen Spätherbst gleicht, veränderte sich hier, am Punto Leopardo, mit einem Male das ganze Bild. Wir kamen in den Machtbereich einiger großer Gletscher, deren nördlichster, der S. Rafael-Gletscher, vom Massiv des S. Valentin herabkommt und in einen runden See von etwa 12 km Durchmesser mündet. Dieser See ist nach Norden zu durch einen breiten Fluß, Rio Tempanos, der Eisbergstrom, mit dem Fjord verknüpft. Bei Flut dringt das Ozeanwasser mit Gewalt den Strom hinauf und erfüllt den Rafael-See mit Seewasser. Bei Ebbe strömt das Wasser zurück ins Meer. Der Gletscher sendet beständig Eisberge, die oft 10—20 m hoch aus dem Wasser ragen, durch See und Fluß dem Meere zu. Sie wandern mit Ebbe und Flut im Strome auf und ab, bis das Salzwasser sie aufgelöst hat. Der gewaltige, vorweltliche Charakter der Landschaft wird noch erhöht durch meilenweite tote Buchenwälder. Der riesige Urwald, der auch hier alles Land bedeckt, steht zum Teil auf Moränenschutt. Weite Strecken dieser Bänke senken sich langsam, die Wurzeln der höchsten Bäume kommen in brackisches Wasser, der Baum stirbt ab und verliert nach und nach Blätter, Zweige und Äste. Das Unterholz grünt und blüht weiter, bis das Salzwasser auch ihm das Leben ertötet. Das Meer spült hinweg, was nicht durch tiefe Wurzeln im Boden festgehalten wird, und zuletzt ragen aus dem flachen Wasser nur noch dicke, niedere und hohe Baumstümpfe hervor, zwischen denen Tausende von Wild-

gänsen und andere Wasservögel mit ihren Jungen die Mauserzeit verbringen.

Die hier herrschenden, vom Meere kommenden Westwinde und die niedrige Sommerwärme erzeugen beständig große Regenmengen und sorgen natürlich für die größte atmosphärische Abwechslung: aus den sumpfigen Wäldern steigt Nebel empor und zieht an den steilen Bergwänden entlang. Schwere, dichte Wolken hüllen Meer und Wald und Eisberge im Vordergrunde in Dunkel, während in der Ferne die Sonne das Wasser hellgrün färbt und die auf ihm treibenden Eisberge grell beleuchtet, so daß sie, je nach ihrer Beschaffenheit, wie Berge aus Glas, aus Marmor, aus Zucker oder Porzellan wirken. Der Charakter der ganzen Gegend ist wohl in der Welt einzig dastehend und kann, grob ausgedrückt, als eine Vereinigung von Brasilien und Grönland gelten.

Unsere Zelte sind für die Nacht aufgeschlagen, die Indianer haben Feuer gemacht und ein Schaf geschlachtet. Ich gehe über morastigen Waldboden, auf dem wir wohnen, an den Strand und setze mich auf einen Stein am Waldrande, von dem aus ich Meer und Inseln, Berg und Gletscher übersehen kann In dem dichten Unterholz, das mich umgibt, hängt Blüte an Blüte. An aufrechtstehenden Blüten gibt es in dieser regenreichen Gegend nur einige Korbblütler. Fuchsien und rotblühende Gesnerazeen, dann eine große weiße Maiglöckchenart, Schlingpflanzen und ein etwa 4 m hoher, blühender Steinbrech — alles wuchert und drängt sich, überwachsen von unzähligen Arten von Moosen und Blätterflechten, die, bis in die höchsten Zweige der Buchen und Zypressen vordringend, dieses reiche Leben vergeblich zu ersticken versuchen. Zum Unterschiede von einem tropischen Urwald ist hier im allgemeinen alles kleinblätterig, nur hier und da, an freieren Stellen, steht eine rhabarberähnliche Gunnera, deren riesige Blätter, die größten Blätter der Welt, auch die der Victoria regia an Größe übertreffen. Um den Eindruck des Tropischen noch zu erhöhen, schwirren Kolibris von Blüte zu Blüte, und Papageien jagen sich lärmend in den dichtbelaubten Baumkronen. Durch das Bambusdickicht schlüpfen kleine Vögel, die in Gestalt und Gebaren entfernt an unsere Zaunkönige, Wasseramseln, Baumläufer und Meisen erinnern. Wenige Meter von dieser bunten Zauberwelt entfernt strömt ein Meeresarm vorbei, strudelnd und schäumend gurgelt hier das klare Ozeanwasser zwischen Felsen und Klippen hindurch und spielt mit breiten Sar-



Chiloten bei Puerto Montt vor ihren Zelten

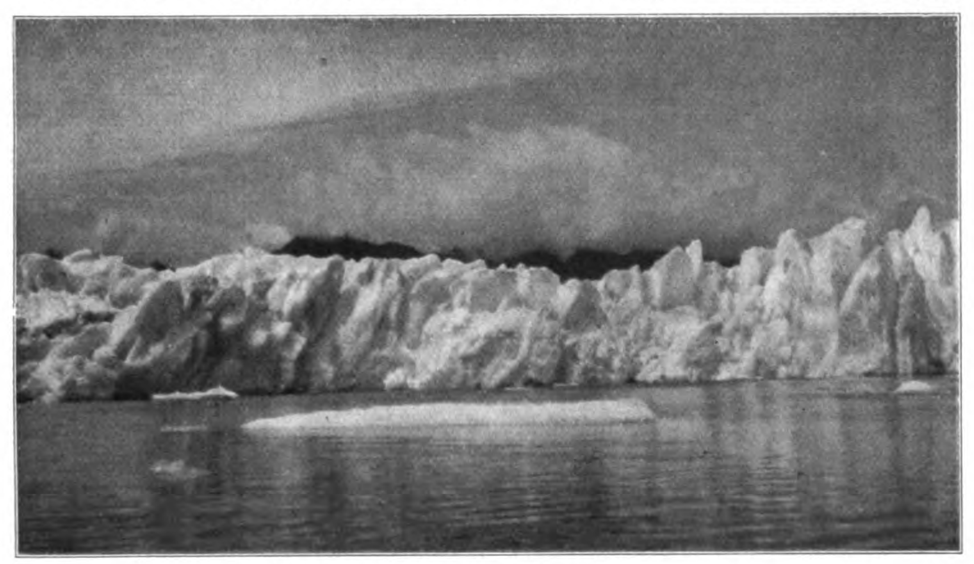
gassoblättern. Dieser Tang erreicht an den Küsten Patagoniens die 5—6fache Länge der höchsten Landgewächse der Erde, der Mammutbäume. Das unterseeische Pflanzengewirr ist das Jagdrevier aller Tiere die hier vom Fischfang leben. Ab und zu taucht dicht vor uns ein Seelöwe auf, läßt sein löwenartiges Gebrüll ertönen und verschwindet wieder in der Tiefe. Pinguinmütter lehren ihre Kinderchen das Fischen. Graue, weiße und schwarze Wildgänse schwimmen mit dem Strome vorbei, und weiße Schwäne mit schwarzen Hälsen rudern lautlos einer nahen Klippe zu. Mit breiten, runden Schwingen fliegt ein großer, weißer Silberreiher so nahe vorüber, daß man die langen Schmuckfedern erkennen kann. Jetzt bringt die Flut vom Gletscher her in schneller Fahrt einen Eisberg an. Krachend und knirschend sucht er zwischen den Klippen sein Gleichgewicht zu behalten, da birst er auseinander und eine hellgrüne schäumende Fontäne ergießt sich über die glasklaren, leuchtenden Eiszacken. In der Ferne, hinter abgestorbenen Wäldern ragen aus Nebel- und Wolkenfetzen die mit Eis und Schnee bedeckten Spitzen der Kordilleren heraus, und breite Gletscher schieben sich durch Wald und Buschwerk hindurch dem Meere zu. In der weiten Meeresbucht selbst herrscht ein Vogelleben, wie bei den Vogelbergen Islands und Norwegens zur Brutzeit. Von schwimmenden Seetangmassen erheben sich kreischend Wolken von Seeschwalben hoch in die Luft. Luft und Wasser sind belebt von Seeschwalben, Möwen und fliegenden und tauchenden Kormoranen. — Inzwischen haben unsere Leute vom Boot aus Eisstücke aus dem Wasser gefischt und in Kesseln geschmolzen, um Koch- und Waschwasser zu gewinnen. Dieses Eis, das uns der Cerro S. Valentin als ersten Gruß zusendet, hat sich, wie wir später ausgerechnet haben, etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges gebildet. An einem großen Feuer aus Caneloholz (magnolienartig) vom heiligen Baume der Araukaner, bräunt sich der Spießbraten; stumpfsinnig sitzt unser ältester Niño — das ist der Schmeichelname für unsere Indios — dabei und dreht mit den zwei größten Zehen seines rechten Fußes den Spieß langsam und gleichmäßig über dem glühenden Holzboden.



Korbblütler am Rafael-See

Die große Vielseitigkeit der hiesigen Natur, die fast erschütternden Kontraste vom schauerlich, grausam Öden bis zu inniger Lieblichkeit spannten unsere Erwartungen, bei jedem in anderer Weise, aufs höchste.

Es galt nun zunächst, unser ganzes Gepäck, unsere Schafe, die Zelte und uns selbst über die Meeresbucht den Rio Tempanos hinauf und quer über den Rafael-See zu befördern, da wir nur auf den Schotterbänken, die der Gletscherstrom des Rafael-Gletschers in den See hineingeschoben hat, eine Möglichkeit hatten, unser Hauptlager zu beziehen. Dort vermutete Dr. Reichert mit Recht festen Boden für die Zelte, Holz, Trinkwasser und vor allem die Möglichkeit, am Gletscher entlang dem Cerro S. Valen-



Am Rafael-Gletscher. Phot. Pater M. Gusinde

tin zu Leibe zu rücken. Das Wetter, das windstill, warm und regnerisch war, begünstigte unseren Umzug. Dazu kam noch, daß, nachdem unser Boot, zunächst nur mit drei Herren, zwei Indios und einem Teil der Bagage beladen, mit dem Flutstrom fortgerudert war, ganz unerwartet zwei Segelboote in Sicht kamen, die dicht bei unserem Zeltlager festmachten. Die Insassen, indianische Robben- und Pelzjäger mit ihren Hunden, ließen sich überreden, den Rest unseres Gepäckes und uns selbst an Bord zu nehmen und mit uns an unseren Bestimmungsort zu segeln. Mit Strom und Wind ging's nun im Morgengrauen nach Süden.

Als der Ebbstrom einsetzte, mußten wir am Ufer des Rio Tempanos an Land gehen. In versumpftem, schlickigem Walde wurde Feuer gemacht und wurden einige Gänse gebraten, die unsere Mannschaft auf einer Sandbank erschlagen hatten. Während wir an Bord bei Brot und Gänsebraten saßen, erzählte uns der „Kapitän“, ein prachtvoller Seeräubertypus, von seinen



Versinkender Wald am Rafael-See. Phot. Pater M. Gusinde



Brandung. Cartagena, Chile

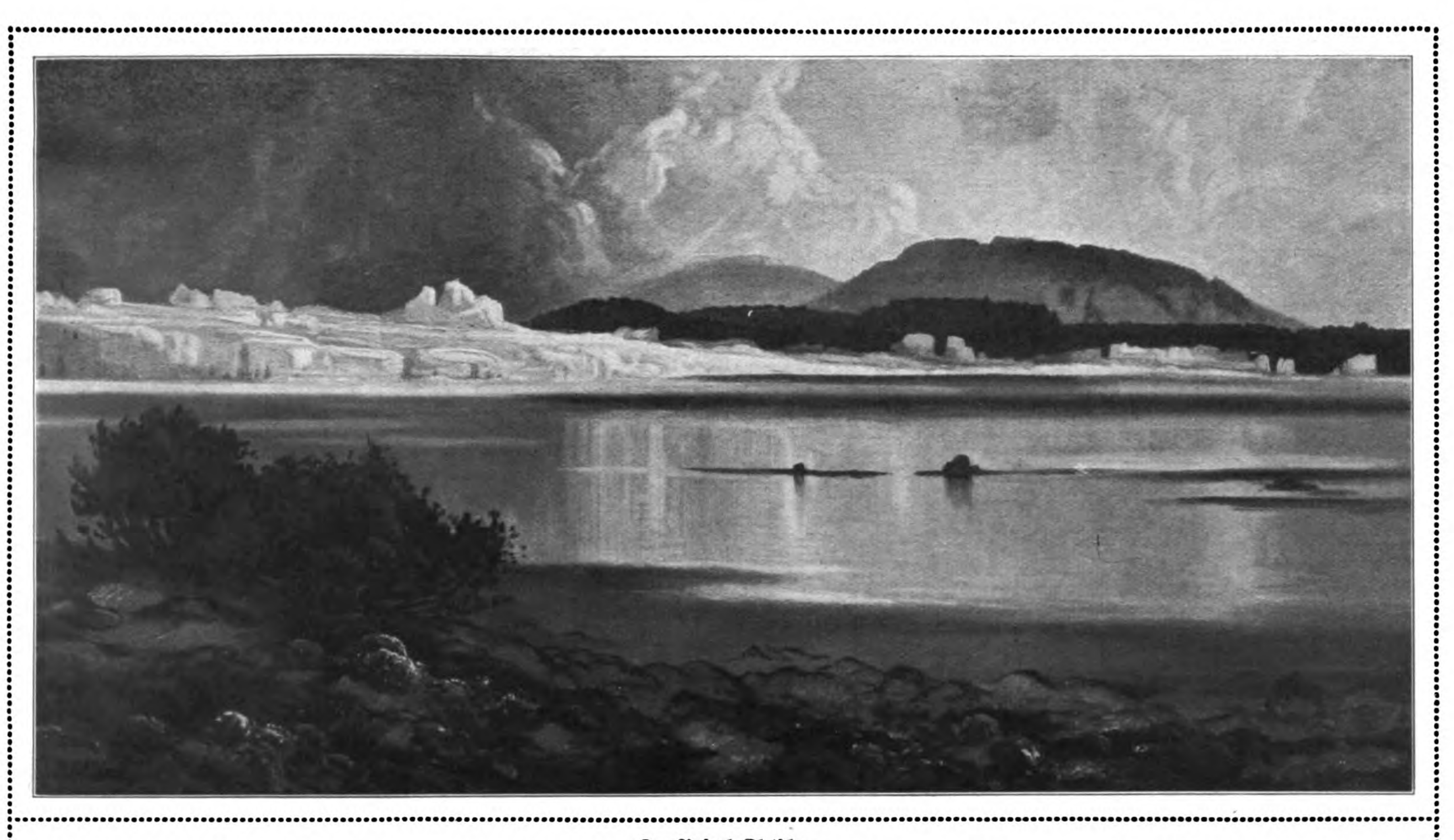
Jagden und seinen Erlebnissen mit patagonischen Indianern. Diese unfreundlichen Leute sollen ihre Groß- und Schwiegermütter, wenn sie zu alt werden, um nach Muscheln tauchen zu können, an allen vieren über dem Rauche des Lagerfeuers aufhängen und so ersticken, um sie nicht mit eigener Hand töten zu müssen.

Der Ebbstrom führte stündlich mehr Eisberge dicht an uns vorbei dem Meere zu. Die neu einsetzende Flut brachte uns dann durch ein weites Felsentor hindurch in den Rafael-See, und nun lag dieser See vor uns, umrahmt von flachen, waldigen Ufern. In seinem stillen, dunkelgrünen Wasser spiegelten sich Tausende von Eisbergen, die hohen, blauen Berge und der Gletscher selbst, der sich fächerförmig in den See hinein schiebt. Ehe wir den See überquerten, hatten wir noch einen Teil unserer Vorräte für die Rückfahrt am Ufer in einem Zelte zu verstauen. Unser Proviant bestand in der Hauptsache aus Weizenmehl, Speck, Butter, Kartoffeln, Nudeln, Dörrfleisch, Dörrobst, Dörrgemüse, Würsten, Schinken, Rotwein, Zucker und den üblichen Konserven. Für die Indianer führten wir zwei Sack Pfefferschoten mit. Dieses Gewürz, das die Chilenen Aji nennen, ist ihnen außer Tabak und Alkohol das unentbehrlichste Reizmittel.

Die Nacht in dem Zwischenlager war für den armen, abergläubischen Chiloten, der mit mir und noch einem anderen Herrn allein war, schauerlich genug. Im Sumpf, zwischen zusammengestürzten Bäumen und Bambus, hatten wir ein paar Meter vom Ufer entfernt ein kleines Zelt aufgeschlagen, in dem wir zwei Herren im Schlafsack kampierten. Unser Indianer lag draußen am Feuer. Als nun in der stockfinsteren Nacht bei schweren Regengüssen das Krachen der Eisberge und das Brüllen der Seelöwen dicht neben uns erscholl, kroch der arme Teufel, für den wir im Zelt keinen Platz mehr hatten, dicht an die Zeltwand, wo er uns wenigstens ab und zu sprechen und lachen hörte. Einige Wochen später, als das Wetter täglich böser wurde, erklärte uns derselbe Mann — er hieß Llan-Llan Puris-



Buchenwald am Gletscher



Der Rafael-Gletscher

simo — er möchte am liebsten hier bleiben in dieser Gegend, wo es so kalt und naß und widerwärtig sei, daß die Hexen, die ihm auf Chiloë des Nachts niemals Ruhe ließen, sicher nicht herkämen. Selbst dem Teufel, meinte er, müsse ein solches Klima unerträglich sein.

Am 16. Januar ruderten wir drei bei Wind und Sprühregen zwischen den Eisschollen hindurch dem Gletscher zu und waren froh, vor Dunkelwerden auf den Sandbänken landen zu können, von wo aus wir das Lagerfeuer der anderen sahen.

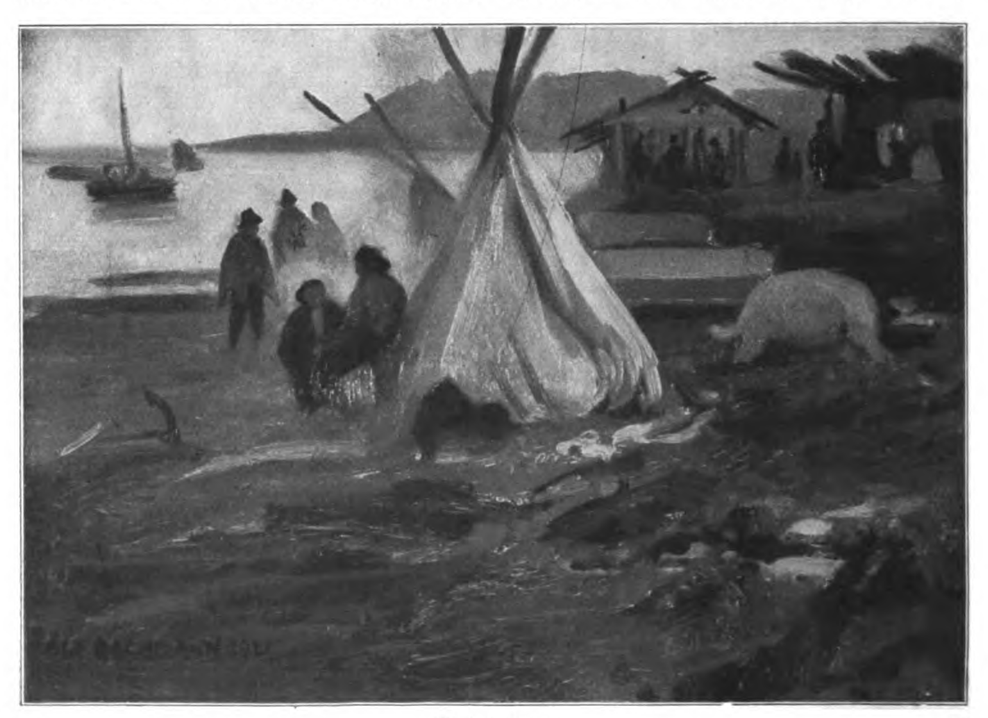
Auf den fluvioglazialen Ablagerungen des großen Deltas, auf dem wir es uns in den folgenden Tagen gemütlich machten, standen unsere Zelte fest und trocken. Ein Bach mit frischem Wasser floß dicht bei dem Lager vorbei, das Boot konnte etwa 500 m weiter am Seeufer geborgen werden.

Leider wollte das Wetter sich nicht bessern. Der Gletscher kühlte außerdem die Luft beträchtlich ab, so daß wir meist eine Temperatur von 6–8° C hatten. In der kältesten Nacht fiel das Thermometer einmal auf + 2° C, am wärmsten Tage hatten wir + 17° C. Im übrigen fühlten wir uns in diesem Klima, wo See-, Wald- und Hochgebirgsluft abwechselten, körperlich von Woche zu Woche wohler.

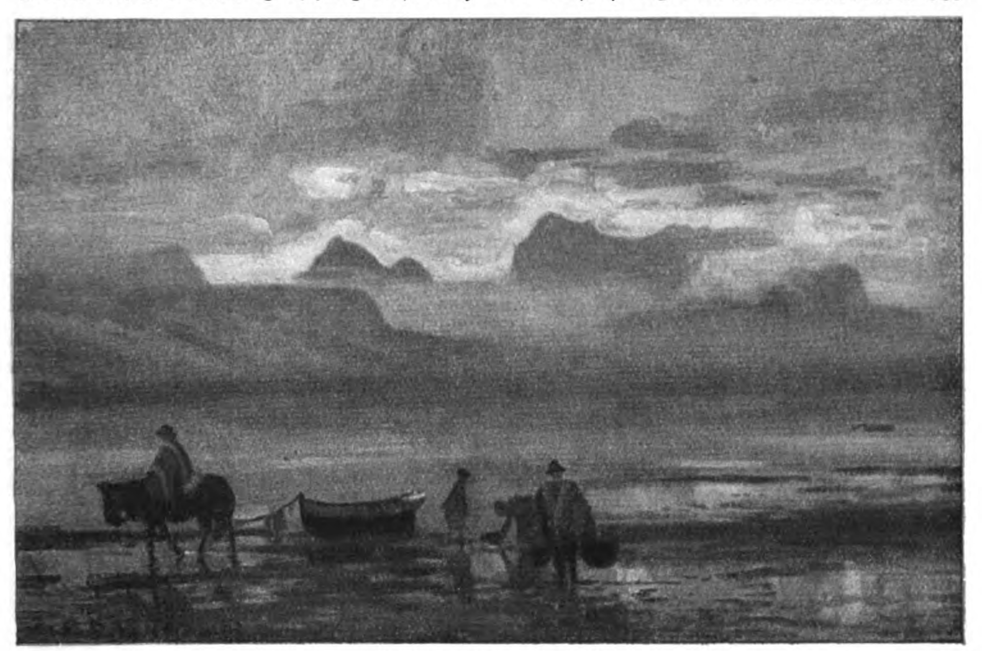
Schon in den ersten Tagen wurden Versuche gemacht, dem Gletscher entlang in höhere Regionen zu gelangen. Diese Versuche wurden trotz beständiger Regenschauer beharrlich fortgesetzt, bis es Herrn Dr. Reichert gelang, einige Zelte mit Decken und Lebensmitteln immer weiter vorzuschieben. Einer der Chiloten, ein junger Mann von etwa 20 Jahren, erwies sich bald als tauglicher, zäher Träger.

Die Vegetation war ungefähr so, wie wir sie am Punto Leopardo vorfanden: Moose und Flechten fielen auch hier vor allem auf. Die Fuchsie (Fuchsia macrostemma) steht auch hier überall herrlich in Blüte. Als echt patagonische Pflanze möchte ich eine Berberitze erwähnen (Berberis buxifolia), die mit ihren violetten, angenehm herbsaftig schmeckenden Beeren, die jetzt reif waren, neben den schwarzen Johannisbeeren (Ribes magelhanica) unser einziges Obst bildete. Der tropische Eindruck des Waldinneren wurde noch verstärkt durch einen bis 10 m hohen Baum, ein farrenartiges Gewächs, aus der Familie der Proteazeen, das seine Verwandten in Australien hat. Auf den Sandbänken am Strande und den Schotterinseln im Delta leuchteten von weitem die gelben und weißen Blüten von zwei Korbblütlern, Senecio-Arten, die von hier bis zum Kap Horn gehen. Bei Ebbe bedeckten schleimige, gelbgrüne Algenmassen die flachen Inseln und Sandbänke.

Merkwürdig arm war das ganze Gebiet an Säugern. Außer einer kleinen Fledermaus und den Seelöwen wurde nur einmal ein sandfarbiger, etwa rattengroßer Nager beobachtet. Auf unseren Ausflügen in die



Chilotenlager



Ebbe bei Puerto Montt

umliegenden Wälder, die von klaren, braunen Bächen durchflossen werden, fanden wir niemals irgendeine Fährte, Losung oder ein Fraßstück von Säugetieren. Zu erwarten war das Puma, eine kleine Hirschart, Fischottern, Füchse und Wildkatzen.

An Fischen beobachteten und fingen wir nur einige, etwa 2 kg schwere, wohlschmeckende Rovalos (sie kamen mit der Flut im Flüßchen hoch; der Mageninhalt waren kleine Muscheln und Algen) mit der Legangel.

Zwei Arten kleine Frösche, die Pater Gusinde mit großer Mühe fing, harren noch des Bestimmens. Schlangen, Eidechsen und Schildkröten kommen in dieser Breite nicht mehr vor.

Um so reicher war die Vogelwelt vertreten. Neben den schon weiter oben erwähnten Arten beobachteten wir nun regelmäßig einige Mehlschwalben, die, wenn das Wetter nicht zu schlecht war, in der Nähe unserer Zelte mit den weißen Brustfedern der gerupften Gänse in der Luft spielten. Einige Male bekamen wir Besuch von dem schwarzen Aasgeier, den die Chilenen Gallinazo nennen. Auch der chilenische Brillenibis, der in Chile wegen seines an ein Saiteninstrument erinnernden Rufes Banduria (Mandoline) genannt wird, erschien einmal in drei Exemplaren in der Nähe des Lagers. Von Raubvögeln umkreiste regelmäßig eine Weihen-Familie das Lager. Als einzige Eule erlegte ich einen patagonischen Uhu.

Grünfüßige Wasserhühner, ein großer Haubentaucher, Zwergtaucher, Strandläufer, Limosen, Krickenten, Bekassinen, Rallen und Halsbandregenpfeifer belebten täglich den flachen Strand. Im Walde war ein Schwarzspecht und ein etwa kiebitzgroßer Eisvogel eine häufige Erscheinung.

Infolge des nassen Wetters verließen die Insekten selten ihre Schlupfwinkel. Wenn einmal die Sonne schien, ließen sich Libellen und Tagfalter, Käfer, Wanzen und einige Arten Fliegen, Mücken und kleine Spinnen sehen.

Während wir am Lagerfeuer den erlegten Gänsen die Schmarotzer absuchten, beobachteten uns unsere Indianer mit Aufmerksamkeit. Da sie gesehen hatten, daß wir hier im Süden weder Gold noch Kohlen suchten, zerbrachen sich diese guten Leute vergeblich den Kopf, was wir eigentlich in dieser entsetzlichen Gegend zu tun hätten. Übrigens waren sie sich bald darin einig, daß wir die Läuse zu Heil- und Zauberzwecken sammelten. Professor Hicken machte ihnen schließlich mit Erfolg weis, daß wir den Gletscher bestiegen, um zu sehen, wo der Schnee herkäme. Ihnen selbst war das natürlich vollkommen gleichgültig.

Das Wetter wurde von Tag zu Tag trostloser. Der Himmel war selten gleichmäßig bezogen, vielmehr wechselten Wolken und Beleuchtungen beständig und zeigten uns, wie an einem deutschen Apriltage, die Landschaft in stets anderer Erscheinung. Wie selten aber einmal der klare Himmel durch die Wolken schaute, mag die Tatsache beweisen, daß wir nur e i n m a l — am Morgen unserer Abreise — den Mond zu sehen kriegten und nur an e i n e m Abend die Sterne.

Wie lähmend eine solche Regenperiode



Eisbergtrümmer am Rafael-See

auf jede Tätigkeit wirken muß, kann man sich denken. Dazu kam, daß unsere Kleider und Decken, Schuhe und Koffer anfingen zu verschimmeln, so daß man jede regenfreie Minute zunächst dazu benutzen mußte, alle Sachen vor den Zelten zu trocknen. An einem einzigen Tage stand die Sonne acht Stunden am wolkenlosen Himmel. Während Dr. Reichert an diesem Tage von dem am meisten vorgeschobenen Zelte aus eine weite Gletscherwanderung machen konnte, die für seine Beobachtungen von großem Werte war, ruderten wir zu fünft — drei Herren und zwei Indianer — den ganzen Gletscher entlang bis an die Südseite des Sees. Wir hatten unterwegs das Glück, aus ziemlicher Nähe das Losbrechen von zwei riesigen Eistürmen zu beobachten, die sich von der etwa 40—50 m hohen Eiswand des Gletschers lösten und mit donnerartigem Krachen in den See stürzten. — Im Laufe des Februar wurde das Wetter zunehmend unerträglicher, regnerischer und interessanter. Schwere Hagelböen, von der Sonne beschienen, rasten im Sturm über den See und durch den Wald, die Berge waren bis tief herunter mit Neuschnee überzuckert; dann erschienen wieder Regenbogen in von uns allen nie gesehener Farbenpracht und Leuchtkraft. Plötzlich kamen wieder in rasender Fahrt Seenebel vom Meere her angerückt, verschluckten die blauen Eisberge und die Wälder, kletterten die zerklüfteten Felsen hinan und hüllten die Berge so ein, daß man für Minuten glauben konnte, sich in einer Steppe zu befinden.

Des Nachts, wenn der Regen auf das Zeltdach schlug, lagen wir warm in unseren Schlafsäcken auf Gummikissen, die uns vor der Nässe schützten. —

Als der Februar sich seinem Ende zuneigte, sahen wir mit Sorge den Tagen des Rücktransportes entgegen. Die Fahrt in einem kleinen, offenen Ruderboot über den See, den Rio Tempanos entlang, und über den Fjord war bei Sturm kaum durchführbar und wir mußten mit vier bis fünf Reisen rechnen, bis alles wieder nach Punto Leopardo gebracht war. Aber auch diesmal hatten wir, wie bei der Herreise, Glück mit dem Wetter. Nachdem das Boot die ersten drei Mann mit Gepäck glücklich an den genannten Punkt gebracht und wieder zu uns zurückgekommen war, erschienen, wie auf der Her-



Warentransport Neuquén—Bariloche



reise, indianische Felljäger, die, von Süden kommend, uns ihre Hilfe anboten. Sie hatten ihre Boote über den 2 km breiten Isthmus von Ofqui gerollt, der am Südende des Rafael-Sees nach dem sich in den Ozean öffnenden Golfo de las Peñas hindurchführt.

Llaitureo, der Indianer, der uns bei der Herreise geholfen hatte, hatte ihnen den Standplatz unseres Hauptlagers beschrieben, und nun kamen sie zu uns, da sie seit vier Monaten nur von Robbenfleisch, Muscheln und Seetang gelebt hatten, um sich endlich wieder an Brot, Salz, Pfefferschoten und Tabak zu erfreuen. Sie klagten über das außergewöhnlich schlechte Wetter, das ihre Jagden sehr behindert hatte. Auch brachten sie uns Nachricht von der Nordenskjoeldschen Expedition, die etwa 40 km südöstlich von uns den Sommer zugebracht hatte.

Die Kerle sahen rund und vergnügt aus, langhaarig und sehr abgerissen. Ich räumte ihnen mein Atelier ein, dessen offene Vorderseite sie gleich mit Rudern und Segeln verkleideten. Wir gaben ihnen Gänse und Speck, Dörrfleisch und Nudeln, Pfefferschoten, Mehl und Tabak, und bald wurde in der Hütte gebraten, gekocht und geschlemmt.

Nach schweren Hagelschauern und Sturm teilten sich am anderen Morgen die Wolken, und als wir mit dem Gepäck und den Indianern in zwei Booten etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang endgültig wegruderten, stand der Vollmond am Himmel und schien hell auf den Gletscher und die weißen Nebelwolken, die über dem Walde lagerten. Nach wundervoller Fahrt über den spiegelblanken See zog uns der Ebbstrom den Rio Tempanos hinab, während große und kleine Eisblöcke uns begleiteten. Am Punto Leopardo wurde wieder ein Zeltlager errichtet, und nun warteten wir noch drei Tage, bis die Elicura, die bei dem wieder zunehmenden Sturm, Regen und Hagel sehr schlechte Fahrt gehabt hatte, endlich am Horizont erschien.

In Puerto Montt verbrachte ich den März als Gast einer sehr liebenswürdigen deutschen Familie, den Töchtern des verstorbenen Dr. Martin, der das beste Werk über Chile in deutscher Sprache geschrieben hat. Dann ging's mit der Bahn über Santiago und den 3600 m hohen Mendozapaß durch das köstlichste Weingelände nach Buenos Aires, vorbei an riesigen Lagunen, wo Flamingos und Schwäne, Kormorane, Wasserhühner und Enten in riesigen Mengen sich versammelt hatten, wohl um den Winter dort zu verbringen.

Im Juni schiffte ich mich hier auf einem 28000 Tonnen-Dampfer des königlich holländischen Lloyd ein. Das in Deutschland erbaute Schiff war außerordentlich behaglich und sauber. Nach zehnmonatiger Abwesenheit betrat ich in Amsterdam Mitte Juli wieder europäischen Boden.

Die Ergebnisse der Expedition selbst werden in einem neuen illustrierten Werke niedergelegt werden, das in Buenos Aires herausgegeben und in spanischer Sprache abgefaßt werden wird.

Das Huttenlied

Von Friedrich Hussong

Ein Winternachmittag des jungen Jahres 1521. Über dem Tal der Nahe, in dem runden Eckerker an einem Gemache des Ritterhauses auf der Ebernburg saßen die beiden Freunde zusammen: der Hausherr Franz von Sickingen und sein Gast Ulrich von Hutten. Fest und gedrungen jener, ein helläugiger, hellhöriger, rotwangiger Pfälzer; der Franke Hutten in allem fast sein Widerspiel: dunkle Glut in den Augen, ausgemergelt von Krankheit, Mühen und der Flamme eines leidenschaftlichen Lebens die schlankere Gestalt, schmal und zerfallen das bleiche Gesicht, über das die Widerscheine rascher, heftiger Gedanken wie Wetterleuchten gingen. Die Selbstsicherheit eines Mannes von manchem Erfolg, das Bewußtsein einer großen und wachsenden Stellung, des Vierzigjährigen kriegerische und politische Erfahrung aus einem Wirken in immer größerem Rahmen gaben dem Wesen des Sickingers Breite und Gewicht in der Wirklichkeit. In dem jüngeren Hutten war die Unruhe eines Lebens im Gedanken, der sich leichter wendet und wandelt als der Stoff, die Unrast eines Strebens nach gedachten Zielen, die sich leichter ändern, schneller vorstecken lassen als die Verhältnisse und Möglichkeiten des Alltags.

Am schweren Tisch saßen die ungleichen Freunde auf derben Schemeln einander gegenüber. Auf dem Tisch lag ein geöffnetes Buch, daraus Hutten dem Sickinger vorgelesen hatte. Jetzt war zwischen den beiden ein schönes Schweigen. Es war, als ob der Sickinger in dem dämmerigen Raume noch der tönenden Stimme des jüngeren Freundes nachhorche und dem Gelesenen nachdenke, und als ob Hutten sich und seine Unruhe stillhalte, um keine Schwingung des Nachklangs verloren gehen zu lassen. Endlich griff der Hausherr nach dem offenen Buch, hielt es mit beiden Händen ein wenig vor sich in die Höhe, daß von den Buckelscheiben des Fensters hinter ihm gebrochenes Sonnenlicht wie eine Glorie um die Schrift stand, und sagte: „Das ist ein schwer Gewicht, Ulrich. Ich halte dafür, es soll der Feinde Schale hochschnellen, wann wir zu des Mönches Schrift unsern Reiterhandschuh legen."

„Es ist ein altes Märlein," sagte Hutten, „— mich dünkt, meine Mutter erzählt' mir's auf unserer Steckelburg — von einem zerbrochenen und zerteilten Glücksring der alle Nöte heilen sollte, wann die getrennten Stücke sich wieder zusammenfänden. Es ist das Märchen von deutscher Nation Not und Hilfe. Der Ring der Nation ist zerbrochen. Wann die Stücke sich zusammenfinden, das Schwert und der Geist, der Adel und der Gelehrte und andere Stücke noch, dann wird ihrer Not geholfen sein."

Der Sickinger nickte zu den Worten: „Ich hab's gespürt die Zeit her, wie ein anderes Wesen wird, wenn die beiden zusammenkommen, wenn der deutsche Geistliche und der deutsche Gelehrte dem Ritter und Kriegsmann Erkenntnis vorhertragen wie ein Licht auf ihrem Weg und das Schwert dem Wort eine Bahn macht. Ich bin selber ein anderer worden, seit ich dich hab'. Und dieser Wittenberger! Wie löst er die schwere, deutsche Zunge. Wie reißt er die Herzen auf. Horch her! Wo war's, was du zuletzt lasest?" — Sickingen suchte ein wenig in der aufgeschlagenen Schrift und wiederholte dann etwas ungeschlacht ein paar der gelesenen Sätze: „Ich achte wohl, daß ich hoch gesungen hab', viel Dinge angegeben, die für unmöglich mögen angesehen werden, viel Stücke zu scharf angegriffen. Was soll ich aber tun? Ich bin es schuldig zu sagen: könnt' ich, so wollt' ich auch also tun." Der Ritter ließ das Buch sinken und setzte hinzu: „Hier fehlt ein Stück vom Ring. Wollen sehen, ob unseres dazu passen möge. Wie er hier zum Schluß sagt: ‚Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation.' Wie er dich mir gegeben hat, mein Hutten, daß durch dich gleichsam ein Glanz auf meinen Weg fiel und ein Licht in meine Sachen kam."

In des Franken Gesicht zuckte eine sieghafte Freude. Er stand rasch auf und tat mit der Hand einen Hieb durch die Luft. „Da sitzen zwei Stücke vom zerteilten Ring aneinander," rief er; „wann werden die anderen sich zusammenfinden? Denn sieh, Franz, es sind alle dieses Ringes Glieder: der deutsche Adel und der Bürger, der Kaufmann und der Ritter, der Gelehrte und der Werksmann und der Bauer, der Frundsberg, der Erasmus und der Karsthans. Sie sind alle Glieder des großen Ringes deutscher Nation. Aber sie kennen einander nicht und nicht sich selber. Hab' in mir selber erfahren deutschen Volkes Zerfahrenheit. Mein eigen Leben ein zerbrochener

Ring, den ich Stück um Stück zusammengefunden habe und noch suche und füge. Bin Ritter geboren und wußt' und wollt' sonst nichts; sollt' Möncherei treiben; bin Schüler und Student geworden, wußt' und wollt' wieder nichts als Bücher und Wissenschaft; dann hielt ich die Feder und die Dichtung für alles. Mochte Bluts halber nur Adel und Ritterschaft gelten lassen in Deutschland; war den Bürgern und ihren Städten gram fast wie dem Pfaffen- und Mönchswesen, schalt sie Pfeffersäcke und Wucherer; der Ritter Hutten haßte den Bürger, der Dichter Hutten verachtete noch des Doktor Luther Streit mit dem Doktor Eck als Mönchsgezänk, mit dem er nichts zu schaffen haben wollte als den Wunsch, daß sie einander fressen möchten, der Pfaff den Pfaffen. Hab's in Irren erfahren und hab's in Nöten gelernt, daß der Ritter Hutten und der Dichter Hutten ein Kerl sein müssen; hab's wie in Blitzen von Wetternächten erkannt, daß des Hutten Schicksal ein deutsches Schicksal war, daß sich in mir selber deutscher Nation Angst, Unglück und Streben wiederholte, daß ich die Stücke meines Rings müßt' zusammenfinden und paßlich zusammenschweißen, wie dies zerbrochene deutsche Land und Volk sich muß Stück für Stück zusammensuchen, zusammenfinden und zusammenschweißen. Aber wie weit ist's noch dahin, daß der Deutsche den Deutschen erkennt unter dem Barett und unter dem Helm, unter der Schaube und unter der Bauernkappe. Wie weit ist's dahin, daß der Adlige mehr sei als nur ein Ritter oder gar nur ein Heckenreiter, der Bürger mehr als nur ein Mann seiner Stadt oder gar nur seiner Zunft. Wie weit ist's dahin, daß unsere Pfaffen mehr seien als Theologen, daß unsere Gelehrten mehr in ihrem Volke leben als im alten Rom. Hab' ich doch selber bis dahin mit einer lateinischen Zunge geredet in deutschen Sachen. Ist's aber so um Ritter, Bürger und Gelehrte bestellt, woher soll der gedrückte Bauer wissen, daß auch er ein Stück sei des zersprungenen deutschen Ringes und daß kein Heil sei, er füge sich denn Glied zu Glied. Ja, dahin muß es kommen, Franz. Was man nicht darf wagen auszusagen vor Städtern und Adligen, was auch dir noch unvorstellbar will dünken, das muß eine Wahrheit und Wirklichkeit werden. Auch der Bauer muß seinen Platz und seine Rechte und seine Freiheiten haben und muß wissen, was heute der Pfaffe und der Schriftgelehrte, der Ritter und der Stadtmann noch nicht wissen, daß vor allen seinen anderen Namen der Name Deutsch ihm stehen muß; daß alle nur Glück, Geltung und Bestand haben können in dem Ring des Glückes, der Geltung und des Bestandes deutscher Nation."

Franz von Sickingen hatte den Sprecher sorgfältig angehört. Seine Augen leuchteten ihm zu. Jetzt sagte er lächelnd: „Du singst gar höher noch als der Doktor Luther; du gibst auch viel Dinge an, die dürften für unmöglich angesehen werden; du greifst auch viel Stücke scharf an. Deine Feder sticht höher als meine Reiterlanzen; dein Wort trägt weiter als Kartaunen und Feldschlangen. Aber es möchten dich viele für einen ausbündigen Narren halten um solcher Rede willen."

„Immer laß sie," rief Hutten; „es ist keine Weisheit, die den Toren nicht Narrheit wäre; es ist kein Mut, der den Trägen nicht Aberwitz dünkte. Aber ich halte es auch darin mit dem Doktor Martinus, daß er hier in der Zueignung seiner Schrift ‚An den christlichen Adel deutscher Nation' seinem Freunde Nikolaus von Amsdorf zuschreibt: ‚Ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Torheit schuldig; die hab' ich mir jetzt vorgenommen redlich zu zahlen.' Verstehe recht, Ritter, eine solche Torheit als hier der Doktor meint Gott und der Welt zu schulden, die sind wir alle schuldig; das ist ein Wagnis mit Wort oder Waffe, mit Schrift oder Tat, eines jeden mit seinen Mitteln und nach seiner Kraft über die gemeine Vernunft und über die Grenzen der ebenmäßigen Klugheit hinaus. Woher wären die Wittenberger Hammerschläge gekommen, davon jetzt die Welt zittert, woher diese Schrift an den Adel und die andere von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und die von der Freiheit eines Christenmenschen, woher wären diese Kriegstrompeten gekommen, diese Posaunen von Jericho, davon Rom und das römische Reich in ihren Grundfesten schwanken? Oder woher hätte sich jenes Feuer entzündet, mit dem ein armseliger Mönch verbrannte, was die mächtigsten Kaiser und Könige fürchteten? Woher wäre das Feuer entbrannt, von dem jetzt Flammen brennen in tausend deutschen Städten und in Millionen deutschen Herzen, wenn nicht der armselige Mönch sich einer gewaltigen Torheit vor Gott und den Menschen pflichtig gefühlt hätte; einer solchen Torheit, die ihn aller gemeinen Klugheit vergessen ließ, die ihn vergessen ließ, daß er der ohnmächtigste und sein Widersacher der mächtigste aller Menschen sei."

Hutten hatte sich in heißen Eifer geredet; eine flackernde Röte entbrannte ihm in den Backenknochen, und es war, als ob etwas von seiner Hitze sich dem ruhigeren Freunde

mitteilte. Sickingen stand auch vom Sitz auf. Er wandte sich gegen ein Fenster um. Die Buckelscheiben hinderten den Durchblick. Er öffnete einen kleinen Flügel. Mit dem helleren Licht strahlte Winterkälte ins Gemach und ihm um die warme Stirn. Ihm über die Schulter blickte auch Hutten auf das leuchtende Land. „Sieh, Franz," sagte er, „sieh, wie jetzt alle tausend Dinge, Felsen und Bäume, Steine und Stämme, Berge und Tale glänzen von demselben Licht der einen Sonne, die nachher ohne sie glanzlos und trostlos in der Nacht liegen werden. So ist für alle Stände der Nation nur ein Licht, der Name Vaterland, der Name Deutschland, das allein ihnen Glanz geben kann und ohne das sie in dunkle Massen zerfallen."

Ohne sich zu ihm umzuwenden, antwortete Sickingen dem Freund: „Du bewegst das Ganze in deinen Gedanken, magst es da leicht wenden und formen nach deinem Willen; ich halte nur Stückwerk in groben Händen; das stäubt und sträubt sich, will sich nicht so glatt fügen und so leichtlich formen. Du bist ein Meister aufs Jahrhundert; ich bin ein Handwerker auf den Tag. Du siehst, was einmal sein muß; ich spüre, was heute sein kann. Du siehst über alles das Ziel; ich sehe vor allem die Widerstände. Du willst ein Feuer für die Welt machen; ich muß ein Lichtlein hüten."

„Sieh die Fackel von Wittenberg! Sieh mein Lichtlein, deine Flamme," sagte Hutten, „und sieh tausend Lichter hin und her in Deutschland. Und an einem kann sich die Welt entzünden."

Sickingen antwortete nicht mehr. Er horchte hinaus. Man hörte die Riegel des Burgtors klirren, dann grüßende, fragende Männerstimmen und gedämpften Hufschlag auf dem verschneiten Hof. Nach einer Weile trat ein alter Knecht ins Gemach.

„Wer ist's?" fragte der Hausherr.

„Herr Martin Bucer aus Worms zurück. Bringt den Ratsherrn Heinrich Silberbörner mit."

„Führ' sie herein!"

„Sitzt noch einer unten in der Wachtstube und wartet auf Gehör, Murer der Strelmacher."

„Bring' ihn auch her."

Der alte Knecht stutzte ein wenig. „Herr," sagte er, „der Silberbörner und der Strelmacher möchten einander ungern begegnen. Der Silberbörner saß schon mit im Rat, als sie dem Strelmacher auf dem Wormser Marktplatz zwei Finger abhacken ließen, ehe sie ihn für immer der Stadt verwiesen."

„Ei was, Alter, hier ist nicht ihr Marktplatz. Müssen sich Hund und Katz in der Stube vertragen, müssen's auch zwei Wormser."

Der Knecht schürte das zusammengefallene Feuer im Kamin und legte zwei Buchenscheite nach; dann verließ er das Zimmer wieder. Kurz danach trat Herr Martin Bucer, gleich Hutten Gast und Hausfreund auf der Ebernburg, mit dem Wormser Ratsherrn herein. Hinter ihnen mit halb verlegenem, halb störrischem Gesicht jener stadtverwiesene Murer der Strelmacher.

Die Männer grüßten einander. Mit einigem Befremden erkannte der Ratsherr den Geächteten. Sickingen sah es und lachte: „Dürft's hier so genau nicht nehmen, Silberbörner. Ich bin so wählig nicht als ihr Stadtleute. Was euch für euren Markt nicht taugt, taugt manchmal zu meinen Geschäften. Tu dich zum Feuer, Strelmacher! Bist weit gewandert. Hast meinen Schwager vorgefunden? Magst der trocknen Wärme gebrauchen."

„Dank der Vorsorg, Herr," sagte der Strelmacher; „hab' mich schon bei den Knechten in der Wachtstube getrocknet. Die Hunde wärmen sich gern besser als die Herren. Will mich in der Ecke halten. Möcht' leicht mein Gesicht dem Wormser Herrn den Tag verderben."

„Hab' mich auch müssen an viele Gesichter gewöhnen," sagte der Hausherr, „die mir lang' nicht gefallen wollten. Haben wir uns doch aneinander gewöhnt, Silberbörner, um der gemeinen Sache willen, und haben doch lang und hart einander angelegen, die Wormser und ich, daß ich noch jetzt ein sonderbar Gefühl habe, wenn ich bei euch einreite. Und doch tun wir Handschlag miteinander. Seid Ihr über den Hund gekommen, Silberbörner, werdet Ihr auch über den Schwanz kommen. Habt Ihr Euch an mein Gesicht gewöhnt, werdet Ihr Euch auch an des Strelmachers gewöhnen."

„Je nun," sagte der Wormser Ratsherr etwas säuerlich, „es gibt Gesichter und Gesichter. Des Strelmachers erinnert mich an nichts Gutes. Er war einer der Philosophen für die Weinschenken, denen die Säufer zuschworen und die Spieler und die Neidsäcke, die das Eigene verludert hatten und nun anderen das Ihre mißgönnten. Oder die Heppheppschreier, die die Juden haßten, weil sie ihnen das versoffene Geld für verpfändete Betten schuldig waren; die liederlichen Handwerksgesellen, die alle Sonntage beim Wein saßen und alle Montage beim Bier und alle Dienstage bei der Frühsuppe bis in den Abend."

„Ihr wißt die Weise noch gut auswendig."

sagte der Strelmacher mit einem verschmitzten Gemisch von Bosheit und Belustigung; „ich könnte Euch dagegen unser Liedlein noch singen von den faulen Ratsherrnbäuchen. Aber hier ist nicht Euer Herd und nicht mein Feuer."

„Recht, Strelmacher," mischte sich jetzt Hutten ein, „potz, Bürger und Ratsherr, schlagt diese Händel hinter Euch, wir haben jetzt alle nur einen Handel. Ihr kommt aus Worms; Ihr habt neuesten Bericht vom Reichstag; Ihr müßt am besten wissen und am frischesten spüren, wie bitter not uns Deutschen es tut, zusammenzustehen und zusammenzuhalten in deutscher Sache. Haben Feindes genug, brauchen uns nicht selber auch noch Feind sein und die schlimmsten dazu. Aber das ist das rechte deutsche Elend: Dieweil Fremde uns das Fell über die Ohren ziehen, schlagen und treten wir einander wie wilde Esel, die einander Schuld geben, daß die Hornissen sie stechen. So werden Deutsche der Deutschen Feinde und Räuber am eigenen Haus: Ritter von Adel reiten hinter die Hecken und werfen die Kaufleute über Haufen; Kaufleute wickeln die Nation ein mit seidener Narrheit, salben sie mit Safran und geben ihr Pfeffer ein, daß ihr die Tränen und die Heller ausgehen; in den Schenken hocken, die Ihr beschrieben habt, Silberbörner, Kerle mit Geißbärten, die das Gras wachsen hören, von denen die Handwerker sich alles weismachen lassen, bis es zu bösen Häusern führt, und denen alle Weinbuben zulaufen, alle Freiheiter und Galgenschwengel. Alles Feinde deutscher Freiheit, deutscher Einigkeit; alles Räuber deutschen Wohlstands, deutscher Stärke. Nicht zu gedenken der Schlimmeren und der Schlimmsten, der fürstlichen Schreiber und kaiserlichen Ämter, die in ihren Sack schreiben und in ihre Taschen amten, oder der römischen Blutegel gar, die an das deutsche Fleisch gesetzt sind, uns blutsleer zu saugen und sich dick und voll und toll. Eia, liebe Freunde, du Franz Sickingen, Ritter; du Strelmacher, stadtverwiesener armer Schwartenhans; du der Möncherei entfallener Martin Bucer; Ihr, Silberbörner, Ratsherr und Stadtbürger — wann werden Deutsche aufhören, ihrer Feinde Geschäft aneinander zu verrichten? Sind's der Feinde nicht genug? Wie sieht's aus drüben in Worms am Reichstag? Bringt Ihr neuen Bericht? Hat die Welt ihr Gesicht verändert? Bringt Ihr Geschichten, die uns werden lustig machen? Mit was Freude? Oder ist's der alte deutsche Jammer? Sitzen nicht mehr die Fremden über uns? Regieren am deutschen Reichstag nicht mehr die Ausländischen? Sind am deutschen Reichstag nicht die Niederländer angesehen über den Deutschen? Sehen nicht am deutschen Reichstag die hochmütigen Spanier auf die Deutschen herab wie auf ihre Hunde? Ist nicht der deutsche Reichstag ein Gericht, vor dem die Italiener über die Deutschen zu richten sich anmaßen? Der Caracciolo und der Aleander, sind sie nicht die Ersten dort in Worms, die Nächsten am Kaiser, die doch geschickt sind, — jener, unser Gut zu gewinnen, dieser, unsern Mut zu biegen. Ist nicht drüben in Worms die alte Büberei mehr? Der Kaiser kein Kind mehr, das immer mit offenem Maul dasitzt und von Deutschland soviel weiß als ich von den Landen hinter den hyperboräischen Bergen? Kein Knabe mehr, der nach Stockspiel und Ringelreiten begehrt, indes der Aleander des Doktors aller Deutschen, Luthers Leib und Leben von ihm fordert und unser aller Gewissen? Ist's nicht mehr so? Wohl, dann möcht Ihr miteinander streiten um alten Staub; dann möcht Ihr, Silberbörner, dem Strelmacher alten Fürwitz vorhalten; dann magst du, Strelmacher, dem Silberbörner anrechnen, wieviel von deinen zwei abgehackten Fingern auf seine Rechnung kommt. Ist aber drüben am Reichstag noch der alte Jammer und die alte Büberei, dann sollt Ihr helfen, die zuvor abstellen."

„Ihr habt Recht, Ritter," sagte der Wormser Ratsherr; „es ist die alte Büberei, und kein Ende abzusehen. Euer Freund Bucer wird Euch desgleichen berichten. Es ist ein Elend über Deutschland und ein doppeltes Elend über unserer Stadt. Es geht zu, wie in Frau Venussen Berg. Jede Nacht Mord und Totschlag. Von früh bis spät und von spät bis früh Tanzen und Saufen; wenig Trost dabei, daß so mancher Schlung sich dabei zu Tode säuft. Diese Brüderschaft vom wüsten Leben ist wie die Schlange Hyder; geht ihr ein Hals ab, kommen drei zu. Jeden Tag noch reiten neue Gesandtschaften ein, neue Fürsten, Deutsche und Fremde, legen sich in unsere Häuser und fordern Verehrung: Hier sechs Kannen reifen Malvasiers, dort zwanzig Ellen guten Tuchs, hier ein Fäßlein mit frischen Salmen, dort ein Faß mit altem Rheinwein. Gestern erst ist eine maurische Gesandtschaft eingeritten; dunkle Kerle auf schwarzen Pferden, tragen weiße Schleier wie Zigeunerinnen; brachten zwei geschirrte Reittiere der Majestät zur Verehrung und ein Rudel von jungen Affen."

Huttens Ungeduld sprang mit einer plötzlichen Frage an Bucer dem Erzähler in die Rede: „Aber was ist's um Doktor Luthers Sache? Wie stellt sich der Kaiser? Wie hält sich Aleander? Was sagen Kurfürsten, Fürsten und Adel?"

Martin Bucer, der gewesene Dominikaner, gab Bescheid: „Es ist noch groß Streiten, ob man den Wittenberger soll in Worms vor Kaiser und Reich reden lassen oder nicht. Der Aleander tobt dagegen; fürchtet, es möge viel Volk und Adel erst recht ihm zufallen; fordert, man solle ihn ungehört verdammen und zur Ruhe bringen, und wär's mit Feuer. Andere sind dafür, den Doktor zu hören. Es soll eine Ladung an Luther ergangen sein und wird auch schon ein Wort von ihm gesagt: Er wolle nach Worms kommen, und wenn dort so viele Teufel wären als Ziegel auf den Dächern."

„Der Mönch geht unter die Feinde mitten hinein," rief Hutten heftig; „und ich, der Ritter, verkrieche mich hinter deinen Buckel und deine Mauern, Franz. Bucer, deine Rede züchtigt mich mit einer glühenden Peitsche. Ich muß heraus, ich muß heraus, ich will schier ersticken in der warmen Stube."

Ohne sich um die anderen noch zu kümmern, prallte Hutten aus der Tür. Er rannte die Treppe hinunter und aus dem Ritterhaus auf den Burghof. Eisig schlug ihm die Winterluft ins heiße Gesicht. Er achtete es nicht. Seine Leidenschaft jagte ihn. Bei dem Brunnen im Hof blieb er eine Weile stehen; dann stieg er über die schmale Treppe neben der großen Wachtstube, die in und hinter der dicken Schildmauer an der Westseite der Burg eingebaut war. Dort oben konnte man an den Zinnen der Brustwehr bequemlich auf- und niedergehen. Über die Mauer weg sah Hutten nach Westen über den Pfälzerwald, das Nahetal hinauf bis nach dem fernen Sobernheim hin, jenseits dessen der Soonwald schwarz in dem lohenden Abend stand, der das winterliche Land rot überflutete. Hutten sah lange in das Feuer des Abends. Mit nackten Händen faßte er den kalten Stein der Brustwehr und in den harten Schnee, der ihn überkrustete. „Der Tag verbrennt, und es ist nichts getan," schalt er sich; „der Mönch geht in den Feind, und der Ritter hockt hinter Mauern; der Luther, den ich ob seiner Kutte einst verachtet, fordert Papst und Kaiser, und der Hutten, der sich im Harnisch brüstete, sitzt im warmen Wams am Feuer."

Da schlugen von der Wachtstube her, fast unter ihm, durch die Fenster nach dem Burghof zu Worte, Töne und Klänge zu ihm auf. In der Wachtstube nämlich saß bei den Sickingenschen Knechten ein Fahrender, ein Spielmann, der ihnen die neuesten landläufigen Geschichten und Lieder brachte, dafür von ihnen gewärmt, geatzt und getränkt wurde. Der sang jetzt zu seinem Saitenspiel ein funkelnagelneues Lied. Hutten verstand deutlich die Worte:

„Franz Sickingen, das edel Blut,
Der hat viel der Landsknecht' gut..."

Beifallslärm der Sickingenschen Knechte verschlang Wort und Weise. Erst nach einer Weile wieder wurde die Stimme des Fahrenden verständlich, wie sie von neuem anhub:

„Ulrich von Hutten, das edel Blut..."

Von neuem verschlang Beifall der Knechte das Lied. Ulrich von Hutten lauschte. Aber es dauerte eine ganze Weile, ehe wieder das Saitenspiel und die Stimme des Fahrenden allein in der neuen Stille klangen. Nun aber verstand der lauschende Hutten Wort für Wort:

„Ulrich von Hutten, sei wohlgemut!
Ich bitt', daß Gott dich halt' in Hut
Jetzt und in allen Zeiten.
Gott b'hüt all solche Lehrer gut,
Wo sie gehn oder reiten,
Ja reiten."

Dem Horcher brannten die Augen, heiß zum Zerspringen; ein Würgen stieg ihm brustauf; Schmerz und Freude.

Da rührte ihn die Hand des treuen Bucer an, der ihm in Sorge nachgegangen war und ihn gesucht hatte. „Uli, was tust du?" sagte er; „du bist zu wild, du tust dir Abbruch." Aber Hutten hörte ihn nicht. Fast wild redete er auf ihn ein: „Höre, es muß wieder ein Ende sein mit diesem faulen Leben. Noch einen Brief will ich schreiben an den Kaiser und an den Reichstag, ob sie möchten ein Einsehen haben in Deutschlands Sache. Der Franziskus soll ihn hinüberbringen nach Worms und ihn dem Kaiser aufs Gewissen legen. Ich will meine Worte brennen lassen in ihren Herzen, wenn sie welche haben. Dann will ich noch hinüberhorchen, wie der Luther vor ihnen besteht. Dann will ich meine Flamme weiter tragen."

„Du solltest deiner noch pflegen."

„Und wer pflegt Deutschlands? Sieh hin, der Tag verbrennt und ist nichts getan. Sieh hin, das Land ist rot wie vom Blut; Deutschland blutet, und niemand verbindet seine Wunden. Sieh hin! Deutschland, schönes Land, liebes Land! Winter schlägt dich mit Fesseln, wann wird Frühling und Freiheit? Fremder Herrenfuß geht über dich. Wie lange noch? Sie brechen unser Brot, sie trinken unseren Wein. Wie lange noch? Wie lange noch steuern ihnen unsere Bürger, fronden ihnen unsere Werkleute, sind unsere Oberen nichts als ihre Vögte über uns? Der Rheinstrom ist ihr Gefangener, und sie machen unsere Brücken zu Jochen über unseren Flüssen. Wann wird ein Ende sein der deutschen Knechtschaft an Leibern und Seelen? Wann wird der Deutsche wieder eine sichere Statt haben im deutschen Lande?

„Nicht für mich mehr eifere ich. Ich werde unstet bleiben in der Heimat, unbehaust, ein Geächteter der Fremden. Nicht um mich geht mir's, nicht um das Hier und Heute. Um unser aller Erbe, um Kinder und Enkel, um die Jahrhunderte. Die Feinde pressen und pressen. Wann wird das lautere Wasser der deutschen Freiheit aufspringen unter ihrem Druck?

„Hast du schon dort im Hof bei dem Brunnen gestanden und hinter einem fallenden Steinlein hinuntergehorcht von Stufe zu Stufe? Tief durch alle Schichten des Berges und der deutschen Erde geht er, durch den weichen Boden des Waldes und durch die Härte der Felsen, durch die Lagen der Wingerte, durch die Krume der Äcker, durch die Sohle des Tals hinunter bis zu der Ader der Erde, bis zu dem Grundwasser des Flusses. Ein Brunnenbohrer möcht' ich sein; einen Brunnen möcht' ich hinuntertreiben durch alle Schichten und Stände deutscher Nation. Aus harter Fürstenschaft und Adel, aus dem schweren Boden des Bürgertums und der Bauernschaft, aus der Krume der Geschlechter, aus den sandigen Zünften, aus groben Handwerkern und lehmigen Ackerknechten möcht' ich herauf- und herausholen das allen gemeinsame Grundwasser ihres deutschen Wesens und wieder austeilen unter sie und ausgießen über sie wie einen Tau deutschen Lebens. Den Deutschen Deutschland entdecken, ihnen ihr Vaterland schenken und die Freiheit heimführen! Viel guten Volks, mannlicher Adel, kluge Bürger, fleißige Bauern, geschickte Werksleute. Aber wann macht ihr ein Volk aus? Wann fügt ihr euch, wann zum Ring des deutschen Glücks? So schrei' ich an das Vaterland, schrei' ich, schreie."

„Und bist gehört durchs ganze Reich. Und wirst Ernte deiner Saat haben. Und wirst der erste Deutsche heißen."

„Möcht' ich der letzte heißen und alle anderen bessere, glücklichere Deutsche sein als ich. Aber ich bin nur eine Flamme der Sehnsucht und zehre mich auf wie der Span im Leuchten. Bis dahin muß ich brennen und wandern, ein Ahasverus der Deutschen. Gott hat mir keine Rast gelassen, damit ich wanderndes Feuer sei und neue Feuer anzünde, ehe ich Asche werde, und neue Leuchten entfache, eh' die meine verlischt. Ich bin ein Wurf des Herrgotts, den Deutschen vorher geworfen, daß sie ihre Richtung wissen. Ich bin ein Blitz über ihren Weg. Wann werden sie ihn gehen? Ich muß zufrieden sein, wenn irgendwo ein Funke zündete. Ein Funke ist's, wenn der Ritter seinem Knaben meinen Namen nennt. Ein Funke, wenn der Landsknecht ihn singt. Ein Funke, wenn ein Bauer hinterm Pflug oder hinterm Ofen ihn ausspricht. So will ich nicht stillsitzen, sondern weiter wandern und mein Feuer ausstreuen, solange Gott es noch will brennen lassen. Wie hoch es nach mir brennen mag, liegt nicht an mir. Meine Sache ist's, mich ausbrennen lassen und unbekümmert mich ausschütten und vertrauen, daß das deutsche Feuer sich weiter anzünden wird durch Stände und Städte, durch Höfe und Dörfer und alle Ketten der Geschlechter entlang."

Die brennende Röte über den letzten Streifen des Pfälzerwaldes und des Soonwaldes verglomm und zerfiel in der Kälte des Abends. Ein eisiger Hauch drang vom Osten her dem weichenden Tag nach. Huttens Gesicht war bleich wie eines Gestorbenen. Der Freund mahnte ihn: „Laß es genug sein, Uli. Gott gibt dir noch viele Jahre, wie er will, und schenkt dir starke Freunde und baut dir ein gutes Haus. Aber sei du auch ein Haushalter! Du bist den Deutschen noch viel schuldig. Gott wird dich nicht aus dieser Schuld entlassen, eh' sie bezahlt ist."

Huttens Blicke hingen fern in dem sterbenden Tag. Wie von weither kehrte er jetzt zu dem Freund zurück. „Nein," sagte er, „ein Haushalter soll ich nicht sein, sondern ein Verschenker und Verschwender. Und soll keinen Lohn und Zinsen ziehen von meinem Vermögen als dies, daß irgendwo an einem Abend, sommers oder winters, ein Liedfetzen mir ans Ohr klingt wie der... Horch!"

Er legte die Hand dem Freund auf die Brust. Sie standen lauschend still. Aus den Fensterluken der Wachtstube unter ihnen klang es in den stummen Hof und in den bleichen Abend:

> „Ulrich von Hutten, sei wohlgemut!
> Ich bitt', daß Gott dich halt' in Hut
> Jetzt und zu allen Zeiten.
> Gott b'hüt all solche Lehrer gut,
> Wo sie gehn oder reiten,
> Ja reiten."

Es war wieder still. Letzter Nachglanz des Tages verloschen. Bleicher Winterabend.

„Hast du's gehört, Freund Bucer? wo sie gehn oder reiten, — ja reiten. Gott schickt mich auf den Weg. Ich sitze ihm zu lange still und verliege in des Franziskus Haus. Ich soll aber gehn und reiten. Und mich verschwenden und mich ausstreuen. Gott wird nicht nach den Zinsen fragen. Er wird nichts fordern von mir als leere Hände und Bettelarmut. Die kann ich ihm bald bringen. Ich muß mich nur auf den Weg machen. Und ein Weiser, wie der Doktor Martinus, wird einmal sagen von mir: er war ein wanderndes Feuer und eine Torheit Gottes."

Im Korn. Von Josef Maria Frank

Schneiden die Sensen rings in das Korn,
Fallen mit blauem Rittersporn,
Rotem Mohn und blauen Zyanen
Reihen um Reihen, Bahnen um Bahnen,
Dann wird es auch leer
Bei der Purpurrade,
Schwinden mehr und mehr
Die heimlichen Pfade . . .

Sie sahen so manches in manchen Tagen,
Wenn die Knechte und Mägde in ihnen lagen,
So manches in mancher Nacht,
Wenn zwei da wachten
Und lachten . . .

Mäht man aber jetzt um einen Steg herum,
Dann wird man still, dann wird man stumm;
Dann drehen die Knechte scheu sich um
Und mähen und mähen, als hätten sie Eile!
Die Mägde aber stehen eine kurze Weile
Verstohlen da und schauen darein,
Lassen Raffen und Binden und Schichten sein
Und denken nach und denken — zurück
Sich Stück um Stück . . .
In ein Glück . . .

Und mitunter
Ist eine darunter,
Die würgt und weint
In sich hinein . . .
Und summt darein:

„Ich hört' ein Sichelein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn;
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hätte ihr Lieb verlor'n!"

Aufhorchen die Knechte und stehen und lauschen
Und — schneiden ins Korn, daß die Ähren rauschen,
Die fallenden Reihen sich türmen und bauschen,
Und — sehen sich um, eine kurze Weile . . .
Die Mägde aber raffen, als hätten sie Eile,
Und denken heimlich nur vor sich hin:
Was kam uns der Kornsteg auch in den Sinn . . . !
Die Knechte aber denken Mann für Mann
Wie sie daran,
Sehen sich an . . .

Und mitunter
Ist einer darunter,
Der lacht laut auf,
Singt darein:

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen
Und acht' nit, wie es geh;
Hast dir doch Lieb erworben
In Veiel und grünem Klee!"

Fahren dann nach einigen Tagen
Schimmel und Braun die letzten Wagen
Ins Dorf zur Scheune, dann summen beim Tanze
Die Burschen und Mägde unterm Erntekranze . . .

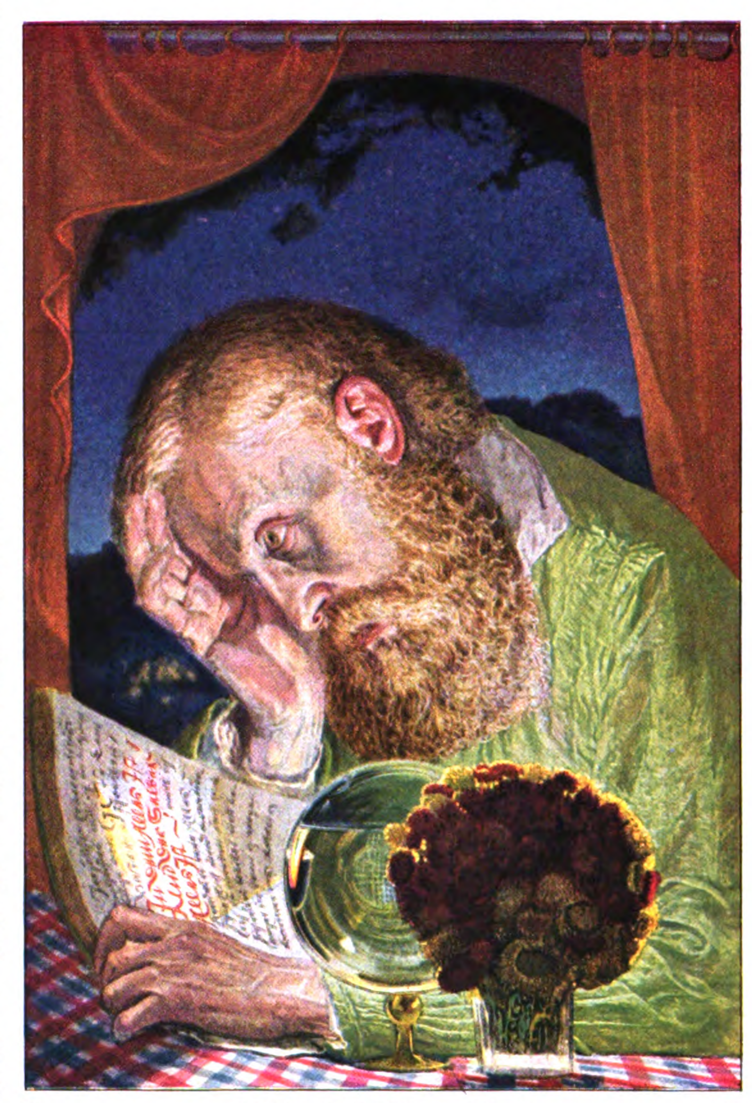
„Übers Jahr, übers Jahr
Blüht wieder die Rade!
Wie es immer war,
Werden wieder die Pfade,
Macht sich so manches an manchen Tagen,
Wenn zwei ihre Liebe durchs Korn hintragen,
So manches in mancher Nacht,
Wenn zwei da wachen
Und lachen . . . !"

Hans Adolf Bühler. Ein deutscher Künstler

Von Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer

Das erste, was ein zum Bewußtsein erwachendes Menschenkind außer den leiblichen Lust- und Unlustgefühlen empfindet, ist wohl die Wirkung der Farbe. Mit freudigem Erstaunen gewahrt es die angenehme Wirkung der blutenden Kirsche auf seinem sommerlich weißen Röcklein, und das zum erstenmal geweckte Schönheitsgefühl leitet seine Hände zum ersten künstlerischen Tun mit dem neu entdeckten Ausdrucksmittel." — Dieser Satz, am Anfang seiner noch nicht veröffentlichten künstlerischen Farbenlehre, hat für H. A. Bühler nach zwei Seiten hin charakteristische Bedeutung. Einmal galt und gilt Bühler bis jetzt als ein philosophierender Künstler von eigentümlicher weltanschaulicher Schaffensweise, dessen Bilder vorwiegend Figurendarstellungen waren, in denen der Geist seiner Werke zum Ausdruck kam. Weiterhin aber wurden seinem Werk vorwiegend formale Gesichtspunkte hinsichtlich der Akte, Kompositionen und Bildnisse unterstellt, während sein farbiges Können, sein reiches, vornehmes, klares Kolorit bisher meist wenig beachtet wurde. Der eingangs erwähnte Satz Bühlers weist aber darauf hin, daß das menschliche Auge im allgemeinen, das des Künstlers im besonderen, vor allem auf die farbigen Reize eingestellt sei und auf diese Reize allererst und in lebendiger, tätiger Weise reagiere.

In der Tat steht das Anfangswerk Bühlers sehr stark unter den Gesichtspunkten und Gesetzen der Form; das allerdings, ohne das Farbige und Malerische zu übersehen. Die Betonung der Form hat beim Frühwerk Bühlers zwei Wurzeln: seine künstlerische Schule und seinen Gestaltungstrieb. Zur Zeit, als Bühler die Karlsruher Akademie besuchte, genoß er die Unterweisung des damals bedeutendsten Lehrers und Könners im Aktzeichnen: L. Schmid-Reutte, dessen herbe männliche Kunst einer ganzen Künstlergeneration den Stempel gab. Außerdem war Bühler der Schüler H. Thomas, dessen



Bildnis Jakob Böhme. 1919—20

unerschöpfliche Gestaltungskraft für den reich veranlagten Kunstjünger vorbildlich wurde. Unter diesen Einwirkungen drang Bühler, dank seiner eigenen schöpferisch gestaltenden Veranlagung, gleich zum Kern schöpferischen Gestaltens vor, lernte von Grund aus mit dem Element der menschlichen Gestalt seine geistig inhaltvollen Werke bauen. In dieser Zeit war ihm in Wirklichkeit der Mensch das Maß aller Dinge. Diese künstlerische Einstellung wurde noch befestigt durch den römischen Aufenthalt (1904 bis 1910), währenddessen die formale Kunst des Signorelli, des Ghirlandajo und wohl auch die herbe Plastik der Antike ihm vertraut wurden, soweit eben seine unbedingt deutsche Empfindungsweise fremdes Kunstschaffen in sich aufnehmen konnte. Keines der in Rom entstandenen Werke verrät italienischen Einfluß. Der Geist Grünewalds, Baldungs und Dürers umwebte seine gestaltende Seele wie eine dreieinige Schutzgottheit seiner deutschen Heimat vor dem Abweg auf undeutsche Art. Nicht die italienische Form, die deutsche Seele sollte und mußte sich auswirken. So entstanden denn die durch und durch von Seele erfüllten Formungen, vom „Liebesweg“ (1905) an, wo Bühlers Seele im geheimnisvollen

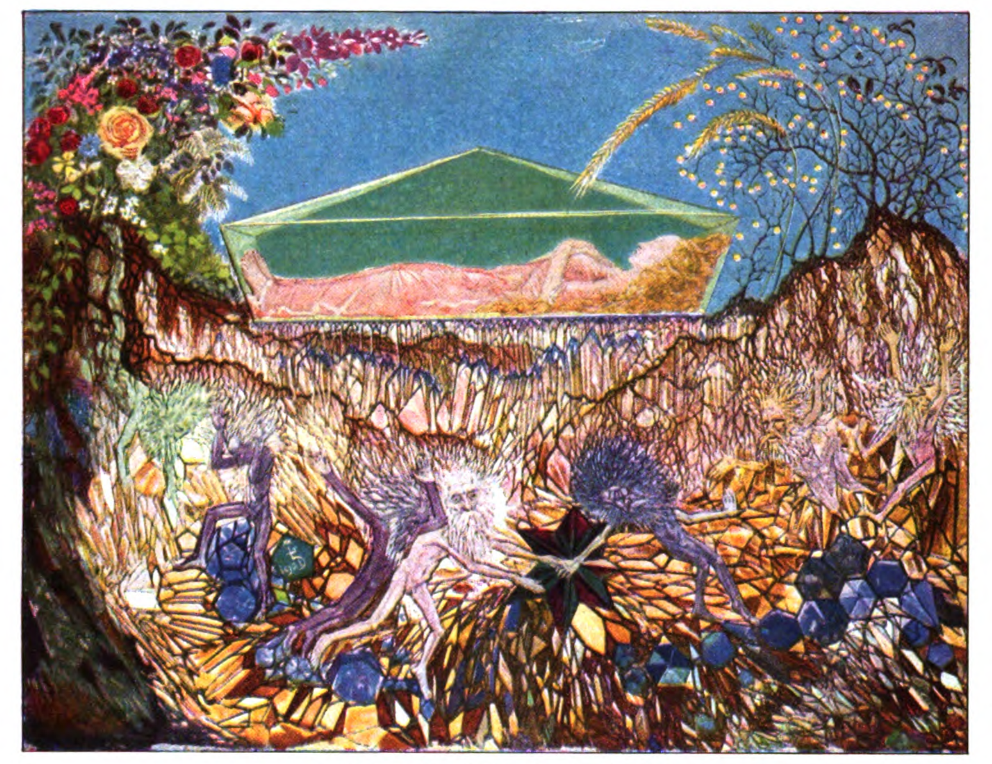


Der Anatom Wiedersheim. Radierung. 1917



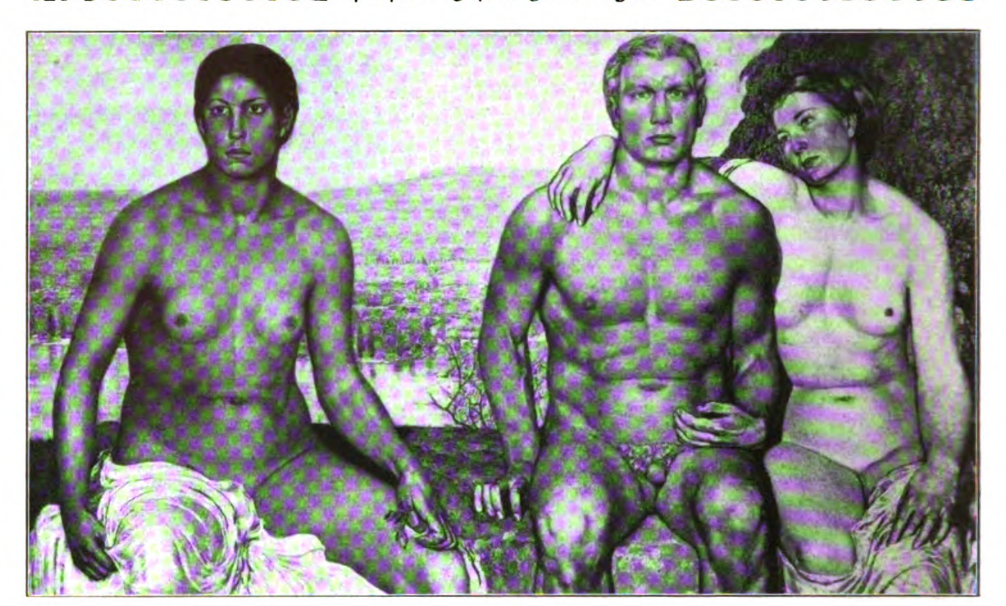
Der Liebesweg. 1905





Schneewittchen. Temperagemälde. 1921

Schattendunkel dichter Baumkronen lustwandelt, bis zum Prometheusbild (1912), auf dem die Menschheit das Wunder der Lichtwerdung und der Lichtheiligkeit bestaunt, im Licht und in der Farbe die Menschwerdung erschüttert erlebt. Fernab jeder schönheitsvollen, geometrisch aufgebauten Komposition mit wohlberechnet gestellten Aktattituden, wird hier die Masse Menschheit ins Individuum gewandelt, wird Seele, Psyche, die das heilige Feuer des Menschseins mit sorgender Hand wahrt. Nicht einmal die tierische Menschwerdung, das Geboren- und Genährtwerden, steht im Vergleich zur seelischen Geburt. Dieses Prometheusbild ist trotz der herb realistischen Gestaltung ein Schlußpunkt seiner seelischen Ausdruckskunst, die in die herben Aktkompositionen der „Brünhilde", des „Stillen Wässerleins" (1906), der „Nibelungen" (1907), des „Hiob" (1908), der „Stillen Stunde" (1909), der „Adamskinder" (1910), der „Totenklage" (Pietà) (1912) eingeformt ist. Ausdruck der seelischen Empfindung ist schon aus dem frühesten Werk „Brünhilde" erkennbar: wenn die dämonische Urgestalt der Sage als lebendes Wesen zwischen die starre Felswelt und vor dem bewegten Meer sich wie eine Erscheinung aus der Urwelt hebt, Beseeltes aus Unbeseeltem, Geist über der Nur-Natur, den Blick ins Unbestimmte gerichtet. Es ist faustisch unterströmter Gestalterwille. — Ebenso etwa die „Nibelungen", wo die drei mächtigen Akte auf dem zarten Hintergrund der Rheinlandschaft stehen, wo Wasser und Wald leise in das ahnende Schauen der Gestalten heiligschaurige Weisen rauschen: In beiden Fällen eine wundersame Doppelmelodie von Natur- und Menschenseele. Deutsche Seele, deutsches Empfinden, Innerlichkeit, Musik des Herzens klingt und singt in diesen herkulisch gestalteten Akten, die unter einem passiven äußern Dasein eine ungeheuere innere, aktive Spannung enthalten. Vielleicht ist das in der Ateliernachfolgeschaft Klingers auf der Dachterrasse des Costaguti-Palastes gemalte Bildnis von Bühlers Frau die lebensvollste Manifestation dieser inneren seelischen Spannung unter ruhiger äußerer Daseinsform: Die Frau sitzt hellgewandet, nur mit dunkel kariertem Schal über den Schultern, vor dem sonnenprallen Hintergrund, umspielt von den farbigen Reflexen purpurner Windenblüten im grünen Laub und im Schoße selbst eine solch traumhaft blau funkelnde Blüte vor dem Fleisch der Hand. Der versonnene Blick geht träumerisch ins Weite. Die blühende, farbige Haltung dieses Bildes und seine lichte, lockere Malweise mildern die Herbigkeit dieses ganz realistisch durchgeführten Werkes, das mit dem „Christus" einen gewissen Abschluß der römischen Periode



Drei Nibelungen. Gemälde von 1908

des Meisters bedeutet. Zweierlei war durch die ruhige Arbeitszeit in Rom, fernab vom quirlenden Streit um die Probleme der Malerei in Deutschland, gewonnen worden: Der strenge Sinn für die Form wurde gestärkt und gefestigt. Das war ja schon aus den früheren Werken Bühlers, aus den „Nibelungen", dem „Hiob", der „Stillen Stunde", den „Adamskindern" usf. ersichtlich. Aber auch ein anderes, bislang nur heimlich und leise mitschwingendes Element trat nun machtvoll und mit deutscher Inbrunst hervor: die vielfarbige Natur, in die der Mensch eingebettet ist, die Natur und ihr

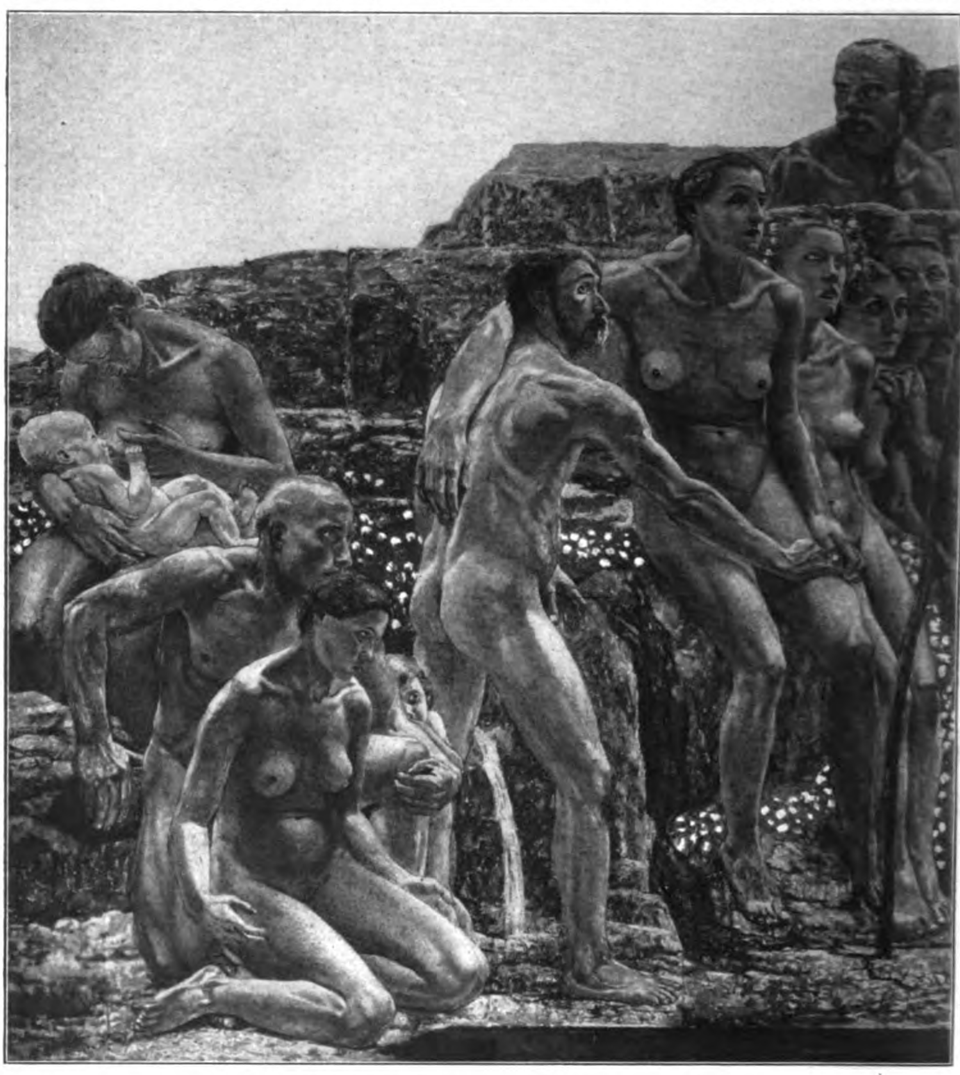


Adamskinder. Gemälde von 1910



Das blaue Wunder. Gemälde von 1921

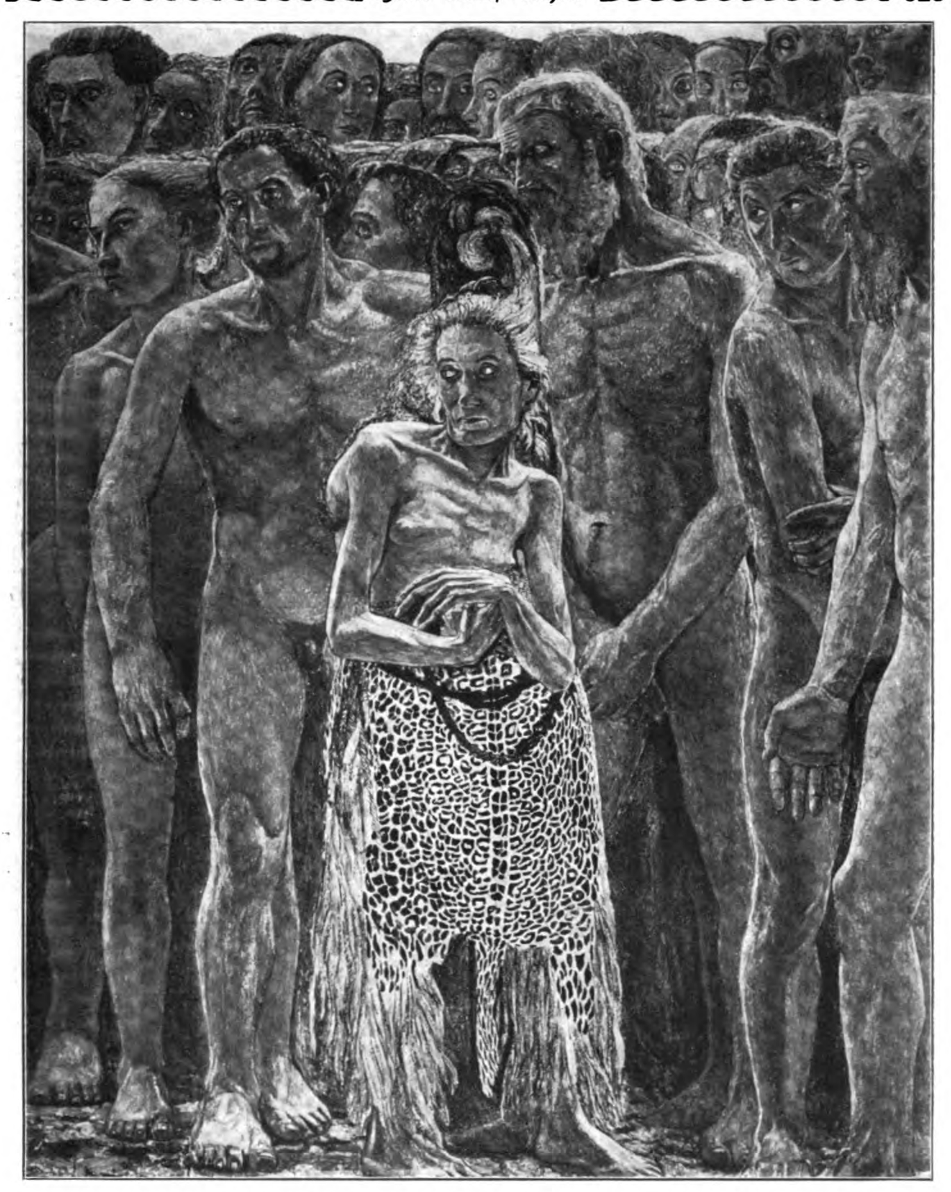
vielfältiges und vielfarbiges Leben als Vorstufe in die kosmische Weite des Weltganzen. Man könnte diese Wendung mit dem Wort „Kolorismus“ am besten und einfachsten bezeichnen, wenn man darunter die Schönfarbigkeit im Sinne der alten Deutschen und ihre beziehungsreiche Vielseitigkeit und Verbundenheit mit dem Kosmos versteht, also das Deutsch-Altmeisterliche, wie es durch Bühlers Lehrer Thoma wieder urtümlich neu für die kommenden Generationen gefunden und aufgestellt worden und wie es schon in der Pracht der van Eyckschen Tafeln und auf Grünewalds leidenschaftlich erlebten und gemalten Bildern geschaffen war. Der große sittliche Ernst der Kunst tritt in weltanschaulichem Bekennermut in der Kunstweise Bühlers gerade zu der Zeit stark heraus, als die deutsche Malerei sich um das rein Augenmäßige, Sinnenfreudige bemühte. Es ist leicht verständlich, daß Bühler in dieser Zeit wie ein Fremdkörper im deutschen Kunstleben wirken mußte und auch gewirkt hat, half man sich damals doch mit dem Wort „Tonschönheit“ über reiche Farbigkeit und tiefen Inhalt hinweg. Bühler machte also weder den Weg der älteren sogenannten historischen Malerei mit, wie er in der mehr oder minder geraden Folge des Cornelius und Kaulbach bis Ferd. Keller lebte, noch auch den der romantischen Landschaftskunst, wie er von W. Kobell betreten und von Böcklin und Thoma, seinen Stammesgenossen, weitergebildet worden war. Er hielt



Ausschnitt aus dem Wandgemälde „Prometheus". 1910—12

sich ja ziemlich nahe an den Schicksalsweg dieser seiner alemannischen Kunstgenossen, als deren jüngstes Glied er sich fühlt und deren Ahnenreihe aus gotischer Zeit er von Grünewald und Baldung an bewußt fortsetzt. Da dieses Schaffen in den Anfangsjahren unseres Jahrhunderts noch nicht „zeitgemäß" war, so ist es leicht verständlich, daß der äußere, wirtschaftliche Erfolg zunächst ausblieb, und daß der Künstler zum Hervorbringen und Ausreifen geruhsame Zeit hatte. Das kam dem Wachstum seines Wesens zugute. Er stellte neben die dramatische Welt Böcklins, neben die innerlich lyrischen Bilddichtungen Thomas seine episch-mythologische Gestaltenwelt, die in typischen Ausprägungen sich über Natur und Geist, Menschsein und Seele einfach und wuchtig ausspricht. Somit ergänzt der 1877 zu Steinen im Wiesental geborene Künstler seine zwei in der Malerei des 19. Jahrhunderts wichtig gewordenen alemannischen Meister Böcklin und Thoma nach einer neuen Seite hin. Er vertritt neben der gefühlsaufreizenden Art Böcklins, nach der seelenvoll anmutenden Weise Thomas die geistig bedeutungsvolle Seite in der Malerei zu einer Zeit, wo diese in ein Spiel der Augenweide sich zu verlieren Gefahr lief.

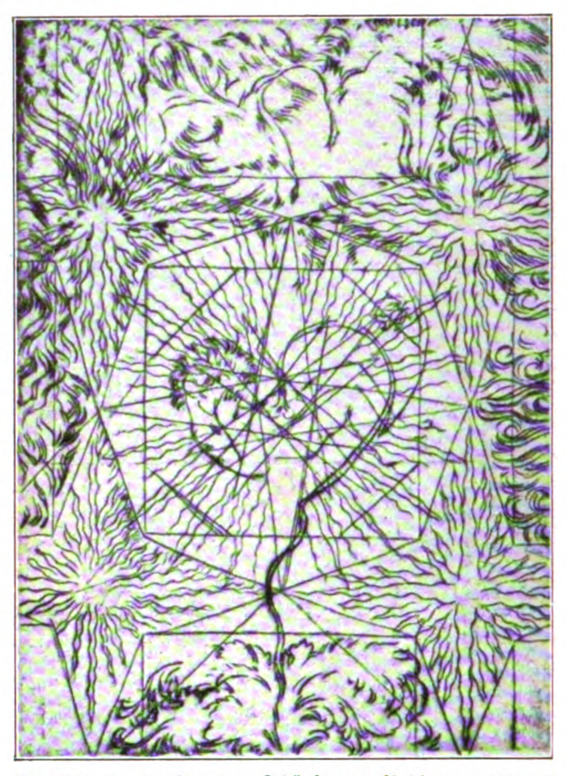
Bühler hat in diesen Übergangsjahren aus der Wanderzeit zur vollen Meisterschaft aber doch einen kleinen Kreis gefunden, der die Werte des heimattreuen Künstlers voll erkannte. Das große „Prometheusbild" in der Vorhalle der Universitätsaula zu Freiburg i. Br., die damit zusammenhängende



Ausschnitt aus dem Wandgemälde „Prometheus“. 1910—12

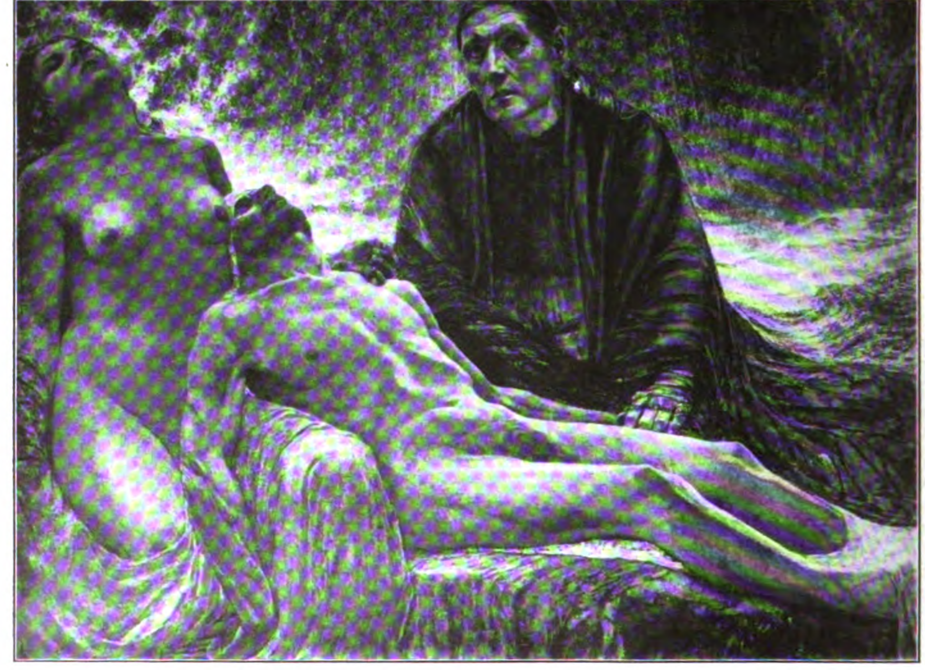
Gewinnung seines neuen Studienfeldes auf dem Sponeck am nahen Kaiserstuhl sind die Wurzeln des nunmehr mit überwältigender Macht sich ausbreitenden Baumes Bühlerscher Kunst. Noch mag im „Prometheus“ etwas von der italienischen Bevorzugung der Menschendarstellung nachklingen; aber der herbe Realismus der Gestalten, die ganz ins Innige und Individuelle getauchte Ausdrucksform des Bildes und die reich abgestufte Charakterisierung der Einzelgestalten (von der dumpfen Ahnungslosigkeit und Überraschtheit bis zur höchsten Erschütterung und hingebenden Erkenntnis gesteigert, die stillende Mutter links, die Prometheusgruppe der Mitte und die ergreifend zum Ausdruck gebrachte äußerste rechte Seite) stellen dieses Werk doch ganz auf den deutschen seelischen Boden, der von der typisierenden italienischen Kunst nichts mehr wissen will. Ebenso ist der „Christus“ (1909—1910, Nationalgalerie) das Ergebnis Bühlerscher Schaffensweise aus dem Geiste deutscher Frömmigkeit: Christus der Held, Richter, Mitleider, Erlöser, der Worfler, der die Spreu vom Weizen scheidet. — So wie der „Christus“

das Bekenntnisbild des deutschen Künstlers in Rom wurde, so wurde das Bild der „Harlungen“ gewissermaßen das Thesenbild seiner mythologisch dichtenden Künstlerschaft für Deutschland. Die spitzgiebelige gotische Bildform, die an- und ausdeutende Umrandung des Mittelbildes mit den Harlungenbrüdern durch die Sage, die tätige und die hoffende Kraft, durch die werdende und vergehende Natur. — Freiburg, die gotische Stadt am Oberrhein, ist in diesem Bild um ein wertvolles Zeugnis einer reinen, aus mystischen Untergründen schaffenden Kraft reicher geworden. Das Bild ist außerdem aus dem Heimatboden des Breisgaues hervorgewachsen und seinem Preis gewidmet. Die Hauptstadt des Kaiserstuhls, Breisach, der Schlüssel des heiligen römischen Reiches am Westtor, ist der Heimplatz der Harlungenfürsten. Der Kaiserstuhl mit seinem „Sponeck“ wurde die künstlerische Heimat Bühlers.



Die kleine Seele. (Aus der „Schöpfung)“. Radierung. 1918—23

Der „Sponeck“, eine Burgruine am Rhein inmitten des Weinbaugebietes, das auf altem vulkanischen Boden die Edelweine des Kaiserstuhls braut, gibt in den Wein-



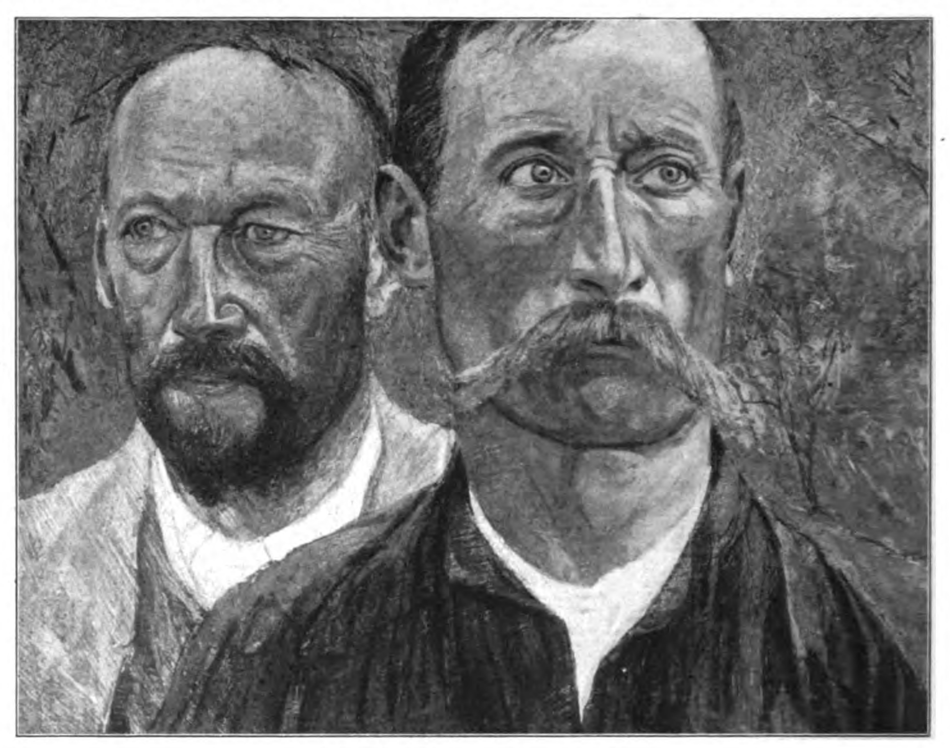
Totenklage. Gemälde. 1908—12



Sponeck. Gemälde von 1922

bauern und Schiffern eine Rasse, die sich seit Römerzeiten rein und von verschleifenden Einflüssen der Zeitkultur freigehalten hat. Dieses Urgebiet der Charakterköpfe und Charakterherzen wirkte auf Bühlers künstlerische Anlagen mit der Gewalt einer Offenbarung. Hier konnte sich der Charakter seiner Kunst ungehemmt entfalten und auswirken. Aus dem nahen Kolmar winkten täglich Schongauer und Grünewald ihre Mahnungen herüber, und die Umwelt in Mensch und Landschaft sagte stündlich: Sei du, sei Charakter, sei wesentlich!

Bekannt ist, daß der Kaiserstuhl in seiner gerade an den Rändern eigentümlichen Bodengestaltung einen Schatz von höchst merkwürdigen, ja phantastischen, farbenreichen Blütenpflanzen, Kriechtieren und Insekten birgt, die im Verein mit den seltenen Gesteinsarten eine fast exotisch seltsame Anregungsumwelt darstellen. Bei der eigentümlichen künstlerischen Veranlagung Bühlers wurde diese ein ungemein fruchtbarer Nährboden für sein Schaffen. Die ländlichen Charakterköpfe sagen nichts von den ausgleichenden und abschleifenden Wirkungen der Großstadtkultur, wohl aber von den ziselierenden Einflüssen des Lebens und Kämpfens mit den unberechenbaren Naturkräften. Der Weinbauer ohnehin mit seiner nie aussetzenden Arbeit im „Rebstück“ empfängt durch tägliche Hoffnungen und Enttäuschungen charakteristische Runen in Körper und Geist. Der stete Kampf mit den Urmächten der Natur wirkt der Gottheit lebendiges Kleid um diese Charakterköpfe und vertieft das Innenleben zur leidenschaftlichen Religiosität. Weinbauern sind in harter Arbeit Gottsucher, Gestalter von Gottesmächten zu Sichtbarem und Genießbarem, Plastiker der Lebensmächte aus Naturanlage. Dieser innere Geist der Landschaft hat die in Bühler ohnehin schlummernden Kräfte zu höchster Betätigung geweckt. Nicht nur als Maler, sondern auch als Raumbildner tritt das Plastische in seiner Gestaltungsweise stark hervor. Man braucht nur seine prachtvoll herausmodellierten „Kaiserstühler“ (1912), „Kaiserstühler Bauer mit Kuh“ (1912) zu beachten, um zu verstehen, wie vorteilhaft und vielsagend diese Umwelt auf seine Bildnismalerei und Bildnerei wirkte. So entstehen denn die Selbstbildnisse, die gemalten und radierten Bildnisse (Selbstbildnis im „Nachtigallenlied“, Thoma, Anatom Wiedersheim, Häckel) bis zum „Gottfried Burkart“, zum Idealbildnis „Jakob Böhme“, zum Religionsphilosophen A. Drews, zum Kulturphilosophen Dreßler, dem Physiker Gaede usw., eine Reihe von Bildnisköpfen, bei denen es schwer ist, zu entscheiden, was mehr zu bewundern ist: die Form, die malerische Fassung, die seelische und beseelte Ausgestaltung. Der Winzer „G. Burkart“ hat sich gerade Bühler ausgesucht, um sich malen zu lassen, „nit numme so, sunder au si bluetig Härz“ —



Kaiserstühler. Gemälde von 1912

(nicht nur so [abmalen], sondern auch das [in Freuden und Leiden] blutende Herz). Es ist somit auch verständlich, daß Bühler selbst zur plastischen Arbeit voranschritt und in den Majolikaarbeiten des „Theophil", der „Maria Johanna", der „Pietà" und anderen Werken höchst bedeutungsvolle plastische Gestaltungen aufzuweisen hat. —

Die starke Wendung ins Koloristische, die bei Bühler mit der Ansiedlung am Kaiserstuhl eintritt — und zugleich auch mit seiner Berufung zum Professor an der Landeskunstschule schon vor Kriegsbeginn zusammenhängt — wird durch die Kaiserstuhllandschaft bedingt. „Hier mußte ich Landschafter werden" sagt Bühler, wenn er über die Wandlung von der Figural- zur Landschaftsmalerei befragt wird. Mit dem starken Hervortreten der „Sponecklandschaften", Rheinwälder, Steinbrüche, Altwasser, Rebgelände, Tümpel und Architekturmalereien tritt der ausgesprochene Kolorismus in einer wundervoll farbigen Stillebenmalerei auf. Die Tonmalerei, die in einigen Figurenbildern durch kraftvolle Tiefe und Gehaltenheit der Farbakkorde mitgesprochen hatte, löst sich nun nach und nach in eine blühende, sprühende, leuchtende Farbigkeit auf, die durch abgewogene Setzung und Ausgleichung der farbigen Flecken eine farbige Herrlichkeit und Freudigkeit von unvergeßlicher Wirksamkeit und Harmonie erreicht. Stücke, wie „Das blaue Wunder", das auf blau kristallisiertem Grund die Blütenfülle des Kaiserstuhls entfaltet, wie „Sponeck", wo das über geheimnisvoll belebten Wassertiefen gleitende Boot mit der leuchtenden Blumengirlande umkränzt ist und aus der Dunkelheit in die lichte Ferne fährt, oder „Mutter Erde", die als Maria-Stern-des-Meeres mit dem Kinde und dem farbigen Blumenstrauß in der Aureole über die Milchstraße dahingleitet und die holdselige Mutteridee auf den unendlichen Grund des Kosmos zeichnet: Das alles sind so charakteristische und feine Beispiele der neuen Koloristik Bühlers, daß ein Beschauer sich von hier aus in das größere Werk des Meisters leicht hineinfühlen kann. Diese Farbigkeit schießt mit kristallener Klarheit und Leuchtkraft in die Idee der Bühlerschen Bilder und hebt sie aus der Naturhaftigkeit in das künstlerisch Geordnete und damit zum höheren, vergeistigten Leben. Als charakteristisches Beispiel in dieser Hinsicht soll nur auf das „Schneewittchen" (1921) hingewiesen werden, wo das farbige Leben einer Kristalldruse sich im smaragdnen Sarg Schneewittchens zusammenschließt, der von dem Rosen- und Windenstrauß in Sommerpracht zu Füßen und vom goldfrüchtigen Geäst des Winterstrauches und goldenen Ähren zu Häupten umstellt ist: ein wahres Wunder farbigen Lebens, das am Endpunkt einer ganzen Reihe von Bildern seiner kolo-



Bildnis des Winzers Gottfried Burkart. 1922. Nürnberg, Sammlung Oscar Schicht

ristisch schaffenden Phantasie steht, zum Beispiel dem „Harlungenbilde" (im Besitz der Stadt Freiburg), dem „Jungen Traum", der „Hohen Zeit", dem „Christophorus", „Gott schuf den Menschen", dem „Märchenbrunnen" u. a.

Alle Werke dieser letzten Zeit sind aus dem Geiste der Landschaftsmalerei gewachsen, die in den Sponeckbildern eine ganz besonders reiche Ausdeutung erfahren hat. Raum, Licht und Farbigkeit spielen hier eine große Rolle und verquicken sich durch eine äußerst sorgfältige Technik zu einer Dreieinigkeit von so feinem Klang, daß die japanische Regierung gerade aus dieser Schaffenszeit sich Werke um ihrer köstlichen Ausführung willen sicherte — ein seltener Fall ostasiatischer Malerkultur gegenüber der abendländischen Malerei. Die Bühlersche Koloristik beruht aber nicht eben nur auf der harmonischen Setzung und Ausgleichung von farbigen Flecken, sondern auf ihrer lebensvollen Inbeziehungsetzung im Bildsinne. Bühler geht in dieser Hinsicht auf die wundervoll leuchtende Lokalfarbigkeit der Altdeutschen zurück und stuft sie dem Sinne ihrer Funktion nach ab. So entsteht dann eine reiche Skala von warmen und kalten Tönen, wie sie die Stillebenmalerei nur in den seltensten Fällen leisten kann, die nun ihre Lebensfülle aber aus der Bühlerschen Farbenlehre nimmt und in der Optik des Meisters begründet hat. Die Farbigkeit Bühlers fällt in seinen Werken bei Zusammenstellung mit farbig reichen Tafeln anderer Künstler sofort auf, namentlich die tiefen blauen und roten Tinten in ihren reichen Abstufungen, die den Werken Bühlers ein so festlich vornehmes Gepräge geben. — Im technischen Vortrag hat Bühler eine bedeutsame Wandlung durchgemacht. Seine ersten Werke sind in einer bald verlassenen Lasurtechnik gehalten, die der frühen reich abgestuften Chromatik seiner Bilder nicht ganz entsprechen wollte. Er bildete deshalb alsbald eine mit großer Sicherheit arbeitende Spachteltechnik mit Temperafarben auf kreidegrundierten Maltafeln aus, die ein reiches und intensives Leben der Töne und ein Zusammenstimmen der farbigen Flächen ermöglichte, sowie ein Stehenbleiben, also ein Nicht-Nachdunkeln der Töne gewährleistete. In neuester Zeit bevorzugt er wieder die Lasurtechnik, in der er die farbigen Wirkungen durch wohlerwogene Setzung von warmen und kalten, von komplementären und kontrastierenden Farben zur Höhe der altmeisterlichen Tafeln treibt. Schon

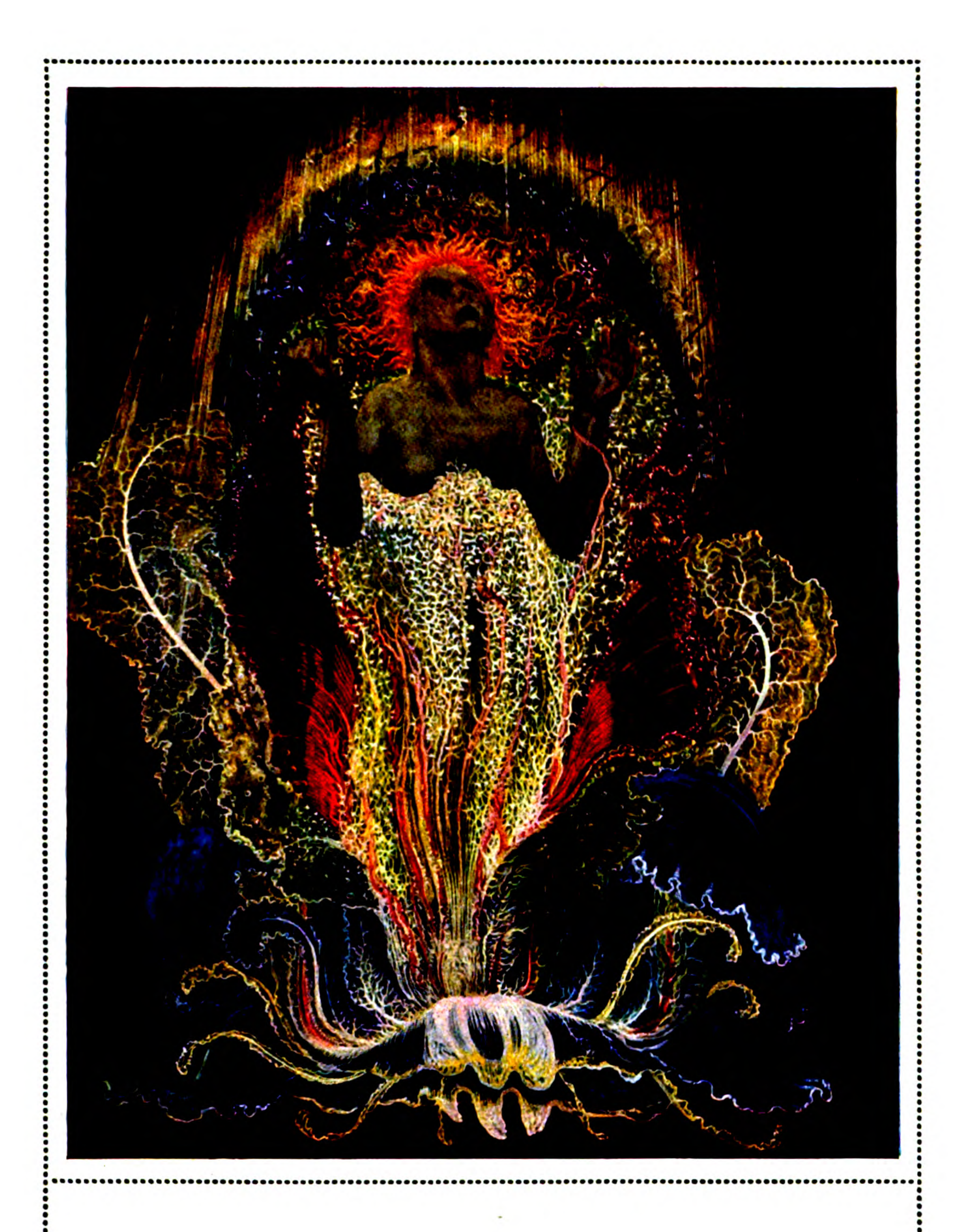
damit sichert er seinem Werk einen auffallenden Eigencharakter.

Neben den bis ins kleinste sorgfältig durchgeführten malerischen Schöpfungen Bühlers entstand seit der Rückkehr aus Rom noch ein großes und bedeutsames graphisches Werk, das in den zwei großen Zyklen vom „Nachtigallenlied" (1910—1916) und in der „Schöpfung", sowie in mehreren Einzelblättern den stärksten Ausdruck gefunden hat. Auf die für sich bestehenden Bildnisradierungen ist schon hingewiesen worden. Diese lassen durch die Hintergrundbehandlung schon ahnen, daß Bühler den ganzen Reichtum seiner künstlerischen Phantasie aus der Nadel auf die Kupferplatte sprühen läßt. Im zwölfteiligen „Nachtigallenlied" wird im reichen Tempowechsel der Musik — Bach ist der besondere musikalische Liebling Bühlers — das Menschenleben, -lieben und -leiden mit der Natur und den kosmischen Mächten verknüpft. Im schöpferischen Geist des Künstlers liegt die Eizelle aller aus dem Chaos zur Ordnung gelangenden Kräfte. Der Künstler schafft aus seinen Erlebnissen in leidenschaftlichem Gestaltungsdrang die Welt seiner Werke. Natur wird zur





Oben: Theophil. Farbiges Steinbildwerk. Unten: Im Fegefeuer. Rom, National-Galerie



Nana. Gemälde von 1922



Mutter und Kind. Gemälde von 1923



Mutter Erde. Gemälde von 1922

Übersinnlichkeit, zum Symbol; Geheimes und nur Ahnungsvolles macht der Künstler leibhaft, sinnlich schaubar. Das Werk selbst enthält damit ein Göttliches, vor dem der Künstler ergriffen und von Ewigkeitsgefühlen durchschüttert sich demütig beugt. In der noch nicht ganz vollendeten und durchgebildeten „Schöpfung" wird der Künstler dieses Eingetaucht- und Verbundensein von Natur und Geist, von Wirklichkeit und Ahnung, von Erkenntnis und Schauen, von Zeitlichkeit und Ewigkeit von der naturwissenschaftlichen Seite her entwickeln und zu einem kosmischen Bekenntnis erweitern. Auch hier wird der grüblerische Menschengeist durch die Kunst zu einem religiösen Endziel hingeleitet werden.

Darin liegt, neben allem Handwerklichen und Künstlerischen der Bühlerschen Kunstweise, der menschliche und seelische Wert seines Schaffens, daß er aus dem Materiellen ins Geistige, aus dem Endlichen ins Ewige, aus dem Sinnlichen ins Ethische führt. Nicht nur Kunst um des Künstlichen willen, sondern Kunst als eines der höchsten Menschheitsziele in Leben und Kultur, Kunst als Führer und Wegweiser aus dem Chaotischen zur Ordnung, dem Sinnlichen zum Ethischen, dem Schönen zum Wahren und Guten, aus dem Erdhaften zum Himmlischen.

Gedichte von Wilhelm Schussen

Regenwetter

Ewige Wolken fliegen her,
Der lange Regen druckt so schwer . .
Die Sorge schreitet durchs Sommerfeld.
Gibt's Korn, gibt's Brot für die weite Welt?

Vom Dorfplatz steigen Schreie hoch
Hinauf in den Regen und bohren ein Loch.
Schreie wilder, gesunder Knaben,
Die die Zukunft bereits in der Tasche haben.
Mein eigener Junge ist auch dabei!
Was grame ich mich lang entzwei?

Sommer im Oberland

Leisbewegte Halme zischen.
Eine Lerche schwelgt im Klang.
Und die Ammer legt dazwischen
Ihren wehmutsvollen Sang.

Mewen kommen, schwinden wieder.
Gutes Wetter ist im Zug,
Und für Lerchen-, Ammerlieder
Bleibt nun Raum und Zeit genug.

* * *

Das Kind

Zum Mittagsmahl
Im Mittagsstrahl,
Von Glocken umhallt,
Komme ich angewallt.

Mein Jüngstes springt
Durch Klang und Glast.
Sein Mund, der singt,
Überschlägt sich vor Hast.

Da breite ich die Arme aus.
Umspanne eine Welt damit
Und preise Kind und Herd und Haus
Und segne alles Tritt für Tritt.

Als wäre es ein tiefes Spiel,
So scheint mir alles, was ich tu.
Mein Schritt ins Haus, mein Tagesziel.
Das Kind, das Mahl, die Mittagsruh.

Als wär's ein Spiel seit Jahr und Jahr,
Aus Ewigkeiten hergeführt.
So scheint mir alles, was nur war.
Und was mir je das Herz gerührt.

Gedichte von Klabund

Abend

Es geht der Tag vorbei. Ich bin gewesen.
Die Abendwolken wollen mich vollenden.
Ich greife nach dem Baum mit beiden Händen,
Um Birne oder Traum von ihm zu lesen.

Die Hühner schnarren hinter ihren Gattern.
Ich steh' am Teich, das schwarze Bild zu schauen.
Und aus der Nacht, der gotterlosen, grauen,
Die kleinen Sterne wie Gelübde flattern.

Nacht im Coupé

Sternschnuppen in der Nebelnacht?
Die Funken der Lokomotive.
Sie haben der Seele Reisig entfacht,
Der Liebe verstaubte Briefe.

Briefe, die ich lange trug,
Sie flammten im Funkenregen.
Da war ich frei . . . mein Herz, es schlug
Dem Morgenrot entgegen.

Maria in der Rosenlaube

Du liebliche Madonna,
Umspült von Flut und Duft
Der rotgeschwellten Rosen,
Dürft' ich dich doch erlosen
Zu meiner Trübsal Wonne,
Zu meiner Erden Sonne,
Zu meines Atems Luft!

Durch grüne Blätterlucken,
Neugierig junges Blut,
Sich Putten zagend bücken
Und blicken voll Entzücken
Die Mutter Gottes gut.

Des Kindleins Hände langen
Nach rotem Blumenbluft.
Maria lächelt leise.
Sie denkt der schlimmen Reise,
Da sie in Furcht und Bangen
Durch Wüstensand gegangen
Und nichts von Rosen wußt'.



Nach dem Bade. Gemälde von Prof. Georg Walter Rößner

(Ausstellung der Sezession, Berlin 1923)



Der Teufel und die Ehe

Von Alice Berend

* *

Unerklärliches reizt am meisten. Daher gab es immer wieder einige, die herauszufinden versuchten, warum man von glücklichen Ehen manchmal erzählen hört, nie aber eine solche zu sehen bekommt. Geschweige denn erlebt.

Es blieb ein Geheimnis, bis sich die Wissenschaft endlich auch dieses Problems bemächtigte.

Der Gelehrte Herrmann Fackelfänger, bleicher Stöberer in alten Schriften aller Sprachen, eifrig, sachlich, kurzsichtig aber bebrillt, glaubte eines Tages der Lösung dieses Rätsels auf die Spur gekommen zu sein.

Professor Fackelfänger selbst war Junggeselle. Seine Entdeckung stammte daher, wie alle Theorie, nicht aus der Praxis. Von der Professor Fackelfänger auch nichts hielt. Nur der Abstand gibt von Dingen und Geschehnissen die richtige Anschauung.

Professor Fackelfängers Erforschung gründete sich auf ein altes Pergament, das er in Florenz entdeckt hatte, in der Laurentianischen Bibliothek. Es war dies vielleicht eines der ältesten Schriftstücke, das Gedanken vergangener Zeit für künftige Jahrhunderte aufbewahrt hatte. Es war gewiß nicht jünger als die Bibel. Und ein köstliches Blatt.

Große, goldene Buchstaben schmückten das alte Pergament, jeder von ihnen, rosenumwunden, eine kleine, bunte Seelenlandschaft für sich. Sie leuchteten so erhaben, freudig und verlockend, daß Herrmann Fackelfängers erste Meinung gewesen: nur Engelshand könne hier am Werk gewesen sein. Bis Lupe, Lexikon, Geduld und Gelehrsamkeit zu Tag gebracht, daß dieses buntgoldene Dokument einer Teufelskralle zugeschrieben werden mußte. Es handelte von nichts Göttlichem. Auch nicht von himmlischen Heerscharen. Aber von der Ehe und dem Teufel.

Den Unterschied zwischen Engel und Teufel im ersten Augenblick festzustellen, fällt also selbst der Gelehrsamkeit schwer. Wieviel schwieriger muß dies dann den gewöhnlichen Sterblichen sein. Vielleicht sind wir hier schon am Kernpunkt aller Eherätsel.

Denn Fackelfänger hatte die Beichte eines Teufels in Händen. Eine kurze Lebenserinnerung, einen kleinen Einblick in das Höllendasein. Aber aufklärende.

Das Pergament bewies, daß auch der Teufel ein Ehemann war. Zumindest einer gewesen sein mußte. Ob er eine Ebenbürtige geheiratet hatte oder einen Engel — Gegensätze ziehen sich bekanntlich an — war nicht besonders angegeben.

⌘ ⌘ ⌘

Die Niederschrift begann an einem Tage, wo sich der Teufel verteufelt langweilte. Er lag auf dem Sofa seiner Wohnstube in Schlafrock und Pantoffeln und hatte nichts zu tun. Oben auf der Erde ging alles mal wieder von selbst. Das sah er an seinen Öfen. Denn jedesmal wenn oben jemand eine Bosheit verübte, hatte dies die gleiche Wirkung, wie wenn die Menschen ein Scheit Buchenholz in ihren Ofen steckten. Die Öfen der Hölle glühten schon von außen. So waren sie überfeuert.

Dem Teufel gegenüber saß, im Lehnstuhl, seine Frau, die Teufelinne. Sie langweilte sich ebenfalls.

Darum fragte sie ihren Mann, ob er sie auch ewig lieben werde. Nicht jede gute Hausfrau hat auch ein weites Gedankenfeld. Etwas andres fiel ihr nicht ein.

Der Teufel haßte das Wort ‚ewig'. Auch das Wort ‚Liebe' hatte einen galligen Geschmack für ihn. Hier in der höllischen Wohnstube wenigstens.

Er antwortete derb, daß die Teufelinne nicht Himmel und Hölle verwechseln solle. Alles an seinem Platz. Auch die ewige Liebe.

Frau Teufelin war tief gekränkt. Zumal der Teufel zu seinen Worten mitten auf den frischgewichsten Boden der höllischen Wohnstube gespuckt hatte.

Sie antwortete, daß er niemals hätte heiraten sollen, wenn er nichts von ewiger Liebe wissen wollte und mitten in gescheuerte Stuben zu speien liebte.

Der Teufel antwortete, daß er diesmal seiner Frau vollkommen recht geben müsse. Aber schließlich danke er ihrer Gemeinschaft auch manche Erkenntnis. Vor allen Dingen hätte er überhaupt nicht gewußt, was die Hölle eigentlich bedeute, bevor ihm nicht scheuerfeste und glatte Böden, in steter Wiederholung und an unpassendsten Tagen, diese Weisheit zugepfiffen hätten.

Das war zu viel. Auch für eine Teufelin. Die so grausam Behandelte bekam einen Weinkrampf. Sie schrie, daß sie ihr ganzes Leben also vergeblich aufgeopfert habe. Daß sie überhaupt für einen Engel bestimmt gewesen und nicht für einen Teufel. Für jemanden mit sanften Flügeln. Nicht

für jemanden mit Teufelsklauen. Und allem andern Teufelszubehör.

Sogar Menschen sind vergeßlich. Kein Wunder, wenn es die Teufel sind, in der Siedehitze ihrer Unterirdischkeit. Frau Höllenfürstin war es aus den Gedanken gefallen, daß ihr der rote Teufel und seine schwarze Hölle einmal viel begehrenswerter geschienen, als das ganze himmelblaue Paradies. Und daß sie alle Künste des Universums in Bewegung gebracht hatte, um seine Augen in die ihren zu zwingen.

Der feschste Teufel verliert nun einmal jeden geheimnisvollen Zauber, reckt, streckt, ranzt, raunzt er sich in gewohnter Stube, als Ehemann, der nichts mehr zu erobern nötig hat.

Wut wächst in sich selbst. Die Teufelin erhitzte sich aufs äußerste, in dieser ohnedies so höllischen Temperatur. Sie mußte sich Luft schaffen. Sie eilte an einen der Schlote, der direkt zur Erde führte, mitten in einen Krater hinein und wieder hinaus bis ins Ätherblau.

Luft bringt immer gütigste Botschaft. Ein Haufe bunter Blätter, duftender Blüten wirbelte in die Hitze der Hölle.

Die Teufelin war empört über diesen Schmutz, wie sie diesen Erdengruß nannte.

Der Teufel schnüffelte. Er nahm die Blätter auf und steckte sie in seine Pfeife. Es waren Rosenblätter.

Rosen liebte der Teufel. Sie waren ihm das Sinnbild irdischer Freude, irdischer Liebe. Ihr Duft berauschte ihn. Ihre Dornen machten ihm Spaß. Er war überzeugt davon, daß sein eigener Urahn dafür gesorgt, daß trotz aller Göttlichkeit keine Rose ohne Dorn war.

Rosen liebte sich der Teufel in den Wein zu schütten. War es also wieder einmal so weit auf der Erde? Er kniff die Augen zu, Rosengärten erschienen seinem Blick, weiße Häuser zwischen dichtem, dunklem Laubgrün, schimmernde Menschengestalten im sommerklaren Meer, blumige Wiesen mit weidender Herde und springenden Böcken ...

Der Teufel reckte sich, streckte sich. Die Pantoffel flogen an die Wand, wo sie hängen blieben, wie schlafende Fliegen.

Dann pfiff er.

Die Frau Teufelin erschrak. Diesen Pfiff kannte sie. Auf diesen Ruf kam des Teufels eleganter Rohrplattenkoffer herangesaust. Der Teufel zog seinen Schlafrock aus und warf ihn den Pantoffeln nach. Wie eine verblühte Mohnblume hängte er sich über sie.

Der Teufel öffnete den Koffer und griff hinein. Einen Augenblick später stand ein flotter Kavalier da, sehnig, nervig, modern gekleidet. Einer, den die Frauen sahen, ohne daß sie nach ihm blickten.

Das wußte die Frau Teufelin. Der es plötzlich wieder klar geworden, warum sie keinen Engel mit Flügeln geheiratet hatte.

Der Teufel benahm sich auch wieder höflich, wie in der schönen Zeit der ersten Bekanntschaft. Liebenswürdig und elegant, verbeugte er sich, bevor er sich, wie auf ein Rassepferd, auf seinen Koffer schwang. In einen sportlichen Ledermantel gehüllt, der gegen Ruß und Rauch schützte, sauste er auf dem angespornten Koffer zum Höllenschlot hinaus, durch die Feuer der Erde hinauf auf ihre blühende Haut.

Der Frau Teufelin blieb nichts zurück, als der letzte Strahlenblitz des großen Höllendiamanten, der an des Teufels sehniger Männerhand schimmerte und der die Gabe hatte, vor Menschen angenehm zu machen. —

In jedem Ding liegt auch sein Ziel. Der Koffer landete auf einem Bahnhof. Im Gewühl eines soeben eingelaufenen Fernzuges. Schon stand der Teufel neben seinem Koffer.

Eine junge Frau ging an ihm vorüber. Ohne den Teufel anzusehn. Ihre Augen waren im Suchen eines vergeblich Erwarteten verloren. Um den weichen Mund lag der Trauerzug der Enttäuschung.

Der Teufel kniff die Augen zu. Er sagte sich, wo der Himmel Trost versagt, muß der Teufel einspringen.

Auf einem Bahnhof ist jeder Gast der großen Welt. Ein Lächeln im Sonnenblitz und Diamantgefunkel, ein Schritt und der Anfang vom Ende einer Ehe war geboren. Erinnerungen waren geschaffen, die wach blieben, solang das Leben blüht.

Der Teufel kannte das Spiel. Zug um Zug. Ein zögernder Spieler manchmal, aber ein immer gewinnender.

Wir wissen alle niemals, wo wir wirklich sind. Denn immer bewegt sich der Stern, auf dem wir uns drehn.

Am andern Tag schon war der Teufel in einem andern Land am gleichen Werk. Ein Spielsaal am blauen Mittelmeer. Zwei Glücklichsichglaubende am Roulettetisch, in der Zerstreutheit des Glücks, mit dem Spiel ein wenig spielend.

Glück jedoch läßt nicht mit sich spielen. Es spielt selbst.

Ein junger Ehemann, der immer verliert, wirkt dumm für eine junge Frau, die bewundern will.

Der Unbekannte mit dem Diamant am Finger gewinnt Spiel auf Spiel. Es ist lachhaft, je waghalsiger er setzt, um so sicherer gewinnt er.

Die junge Frau staunt mit großen, aufgeschlagenen Augen. Die Blicke des Gewinners fallen in sie hinein. Während der Ehemann verstörten Blicks in seiner Brieftasche blättert.

Der Teufel amüsiert sich. Um Mittag schon ist er weiter. Hier brauchte es nicht mehr. Mehr wäre Zeitverlust und Langeweile. Die kleine Frau hat wieder die Sehnsucht der Mädchentage zurückbekommen. Das genügt. Ein Tagesglück war verpufft.

So vergnügte sich der Höllenfürst von Ort zu Ort. Er sah nicht auf Stand und Rang. Es waren durchaus nicht nur die feinen Damen, denen sein Zeitvertreib galt. Es war ihm nichts, auch einer derben Waschfrau Gesellschaft zu leisten. Irgendwo saß überall eine Sehnsucht, die, wiedergeweckt, alle Gegenwart verblassen machte.

Das ging alles so glatt. Die Rechnung stimmte stets so fehlerlos, daß dem Teufel auch dies Vergnügen bald nicht mehr Spaß machte.

Ein Orgelton aus einer Vogelkehle, ein Kinderlied, ein sanftes Vertrauenswort aus Muttermund oder ein ähnlicher Verdruß, vermochten ihm von Augenblick zu Augenblick die Laune zu verderben. Ein Sprung auf seinen Koffer, den immer bereitwilligen, und der Teufel sauste wieder nieder in die Behaglichkeit der eigenen Atmosphäre. Zufrieden für diesmal ...

Auch der Teufel ist schließlich nur ein Mann. Männer überschätzen sich leicht. Besonders in ihrer Macht über Frauen.

Es wäre dem Teufel vielleicht nicht alles so leicht geworden, wäre nicht seine Frau Teufelin ebenfalls am Werk gewesen.

Geteilte Freude ist doppelte Freude. Alleinsein dagegen betrüblich. Jedesmal, wenn der Teufel auf seinem Koffer den Ritt in die Welt begann, folgte ihm sein getreues Eheweib.

Sofort pfiff auch sie ihrem Koffer. Ihr eheliches Hausgewand flog an die Wand und faltete sich über den Pantoffeln und dem Schlafrock des Teufels zusammen wie Segel ohne Wind. Einen Augenblick später saß eine elegante Dame, graziös, sicher und fest, wie eine Schulreiterin auf dem in die Höhe steigenden Lederkoffer.

Auch die Koffer waren ein Paar. Gewohnt Seite an Seite zu sein. Der Lederkoffer jagte dem Rohrplattenkoffer nach, mit der Sicherheit des Liebenden.

Und einmal auf Erden, verfuhr die Frau Teufelin sehr ähnlich wie der Herr Gemahl. Blitzte der Teufel die Ehefrau an, lächelte die Teufelinne dem Ehemann zu. Oft brauchte sie nur ein wenig mit dem schmalen Fuß zu wippen, der in zierlichen Schuhen aus Eidechsenhaut steckte. Wo sie vorüberging, zuckte eheliche Zufriedenheit in frischer Neugier auf. Die Kühle eines unbekannten, geheimnisvollen Wesens strich lockend, zerrend, in die nüchterne Lauheit des Erreichten.

Und blieb. Längst noch, als die Frau Teufelin schon wieder geborgen in Glut und Glück ihrer heimatlichen Hölle ein getreues Ehegemahl war. Denn sie war eine gescheite Frau. Sie kam nicht zu spät, sondern zu früh. Kurz bevor der Ehegemahl durch den Höllenschlot zurückgesaust kam, war sie selbst wieder zu Haus. Auf der Erde regnete es. In der Hölle aber war es wundervoll heiß. Hatten doch Fürst und Fürstin selbst auf Erden dafür gesorgt, daß tüchtig eingeheizt worden ...

Eine kleine Zerstreuung macht das Gewohnte wieder lieb. Für eine Weile war man nun wieder zufrieden damit, sich gegenseitig anzugähnen, bis ...

⌘ ⌘ ⌘

Hier brach das Pergament ab. Das Professor Fackelfänger so glücklich entdeckt hatte, in der Laurentianischen Bibliothek des schönheittrunkenen Florenz.

Professor Fackelfänger stellte viele Kommentare dazu auf.

Es war möglich, daß ein Mönch dies Blatt geschrieben. Es war aber auch nicht möglich. Es war sogar möglich, daß ein Mitglied der Familie Medici Urheber dieser Prunkschrift gewesen. Es war aber auch nicht möglich.

Professor Fackelfänger schrieb viele Bücher darüber. Auch viele Disputationen mußte er auskämpfen, mit Gelehrten der verschiedensten Nationen. Besonders war es schwer auszufechten, ob der Teufel überhaupt als Vertreter der höchsten, menschlichen Institution angesehen werden könne.

Professor Fackelfänger schlug sich tapfer. Seine Feder stand nicht still, weder bei Tag noch bei Nacht. Nichts blieb ihm übrig für andres.

So hatte das bedenklich machende Blatt jedenfalls einen der vielen sich gescheit Glaubenden bewahrt vor jener Torheit, die wohl die weitestverbreitete genannt werden darf ...



Über die Intelligenz der Tiere

Von Elisabeth Gräfin v. Montgelas

Während manche unserer Gelehrten dem Tier jede Intelligenz absprechen und in ihm nur ein reines Instinktwesen sehen wollen, stellen es andere wieder in bezug auf sein Seelenleben dem Menschen gleich, und trauen ihm geistige Leistungen zu, die diejenigen eines Durchschnittsmenschen weit übertreffen würden. Ich habe mich von meiner frühesten Kindheit an mit Tieren allerart beschäftigt, viele Hunderte von Vierfüßlern, einheimische und ausländische, im Hause gehalten und bin im ständigen Verkehr mit ihnen zur Überzeugung gekommen, daß weder die einen noch die anderen dieser Herren Professoren recht haben, und daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Jedes höhere Tier hat Verstand und besitzt die Fähigkeit zu denken, es denkt aber nicht, wie der Mensch denkt, sondern eben seiner Art entsprechend. Aufgaben zu lösen aus der Mathematik, wie es die Elberfelder Pferde und die Mannheimer Hunde angeblich in selbständiger Weise tun sollen, liegt außerhalb des Denkvermögens irgendeines Tieres, und wäre es auch noch so klug. Und es hätte diese Fähigkeit für das Tier auch keinerlei Wert. Denn das ist der springende Punkt. Kein Geschöpf besitzt eine Fähigkeit, die ihm von der Natur zwecklos mitgegeben worden wäre, die sich nicht auch schon bei seinen Vorfahren, wenn vielleicht auch in geringerem Maße, gezeigt hätte.

Alle Leistungsfähigkeiten der Menschen und der Tiere sind in einem viele Jahrtausende währenden Kampf ums Dasein mühsam erworben worden, aber nicht als Geschenke des Himmels plötzlich herniedergefallen. Hunde und Pferde, die seit Jahrtausenden gezähmt und dem Dienste der Menschen nutzbar gemacht sind, konnten sich in dieser langen Zeit gewisse Fähigkeiten, die sie im Freileben nicht hatten, in beschränktem Maße aneignen. Sie wurden dem Menschen anhänglich, paßten sich einer geregelten Lebensweise an, arbeiteten für ihn, lernten aufmerksam auf Zeichen achten, für die sie sonst keine Interesse hätten usw. Wann und wo sollten aber diese Tiere die Fähigkeit erworben haben, Quadratwurzeln auszuziehen und die menschliche Sprache dem Sinne nach zu verstehen?

Ich besaß nicht nur Dutzende von Pferden und Hunderte von Hunden, sondern ich hielt auch eine Menge anderer Tiere, unter andern eine Löwin, zwei Leoparden, viele Affen, Papageien, Rehe und Katzen. Bei keinem dieser vielen Tiere, die ich mit großer Liebe pflegte und auf deren Äußerungen ich mit intensivster Aufmerksamkeit achtete, konnte ich je ein Zeichen dieser Fähigkeit bemerken.

Viele unter ihnen verstehen es schnell, den Wünschen ihres Herrn nachzukommen, das heißt aber nicht, daß sie die Worte, die er spricht, dem Sinne nach verstehen. Sie folgen einem Befehl, wenn sie den Laut, der immer dafür gegeben wird, einmal gewöhnt sind, versagen aber, wenn der gleiche Befehl anders ausgedrückt wird. Der Hund, der dressiert ist auf „Gib Laut“ zu bellen, bleibt stumm, wenn man ihm zuruft: „Bell jetzt mal“, er holt, falls er als Apporteur ausgebildet ist, auf das Kommando: „Such verloren Apporte“ ein verlorenes Taschentuch, schaut einen aber verständnislos an, wenn man ihm sagt: „Ich habe mein Taschentuch verloren, hol' es mir.“ —

Ganz anders verhalten sich dagegen die „rechnenden“ und „buchstabierenden“ Tiere. Sie verstehen alles, was man ihnen sagt, aufs erstemal, sie vollbringen Leistungen, die nicht bloß für Tiere wunderbar wären, sondern auch von keinem Menschen, ohne vorhergegangenen gründlichen Unterricht, vollbracht werden könnten. Wenn ihre Leistungen nicht auf unbewußte Gedankenübertragung oder unbewußte Zeichengebung zurückzuführen wären, müßte man sagen, daß diese Tiere eine übermenschliche Intelligenz aufwiesen.

Eine der erstaunlichsten Leistungen des Mannheimer Hundes Rolf sind die Briefe, die er diktiert. Wieviel Erfahrungen muß ein Mensch sammeln, bis er zum Begriff „Brief“ kommt. Rolf erfaßt auch dies ganz von selbst. Wo die Interpunktion hingehört, wurde Rolf nur einmal erklärt, er läßt sie seitdem nie aus. Auch darin ist er menschlichen Schülern sehr überlegen. Die Elberfelder Pferde und die Mannheimer Hunde lösen schwierige Rechenaufgaben schneller, als es viele gebildete Menschen könnten, sie beantworten Fragen über Dinge, die ihrer Natur ganz fern liegen. Ihr Verständnis für die gestellten Fragen wird aber stets nur durch Scharren und Klopfen, niemals durch eine Handlung gezeigt. Wie ich in meinen Büchern „Von meiner Löwin“ und „Vom Umgang mit Tieren“ näher erkläre, wäre es meiner Ansicht nach doch viel besser, diesen Tieren einen ganz einfachen Auftrag zu geben, durch dessen Ausführung sie ihr Sprachverständnis viel leichter beweisen könnten, als durch die Lösung schwieriger mathematischer Aufgaben. Wenn Rolf auf Befehl aus einem Nebenzimmer ein Buch, dessen Titel man ihm, da er ja alles lesen kann, angeben könnte, holen würde, so wäre jeder Zweifel an seiner Begabung behoben. Warum ist von solchen Aufträgen weder bei Krall noch bei Moekel, Ziegler, Gruber u. a. je die Rede? Ehe die Handlungen der denkenden Tiere nicht mit ihren Antworten übereinstimmen, und dafür liegt bis jetzt kein ein-

ziger Beweis vor, solange glaube ich, daß ihre angeblich selbständigen geistigen Leistungen auf unbewußter Gedankenübertragung oder unbewußter Zeichengebung beruhen. Sie sind stets das Echo des Vorführenden, niemals selbständige Arbeit des Tieres.

Tiere haben eine sehr feine Beobachtungsgabe und viele unter ihnen sind sehr sensitiv, daher leicht beeinflußbar. Die Erfahrungen, die ich als Kind bei der Dressur eines Ziegenbocks, den ich im Rechnen unterrichtete, machte, haben mich davor bewahrt, auf den „klugen Hans“ und seine Nachfolger hereinzufallen.

Für mich besteht heute kein Zweifel mehr, daß die „denkenden“ Tiere auf telepathisch gegebene Befehle handeln. Das Scharren bzw. Klopfen wird ihnen mechanisch beigebracht. Wenn sie dies erlernt haben, folgen sie den auf telepathischem Wege gegebenen Antriebs- und Haltsignalen, so daß sie auf diese Weise zu jeder beliebigen Leistung gebracht werden können. Diese Signale werden ihnen aus dem Unterbewußtsein des Menschen übermittelt, ohne daß der Vorführende in seinem Oberbewußtsein Kenntnis davon haben muß. Darauf beruht die Selbsttäuschung, der die Anhänger der denkenden Tiere unterliegen. Das Bewußtsein des Tieres ist seinem Wesen nach dem menschlichen Unterbewußtsein wohl näher als unserem Oberbewußtsein.

Die Tiere sind also lediglich passive Rezipenten für Signale aus dem menschlichen Unterbewußtsein. Daß ein enger seelischer Konnex zwischen Mensch und Tier besteht, ist meinen Erfahrungen nach als sicher anzunehmen. In meinen Tierbüchern bringe ich verschiedene Beweise für die Richtigkeit meiner Ansicht. Der Grund für meine dort geschilderten Dressurerfolge ist zum Teil zweifellos im seelischen Kontakt, der zwischen mir und meinen Tieren besteht, zu suchen. Mit Wortbuchstabieren, Rechenexempeln und anderen unnatürlichen und nutzlosen Dingen habe ich, mit Ausnahme des erwähnten Ziegenbocks, keines meiner Tiere gequält. Ich habe mich mit allen meinen Lieblingen, selbst mit solchen, die von anderen Menschen als unerziehbar und unbrauchbar geschildert waren, bestens verstanden, ganz ohne Klopfsprache.

Wer Tiere wirklich liebt und dabei die Gabe besitzt, sich in tierisches Fühlen und Denken zu versenken, der wird in der Tierseele lesen können, wie in einem aufgeschlagenen Buch, und diese Erkenntnis wird ihn davor bewahren, den modernen Tierpsychologen auf ihren Irrwegen zu folgen.

Der Standpunkt, den ich in meinen Büchern zum Kapitel „Denkende Tiere“ vertrete, ist mir natürlich von seiten ihrer Anhänger verübelt worden. In einigen Zuschriften, die ich aus diesen Kreisen erhielt, bedauert man, mich nicht im Lager Krall-Moekel zu finden, und meint, ich schadete durch Nichtanerkennung der Krall-Moekel-Ziegler-Richtung der guten Sache, für die ich arbeite. Ich glaube nicht, daß dieser Vorwurf berechtigt ist. Es wird wenig Menschen geben, die Tiere in so großer Anzahl hielten und die ihnen nicht bloß Liebe und Verständnis, sondern auch ein so hohes Maß von Achtung entgegenbrachten wie ich. Aber die Liebe hat mich nicht blind gemacht, so daß ich mir das gesunde Urteil über die Grenzen ihres Könnens bewahren konnte. Ich halte dies im Interesse der Tiere für günstig. Die von mir vertretenen Ansichten über das Seelenleben der Tiere fördern meines Erachtens das Verständnis für Tiere und damit die Tierliebe und den Tierschutz mehr, als es die übertriebenen Behauptungen der Krall-Anhänger tun könnten. Mancher, der bereit war, dem Tier ein gewisses Maß von Intelligenz zuzubilligen, ist nach dem Fiasko des „klugen Hans“ wieder in das Lager derjenigen übergetreten, die im Tier nur ein „seelenloses Vieh“ sahen.

Und das ist sehr bedauerlich. Der stete Umgang mit Tieren allerart hat mir häufig Gelegenheit gegeben, mich von ihrer Intelligenz zu überzeugen. Zahlreiche Beweise dafür sind in meinen drei Tierbüchern niedergelegt.

Eines meiner intelligentesten Tiere ist mein Graupapagei Jackl, den ich in meinem Löwenbuch näher schildere. Er verfügt über einen Sprachschatz von etwa 400 Worten, die er meistens richtig anwendet. Trotzdem behaupte ich aber nicht, wie es die Anhänger der denkenden Tiere tun würden, daß ich mit Jackl Konversation machen kann, wie etwa mit einem Kinde. Ich weise aber auch die Behauptungen jener zurück, die im Geplauder eines begabten Papageis nur ein sinnloses Geschwätz und Nachgeplapper sehen wollen. Der intelligente Graupapagei weiß manchmal recht gut die entsprechenden Worte anzubringen, um das zu erlangen, was er wünscht. Er unterscheidet auch genau zwischen lobenden und tadelnden Worten und wendet sie sinngemäß an. Gewiß kommt hier mehr der Tonfall in Betracht als die eigentliche Bedeutung des Wortes, die er nicht erfassen kann, aber die richtige Anwendung bleibt doch an und für sich schon ein Beweis hoher Intelligenz. Schließlich sagen wir Menschen ja auch vieles rein mechanisch, ohne irgendwie an die Bedeutung der Worte zu denken, z. B. bei Begrüßungen, Glückwünschen u. dergl. Es ist mir schon oft entgegnet worden, daß es nichts Besonderes sei, wenn ein Papagei beim Vorzeigen einer Nuß „Nuß“ sagt, und wenn er einen Leckerbissen haben will: „Bitte“ und nach Erhalt desselben: „Danke.“ Man behauptet, der Vogel plappere nur eingelerntes Zeug nach. Wenn man ihm statt „Nuß“ „Apfel“ vorgesagt hätte und ihn gelehrt, statt „bitte“ und „danke“ irgendein anderes ganz sinnloses Wort zu sagen, würde er das ebenso tun. Gewiß, so wäre es in der Tat. Man überlege aber einmal, ob dies nicht

auch der Mensch täte, wenn man ihn in fremder Sprache falsche Worte für die verschiedenen Bezeichnungen gelehrt hätte. Wie viele Menschen bedienen sich fremder Worte, ohne deren Sinn zu wissen. Auf Treibjagden z. B. weiß kein Treiber (und wie ich mich überzeugte auch nur ein kleiner Teil der Schützen), daß das Wort Tiro, das jeder Jagdteilnehmer beim Auffliegen von Fasanen ruft, französisch ist und „schieße nach oben" (tire haut) heißt. Auch in diesem Fall wird ein Wort nach Papageienart, ohne sich seines Sinnes bewußt zu sein, ausgesprochen. Gar so verächtlich brauchen wir also über Papageiengeplauder nicht zu urteilen. Der Unterschied liegt darin — und das ist das Wesentliche dabei —, daß man den Menschen den Sinn des Wortes lehren kann, ihm den gleichen Gegenstand auch mit einem anderen Worte kenntlich machen kann, was beim Vogel nicht möglich ist.

Würden die Anhänger der denkenden Tiere mit ihrer Lehre recht haben, dann wäre in erster Linie der sprachbegabte Papagei geeignet, seine Gedanken in Worte zu kleiden. Es wäre dies doch viel einfacher als die Klopfsprache. Es wird dies aber beim Papagei so wenig gelingen wie bei irgendeinem anderen Tier, weil auch er die menschliche Sprache, obwohl er sie so täuschend nachahmen kann, dem Sinne nach nicht versteht.

Wenn z. B. mein Jackl ein häßliches Schimpfwort sagt, verbiete ich ihm das mit den Worten: „Pfui, das sagt man nicht." Dies hat aber keineswegs den gewünschten Erfolg. Jackl hört aufmerksam zu und fügt jetzt stets dem verpönten Ausdruck: „Pfui, das sagt man nicht," an. Er tut dies in strengem, zürnendem Ton, was sehr komisch wirkt.

Die Intelligenz des Papageis zeigt sich darin, daß er die ihm bei einer bestimmten Gelegenheit vorgesagten Worte, wenn sich diese Gelegenheit wiederholt, wieder ausspricht. Meinem Jackl passiert es manchmal, daß er bei seinen Spaziergängen auf dem Fußboden oder manchmal auch auf dem Tisch etwas verliert. Er dreht sich dann um, sieht das corpus delicti an und sagt: „Pfui, du Schwein." Natürlich versteht er diese Worte nicht, er weiß aber, daß sie einen Tadel bedeuten. Dies zeigt er schon dadurch, daß er sie mit gesträubtem Gefieder und drohend nickendem Kopf sagte. Wenn das Unglück auf dem Tisch passiert ist, fliegt er meist auch gleich auf seinen Käfig, da ich ihn bei solchen Gelegenheiten mit: „Marsch, nach Haus!" heimschicke. Diesem Befehl folgt er stets. Auch dies ist für einen Vogel sehr viel.

Professor Jäger schreibt: „Sollte es einstmals gelingen, eine der sprachlich begabteren Papageienarten so zu züchten wie die Hühner, und würde sich dann jemand die Mühe nehmen, durch mehrere Generationen diesen Papageien sorgfältigen Sprachunterricht zu erteilen — wobei man freilich nicht mit dem Buchstabieren anfangen dürfte —, so könnte man es vielleicht dahin bringen, eine Papageienfamilie zu erzeugen, die sich der erlernten Wortsprache nicht, wie es die jetzigen tun, nur als Verständigungsmittel zwischen sich und dem Menschen, sondern auch zur Verständigung unter ihresgleichen bedienen würden."

Wenn dieser Züchtungsversuch gelingen würde, könnten gewiß Tiere erzeugt werden, mit deren Abrichtung man sehr viel weniger Mühe hätte, als mit ihren Vorfahren. Niemals würden sie aber ihre Gedanken nach Menschenart ausdrücken und in Wechselrede dem Menschen Frage und Antwort geben können. Ebensowenig würden sie das Gelernte zur Verständigung mit ihresgleichen verwenden. Schon ganz einfach deshalb nicht, weil die Tiere gar nicht der menschlichen Sprache bedürfen, um sich untereinander zu verständigen.

Gesetzt den Fall, wir hätten, wie Professor Garner es seinerzeit getan hat, die Affensprache studiert und sie uns angeeignet, so würden wir sie doch im Verkehr mit unseresgleichen nicht verwenden, sondern uns unserer eigenen Sprache bedienen. Warum sollten die Tiere anders handeln? Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie die Fähigkeit haben, sich unter sich zu verständigen, sowohl durch Laute wie durch Zeichen oder auch nur durch das Gefühl, also auf telepathischem Wege. Wenn die Pferde des Herrn Krall sich etwas mitteilen wollen, bedienen sie sich ja auch niemals der Klopfsprache, sondern der natürlichen Mittel, die ihnen die Natur zu diesem Zweck verliehen hat. Es wäre sehr traurig um die Tiere bestellt, wenn sie erst im 20. Jahrhundert durch menschliche Entdeckungen und Bemühungen die Fähigkeit erlangt hätten, sich zu verständigen. —

Es hat zu allen Zeiten Dresseure gegeben, die den Tieren allerhand Tricks beigebracht haben, und immer gab's Menschen, die mehr dahinter gesucht haben, als berechtigt war. Dies hat die natürliche Fähigkeit der Tiere sich untereinander und mit dem Menschen zu verständigen nicht verändert oder auch nur beeinflußt. Der gute Tierkenner weiß, was sein Papagei will, ob er nun das ihm angelernte Wort ausspricht oder nicht.

Karl Krall schließt sich in seinem Buche „Denkende Tiere" der Meinung Jägers an und sagt: „Es müßte bei einem lerneifrigen Vogel gelingen, ihm durch planmäßigen Unterricht einen solchen Wortschatz beizubringen, daß man sich mit ihm — etwa wie mit einem Kinde — unterhalten könnte." Als Beweis für seine Behauptung führt er eine Stelle aus den Memoiren des englischen Gesandten William Temple an, die von der Unterredung handelt, die der Prinz Moritz von Nassau mit einem brasilianischen Papagei hatte. Der Papagei habe, als er in den Saal getragen worden sei, wo sich der Prinz

mit mehreren andern Holländern aufhielt, sogleich gesagt: „Welche Gesellschaft von weißen Menschen ist das hier?“ Man fragte ihn, indem man auf den Prinzen zeigte, wer das sei. Er antwortete, das sei irgendein General. Der Prinz fragte ihn: „Woher kommst du?“ Er antwortete: „Von Marinan!“ Der Prinz: „Wem gehörst du?“ — „Einem Portugiesen.“ Der Prinz: „Was tust du da?“ — „Ich bewache die Hühner.“ Der Prinz fing an zu lachen und sagte: „Du bewachst die Hühner?“ — „Ja, ich! Und ich verstehe sehr gut ‚tack, tack‘ zu machen.“

Krall fügt dieser Erzählung bei: „Dieser aus dem 17. Jahrhundert stammende Bericht ist durch die Glaubwürdigkeit der beiden Gewährsmänner einer der best verbürgten. Wir ersehen daraus, was man auf dem Gebiete der Tierunterweisung schon vor Jahrhunderten erreicht hat.“ —

Alle erfahrenen Papageikenner, die trotz größter Liebe zu ihren Vögeln sich ein gesundes Urteil bewahrt haben, werden mit mir einig sein, wenn ich sage, daß diese Papageigeschichte sich nicht so zugetragen hat, wie sie hier geschildert wird. Es ist völlig ausgeschlossen, daß ein Papagei, und sei es auch der klügste und sprachbegabteste, sich in dieser Weise ausgedrückt hat. Es liegt eben ein Irrtum oder eine halb erfundene, zurechtgestutzte Anekdote des Verfassers vor. Dinge, die 1694 passiert sind, lassen sich nicht mehr nachkontrollieren. Vor allem können wir nicht feststellen, ob diese Geschichte nicht damals schon widerlegt wurde. Die Erklärung könnte z. B. darin liegen, daß der Besitzer des Papageis die Kunst des Bauchredens gut verstand. Vielleicht ist dies nachträglich, nachdem die Memoiren William Temples schon herausgegeben waren, von anderer Seite festgestellt worden. Wenn in 300 Jahren einer das Buch Kralls oder Moekels liest, ohne die Berichte ihrer Gegner zu kennen, müßte er ja auch annehmen, daß diese Pferde und Hunde tatsächlich so gelehrt waren und selbständig gearbeitet haben, wie dort — in gutem Glauben, aber in einer Selbsttäuschung befangen — geschildert wird. —

Auffallend bei meinem Jackl ist sein Unterscheidungsvermögen in bezug auf die Stimmen der Hunde. Wenn mein Airedaleterrier Hasso bellt, ruft er: „Hasso ruhig, Hasso Platz“ und gibt den gleichen Befehl, mit dem Namen „Rex“ verbunden, wenn mein Collie Laut gibt. Er ahmt die von mir gehörten Äußerungen nach und unterscheidet stets ganz richtig, welcher Hund gebellt hat. Meine deutsche Schäferhündin Wespe nennt er meistens „Wepse“ und gibt auch ihr die nötigen Ermahnungen. Er unterscheidet also den Klang der Hundestimmen. Das Ertönen derselben löst die Erinnerung an die gehörten Worte aus, die er dann richtig wiedergibt. Genau so wie er seinerzeit in München beim Klingeln des Telephons sein „Hallo“ und sonstige bei Telephongesprächen oft gehörte Worte rief. Da ich hier keinen Fernsprecher habe, hat auch Jackl seine Telephongespräche aufgegeben.

Ich besaß einmal einen Amazonen-Papagei, der die Tonleiter tadellos sang und dies auch, was Vögel selten tun, auf Befehl tat. Wenn ich die C-Dur-Leiter spielte, fing er sofort an: „Do, re, mi, fa, sal, la, si, do.“ — Das Merkwürdigste war aber, daß er auch einzelne Töne sofort richtig wiedergab. Er hatte also das absolute Tongehör, das nur bei sehr wenigen Menschen, selbst bei geübten Musikern, zu finden ist. Unter absolutem Tongehör versteht man die Eigenschaft, einen angeschlagenen Ton ohne weiteren Anhalt richtig angeben zu können. Auf diesem überaus guten musikalischen Gehör beruht jedenfalls auch die Fähigkeit so vieler Vögel, andere Laute als ihren Naturgesang nachzuahmen.

Noch viel merkwürdiger ist es aber, daß das unbedingte Tongehör nicht nur bei Vögeln, die ja ohnehin, wie ihr Gesang zeigt, musikalisch veranlagt sind, zu finden ist, sondern auch bei Tieren, bei denen man es gar nicht vermutet, z. B. bei Hunden.

Es sind in dieser Hinsicht wissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen worden, die zu dem Ergebnis führten, daß nicht bloß einzelne Hunde, sondern sehr viele unter ihnen ein außerordentlich feines Tonunterscheidungsvermögen besitzen. Dr. Otto Kalischer hat eine Anzahl Hunde darauf dressiert, daß sie nur auf einen bestimmten Ton, den „Freßton“, der auf einem Harmonium angeschlagen wurde, fressen durften. Er berichtet darüber: „Es hat sich bei dieser Untersuchung herausgestellt, daß die Hunde ein überaus feines Tonunterscheidungsvermögen besitzen, und was besonders hervorzuheben ist, diese Fähigkeit fand sich nicht etwa nur bei einzelnen Hunden, sondern man konnte dieselbe, wenn auch die Zeitdauer der Dressur wechselte, bei allen Hunden in ähnlicher Weise feststellen. Den Hunden mußte ferner ein ‚absolutes Tongehör‘ zugesprochen werden, da dieselben gleich bei Beginn der jedesmaligen Prüfung, auch wenn Tage dazwischen lagen, den Freßton sofort von den Gegentönen unterschieden.“ Leider hat Dr. Kallischer diese Prüfung mit einem vivisektorischen Versuch verbunden. Er entfernte den armen Versuchstieren beide Schläfenlappen und stellte fest, daß auch nach diesen Exstirpationen ihre Tonunterschiedsempfindlichkeit nicht gelitten hatte. Die Hunde unterschieden eine halbe Tonstufe, also die kleinste musikalisch angewandte Intervalle, richtig. Sie reagierten z. B. nicht, wenn cis angeschlagen wurde und der Freßton c war.

Die Feststellung, daß das absolute Tongehör bei Tieren viel häufiger zu finden ist, als bei Menschen, ist auch etwas, was geeignet wäre, die Überhebung, die der Durchschnittsmensch dem Tier gegenüber so

häufig zeigt, zu dämpfen, wenn seine Einbildung und sein protzenhafter Hochmut dies zuließen. Wer weiß, ob nicht manches Tier einer Opernaufführung mehr Verständnis entgegenbringen würde, als viele der heutigen Theaterbesucher, die, falls es nicht auf dem Zettel stünde, nicht wüßten, ob sie Wagner oder Mozart hören und den Klang eines Waldhorns nicht von dem einer Baßgeige unterscheiden können. —

Die Tatsache, daß Hunde ein so feines Tongehör besitzen, läßt auch das merkwürdige Heulen, das manche Hunde beim Hören von Musik ertönen lassen, erklärlich erscheinen.

In ihrem Freileben wird dieses feine Tonunterscheidungsvermögen die Tiere befähigen, die verschiedenen Laute anderer Tiere richtig zu deuten und dadurch Gefahren, die ihnen von dieser Seite drohen, zu entgehen. Es ist dies also für sie keine nutzlose Eigenschaft, wie es z. B. die Rechenfähigkeit wäre. Die Natur gibt ihren Kindern keine zwecklosen Eigenschaften mit. Dies sollte man sich stets vor Augen halten.

Die bei weitem intelligentesten Tiere sind zweifellos die Affen und unter ihnen stehen die großen Arten, die Menschenaffen und Paviane in bezug auf Denkfähigkeit an der Spitze. Meine Erfahrungen mit einem Pavian und mehreren kleineren Affen sind in meinem „Löwenbuch" und in meinen „Tiergeschichten" geschildert. Mein Pavian stand hinsichtlich seiner Intelligenz ganz bestimmt nicht unter einem Schimpansen. Er hätte alle Intelligenzprüfungen, die man im Berliner Zoo mit den „akademischen Schimpansen" vornimmt, glänzend bestanden. Kannte er doch sogar den richtigen Gebrauch von Schlüsseln und wandte diese Fertigkeit öfter als mir lieb war an, um sich zu befreien oder um zu stehlen. Verschlossene Schubladen waren für ihn kein Hindernis bei seinen Raubzügen. Aber nicht nur die Fähigkeit an sich, ein Schloß öffnen zu können, war bei ihm bewundernswert, auch die Heuchelei und Falschheit, mit der er bei seinen Missetaten vorging, zeigten ein hohes Maß von Überlegung und folgerichtigem Denken. Wenn er sich beobachtet sah, ließ er von seinen Befreiungs- oder Raubversuchen sofort ab und setzte eine ganz unschuldige Miene auf, als sei er in Gedanken mit den harmlosesten Dingen beschäftigt. Sein Gesichtsausdruck änderte sich aber sofort und wurde ganz verschmitzt, sobald er sich ohne Zuschauer wähnte, und mit konzentriertester Aufmerksamkeit wandte er sich dem zu lösenden Problem zu. Dieses stets wechselnde Mienenspiel, wie es dieser Pavian zeigte, habe ich sogar bei Menschenaffen noch selten beobachtet. Das absichtliche Aufsetzen einer gleichgültigen Miene, um schlimme Absichten zu verbergen, findet man in dieser Vollendung nur bei den Affen. Sie verstehen es vortrefflich, Angriffe erst dann auszuführen, wenn sie ihres Erfolges sicher sind.

Meinem Pavian stand neben seiner Intelligenz auch ein außerordentlich scharfes Auge und eine ausgezeichnete Nase zur Verfügung, was ihm bei seinen Missetaten sehr zustatten kam. Es ist dies wieder ein Beweis für die Unhaltbarkeit der sogenannten Augen- und Nasentiertheorie Dr. Zells, nach welcher die Tiere entweder ein scharfes Auge oder eine gute Nase haben sollen. In meinen Tierbüchern sind auch in bezug auf andere Tiere verschiedene Beispiele für die Unrichtigkeit dieser Lehre niedergelegt.

Die Eingeborenen Afrikas kennen das ausgezeichnete Witterungsvermögen der Paviane sehr gut und verstehen es für ihre Zwecke auszunützen. Die Karawanen führen stets einige Paviane mit, um im Notfall durch sie Wasser suchen zu lassen. Man gibt den Tieren stark gesalzenes Futter, um ihren Durst zu erhöhen, und führt sie dann in die Wüste. Durch Scharren geben sie die Stellen an, wo Wasser zu finden ist.

In Laienkreisen wundert man sich oft, daß unter den „denkenden Tieren" keine Affen zu finden sind. Professor Ziegler hat diesbezügliche Versuche gemacht, brachte aber die Affen nicht zum Buchstabieren. Er schreibt in den Mitteilungen für Tierpsychologie (Heft 3, 1922): „Wenn es unternommen würde, einen Schimpansen die Klopfsprache zu lehren, welche bei Pferden und Hunden zu so überraschenden Ergebnissen geführt hat, so wäre dies sozusagen der höchste Schlußstein für die neue Tierpsychologie."

Der Affe wird sich meiner Ansicht nach niemals der Klopfsprache bedienen, weil er infolge seiner großen Intelligenz viel schwerer zu beeinflussen ist als Hunde und Pferde.

Die Hoffnung der Anhänger der denkenden Tiere, daß ein Schimpanse durch Erlernen der Klopfsprache je fähig sein wird, seinen „eigenen" Gedanken Ausdruck zu geben, wird sich nie erfüllen, denn selbst, wenn er zum „Klopfen" gebracht werden könnte, wären seine Äußerungen, gleich denjenigen der anderen „gelehrten" Tiere, stets das Echo des Vorführenden. —

Ich schwerer Mensch. Von Ernst Lissauer

Ich schwerer Mensch, ich bin mir selbst Gewicht,
Ich fühl' mich Stuf' auf Stufe in mir ragen —
Ich bin die jüngste und die ältste Schicht,
Ich gipfle droben, überglänzt von Licht,
Und bin die unterste und muß mich tragen.

Der Tanz auf der Bühne

Von Werner Suhr

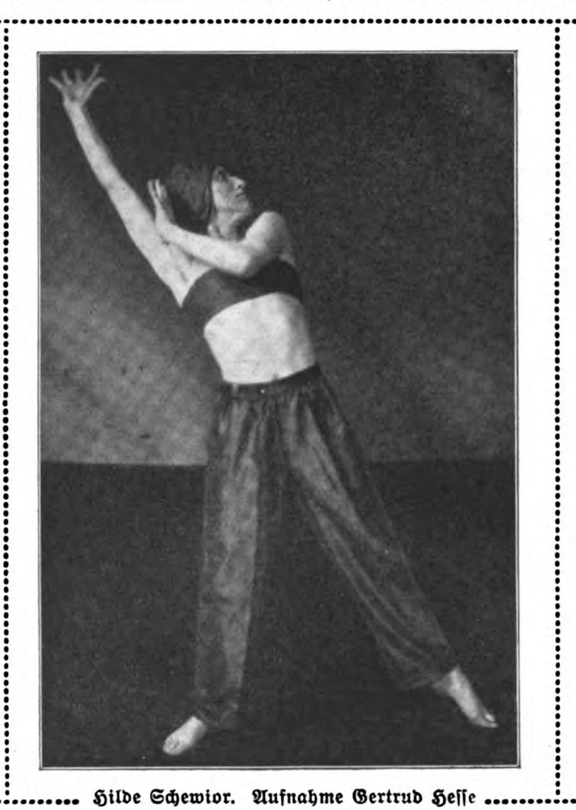
Die Zeiten der trikotbekleideten, exakt geschwungenen Beine, der duftend weißen Gazeröckchen, sind vorbei. Was unsere Großeltern einst erheitern und erregen konnte, das vermag heute, da junge Menschen nach Wesentlicherem streben, unserem anspruchsvollen Auge, unserer übergroßen Sehnsucht nicht mehr zu genügen. So ist man im Lager der reinen Künste einem Neuen auf die Spur gekommen, dessen Geburtsstunde in einem gewissen Sinne zwar mit der der ersten Menschen zusammenfällt, das aber nichtsdestoweniger noch jung und unverdorben sich ausnimmt. Die Seele des Tanzes ist entdeckt! Und wie das in Deutschland ist: gleich nach ihrer Wiederentdeckung wurde sie in dünnen und dicken Büchern, in geistvoll aufgemachten Vorträgen literarisch und philosophisch festgelegt. Bis daß sie eines Abends zu ihrer wahren Größe sich entfaltete, mutwillig und voller Empörung aufsprang und einen tollen, unglaublich schönen Wirbel tanzte, so daß den Literaten darin Begriff und Sinn ihrer Worte verging. Und auch alle mühsam ausgearbeiteten Systeme wurden zuschanden, da der freie Mensch, seine Seele, in den Tanz eintrat. Die



⊠ Jutta von Collande ⊠



⊠ Roswitha Bössenroth. Aufnahme Holdt ⊠



Hilde Schewior. Aufnahme Gertrud Hesse

Choreographie blieb Notenschrift für einige talentlose Dilettanten, indes die Berufenen ihre eigenen Takte schritten ... Das Problematische des Tanzes enthüllte sich als das

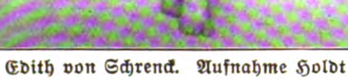


Rudolf Peter Schork. Aufnahme Gertrud Hesse



Sent M'ahesa. Aufnahme Holdt





Edith von Schrenck. Aufnahme Holdt



Niddy Impekoven. Aufnahme Holdt



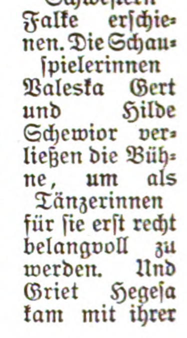
Inge Rosen. Aufnahme Binder

Problem vom Menschen. Ein kleines halbnacktes Mädchen, das in gefälligen Schwingungen über die Bühne rotierte, gab gewiß noch keinerlei Anlaß zu grübeln. Höchstens daß Sekundaner darüber schwermütige Verse verfaßten oder einem Backfisch nachts der angebetete Stern seiner Wünsche erschien. Aber sonst? Sonst war so ein Tanzabend ein nettes Erlebnis, eine harmlose, kleine, ein wenig pikante Sache. Denn die mit den Operngläsern und den glänzenden Augen schwärmen im Grunde ihres Herzens für das Pikante, zumal, wo es lebend und bewegt in Erscheinung tritt ... Aber als plötzlich die Seele des Tanzes in Erscheinung trat, da verstummte vorerst das Beifallklatschen der allzu leicht und sichtlich Berauschten, da zog Andacht und Hingabe in den Saal und drang selbst in die philiströsesten und ganz verkalkten Gemüter ... Da wurde man plötzlich ernst im Anblick einer beschwingten und bedeutsamen Kunst, wurde nachdenklich und sann. Und schließlich erfuhr man, daß der echte Tanz doch ein Drama ist, ist oder sein wird. Ein ganzes Menschenleben, ein buntes Dasein spricht aus dem springenden, schreitenden oder schmerzlich gebeugten Leib. Und man mäkelte schon und verzog kritisch die Stirn, wenn der schöne Körper nur Körper blieb und die Seele verleugnet wurde. Man wollte mehr sehen, nicht nacktere Beine, nacktere Brüste und Schenkel noch — obgleich das natürlich auch ein, teilweise berechtigter, Wunsch —, sondern mehr vom inneren, gestaltenden Menschen, von seinem eigenen Erleben. Hänsel und Gretel sollte nicht gespielt, Blumenpflücken in neckischer Anmut nicht pantomimisch vorgegaukelt werden, aber Schmerz und Freude, Haß und Liebe wollte man fühlen. Vor allem die Liebe sollte sich hier einen neuen schöpferischen Ausdruck schaffen. Und dann kamen endlich jene, welche die Tore weit aufrissen zu einem neuen Reich, das sie auch selbst begründeten; von denen in hundert Jahren aber vermutlich nichts mehr als ein paar anekdotenverknüpfte, inhaltlose Namen und vergilbte, fremd anmutende Bilder übrig sind ...

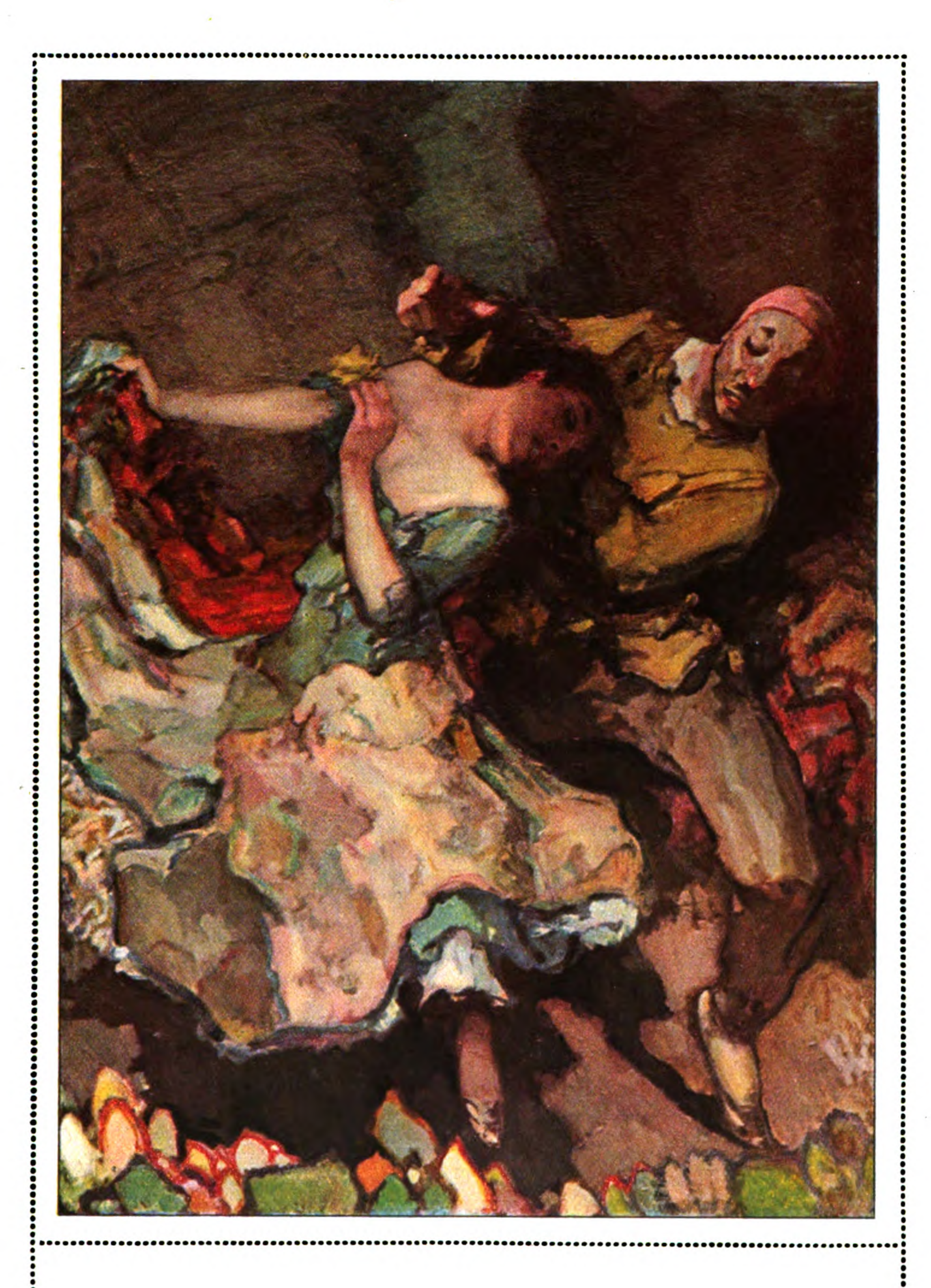


⊠ Frau Ley und Ernst Walt. Aufnahme d'Ora ⊠

⊠ ⊠ ⊠



Es kam Mary Wigman. Die Schwestern Falke erschienen. Die Schauspielerinnen Valeska Gert und Hilde Schewior verließen die Bühne, um als Tänzerinnen für sie erst recht belangvoll zu werden. Und Griet Hegesa kam mit ihrer



Solotanz. Gemälde von Prof. Hans Looschen
(Ausstellung der Akademie, Berlin)



Hedy Pfundmayer und Tony Birkmeyer. (Wiener Staatsoper.) Aufnahme Setzer

Pseudoexotik. Ronny Johannssen und Roswitha Bössenroth verzückten durch ihre schöne und nackte Bewegung; Sacharoff durchblutete die seine und zeichnete im Schreiten stärkste Gesten und überwältigende Gebärden. Ganze Menschenschicksale taten sich auf. Rita Sacchetto, die sehr verehrte Dekorative, verblaßte. Gäbe es ein dafür bestimmtes Museum, man würde ihren prunkvoll bekleideten Körper dort unterbringen, gleich neben den Büsten von Richard Wagner und Isadora Duncan. Man



Ellen Petz. Aufnahme Setzer

ist modern geworden und Anita Berber, die elegante Dame, tanzte mondain .... Ganz Berlin W lag einst zu ihren Füßen, die wirklich schön sind und nicht nur stolpern können ... Der Leib des Menschen schrie, lachte und weinte auf der Bühne, tollte im Wirbel, verkrampfte sich in ungeheuerem Weh, brach leblos und wie erstarrt zusammen, bäumte sich jäh wieder auf und schritt in stolzer Hoheit dahin ... Der Körper, geschmeidig in routinierter Technik geworden, gibt nun, was die Seele

an Reichtum besitzt. Alle Stationen des Lebens werden getanzt, und doch ist das Ziel, die Station der Stationen, Lösung wie Erlösung, noch nicht erreicht!

Jede Tänzerin tanzt ihren eigenen Eros. Sache nicht zu trennen. Je größer die Persönlichkeit, um so mehr lebt sie in der Kunst, die sie vertritt. Darum gibt es auch keine Indiskretionen im Reiche des Tanzes...

Mary Wigmans Schöpfungen sind, wo



Bildnis des Tänzers Baron von Seewitz
Gemälde von Siegfried Ziegler-Steinebach

Das heißt: falls sie überhaupt Künstlerin ist, schafft und schöpft sie alle Werte aus Liebe, aus Sehnsucht oder Verzweiflung. Die Liebe ist im Leben und Gestalten einer Tänzerin das, was sie im Dasein empfindsamer und gestaltender Naturen von je bedeutet: der Ursprung eigener Ideen, der Ausgang eigener Bewegung. Eine Tänzerin ohne Liebe ist der Mensch ohne Herz; ihr Werk ist Produkt ihres Hirns und bewußter Errechnung. In der Kunst sind Persönlichkeit und es sich nicht wie früher um einfache Schwingungen und klare Beschwingtheiten handelt, nunmehr von einer Dämonie des Geistes, die der Seele des Betrachters zunächst nicht faßbar ist. Der Rausch und die Harmonie ihrer hymnischen und in sich vollendet wirkenden Tänze erscheinen jetzt kälter und zu wuchtig gebreitet, als daß sie noch immer so unmittelbar das Blut der anderen träfen. Doch ist man versucht, zu glauben, daß die Leidenschaft dieser Könnerin zu echt und zu



Lo Hesse als ‚Licht‘ im Tanzpoem ‚Licht und Schatten‘. Aufnahme Setzer

gewaltig sein muß, um auf Bluff und berechnete Effekte bedacht zu sein. Zwar gibt es eine Philosophie des Leibes, der Wigman fehlt sie! Ihre gedankliche Schwere rührt nicht allein aus der Tiefe ihrer Seele, kommt nicht aus dem beschwingten Körper an sich. Ihre Kunst ist mehr Produkt eines grübelnden Kopfes.

Ganz anders die zwei Schwestern Falke, deren mähliches Verschwinden auf der Bühne uns um die elementarsten und schönsten Tänzerinnen ärmer macht. Diese beiden Menschen haben Kultur ihrer Rasse, ein ewiges Singen, Aufflackern und Träumen im Blut. Ein eigenes Temperament, das lockend aufspringt in rascher und steiler Bewegung, dann leise wieder im zusammensinkenden Körper verebbt. Ursulas Leib ist durchpulst von mitreißender Beschwingtheit, und Gertrud Falke tanzt vibrierend selbst in der Ruhe. Beide sind sie zu Musik geworden, deren Takte (bei Debussy!) zu sehen gerade wegen der norddeutschen Anmut und Herbe ein seltener und tiefer Genuß ist. In ihren zarten und bunten Tänzen geben die Schwestern Falke eine Metaphysik, die ganz physisch ist, aus dem Körper kommt und in die Augen des Betrachters dringt, und doch ist stets und selbst in der kleinsten Bewegung etwas, das Worte nie erfassen, jedoch auch die verstocktesten Herzen schneller schlagen läßt ... — Und Jutta von Collande ist Tänzerin ähnlicher Bedeutung. Eine ganz eigenartige Mischung von Nord und Ost. Eine Frau, die schön ist, ohne dabei wie üblich hübsch oder niedlich zu sein, und deren Tänze farbig sind wie ein liebevoll geordneter Strauß, bei dem eine einzelne Blume an sich ohne den besonderen, späteren Wert. Jutta von Collande ist im Auftakt; ihre Selbstbesinnung ist Selbstgewinnung, ein Zeichen, in dem sie verheißende Werte schafft. Ihr „Tierkreis“ gibt die nahe Vollendung. — Hilde Schewior (vom Duisburg-Bochumer Theater) überschreitet als stumme Schauspielerin vielleicht gewisse Grenzen, die dem Tanz in Erkenntnis seines Wesens einmal gezogen. Robert Prechtl hat ihr Können glänzend



Tänzerin. Gemälde von Bernhard Hergarden (Große Kunstausstellung, Düsseldorf)



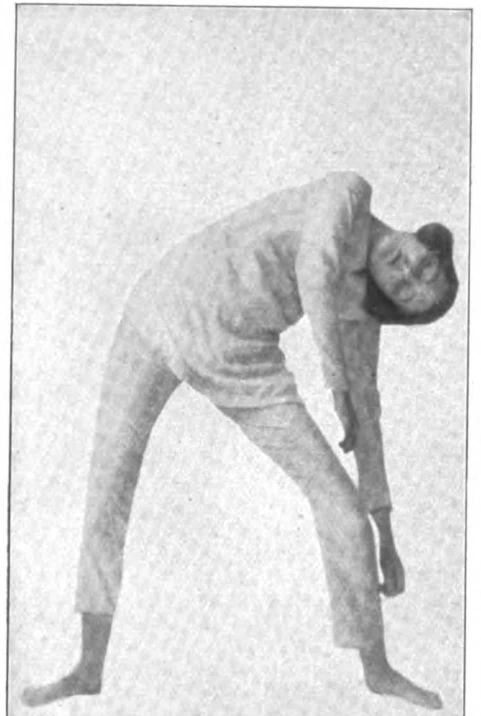
Manja Tzatschewa. Aufnahme Schenker

weilen von der Wigman übertroffen; ihren Sinn für das Dekorative hat keine an Bedeutung erreicht. — Hilde Sinoniew bedeutet Gelöstheit der Linien und geschlossene, in sich gerundete Bewegung; Hingabe des ganzen Menschen, des Körpers an einen einzigen gestalteten Augenblick. Ihre besten Tänze bilden eine Summe solcher Augenblicke, aus denen die Offenbarung leuchtet, das Wissen um die Schwere der Überwindung und die Überwindung der Schwere. — Liebe drang einst aus den Schöpfungen Edith von Schrencks. Ihre Harmonie war vollkommen, die Bewegung flockig und gelöst. Jetzt scheinen ihre besten Tänze verschüttet, flach und akademisch geworden. Ihr Inneres verbirgt sich und kein Einblick wird in die Gestaltung selber gegeben. Und doch bricht ihr Blick manchmal, oder eine vollendet schöne Bewegung, durch das leblos Gezeigte und verrät, daß viel mehr in ihr ist, als sie heute in bescheidener Linie geschenkt. Weit über dem Gekläff ihrer

geschildert. Ihr mimischer Gestus ist überzeugend und nicht mit der Linie ihres Körpers im Kontrast. Ihre Aufnahmen zeigen deutlich die aufsteigende Askese des visionären und inneren Menschen, der liebt und entsagt. Ich habe die Empfindung, diese Tänzerin steht irgendwie zwischen Mary Wigman und Valeska Gert; noch weiß sie nicht, wo sie landet. — Rudolf Peter Schork scheint nach Sacharoff der Tänzer, wie wir ihn zu innerst ersehnen. Also vital und von männlich ungebrochener Kraft; dabei der weichen, weiblichen Linie nicht entbehrend, Faun und Lyriker zugleich, mit Hirn und Seele alles umfassend. Im Körperausdruck auf rein tänzerische Linie, ist er ebenso slawisch wie deutsch; sein Tanz ebenso leicht und rassig wie von eigenen Ideen zum Vorteil beschwert. — Immer noch ihren sakralen Tempel- und Reliefstänzen fühlt sich eine Sent M'ahesa verpflichtet, die darin sieghaft und ohne nennenswertes Beispiel bleibt. An Überzeugungskraft wurde sie bis-



Leni Riefenstahl. Aufnahme Schenker



Ursula Falke
Aufnahme S. Genthe



Gertrud Falke
Aufnahme S. Genthe

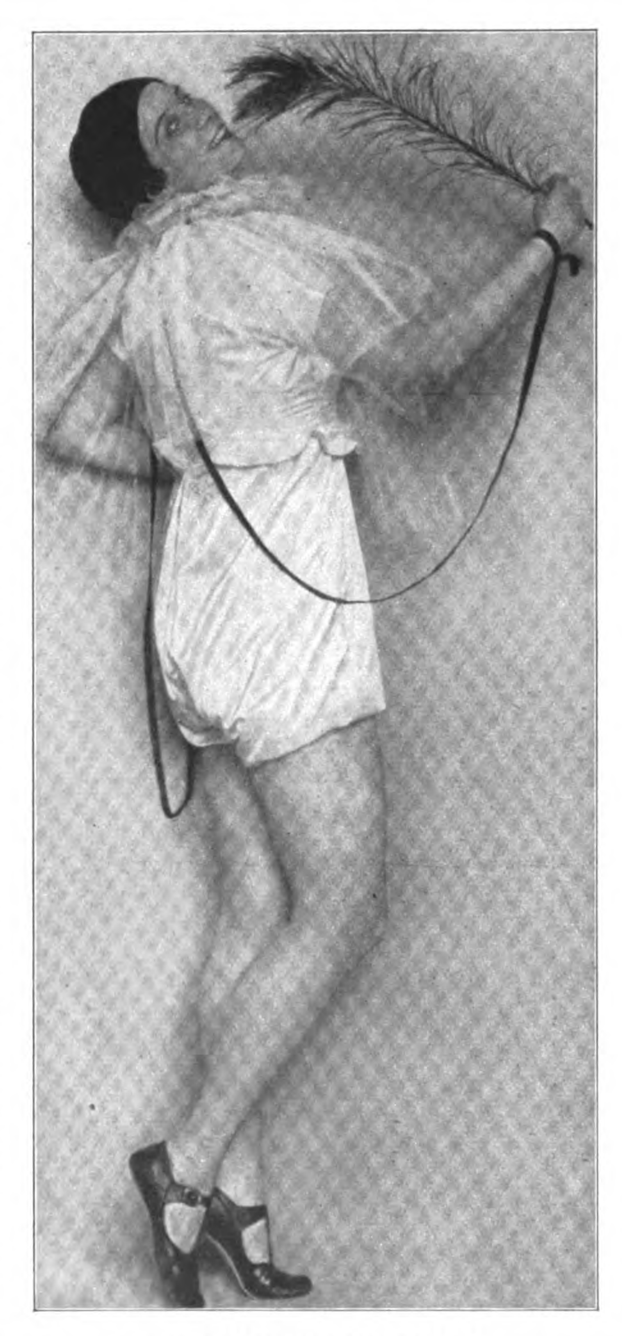
kleinlichen Gegner tanzt eine Valeska Gert ihre reiche Welt tiefer Einfälle und Grotesken. Diese Tänzerin ist Triebmensch wie keine andere, deshalb in sich wahrer und bedeutender als alle. Ihre Intensität ist ohne Hemmung und dem strengen Moralisten ein peinlicher Schmerz. Der wirre Weg ihrer Liebe geht mitten durch das Leid, schreitet durch Laster und über Abgründe hin, ein beschwingtes Zeichen ebenso verruchter als seltener Zeit. Ein Signum des Lebens, wo es am konzentriertesten und gefährlichsten ist. Ein Wedekind des Tanzes, aber klüger und



Mary Wigman. Aufnahme Holdt

sicherer, als diese Art Dichter sonst scheint. Sie hat eine größere Seele, ein feineres Auge mehr. Sie lebt nicht immer im Herzen des Betrachters, weil sie häufig seine geliebtesten Güter ironisch vertanzt. Sie pfeift auf das Leben, da sie die Schalheit der Wahrheit erblickt. Die ganze Welt mit ihren Schmerzen und Lüsten geht in ihr unter, aber in anderen steigt sie desto bezaubernder wieder auf. Die Welt zeigt sich nicht nur in den Tiefen und Irrungen der Seele, ihre Schönheit spricht auch allein durch den sich zärtlich bewegenden Leib . . .

Und vielleicht



Ronny Johannssen. Aufnahme d'Ora



Hilde Sinoniew. Aufnahme S. Genthe

besiegt jegliche Idee. Sie sind selbst Idee, die sie tanzen. Blond und herb oder dunkel und verheißend, vernichten sie das nur Hübsche, süßlich Kokettierende, das einen aussichtslosen Kampf auf der Bühne gegen sie führt. Denn sie sind schön und hüten das Geheimnis, vor welchem der Philister, Falsches ahnend, ängstlich erschauert, das der Bejahende aber zu lüften verlangt. Es ist das Geheimnis nur Eros. Die Liebe, die sich tanzend verzehrt. Und vor der nur möglich ist: in Hingabe verstummen oder neidisch und seelisch verkalkt, still beiseite gehen . . .

In einem wundervollen Buche eines Dichters, der den Westen und Norden in seinem unruhigen Blute trägt, heißt es: „Es gibt Menschen, die immer so leben, als ob sie eben anfingen zu tanzen . . .“ Und ich weiß nicht, ob diese ungetanzten Tänze nicht ebenso gewaltig und in sich vollendet sind wie die, welche wir bewundernd auf der Bühne sehen. Das rechte Leben ist doch ein Tanz über Abgründe hin. Und der ist am wahrsten, der es am nacktesten tanzt. Der Leib des Menschen lügt nicht.

geschieht es, daß der Betrachter eines Abends, müde aller Problematik und jeder geistigen Bedeutung, die üblichen Maßstäbe verliert und sich nur restlos hingibt an das, was auf der Netzhaut seines Auges gespiegelt . . . Wie es Frauen gibt, deren reife Schönheit von dem Reichtum ihres Inneren zeugt, und mit denen man nicht über wesentliche Dinge zu sprechen braucht, um sich der Wichtigkeit ihrer Meinung zu vergewissern, so sind auch Tänzerinnen möglich, die durch das Spiel ihres Körpers so viel Überwältigendes schenken, daß alle Problematik und besondere Absicht der anderen dagegen verstimmt. Ihr Dasein

Edith Bielefeld. Aufnahme Collmann

Heiße Zeit

Novelle von Franz Adam Beyerlein

Die Dinge, die sich der Erörterung am allgemeinen Familientische aus irgendeinem Grund entzogen, pflegte der Ökonomierat Reinwarth abends beim Zubettgehen mit seinem Fiekchen zu besprechen. Während die Gattin die zeitraubenden und umständlichen Zurüstungen für die weibliche Nachtruhe traf, wiederholte er zunächst einmal im Selbstgespräch, was für Verrichtungen er für den kommenden Tag angeordnet hatte. Wenn danach die Reihe an die heiklen Angelegenheiten kam, die bei den Mahlzeiten vor den Ohren der halbwüchsigen Mädels und der Erzieherin, nicht zu vergessen auch vor denen der „Tante" Käte, nicht aufgetischt werden durften, war er meist schon lang unter seine Decke ausgestreckt, und es ereignete sich zuweilen, daß er, müde von seinem redlichen Tagewerk, noch vor der Verhandlung unversehens einschlief. Am besten traf es sich darum, wenn ein solcher der Erledigung harrender und bedürftiger Punkt irgendwie in Beziehung zu einer Verrichtung stand, die für den nächsten Tag angesetzt war; dann war der Anschluß ohne weiteres hergestellt.

Der Rat hatte den rechten Stiefel aufgeschnürt und betrachtete tiefsinnig den dicken grauen Staub darauf. ‚Also die drei Gespanne mit den Kleinknechten gehen auf den Kartoffelacker,' überlegte er, ‚die vier großen fahren Schotter für die Wegebesserung bei der Buschhohle, — es wird die höchste Zeit dort, — und Otto muß mit den Braunen zum Zehnuhrzug an die Bahn.' „Ja, was ich sagen wollte, Fiekchen, — nun kommt also Kurt. Auf Brautschau sozusagen. Meinst du denn, daß er anbeißen wird?"

Sophie Reinwarth kämmte sich vor dem großen Spiegel das Haar, das ihr üppig und blond über Schultern und Nacken fiel. Im Lichte der beiden elektrischen Birnen schimmerten ihre vollen schönen Arme, wenn sie den Kamm von der Stirn aus durch die weichen Strähne führte, indem sie jedesmal den Kopf ein wenig zurückwarf. Ein leichter Unwille bebte in ihrer Stimme, als sie erwiderte: „Das hört sich ja fast an, als ob wir Heiratsvermittler geworden wären."

„In allen Ehren — warum nicht? Weshalb nicht Leutchen zusammenführen, die zueinander passen und ein gutes Gespann abgeben?"

„Erlaube, Oswald!"

„Erlaube, Fiekchen! Wäre es dir etwa nicht lieb, wenn Käte und Kurt ein Paar würden?"

„Davon ganz abgesehen, find' ich — —"

„Bitte, Antwort! Ja oder nein?"

„Natürlich wäre es mir lieb. Aber dieses Verfügen über einen Menschen halt' ich einfach für unsittlich."

„Also ja. Im übrigen ist es ein Jammer, Fiekchen. Selbst du bist angesteckt von dieser neumodischen Aufplusterung der Begriffe. Unsittlich! Aber laß uns nicht darüber reden! Kurt und Käte! Sie hat ihn, glaub' ich, ganz gern. Was?"

„Wer kann das wissen? Als er noch Fliegerleutnant war, hat sie für ihn geschwärmt. Das ist mal gewiß."

„Und ist immerhin ein Anfang. Aber ob er sie mögen wird? Käte ist etwas zart, nicht? Ein bißchen wenig Fleisch, wie?"

Sophie wandte sich hastig auf ihrem Stuhl herum und zauste ärgerlich an einer verfitzten Stelle im Haar. „Schäm' dich, Oswald!" zürnte sie. „Wie kann man jedes lebendige Wesen ansehen wie ein Mastkalb? Auf soundsoviel Zentner Lebendgewicht! Das ist gemein, das ist plump!"

„Herr des Himmels, was bist du aufgeregt, Fiekchen!" versetzte der Rat. „Du weißt doch, ich liebe Käte wie unsere eigenen Kinder. Mir ist sie recht, mager oder dick. Abet wer kennt den Geschmack von so 'nem jungen Dachs? Und schließlich: der Mensch nimmt doch nun mal seine Vergleiche aus seinem Beruf!"

Er hatte inzwischen auch den linken Stiefel aufgeschnürt und trat, beide an den Strippen schaukelnd, an den Toilettentisch heran, vor dem die Grollende sich nun die starken Zöpfe flocht. „Ja, du, Fiekchen!" sagte er, eher das Spiegelbild der Frau, als sie selbst betrachtend. „Du bist ein Staatsfrauenzimmer! Hol's der Satan, ein statiöses Frauenzimmer!"

„Dummer Kerl!" lachte Sophie, leis errötend. „Ich gehe ins vierzigste Jahr."

„Was da — vierzig! Ein verteufelt statiöses Frauenzimmer! Da beißt keine Maus ein Fädchen ab!"

Er nickte trotzig vor sich hin und lachte vergnügt dazu. Dann wandelte er gemächlich zur Tür und warf die Stiefel mit einem derben Schwunge auf den Flur hinaus. Zurückkehrend aber machte er hinter dem Stuhl der Gattin halt, erfaßte behutsam, wie etwas Köstliches, ihren Ellenbogen und küßte

das weiße blühende Fleisch des Oberarmes. Einen Augenblick verweilte er so. Da strich es kühl vom offenen Fenster her, die Gardine blähte sich im Zuge und selbst die feinen, krausen Stirnhaare der Frau wehten in dem leichten Hauch.

Er ließ den Arm sinken. „Wieder hat sich der Wind gedreht," seufzte er. „Gestern war Neumond; ich dachte, nun sollt' es sich ändern. Jetzt aber gibt es morgen wieder Sonne und Sonne, und Hitze und Hitze, und keinen Regen. Was soll das werden? Die Sommerung! Die Rüben! Ach, Fiekchen! Der liebe Gott hat Deutschland nicht mehr lieb, das ist es. Kann man's ihm denn verdenken, was?"

Unwirsch schlug er den Vorhang zurück und schaute zum Himmel empor. „Jetzt sagt der Städter: ‚Sieh mal, Geliebte, die herrliche Sternenpracht!'" brummte er. „Na, prosit!" Damit kehrte er sich zu seinem Bett, streute beim Auskleiden sein Zeug kunterbunt auf den Sessel beim Fußende und warf sich auf das Lager.

Gleich darauf war er eingeschlafen.

Sophie hatte einen leichten Schauer verspürt. War er ihr von der kühlen Luft draußen, war er ihr vom Kuß des Mannes angeflogen? Sie eilte zur Ruhe zu kommen und flocht mit flinken Händen die Zöpfe fertig. Dann löschte sie das Licht. Mit einemmal jedoch vergaß sie wieder ihre Hast und saß lange im Dunkeln vor dem Spiegel, aus dem ihr nur verschwommen das Weiß ihres Nachtzeugs entgegenleuchtete. Endlich stand sie leise auf und legte sich nieder. Aber sie fand nicht so bald Schlaf. Fast aufdringlich deutlich vernahm sie die altgewohnten Geräusche des Hofes und seitab des Gartens, die sie sonst wohl in Schlummer gelullt hatten. Die Kühe brummten sanft, ab und zu polterte ein Pferdehuf dumpf gegen die Wand einer Box, der Hofhund spazierte mit seiner Kette vor seiner Hütte, scharrte sich und heulte halblaut, ehe er wieder in sein Loch schlüpfte. Vom Teich hinter der Scheune her hallte das Gequak der Frösche und das dunkle Klagen der Unken; im Garten schlugen zwei Nachtigallen um die Wette. Alles war wie sonst. Aber Sophie lag wach, grundlos wach, mit heißen, trockenen Augen und ganz durchsichtig klaren Gedanken, bis die Dämmerung des Maitages grau am Himmel heraufkroch und die Spatzen unter dem Dach lärmten. —

Tags darauf kehrte Reinwarth mit dem frühesten von seinem ersten Rundgang über die Felder heim. Aus dem Garten vernahm er die fröhlichen Stimmen seiner Kinder und fand sie alsbald samt der Tante Käte, wie sie die Fliedersträuche plünderten. „Was der Tausend!" zankte er schmunzelnd. „Es ist Schulzeit, und ihr stromert im Grünen herum?! Das sollte der Schulrat wissen!"

Aber nur die Jüngste fiel mit ihren sieben Jahren auf die gerunzelte Stirn hinein und entschuldigte sich eifrig: „Wir sollen für Onkel Kurt Blumen pflücken, hat Tante Käte gesagt, und Fräulein Ruthardt hat uns eine Stunde dazu freigegeben, weil doch so schönes Wetter heut morgen ist."

„Schönes Wetter nennst du das, Trudelchen?! Du lieber Himmel!"

Da fiel die Zweitjüngste, Elfjährige, belehrend ein: „Die Sonne darf nicht immer scheinen, Trudel. Die Erde kann nur Frucht tragen, wenn sie ab und an Regen bekommt."

„Bravo, Phiechen!" lobte der Vater.

Und die Älteste tat die Weisheit ihrer vierzehn Jahre auch zu dem Thema und klagte: „Wie angenagelt steht das Barometer, Vater! Man kann klopfen, wie man will, — es fällt nicht."

„Leider, leider, mein Gretel. Das ist nun mal so. Landmanns Lust und Leid."

In einem Gliede standen die drei frischen blonden Mädels nebeneinander aufgereiht, orgelpfeifenartig ansteigend, und am rechten Flügel als vierte die Tante Käte, die gar keine Tante war, sondern eine Base der drei Kinder und eine Nichte der Eltern, das Töchterchen der früh verstorbenen Schwester Frau Sophies, die im Krieg nun auch den Vater verloren und seitdem auf dem Lindenhof von Onkel Reinwarth eine Heimat gefunden hatte. Mit ihrem dunkleren Haar und ihrer zierlicheren Gestalt sich nur wenig von den anderen abhebend, wurde sie in Bausch und Bogen zu den Kindern des Hauses gerechnet, und man sah ihr ihre vierundzwanzig Jahre um so weniger an, als sie denselben hellen Kattunhänger trug wie die anderen. Denn das praktische Fiekchen hatte den Stoff für die Sommerkleider im ganzen eingekauft und sie auch nach dem gleichen Schnitt von der Näherin für alle vier nähen lassen. Die Kinder hatten Flieder und Schneeballen geschnitten, Käte aber ordnete die Zweige zu einem Strauß.

„Donnerwetter, das wird mal fein!" staunte der Onkel. „Was wird sich da Kurt freuen!"

Das junge Mädchen wurde purpurrot und steckte die Nase tief in die Blumen. „Findest du den Strauß hübsch?" fragte sie.

„Na," antwortete behaglich der Rat, „ins Knopfloch für einen Bräutigam ist er ein bißchen zu groß. Aber sonst ist er ordentlich mit Liebe gebunden. Sozusagen."

Immer röter färbten sich Kätes Wangen

und immer tiefer senkte sie den Blick auf den Strauß. Der Rat meinte Bescheid zu wissen. „Also denn man zu, Kinderchen!" sagte er. „Aber stets knipsen mit der Gartenschere und niemals die Zweige abreißen und an den Ästen herunterschlatzen!" Damit schritt er dem Hause zu. —

Kurz nach neun Uhr fuhr Otto mit den Braunen zur Bahn. Alsdann war der Besuch in etwa anderthalb Stunden zu erwarten. Da bemerkte Fräulein Ruthardt, die Erzieherin, die sehr poetisch veranlagt war, von Rechts wegen verdiene ein ehemaliger ruhmgekrönter Kampfflieger einen Eichenkranz über die Tür des Gastzimmers. Die Kinder waren sogleich stürmisch bereit, nach dem Eichenbusch im Garten zu laufen, aber die Mutter bestand darauf, daß sie zuvor ihr zweites Frühstück, das aus einer Schnitte Schwarzbrot und einem Glas Milch bestand, einnähmen. Fräulein Ruthardt goß die Gläser voll und Frau Sophie schnitt von dem großen runden Laib gleich im Gartenzimmer die vier Stücke herunter, für Käte, die es brauchen konnte, ein ordentliches bis herab zu einem schmalen Bissen für das Kleinchen. Die Sonne zitterte durch das Weinlaub vor den Fenstern herein und umspielte zärtlich die stattliche, schöne Frau, die mit einem strahlenden Lächeln ihre drei Kinder umfaßte, wie sie samt Tante Käte gesund und hell vor ihr standen, die Hände in der Ungeduld des Fortbegehrens bittend ausgestreckt.

Just in diesem Augenblick trat ein junger Mann, Hut und Stock in der Rechten, in die Tür. Unwillkürlich hielt er vor dem reizvollen Bild inne; irgendeine Erinnerung stieg in ihm auf, er wußte nur nicht, wo er sie unterbringen sollte. Dann aber eilte er auf Sophie zu und küßte ihr inbrünstig die Hand, in der sie noch das Brotmesser hielt. „Tante Sophie!" rief er. „Wie freu' ich mich, dich wiederzusehen!"

„Wahrhaftig — Kurt!" erstaunte die Rätin. „Da bist du ja schon!"

„Ja, da bin ich schon!" erwiderte gutgelaunt der Ankömmling. Nämlich: er war der Ansage zuwider mit dem ersten Zug statt mit dem zweiten gefahren und sogleich zu Fuß nach dem Lindenhof gepilgert. Otto, dem Kutscher, hatte er unterwegs den Schein mitgegeben, damit er das Gepäck abhole. Im übrigen aber war er ebensowenig ein Onkel wie Käte eine Tante, sondern ein angeheirateter entfernter Vetter Reinwarths, Kurt Heßlein mit Namen und, von außen besehen, ein ansehnlicher hübscher Mann von einigen dreißig Jahren.

„Und da sind ja auch die Mädels!" fuhr er in der Begrüßung fort und küßte jedes von den dreien herzhaft ab. „Und Käte!" Ihr aber gab er nach einem kurzen Zögern keinen Kuß, sondern schüttelte ihr nur kräftig die Rechte. „Aber wo sind die Jungens?" fragte er. „Natürlich im Garten?"

„O je!" antwortete die Mutter. „Die sind doch seit Ostern in der Stadt auf dem Gymnasium. Kein Hauslehrer kam mehr mit den drei Bengels zustande."

„Das ist recht!" lobte Onkel Kurt. „Lernen müssen sie was heutzutage." Er sah sich fröhlich um und küßte Sophie abermals die Hand: „Nein, wie ich mich freue!"

Ja, erzählte er, eben jetzt habe er sowas wie Ferien, was es für einen Landwirt eigentlich gar nicht gäbe; Ostern habe er seine Administratorstellung in Mecklenburg aufgegeben und Michaeli solle er nun vom Vater das Vorwerk Ermsleben übernehmen. „Nobel von dem alten Herrn, nicht?" Nun, er wolle schon seinen Mann stellen und es solle eine Musterwirtschaft werden in Ermsleben. Aber zunächst gedenke er dem Onkel Reinwarth die besten Böcke vor der Nase wegzuschießen.

„Wenn sich's der Onkel nur gefallen läßt!" lachte es von der Schwelle her. Der Rat war durch den Jubel herbeigelockt worden. Er umarmte nun den Gast, klopfte ihm derb die Schultern und schüttelte ihm immer wieder die Hände.

Kaum aber hatten sich die Männer auf solche ländliche Art begrüßt, so waren sie auch schon bei der elenden Trockenheit angelangt. „Sag' mal, Junge," fragte Reinwarth, „sieht es bei euch auch so toll aus?"

„Um kein Haar besser als bei euch. Ich hab' den Jammer gesehen auf dem Weg von der Bahn."

„Nicht wahr? Die Sommerung! Ach, du lieber Gott! Meine Gerste! Und die Rüben! Ja, was macht ihr nun bloß, Menschenskind?"

„Was sollen wir tun? Im Garten gießen wir, fürs Feld hoffen wir. Vater meint, vierzehn Tage könnten wir's vielleicht noch aushalten."

„Und wenn's dann noch nicht regnet, Junge?"

„Na, dann sagt er, die Erde wäre stets noch vernünftiger gewesen als die Sonne. Und irgend etwas würde ja doch noch aufgehen."

„Ja, da hat er recht. Die Erde ist viel vernünftiger als die Sonne. Die Erde ist wie eine gute Mutter. Aber ein Elend ist es, was?"

Und sie tranken vor Sorgen nach Tisch eine Flasche Mosel zusammen.

Hierbei und bei der Zigarre fragte der Rat: „Sag' mal, Junge, du übernimmst nun Ermsleben, ja? Da brauchst du aber von Rechts wegen eine Frau. - Was?"

Onkel Kurt nickte. „Na," antwortete er dann, „so sehr eilt das nicht. Die Mamsell ist außerordentlich tüchtig. Aber früher oder später, — natürlich, eine Frau gehört ins Haus."

Reinwarth wartete eine Weile. Als aber der Gast stumm blieb, sagte er unvermittelt: „Ja, ich hab' den weiblichen Segen vollauf. Denn abgesehen von Fiekchen, — diese kleine Käte, die wir zu uns genommen haben, — Fiekchen kann sie gar nicht genug loben, — und Fiekchen versteht was davon, kann ich dir sagen."

Darauf erwiderte Kurt durchaus obenhin und indem er sich behaglich ins Sofa zurücklehnte: „Ja, ein liebes Mädel. Und aufs Sträußebinden versteht sie sich aus dem Effeff. Wirklich, ein Prachtmädel! Ihr könnt froh sein, daß ihr sie habt."

„Hm," versetzte der Rat mit einem schrägen Blick, „sind wir auch. Von Herzen froh. Na, prosit, mein Junge!" — — —

Abends, als die Gespanne einrückten, stand Reinwarth am Fenster. Er sah hinter ihnen drein, bis sie in den Stalltüren verschwunden waren, und hob dann den Blick zum Himmel empor: strahlend klar, wolkenlos! Seufzend trat er an den Gewehrschrank heran und entnahm ihm seinen Drilling. Während er ihn über die Schulter hing, prüfte er unschlüssig die übrigen Gewehre in den Gestellen und wählte schließlich mit einem verlegenen Lächeln eine schöne Büchsflinte. „Wo ist Onkel Kurt?" fragte er Phiechen, die in der Schürze eine junge Katze wieder zur Alten in die Scheune schleppte.

„Im Gartenzimmer bei Mutti," antwortete das Mädchen.

Wirklich saß der ehemalige Flieger bei Tante Sophie am Tisch und sah gespannt zu, wie sie Spargel schälte. Wie alles, was sie tat, verrichtete Fiekchen auch diese Arbeit gewandt und nett und war erfreulich dabei anzusehen. Das klare, regelmäßige Antlitz vorgeneigt, hantierte sie flink mit ihren schönen, kräftigen Händen. Die bloßen Unterarme schimmerten mattweiß in dem leisen Dämmer, der in dem vom wilden Wein draußen überschatteten Raum herrschte. Auf der Veranda lernte Gretel englische Vokabeln, und Fräulein Ruthardt las mit der Kleinen in einer Fibel.

„Wo steckt denn Käte?" forschte der Rat.

Fiekchen hob den Kopf und antwortete: „Sie sticht noch Spargel."

„So, so. Das ist recht von ihr. Spargel essen wir, glaub' ich, alle gern; was? Aber jetzt, mein Junge! Kommst du mit hinaus? Meine beste Flinte hab' ich dir ausgesucht. Wie wär's?"

Damit hob er das Gewehr empor und bot es dem Gast dar. Ganz kurz glänzte in den Augen des anderen die Jagdfreude auf, dann aber erklärte er stockend, er sei wohl noch ein wenig zu müde für einen Ansitz.

„Versteh' ich, mein Junge," erwiderte der Rat, „bei dieser klotzigen Hitze! Aber du entschuldigst, wenn ich mich auch ohne dich aufmache, ja?"

Mit erleichtertem Gewissen stellte er die Büchsflinte in den Schrank zurück. Denn irgendeine ganz winzige Kleinigkeit haperte an ihr bei der Feder des Stechers, das Ding ging verteufelt hart, — zum Satan auch, die Böcke waren in diesem Jahr verdammt rar! Das nächste Mal, schwor er sich zu, sollte Kurt selber wählen, diesmal aber brannte er sich vergnügt schmunzelnd eine Pfeife auf den Weg an.

„Ob ich zum Abendbrot wieder da bin, das kommt natürlich darauf an," rief er paffend in die Gartenstube hinein. „Aber wach hoff' ich euch noch zu finden. Adjüs denn!"

Fiekchen nickte: „Adjüs auch, Oswald!" Gerade war sie mit Spargelschälen fertig und wandte sich, die große Schüssel unterm Arm, zur Tür. Da meinte Kurt, am Ende könne er ja wenigstens den Onkel ein Stück begleiten. „Das ist schön," lobte Reinwarth. Insgeheim aber bangte er: Er wird doch nicht etwa die Büchse mitnehmen? Der Gast jedoch dachte gar nicht daran, und die beiden Männer schritten alsbald plaudernd durch den Garten und weiterhin auf das Holz zu.

Zum Abendbrot indessen war Onkel Kurt wieder pünktlich zurück. Er hatte am Tisch Tante Sophie zu seiner Linken und Tante Käte zur Rechten. Hauptsächlich aber sprach er nach der linken Seite, und wenn er sich einmal der rechten zukehrte, so geschah es fast immer, indem er mit den Kindern allen zusammen scherzte und ihrer Dreizahl stets auch noch seine Nachbarin hinzurechnete.

Draußen hatte sich's Reinwarth auf der Kanzel bald bequem gemacht. Sie war in eine etwas krüppelige Eiche eingebaut, die an einer vorspringenden Ecke des Mischwaldes den Scheitelpunkt abgab. Zur Linken pflegte das Wild aus dem Holz zu wechseln. Den Drilling auf den Knien hielt er Umschau. Zu seinen Füßen breitete sich sein Winterroggenacker. Das Getreide stand gar nicht so schlecht. ‚Wie merkwürdig!' überlegte er. ‚Sobald so ein Samenkorn einmal gekeimt hat und

ordentlich in Gang geraten ist, hilft es sich weiter. Weiß der Teufel, woher es das nötige bißchen Wasser bekommt!' Aber jenseits des Roggenfeldes lag der große Sommergerstenschlag. Da sah es bös aus: die lange Kälte des Frühjahrs, die späte Saat, die elende Trockenheit, — es war ein ganzer Jammer! Kümmerlich sproßte das Grün aus der Erde, überall gab es Fehlstellen. Und wieder wehte und rauschte es leise vom Rücken her durch das Laub — dieses scheinheilige, sanfte Lüftchen, das aus dem Land der großen Wüste und Dürre, aus Rußland, kam und Not und Verderben auch in das arme, gepeinigte Deutschland hineinsäuselte. Fühlbar kühl wehte es ihm in den Nacken; er klappte allen Ernstes den Kragen hoch und pries sich gescheit, daß er statt der Schilfleinenjacke die Lodenjoppe angezogen hatte. Dazwischen geriet ihm wieder der Onkel Kurt in den Sinn. Warum der Junge nur nicht mit herausgekommen war? Früher hatte ihm doch die Hand nach jeder Flinte gezuckt! Zu müde von dem bißchen Reise?! Ein Mann von 34 Jahren! Der Rat wiegte bedauernd den Kopf: Ja, das war der Krieg. Irgend etwas abbekommen hatte jeder von den jungen Menschen, der eine so, der andre so; war ja auch kein Wunder. Und er schmunzelte: Nun, desto besser! Dann schoß er eben die paar Böcke, die in seinem kleinen Revier sicher ausgemacht waren und auf die er sich schon vom Frühjahr an spitzte, höchstselbst.

Aber mindestens an diesem Abend sollte er sich keinen Bruch an den Filz stecken dürfen. Wie er vielmehr, den Kopf lässig an den Stamm der Eiche gelehnt, den Waldsaum entlang schaute, wo wohl ein Rudel zu Feld ziehen würde, fielen ihm langsam die Augen zu. Er war den ganzen Morgen, von einer nervösen Unruhe getrieben, in der grellen Sonne über die Felder gewandert, überall sorgenvoll prüfend und nur zu oft verzweifelnd, hernach hatte ihn der Besuch den gewohnten Nachmittagsschlaf gekostet, — nun erlag er der Müdigkeit.

Als er wieder erwachte, äste ein Rudel Rehe unter der Kanzel. Aber war es auch noch nicht dicke Nacht, so herrschte doch nicht mehr das mindeste Büchsenlicht. Man vermochte nicht einmal mehr die Spiegel, geschweige denn die Stangen zu unterscheiden. ‚Mal was andres,' dachte er, ‚auch gut!' Und sah dem zierlichen Treiben eine Zeitlang zu. Als er jedoch die steifen Glieder ein wenig dehnte und reckte, knarrte die alte Kanzel und das Wild stob in eiliger Flucht zu Holze.

Auf dem Lindenhof war längst alles Licht gelöscht. Auch Fiekchen schlief schon, ein wenig unruhig, wie ihm schien. Oder stellte sie sich gar nur schlummernd? Hatte sie irgend etwas auf dem Herzen? War etwas geschehen? Sollte er sie fragen? Oder lieber nicht? Ach! Er freute sich jedenfalls gar sehr auf sein Bett nach dem unbequemen Ansitz, und morgen war auch noch ein Tag. — — —

Einige Zeit darauf kam es nach längerer Pause wieder einmal zu einer vertraulichen abendlichen Unterhaltung der Gatten. „Du, hör' mal, Fiekchen," klagte sich der Ökonomierat an, „ich bin heute ungerecht gegen dich gewesen. Ich hab' dich ganz unverdientermaßen angeraunzt. Du hältst es für unvorteilhaft, Enten zu halten. Gut! Das ist deine Sache. Schaffe sie ab! Meinen Segen hast du. Enten sind sowieso widerwärtige Viecher; sie schlingen allen und jeden Unrat hinunter. Es ist einfach ekelhaft!"

„Du ißt sie aber sehr gern," erwiderte Fiekchen vom Spiegel her.

„Das leugne ich auch gar nicht. Besonders mit Krautklößen. Aber keinesfalls ist sowas Grund, daß ich ein solches Donnerwetter loslasse. Kurt guckte mich ganz verdattert an. Kümmerst du dich um meinen Weizen oder meine Rüben? Nein! Also gehen mich auch deine Enten nichts an. Weißt du, Fiekchen, das ist die verfluchte Hitze, die Trockenheit! Nimm mich nicht ganz ernst, bis es wiedermal geregnet hat! Das wird das beste sein. Denn ich fürchte, ich bollere bald mal wieder los. Ich kann nicht anders, wenn ich draußen den Jammer sehe!"

Sophie schwieg ein Weilchen. Dann versetzte sie etwas zugespitzt: „Das ist zwar keine erfreuliche Aussicht für mich, aber ich verstehe dich, Oswald. Es war mir nur doppelt peinlich, weil Kurt dabei war."

„Ja doch, Fiekchen, es war ziemlich abscheulich von mir. Aber was? Jetzt ist es wieder gut, ja? — Also! Wenn ich nicht schon lang läge, bekämst du einen Versöhnungskuß, mein Altchen. Nimm's für geschehen! Was?"

Die Frau antwortete nicht.

Reinwarth aber plauderte munter und einigermaßen erleichtert weiter: „Weißt du aber, das zwischen Kurt und Käte, — daraus wird wohl nichts werden."

„Warum?"

Der Rat lachte leise vor sich hin. „Denk' mal," erwiderte er, „der Junge hat sich anderweit verliebt."

„Anderweit?"

„Jawohl. In dich! Hab' ich dir's nicht gesagt? Du bist ein Staatsfrauenzimmerchen, Fiekchen. Du stichst die Käte schlecht-

hin aus, erbarmungslos. Kein Wunder also. Aber wie? Ist das nicht drollig?"

Sophie jedoch lachte nicht. Sie räusperte sich ein paarmal und fragte dann mit einer merkwürdig trockenen Stimme: „Woraus schließt du auf diesen Unsinn, Oswald?"

Reinwarth schüttelte den Kopf: „Nein, das ist die lautere Wahrheit, wenn es auch nur ein guter Witz ist. Der Junge hat sich verguckt, in deine volle, reife Schönheit, Fiekchen. Jawohl, Schönheit! Da übersieht er natürlich den mageren Spatz, die Käte."

„Und dir hat er sich anvertraut damit, Oswald? Dir?!"

„Nun, das nicht eben. Aber ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen. Gestern war's, als wir in der Gartenstube unsre Zigarre rauchten. Da meinte er, dieses Zimmer würde er nie vergessen. ‚Warum nie?' frag' ich. Da antwortet er: Weil er darin das lieblichste Bild, das ihm je in seinem Leben zu Gesicht gekommen sei, erblickt habe. Er sagte das ‚lieblichste', und wenn einer das sagt, dann ist es schon die Höhe. ‚Nanu! Was denn für eines?' erkundige ich mich. Da kam es heraus: Dich, Fiekchen, wie du damals, als er den Frühzug genommen hatte und unversehens hier hereinplatzte, den Kindern Brot schnittest. Er hätte sofort an eine bekannte und berühmte Situation denken müssen, sagte er, und nun wüßte er auch, an welche."

„Nun?"

„Werther und Lotte, Fiekchen. Ist dir das genug? Und ganz rot lief er dabei an."

„— Und was hast du ihm erwidert, Oswald?"

„Ich habe ihm einfach gesagt: Heiraten mußt du, mein Junge! Werther und Lotte, hab' ich gesagt, das läßt sich ganz hübsch an, aber es nimmt doch ein recht häßliches Ende. Da meinte Kurt auch, das Totschießen habe er aus dem Kriege über, das Heiraten sei viel vernünftiger. Darin hab' ich ihn denn ordentlich bestärkt. Und soweit hätten wir ihn also."

Wieder schwieg Sophie eine gehörige Spanne Zeit hindurch. Als sie aber endlich zu reden sich anschickte, merkte sie, daß ihr Gatte inzwischen die Unterhaltung seinerseits bereits beendet hatte und in den tiefen Schlummer redlicher Müdigkeit untergetaucht war. Er schlief, tief und fest. Still blieb sie vor dem großen Spiegel sitzen und schaute gedankenlos und wiederum gedankenvoll auf ihr Bild. Ihre Augen flüsterten ihr zu, daß sie eine Frau war, die sich immer noch und recht gut mit mancher Jüngeren messen konnte, diese allerneueste Bestätigung aber schmeichelte nicht nur ihrer weiblichen Eitelkeit, sondern ihr ganzes Wesen fühlte sich beunruhigt und verwirrt durch sie. Mit einemmal wußte sie auch, daß sie jenes Gefühl des Gastes vom ersten Augenblick an unklar gespürt und daß sie — fast sehnlich — erhofft hatte, es möchte doch nur ja auf sie gerichtet sein. Jetzt erschrak sie vor der Klarheit. Wo wollte das hinaus?

Aber sie vermochte weder dem Schlaf zu gebieten, daß er kam und ihre Unruhe einwiegte, noch hatte sie Macht über ihre Gedanken, die sie allem Widerstreben zum Trotz immer wieder die Wege ihres Blutes führten. — — —

Der Himmel tat der Erde auch fürderhin keineswegs den Gefallen, sich zu bewölken und den ersehnten Regen auf sie herabträufeln zu lassen, sondern blieb festlich klar und blau, wie ihn nur ein Gartenwirt für Pfingsten sich wünschen konnte. Der Ökonomierat hatte gut daran getan, sich von seiner Frau für etwaige Ausbrüche neuer schlechter Laune im vornherein Verzeihung zu erbitten. Er nörgelte weidlich über alles, was ihm just in den Wurf kam, und je vernünftiger ihm Sophie zuredete, desto unwirscher begegnete er ihr. Mit geduldiger, etwas starrer Miene ließ sie dann den Sturm über sich hinbrausen und schwieg schließlich zu allem, was der Gatte sagte. Das war ihm aber auch nicht nach seinem Geschmack. „Das ist nicht mehr mein altes Fiekchen," klagte er, „wie kannst du dasitzen wie ein Stock, wenn ich die Wände hinaufkrabbeln möchte, Frau?!"

„Aber Oswald, ich kann doch nun mal das Wetter nicht machen!"

„Solchen Blödsinn verlang' ich auch nicht von dir!"

Da senkte Sophie den Kopf tief auf ihre Verrichtung, und ihre hübschen Hände regten sich um so eifriger. Das sanfte Leid stand ihren klaren Zügen, die leider schon ins allzu Rundliche zu verschwimmen drohten, ausgezeichnet. Es verhagerte sie sozusagen, und sie wußte es mit einem müden Lächeln noch zu verschönen und zu versüßen. Während sie ehedem dem Werktag, besonders wenn er so ungebärdig heiß war, mit einem einfachen Leinenkleid Rechnung getragen hatte, war sie in dieser Zeit stets aufs sorgfältigste angetan, und ihr blondes Haar, auf das stolz zu sein sie freilich allen Grund hatte, war sogar auf eine neue, besonders reizende Art frisiert.

Wenn der Vater seinen Groll austobte, erhielten die Kinder ab und zu auch ihren Teil. Aber sie ließen es sich wenig anfechten. Sie meinten ihn besser zu kennen und warteten ihre Zeit ab, indem sie ihm

möglichst auswichen. Käte war still und blaß und hatte die merkwürdige Gewohnheit angenommen, mit niedergeschlagenen Augen am Tische zu sitzen. Je nun, nickte der Rat, das Mädel hatte eben seinen stillen Kummer.

Manchmal unternahm es der Gast, Onkel Kurt, Tante Sophie in ihrer Bedrängnis gegen den Gatten beizustehen. Aber er hatte wenig Glück damit und leitete höchstens die Grobheiten auf sich ab. Je hanebüchener sie hagelten, desto lieber schien es ihm zu sein. Ein einziges Mal war er mit auf dem Anstand draußen gewesen und hatte zur großen Freude des Rates mächtig vorbeigeschossen; die übrigen Abende verbrachte er unter dem Vorwand, seine kaputte Schulter mucke wieder einmal rheumatisch, bei den Frauenzimmern. Tante Sophie las gern ein gutes, neues Buch. Darüber sprach sie nun mit Kurt, der sich trotz der Abgeschiedenheit des ländlichen Lebens über derlei Dinge leidlich auf dem laufenden erhielt. Sie ließ sich gern über Fragen, die sonst nicht in dieser Stube berührt wurden, unterrichten und hörte aufmerksam zu. Aber sie gab ihm durchaus nicht allenthalben recht, sondern hatte ihre ruhige, vernünftige Meinung für sich.

„Die Gefahr, daß man auf dem Lande ganz und gar verbauert, ist weit größer, als man denkt," sagte sie. „Das bißchen Geselligkeit tut es nicht. Worauf kommt denn die Rede schließlich hinaus? Doch nur auf Getreide- und Viehpreise, und auf das — Wetter. Darum bin ich dir sehr dankbar, Kurt."

„O, Tante Sophie!" wehrte der Gast ab. Er war dunkelrot geworden und stieß vornübergebeugt in verlegenem Spiel die Fingerspitzen widereinander. „Onkel Oswald liest wohl nicht eben viel?" fragte er mit einem Räuspern.

Sophie war schnell mit der Antwort zur Hand. „Doch!" versetzte sie mit einem gewissen beleidigten Stolze. „Unterschätze ihn nur nicht! Als er im Kriege seine Fuhrparkkolonne übernahm, hat er das Neue Testament und den Faust mitgenommen. Wie viele andere auch. Es war nun mal Mode damals. Er hätte doch recht oft darin gelesen, erzählte er dann. In beiden. Und hier zu Hause hat er ein für allemal seinen Liebling, — das ist Gottfried Keller. Mich neckt er freilich, Frauenzimmer so zum Anbeißen hätte nur einer dichten können, der nie verheiratet gewesen sei, — aber er durchschmökert die Bücher immer wieder. Nach Tisch, wenn er sich hinlegt, nimmt er sie zur Hand — zum Einschlafen, wie er sagt — und ackert sich doch immer wieder allmählich durch die ganzen Bände hindurch. Das wäre ihm genug, meint er. Denn sonst liest er allerdings nur Detektivromane, so spannend wie möglich."

Kurt Heßlein blieb eine Weile stumm. Dann sprach er leise: „Das mit dem Keller — das ist eigentlich famos. Nicht?"

„Ja, das ist es auch," antwortete Sophie. Danach schwiegen sie alle beide. Mit einem Male stand Kurt auf und ging in den Garten. Draußen kam ihm Reinwarth durch die kleine Pforte aus dem Hof entgegen. „Na, mein Junge," fragte er, „so solo? Wo ist denn Tante Fiekchen?"

„Soviel ich weiß, im Gartenzimmer," stotterte der andre. Unvermittelt fuhr er dann fort: „Ich möchte doch lieber abreisen, Onkel Oswald."

„Warum denn, Kindskopf? Weil ich manchmal ein Grobian bin? Unsinn! Vierzehn Tage wolltest du bleiben, die mußt du nun absitzen! Basta!"

„Ach, weißt du, mein alter Herr hat vielleicht auch einen Trost nötig bei der Trockenheit."

„Der?! — Mein Guter, den kenn' ich besser. ‚Wat sall einer dorbi dauhn?' Das ist sein Wahlspruch. Und außerdem habt ihr schwereren Boden, mein Junge. Ihr könnt's noch einen Schlag länger durchhalten."

Das gab Onkel Kurt zu und blieb. —

Nachdem der Mond ins zweite Viertel getreten war, änderte sich das Wetter. Der Wind aus Osten, der ‚Totenwind', wie ihn die Tagelöhner nannten, schlief ein, und die Hitze stockte nun unbeweglich über dem Land, wie in einem Backofen. Bisher hatten die Nächte Kühlung gebracht, jetzt wurden auch sie zu einer schwülen, heißen Hölle.

Reinwarth schalt, wenn die Kinder matt in ihren Stühlen saßen, nicht essen wollten und über die unerträgliche Glut stöhnten. „Was wollt ihr nur?" triumphierte er. „Nur aus solchem dumpfen Brüten kann sich ein Gewitter zusammenbrauen!" Und er sog die Luft begierig ein, als wittre er in ihr schon den künftigen Regen. Aber die Wetterwolken, die sich gegen Abend am Horizont heraufschoben, zerteilten sich stets wieder. Nur ganz in der Ferne wetterleuchtete es.

Da begann er wüst zu schelten und holte sich eine Flasche Portwein aus dem Keller. Hastig und ohne Kurt davon anzubieten trank er ein paar Glas. Zwischendurch erging er sich in nicht eben feinen Wendungen.

Sophie schickte die Kinder samt Käte und dem Fräulein ins Bett.

„Warum denn so früh?" brummte der Rat.

„Die Kinder hören ohnehin genug fluchen auf dem Hofe, von den Knechten und Tagelöhnern," erwiderte Sophie. „Es ist gänzlich unnötig, daß sie von ihrem Vater ähnliche Roheiten vernehmen."

„‚Vernehmen' — wie das klingt! Spitz wie ein Schlachtermesser! Beim Satan, Fiekchen, was ist in dich gefahren? Ich leg' nun mal die Worte nicht auf die Goldwage. Das weißt du doch. Und das darfst du mir dreist glauben: ein Knecht, der ‚Dammich!' sagt und seine Sache schafft, ist mir zehnmal lieber als einer, der ‚Zu Befehl, Herr Rittmeister!' sagt und mich um seinen Tagelohn besch....! Hab' ich nicht recht, Junge?"

Kurt nickte. Sophie aber saß mit hochmütigem, undurchdringlichem Gesicht wie versteinert da.

„Du verstehst mich eben nicht mehr, Fiekchen," fuhr der Rat eifrig fort. „Begreifst du denn nicht? Das sind nicht Zuckerrüben, die verdorren, das ist nicht Sommergerste, die verkommt — das sitzt alles viel tiefer. Ich gehe selber mit vor die Hunde! Und schlimmer noch: es wankt sozusagen alles um mich herum. Ich finde mich nicht mehr zurecht, weder in mir, noch draußen. Siehst du, mein Altchen, uns Deutschen ist es nun schon jahrelang so lausig dreckig gegangen, ein Jahr wie das andre, lausig dreckig! Der Pastor sagt, es ist 'ne Prüfung. Möglicherweise. Aber die Prüfung dauert mir zu lange, sag' ich dir. Und sie ist mir zu hart. Ich hab' mich bis jetzt noch für 'nen leidlich anständigen Kerl gehalten, gut, und ich hab' mich gern geschunden und geplackt. Aber wenn mir immer wieder unter die Nase gehalten wird: ‚Du sollst von der Erde weggebrannt, weggesengt, weggetilgt werden!', dann frag' ich: ‚Bist du am Ende nicht doch ein Lumpenhund? Was?' Ich weiß nicht mehr, woran ich glauben soll! Das ist es, Fiekchen!"

Er warf sich in seinen Stuhl zurück und stemmte die Fäuste wider die Tischplatte. Sein Antlitz flammte in ehrlichem Schmerz, und seine Blicke hefteten sich verbissen aufwärts auf den rotbeschirmten Lichtkegel der Lampe, die von Nachtschmetterlingen umschwärmt wurde. Er sah schön aus, wie ein ganzer, tief grollender Mann, ein bißchen wie ein Berserker. Sophie wollte seine Hand umfassen. Die Berührung duldete er. Als sie aber mild verweisend sagte: „Und das alles, weil es vierzehn Tage nicht geregnet hat!", entzog er sich rauh den zärtlichen Fingern und raunzte: „Laß das alberne Getu'!"

Er stand auf und stieß den Stuhl hinter sich, daß er auf der glatten Diele bis an die Wand schlitterte. Mit zitternder Hand goß er das Glas voll, immerzu, obwohl der rote Wein schon überfloß, und leerte es auf einen Zug. „Entschuldige, Kurt!" brummte er, indem er sich den Bart wischte. „Ich bin wohl kein fideler Wirt? Was?" Mit einemmal aber lachte er mißtönig auf, packte den Drilling, den er vom Feld heimkehrend hinter sich in die Ecke gestellt hatte, und trat damit in die Tür nach dem Garten hinaus. Was er vorhatte, schien ihm so spaßhaft, daß er vor Lachen kaum zu reden vermochte. „Ich will doch mal sehen," kicherte er, „ob ich nicht das Spundloch von dem alten Regenfaß da oben treffe!" Sprach's, entsicherte und — pauz! pauz! pauz! — knallten die drei Schüsse. In der Eile hatte er den Kolben nicht richtig in die Schulter eingesetzt, und der Rückstoß traf ihn mit voller Wucht. „Verdammter Hund!" knirschte er vor sich hin, warf die Büchse auf die Gartenbank bei der Tür und stürmte in die Dämmerung hinein.

Sophie war in jähem Schreck aufgesprungen, als der Gatte nach dem Gewehr griff. Mittwegs zu ihm wurde sie von der Gewalt der drei Entladungen zurückgeworfen. Sie wankte. Aber Kurt war sofort neben ihr und stützte sie. Einen Augenblick lag sie in halber Ohnmacht in seinen Armen. „Sophie!" sagte er. „Arme, liebe Sophie!" Regungslos duldete sie es, daß er ihren Arm mit einem heißen Kuß berührte. Dann wurde es laut im Hause.

Das Dienstmädchen trat ungerufen ins Zimmer. Die Kinder, die oben bei offenen Fenstern schliefen, fragten aufgeregt in den Garten hinunter; Trude, die kleinste, weinte und schrie. Man hörte, wie Fräulein Ruthardt ihr gut zuredete.

„Was gibt's denn, Else?" fragte Sophie das Mädchen, das mit offenem Munde auf der Schwelle stand. „Der Herr hat auf einen Marder geschossen." Sie stellte auf dem Tisch das Geschirr zusammen, verkorkte die Portweinflasche und verwahrte sie im Wandschrank.

„Einen Marder?" verwunderte sich die Magd.

Sophie zuckte die Achseln: „Es kann auch ein fremder Hund gewesen sein. Oder eine Katze. Tragen Sie jetzt ab und gehen Sie hernach schlafen."

Ohne aufzublicken reichte sie dann Kurt die Hand und wandte sich zum Gehen. „Gute Nacht," sagte sie, „ich will nach den Kindern sehen." —

Den Tag darauf, an einem Sonnabend, hatte sich nicht das mindeste geändert. Nach einer schier unerträglichen Nacht glühte die

Rinder mit Stier. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth
(Kunstausstellung Dresden)



Sonne mit unverringerter Kraft auf die arme, gepeinigte Erde herab. Mensch und Tier schlichen schachmatt in ihrem Brand und suchten den leisesten Schatten. Reinwarth allein war fast fröhlicher Laune. Der Wutausbruch hatte seine Nerven wohltätig entspannt. Er schämte sich ein wenig vor der Gattin und vermied es, mit ihr allein zu sein. Dafür hielt er sich zu den Kindern und neckte insbesondre das Nesthäkchen, dem bei dem Schrecken über die unverhofften drei Schüsse ein Malheurchen aus der Steckkissenzeit zugestoßen war. „Ach, es ist ja nicht so schlimm,“ tröstete er, „wir haben ja gutes Wetter zum Wäschetrocknen.“

Vor dem Abendbrot ging er ein Viertelstündchen mit Kurt im Garten spazieren. Sophie sah von der Veranda aus, wie er lustig mit dem Gast plauderte, sich einmal in seinen Arm einhängte und ihm dann wieder auf die Schulter klopfte. Er lachte übers ganze Gesicht, als er sich zum Essen niedersetzte. Kurt dagegen hatte eine unzufriedene Miene aufgesteckt.

Während der Mahlzeit grollte ganz fern ein Donner. „Vater!“ jubelte Grete, die älteste. „Hast du's gehört?“

„Ja, mein Kind,“ antwortete der Vater seelenruhig. „Aber ich glaube nichts mehr, außer was ich draußen am Regenmesser ablesen kann.“ Trotzdem zog er, nachdem abgegessen war, mit den vier Mädels nach der ‚Warte‘, einem kleinen Hügel am Rande des Gartens, von dem aus man den weitesten Blick über das Land hatte. Fräulein Nuthardt trottelte hinterdrein.

Sophie ließ abdecken und gab dem Mädchen in ihrer ruhigen, kühlen Art ihre Weisungen. Dabei überlegte sie, ob sie nicht besser mit Kurt den anderen folgen sollte, schließlich aber blieb sie und setzte sich draußen auf die dämmerige Veranda. Obwohl ihr das Herz in harten, raschen Schlägen klopfte, reizte es sie unwiderstehlich, zu erfahren, was sich nun ereignen würde.

Kurt zog nach einem kurzen Zögern einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber an den Gartentisch. Sie empfand es als eine Erleichterung, daß er nicht neben ihr auf der Bank Platz genommen hatte, und zugleich mißfiel es ihr. Ach! Kannte sie sich noch aus in sich selbst?

Die Schwüle lastete. Was bereits volles Leben gewonnen hatte, quoll und schwoll in ihr zu einem übermächtigen Drange; was noch nicht genug Kraft zum Dasein gesammelt hatte, mußte wohl in ihr vertrocknen und sterben.

Der Mann spielte mit zitterigen Fingern an der Tischdecke herum. ‚Er wird sie noch zerreißen,‘ dachte die Frau. „Sophie!“ flüsterte er. Und noch einmal, schmeichelnd, bittend: „Sophie!!“ Aber sie blieb stumm.

„Er muß dich freigeben!“ fuhr er leise fort. „Du mußt mein werden, Sophie! Du mußt!!“

Schweigend saß sie ihm gegenüber, den Blick gesenkt.

„Hörst du nicht?“ sprach er weiter. „Du mußt mein werden, Sophie! Du mußt!“ Das klang fast weinerlich, wie von einem trotzigen Kind.

Die Frau hob langsam den Blick zu ihm auf. Da riß es den Mann zu ihr hinüber. Er wollte sie umfangen, küssen. Aber sie streckte ihm abwehrend die Arme entgegen. Wollte er sie überrumpeln? O nein! So leicht war sie nicht zu gewinnen. Und als dennoch aus einem geheimen Zwiespalt heraus ihre Arme eben erschlaffen wollten, leuchteten fern aus den Büschen die hellen Stimmen der Kinder herüber.

Sie stand auf und schritt die wenigen Stufen in den Garten hinab. Kurt begab sich auf ihre linke Seite. „Nein, nein!“ brach sie endlich ihr Schweigen. „Du betrügst dich, mein Freund!“ Verwundert lauschte sie ihren eigenen Worten. Ihre Stimme mutete sie wie die einer Fremden an und schien ihr von weit her zu klingen. —

Nur ein ganz fernes Wetterleuchten wäre von der ‚Warte‘ aus zu beobachten gewesen, erzählte der Rat. Er war todmüde und drängte zur Ruhe. Kein Wunder: die verwichene Nacht hatte er ohne alles Schießgewehr auf der Wildkanzel gehockt, von A bis Z, und — wie er sagte — Mondscheinstudien getrieben.

Oben am Fenster der Schlafstube schaute er noch einmal nach dem Himmel. Auch das Wetterleuchten war eingeschlafen. „Man zu!“ brummte er. Plötzlich aber packte er Sophie, die allerhand umständliche Vorbereitungen getroffen hatte und immer noch im Kleid herumhantierte, herzhaft bei den Hüften und schwenkte sie scherzend einmal herum. „Ich weiß nicht, wie es kommt, Fieckchen,“ lachte er dazu, „aber ich sage dir: die Sache ändert sich. Das hab' ich innerlich. Morgen ist der dritte Tag nach Vollmond. Kurt sagt zwar, Mond ist Unsinn, und der dritte Tag ist erst recht Unsinn, aber ich bleibe dabei: der Mond hat seine Meriten und so die alten Zahlen 3, 7, 9 und 12 sind auch nicht ohne Ursache im Hexeneinmaleins obenan. Ach, Fieckchen, mein Altchen, mein liebes, altes Mädel, paß auf, dann hast du es wieder leichter mit mir. Es wird auch Zeit. Ich war schon ganz verrückt, und jetzt hat es Kurt auch schon gepackt.“

„Kurt? Wieso?"

„Ganz sicher. Er hat einen Sonnenstich ab. Heut abend hat er mir eine Predigt gehalten, ich dürfte dich nicht wie eine Sklavin behandeln. ‚Sklavin' hat er gesagt. Wahrhaftig ‚Sklavin'! Und jede Frau hätte ebensogut ihre Seele wie ein Mann."

„Das ist doch wohl unbestreitbar? Nicht?"

„Aber gewiß, Fiekchen!"

„Und was hast du ihm erwidert?"

„Ja, weißt du, ich hab' ihm gesagt, das wäre, unter anderem, gerade der Sinn der Ehe, daß man einen guten Kameraden hätte, auf den man gelegentlich einmal ein Paket Sorgen unversehens abladen kann. Unversehens und ohne Umstände. Und wobei es sogar rauh, aber herzlich zugehen könnte, wenn man auch besser an sich und auf gewisse Dehors halten sollte. Aber ich bin nun mal nur ein Mensch, Fiekchen! Und dann hab' ich ihm geraten, er möchte sich zu diesem Behuf doch auch eine Frau zulegen."

„Und er? Was sagte er?"

„Er?! Oh, er wüßte sich kein schöneres Ziel oder Leben, als etwa dich zur Frau zu haben. Nun bist du zwar fraglos eine Perle, Fiekchen, aber ich hab' ihm doch vorgeschlagen, eine jüngere zu nehmen. Ach! Was hat er da geredet! Eine reife, voll erblühte — jawohl, voll erblühte! — Frau wäre das einzig Richtige und ein wahrer Segen und Gott weiß was alles. Und todernst! Alles todernst! Es ist gar kein Zweifel, er hat 'nen Sonnenstich ab."

„Und dann?"

„Was ‚dann'? — Dann riefst du uns zur Erdbeerkaltschale. Unterwegs hab' ich ihm noch gesagt, er könnte ja mal bei dir anklopfen, Fiekchen. Mach' dich also auf Zylinderhut und Kniefall gefaßt! Aber das Komischste war wirklich, wie ernst er das alles herausbrachte. Das war am meisten zum Lachen." — —

Hatte der Rat die vergangene Nacht durchwacht, so sollte Sophie in der gegenwärtigen kein Auge schließen. Sie hatte ihr Leben gegen jeglichen fremden Einbruch unbedingt sicher gewähnt und in diesem stolzen Bewußtsein eine Gefahr sich näher wachsen lassen, als eine tastende, ihrer selbst nicht ganz gewisse Frau je geduldet haben würde. In der Fülle und Reife ihrer weiblichen Gefühle und in einer fast fieberhaften Sehnsucht, auf der Höhe des Daseins keine von den Freuden des Lebens mehr ohne weiteres von der Schwelle zu weisen, hatte sie spielerisch Gedanken in ihr Inneres eingelassen, die nun eigenwillige Forderungen an sie stellten. Schmerzlichsüß wurde ihr Herz von ihnen umworben und bestürmt, und es gab Stunden, in denen es vor dem jagenden Puls des eigenen drängenden Blutes erschrak. Daneben sprachen Ideen aus dem Brodem der Zeit zu ihr, vom Recht der Frau und vom unerbittlichen Zwang des Geschlechts, beredte und gefällige Kupplerinnen. Aber ihr Wesen, das ganz auf Natur gestellt war, schied sich sogleich wieder von ihnen; es bedurfte in seinem schlichten, ganz und gar verständlichen, einfachen Widerstreit der Schlagworte nicht. Eher verstimmte und erzürnte es ihre frauliche Eitelkeit, daß ihr Gatte aber auch nicht in der letzten, entferntesten Ecke seines Denkens die Möglichkeit zu erwägen schien, sie, Sophie, könne irgendwie unbefriedigt in ihrer Ehe sein. Dann wieder rührte sie dieses selige, kindliche Vertrauen, und gleich darauf überfloß sie geradezu körperlich eine heiße Welle der Scham, als sie sich unwillkürlich gewisser Gespräche über betrogene Ehemänner erinnerte, die an ihrem eigenen Tische geführt worden waren. Kraft eines tragikomischen, aber offenbar naturnotwendigen Zusammenhanges, hatte man damals gespottet, waren die Hintergangenen stets die letzten, die von ihrem Mißgeschick erfuhren.

Aber nein! Sie liebte ja überhaupt ihren Mann seit den letzten beiden Wochen eher tiefer, inniger, wenn auch ein wenig unter Schmerzen; keineswegs war sie ihm weniger zugetan. Rätselhaft blieb ihr nur, wieso sie daneben für Kurt eine Neigung empfinden konnte, und sie fragte sich ernsthaft und besorgt: Bin ich etwa gar — wovon sie hie und da gelesen hatte — eine Dirnennatur?

Draußen begann es zu tagen. Von dem hellen Licht angerührt regte sich Oswald auf seinem Bett. Er stöhnte leise. Behutsam richtete sie sich auf und schaute ihn an. Am Abend war seine Stirn glatt und hoffnungsvoll gewesen, jetzt war sie wieder in bittere Falten geschürzt. Die Gespenster der Dürre quälten ihn aufs neue im Schlaf. Sie sah den Gatten seit Tagen zum erstenmal mit aufmerksamen Sinnen. Sein Antlitz war dunkelbraun gebrannt durch die Sonnenglut, die Augen lagen tief in den Höhlen und die Wangen waren eingefallen. Wahrlich, er trug ehrlich und schwer an seiner Sorge.

Und sie?

Da glitt alle Unklarheit mit einem Male von ihr ab wie das letzte Gewand, dessen man sich vor dem Bade entledigt. Nackt gleichsam, nur sie selbst, stand sie da. Mit einem Male waren keine Rätsel und kein Schwanken mehr da. Wie zuvor ihr naturhaftes Wesen nicht mit dem Begriff einer Untreue sich hatte abzumühen brauchen, so

bedurfte es jetzt für sie auch nicht des Begriffes der Pflicht, um zu ihrem Selbst zurückzufinden. Ein einziges Wort erhellte ihr plötzlich die Vergangenheit, ein wenig zu grell, so daß es ihre Augen blendete, und gleichwohl fühlte sie sich versucht, dabei zu lachen. Wie hatte sie sich doch am Abend von Kurt verabschiedet? Sie hatte den verwunderlichen Klang noch genau im Ohr: „Du betrügst dich selbst, mein Freund!" ‚Mein Freund' hatte sie zu Kurt gesagt! Sie, Fiekchen Reinwarth, zu Onkel Kurt Heßlein! Nun, so sprach man nicht auf dem Lindenhof, sondern auf dem Theater, und flüchtig, wie auf dem Theater, war ihr auch die Leidenschaft, die jenem Wort zugrunde lag, angeflogen, ein leichtes Wehen und Weben, vielleicht schmeichlerisch und schön, aber letzten Endes doch recht kurzatmig, kaum für die Dauer des Spieles ausreichend. Einen Augenblick hielt sie inne: stand es vielleicht um Kurt anders? Möglicherweise hatte er sich ernsthaft verliebt? Was half's? Er mußte sich bescheiden, und es kam darauf an, die Wunde, falls sie wirklich tiefer als bis auf die Haut reichte, zu reinigen und zu heilen.

Mit schweren Gliedern erhob sich Sophie von ihrem Bett. Die schwüle Nacht ohne Schlaf hatte ihr hart zugesetzt, und jetzt, nachdem ihre Nerven entspannt waren, hatte sie fürs erste eine Zeit der Leere und gelinden Enttäuschung zu überwinden. Sie trauerte nicht gerade etwas Verlorenem nach, aber sie freute sich auch noch nicht auf etwas Kommendes. Als sie in den Spiegel schaute, nickte sie sich bekümmert zu: Ja, sie war wirklich drauf und dran, eine alte Frau zu werden, und hatte allen Anlaß, jugendliche Bocksprünge zu meiden. Mit wehmütigem Vorbedacht steckte sie ihr Haar besonders bieder und würdig auf und verzichtete auf alles mutwillige Gekräusel und Gewell. Wie ein braves, behäbiges, wennschon sauberes und appetitliches Hausmütterchen sah sie in dem hellen Wirtschaftskleid aus. Sie lächelte trübe, als sie sich die Schürze umband und sie mit einem letzten Blick in den Spiegel glatt strich.

Der Frühstückstisch war für den Sonntag auf der Veranda gedeckt. Kurt eilte die Stufen aus dem Garten herauf, als sie hinaustrat. Mit harter Neugier beobachtete sie seine Augen. Und siehe da: eine Wolke beschattete mit einem Male die leuchtende Freude. Dann aber schritt er auf sie zu und bot ihr die Hand: „Du hast nicht gut geschlafen, — —?" Jetzt kam es darauf an, wie er fortfuhr. Und er sprach weiter: „— — Tante Sophie?" Dabei verschluckte er das ‚Tante', als ob es ihm wider Willen und dennoch unwiderstehlich auf die Zunge geraten sei.

Sie scheuchte mit der flachen Hand eine Falte von der Stirn, seufzte ein wenig und versetzte: „Kein Wunder bei der schwülen Hitze."

„Ja, das ist auch wahr."

Dann flatterten die Kinder aus den Büschen hervor und umhalsten die Mutter zum Gutenmorgenkusse. Der Vater bummelte hinterdrein. Er war strahlender Laune. „Habt ihr gesehen, wie das Wetterglas heruntergerutscht ist?" fragte er. „Und diesmal schwindelt es nicht! Ich spüre den Regen! Ich spüre ihn mit meiner Nase!" Dazu zog er laut die Luft ein und prustete wie ein Walroß, so daß die Kinder hell auflachten.

Zum Tee-Eingießen fehlte Käte. „Sie ist noch bei ihren Küken," berichtete Phiechen, die Mittlere. Fräulein Ruthardt ging dafür mit der Kanne von Tasse zu Tasse. Aber ehe sie noch um den Tisch herum war, huschte das junge Mädchen die Stiege herauf und nahm ihr Amt selbst auf.

„Wo hast du dich denn herumgetrieben, Kätelmädel?" erkundigte sich der Rat gemütlich. „Hat die Krähe wieder eines von deinen Gackerhühnchen geholt?"

„Ach, ich wollt' es ihr wohl zeigen!" antwortete Käte. „Aber die Pute, weißt du, Tantchen, die als Glucke mit den kleinsten Küken geht, war ganz dumm und matt von der Hitze geworden. Sie taumelte nur noch und keuchte und jappte, als ob es mit ihr zu Ende ginge."

„Tausend! Das wäre mal unangenehm, wenn sie wegbliebe!" erwiderte Sophie. „Was kann man nur anstellen mit so 'nem Vieh?"

„Ach, Tantchen, jetzt ist sie schon wieder ganz munter. Ich habe ihr Grünes gerupft, Salat und Gras; sie konnte gar nicht genug bekommen. Das hat ihr wieder auf die Beine geholfen."

„Sowas! Nun seh' mal einer den Hühnerdoktor an!" verwunderte sich Reinwarth. Fiekchen aber lobte: „Da sag' ich wirklich Gott sei Dank, Kind! Wer hätte sonst die Küken führen sollen?"

Es war das erstemal, daß Käte bei einer Mahlzeit am Familientisch den Mittelpunkt eines Gespräches bildete. Bisher war sie immer unbemerkt, leise und bescheiden, gekommen und gegangen. Onkel Kurt schaute sie sich wie eine Neuigkeit an und nickte ihr zu. „Darauf verstehst du dich schon, du kleines Mädchen?" fragte er.

Da wurde Käte rot vor bebendem Zorn und versetzte: „Glaubst du, ich spiele hier bei

Onkel und Tante so ganz nur das fünfte Rad am Wagen? O nein! Und außerdem bin ich kein kleines Mädchen mehr."

Und der ganze Tisch kam ihr zu Hilfe. Sophie streichelte ihr die Hand. „Hühner, Puten, Tauben, Enten und alles Geflügel sonst sind Kätes Sache," sagte sie, „allein Kätes Sache. Und sie hält ihr Viehzeug gut imstande!" Trudel aber, die Kleinste, rühmte: „Die Hunde und die Miezen füttert Tante Käte auch!" Und der Rat schloß den Reigen: „Ehre, dem Ehre gebührt! Die Lohnlisten, die ich nicht leiden kann, erstens weil die Zahlen so blödsinnig hoch sind, und zweitens weil ich mich immer verrechne, mitsamt den Steuer- und Kassenabzügen führt mir das Mädelchen! Und es stimmt stets auf Heller und Pfennig!"

Onkel Kurt staunte: „Das hab' ich ja gar nicht gewußt! Wie alt bist du denn, Käte?"

„Wie alt?!!" Reinwarth patschte sich vor Vergnügen aufs Knie. „Junge," lachte er, „laß dir dein Schulgeld wieder herausgeben! Fragt man eine ledige Jungfer nach ihren Jahren?!" —

Vor dem Mittagbrot aber, als beide die Treppe hinaufstiegen, um sich noch ein wenig sonntäglich herauszuputzen, legte Sophie der ‚Tante' Käte den Arm um die Schulter und sagte: „Onkel ist heute so vergnügt, — unseren meine ich natürlich, nicht Onkel Kurt — da wollen wir uns mal fein machen, Kätekind! Er sieht Sonntags so gern hübsch gekleidete Menschen am Tisch."

„Gern, Tantchen," nickte das Mädchen, „wir wollten heute alle zusammen rosarot kommen. Die Kleider sind frisch gewaschen."

„Ja, Käte, die Kinder mögen das tun. Aber warum willst du nicht mal wieder das Seidenkleidchen anziehen, das du zum Fastnachtsball im Kreisverein anhattest?"

„So fein soll es werden, Tantchen?"

„Ja, ich ziehe auch mein neues an."

„Nun, wenn du denkst! Gern tu' ich's eigentlich nicht. Nur Onkel zuliebe!"

„Tu's nur, Kind! Er freut sich so sehr."

Mit einem aufmunternden Kuß ließ Sophie das junge Ding aus ihren Armen. Sie war selber, ach! noch viel weniger aufgelegt, sich großartig für die Mittagstafel herauszuputzen. Im Schlafzimmer brütete eine dumpfe Hitze. Am liebsten hätte sie sich auf das kühle Linnen des Bettes gestreckt und geschlafen. Aber getreu der Abrede nahm sie das neue Kleid aus dem Schrank. Gewiß, es war hübsch, eines von den neumodischen Gewändern, die wie ein Sack herabfielen und nur über den Hüften ein wenig gegürtet waren, aber sie mochte es nicht leiden. Ihre gesunde, frohe Stattlichkeit floß unter dieser Mode ins allzu Breite und fast Unförmige auseinander, und vernünftigerweise hätte sie sich das Kleid von der Schneiderin niemals aufschwatzen lassen sollen. Zu alledem war es noch weiß. Seufzend streifte sie sich den ‚Sack' über den Kopf und betrachtete sich im Spiegel. Wie eine wandelnde Säule sah sie aus, wie eine zu dick geratene, plumpe Zigarette, wie ein Mehlsack mit Armen! Sie suchte immer weiter nach neuen beleidigenden Vergleichen, aber über den Mehlsack hinaus fiel ihr keiner mehr ein. Trotzdem behielt sie das Kleid an, und daß sie sich dazu überwand, war nicht ihr leichtester Sieg.

Noch während sie sich kummervoll beschaute, grollte dumpfer Donner von fernher. Sie warf einen Blick auf den Himmel: die Gewitterwolken, die schon am Vormittag unter dem Horizont auf der Lauer gelegen hatten, rückten schnell und schneller vor. Ein ungeheurer Staubwirbel wälzte sich vor dem heranbrausenden Sturm her und fing sich auf dem Hof mit tollem Heulen und Pfauchen. Geschwind schloß sie die Fenster und eilte von Zimmer zu Zimmer, um sie dort gleichermaßen zu verwahren. Käte lief ihr auf dem Flur entgegen. „Es ist schon alles besorgt, Tantchen," rief sie.

„Alle Fenster geschlossen, Kind? Alle?"

„Alle, Tantchen. Verlaß dich darauf!"

Der Rat hing gerade seine Mütze in der Halle an den Haken; er hatte in den Ställen und Scheunen nach dem Rechten gesehen. Als er Sophie und Käte festlich gekleidet die Treppe hinuntersteigen sah, schlug er ein großes Hallo an und nahm sie alle beide herzhaft in die Arme. „Das ist schön, daß ihr meine Feste mit mir feiert!" lobte er und führte sie feierlich ins Eßzimmer. Drinnen aber stellte er sie nebeneinander und betrachtete sie geruhsam. Sophie stand stocksteif und etwas unglücklich da. Käte aber wußte, daß sie in ihrem flotten Kleidchen aus fließender Seide wunderhübsch aussah. Onkel Kurt, der just über die Schwelle trat, fand es gleichfalls. „Donnerwetter, Käte!" sagte er. „Fein! Pikfein!!" In der Überraschung fehlten ihm die Worte, und er wiederholte: „Weiß der Himmel! Fein! Pikfein!!"

Reinwarth schlug ihn derb auf die Schulter. „Na, mein Junge," kommandierte er, „dann bemächtige dich einmal dieser feinen jungen Dame und führe sie zu Tisch!" Er selber wandte sich zu Fiekchen und küßte ihr die Hand: „Ihren Arm, Majestät! Ich bin zwar — Gott sei's getrommelt und gepfiffen! — nicht so dick wie Friedrich Wil-

helm, der Erste natürlich, nicht der garstige Numero zwei, obwohl der erst recht fett war, — aber du bist Sophie Dorothea, wie sie leibt und lebt! Komm, mein gutes Fiekchen!"

Als die Suppe aufgetragen wurde, gab es den ersten grellen Blitz und den ersten harten Schlag. Die Magd ließ um ein Haar die Terrine fallen.

Der Rat war ernst geworden. „Jetzt sind wir dran," sagte er, während er die Suppe austeilte.

„Wird es Hagel geben?" fragte Onkel Kurt.

Reinwarth zuckte die Achseln: „Die Wolken sahen nicht danach aus. Aber wer weiß das? Und was hilft's? Einer hat dann die Verwüstung. Aber ich bin nicht so eigennützig, daß ich mich gegen den Himmel empören würde, wenn sie mich träfe. Daß es regnet, darauf kommt es an. Glaubt nur nicht, daß da droben in der Luft alles so einfach hergeht! Das stell' ich mir vor, wie wenn ein riesengroßer Organismus erkrankt ist, fiebert und nicht weiß: was soll werden? Das Gewitter ist dann die Krise, die Entladung, und alles das vollzieht sich natürlich in großem Stile. Was will da ein bißchen Hagel besagen?"

Hernach stand er aber doch vom Tisch auf und trat ans Fenster. Draußen in der Küche ließen sie ja doch den Braten am Feuer; man aß nicht, während ein Gewitter losbrach. Die ersten Tropfen klatschten schwer auf das Dach der Veranda; dann fielen sie dichter und dichter und mitunter spritzten auch ein paar Hagelkörnchen dazwischen, aber es war nicht arg damit. Schließlich rauschte es breit und gewaltig vom Himmel herunter.

Da öffnete der Rat weit das Fenster, daß die Gardinen flogen, und atmete die feuchte Luft tief und lange ein, wie ein Bergmann, der aus einem Schacht voll böser Wetter an das Tageslicht gerettet worden ist. Fräulein Ruthardt rief entsetzt: „Es schlägt ein, Herr Rat! Es schlägt ein, wo es Zugluft gibt!" Aber er lachte hellauf, riß Sophie, die neben ihm die Gardinen bergen wollte, fast hart in seine Arme und küßte sie inbrünstig. „Fiekchen, mein altes Fiekchen," stammelte er, „jetzt geht die Uhr wieder richtig! Jetzt hab' ich wieder Boden unter den Füßen!"

Die Frau zitterte in seiner Umarmung; fast schwanden ihr die Sinne. Aber dann glühte und blühte es wie mit einem Zauberschlag in ihr auf, und sie erwiderte seinen Kuß so ungestüm, daß er ihr verwundert in die Augen schaute und innehielt, freilich nur, um sie sogleich noch einmal, und zum dritten, schönsten Male zu küssen.

„Und nun wollen wir recht fröhlich essen," sagte er ohne jede besondere Feierlichkeit. Aber es klang doch wie ein Tischgebet.

Abends — die Kinder waren bereits schlafen gegangen, und Fräulein Ruthardt hatte sich mit ihnen zurückgezogen — blieben die übrigen vier noch ein wenig am Tisch sitzen. Wie seit Beginn seines Besuches hatte Onkel Kurt Sophie zu seiner Linken und ‚Tante' Käte zu seiner Rechten gehabt; aber an diesem Abend hatte er das Steuer herumgeworfen und fast nur nach rechts geredet.

„29 Millimeter also Regen," sprach der Rat. „Das ist genug fürs erste und gut so. Ein vernünftiges Mittelmaß. Und der Zauber ist gebrochen. Verlaßt euch darauf: es bleibt nicht bei diesem einen Male!"

„Hoffentlich, Onkel!" versetzte Kurt, erhob sich und trat in die Tür. Dann fuhr er unvermittelt fort: „Gehst noch mal mit durch den Garten, Käte?"

Das junge Mädchen errötete ein wenig; aber es antwortete schlicht: „Gern, Kurt," und stand auf.

Reinwarth musterte sie und wiegte sachte den Kopf; sie hatte sich umgezogen und wieder ihren leichten Kinderkittel übergetan. „Schade," meinte er, „du hättest das nette Fähnchen von heute mittag anbehalten sollen, Kind!"

„Wie hätt' ich aber die Küken füttern sollen, Onkel?"

„Geb' ich zu. Und trotzdem schade! Es stand dir famos!"

Da mischte sich plötzlich Kurt ein: „Ich finde, daß gerade dieses schlichte Kleidchen Käte beinahe noch besser steht als das schöne von heut mittag."

Der Rat nickte: „So? Findest du, mein Junge? Na, dann wird es wohl so sein."

Aber auch Käte meinte eifrig: „Und siehst du, Onkelchen, sonst könnt' ich doch jetzt nicht mit Kurt durch den Garten gehen. Die nassen Zweige würden mir die Seide verderben. Tantchen hat sich nicht umgezogen und hat nun Hausarrest."

„Ich bleibe gern hier," antwortete Sophie. Sie hatte ihren Stuhl zurückgeschoben und sich ins Dunkle zurückgelehnt.

Da schritten Onkel Kurt und Tante Käte die Stufen in den Garten hinunter und verloren sich in den dämmerigen Gängen. Der Rat aber und sein Fiekchen saßen Hand in Hand schweigend am Tisch.

Als dann die jungen Vögel nach ihrem Ausflug ins Nest zurückgekehrt waren, kam die schöne, milde Nacht.

Neues vom Büchertisch

Von Wilhelm Hegeler

Hans Freiherr von Hammerstein: Wald, Erzählung (Leipzig 1923) — Wilhelm Schussen: Meine Steinauer (Stuttgart 1923) und: Ein guter Stolperer (Regensburg 1923) — Bergengruen: Das Gesetz des Atum (München 1923) — Hans Leip: Der Pfuhl, Roman (München 1923) — Otto Gysae: Die Schwestern Hellwege, Roman (Berlin 1923) — Albrecht Schaeffer: Elli oder sieben Treppen, Roman (Leipzig 1923) und: Das Gitter, Erzählung (Stuttgart 1923)

Zu meiner Rechten, hinter dem Fenster, wiegt sich ein Blütenbaum; die Wiesen dahinter, so weich, die Höhen, so klar, der Sommerwölkchen Sichtrinkenlassen von tiefem Blau — wie zieht das alles hinaus! Zu meiner Linken, auf dem Tisch, ragt ein Quader von Holzpapier, ein Stapel von Büchern, zierlos, grau und ziemlich verdächtig. Auch eine Welt. Aber wie wird sie gegen die andere, so voller Magie und Versprechungen nur aufkommen? Gewiß ist von allen Versuchen, Zeit und Raum zu überwinden, die Erfindung des Buches die gelungenste. Aber diese Erfindung ist zugleich auch die am schmählichsten mißbrauchte. Ein gutes Buch ist Doktor Fausts Zaubermantel, ist Aladins Wunderlampe, ein schlechtes Buch wäre ein Verbrechen am Leben, wenn man es nicht rechtzeitig zuklappen könnte.

Quader von Holzpapier, Stapel von Büchern, welches magische Glück, welche tödliche Langweile verbirgst du in dir? Ich hebe das oberste auf, und Enttäuschung säuert mein Gesicht. „Wald" lese ich, eine Erzählung von Freiherr von *Hammerstein*. Zu allen Waldleuten habe ich Vertrauen, nur der Waldpoet ist mir verdächtig. Waldesduft und Waldeszauber, das riecht mir wie Birkenbalsam und Tannennadelelixier. So begleitet Mißtrauen meinen lesenden Blick. Aber als ich dann das Buch sinken lasse, tue ich's nur, weil die Augen mich schmerzen und es draußen dunkel geworden ist. Die herzhafte, liebenswürdige Überredungskunst dieses Dichters hat mich alles Blühn und Glänzen des Sommertages vergessen lassen. Wald heißt das Buch, nicht nur, weil das Erleben des heimatlichen Waldes sein bestes Teil ist, sondern auch, weil der Held ein Weidmann ist und das lieblichste Wild, dessen Jäger und Beute fürs Leben er wird, etwas von der leichtfüßigen Scheu, der keuschen und entzückenden Reinheit der Tiere des Waldes an sich hat. Wir erleben den Wald, doch nicht nur als Schilderung und Stimmung. Schilderung ermüdet, Stimmung verstimmt so leicht. Was wir wirklich erleben sollen, müssen wir bewegt erleben. In einem Roman, einer Erzählung kann die Fabel, das grobe Handlungsgerüst äußerst dürftig sein, trotzdem muß alles Bewegung sein, nie stillstehendes Gewässer, sondern ein sanft gleitender oder hohe Wellen schlagender Fluß. Des Helden Heimat, zwischen Donau und Böhmerwald gelegen, erleben wir, indem wir dem freiherrlichen Junker eines schönen Frühlingstages aus seiner geistlichen Erziehungsanstalt dorthin folgen. Wir begleiten ihn auf seinem ersten Pirschgang, erleben mit ihm sein Pech und sein Glück an diesem Balzmorgen: nachdem der junge Schütze einen Hahn vertreten, einen anderen gefehlt hat, trifft ihn auf dem Heimweg selbst das Geschoß. Es ist des Waldmüllers hübsche Tochter, die ahnungslos diesen Herzschuß tut. Ihr Vater hat sich vom zweifelhaften Güterschlächter zum wohlhabendsten und mächtigsten Mann des Ortes emporgegaunert. Er ist der geschworene Feind des väterlichen Gutsbesitzers. Welch eine Fülle banaler Konflikte wäre da gegeben! Aber zum Glück bleibt das alles im Hintergrund. Die beiden jungen Menschen gehn in sorglosem Schlenderschritt ihren Schicksalsweg und erleben, vom Frieden des Waldes umhegt, ein zartes Liebesidyll, das sie ohne gewaltsame Abenteuer, nach Schmollen und Versöhnen, nach Trennung und Wiedersehn, wie das Leben dergleichen mit sich bringt, endlich vereinigt. Aber in dieser Einfachheit welch eine Fülle des Lebens! Wie reizend ist die Szene, wenn der Halberwachsene, von reiferen Kameraden verführt, aus seinem Herzenserlebnis ein Abenteuer machen möchte; wenn er dem Mädchen einen Kuß auf die Lippen brennt und dieses ihm, ehe er sich's versieht, die Antwort noch heißer auf die Wange flammt. In dieser kurzen Szene ist die ganze Natur des Mädchens gegeben: ein Mensch, der sich in Liebesfülle verschenken, doch nie verlieren kann.

So weich und tonig, so gedämpft, auch wenn sie glühen, die Farben dieses Buches sind, so keck, bunt, blank und blitzend sind die einer Erzählung aus Oberschwaben von *Wilhelm Schussen*: „Meine Steinauer." Wie diese Welt sich aufbaut, in eckig lustigen Formen und kecker Anschaulichkeit, erinnert sie ein wenig an holzgeschnitztes, glänzend lackiertes Kinderspielzeug, nur daß in all diesen drolligen Figuren lebendiges Blut pulst und daß ihrer Herzen Bedrängnisse und Irrtümer Schicksale schaffen, die sie hart an den Abgrund bringen. Charakteristisch

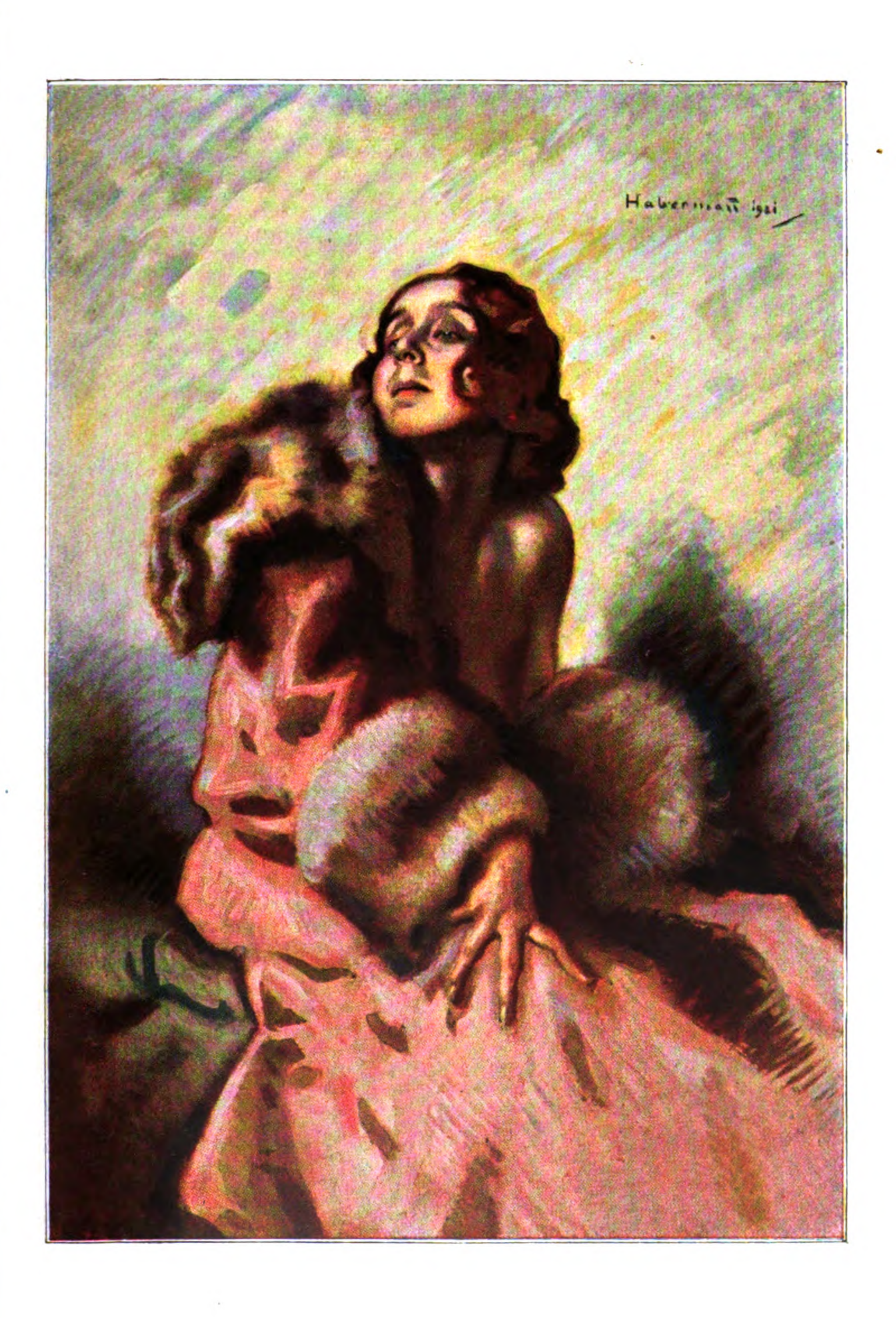
für das Städtchen ist, daß in seinem Gebiet eine Irrenanstalt liegt und daß die Kranken darin nicht wie in einem Gefängnis eingeschlossen sind, sondern unter die Gesunden sich mischen, so daß man in Steinau nicht weiß, ob man es mit einem aus Liebhaberei oder sozusagen von Amts wegen närrischen Menschen zu tun hat. Ein anderes charakteristisches Merkmal der Steinauer ist ihre Vorliebe für ein prächtiges Wohnhaus. Nur im „Armenzinken" sind die Häuschen unscheinbar. Dafür sind die Narren dort desto lieber gesehen, und manchen originellen Kauz birgt die kleine Welt zur Freude und zum Verdruß der Mitbürger. Eine Freude ist das lustige Hafnerle, der Geschichtenerfinder, ein Verdruß der Millionenmoser, der, statt seine Goldfüchse in die Welt springen zu lassen, das Leben der Armen teilt. Da ist ferner die Welt des Haldenbauern Luz, die Welt der ackerbürgerlichen Tüchtigkeit und Enge. Aus ihr ragt einsam der Sohn Leonhard, der über dem Suchen nach letzter Wahrheit und Schönheit in Gefahr ist, sich selbst zu verlieren. Und drittens ist da noch die Scheinwelt der Frau Rechtsanwalt Zell, deren verstorbener Mann zeitlebens die Ansicht predigte, das Festen sei so nötig wie das Fasten, nur hielt er sich leider mehr an das erste und überließ das zweite seinen Hinterbliebenen. Wie Leonhard mit Hilfe des Millionenmosers sich wieder zurechtfindet und der Familie Zell in einer verzweifelten Stunde zum Retter wird und zum Lohn dafür das Herz der hübschen Tochter erhält, das macht den Inhalt der einfachen Geschichte aus, deren Hauptreiz in der hübschen und frischen Schilderung der kleinen Welt Steinaus beruht. Ein anderes lustiges und nachdenksames, wenn auch weniger frisches Buch von Schussen nennt sich „Ein guter Stolperer", was so viel heißt wie ein Mann, der mit bestem Geschick an seinem Glück vorbeistolpert, um dann mitten hineinzutappen.

Die beiden Geschichten von Hammerstein und Schussen sind rechte Licht- und Tagesbücher, voll Sonnenschein und gut, beim Sonnenschein zu genießen. Darauf freute es mich, ein Buch zu lesen, „um das Gruseln zu lernen", wie empfehlenderweise auf dem Umschlag stand. Es heißt „Das Gesetz des Atum" und ist von Bergengruen. Ich fing um die Dämmerstunde damit an und dachte, um Mitternacht würde ich recht mittendrin im Gruseln sein. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Verfasser gemacht, der wie der Held dieses Ichromans ein Balte ist. Die Balten sind prächtige Menschen, aber umständlich. Darum dauert es eine ganze Weile, bis wir darüber aufgeklärt sind, daß dieser Held aus einer sehr anständigen und begüterten Familie stammt, mit dem umzugehn auch der heikelste Leser sich nicht zu scheuen braucht. Dann aber beginnt das Grausige seinen Schatten zu werfen. Nachdem der junge Mann acht Semester in Jena studiert hat, machte er eines Nachmittags einen Spaziergang in die Wälder der Umgegend. Er verirrt sich. Es beginnt zu dunkeln. Da gabelt sich der Weg, eine Straße führt rechts, die andre links. Was tut der junge Mann? Er wählt weder den rechten, noch den linken Weg, sondern geht mitten durch den Wald. Ein Student im neunten Semester, aus guter Familie, nicht unbegütert und — mitten durch den Wald. Erschütternd. Als er am Abend dann noch eine Schachpartie gegen einen geübten Spieler gewinnt, überläuft es ihn. Trotz diesen Sturmzeichen des Schicksals reist er in seine Heimat. Daß Gräßliches unterwegs ist, wird auch dem einfältigsten Leser klar. In Tuckum trifft er einen ganz nett und behaglich gezeichneten Onkel, der sich mit Hilfe eines dämonischen Professors okkultistischen Studien hingibt. Es handelt sich um dies: irgendwo in Rußland sind seit über hundert Jahren immer wieder Leichen aufgefunden worden, die, schrecklich verstümmelt, an den Füßen merkwürdig heile Stiefel trugen. Die Besitzer dieser Boxcalfs aber sind nach der Aussage ihrer Angehörigen noch ganz kurze Zeit vor ihrem Tode in ihrer viele Meilen entfernten Heimat gesehn worden. Welche Bewandtnis hat es mit der auffallend heilen Fußbekleidung? Der Scharfsinn des jungen Helden enträtselt das Geheimnis: es sind die berühmten Siebenmeilenstiefel. Die Jagd nach diesen Meilenfressern wäre ein hübscher Vorwurf für einen wirbligen Abenteuerroman von Siebenmeilentempo. Aber, wir wissen nicht wo und wie: die ledernen Mysterien werden eines Tages entdeckt, und unser Freund erfindet mit Hilfe des dämonischen Professors einen Apparat, der, ohne den Schustersrappen ihre Schnelligkeit zu nehmen, sie doch unschädlich macht. Zugleich aber verliebt er sich in des Professors junge Frau, die, ein Muster von Tugend, ihm gleich nach der ersten Liebeserklärung in die Arme sinkt. Hier nun beweist der Verfasser, wie ein sonst ganz vernünftiger Mensch allem gesunden Menschenverstand Valet sagt, nur um seine Geschichte auf dem beabsichtigten Wege weiterkarren zu können. Vom Professor überrascht, erklärt er diesem, statt die Frau vor dem Unhold zu retten, er hätte soeben um deren bucklige Kusine geworben und der Kuß wäre die Besieglung des Jawortes gewesen. Ein Duell mit einem jungen Verwandten, der jene Kusine ebenfalls liebt, ist die Folge. Der Professor aber hat die Lüge bald durchschaut, und als der unglückliche Liebhaber aus der Festungshaft entlassen ist, findet er seine Schöne grausam ermordet und einbalsamiert. Zur Strafe muß der Professor in die Rüstung mit dem schusterlichen Rennapparat. Ein Ventil, von dessen rechtzeitigem Öffnen sein Leben abhängt, wird geschlossen — ein Schritt und Hexenmeister und Hexenmaschine sind in Atome zerstäubt. Eine Harmlosigkeit von 300 Seiten ist dieser Roman, bei dem man nicht Gruseln, wohl aber Geduld lernen kann, Lammsgeduld.

Eher zum Gruseln ist der Roman von Hans Leip: „Der Pfuhl." Der Film dieses expressionistischen Pfuhls flimmert so, daß man die wirklichen Gestalten und Geschehnisse nur schwer erkennt. Wenn man aus dem Warenhaus voll krampfhafter Sensationen, reklamehaft aufleuchtender Zeitfragen und einer Ramschware erotischer Geschichten den kleinen menschlichen Kern hervorholt, so bleibt: daß der junge Architekt Pirre ein Mädchen mit Namen Marli liebt, daß diese Marli bei einem Fest, halb durch Pirres Schuld, die Beute des Bildhauers Buse wird, den sie im Dunkel für Pirre hält. Sie erwartet ein Kind. Pirre nimmt die Vaterschaft auf sich und heiratet Marli. Aber nach der Geburt verrät er ihr in einem Anfall von Eifersucht die Wahrheit. Marli nimmt sich das Leben. Ihm bleibt das Kind, das er liebt, weil es Marlis Züge trägt, und das auch ihm ähnlich sieht, weil es in Liebe zu ihm empfangen ist. Mit dem Bildhauer Buse verbindet ihn immer wieder das Schicksal und ein Gefühl zwischen Liebe und Haß. Einmal in einer todesnahen Stunde klingt ein menschlicher Ton zwischen den beiden auf, um sogleich überschrien zu werden vom Lärm sinnloser Geschehnisse. „Mulemutt", die Stadt, ist ein Phantasma mit hübschen Teilansichten von Hamburg, zugleich ein Sammelbecken für alle Krankheiten und Tollheiten der Zeit. „Hoi" ist der See oder der Pfuhl, an dem die Stadt liegt. Aus ihm fischt der Bildhauer Buse die Wasserleichen, die, übergipst, von ihm als expressionistische Kunstwerke feilgeboten werden. Die Lippen dieser Gestalten sind immer durstig geschwollen, weil sie sich nicht haben satt trinken können am Pfuhl. Auch der Bildhauer ruft, als das Wasser in seine Unterseewerkstatt eindringt: „Schenk mir noch einen Schluck!" Aber der Leser ruft das nicht, er hat das Buch vielleicht nicht ohne Spannung gelesen, aber hinterher ist ihm übel von diesem Gebräu, in das ein Reporterlöffel alles hineingemischt hat, was irgend modern ist.

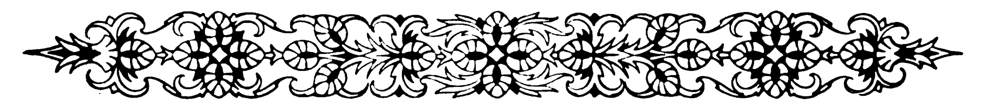
Trotz aller zeitgenössischen und lokalen Nähe trennt von diesem Autor Otto Gysae eine Welt. Was bei jenem krampfhaft, ist bei ihm ursprünglich und wesenhaft infolge der vielfältigen Kompliziertheit seiner Natur: die Modernität. Gysae ist mehr Bildner als Erzähler und Analytiker so stark wie Gestalter. Seine Art erinnert an die Dänen, insofern er Meister ist in der Darstellung des allmählichen Erliegens unter einer unverrückbaren Gegebenheit, an Fontane erinnert sie, insofern ihm der Augenblick des Zusammenpralls zweier Menschen weniger bedeutet als das zögernde Hinstreben zu diesem Höhepunkt und der leise Nachhall. Doch Fontane war, wenigstens als Romandichter, auch in seiner Jugend schon der alte Fontane. Das Öl seiner Weisheit sänftigte von Anfang an jeden allzuhohen Wellengang. In Gysae aber liegt ein leidenschaftliches, sinnliches Fühlen in stetem Kampf mit der Kühle seines Wissens und der Lust am zergliedernden Grübeln. Seine Menschen stellen sich eher leidend als handelnd dar, und was seine Phantasie am brennendsten schaut, trägt weibliche Züge. Der Titel eines seiner Romane „Die Leidenden" könnte eigentlich über allen stehn. Das Übel, woran diese Menschen kranken, besteht darin, daß sie, ihrem Grundgefühl untreu, von anerlernten Idealen genarrt werden, besser, abgeklärter, menschlicher sein möchten, als sie sind, und grade darum mit ihrer Kälte, ihrer Unwahrheit, ihrer Unmenschlichkeit sich gegenseitig quälen. Diese Anna, die Hauptfigur des Romans, ist eine der merkwürdigsten Typen der guten Gesellschaft: die anständige Frau im hohen wie im beschränkten Sinne, deren Anständigkeit bei einer leidenschaftlichen Grundanlage bis zur Frigidität geht. Das saftigste, wenn auch nicht das feinste seiner weiblichen Porträts ist Edele Prangen (in dem gleichnamigen Roman). Ein halbes Kind kommt Edele ins Haus ihrer reichen Großeltern und wird von ihnen erzogen, die an dem lebensprühenden Feuer ihrer Jugend ihr erkaltetes Alter künstlich erwärmen. Vor jeder Berührung mit dem Leben behütet, wird ihre reine Natur durch ungesunde Lüsternheiten langsam vergiftet, bis schließlich ihre Säfte stocken und sie vor der Zeit altert, so daß, als nach dem Tode der Alten sich die Türen des Lebens öffnen, sie freiwillig in ihrem Käfig bleibt. Die Gysaesche Kunst, besondere, hold bezaubernde oder schwül duftende Frauenknospen sich entfalten und still entblättern zu lassen, diese Kunst offenbart sich, artistisch noch unreif und stellenweise ungefüge, aber dichterisch voll Zartheit und Kraft, schon in seinem ersten Roman „Die Schwestern Hellwege", der kürzlich in neuer Fassung erschienen ist. Dem Willen der verstorbenen Mutter folgend, setzen die vier Schwestern das Leben in dem einsamen Heidehaus fern von der Stadt fort. Aber während die drei jüngeren nach einer Zeit selig-sehnsüchtigen Traumlebens schließlich ins Freie gelangen — die eine findet ein warmes, dumpfes Nest bei einem Volksschullehrer, die zweite heiratet einen Maler, und für die dritte, das beschwingte Märchenkind, wird, das ahnen wir, sich auf ihren Reisen auch noch der rechte Freier einstellen — opfert die älteste ihr Liebesglück, da sie glaubt, an ihren Schwestern Mutterstelle vertreten zu müssen. Sie, die ursprünglichste Natur, verschandelt ihren Instinkt und muß dafür seinen gewalttätigen Ausbruch mit dem Leben bezahlen. An seiner Oberfläche ein liebenswürdiges, ist dieser Roman in seinem Unterton ein sehr grausames Buch.

Wenn ich an die Gepflogenheiten der jungen Mädchen in den genannten Büchern zurückdenke, so fällt mir auf, daß sie alle, von der spröden Martha aus dem „Wald" bis auf die kluge Julie Hellwege sich über die ehrwürdige Reihenfolge von Verlobung, Hochzeit und Kindtaufe hinwegsetzen wie



Bildnis. Gemälde von Prof. Hugo Freiherrn von Habermann

über eine Mode von gestern. Wer das moderne Leben unbefangen betrachtet, muß gestehen, daß hier ein Problem liegt. Dieses Problem hat, nicht als Moralist mit Betrachtungen über den Sittenverfall, sondern als Dichter an einem ganz bestimmten, aber typischen Menschenbeispiel behandelt Albrecht Schaeffer in seinem Roman: „Elli oder sieben Treppen.“ Was den Leser zwingt, dies Buch, das mit seiner Grausamkeit und seiner abgründigen Schwermut ihn doch so oft martert, bis auf die letzte Seite zu Ende zu lesen, ist die Unentrinnbarkeit des Schicksals, das sich an einem Menschen vollzieht, der, weder schlechter noch besser als der Durchschnitt seines Geschlechts, grade eine heute so häufige Übergangsform der aus ihrer sicheren Umfriedung verstoßenen Frau darstellt. Wäre diese Elli ein leichtfertiges Geschöpf, man weinte ihr keine Träne nach, aber sie ist eine reine Seele, und was sie auf ihren Schicksalsweg drängt, ist nicht das flackernde Blut, sondern echtes Weibgefühl, das den Mann sucht als Inhalt und Prägung ihres Lebenskelches. Alles, was das Aufwachsen in einem guten Hause einem jungen Mädchen mitgeben kann, ist ihr geblieben, nur das eine, der ganz ursprüngliche Selbsterhaltungstrieb, der sich unter vornehmeren Namen verbirgt, wie Keuschheit und Stolz, dies Korrektiv gegen die verweichlichende Luft des Elternhauses, das ist ihr abhanden gekommen. Sie ist ein Zwittergeschöpf: nicht mehr das behütete Fräulein von gestern und noch nicht das kühl überlegende Mädchen von heute. — Nicht mehr ganz jung, kommt Elli nach Berlin, um zu studieren. In ihrem Kopf sieht alles scheinbar klar und wohlgeordnet aus. Ihr Ziel liegt in mittleren Regionen. Da tritt sie zu einem Studenten, einem ganz geistigen, reinen Menschen, in das Verhältnis des Schülers zum Lehrer. Die Umwandlung dieses Geistesbundes zum Liebesbund scheint für die viel tieferen seelischen Beziehungen der beiden kaum von Belang und bedeutet doch das Siegel, das Ellis ursprünglich angelegte Entwicklung für immer verschließt. Von dem Geliebten getrennt und innerlich aus der Bahn geworfen, sucht sie wenigstens äußerlich den Weg einzuhalten. Nach Monaten strenger, doch ungenügsamer Arbeit wird sie eines jungen Künstlers Lebensretterin. Wieder ist es das beste Teil in ihr, ihr mütterlicher Sinn, der sie zur Geliebten des Jüngeren macht. Auch ihn verliert sie. Nun scheint sie endlich das durch Erfahrung gehärtete Mädchen. Wenn sie dann einem dritten in die Arme sinkt, so bedeutet das wirklich einen Abstieg, eine Untreue gegen ihre von dem ersten geprägte Form. Anderseits ist grade dieser dritte der Mann, auf den Tradition und Erziehung sie hinweisen. Und wieviel Vertrauensseligkeit entschuldigt noch die Lockung ihres Blutes! Auch ihn kann sie nicht halten und könnte es doch vielleicht, wenn sie nicht hilflos wäre im Gebrauch der Waffen, mit denen instinktkräftigere Frauen den Mann fesseln. Nach dieser Enttäuschung hat sie, wie sich selbst, auch ihre ursprünglichen Pläne aufgegeben. Sie wird Bankangestellte. Das Intermezzo einer freudlosen Ehe, die nichts ist als ein langer, verschleierter Kampf gegen die Not, bricht sie vollends. Nach dem Tode ihres Mannes gibt es kein Halten mehr. Dem Abstieg folgt der jähe Fall die letzten Stufen hinunter, die in Laster, Dumpfheit und schließlich im Fluß enden. — Ein Mädchenschicksal. Denn Frau im Sinne des Gehaltenwerdens und der Wegweisung durch den Mann wird Elli nie. Doch über diesem Sonderschicksal wölbt sich das größere, menschliche, wie eine edle Seele verschlissen und niedrig verbraucht wird in dem mechanisierten Getriebe des modernen Lebens. Bescheiden, aber zutreffend nennt der Roman sich Beschreibung eines weiblichen Lebens. An manchen Strecken hat man den Eindruck, als wenn zu flüchtig hingezeichneten Bildern eine Hand den schwerfällig glossierenden Text geschrieben hätte. Andere und grade die bedeutungsvollsten Teile des Buches aber sind von einem Dichter gestaltet und geschrieben in einer bildreichen, eigenen und bis ins letzte Wort gefühlten Sprache. So ist der Roman im ganzen durch seine Kunst wie durch sein Ethos ein Buch von hohem Range. — Von demselben Verfasser ist jüngst eine schöne Erzählung erschienen: „Das Gitter.“ Den Anfang dieser Geschichte freilich hat mehr die Literatur als das Leben gebaut. Galba, der Vater, kommt als Maler aus seinen heimatlichen Bergen nach Toledo, entdeckt dort vor Meyer-Graefe den Greco und wird von ihm aus seiner künstlerischen Bahn geworfen. In seine Berge zurückgekehrt, erfährt er den Verlust seiner Frau, die den Erstgeborenen ihm läßt und mit einem zweiten Kind unter dem Herzen dem Neuerwählten folgt. Galba, der Sohn, wächst einsam auf, ganz des Vaters Kind. Jüngling schon, lernt er die Welt kennen. In die Ebene hinuntergestiegen, erlebt er Spengler, doch, zum Glück für den Leser, auch Wesenhafteres. Er trifft die Schwester, ohne ihre Blutsverwandtschaft zu ahnen. Wie Zwang der Sitte und Grauen die Liebenden trennen, ein eisernes Gitter, und wie die kühlen, unübersteigbaren Eisenstäbe doch nicht trennen können den Drang ihres leidenschaftverbundenen Blutes, wird in streng und edel geformter Sprache erzählt.

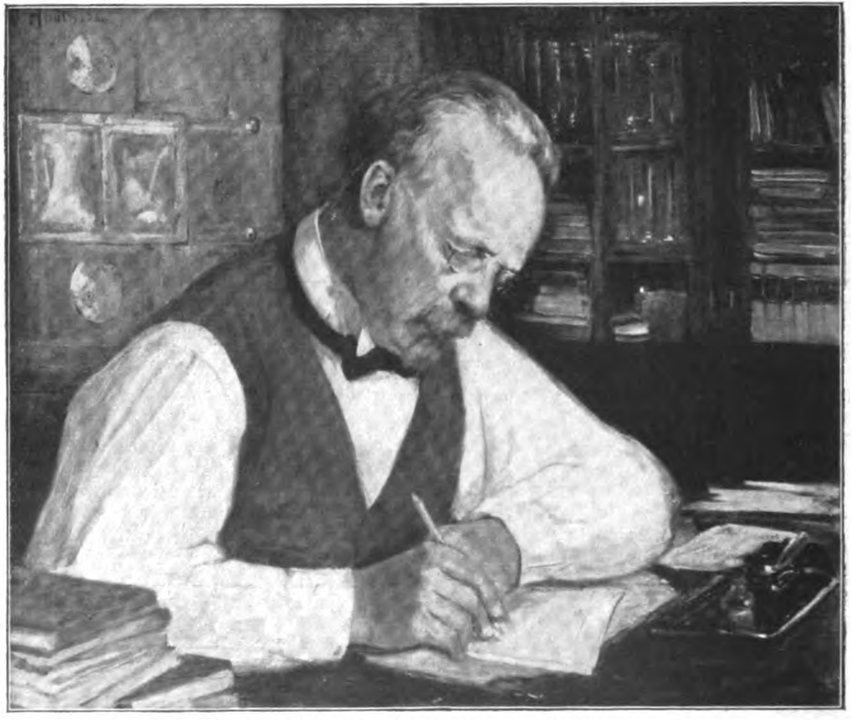


Illustrierte Rundschau

Den vielen Freunden der Zahnschen Erzählungskunst bereiten wir gewiß eine besondere Freude mit dem charakteristischen, anheimelnden und künstlerisch vorzüglich durchgeführten Bildnis, das Frau Dora Hauth von ihrem Landsmann, dem Schweizer Dichter, in dessen Heim zu Meggen gemalt hat. Ernst Zahns Roman „Die Bekehrung" beschließt den Jahrgang, der einer großen Reihe Erzähler Gastrecht verlieh. Ottomar Enking, Jakob Schaffner, Georg Wasner waren mit führenden Romanen vor Ernst Zahn vertreten. Alfred Döblin, Hans Frank, Hans Heinrich Ehrler, Else Ernst, Friedrich Otto traten zum erstenmal als Erzähler vor unsere Leser. Emil Ertl und Wilhelm Scharrelmann, Max Hadina und H. W. Geißler, Gabriele Reuter, Heinrich Zerkaulen, Max Bittrich, E. von Bonin, Rudolf Herzog, Karl Sohnrey, Robert Hohlbaum, Theodor Birt, Emil Lucka, Jakob Jegerlehner, Josef Friedrich Perkonig, Max Dreyer, F. A. Beyerlein, Alice Berend — in buntestem Wechsel der Stilart, der Schule, der Weltanschauung, des Stoffs und des Vortrags kam da jung und alt zu Wort. Fast noch reichere Auswahl bietet der neue Jahrgang. Verraten sei heute nur, daß Meister Viktor v. Kohlenegg unsern Heften seinen neuesten Roman überlassen hat, dessen Abdruck im nächsten Monat beginnen soll: „Herrn Imelmanns Krähe" — ein Werk, das den feinen Gestalter und tiefschürfenden Seelenkenner, den Humoristen und farbenfreudigen Lebensschilderer auf der Höhe seiner reifen Kunst zeigt.

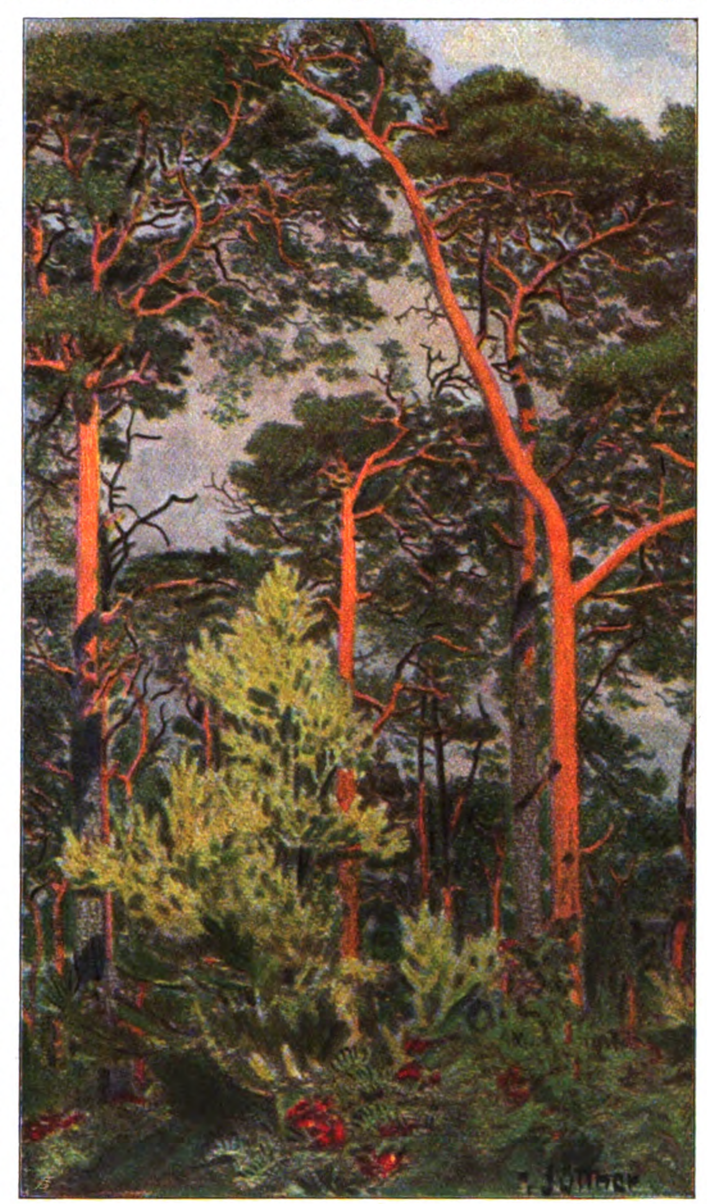
Die Rundschau zeigt zur Abwechslung wieder einmal ein paar farbige Studien aus den reichhaltigen Kunstmappen der Schriftleitung: Jüttners stimmungsvolle „Abendsonne" und die Farbstiftstudie ihres unvergeßlichen Freundes Ignatius Taschner zu einem Märchen, die er ihr nicht lang vor seinem Tode überließ. Diese Skizze verrät nicht den Schöpfer des Breslauer Gustav-Freytag-Brunnens, des Schillerdenkmals, des Würzburger Kriegerdenkmals, aus ihr lugt das im Kinderspiel versonnene Auge des Poeten, der die wunderlich-lustigen Märchengestalten aus Holz schnitzte und dessen Andenken uns viel länger begleiten wird, als er ahnte, während er all die lieben Dinge so halb zur Kurzweil schuf.

Unser Titelbild stammt von Prof. George Mosson, dem jetzt über Siebzigjährigen, der so erstaunlich jung geblieben ist. Mit fünfzehn Jahren kam er, Sohn eines ehemaligen Rennstallbesitzers, in Steffecks Atelier. Max



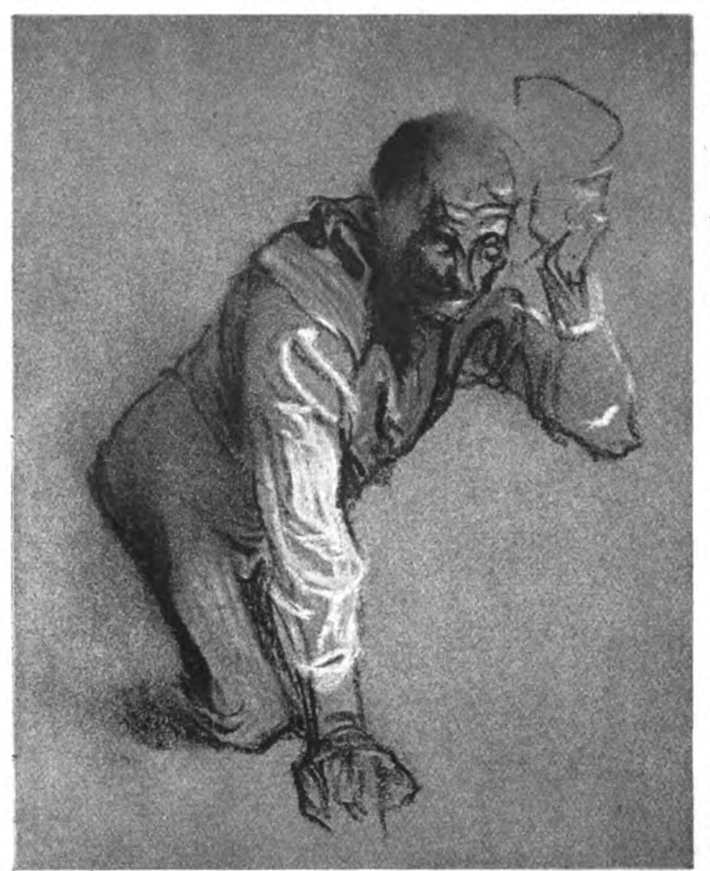
Ernst Zahn. Bildnis von Dora Hauth-Zürich

Liebermann hat manchmal von dem langsamen aber sicheren Aufstieg dieses eleganten und hübschen Jungen erzählt, den er damals selbst gezeichnet hat. Ohne Trompetenfanfaren ist der immer vornehm schaffende George Mosson inzwischen ins Patriarchenalter eingetreten. Seine Farben verraten noch dieselbe Licht- und Lebensfreude wie früher. — Mit Willy Jaeckel betreten wir neues Kunstland. Hier soll nicht Wirklichkeit gesucht, am wenigsten die naive Beobachtung der Altmeister geübt werden. Der Zug zum Transzendentalen rückt alles, was Jaeckel sieht, und wenn es auch die stillste, unscheinbarste Landschaft ist, aus der Lebensnähe des altgeschulten Betrachters. Mancher lernt um und folgt willig. Ihm ist ein Lohn sicher, denn er wird Größe, Stärke, Tiefe erkennen, wo andere noch fassungslos stehn. Die letzte Ausstellung bei Gurlitt, im März, hat dem Künstler, der dort in ein paar Säle mit Gemälden, Pastellen, Aquarellen und Zeichnungen lud, unbedingt viel verständnisvolle Augen erschlossen. Allein schon der starke Stimmungsgehalt seiner „Frühsonne im Walde" müßte diejenigen seiner Beschauer, die sich mit seiner ihnen fremden Technik noch nicht abgefunden haben, fesseln und dankbar stimmen. — Das Bildwerk „Wann — —?" von Artur Hoffmann ist in seinem aktuellen Anreiz so stark, daß über der deutschen Idee fast der kräftige Gestalter selbst vergessen werden könnte. Bewegung, Muskelspiel, Ausdruck, alles ist Kraft, Ursprünglichkeit und Trotz. Wann — ja, wann wird der deutsche Michel, der sich die Waffen aus der Hand nehmen, in Ketten legen und die Zipfelmütze aufs Haupt setzen ließ, endlich die Ketten sprengen? — Zum erstenmal



Abendsonne. Studie von Franz Jüttner

bieten wir ein Kunstblatt nach einem Gemälde von Elisabeth Andrae: „Badeleben an der Havel." Die Künstlerin stammt aus einer sächsischen Beamtenfamilie, hat ihr Studium unter allerhand erschwerenden äußeren Umständen begonnen und verdankt die größte Anregung und Förderung, wie sie sich selbst äußert, dem jetzt in Berlin lebenden Joh. Wetter-Kurnau. „Nicht Naturausschnitte will ich in meinen Bildern geben," sagt die Künstlerin, „sondern farbige Melodien — wie auch in dem Havelbild



Farbenstiftstudie von Ignatius Taschner zu einem Märchen

zuüben vermag. — Mit zwei verehrten Meistern sei der Jahrgang beschlossen: Prof. Emanuel Hegenbarth, der Loschwitzer, dessen Gemälde die Münchener und Dresdener Galerie zeigen, überließ uns seine „Lagernden Rinder mit Stier"; Professor Hugo Frhr. von Habermann gibt uns ein neues Bildnis nach bekanntem Modell, dem er durch Haltung, Ton, Beleuchtung wieder hundert neue malerische Reize abzugewinnen vermochte. — Die Schriftleitung darf den Lesern für den neuen Jahrgang wieder eine reiche und lockende Ausbeute aus sämtlichen Kunstausstellungen dieses Sommers versprechen. Aber auch aus künstlerischen Werkstätten jungaufstrebender Talente ist schon Neues und Reizvolles in unseren Mappen und harrt der Ausgabe. Es wäre falsch, ernstem Streben auf künstlerischem Gebiet deshalb den Platz zu versagen, weil ein Teil des Publikums noch

nicht eine bestimmte Stelle aus Pichelswerder dargestellt ist — nein, ein Zusammenspielen und Zusammenklingen von Wald, Schatten und Sonnenlicht, Havelbläue, Wasser und Wind, Rufen und Lachen und Menschengewimmel sollte sich zu einem vollen Liede der Sommerfreuden vereinigen. Wie weit es mir gelungen ist, kann ich selbst nicht beurteilen. Es ist ein Versuchen — wie jedes neue Werk immer nur ein Schritt auf neuen Wegen ist — und das Ziel liegt weit da vorn!" — Prof. Georg Walter Rößner zählt zu den jüngeren Führern der Berliner Sezession. Sein Gemälde „Nach dem Bade" ist ein Beweis dafür, mit wie vollendetem Takt und mit wie vortrefflichem Rhythmus er aufzubauen, zu gliedern, Licht zu sammeln und zu verteilen weiß, da es in unserer Wiedergabe der Farbe entbehrt und trotzdem eine so starke Wirkung aus-

„nicht mitgeht". Slevogts „Verlorener Sohn" verursachte vor 25 Jahren einen Skandal. Die Aufregung, die Entrüstung vermag sich ein junger Mensch von heute kaum zu erklären. Wo offensichtlich ernstes Streben vorliegt, sollte man versuchen, den Künstler zu verstehen. Fritz v. Ostini berichtet, in einer Kunstausstellung habe ein älterer Herr vor einem Sonnenuntergang ausgerufen: „Dem Kerl gehören 25 aufgezählt!" Bloß weil der Künstler den Sonnenuntergang anders gesehn und dargestellt hat als dieser ärgerliche Betrachter! Freuen wir uns der Jugend, der nie stillstehenden Entwicklung. Unsere Hefte wollen jedenfalls immer gern Mittler auch des Jungen und Neuen sein, ohne das bewährte Alte zu verlassen. Und so entbieten wir allen unseren Freunden einen sommerlichen Gruß und rufen ihnen zu: Auf Wiedersehn im September! H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — **Nachdruck des Inhalts** verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50


DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa.) e.G.m.b.H
GLASHÜTTE (Sa.) 22
DEUTSCHE PRÄZISIONSUHR
ORIGINAL GLASHÜTTE
VERKAUFS-
STELLEN AUF
ANFRAGE

JACOBINER

DER DEUTSCHE LIKÖR

K.F.E
1922

JJ



ENTHÄLT NUR FEINSTE MOLKEREIBUTTER!

Fischer & Wittig in Leipzig.

